Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier3018unse

Globus.

XXX. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Dreißigster Band.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1876.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die griechischen und römischen Handelsstraßen durch das Thal der Oder, Weichsel, des Dniepr und Njemen an die Gestade des Baltischen Meeres 287.

Deutschland. Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier 59. 381. Professor Göppert's Denkschrift über einen Park zu Breslau 143. R. Aßmus und K. Stieler, Bilder aus Elsaß-Lothringen 224. Die Anzahl der Wenden in Sachsen 271. Slavische Findlinge. Von Richard Andree 297. Den Tod austragen und den Sommer gewinnen. Von Franz Schmidt 299.

Oesterreich. A. L. Hickmann's Graphische Statistik von Böhmen 31. Fiume 49. Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien 65. 81. 97. Evangelische Colonien in Galizien 189. Rheinlachse in der Donau 208.

Schweiz. Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle 191. Schweizerische Einwanderung in die Krim 208.

Däuemark. Isländer nach Manitoba 240.

Norwegen. Die norwegische Tiefsee-Erforschungsexpedition 80. 350.

England. Frisches Fleisch aus Amerika in London 63. Wöchentliche Production von Birmingham 64. Livingstone's Statue in Edinburgh 176. Historische Karte von Helgoland 224. Rückkehr der englischen Nordpolexpedition 304. Ex- und Import von England im Jahre 1875 304.

Frankreich. Regulirung der Seine und Rhone 192.

Italien. Italiener in Birma 48. Die italienische Expedition nach Innerafrika 160. Italienische Kinderspiele. Von O. Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld 318.

Rußland. Wissenschaftliche Reisen im europäischen Rußland 96. Einverleibung der innern Kirgisenhorde in das europäische Rußland 143. Unterdrückung der kleinrussischen Sprache 192. Schweizerische Einwanderung in die Krim 208. Gäste aus Ostasien 208. Am Imandra-See (Schilderungen aus Lappland). Von Albin Kohn 235. 247.

Serbien. Weihnachten bei den Serben. Von Nikola J. Petrowitsch 56. 71. Der Djurdjew-dan bei den Serben. Von Nikola J. Petrowitsch 93.

Türkei. Türkische Charakterskizzen 28. Zeitungen in Constantinopel 80. Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. von Lankenau 108. 125. 138. Geschichte der Bulgaren. Von C. J. Jireček 144. Seeräuber im Marmara-Meer 176. Sklavenhandel der Tscherkessen 176. A. Hilberg, Nach Eski-Djumaia 224. Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien und der Hertzegowina. Von Heinrich Kiepert 327.

Asien.

Die Fingernägel ostasiatischer Völker 7.

Die Verbreitung der Angoraziegen 30.

Türkisches Vorderasien. Ueber die homerische Ebene von Troja, von R. Hercher 62. Vulcanbildung bei Konia 96. In Türkisch-Armenien 321. 337. 353. 369. Bittschrift der Einwohner von Wan an den armenischen Patriarchen von Constantinopel 367.

Die Uferstaaten des Persischen Golfes. Von Emil Schlagintweit 362. 379.

Russisches Asien. Sibirien: Die Baidaratzky-Landenge und ihre Bedeutung für den sibirischen Handel. Von N. Latkin 11. Reisebriefe des Dr. Finsch über seine Forschungsreise nach Westsibirien 87. 103. 184. 202. 268. 281. Gäste aus Ostasien in St. Petersburg 208. Geographisches Material in den sibirischen Archiven 159. Wiggin' Reise nach dem Ob 128. Die Jenissei-Expedition 128. Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer 351. 365. Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875. Von A. Czekanowski 217. 232. — Russisch-Turkestan: Karawanenverkehr zwischen Krasnowodsk und Chiwa 143. Petroleum in Chokand 160. Säwerzow's projectirte Reise nach Hochasien 240. Militärische Expedition nach dem Alai-Plateau 272. Schifffahrt auf dem untern Amu-Darja 288.

Englisch-Indien. Der Pundit Nain Sing 30. Prof. Williams über ostindische Zustände 47. Indiens Grenznachbarn gegen Afghanistan. Von Emil Schlagintweit 105. 123. Arakan unter britischer Regierung. Von F. Ratzel 284. Mohammedaner in Indien 288. Zur Statistik von Britisch-Birma 296. Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens in 1874 bis 1875 384.

Hinterindien (nebst dem asiatischen Archipel). Kritik der „Reisen auf den Philippinen von Dr. Jagor" in der philippinischen Presse. Von G. Grupe 110. Italiener in Birma 48. Tonkin (Eröffnung des Hafens Haiphong und Handels-

verhältnisse) 175. Colonisation von Sumatra 111.

China nebst Vasallenstaaten. Die Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen. Von Albin Kohn 13. 27. Eröffnung eines neuen Hafens auf Hainan. Von C. W. Stuhlmann 15. Der Pundit Nain Sing 30. Erleichterung des Fremdenverkehrs 31. Küstenaufnahmen in China und Korea 31. Zeitung in Korea 48. Von der Insel Hainan 78. Die erste Eisenbahn in China 96. Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn 119. 134. 311. 346. Peking und Nordchina 129. 145. 161. 177. 193. 209. J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875 153. 170. Chinesische Schüler in den Vereinigten Staaten 208. Ein christlicher Begräbnißplatz auf der Insel Hainan. Von C. W. Stuhlmann 223. Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874 251. 264. Prschewalski nach dem Lob-nor 288. Pontanin's Reise nach der westlichen Mongolei 288. Schilderungen aus dem südlichen China. Von C. W. Stuhlmann 285. 302. Aufnahmen des „Fawn" in Ostasien 304. Neue Vertragshäfen in China 368.

Afrika.

Blonde und rothhaarige Neger 128.

Der Norden. Playfair's Reise durch Tunesien 256. E. von Bary's Reise nach dem Hagâr-Gebirge 288.

Aegypten. Reise von Dr. Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabische Wüste vom Nil zum Rothen Meere 8. P. Ascherson's Reise nach der Kleinen Oase 72. Aus Kordofan (Mason, Purdy, Pfund) 239.

Ostküste. Der afrikanische Sklavenhandel 14. Zur Völkerkunde Madagaskars 39.

Der Süden. Kaffern-Unruhen 48. Einwanderung in die Cap-Colonie 96. Eisenbahnen im Caplande 114. Volkszählung der Cap-Colonie 192. Vertrag wegen West-Griqualand 304.

Die Westküste. Von der afrikanischen Westküste 113. 273. 289. 305. Nachrichten vom Ogowe 31. 224. Land und Volk von Akem. Von Dr. W. Erman 156. 173. Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten. Von Dr. W. Erman 359. 375.

Das Innere. Die Livingstone-Mission am Nyassa-See 14. Ednard Mohr nach Innerafrika 16. Die zweite Befahrung des Albert Nyanza durch Gessi 55. 95. 249. Die italienische Expedition nach Innerafrika 160. Nachrichten von Stanley 112. Stanley in Centralafrika 166. 183. 198. 215. Dr. Pogge bei den Muata Jamwo 343.

Nordamerika.

Neue Werke über Nordamerika 57. Reste der Indianer im Osten Nordamerikas 112.

Britisch-Nordamerika. Ein Ausflug nach Canada 1. 17. 33. Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada 187. 200. Isländer nach Manitoba 240. Einwohner der Bermuda-Inseln 128.

Vereinigte Staaten. Die Verbreitung der Angoraziegen 30. Frisches Fleisch aus Amerika in London 63. Die Wirkungen des Goldgrabens auf die californischen Flüsse 80. Chinesische Schüler in den Vereinigten Staaten 208. Die Eröffnung der Süd-Pacific-Bahn von San Francisco bis Los Angeles 240. Der Lachsfang in Oregon 304. Aus den Baumwollenstaaten 314. 344. Anzahl der Jesuiten 352.

Central-Amerika. Eine Besteigung des Popocatepetl 25. Krieg zwischen Guatemala und S. Salvador 80. Die Eisenbahn von Costa-Rica. Von Dr. H. Polakowsky 278.

Südamerika.

Neugranada. Der Darien-Canal 255.

Peru. Pardo's Thätigkeit als Präsident 287.

Chile. Weltumsegelung der Corvette „Chacapuco" 224.

Argentinien. Die Martineta 63. Frisches Fleisch vom La Plata nach Paris 192. Einwanderung. Eisenbahnen 208. Guanovertrag 256.

Paraguay. Congreßmitglieder 48. Kaffeeanbau 256.

Brasilien. Das Pflanzenreich am obern Jacuhy; Culturpflanzen der deutschen Colonien S. Cruz und Mont'Alverne; das Thierreich am obern Jacuhy. Von O. Canstatt 44. 92. 219. Bevölkerung Brasiliens 128. Der Wasserfall Guayra in Paraná 142. Religiöser Fanatismus in San Paulo 256. Kautschuk in Para und Amazonas 271.

Der Continent von Australien.

Kabel zwischen Neuseeland und Australien 15. Lachseier nach Australien 48. Zur freien Auswanderung nach Australien 238. Die fünfte Reise von Ernest Giles 270.

Westaustralien. Die Colonie Westaustralien 254. 266.

Südaustralien. Zuckerrohr 64. Volkszählung 240. Universität Adelaide 240.

Victoria. Seidenzucht 48. Einfuhr von Lachseiern 160. Brough Smyth's Werk über die Eingeborenen von Victoria 240. Aufregung gegen die Chinesen 256.

Neu-Süd-Wales. Schulfrage 96. Goldumsatz der Münze von Sydney von 1855 bis 1875 192. Die Universität Sydney 240. 352.

Queensland. Die Palmer Goldfelder 63.

Northern Territory. Einwanderung 79. Wiltshire's Fahrt auf dem Daly-Flusse 270. Budson's Reise 368.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle" 76. 89.

Tasmanien. Die letzte Tasmanierin (Geschichtliche Rückblicke und statistische Uebersicht) 205.

Neuseeland. Naturwissenschaftl. Kenntnisse der Maoris 64. Vorstellung eines Maori über Bankerott 80. Zahl der Maoris 144. Anzahl der Weißen 224.

Rückkehr zum Heidenthum 256. Aufhören der unterstützten Einwanderung.
Neu-Guinea. Die Fly-River-Expedition 23. Woher stammt der Taback 112. S. M'Farlane's neueste Fahrt nach Neu-Guinea im März u. April 1876 140. 150.
Hervey-Inseln. Unterwelt und Elysium der Hervey-Insulaner 234.
Samoa-Inseln. Affaire Steinberger 160.
Hawaii. Am Gipfelkrater des Mauna Loa. Von F. Birgham 42. Ueber einige hawaiische Alterthümer. Von F. Birgham 53.

Der Nordpol.

Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874 225. 241. 257. Nordpolfahrt der „Pandora" 272. Rückkehr der englischen Nordpol-Expedition 304. Die englische Nordpol-Expedition unter Capitän Nares 1875 bis 1876 333.

Vermischte Mittheilungen.

Aberglauben, Sagen Gebräuche ꝛc. (s. auch unter den betreffenden Ländern).

Aus Thüringen 299; Ostfriesland 59. 381; Italien 318; Serbien 56. 71. 93; Türkei 108. 125. 138; von den Hervey-Inseln 234. Fußspuren; von Richard Andree 207.

Prähistorie.

Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle 191.

Vom Büchertische.

K. Andree's Geographie des Welthandels; von L. Katscher 16. A. L. Hickmann's Graphische Statistik von Böhmen 31. Neue Werke über Nordamerika 57. Ueber die Homerische Ebene von Troja von R. Herdher 62. Atlas der Ethnographie; von Georg Gerland 64. Jagor's Philippinen in der philippinischen Presse 110. Geschichte der Bulgaren; von C. J. Jireček 144. R. Aßmus u. K. Stieler: Bilder aus Elsaß-Lothringen 224. A. Hilberg: Nach Eski-Djumaia 224. — Die geographische Verbreitung der Thiere; von A. R. Wallace. Deutsch von A. B. Meyer. Besprochen von Dr. A. Reichenow 272. — Carl Wolff's Historischer Atlas 352. Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens im Jahre 1874 bis 1875 884.

Biographisches, Personalia.

Antinori 160. Aßmus 224. v. Bary 288. Bonnat 359. 375. Brazza 224. Deyrolle 321. 337. 353. 369. Gessi 55. 95. 249. E. Giles 270. Göppert 143. Gogorza 255. Güßfeldt 8. Herdher 62. Hickmann 31. Hovell 240. Jagor 110. Jireček 144. Lenz 31. 224. Livingstone 176. Marche 31. Mason 239. M'Farlane 140. 150. Mohr 16. Nain Sing 30. Nares 333. Nordenskjöld 128. 351. 365. Pardo 287. Pfund † 239. Playfair 256. Pogge 343. Potanin 288. Prschewalski 119. 134. 288. 311. 346. Purdy 239. Säwerzow 240. Schliemann 128. Schweinfurth 8. Brough Smyth 240. Sosnowski 153. 170. Stanley 112. 166. 183. 198. 215. Steinberger 160. Stieler 224. v. Thielmann 25. Wiggins 128. Williams 47. Wiltshire 270. Windich † 48. Young 14. Yriarte 65. 81. 97.

Autoren, von denen Beiträge (auch in Uebersetzungen) in Bd. XXX enthalten sind:

Richard Andree 207. 297.
Paul Aschersон 72.
Franz Birgham 42. 53. 166. 183. 198. 215.
Oscar Cannstatt 44. 92. 219.
Alexander Czekanowski 217. 232.
W. Erman 156. 173. 359. 375.
O. Finsch 87. 103. 184. 202. 268. 281.
G. Grupe 110.
L. Katscher 16.
Heinrich Kiepert 327.
Albin Kohn 13. 119. 134. 235. 247. 311.
H. v. Lankenau 108. 125. 138.
N. Latkin 11.
H. Meier (Emden) 59.
Nikola J. Petrowitsch 56. 71. 93.
H. Polakowsky 278.
F. Ratzel 284.
A. Reichenow 272.
O. v. Reinsberg-Düringsfeld 318.
Emil Schlagintweit 105. 123. 362.
F. Schmidt (Weimar) 299.
C. W. Stuhlmann 15. 78. 223. 285. 302.
Sosnowski 153. 170.

Illustrationen.

Europa.

Oesterreich (Croatien und Dalmatien).
Terzatto, Schloß der Frangipani bei Fiume 50.
Thunfischfang im Busen von Prelucca 52.
Dalmatische Panduren mit einem Räuber 66.
Morlakische Musikanten aus dem Bezirke von Zara 67.
Hirtin aus der Umgegend von Knin 69.
Die Kerka-Fälle bei Scardona 70.
Knin, vom Wege nach Verlicca aus gesehen 82.
Die Kerka oberhalb der Brücke von Knin 83.
Mädchen von Sebenico 84.
Traù, von der Insel Bua aus gesehen 85.
Die Schiffsländе von Spalato und die äußere Mauer des Diocletianischen Palastes 86.
Der Dom zu Spalato mit dem Peristyl des Diocletianischen Palastes 98.
Porticus des Tempels im Diocletianischen Palast zu Spalato 100.
Innere Ansicht des Domes zu Spalato, des einstigen Tempels im Diocletianischen Palaste 101.

Balearen.

Windmühlen bei Palma de Mallorca 117.
Aus losen Steinen kunstvoll zusammengefügter Schafstall auf Menorca 118.

Schweiz.

Der sogenannte Bär und der sogenannte Eisfuchs von Thayingen nebst ihren Originalen 191.

Asien.

Annam.

Hände zweier annamitischen Edelleute 7.

Hinterindische Inseln.

Blasebälge auf Borneo 40.

China.

Chinesische Bogenschützen 130.
Chinesische Kanoniere 131.
Bauer vom Ufer des Pei-ho 132.
Der Pei-ho innerhalb Tien-tsin 133.
Nordchinesisches Kameel 146.
Bürger von Tien-tsin 147.
Der Vicekönig Li 148.
Chinesischer Bettler 149.
Barken des Pei-ho 162.
Opiumraucher 163.
Palankin eines hohen Beamten 164.
Chinesischer Karren 165.
Generalansicht der Befestigungen von Peking 178.
Das Thor Tsien-men zwischen Mandschu- und Chinesen-Stadt in Peking 179.

Straße der französischen Gesandtschaft in Peking 180.
Oberbonze eines buddhistischen Klosters 181.
Triumphbogen auf der Brücke, welche über die Seen des Pekinger Palastes führt 182.
Chinesischer Gelehrter 194.
Mandarin 194.
Tatarische Frau 195.
Jung verheirathete Chinesin 195.
Chinesische Dame beim Putz 196.
Prinz Kung 197.
Bronze-Instrumente des Pekinger Observatoriums 210.
Schachspieler 211.
Chinesischer Schubkarren 212.
Diener bei feierlichen Begräbnissen 213.
Straßenscene in Peking. Guckkasten 214.

Kleinasien.

Bitlis 322. 323.
Türkischer Bei von Bitlis 324.
Kurdischer Krieger von Sork 325.
Die Insel Agthamar im Wan-See 326.
Blicke (Cyprinus Tarichi) aus dem Wan-See 326.
Der Felsen von Wan, von Norden gesehen 338.
Die Felskammern und Inschriften des Chorchor 339.
See und Festung von Wan 340.
Die Festung von Wan 341.
Persischer Kaufmann von Wan 342.
Kurdenlager 353.
Jedi-Kilissa, die Kirche von Warak 354.
Kirche von Agthamar 355.
Kloster Nareg 356.
Kurdischer Fürst 357.
Kurdische Typen 358.
Kirche von Chachu in einem Nebenthale des Thortum-su 370.
Kirche Coeschk-Wank 371.
Portal der Kirche Coeschk-Wank 372.
Trümmer einer georgischen Kirche 373.
Laze 374.
Bettelnder Derwisch 374.
Das Schloß von Kosaba im obern Thale des Tscharuch 375.

Afrika.

Westküste.

Die Insel Don Henrique bei Fernando Po, Aufenthalt von politischen Verbannten 114.
Der Clarence Pik auf Fernando Po 115.
Junge Gabunesin (M'pongwe) 274.
Gabunese (M'pongwe) 274.
Pahuin-Dolmetscher 275.
Pahuin 275.
Fans 276.
Ein Babongo 277.
Haartrachten der Frauen am Fernand Vaz 290.
Juan Fernand, Häuptling der Barre des Fernand Vaz, und seine Familie 291.
Porträts von Häuptlingen am untern Ogowe 292.
Insel Ningesaka am untern Ogowe 293.
Jonanga-See 293.
Die Fetisch-Spitze am Ogowe 294.
Elfenbeinschnitzereien aus Angola 306.
Rhede von S. Paulo de Loanda 308.
Bay von Mossamedes 310.

Inseln des Stillen Oceans.

Eingeborener der Salomons-Insel Isabel 24.
Fischgötze, Giftgott, Opferbecken } von Hawaii 54.

Nordamerika.

Canada.

Indianer von Malbaie 2.
Quebec vom Point Levis aus 4.
Marktplatz der Oberstadt von Quebec 5.
Jagd auf den Orignal (canadisches Elenthier) 6.
Wasserfall von Lorette 18.
Die Victoria-Brücke 19.
Schiffsländе von Montreal 20.
Ansicht von Montreal 21.
Der Markt Bonsecours in Montreal 22.
Schlittenfahrer und Schneeschuhläufer auf dem Mont Royal 34.
Fang der Alsen 35.
Ottawa mit dem Parlamentsgebäude 36.
Der Wasserfall „La Chaudière" des Ottawa-Flusses 37.
Das Parlamentsgebäude in Ottawa 38.

Nordpolarländer.

Kaiser-Franz-Josef-Land.

Cap Tyrol und die normale Form der Bärenjagd auf Schlittenreisen 228.
Das Alkencap 229.
Im äußersten Norden 230.
Einbrechen in Meeresspalten 242.
Ankunft vor offenem Meere 243.
Schlittenziehen 244.
Abschied vom Lande 245.
Das Verlassen des „Tegetthoff" 246.
Das Uebersetzen über die Canäle 258.
Scene aus dem Rückzuge 259.
Bärenjagd im Wasser 260.
Ankunft auf Nowaja-Semlja 260.
Erschöpfung 261.
Ein russisches Boot in Sicht 262.
Rettung der Expedition durch russische Schiffe in der Dunenbay von Nowaja-Semlja 263.

Karten.

Uebersicht der von Dr. P. Güßfeldt 1876 in der östlichen Wüste Aegyptens astronomisch bestimmten Punkte 9.
Aufnahme des Fly-River durch den Dampfer „Ellengowan" December 1875 23.
Prschewalski's Reisen in Hoch-Asien 1870 bis 1873 120.
Die östliche Halbinsel von Neu-Guinea 151.
Henry M. Stanley's Skizze des Südwestufers des Victoria Nyanza 167.
Karte des Kaiser-Franz-Josef-Landes aufgenommen von Julius Payer 1873 und 1874 226.
Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien. Von H. Kiepert 328.
Skizze der englischen Entdeckungen im Norden des Smith-Sundes 324.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Ein Ausflug nach Canada.

I.

Unter allen Dampferlinien des Atlantischen Oceans, welche die Alte und die Neue Welt mit einander in Verbindung bringen, ist die Linie „Allan", deren Schiffe zwischen Liverpool und Quebec fahren, wohl unstreitig die anziehendste. Denn in der guten Jahreszeit wählen die Dampfer den Weg nördlich von Newfoundland oder Terre Neuve durch die Belleisle-Straße und brauchen so auf offenem Meere nur 3000 Kilometer zurückzulegen, während die übrigen 1200 durch den St.-Lorenz-Golf und -Strom immer Angesichts des festen Landes und in verhältnißmäßig ruhigem Gewässer dahinführen. Im Winter, wo der St.-Lorenz-Strom zugefroren ist, landen sie dagegen in Portland im Staate Maine, von wo Passagiere und Güter per Eisenbahn nach Ottawa und Montreal geschafft werden. Weit sicherer auch kann der Reisende hier, als auf den 10 bis 12 Breitengrade südlicher gelegenen Schiffscoursen darauf rechnen, Eisbergen zu begegnen, welche — wie bekannt — ihre Heimath in der Baffins-Bay haben, im Juni und Juli langsam gegen Süden treiben und dort der vereinten Wirkung der Sonne und des Golfstroms erliegen, immerhin aber manchmal den 37. Breitengrad, also die Breite von Baltimore oder Richmond, erreichen. Diese oft noch thurmhohen Colosse, welche man meist erst gleichzeitig mit den Küsten Labradors oder Newfoundlands in Sicht bekommt, gewähren dann von den hellen Strahlen der Julisonne beschienen ein zauberhaftes Bild. Aber ganz plötzlich kann es verschwinden und mit ihm Sonne, Eisberg und Küsten, und ein dicker Nebel verhüllt Alles. In diesem plötzlichen Erscheinen desselben liegt eine große Gefahr für die Schiffe, deren mehr als eines schon wie Glas zwischen den Eisbergen zertrümmert wurde. Nur langsames, vorsichtiges Fahren kann dann die Gefahr vermindern.

Bei Nacht wird die Belleisle-Straße durchfahren und bei Tagesanbruch befindet man sich am Eingang des Lorenz-Golfes, um Nachmittags die große und noch fast unbewohnte Insel Anticosti zu erblicken. Bei ihren 6486 Quadratkilometern Flächeninhalt zählte sie 1871 wenig über 100 Einwohner, welche hauptsächlich die fischreichen Gewässer ausbeuten, und die ihr gegenüberliegende Südküste von Labrador, welche vom Manicuagan-Flusse bis zur Belleisle-Straße 700 Kilometer weit sich hinzieht, im selben Jahre nur 3696 Bewohner, darunter 1835 Franzosen, 1309 Indianer, der Rest Engländer, Iren und Schotten. Doch nimmt hier die Bevölkerung trotz des rauhen Klimas und des unfruchtbaren Bodens langsam zu. Von den Küsten Neu-Braunschweigs, der Prinz-Edwards- und den Magdalenen-Inseln kommen Acadier herüber nach diesen öden, felsigen, aber fischreichen Gestaden; es sind arme, unwissende Leute, aber tüchtige, unverzagte Fischer und Seefahrer, die dort ihren kargen Unterhalt gewinnen und dabei sich stattlich vermehren. Denn alle die 118,000 bis 120,000 Acadier, die ihre französische Sprache und ihr französisches Volksthum bis heute bewahrt haben — von den 2,800,000 Bewohnern Ober- und Untercanadas (Census von 1871) sind etwa ein Drittel französischer Abstammung, während in Neu-Braunschweig ihr Antheil an der Populationsziffer noch bedeutender ist —, sind

nachweislich Abkömmlinge von nicht ganz 400 Fischerfamilien, welche in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts aus Saintonge (jener alten französischen Provinz, welche das heutige Departement Charente-Inférieure und Theile von Charente und Deux-Sèvres umfaßte), der Bretagne und den Landes nach Acadien (Neu-Braunschweig) ausgewandert sind. In der That eine erstaunliche Fruchtbarkeit, wenn man die Verluste bedenkt, welche ihnen einst die Kämpfe mit den Engländern und ihre Zerstreuung im siebenjährigen Kriege und noch alljährlich der Grimm des Meeres zufügt.

Noch ehe man das westliche Ende von Anticosti erreicht, zeigen sich zur Linken zwei Landspitzen, Cap Rosier und Cap Gaspé, in welche die im Süden des St.-Lorenz-Stromes liegende Halbinsel ausläuft. Letzteres hat einen Namen in der Geschichte des Landes; denn dort landete 1534 sein erster Entdecker, Jacques Cartier, und errichtete ein dreißig Fuß hohes Kreuz mit dem Wappen seines Königs, Franz I. von Frankreich. Zwei Längengrade weiter östlich, bei Matane, ist der Wasserspiegel des Lorenz-Stromes noch immer über 50 Kilometer breit, und kaum erblickt man vom Dampfer, welcher am Südufer hinauffährt, die gegenüberliegende Küste als bläuliche Linie am Horizont. Der erste Anblick des Landes ist ein trauriger und ernster; überall zeigen sich große schwarze Flecken, Spuren von Bränden, die über die Hügel hinrasten und die Nadeln der Tannen versengten. Im Hintergrunde steigen die Gipfel der Monts Notre-Dame, welche die Halbinsel von Cap Gaspé durchziehen, bis zu 1300 Meter an. Aber bald macht der düstere Eindruck einem freundlichern Platz, wenn jene Reihe weißer Häuser am Fuße grünender Hügel beginnt, welche bis Quebec hinauf den charakteristischen Schmuck der Ufer des St.-Lorenz-Stroms bilden. Da sieht man keine großen Dörfer, sondern nur ein paar kleine Städte, wie Rimouski, Trois-Pistoles, Kamouraska, Montmagny u. s. w.; sonst aber baut sich ein Jeder sein Haus auf seinen Acker und kümmert sich nicht darum, wie groß die Entfernung ist, die ihn von seinem nächsten Nachbar scheidet. Nur ab und zu streckt eine Kirche ihren mit glitzernden Blechplatten gedeckten Thurm empor und zeigt den Mittelpunkt einer neuen Pfarrei an, welche eben dem jungfräulichen Boden abgewonnen worden ist. Sonntags schirrt dann der canadische Landmann seinen Traber vor seinen eleganten Federwagen und veranstaltet mit seinen Nachbaren ein Wettfahren nach der Pfarrkirche. Mit Geschirr und Wagen treiben diese Leute einen Luxus, welcher allmälig einen besorgnißerregenden Umfang angenommen und schon viele kleine Bauern ruinirt hat. Sie gerathen in Schulden, müssen ihr Land verkaufen und ziehen dann mit ihren Familien nach den Fabrikdistricten der benachbarten Vereinigten Staaten. So zählte man 1870 in dem industriellen Massachusetts 69,491 Personen, die in Canada geboren waren, und zwar weitaus die meisten französische Canadier, in Newyork deren gar 78,510.

Indianer von Malbaie. (Nach einer Photographie.)

Am reinsten hat sich das französische Volksthum in den Grafschaften am untern Laufe des Lorenz-Stromes erhalten; ja die dort wohnenden Engländer und Indianer verschmelzen sich täglich mehr und mehr mit dem dominirenden Elemente. Einige Zahlen beweisen dies am besten: so zählte 1871 die Grafschaft Bellechasse unter 17,637 Einwohnern 17,542 Franzosen, Montmagny unter 13,555 deren 13,449, l'Islet 13,375 unter 13,517, Kamouraska 21,038 unter 21,254, Temiscouata 21,809 unter 22,491, Rimouski 25,957 unter 27,418, Charlevoix 15,270 unter 15,611, Montmorency 11,602 unter 12,085, Chicoutimi 16,643 unter 17,493. Alljährlich entstehen neue Pfarreien landeinwärts von den alten, und gegen Süden hin beginnt das franco-canadische Element die angrenzenden Theile von Neu-Braunschweig und von Maine in Besitz zu nehmen. Nordwärts vom Lorenz-Strome haben sich in den letzten 20 Jahren mehr als 15,000 französische Canadier am Saguenay-Flusse, der gegenüber von Trois-Pistoles mündet, und an dem von ihm durchströmten St.-John-See niedergelassen. Dort sind über 1 Million Hectaren Landes vermessen worden, und hätten dort nicht 1870 furchtbare Waldbrände gewüthet, so wäre die Entwickelung jener Gegenden wahrscheinlich schon viel weiter vorgeschritten.

So blühend nun aber auch das Land, von seinem Hauptstrome aus betrachtet, im ersten Augenblicke aussieht, so muß man sich doch stets gegenwärtig halten, daß eben nur ein Streifen Landes an den beiden Flußufern angebaut ist, der

höchstens eine Breite von vier Wegstunden besitzt und alsdann granitischen Felswüsten weicht. Da findet man kein Alluvium mehr, sondern nur Granit, zahllose Seen und prachtvolles Nadelholz; nicht Ackerbau wird dereinst diesen weiten Gebieten eine Zukunft verleihen, sondern die Ausnutzung ihrer Wälder und ihrer mineralischen Reichthümer.

Vorbei zieht nun der Dampfer bei Pointe des Pères, wo er einen Augenblick verweilt und von wo seine Ankunft nach Quebec telegraphirt wird, vorbei bei zahlreichen Inseln, wie Bic, Isle Verte u. s. w., bei Cacouna, einem der beliebtesten Seebäder des Landes mit einem riesigen Hôtel nach amerikanischem Muster, vorbei bei der Mündung des Saguenay, dessen Ufer im Winter durch den eisigen Frost und die Schneestürme veröden, aber in der schönen Jahreszeit von zahlreichen Touristen belebt sind, ebenso wie die herrlichen Striche um Malbaie (südlich von der Saguenay-Mündung am Lorenz-Strome). Mehreremals wöchentlich fahren dann Dampfer von Quebec aus bis Chicoutimi den Saguenay hinauf, dessen 1 bis 2 Kilometer breites Bett von prächtigen, schroffen, oft 300 bis 400 Meter ansteigenden Klippen eingefaßt ist.

Nähert man sich Quebec von der See her, so ist es nicht die stattlichste Seite, welche die alte 1608 von Samuel de Champlain gegründete Stadt dem Beschauer zukehrt, da ihr schönster und größter Theil von dem Felsen der Festung verdeckt wird und nur die eine Straße am Fuße desselben sichtbar ist, welche, weil fast ausschließlich von Irländern bewohnt, darum die schmutzigste in der ganzen Stadt ist. Um dieselbe in ihrer ganzen Pracht zu überschauen, sind zwei Punkte vor allen trefflich geeignet, einmal Point Levis auf dem gegenüberliegenden südlichen Flußufer, und dann einige Kilometer stromabwärts ein Felsgipfel zur Linken des Wasserfalls von Montmorency. Von letzterm Orte aus soll die canadische Stadt mit ihren blitzenden Dächern von Blech einige Aehnlichkeit mit Algier und dessen weißgetünchten Häusern besitzen, nur daß, abgesehen von den niedrigeren Hügeln und der einförmigern canadischen Vegetation, der hier schon bedeutend schmalere Lorenz-Strom bei all seiner gewaltigen Tiefe und Klarheit und seinen unzähligen Segeln nicht im Stande ist, das unermeßliche Mittelländische Meer zu ersetzen.

Quebec ist die eigentlich französische Stadt in Nordamerika, wenn auch Montreal und New-Orleans eine absolut größere Zahl französisch redender Einwohner besitzen. Quebec zählte nämlich 1871 unter 59,699 Bewohnern 40,890 Franzosen, Montreal deren 56,856 unter 107,255 Seelen, während in New-Orleans die französische Zunge schätzungsweise durch etwa 60,000 Menschen vertreten ist. Nur in Quebec ist es dem französischen Elemente gelungen, durch seine numerische Ueberlegenheit, durch die großen von ihm gegründeten Institutionen und durch seine Herrschaft in politischen Versammlungen dem ganzen Gemeinwesen seinen Stempel aufzudrücken. Das zeigt sich in allen Familienverhältnissen, in den Gerichtshöfen und in der Politik, während andererseits die großen Kaufläden infolge des verlängerten Abbruchs geschäftlicher Beziehungen zum alten Mutterlande durchaus englisches Gepräge tragen. Auch vom Theater läßt sich dasselbe sagen, da die canadische katholische Geistlichkeit den französischen Dramen und Lustspielen nicht eben hold ist, wie denn überhaupt dieser Stand einen bedeutenden Einfluß selbst auf Fragen der innern Politik ausübt, der doppelt unbegreiflich ist in einem Lande, wo Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit eben so unumschränkt wie in England und Amerika herrschen, und wo jede Religion ohne Staatsaufsicht ausgeübt wird und ihre Diener durch ihre Anhänger erhalten werden müssen *). Ein Irrthum wäre es aber zu glauben, daß man dort drüben in Amerikas Norden dieselben Franzosen wie im heutigen Frankreich wiederfindet. Es ist das alte Frankreich vielmehr aus der Zeit, als noch das Lilienbanner herrschte, und selbst dem stumpfsinnigsten Reisenden muß es auffallen, daß, was er dort an französischem Wesen begegnet, alles ins siebenzehnte Jahrhundert gehört **). Alles Moderne dagegen ist englischen oder amerikanischen Ursprungs. Welchen Einfluß auf diese Verhältnisse der neue Strom französischer Einwanderung, der sich jetzt dorthin ergießt, haben wird, ist einstweilen schwer abzumessen.

Was aber Quebec hauptsächlich zur Hauptstadt des französischen Canada macht, ist weniger die Anwesenheit des Lieutenant-Governor und der beiden Kammern des Provinzial-Parlamentes, als die Universität Laval, welche ihren Namen von dem ersten Bischof von Canada trägt. Von der katholischen Geistlichkeit von Quebec gegründet, war sie lange Zeit die einzige höhere Unterrichtsanstalt in Nordamerika, wo französisch unterrichtet wurde. Dann aber erweckte ihr großer Erfolg ihr eine immerhin nutzbringende Concurrenz, indem die englische Victoria-Universität zu Coburg in der Provinz Ontario sich eine französische Zweiganstalt „incorporirte", welche ihren Sitz in Montreal hat, eine juristische und medicinische Facultät umfaßt und jetzt zahlreicher besucht wird als die Quebecer hohe Schule.

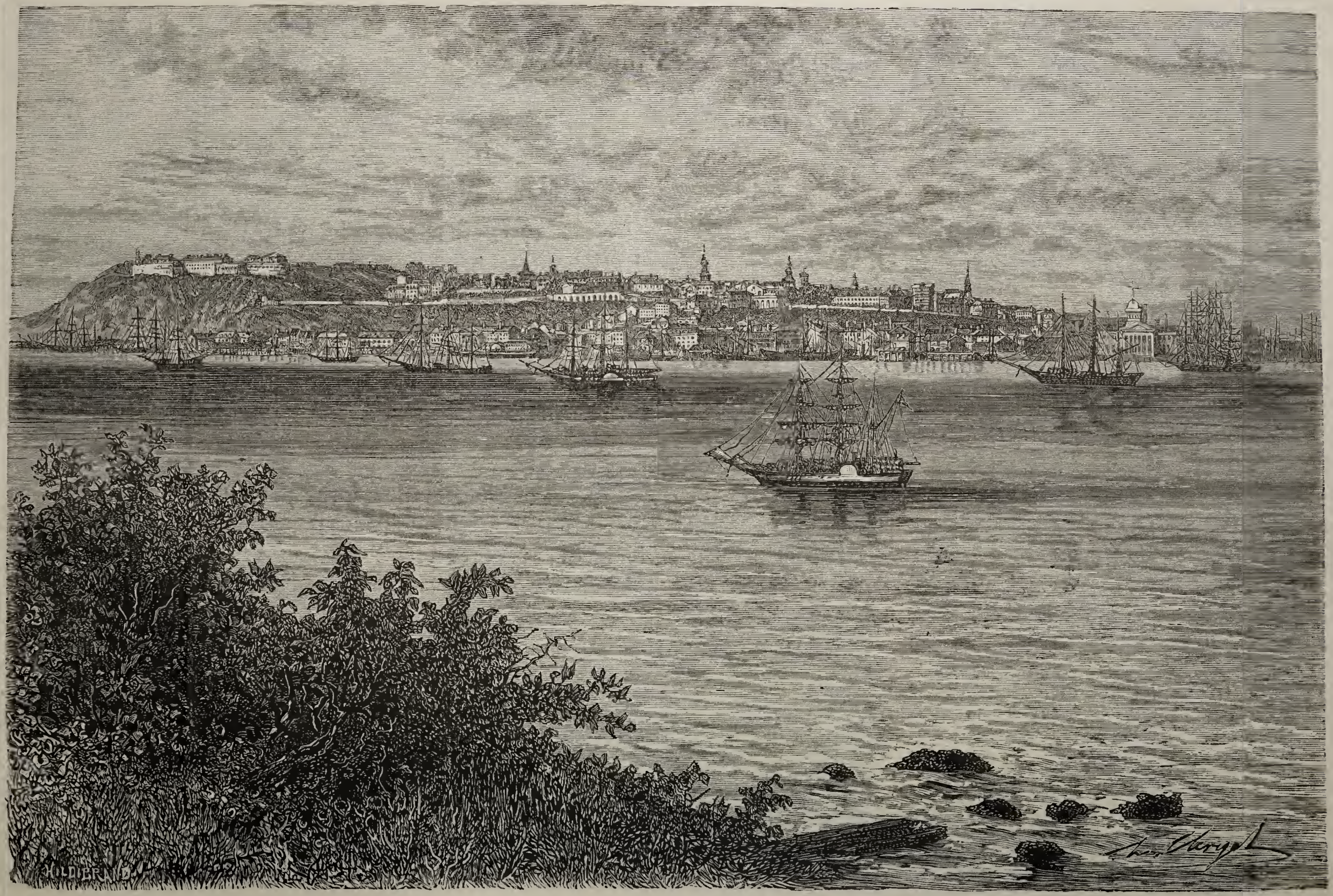
Weil Quebec alt ist, aber immerhin nicht alt genug, ist es im Innern keine schöne Stadt im modernen Sinne. Durch seine meist abschüssigen, engen und winkeligen Straßen (eine Ausnahme davon macht nur die Vorstadt St. Roch, welche, ebenso wie St. John und das am 30. Mai 1876 durch ein gräßliches Feuer großentheils in Asche gelegte St. Louis, vom Strome aus hinter der Citadelle landeinwärts gelegen ist) und durch seine kleinen Häuser, die selbst im Geschäftsviertel oft noch von Holz sind, unterscheidet es sich scharf von den anderen Städten seines Continents, in denen allein die gerade Linie und der thurmhohe Hausbau zur Geltung kommt. Auch die Reinlichkeit und das Pflaster lassen zu wünschen übrig: viele Straßen, namentlich in der Altstadt, sind ganz mit alten Holzblöcken gepflastert, und wo überhaupt ein Bürgersteig vorhanden ist, besteht er aus Bohlen.

Die elegante Promenade liegt in halber Höhe zwischen Citadelle und Fluß unweit des Denkmals, welches im Garten des Gouverneurs den beiden gegnerischen Generalen Wolfe und Montcalm errichtet wurde, die hier 1759 gleichzeitig fielen, der erste als Führer des siegreichen englischen Heeres, der andere als französischer Befehlshaber von Quebec, dessen Fall den Streit um Canada endgültig zu Englands Gunsten entschied. Von dort oben hat man eine herrliche Aussicht auf den Strom, die Orleans-Insel und die Quartiere der Unterstadt; dort promeniren die Schönheiten der canadischen Gesellschaft, zwar in englischen Toiletten, aber unter französischen Gesprächen. Von der Sprache des

---

*) Nach Sheridan Hogan, Le Canada, Montreal 1855, ist in runden Summen die Hälfte aller Bewohner von Ober- und Unter-Canada dem katholischen Glauben zugethan (466 Kirchen oder Capellen); es sind meist französische Canadier und Irländer. Ein Siebentel gehört zur englischen Kirche (344 Gotteshäuser); ein Achtel sind Methodisten (455 Kirchen ꝛc.); ein Zehntel Presbyterianer (245 Kirchen); ein Siebenunddreißigstel Baptisten (136 Kirchen). Ueber 10,000 Anhänger zählten damals noch die protestantische, lutheranische und congregationalistische Kirche.

**) Ueber diese Dinge orientiren vortrefflich „Parkmann, Die Pioniere Frankreichs in der Neuen Welt" (Stuttgart 1875. Mit Einleitung von Fr. Kapp) und „Parkmann, Das Ancien-Regime in Canada" (Stuttgart 1876).



Quebec vom Point Levis aus. (Nach einer Photographie.)

Mutterlandes unterscheidet sich das canadische Französisch durch eine eigenthümliche Aussprache, die aus der Normandie, der Heimath der meisten unter den ersten Ansiedlern, stammen soll. Neuerdings will ein Canadier den seinem Dialekte ähnlichsten Accent in Chartres gefunden haben. Es ist durchaus kein „Patois", was der Canadier redet, sondern eine Sprache voller Ausdrücke, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch waren und wie sie sich nebst fast allen dort üblichen Worten in jedem neuen Wörterbuche finden.

Quebec besitzt nicht weniger als vier französische Zeitungen, die täglich erscheinenden liberalen „L'Evénement" und „Journal de Québec"; ferner „Le Canadien", 1806 gegründet und die älteste französische Zeitung in Nordamerika, dreimal in der Woche herauskommend und der conservativen Partei zugethan, und endlich das ultrakatholische Wochenblatt

Marktplatz der Oberstadt von Quebec. (Nach einer Photographie.)

„Le Courrier du Canada", letzteres unstreitig das am schlechtesten geschriebene von allen. Dazu kommt noch das „Echo de Levis" in der Quebec gegenüberliegenden gleichnamigen Stadt, während die englische Presse durch den „Chronicle" und den „Mercury" vertreten ist. Rechnet man dazu noch einige wissenschaftliche, literarische und religiöse Journale in der einen oder andern Sprache und die treffliche, zweisprachige Monatsschrift „Journal de l'Instruction public", so erhält man eine stattliche Reihe von periodischen Veröffentlichungen, die von dem regen geistigen Leben Quebecs Zeugniß ablegen.

Von eigentlichen sehenswerthen Gebäuden und dergleichen hat die Stadt sehr wenig aufzuweisen. Die einst unnahbare Festung, die noch vor wenigen Jahren wegen ihrer starken Besatzung und gewaltigen Werke als das Gibraltar von Nordamerika galt, ist heute jedem Besucher zugänglich und nur von wenigen Freiwilligen bewacht. Außer dem schon erwähnten, Wolfe und Montcalm gemeinschaftlich geweiheten Denkmale steht auf dem Schlachtfelde selbst, dem sogenannten Abrahamsfelde westlich der Stadt, ein Obelisk zu Wolfe's Gedächtniß, während der Marquis de Montcalm im Kloster

der Ursulinerinnen ruht unter einer Tafel, welche die Aufschrift trägt:

Honneur
à Montcalm!
Le destin, en lui dérobant La Victoire,
L'a récompensée par
Une Mort Glorieuse.

In der Oberstadt bezeichnet außerdem eine Tafel die Stelle, wo am 31. December 1775 der amerikanische General Montgomery bei einem erfolglosen Angriffe auf die Stadt seinen Tod fand. An Gebäuden verdienen nur die englische und die französische Kathedrale, die Capelle des Seminars mit einigen Philippe de Champaigne zugeschriebenen Gemälden, das Zollhaus und ein 1872 theilweise durch Feuer zerstörter Justizpalast kurzer Erwähnung. Besondere architektonische Schönheit ist keinem unter ihnen nachzurühmen.

In Handel und Industrie hat Quebec schon seit lange dem glücklichern Montreal den ersten Platz überlassen müssen. Eine riesige Arbeitseinstellung der Schiffsbauhandwerker im Jahre 1867 gab einer Industrie den Todesstoß, welche lange Zeit eine Haupteinnahmequelle der Bevölkerung bildete. Aus denselben Werften, einst dem belebtesten Theile der Unterstadt, wo noch 1866 etwa 300 Schiffe von Stapel gelaufen sind, gingen im Jahre 1872 etwa 20 hervor! Ob der Plan gelingen wird, in Untercanadas Hauptstadt wieder schwunghafte Industrien einzubürgern und die zahlreich aus den Vereinigten Staaten auswandernden Arbeiter

Jagd auf den Orignal (canadisches Elenthier). (Nach einer Photographie.)

dort zu fesseln, kann erst eine wohl nicht ganz nahe Zukunft lehren. Heute ziehen die meisten transatlantischen Kauffahrteifahrer beim Diamond-Harbour, der südlichsten Spitze der Stadt, ohne anzulegen vorbei nach Montreal, und nur der Holzhandel ist seinem alten Mittelpunkte treu geblieben. So viel Holz, als nur die reichen Wälder des Districts zum Exporte nach Europa hergeben, sammelt sich in mächtigen Flößen an den Ufern des St.-Lorenz-Stromes ober- und unterhalb Quebecs und besonders am Fuße des herrlichen Wasserfalles (12 bis 13 Kilometer von der Stadt) des Baches Montmorency, der wenig unterhalb in den Lorenz mündet. 1872 stieg der Werth des aus ganz Canada nach England und den Vereinigten Staaten verführten Holzes auf 96 Mill. Mark, wovon 40 Mill. auf Quebec entfielen.

Die Umgegend der Stadt ist prachtvoll; im Winter herrscht ein reges geselliges Leben und die sogenannten sporting clubs gewähren den jungen Leuten für jede Jahreszeit ein anderes, gesundes und kräftigendes Vergnügen. Da folgen sich Pferderennen und Wettfahrten, Wettläufe und Rudern, Turnen, Partien auf dem Schlittschuh, englisches Cricket und das Spiel mit dem indianischen Rabostock oder dem Federball, endlich weite Ausflüge, um den Orignal (canadisches Elenthier) oder den Karibu (Renthier) zu jagen, wenn nicht gar ein Bär die harmlosere Jagd stört.

Von Juli bis zum September sind die Ufer des untern St.-Lorenz-Stromes von kränklichen Leuten aus den Vereinigten Staaten überfluthet, welche der dortigen Hitze entfliehen. In der That sinkt die Temperatur nach dem Meere zu rasch: in Quebec ist die mittlere Temperatur für Juli und August 18° C., am Cap Rosier nur 14°. Aber dafür

wartet der Badegäſte und Reiſenden in Malbaie, Gaspé, Cacouna u. ſ. w. ein grimmiger Feind in Geſtalt des Nordoſtwindes, eine wahre Geißel für den Diſtrict von Quebec. Wochenlang jagt er die Nebel des Golfes durch das ganze Land, ſchlägt an den trockenſten, wärmſten Sommertagen die Fremden gleichſam in ein naßkaltes Leinentuch und hinterläßt in ihrer Bruſt die Keime unaufhörlicher Erkältungen und Lungenkrankheiten. Acht, vierzehn Tage hindurch hindert er alle landwirthſchaftlichen Arbeiten, jeden Spaziergang, jedes Vergnügen des Landlebens. Im Winter wiederum verurſacht er ſchreckliche Schneeſtürme, die jede Verbindung unterbrechen und Jedermann in ſein Haus bannen, und im Herbſt Windſtöße, welche ſo viele Verwüſtung auf dem Meere anrichten, und jene wiederholten, lang anhaltenden Orkane, welche alsdann die Schifffahrt auf dem St.-Lorenz-Strome und -Golfe ſo gefährlich machen.

Die Fingernägel oſtaſiatiſcher Völker.

Die Hand allein iſt geeignet durch Betaſten genau die Größe, Geſtalt, Feſtigkeit und den allgemeinen Charakter der Gegenſtände zu erforſchen. Ihre Fläche iſt an jedem Theile äußerſt empfindſam und das beſonders an den Fingerſpitzen, wo die Nervenwärzchen nicht allein ſehr ausgebildet ſind und bloßgeſtellt, ſondern auch, nach einigen Autoren, ſich wirklich in die Höhe richten, wenn ſie gereizt werden. Die fleiſchigen Theile unten an der Spitze bilden wulſtige Kiſſen, unterſtützt durch die Nägel, welche vermöge ihrer Widerſtandskraft offenbar beſtimmt ſind, den Mechanismus des Organes zu vervollſtändigen, indem ſie die Fingerſpitzen tauglich machen, auf äußere Gegenſtände ſich feſt andrücken zu laſſen.

Die Nägel ſind Hornplatten, welche aus der eigentlichen Haut hervorkommen und aus einer fleiſchigen Wurzel hervorwachſen. Sie ſind dicht an die weichen Theile gedrückt und können nicht ohne heftige Schmerzen abgenommen werden. Außerdem, daß ſie als Unterſtützung und Schutzwehr der Fingerſpitzen dienen, ſind ſie auch eine Scheidewand zwiſchen den Nerven darunter und etwaigen Eindrücken von oben, ſo daß ſie die Communication von Einwirkungen auf dieſe Nerven verhindern; dadurch wird die Thätigkeit der Nerven auf die dargebotenen Gegenſtände concentrirt und die empfangenen Eindrücke ſind lebhaft und unvermiſcht.

Der Menſch gebraucht die Nägel weder als Waffen zur Vertheidigung noch als Schaufeln, um die Erde damit aufzuwühlen, noch als Haken, um damit zu klettern und ſich feſtzuklammern. Bei den meiſten Säugethieren ſind jedoch dieſe Theile von großer Wichtigkeit in der Oekonomie ihrer Lebensweiſe und deshalb durch eine Menge Abſtufungen modificirt. Man denke an die Krallen des Löwen, an den Huf des Pferdes, die beide nur Modificationen deſſelben dünnen gerundeten Nagels ſind, der ein ſo paſſendes Schlußſtück der Menſchenfinger bildet.

Hände zweier annamitiſchen Edelleute. (Nach Photographien.)

Theilweiſe aufgehoben wird aber der Zweck unſerer Nägel, wenn dieſelben, wie bei einigen oſtaſiatiſchen Völkern, namentlich Siameſen, Annamiten und Chineſen, übermäßig lang getragen werden. Sobald nämlich die Nägel mehr als einige Millimeter die Fingerſpitze überragen, werden ſie eher zu hinderlichen als nützlichen Organen. Spielerei und Eitelkeit verführen wohl einzelne civiliſirte Europäer, ſich die Nägel über das gehörige Maß wachſen zu laſſen; im Allgemeinen werden ſie aber kurz gehalten, durch Arbeit abgenutzt oder bei Naturvölkern mittelſt Benagens in der gehörigen Länge erhalten.

Das oſtaſiatiſche Extrem der Nägel iſt um kürzlich von E. T. Hamy zum Gegenſtande einer Mittheilung in der Pariſer anthropologiſchen Geſellſchaft gemacht worden (Sitzung vom 17. Februar 1876). Anlaß hierzu gaben ihm zwei Photographien, welche von Herrn Gſell in Saigon aufgenommen waren und die die Hände zweier annamitiſchen Edelleute darſtellen. Drei und vier Centimeter lange Nägel, ſagt Hamy, ſind in China keine Seltenheit, und die chineſiſchen Damen tragen beſondere Metallhülſen über ihren

langen Nägeln, um das Abstoßen derselben zu verhüten. Uebertroffen aber werden die chinesischen Nägel noch in Siam, Annam und Cochinchina, wo namentlich bei den Männern die Nägel manchmal zu förmlichen Klauen von sonderbarer Form anwachsen, wie die nach den erwähnten Photographien gefertigten Abbildungen beweisen. Bei der einen Hand erreichen die Nägel bereits die ansehnliche Länge von 10 bis 12 Centimeter; nach der Spitze zu krümmen sich dieselben allmälig und nehmen die Gestalt wirklicher Klauen an. Der Daumennagel krümmt sich anders als jene der übrigen Finger; er ist spiralförmig. Kurz wird nur der Nagel des Zeigefingers getragen und dieses allein ermöglicht es dem Besitzer, seine Hand noch als Greifinstrument zu benutzen, ihrem natürlichen Zwecke gemäß. Mit dem Zeigefinger und der Daumenspitze kann er noch kleine Gegenstände ergreifen und festhalten — trüge er auch den Nagel des Zeigefingers lang wie die übrigen, so wäre ihm dieses unmöglich. Auch in der Abbildung der zweiten Hand, die durch noch weit abnormere Nägel sich auszeichnet, finden wir den Nagel des Zeigefingers verhältnißmäßig kurz. Die übrigen aber erreichen die erstaunliche Länge von 40 und selbst 45 Centimeter! Der spiralförmig gekrümmte Nagel des Daumens ist zweimal so lang wie bei der zuerst erwähnten Hand. Dreifach schlangenförmig gekrümmt sind die Nägel des Mittel-, Ring- und kleinen Fingers. Außerdem ist bei dieser Hand deutlich eine Hypertrophie des Nagelgewebes erkennbar. Das Beispiel ist um deswillen so lehrreich, weil wir daran sehen, wie weit die Nägel, die bei den meisten Menschen künstlich gestutzt werden oder sich abnutzen, sich zu entwickeln vermögen. Den Pathologen ist übrigens bekannt, daß bei Greisen zuweilen ähnliche Hypertrophien der Nägel an den Zehen vorkommen.

Hamy vermag nicht anzugeben, wie stark die hier erwähnte „Mode“ in der hinterindischen Halbinsel verbreitet ist. Unter 20 Siamesen, die Leon de Rosny kennen lernte, hatte nur einer einen abnorm langen Nagel an einem kleinen Finger, und unter den annamitischen Gesandten, die zeitweilig nach Paris kamen, hatten nur einzelne lange Nägel an den kleinen Fingern und Daumen. Jedenfalls gelten lange Nägel in Hinterindien als Schönheit und Zeichen von Superiorität. Ein Beweis, daß der Inhaber keine Handarbeit verrichtet, sind sie jedenfalls dort gerade so gut wie lange Nägel bei Europäern.

Reise von Dr. Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabische Wüste vom Nil zum Rothen Meere *).

Mitte März dieses Jahres vereinigten sich Dr. P. Güßfeldt und Dr. G. Schweinfurth zu einer Forschungsreise durch die östliche Wüste Aegyptens. Zweck der Reise war für den einen der Reisenden Vervollständigung unserer botanischen Kunde von diesen so selten besuchten Gebirgseinöden der ägyptischen Wüstenregion sowie Gewinnung von paläontologischem Material behufs genauer Feststellung des Alters der daselbst auftretenden Sedimentgesteine, für den andern die astronomische Bestimmung einer Reihe von Punkten zwischen Nil und Rothem Meer, Höhenmessungen und magnetische Beobachtungen; beide Reisende ließen sich die topographische Skizzirung der von ihnen durchreisten Strecke, auf den vorhandenen Karten nur oberflächlich nach den lückenhaften Routiers weniger Reisenden der ältern Zeit (Mitglieder der französischen Expedition unter Napoleon 1798 bis 1801, Wilkinson 1823, Figari-Bey und Husson 1844) eingetragen, angelegen sein. Die Gunst der Verhältnisse gestattete eine befriedigende Lösung aller Fragen, deren Beantwortung innerhalb der angedeuteten Grenzen fiel.

Dr. Güßfeldt hat auf dieser Reise die Länge und Breite von 20 Punkten astronomisch festgelegt; und zwar entsprechen jedem Punkte mehrfache Beobachtungsreihen. Ein sechszölliger Sextant und ein Taschenchronometer, das durch zwei Ankeruhren ersten Ranges fortwährend controlirt wurde, dienten für die Beobachtungen. Die Länge wurde durch Zeitübertragung erhalten und deshalb wurde der Gang des Chronometers auf das Sorgfältigste festgestellt. Da Ausgangs- und Endpunkt der Reise in Beniſuēf zusammenfielen, so konnte der mittlere Gang des Chronometers während derselben bestimmt werden; aber auch auf der Reise selbst wurde der Gang viermal bestimmt. Der mittlere tägliche Gang ergab sich zu $+ 0^{s},4$; die größte Abweichung davon ($0^{s},9$) fand beim Beginn der Reise statt.

Bedenkt man, daß das empfindliche Instrument durch Erschütterungen des Kameelritts, des Bergsteigens und die sehr beträchtlichen Temperaturdifferenzen von Tag und Nacht beeinflußt wurde, so muß man die Vorzüglichkeit desselben (Verfertiger Harburg & Weill, London) anerkennen. Von den zur Bestimmung der zwanzig Punkte des Weges und des Ganges der Uhr gemachten Beobachtungen sind 416 theils während der Reise, theils nach derselben berechnet und zur Bildung der Resultate verwandt worden. Die Zahl der wirklich angestellten Beobachtungen ist eine weit größere; doch war es nicht nöthig, sie alle für die Rechnung heranzuziehen. Es sei jetzt schon bemerkt, daß der meist unbewölkte Himmel dem Beobachter großen Vorschub leistete, daß aber die heftigen, oft sturmartigen Bewegungen der Atmosphäre das Beobachten in empfindlichster Weise störten.

Für die magnetischen Bestimmungen bediente sich Dr. Güßfeldt desselben Apparats, mit dem er in Westafrika gearbeitet hatte. Der Apparat (nach Angaben Prof. Neumayer's vom Mechanikus Bamberg in Berlin construirt) gestattet die drei Elemente des Erdmagnetismus zu bestimmen. — Zu Höhenbestimmungen dienten ein Fortin'sches Reisebarometer (dasselbe wurde von einem zu diesem Zwecke eigens engagirten Diener getragen) und zwei Beck'sche Aneroïde, die das Möglichste leisteten, was von diesem unzuverlässigsten aller Instrumente erwartet werden darf. Die Höhenberechnung wird seiner Zeit an die correspondirenden Barometerbeobachtungen in Cairo angeknüpft werden.

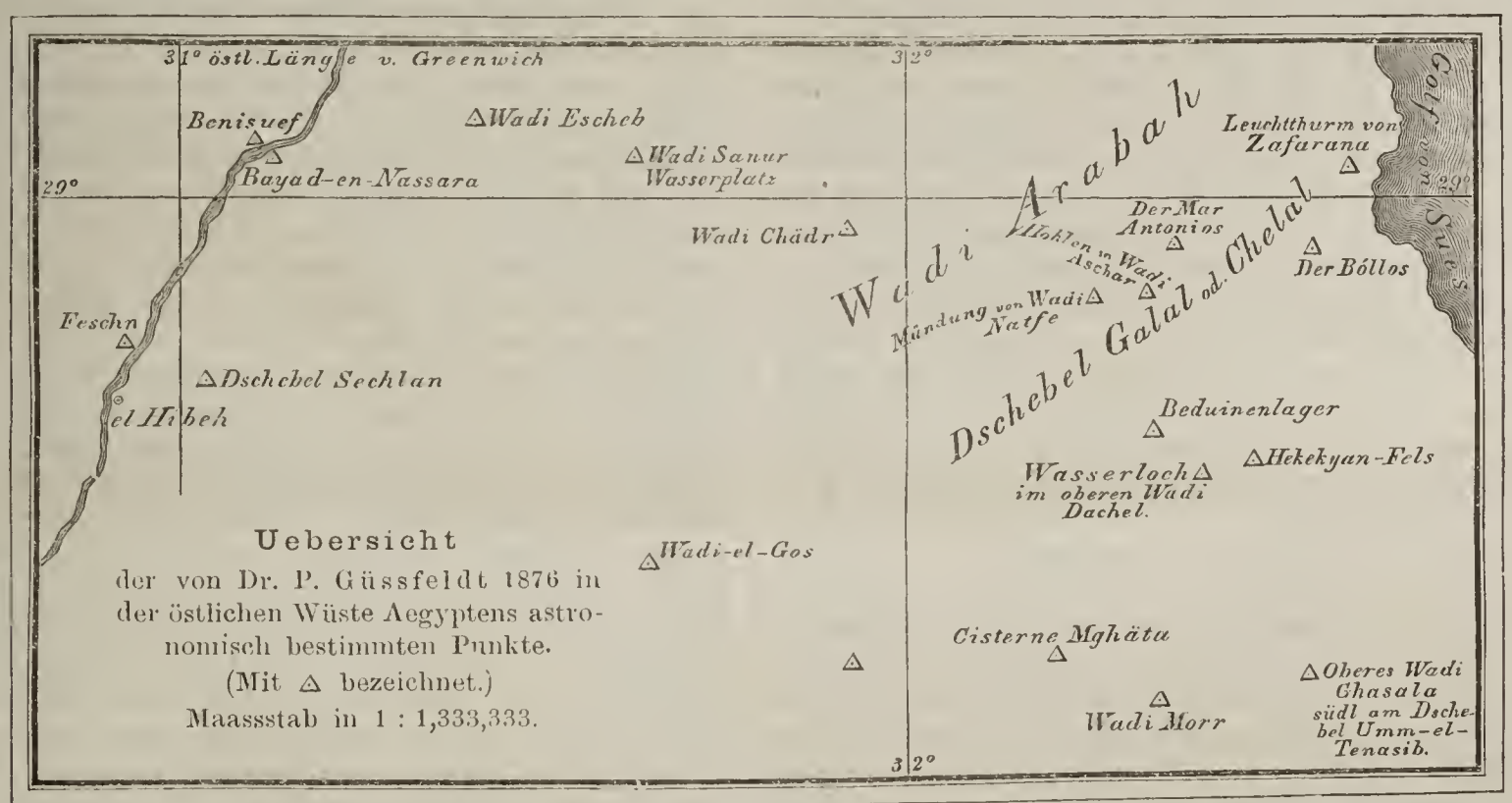
Die Reisenden verließen am 19. März den Nil bei Bayad-en-Naſſāra (31° 6′ 39″ östl. L. Gr., 29° 3′ 54″ nördl. Br.), gegenüber der Stadt Beniſuēf (31° 6′ 34″

*) Ueber dieses von uns schon in Bd. XXIX, S. 262 erwähnte Unternehmen wird in einem autographirten Schreiben, d. d. Cairo, 20. Mai 1876, betitelt „Geographische Nachrichten von Dr. G. Schweinfurth in Cairo Nr. 1,“ dem wir das Obenstehende entnehmen, berichtet.

östl. L. Gr, 29° 4′ 30″ nördl. Br.), und wandten sich, nach nördlicher Umgehung des ostnordöstlich vom erstgenannten Platze gelegenen Homr-Gebirges, nach Osten, indem sie die Wadi-Systeme von Suārke, Eschеb, Nehiēh, Sanūr (Wasserplatz 31° 37′ 6″ östl. L. Gr., 29° 3′ 17″ nördl. Br.), Abu Remm, Abu Rīsch, Dschemūla, Abu Debbāt, Chādr durchzogen; alsdann erreichten sie die Quelle von Areïde am nördlichen Thalrande des großen Wadi Arabah. Vegetationsleere „Serīr"-Flächen, weite tischebene Hochebenen von Nummulitenkalk wechselten auf diesem Theile der Wanderung mit vielverzweigten Thalsenkungen, welche von einer Krautvegetation von stellenweise überraschender Ueppigkeit erfüllt waren. Den Vegetationscharakter in der Kalkregion der Arabischen Wüste bezeichnet zwischen 28° und 29° 30′ nördl. Br. vor Allem ein weißblühender Ginsterstrauch (Retama Raetam F.), der weder südlich noch nördlich von der angegebenen Begrenzung zu finden ist; die Hauptmasse der Vegetation in den Wadis bildet Artemisia judaica L.

Im Wadi Sanūr fand Dr. Schweinfurth in großer Menge jene Art Kieselsplitter, wie sie zwar von Menschenhand häufig benutzt, doch nie verfertigt sein können. Auch die dazugehörigen Kerne (s. die nebenstehende Abbildung),

von welchen sich durch Temperaturverzerrung die prismatisch-stengeligen, planconvexen Stücke abtrennten, fanden sich daselbst in entsprechender Anzahl vor. Die erstaunliche Menge, in welcher derartige Splitter stellenweise weite Strecken in den ödesten Theilen der Libyschen und Arabischen Wüste bedecken, schließt allein schon die Möglichkeit der Annahme von Artefacten aus. Auch ist nachweisbar der Versuch, durch geübte Schlagführung ähnliche Kieselsplitter, wie die beschriebenen (wie sie die Obsidiane Südamerikas in größter Formvollendung zu erkennen geben), zu erzeugen, noch nie geglückt. Der angebliche Nachweis von sogenannten „Schlagmarken", welche als Kennzeichen der Artefacte dienen sollen, entbehrt alles Grundes. Die Kerbung des Randes findet sich an den rohen natürlichen Splitterstücken ebensogut vor wie an den zu Pfeil- und Lanzenspitzen ꝛc. künstlich zugehauenen unserer Museen.



Ein sechs Stunden breites von W.-S.-W. nach O.-N.-O. gerichtetes Thal, welches in seiner äußern Erscheinung an die große Oasensenkung von Chargeh erinnert und von ähnlichen Steilabfällen des eocenen Kalkgesteins (alten Meeresufern) begrenzt erscheint, das Wadi Arabah, wurde von Ain Areïde aus quer durchschnitten. Das Wadi ist auf der Südseite vom Nordabfall des 1000 bis 1100 Meter hohen Galāla- oder Cheläl-Gebirges begrenzt. Sieben im Durchschnitt nach N.-N.-W. verlaufende Paralleltháler senken sich von der Plateauhöhe des Galāla zum Wadi Arabah hinab. Von W. nach O. aufgezählt sind ihre Namen: Umm Damarāna, Enneba, Nátfe, Aschar, Abu Geráf, Abu Hammād, Nigbe. Zwei derselben, Wadi Nátfe (Mündung desselben 32° 15′ 51″ östl. L., 28° 52′ 50″ nördl. Br.) und Wadi Aschar, wurden von den Reisenden bis zu ihrem eine tiefe Einsicht in den Bau des Gebirges gestattenden Ursprunge verfolgt. Diese Thäler sind reich an großartigen Naturschönheiten, welche allein schon eines Besuches verlohnten. Der Ursprung des Wadi Natfe ist durch eine merkwürdige Grottenbildung ausgezeichnet. Unter 1200 Fuß hohen Felswänden entspringt das Wasser aus engem Spalt und hat in stufenartiger Folge zwischen den Berggehängen zwei runde, 50 Schritt im Durchmesser haltende Höhlen mit kuppelartig überhängenden Wölbungen ausgewaschen. Moosbedeckte 20 Fuß lange Stalaktiten hängen von den Wänden der obern Grotte herab, die, außerdem noch in üppigen Schmuck von Venushaar (Adianthum Capillus Veneris) gekleidet, einen durchaus fremdartigen, am wenigsten an die ägyptische Wüstenleere erinnernden Charakter offenbaren. 15 Fuß hohe Feigenbäumchen (F. palmata F.) sprossen neben verwildertem Palmgestrüpp aus den Felsspalten hervor, der üppigste Pflanzenwuchs concentrirt sich auf den breiten Steinstufen, über deren moosgepolsterte Bänke das reinste Wasser rieselt. Sehr reich an Kameelweide und noch mannigfaltiger in der Zusammensetzung seiner Flora ist das große Wadi Aschar (Höhlen daselbst zu 32° 20′ 24″ östl. L. Gr. und 28° 52′ 49″ nördl. Br. bestimmt). Seinen zahlreichen von pittoresken und gewaltigen Felsgestalten eingeschlossenen Windungen folgend gelangt man zu einem Pfade, dem einzigen für Kameele zugänglichen, welcher auf die von einigen Araberfamilien mit ihren Herden bewohnte Höhe des Galāla führt. Hier überrascht eine durchaus neue vom gewöhnlichen Typus der Wadi-Flora gänzlich abweichende Vegetation den Besucher. Die sanft abfallenden Hügelwellen, welche die Oberfläche des Plateaus bedecken, sind durchweg, ohne die geringste Lücke offen zu lassen, mit einem niedern aber äußerst dichten Kraut-

wuchse bekleidet. Hier, in einer Höhe von über 1000 Meter, war es, wo Dr. Schweinfurth das Pflanzenverzeichniß der ägyptischen Wüstenflora mit zahlreichen unerwarteten Funden zu bereichern vermochte. Viele bisher nur am Sinai oder im Innern von Palästina bekannt gewordene Gewächse fanden sich auf dem Galāla wieder, einzelne sogar, die man früher nur in Persien und Afghanistan beobachtet hatte. Der im Durchschnitt sinaische Charakter der Gebirgsflora vermengt sich auf diesem Gebirge mit dem mediterranen der ägyptischen Küste von Alexandria. Die eine eßbare Wurzel besitzenden Scorzonera undulata und Malabaila Sekakul R. wuchsen auf der Höhe in unglaublicher Menge, während die charakteristische Balanophoree Cynomorium coccineum auf Artemisien schmarotzt.

Während am Nordabhange des Galāla die Mannigfaltigkeit der Flora eine reiche botanische Ausbeute erzielen ließ, erschloß auf der Südseite das Erdreich seine an aufgespeicherten organischen Resten reichen Fundgruben den Reisenden. Dieselben umgingen auf einem bis an die Meeresküste südlich vom Leuchtthurme von Zafarana reichenden Marsche das nordöstliche Ende des Gebirges, nachdem sie zuvor im Kloster St. Antonius (Dēr Mar Antonios 32° 23′ 26″ östl. L. Gr., 28° 55′ 50″ nördl. Br.), dem ältesten der Welt, eine sehr gastliche Aufnahme Seitens der dasselbe bewohnenden Mönche, 50 an der Zahl, erfahren hatten. Eine gleiche wurde ihnen auch in dem durch das Galāla-Gebirge vom erstgenannten geschiedene Kloster St. Paul (Dēr Bóllos 32° 33′ 59″ östl. L. Gr., 28° 50′ 50″ nördl. Br.) zu Theil. An diesem Platze stehen Schichten der obern Kreideformation an, während sie am Nordabhange des Gebirges nur an der untersten Basis der Bergmasse, an den Mündungen tiefer Thaleinschnitte, freigelegt resp. angedeutet erscheinen. Dr. Schweinfurth hatte hier eine sehr reiche Petrefactenausbeute, die er nebst den anderwärts auf dieser Reise erzielten Funden dem königlichen paläontologischen Museum zu München zum Geschenk machte.

Die Hauptmasse des Galāla besteht aus verschiedenen Schichten der Nummulitenformation, gegen die Basis des Berges aber treten am ganzen Südostabfalle desselben vielfach gegliederte, ausschließlich aus Austernarten (Exogyren und Gryphäen) zusammengesetzte Bänke als Vorhügel hervor, die in den dazwischenliegenden Mergelschichten eine unerschöpfliche Fundgrube von Echiniten, Hippuriten und namentlich auch Ammoniten darbieten. Von letzteren fand Dr. Schweinfurth fünf verschiedene Arten, darunter zwei von 1 Fuß und darüber im Durchmesser. Diese petrefactenreichen Schichten, welche eine Mächtigkeit von gegen 500 Fuß erreichen, sind aufs Regelmäßigste auf einen Sandstein abgelagert, der beim Kloster St. Paul die untersten Thaleinschnitte begrenzt und keinerlei Einschlüsse, die auf organischen Ursprung deuten, enthält. Derselbe scheint sich nebst den übrigen Formationen jener Gegend aufs Engste an die entsprechenden Schichten der Sinai-Halbinsel und Palästinas anzuschließen. Einige Stunden südlich von St. Paul, im obern Wadi Dachl, erhebt sich die ganze Masse dieses Sandsteins, 200 Fuß mächtig, an der Basis des steilen Südabhanges des Galāla, regelmäßig von den von der eocenen Hauptmasse des Gebirges ausgehenden Vorhügeln der Kreide in treppenartiger Schichtung überlagert. Hier sieht man den Sandstein selbst in unverrückter Lage auf dem Urgesteine ruhen, welches in der Breite von 28° 40′ zum ersten Male ansteht. Hornblendeschiefer, Granit, Porphyrit, Diorit ꝛc. treten daselbst in eben so buntem Wechsel auf wie drüben am Sinai, mit welchem sie ursprünglich ein und dasselbe Massiv dargestellt haben müssen, das erst in neuerer Zeit durch die Spaltbildung des Rothen Meeres in zwei Hälften, den Sinai und den Garib-Umm-el-Tennāssib-Stock, getheilt wurde. Keine frühere Sedimentbildung als die der obern Kreide scheinen diese Urgebirge seit der Zeit ihres Entstehens bemäntelt zu haben, in den ägyptischen Wüsten sind mithin keine älteren Formationen vorhanden als die genannte. Figari-Bey, ein Pharmacent und Chemiker im Dienste der Vicekönige von Aegypten, der sich in seinen Mußestunden mit Geologie beschäftigte und eine große geologische Karte von Aegypten voller illusorischer Angaben veröffentlicht hat, hatte sich daher einem großen Irrthume hingegeben, als er vor 30 Jahren an den Abhängen des Galāla nach Steinkohlen suchen zu müssen glaubte. Die von ihm in den Sandstein von Wadi Dachl getriebenen Stollen, wenige Fuß über den anstehenden Grünsteinen, verrathen noch heute die Stelle seiner nutzlosen Anstrengungen.

Vom Wadi Dachl (Wasserloch daselbst 32° 24′ 14″ östl. L. Gr., 28° 40′ 4″ nördl. Br.) aus umgingen die Reisenden in weitem Winkel die südlichen Ausläufer des Galāla, indem sie in die Region der Urgebirge eintraten, welche im Umm-el-Tenāssib ihre nördlichste Massenanhäufung vereinigen. Sie durchschritten das Wadi Ghazāla seiner ganzen Länge nach und gelangten alsdann weiter in West beim Wadi Morr wieder in den Bereich der aus oberen Kreideschichten zusammengesetzten, wall- und dammartigen, mit Sandsteinprostrat versehenen Vorhügelzüge des Galāla. Die das Wadi Morr begrenzenden Schichten sind durch einen beispiellosen Reichthum an großen wohlerhaltenen, discusförmigen Ammoniten ausgezeichnet, deren Massen hauptsächlich zum Aufbau dieser Schichten beigetragen haben. Den Ursprung des weitausgedehnten Wadi Tarfa betretend, erreichten die Reisenden alsdann die bereits am Anfange des Jahrhunderts vom Botaniker der französischen Expedition, Raffenau Délile, besuchte großartige Naturcisterne von Mghäta (32° 12′ 22″ östl. L. Gr. und 28° 27′ 20″ nördl. Br.), welche, einzig in ihrer Art, durch den Kieselreichthum des völlig wasserdicht gemachten eocenen Kalkgesteins in den Stand gesetzt ist, ihren Inhalt gegen die Einflüsse jahrelanger Dürre zu verwahren. Die Kieselmasse, welche hier das weiche, weiße und kreideartige Gestein durchzieht, umgiebt ein jedes seiner Bruchstücke mit einer harten Rinde, hat ganze Bänke in demselben abgelagert, welche ein Entweichen des angesammelten Regenwassers hindern, und eine ungeheure Menge ursprünglicher Kalkconcretionen in Kiesel umgewandelt. Hier lagern am locus natalis in regelmäßiger Reihe jene melonenförmigen Gebilde im festen Gestein, welche anderwärts, wie auf dem Plateau der Libyschen Wüste, die Oberfläche mit Reihen von so auffallender Symmetrie bedeckt erscheinen lassen.

Der Rückweg zum Nil wurde von Mghäta aus in W.-N.-W. zurückgelegt, anfänglich über nackte, von häufigen Sandverwehungen unterbrochene Serīr-Flächen, dann wurde im Wadi-el-Gos das kartographisch noch nie verzeichnete System des Wadi Moathil betreten. Im Wadi el Gamr wurde ein wasserreicher Brunnen besucht und dann wieder über vegetationslose der obern Eocenformation angehörige Serīr-Flächen geschritten. Bei 40 Kilometer vom Nilthal entfernt zeigen sich auf der nackten Steinfläche die Flechten und Schnecken (Helix desertorum) des Mokkatam, die bis zum Nilthale den Wanderer begleiten, landeinwärts aber, und zum Rothen Meere zu, bei so geringer Erhebung nirgends angetroffen wurden. Der Weg lief bei den Hügeln von „Hadid“ und Sechlān vorbei und mündete unterhalb des Dorfes Hibeh in das Nilthal. Am 22. April, nach einer Wüstentour von 35 Tagen, fand dieselbe ihren Abschluß im Ueberschiffen des Nils von Hibeh nach Feschn (30° 55′ 25″ östl. L. Gr. und 28° 49′ 22″ nördl. Br.).

Die Baidaratzky-Landenge und ihre Bedeutung für den sibirischen Handel.

Von **N. Latkin** in St. Petersburg.

Gegen Osten von der Meerenge Jugorsky-Schar, fast unter 70° nördl. Br., gleich am Ausgang der eben genannten Meerenge, liegt die breite Mündung des Baidaratzky- oder Karischen Meerbusens, die sich auf mehr als 200 Werst gegen Südosten erstreckt und in einer schmalen, länglichen Bucht endigt, mit einer mittlern Tiefe von 20 Fuß. In dieselbe ergießt sich der noch unerforschte, vom nordöstlichen Ural kommende Baidaratj oder Baidarat, der an seiner Mündung 200 Faden breit und an seiner Barre 8 Fuß tief ist. Vom südlichen Ende der Baidaratzky-Bucht gegen Südosten dehnt sich bis zum Flusse Obi eine wellige Moorgegend aus, die der Halbinsel Jalmal zur Basis dient und jetzt unter dem Namen der Baidaratzky-Landenge bekannt ist. Quer über dies wüste noch sehr wenig bekannte Land fließt in südöstlicher Richtung der ebenfalls vom nordöstlichen Theile des Ural herkommende Fluß Schtschutschia und ergießt sich 250 Werst unterhalb der Stadt Obdorsk in den Obi. Das Thal dieses Flusses wie auch seine Länge sind uns noch unbekannt; nur den Erzählungen der dort lebenden Samojeden und russischen Fischer entnehmen wir, daß der Fluß in seinem untern Laufe an 80 Faden breit und bis 100 Werst von seiner Mündung schiffbar sei. Es läßt sich annehmen, daß der Fluß nicht über 200 Werst lang und bloß für Schifferboote, nicht aber für schwerbeladene Fahrzeuge schiffbar ist. Höchst wahrscheinlich hat der Schtschutschia den Charakter unserer sibirischen Waldflüsse, die ebenfalls auf dem Gebirge ihren Ursprung nehmen: er ist wohl an seinem Ursprung steil, flach und steinig, in der Mitte voll Klippen und endlich, nachdem er das Moorland erreicht, breit und still, so daß er im Stande ist, Boote mit einer Ladung von 200 bis 300 Pud zu tragen. Die Breite der Baidaratzky-Landenge vom Anfange des Karischen Meerbusens bis zum Obi übersteigt nicht 200 Werst; Einige nehmen noch weniger an. Dieses Land, so öde und so wenig bevölkert es ist, verdient die größte Aufmerksamkeit durch seine geographische Lage, weil es aus vielen Gründen großen Einfluß auf den sibirischen Seehandel haben kann.

Seit Nordenskjöld's Entdeckung einer Seestraße nach dem Jenissei ist das Vorhandensein einer solchen auch nach der Mündung des Obi ganz augenscheinlich. Nun muß hauptsächlich die Frage erörtert werden, ob die Fahrzeuge vom Meere aus sich der Mündung dieses westsibirischen Flusses nähern können und ob wirklich seine Barre so flach ist, wie dies auf unseren mangelhaften hydrographischen Karten angegeben, nämlich nur eine Tiefe von 6 bis 12 Fuß erreicht. Außerdem muß noch die Tiefe der Obischen Bucht bestimmt werden, sowie die Zeit, wann dieselbe vom Eise frei wird, außerdem, wie lange eine ungehinderte Navigation etwa andauern könne.

Um dies alles genau zu ermitteln, ist es unumgänglich nöthig, eine Expedition zu Wasser nach dem Obischen Meerbusen und dem Obi auszusenden; eine solche zu Stande zu bringen ist die Gesellschaft zur Förderung russischen Handels und Navigation sehr eifrig, doch bis jetzt ohne Erfolg, bemüht gewesen. Eins ist gewiß, nämlich daß das Karische Meer während einiger günstiger Jahre, die jetzt übrigens häufig sind, im August und September frei vom Eise ist, weshalb es sich also annehmen läßt, daß die Navigation in der Obischen Bucht während dieses Zeitraumes ganz gut möglich sei.

Doch ist dies Alles ungenügend, da eine beständige und vom Eise unabhängige Navigation erforderlich ist, um einen regelmäßigen Handel zwischen Sibirien und Europa einzuleiten. Noch kürzlich lasen wir in einem Tagesblatt, daß eine solche beständige Navigation in der Mündung des Obi zu den Unmöglichkeiten gehöre, weil die Seefahrzeuge genöthigt wären, um in die Obi-Bucht zu gelangen, beim Umfahren des Bjely-Ostrow bis zu 74° nördl. Br. nach Norden vorzudringen, und daß man bei diesem Breitengrade in Amerika immer auf undurchdringliche Eismassen stoße, folglich auch dasselbe hinsichtlich des Karischen Meeres anzunehmen sei. Diese Meinung ist aber nicht stichhaltig und läßt sich Mancherlei dagegen einwenden, so z. B. daß wir im Karischen Meere von den großen sibirischen Flüssen Obi und Jenissei herrührende, weite, warme Strömungen haben, die von großem Einflusse auf das Schmelzen des dortigen Eises und der Eisflächen sind. Letzteres wird auch durch einen die Richtung ins Karische Meer nehmenden Arm des Golfstromes beeinflußt, so daß jedenfalls der Zustand des Eises während des Sommers in unserm Karischen Meere ein ganz anderer als im Norden Amerikas ist, worüber uns jede neuere Karte der nördlichen Hemisphäre aufklären kann. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß es Jahre giebt, wie z. B. 1872, wo das Karische Meer beinahe unzugänglich ist *). Hinsichtlich dieses Umstandes bietet die Baidaratzky-Landenge bei ihrer unbedeutenden Breite und geographischen Lage dem sibirischen Seehandel außerordentliche Vortheile, die die durch das Eis im Karischen Meere verursachten Unbequemlichkeiten aufwiegen und sogar den Waarentransport nach und aus Sibirien wohlfeiler machen können. Ich habe schon oben erwähnt, daß der Anfang (Südende) der Karischen oder Baidaratzkischen Bucht nur 200 Werst vom Flußbett des Obi entfernt sei und daß der Weg dorthin über die Baidaratzky-Landenge 250 Werst von Obdorsk anfängt. Auf diese Art könnten die vom obern Obi kommenden Ladungen bei der Mündung des Flusses Schtschutschia 200 Werst oberhalb der Mündung des Obi liegen bleiben, auf einer einzurichtenden Bahn, sei es einer gewöhnlichen oder einer Dampf- oder auch einer Pferdeeisenbahn, über die Baidaratzky-Landenge bis zum Anfange der Baidaratzky-Bucht transportirt und von da auf Schiffen weiter nach Europa gebracht werden. Die Baidaratzky-Bucht ist alljährlich von Eis frei und vom Juli bis Ende September schiffbar. Sie ist sogar dann zugänglich, wann das Karische Meer und das Nördliche Eismeer um Nowaja-Semlja und die Kalgujew-Insel herum mit dichten Eismassen bedeckt sind, was durch mehrfache Fahrten der Norweger und des Engländers Wiggins bewiesen worden ist. So gelang es im Jahre 1870, als im Anfang Juni das Nördliche Eismeer von großen Eismassen bedeckt war, dem Capitän Torkildsen, am 24. Juni ins Karische Meer vorzudringen und während der ersten Hälfte des Juli ohne jegliches Hinderniß die Baidaratzky-Bucht fast bis zu ihrem Anfang zu befahren. Am Tage seiner Einfahrt in die Bucht

*) Wir verweisen hier auf Payer's trefflichen Aufsatz in Nr. 21 des vorigen Bandes, S. 328 ff.

wie auch an den folgenden Tagen war die Temperatur des Wassers im Karischen Meerbusen $3^1/_2$ bis 6^0 C. und die der Luft 6 bis 10^0. Im selben Jahre trat der Capitän Quale am 11. Juli in die Karische oder Baidaratzkische Bucht ein, durchfuhr sie südwärts bis zu $68^0\,55'$ nördl. Br. und fand überall die Temperatur des Wassers bis $5{,}4^0$ und die der Luft bis 7^0 vor. Er hielt sich in der Baidaratzky-Bucht bis zum 20. Juli auf, ohne Eis zu sehen; je weiter er aber ins Karische Meer vordrang, desto mehr fiel die Temperatur des Wassers und der Luft. Dasselbe bestätigt auch der dritte Seefahrer, Johannesen, der auf seinem Fahrzeuge in der Baidaratzkischen Bucht südlich bis fast zu 69^0 nördl. Br. vordrang. Im Jahre 1871 durchkreuzten 12 norwegische Seefahrer das Karische Meer nach allen Richtungen, ohne durch Eis daran gehindert zu werden. Sie kamen durch den Jugorsky-Schar Ende Juni oder Anfang Juli und traten ihre Rückfahrt im September an, ebenfalls ohne auf Eis zu stoßen. Ebenso kehrte Johannesen aus dem Karischen Meere sogar im October zurück und Wiggins befuhr 1874 im Juli und August die Baidaratzky-Bucht, ohne vom Eise gehindert zu werden, und fand sogar am südlichen Ende derselben einen bequemen Ankerplatz. Wie aus alle dem eben Gesagten hervorgeht, beweisen diese vierjährigen Seefahrten hinlänglich, daß die Navigation in der Baidaratzky-Bucht zwei Monate, d. i. von Ende Juni bis September, dauern kann. Nehmen wir nun in Betracht, daß die Entfernung vom nordöstlichen Ausgange aus der Meerenge Jugorsky-Schar bis zum Südende der Baidaratzky-Bucht in gerader Richtung im Ganzen nicht mehr als 200 Werst ausmacht (auf unseren Karten ist noch weniger, nur 170 Werst, angezeigt), ferner daß die Baidaratzky-Landenge ebenfalls 200 Werst lang ist, so erhalten wir im Resultat 400 Werst Weges zu Lande und zu Wasser vom Jugorsky-Schar bis zur Mündung des Flusses Schtschutschia, während von der Mündung derselben Schtschutschia, den Obi hinab, durch den Obischen Busen bis zur Karischen Einfahrt oder bis zum Jugorsky-Schar die Entfernung 1600 Werst beträgt, folglich der Weg über die Baidaratzky-Landenge um 1200 Werst kürzer ist. Sollte mir dagegen eingewendet werden, der Weg über die Landenge habe die Unbequemlichkeit, daß die von der Obi-Mündung transportirten Waaren von Fluß- auf Seefahrzeuge umgeladen werden müßten und daß der Transport zu Lande mit neuen Unkosten verbunden sei, so glaube ich bestimmt, daß dies durch die augenscheinlichen Vortheile, die ein so verkürzter Weg mit sich führt, aufgewogen wird. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Fracht von der Baidaratzky-Bucht nach England und von da zurück, wie auch von Norwegen oder Holland bei Weitem weniger kosten wird als bis zur Obi-Mündung, da dieselbe so entfernt (um 4^0 nördlicher) ist und die dahin gesandten Schiffe Gefahren ausgesetzt sind. Leichter werden auch die Schiffe, die nach der Baidaratzky-Bucht, als die, welche nach dem Jeniссei und dem Obi gehen, zu versicheuriren sein, da die oben genannte Bucht weder Sandbänke noch Risse hat und im Vergleich zum Karischen Meere hinsichtlich des Eises gefahrlos ist. Die Einfahrt in die Baidaratzky-Bucht bietet auch viel weniger Gefahr dar als die in den Fluß Petschora, wo vom Meere aus die Guljaewschen und andere Sandbänke vorliegen, auf denen während der 14 Jahre, daß eine Navigation dorthin besteht, so manches Fahrzeug gestrandet ist. Dennoch hat sich die Fracht nach der Petschora und von da zurück sehr verringert und ist von 65 auf 35 Kopeken für 1 Pud gefallen. Wenn wir also als den entferntesten Punkt der Navigation auf dem Obi die Stadt Biisk annehmen, so wird der Transport je eines Puds Waare von dort nach England über die Baidaratzky-Landenge und Bucht 75 Kopeken kosten, nach Petersburg nicht mehr als 85 bis 90 Kopeken; der Transport je eines Puds Waare aus Tomsk wird um 5 und aus Jalutorowsk oder Tjumen um 10 Kopeken billiger sein, d. h. also, daß jedes auf diesem Wege aus Tjumen nach England verführte Pud Waare — 60 Kopeken und bis Petersburg 75 Kopeken kosten würde. Diese Transportziffern sind nicht erdacht, sie sind den Flußtransportpreisen der Dampfschiffe des Obischen Systems und den Schiffspreisen der Petschora entnommen, zu denen noch 15 Kopeken auf jedes Pud für das Auf- und Abladen und den Transport über die Landenge hinzugefügt wurden, was ganz genug für 200 Werst ist. — Vergleichen wir damit den jetzigen Transport der Waaren aus Westsibirien nach Petersburg und England, so ist der Preis dafür dreimal so hoch als der für den Transport durch die Baidaratzky-Bucht angegebene. Nehmen wir ferner die Transportpreise auf der künftigen sibirischen Eisenbahn, so finden wir auch da den See- und Flußtransport bei Weitem billiger. So wird z. B. der Transport je eines Puds Mehl, Hafer u. s. w. aus dem Tomskischen Gouvernement nach Petersburg 1 Rubel 40 Kopeken kosten, da für 2650 Werst 1 Rubel 10 Kopeken und für den Transport zu Wasser und für das Auf- und Abladen 30 Kopeken zu zahlen sind. Nach England wird der Transport je eines Puds Waare schon 1 Rubel 50 Kopeken ausmachen, also gerade das Doppelte, während es für Petersburg einen Unterschied von 40 Kopeken auf je 1 Pud ausmacht. Nehmen wir nun aber andere Waare, wie verschiedene Samen, Fett und Butter, Schafwolle, Wollenfabrikate u. s. w., Waaren, die zur zweiten Abtheilung des Eisenbahntarifs gehören, so wird ihr Transportpreis für je 1 Pud bis Petersburg und England noch um 35 Kopeken erhöht. Alle Waaren, die aus dem Auslande hauptsächlich nach Sibirien gehen, gehören zur ersten Tarifabtheilung, d. h. der Transport je eines Puds Waare derart wird aus Petersburg nach Tomsk 2 Rubel 30 Kopeken und nach Tobolsk 2 Rubel 15 Kopeken kosten, während der Transportpreis derselben Waaren über die Baidaratzky-Landenge bis zur ersten Stadt 75 Kopeken und bis zur zweiten 60 Kopeken pro Pud ausmachen wird. Von welcher Seite wir auch diese Angelegenheit betrachten, so finden wir immer, daß der Weg über die Baidaratzky-Bucht und Landenge nach Obdorsk zur Mündung des Flusses Schtschutschia von wichtigster Bedeutung für Westsibirien ist. Daher ist es unumgänglich, diesen Weg genau zu erforschen, weshalb denn auch die Gesellschaft zur Förderung des russischen Handels dieses ins Programm ihrer Seeexpedition zur Mündung des Obi *) aufgenommen hat.

Schließlich füge ich noch hinzu, daß der jetzige Gouverneur Westsibiriens, General Kaseakoff, einen lebhaften Antheil an dieser Angelegenheit nimmt, da er gleichfalls von dem großen Nutzen, der daraus Sibirien erblühen wird, vollkommen überzeugt ist.

---

*) Vergl. „Globus" XXIX, S. 304.

Die Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

I.

Ich habe („Globus", Bd. XXVIII, S. 268 f.) nach Prschewalski eine Schilderung der Tanguten, eines dem Europäer wenig bekannten Volksstammes, gegeben und bei dieser Gelegenheit der Chara- oder schwarzen Tanguten erwähnt, welche in der Gegend des Sees Kuku-Nor und in Zaidam hausen, ohne jedoch auf eine etwas nähere Beschreibung dieses Tangutenstammes einzugehen. Um nun den Lesern des „Globus" ein möglichst vollständiges Bild der Tangutenfamilie zu bieten, will ich in Folgendem über die Chara-Tanguten das geben, was uns Prschewalski von ihnen erzählt, und hieran zugleich das anschließen, was er von den mit den Chara-Tanguten die gleiche Gegend bewohnenden Olüt-Mongolen mittheilt.

Beginnen wir mit der unter den Olüt-Mongolen in der Gegend des Kuku-Nor herrschenden Legende über die Entstehung beider nicht sehr zahlreicher Volksstämme.

Vor einigen hundert Jahren lebte am Kuku-Nor ein tangutischer Volksstamm, die Oguren, welcher der Lehre Buddha's anhing und zur „gelbmützigen Secte" gehörte *). Die Oguren lebten größtentheils vom Raube und fielen hauptsächlich die Pilgerkarawanen an, welche aus der Mongolei nach Tibet gingen, um dem Dalai-Lama ihre Verehrung zu bezeugen und vor Allem ihre reichen Gaben zu überreichen. Um diesen Räubereien ein Ende zu machen, entsendete der Herrscher der Olüten, Huschi-Chan, dessen Herrschaft sich über den nordwestlichen Theil der Mongolei erstreckte, seine Heerschaaren, welche die Räuber vom Erdboden vertilgen sollten. Die Oguren wurden auch thatsächlich theils vernichtet, theils aber zerstreut; es gelang nur einigen in die nordwestlichen Gegenden des heutigen Kan-su zu entkommen, wo sie sich mit der übrigen Bevölkerung vermischten. Nach der Besiegung der Oguren kehrte ein Theil der Olüten in ihre nördliche Heimath zurück, während ein anderer Theil sich für immer am Kuku-Nor ansiedelte. Diese Ansiedler sind die Vorfahren der jetzigen am Kuku-Nor wohnenden Mongolen. Doch haben sich auch viele dieser Mongol-Olüten in Tibet angesiedelt, wo ihre Nachkommen sich bis auf etwa 800 Jurten vermehrt haben, was eine Seelenzahl von 4000 bis 5000 Köpfen repräsentirt. Diese in Tibet angesiedelten Olüt-Mongolen sind in acht Choschunate (Banner) getheilt und leben ungefähr sechs Tagereisen südwestlich vom Dorfe Nantschu, welches nahe am Südabhange des Tan-la-Gebirges und gegen zwölf Tagereisen von Lassa am Wege, den die von Norden her zum Dalai-Lama reisenden Pilger ziehen, liegt. Sie treiben Ackerbau und werden von dem Flusse Damsuk, an welchem sie sich niederließen, Damsuk-Mongolen genannt.

Während des Blutbades, welches die Olüten unter den Oguren anrichteten, erzählt die mongolische Tradition weiter, gelang es einer alten Frau mit drei schwangeren Töchtern zu entfliehen und glücklich ans rechte Ufer des obern Hwang-ho zu gelangen. Hier gebaren die drei Frauen drei Söhne, von denen die Chara-Tanguten abstammen, die sich selbst „Banyk-koksym" nennen. Sie kamen viele Jahre nachher wieder an den Kuku-Nor, wurden hier anfangs von den Olüt-Mongolen verfolgt, vermehrten sich jedoch sehr bald und wurden von Angegriffenen zu Angreifern, die sich wie ihre Vorfahren vom Raube nähren. „Wenn man die verfluchten Mägde erschlagen hätte," sagen die Mongolen der Gegend, „so gäbe es jetzt keine Chara-Tanguten, und wir würden in Ruhe leben." Nach Angabe der Mongolen sind seit der Ankunft der Olüten in Kuku-Nor acht Generationen dahingeschieden. Die letzteren haben jedoch von den ersteren ihre jetzige Lebensweise angenommen und wohnen wie diese in schwarzen Zelten; nur die vom See entfernteren nach Westen (Zaidam) zu wohnenden Olüten leben in Filzjurten.

Ueber die Chara-Tanguten äußert sich Prschewalski folgendermaßen.

„In größerer Anzahl als die Mongolen leben am Kuku-Nor die Chara-Tanguten, welche sich von hier nach Zaidam ausbreiten, doch am meisten am obern Laufe des Gelben Flusses zusammengedrängt sind. Hier heißen sie „Salären", bekennen den mohammedanischen Glauben und befinden sich im Aufstande gegen China. Die Chara-Tanguten von Kuku-Nor sind nur nominell dem chinesischen Gouverneur von Kan-su unterworfen; sie nennen den Dalai-Lama von Tibet ihren legalen Monarchen und werden von ihren eigenen Beamten regiert, ohne sich den Vorgesetzten der mongolischen Choschunate, in deren Verwaltungsbezirke sie leben, zu fügen. Die specielle Beschäftigung dieser Chara-Tanguten ist Mord und Raub, welche sie am meisten gegenüber den neben ihnen wohnenden Mongolen üben. Die Tanguten nehmen ihnen nicht nur ihr Vieh weg, sondern ermorden auch die Menschen oder nehmen sie mit sich, um sie zu ihren Sklaven zu machen. Die unglücklichen Mongolen, welche ihrer Natur nach furchtbare Feiglinge sind, dürfen sich nicht einmal mit bewaffneter Hand gegen die Räuber vertheidigen, weil nach dem tangutischen Gesetze der Mongole, welcher einen tangutischen Räuber erschlägt, dessen Familie als Sühne eine ungeheure Strafe bezahlen muß. Wenn der des Todtschlages schuldige Mongole arm ist, muß das ganze Choschunat für ihn die Strafe zahlen. Wenn nun dieses die Zahlung verweigert, so sammeln sich die Tanguten zu Hunderten und beginnen einen offenen Krieg. Dank diesen unbestraften Räubereien vermindert sich die Zahl der Mongolen am Kuku-Nor von Jahr zu Jahr und ihrer harrt in nicht ferner Zukunft die vollständige Vernichtung, wenn die chinesische Regierung keine Schutzmaßregeln ergreift.

*) Buddha vergaß seinen Anhängern mitzutheilen, ob die Lamas, seine Vertrauten und Stellvertreter auf Erden, verheirathet sein oder ob sie im Cölibate leben sollen, und diese hochwichtige Frage trennt die Buddhagläubigen in zwei Secten, die sich gegenseitig verketzern. Die eine dieser Secten behauptet, Buddha habe gewollt, daß seine irdischen Stellvertreter sich des Familienglückes erfreuen, und die Anhänger dieser Lehre tragen rothe Mützen; ihre Gegner dagegen behaupten, Buddha habe gewollt, daß seine Stellvertreter, die Lamas, unverehelicht bleiben, da sie sich, wie die Cölibatäre Roms, nach dem Grundsatze: „non caste, sed caute" richten können, und die Anhänger dieser bequemen Lehre tragen gelbe Mützen. Es scheint fast, als ob die äußeren Unterscheidungsmerkmale beider Secten einschneidender sind als die inneren, wenn man bedenkt, daß ja ohnedies der Buddhismus es nicht gar zu streng mit der Lehre von der Ehe nimmt, da er ja nichts dagegen hat, daß sich ein Mann neben seiner Frau noch einige Concubinen hält, wenn er will und wenn er sie ernähren kann. Merkwürdig ist, daß beide Secten in Tibet selbst herrschen, wo doch der unfehlbare Dalai-Lama ex cathedra entscheiden könnte, wer Recht hat und wer sich im Irrthume befindet. Vielleicht giebt er für Geld beiden Secten Recht und läßt jede nach Belieben ihre Couleur wählen.

Aber die Chara-Tanguten begnügen sich nicht mit dem Raube in der nächsten Umgegend, sondern üben ihre Industrie auch in entfernten Gegenden, wie z. B. im westlichen Zaidam, aus. Die Räuber bilden zu diesem Behufe kleine Partien zu zehn Mann und jeder von ihnen hat ein oder zwei Reservepferde bei sich, für den Fall, daß ein Reitpferd unterwegs fällt. Auf bepackten Kameelen führt die Partie den nöthigen Mundvorrath mit sich, da sie manchmal zwei, ja wohl drei Monate ohne Unterbrechung der Ausübung ihres Handwerkes obliegt. Wenn die Räuber mit ihrer Beute heimkehren, so eilen sie auch, wie es frommen Menschen geziemt, zu den Göttern, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Zu diesem Behufe begeben sie sich an den Kuku-Nor, wo einige Mongolenfamilien dem Fischfange obliegen; von diesen kaufen sie Fische, wenn sie ihnen dieselben nicht lieber fortnehmen, und setzen sie wieder (als Gott wohlgefälliges Opfer) in den See.

Die Mongolen behaupten, daß die Chara-Tanguten nun schon seit achtzig Jahren in der Gegend von Kuku-Nor und Zaidam in dieser Weise hausen. Die chinesischen Gouverneure von Kan-su schauten und schauen ihrem Treiben durch die Finger, denn sie erhalten von den Räubern hierfür bedeutende Geschenke. Deshalb bleiben alle Klagen der Mongolen unberücksichtigt und die Chara-Tanguten rauben ungestraft in der ganzen von Mongolen bewohnten Gegend.

Man darf, meiner Ansicht nach, selbst dann nicht Philanthrop sein, wenn man durchaus nicht die Richtigkeit des Darwin'schen Gesetzes des Kampfes ums Dasein anerkennt; gewiß wird ein Volk, abgesehen vom Struggle for life, sich die nöthigen Mittel zur Erhaltung seiner Existenz beschaffen, wenn es überhaupt noch existenzfähig und existenzwürdig ist. Sind es die Olüt-Mongolen am Kuku-Nor? Der „Wan" (Regent) von Kuku-Nor, der doch gewiß seine Untergebenen kennen muß, sagt von ihnen: „Sie sind nur äußerlich menschenähnlich, im Innern sind sie leibhaftiges Rindvieh. Wenn sie nur keine Vorderzähne im Oberkiefer hätten und auf vier Füßen gingen, so wären sie leibhaftes Rindvieh." Sie sind unter dem langen Drucke der Chara-Tanguten dermaßen verkommen, daß sie von allen Mongolen am niedrigsten gesunken sind. Wie hoch sie also auf der Leiter menschlichen Werthes stehen, wird sich Jeder leicht denken können, der sich dessen erinnert, was ich („Globus", Bd. XXVIII.) über die Mongolen im Allgemeinen gesagt habe."

Aus allen Erdtheilen.

Der afrikanische Sklavenhandel

hat in letzterer Zeit einige starke Schläge erlitten, welche als bedeutungsvoller Fortschritt auf diesem Gebiete zu bezeichnen sind. Unter ihnen sind besonders die Aufhebung des Sklavenhandels durch den Sultan von Zanzibar und die Etablirung einer schottischen Mission am Nyassa-See hervorzuheben, welch letztere einen Dampfer auf den Fluthen desselben zu schwimmen hat (s. „Globus" XXIX, S. 144).

Schon im Jahre 1873 hatte der Sultan von Zanzibar in seinem Vertrage mit England die Ausfuhr der Sklaven zur See untersagt; aber die Händler schafften sie nun an der Küste entlang und zwar jährlich bis zu 15,000 Stück, was natürlich nur um so mehr Elend und Mühsale für dieselben im Gefolge hatte, ohne dem Handel wirklichen Abbruch zu thun. Sobald dies festgestellt war, erließ der Sultan Proclamationen an alle seine Beamten und ordnete Verhinderung der Ausrüstung von Sklavenkarawanen, Confiscation von Sklaven und Gefangennahme von Händlern in seinen Ländern an. Bei der Ausführung dieser Verordnungen, welche den Wünschen seines Volkes direct entgegen sind, dürfte er allerdings die Unterstützung Englands in Anspruch zu nehmen haben.

Die letzten Nachrichten, welche von der sogenannten Livingstone-Mission am Nyassa-See nach England gelangt sind, bekunden den befriedigenden Fortgang der Arbeiten. Die Niederlassung wurde am Cap Maclear, welches die beiden südlichen Buchten des Sees von einander trennt, gegründet, und es gelang den Missionären, vor Eintritt der Regenzeit unter Dach und Fach zu kommen, so daß sowohl die Vorräthe gesichert waren, als auch die Reisenden nichts von der Witterung zu leiden hatten. Einige der letzteren litten an leichten Fieberanfällen, die aber bald wieder verschwunden waren. Man war eben daran eine regelmäßige Postverbindung mit der Küste herzustellen, welche durch zuverlässige Eingeborene aufrechterhalten werden sollte. Der Bericht erwähnt ferner, daß die Mission mit Vorräthen wohl versorgt sei und Geflügel und Ziegen angeschafft habe, auch daß sich bereits eine Menge Eingeborene in der Nähe ansiedeln, um sich auf diese Weise unter den Schutz der Engländer zu stellen, welche sie als Befreier begrüßen und denen sie in jeder Weise bereitwilligst hülfreich sind.

Im December 1875 unternahmen Marinelieutenant E. D. Young und vier andere Mitglieder der Gesellschaft den See in ihrem kleinen Dampfer, um sich sowohl die Umwohner desselben anzusehen, als auch den Eindruck zu erforschen, welchen ihre Ankunft hervorgebracht. Sie fanden, daß sich die Nachricht ihrer Anwesenheit mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, und daß die arabischen Sklavenhändler es schon einen Monat lang nicht mehr gewagt hatten, Sklaven über den See zu bringen. Der Nyassa-See ist bedeutend länger, als Livingstone sich ihn dachte, der bei seiner Befahrung desselben im October 1861 nur bis zur Insel Bandepe in 11° 17′ südl. Br. nach Norden gelangte. Seine nördlichen Ufer dehnen sich bis 9° 20′ südl. Br. aus, d. h. 20 deutsche Meilen weiter nach Norden, als man bisher annahm, und die Küsten haben wohl eine Länge von 800 engl. Meilen. Der See hat viele landschaftliche Schönheiten und hübsche Inseln; er ist sehr tief und man konnte an mehreren Stellen auf hundert Faden Entfernung vom Ufer mit einer gleichlangen Leine keinen Grund finden. Eine 100 engl. Meilen lange Bergkette erhebt sich am nordöstlichen Ende 10,000 bis 12,000 Fuß über den Seespiegel. Die Bevölkerung der Ufer ist nicht so stark, wie früher, da große Schaaren in die Sklaverei geschleppt wurden. Man sah besonders am nordöstlichen Ufer die Ruinen vieler Dörfer und Tausende von Skeleten, die auf dem Boden bleichten. Die überlebende Bevölkerung hat sich auf Pfahlbauten und Felsen im See zurückgezogen. Der untere Theil des Sees ist in den Händen mächtiger Häuptlinge und ihrer Stämme, welche mit den Arabern auf die Sklavenjagd ins Innere des Landes gehen. Auf dem See befinden sich fünf Schiffe (Dhaus), welche zum Sklaventransporte dienen und jährlich 15,000 bis 20,000 dieser Unglücklichen befördern. Als die Reisenden nach dem Hauptstapelplatze Kota-Kota am Westufer unter 12° 55′ südl. Br. kamen, waren die anwesenden Araber (etwa 100) sehr erschreckt

und fragten Dr. Laws, was mit ihren Schiffen geschehen werde. Die Engländer haben aber laut ihren Instructionen vorläufig noch nichts gegen den Sklavenhandel thun können.

Die Araber handeln Sklaven und Elfenbein gegen Calicos ein, welche von den Eingeborenen getragen werden, und zwar ist der Preis der ersteren 12 Yards Calico per Kopf. Nach Aussage der Häuptlinge ist dies der einzige Grund des Sklavenverkaufs.

Die Missionäre sind bereits von einigen Adschana-Häuptlingen bei Magomero um Hülfe gegen portugiesische Händler von Quillimane angegangen worden, welche sie bekriegen und dann die Sklaven um je 20 Yards Calico dort verkaufen. Die Engländer schlagen nun vor, die Eingeborenen selbst mit Calico zu versehen und das Elfenbein aufzukaufen, wodurch dem Sklavenverkaufe dort ein Ende gemacht werden würde.

Eröffnung eines Hafens für den europäischen Handel auf Hainan.

Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann.

In dem Vertrage, welchen England im Jahre 1859 mit China schloß, wurde unter Anderm auch stipulirt, daß auf der Insel Hainan dem ausländischen Handels- und Schiffsverkehr ein Platz geöffnet werden solle. Ausersehen wurde hierzu die Hauptstadt Kiung-tschau-fu, welche etwa eine Meile landeinwärts an der Nordwestküste der Insel liegt und der als Hafenplatz der Ort Haikau, an der Hainanstraße gelegen, dient. Da jedoch sich damals die Aufmerksamkeit der fremden Kaufleute den nördlich von Hongkong eröffneten Häfen zuwendete und die über Hainan vorhandenen, höchst spärlichen Berichte nichts weniger als verlockend lauteten, so unterblieb die Eröffnung, und sie wäre jetzt auch noch nicht erfolgt, hätte sich einerseits das europäische Geschäft in den anderen Häfen neuerlichst nicht, namentlich in Folge der Concurrenz chinesischer Kaufleute, sehr verschlechtert, andererseits nicht die Aufbringung des englischen Dampfers „Carisbrooke", der auf der Tour von Singapore nach Hongkong heimlich Passagiere und Waaren an der Ostküste der Insel gelandet hatte, es den europäischen Kaufleuten in Erinnerung gebracht, daß sie berechtigt seien, die Eröffnung eines Hafens auf Hainan zu fordern.

Am 23. März d. J. verließ nun die „Ling-Fêng", ein unter dem General-Zoll-Inspector Hart stehendes Dampfschiff mit zwei Beamten der Seezölle, den Herren H. O. Brown und C. C. Stuhlmann, und einigen europäischen Zoll-Subalternen und Hafenbeamten Hongkong und nach einer durch schlechtes Wetter sehr verzögerten Reise wurde am 27. März Hai-kau erreicht. Zu gleicher Zeit traf dort die englische Corvette „Egeria" ein, an deren Bord sich der englische Consul in Canton, Sir Brooke Robertson, sowie der für Hai-kau bestimmte englische und auch deutsche Viceconsul Mr. Forrest und dessen Dolmetscher befanden. Endlich landeten auch noch an demselben Tage zwei Zollkreuzer die für die Einrichtung des Zollhauses nöthigen Materialien und eine Anzahl in Canton eingeschiffter Handwerker, welche jene in Ausführung bringen sollen. Die europäische Bevölkerung in Hai-kau und wohl auf der ganzen Insel Hainan bestand nunmehr aus zehn Köpfen.

Der Hafen von Hai-kau liegt nach dem „China Pilot" in $20^0\ 7\frac{1}{2}'$ nördl. Br. und $110^0\ 15'$ östl. L. Gr. Er bildet einen großen gegen Nordwest offenen Halbmond und gewährt somit bei stürmischem Wetter — und solches ist hier namentlich im Sommer nicht selten — den ankernden Schiffen nur sehr unzureichenden Schutz. Fahrzeuge von 8 Fuß Tiefgang müssen etwa drei englische Meilen vom Lande ankern und tiefer gehen. Die Schiffe können nur bis auf vier Meilen nahe kommen. Die Verbindung ist demnach eine äußerst schwierige, zeitraubende und kostspielige. Ein weiterer Uebelstand ist, daß der Hainan-Straße gen Norden ausgedehnte Sandbänke vorgelagert sind, deren Fahrrinne oft nur sechs- zehn Fuß Wasser hat und die ohne einen tüchtigen Lootsen kaum gefunden werden kann. Große Schiffe müssen demnach immer von Süden in die Hainan-Straße laufen.

Bisher war die Einfuhr fremder Waaren in Hainan sehr gering und wurde solche nur von chinesischen Häusern betrieben. In der Hauptsache bestand sie aus Opium (700 Kisten) und einigen englischen Baumwollstoffen, während die Ausfuhr in Zucker, Betelnüssen und einer Sorte Fächer besteht und hauptsächlich nach Hongkong und Canton geht. Mit der „Ling-Fêng" ist auch ein Kaufmann aus Swatow gelandet, der wenigstens vorläufig dort die europäische Handelsverbindung allein vertreten wird. Indessen beabsichtigen mehrere deutsche Hongkong-Häuser versuchsweise Dampfschiffe nach Hai-kau zu schicken, wie denn auch die nach den Touking-Häfen Haiphong und Hanoi laufenden Dampfer dort vorsprechen wollen. Alles in Allem scheint es jedoch nicht glaublich, daß sich dort ein lebhafter Verkehr entwickeln wird; immer aber ist es möglich, daß einige Wenige hier ein gutes Geschäft machen werden.

Kabel zwischen Neuseeland und Australien.

H. G. Die Legung eines Kabels zwischen dem australischen Continente und Neuseeland nahm am 5. Februar dieses Jahres ihren Anfang und ward am 21. desselben Monats erfolgreich beendet. Schon im Jahre 1870 brachte der jetzige Premierminister von Neusüdwales, Robertson, ein derartiges Kabel in Anregung, aber in Folge seines Rücktrittes wurde das Project nicht weiter verfolgt. Auf einer 1873 abgehaltenen intercolonialen Ministerconferenz ward die Angelegenheit wieder zur Sprache gebracht, und die Vertreter von Queensland, Neusüdwales und Neuseeland einigten sich dahin, daß die erstgenannte ein Kabel von Normanton am Gulf of Carpentaria nach Singapore und die beiden letzteren einen submarinen Telegraphen zwischen sich legen lassen sollten. Die respectiven Parlamente gaben ihre Einwilligung dazu, und die Generalagenten der drei Colonien in London erhielten den Auftrag, mit dortigen Gesellschaften Verhandlungen anzuknüpfen. Das Kabel zwischen Normanton und Singapore kam nicht zu Stande, wohl aber die Verbindung zwischen Neusüdwales und Neuseeland. Ein Contract ward mit der Eastern Extension Australia and China Telegraph Company in London, welche schon Kabel in der Länge von über 6000 nautischen Meilen in Betrieb hat, abgeschlossen. Dieselbe verpflichtete sich, das Kabel auf ihre Kosten herzustellen, in Stand zu erhalten und zu bearbeiten, wogegen ihr von den beiden Colonien, außer der Einnahme, für die ersten zehn Jahre eine jährliche Subsidie von 7500 Pf. St. zugestanden wurde. Davon übernimmt Neuseeland, für welches das Kabel insofern eine verhältnißmäßig höhere Bedeutung hat, als es bis dahin noch nicht mit der Außenwelt in telegraphischer Verbindung stand, zwei Drittel, und das andere Drittel fällt auf Neusüdwales.

Die erwähnte Compagnie veraccordirte die Anfertigung und Legung des Kabels wieder mit der Telegraph Construction and Maintenance Company in London, welche Gesellschaft die meisten atlantischen und alle östlichen Kabellinien bis Hongkong besorgt hat. Die Totallänge des angefertigten Kabels beträgt 1370 nautische Meilen, und zwar in vier verschiedenen Nummern: Type A, für das Festland bestimmt, mit zehn, Type B, Mittelkabel, mit 59, Type C, Hauptkabel Nr. I, mit 300, und Type C, Hauptkabel Nr. II, mit 1001 Meilen. Die beiden Endpunkte münden in Botany Bay, in der Nähe von Sydney, Neusüdwales, und in Tasman oder Blind Bay, im Norden der südlichen Insel von Neuseeland, und beträgt die Entfernung zwischen beiden Punkten 1141 Miles. Das Kabel mißt aber auf der Strecke 1250 Seemeilen, weil das Schlaffen desselben eine Zugabe nöthig macht. Der Rest ist für Eventualitäten bestimmt. — Das Kabel wurde von den beiden Dampfern „Hibernia" und

„Edinburgh", welche für solche Operationen besonders eingerichtet sind, nach Australien befördert und dort gelegt. Der Dampfer „Hibernia" verließ England am 9. October 1875 und begab sich zunächst nach Südaustralien, um hier ein kleines Kabel zwischen dem Festlande (Yankalilla) und Kangaroo Island zu legen. Die „Edinburgh", welche am 17. November von England abging, erreichte Sydney am 28. Januar mit ungefähr 1200 Seemeilen Kabel. Die Legung begann am Sonnabend, den 5. Februar, von Botany Bay aus, und am 21. Februar ward das Neuseeland-Ende in Nelson gelandet. Sofort wurden Gratulationsdepeschen zwischen dem Premierminister von Neuseeland, Sir Julius Vogel, und den Premiers der australischen Colonien gewechselt, und am 25. Februar traf auch eine derartige vom britischen Colonialminister ein.

Eine einfache Depesche von Australien nach Neuseeland und umgekehrt, welche, einschließlich der Adresse, nicht mehr als zehn Worte enthalten darf, kostet 10 Sh. 6 P. oder 10 Mark 50 Pfennig, und für jedes weitere Wort wird 1 Sh. oder eine Mark berechnet. Eine Depesche von Australien nach London kostet 188 Mark.

* * *

— Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" wird aus Berlin über Eduard Mohr, den bekannten Afrikareisenden, dessen Reisewerk „Nach den Victoriafällen des Zambesi" wir in Nro. 1 des 28. Bandes des „Globus" besprochen haben, und in dessen Hände die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ihr (wenigstens vorläufig) letztes Unternehmen zur Erschließung des unbekannten Innern von Afrika gelegt hat, folgendermaßen geschrieben: „Mohr hat am 16. Mai Berlin verlassen, um sich zunächst nach England zu begeben, wo er mit Cameron und Bates Rücksprache nehmen und die noch fehlenden Ausrüstungsgegenstände beschaffen will. Von Hamburg wird sich Mohr Mitte Juni nach Lissabon einschiffen, von wo nach mehrtägigem Aufenthalt die Fahrt nach der Angola-Küste fortgesetzt werden soll. Die Ankunft daselbst wird voraussichtlich im Laufe des Monats September erfolgen. Zum Ausgangspunkte seiner Expedition hat er den östlichen Theil der portugiesischen Provinz Angola erwählt, wo er an die Forschungen des Majors von Homeyer und des österreichischen Lieutenants Lux anknüpfen wird. Dieses Terrain scheint ein sehr günstiges, namentlich nach dem Erfolge des Cameron'schen Marsches durch Afrika. Den ersten längern Aufenthalt wird Mohr in Malange (9° 35′ südl. Br., 16° 10′ östl. L. v. Gr.), einem Centralpunkte weitreichender Handelsverbindungen, nehmen, welcher gesunder liegt als Pungo Andongo (4210 Fuß hoch, 9° 40′ südl. Br., 15° 30, östl. L. v. Gr.), wo Homeyer stationirte und bekanntlich schwer erkrankte. Ueber Cassandje (9° 38′ südl. Br., 17° 47′ östl. L. v. Gr., wie die beiden eben erwähnten Orte schon 1854 und 1855 von Livingstone besucht) wird er sodann in östlicher Richtung nach Kibondo, dem äußersten Punkte des von Lux (der es Kimbundu nennt und nach 19° 34′ östl. L. und etwas über 10° südl. Br. setzt) erforschten Gebietes, welches bereits außerhalb der portugiesischen Besitzungen sich befindet und dem Muata Yanwo tributpflichtig ist, vorzudringen suchen." Von Kimbundu ist es dann noch gegen 50 deutsche Meilen bis Kabebe, der Hauptstadt des Muata Yanwo, welcher auch Dr. Pogge's, eines andern Sendlings der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, Reiseziel bildet.

— Die ungefähre Zahl der Juden in Großbritannien beträgt etwas über 51,000, wovon etwa 40,000 in London wohnen.

Vom Büchertische.

Karl Andree: „Geographie des Welthandels." Zweite ergänzte Auflage von Dr. Richard Andree. Stuttgart, Julius Maier, 1876 (circa 30 Lieferungen, à 1 Mark).

Dieses Werk des frühern Redacteurs des „Globus" dürfte den Lesern dieses Blattes gar wohl bekannt sein. Das langsame Erscheinen der ersten Auflage des ersten und zweiten Bandes (1861 bis 1872) gereichte dem Werke nicht zum Nachtheil, sondern zur Ehre, weil daraus die Gründlichkeit und der ungeheure Fleiß des berühmten Verfassers zu ersehen waren, der mehr als ein Decennium seines Lebens der Lösung der einen Aufgabe widmete: der Aufgabe, das vom Handel geschaffene Leben in seinem Wechsel, seiner Vielfältigkeit, seiner Entwickelung durch Zeit und Raum, seinen Wirkungen eingehend und nach allen Richtungen hin darzustellen, der Aufgabe, zu zeigen, „daß die Handelsgeographie, die bisher als dürres Knochengerippe dastand, wenn richtig behandelt, ein nicht unwichtiger Zweig der Culturwissenschaft ist und sich obendrein lesbar machen läßt*)." Und wahrlich, unser Autor hat es verstanden, seinen Stoff richtig zu behandeln, vollends zu beherrschen und einen trockenen Gegenstand interessant und anziehend, nicht bloß „lesbar", zu machen. Man weiß, daß das Werk Aufsehen erregt hat, und der Umstand, daß von den ersten zwei Bänden eine neue Auflage nöthig wird, bevor noch der dritte Band — den der Sohn des Verstorbenen in würdiger Weise ergänzt — in erster Auflage fertig ist, — dieser Umstand will etwas heißen. Uebrigens hat das Buch nicht nur in Deutschland, sondern auch in England Würdigung gefunden; ein naheliegendes Beispiel hiervon ist die Thatsache, daß die laufende (Mai-) Nummer eines bedeutenden englischen Monats-„Magazine" einen ausführlichen Artikel über „uncivilisirtes Geld" auf Grund des Andree'schen Werkes bringt; weitere derartige Artikel sind für andere Londoner Blätter angekündigt. Wir halten es für unsere Pflicht, gelegentlich der zweiten Auflage dieses großartig angelegten und glänzend durchgeführten Buches die Leser des „Globus" nochmals auf dasselbe aufmerksam zu machen. Speciell verweisen wir auf den umfangreichen Abschnitt über Karawanenwesen, dessen mannigfaches, vorher nicht gesammeltes Material Andree zu einem schönen, farbenreichen Bilde zusammengetragen hat. Von einer kurzen Inhaltsskizze kann hier gar keine Rede sein: das Buch will eben „gelesen, nicht recensirt" sein, um mit Lessing zu reden.

London, Mai 1876. L. Katscher.

*) Wörtlich aus einem Briefe Andree's an den Schreiber dieser Zeilen (17. November 1872). Darin heißt es ferner: „Das Buch machte mir sehr viel Mühe und Arbeit. In keiner andern Literatur fand ich auch nur einen Anhaltspunkt, und am Ende war mir das auch ganz lieb, da ich nun freie Bahn vor mir fand, eine neue Disciplin zu schaffen."

Inhalt: Ein Ausflug nach Canada. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die Fingernägel ostasiatischer Völker. (Mit zwei Abbildungen.) — Reise von Dr. Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabische Wüste vom Nil zum Rothen Meere. (Mit einer Karte.) — Die Baidaratzky-Landenge und ihre Bedeutung für den sibirischen Handel. Von N. Latkin in St. Petersburg. — Die Chara-Tanguten und Oliit-Mongolen. Von Albin Kohn. I. — Aus allen Erdtheilen: Der afrikanische Sklavenhandel. — Eröffnung eines Hafens für den europäischen Handel auf Hainan. Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann. — Kabel zwischen Neuseeland und Australien. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 17. Juni 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Ein Ausflug nach Canada.

II.

Eine Fülle reizender Ausflüge läßt sich von Quebec aus machen nach den Fällen der Chaudière, von Sainte-Anne und Montmorency — wo freilich wie an ähnlichen Stellen der Schweiz, Deutschlands und der Vereinigten Staaten die Anwohner es gründlich verstehen, die neugierigen Reisenden zu schröpfen —, dann nach den hübschen Seen von Saint-Charles und Beauport und dem etwa 16 Kilometer entfernten Dorfe Lorette, wo die letzten Reste der Huronen leben, nicht ganz unvermischte Nachkömmlinge der wenigen Familien, welche der Vernichtung ihres Volkes durch die Irokesen entgingen. Das Dorf La Jeune Lorette ist eine große canadisch-französische Pfarrei von 3000 Einwohnern, an einer Stelle gelegen, wo der St. Charles, ein niedlicher Fluß braunen Wassers, wie es allen, die in den Tannenwäldern des Nordens entspringen, eigenthümlich ist, sich in schäumenden Cascaden zur Ebene des Lorenz-Stromes hinabstürzt. Jenseits desselben befindet man sich auf indianischem Gebiete, in einem Weiler, dessen Häuser von denen der übrigen Canadier stark abweichen. Es sind Schuppen aus schlecht behauenen Balken mit niedrigem Dache und großen Thüren und Fenstern; darin als einziges Geräth ein Feldbett an der Wand, auf welchem seltsam verzierte wollene Decken liegen; der Herd in der Mitte des Ganzen und zum Abzuge des Rauches nur ein Loch in der Decke, kurz nichts, als eine vergrößerte und nur wenig verbesserte Nachbildung des alten angestammten Wigwam. So schildert H. de Lamothe das Dorf, der es 1873 besuchte. Doch scheinen einige dieser Indianer schon mehr den Lebensgewohnheiten ihrer Nachbarn sich angepaßt zu haben; wenigstens sah Charles Marshall (The Canadian Dominion, London 1871) dort auch „niedliche gut gefügte Balkenhäuser mit Gärten", ja selbst „comfortable und elegante Wohnungen mit Teppichen und Clavieren" und keine Spuren des alten Lebens in der Wildniß. Der fast zweihundertjährige Verkehr mit den Canadiern ist natürlich nicht ohne Einfluß auf Körper und Geist der ursprünglichen Bewohner des Landes geblieben. Während der reinblütige Indianer fast stets bartlos ist, verräth schon der Bart bei vielen Männern von Lorette die Racenmischung. Dafür bewahrt aber Arm und Reich mit ängstlicher Sorgfalt die Stammesüberlieferungen, die alten Gewänder und Waffen, um sie bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten wieder hervorzuholen. Das stete Zusammenleben sowie Theilnahme an gewissen pecuniären Vortheilen und stets aufrecht erhaltenen Privilegien, an denen die verschiedenen Regierungen des Landes nicht gerüttelt haben, hat diese kleine Gemeinde fest zusammengefügt und in ihr die Rangunterschiede und erblichen Rechte bis heutigen Tagen conservirt. So ist es gekommen, daß jetzt ein ehrsamer Bürger und Notar von Quebec kraft seines Erbrechtes zugleich Häuptling der Huronen ist!

Der männliche Theil des Stammes spricht und kleidet sich fast durchgehends, wie ihre canadischen Nachbarn, während die Frauen manches Eigenthümliche sich bewahrt haben. So umwickeln sie den Kopf meistens mit einem schwarzen Tuche, von welchem eine starke Wollendecke als Mantille herabhängt. Dazu tragen sie ein kurzärmeliges Leibchen,

Wasserfall von Lorette. (Nach einer Photographie.)

einen dunkelfarbigen Rock, eine Art von Gamaschen aus Ren- oder Elenthierleder, die mit den Borsten des Stachelschweins verziert sind, bis zu den Knien reichen und mit Lederstreifen am Gürtel befestigt werden, und an den Füßen mit Glasperlen verzierte Mocassins.

Der Stamm lebt von dem Erträgnisse der ihm reservirten Wälder und von kleiner Handarbeit, namentlich der Anfertigung von Schneeschuhen, birkenen Körben, Mocassins, Federputz, indianischen Gewändern, hölzernen Tabackspfeifen, Tomahawks und sonstigen Waffen, die unter den Fremden und den Curiositätenhändlern der nahen Stadt willige Abnehmer finden. Die Männer gehen auf die Jagd und nehmen Dienste entweder auf den großen Holzflößen, welche die Flüsse des Nordens herabkommen, oder als „voyageurs“ bei der Hudsonsbay-Compagnie. Dadurch kommt aber größeres Wohlleben in die Familien, in Folge dessen die alten Eigenthümlichkeiten rasch verschwinden: die jungen Mädchen kleiden sich wie die Canadierinnen und verheirathen sich oft mit Canadiern, und der größte Theil des jungen Nachwuchses versteht schon die Sprache seiner Vorfahren, in welcher noch in der Kirche gepredigt wird, nicht mehr. Nur selten kommt es vor, wie es Lamothe begegnete, daß ein junger Mann von sich sagen kann: „Ich spreche ebenso gut en sauvage (d. h. huronisch), wie en canadien“ (d. h. französisch). Meist ist ein solcher zur Hälfte sauvage (Indianer), Abkömmling eines canadischen Vaters und einer sauvagesse oder Huronin.

Wir sprachen schon oben von dem Luxus, den der canadische Landmann mit Pferd und Wagen treibt; leider ist es nicht der einzige. Weist er doch die Bezeichnung „Bauer“ von sich und will „habitant“ (Bewohner) genannt sein; sein zierliches, hübsch angestrichenes Holzhaus ist innen mit echt englischer Bequemlichkeit ausgestattet; Sonntags kleidet sich die ganze Familie nach der neuesten Mode und Abends erholen sich die jungen Mädchen, die über Tag den Eltern auf dem Felde geholfen haben, am Pianoforte. Vor jedem Hause spielt eine größere oder geringere Anzahl strammer, gesunder Kinder, und wenn auch die kleinsten darunter barfuß einherspringen, so sieht man doch sofort an ihrem sanbern, guten Anzuge, daß nicht Armuth die Ursache davon ist.

Die Victoria-Brücke. (Nach einer Photographie.)

Die Mädchen tragen ihre langen Haare nach englischer Mode lose, dazu im Sommer gewöhnlich weiße Blousen und bunte Röcke; die Männer kleiden sich Werktags in einen groben, graufarbigen Kittel nebst rothem Gürtel und die „tuque“ oder normannische Kappe. Festtags aber erscheinen alle wie völlige Gentlemen. Drei Feinde hat jedoch der Landmann dort zu fürchten, die seinen Wohlstand bedrohen: den Luxus, den alten Schlendrian und schließlich seine Neigung für die freien Künste und Wissenschaften. Der Luxus in Aeußerlichkeiten, so sehr er auch bei der meist großen Zahl der Familienmitglieder den Geldbeutel belastet, wäre noch zu ertragen, wenn der Landmann nur seinem Boden den größtmöglichen Ertrag abzugewinnen verstände. Aber der fortdauernde, nur in langen Zwischenräumen durch Brache unterbrochene Getreidebau hat die Ländereien längs des Stromes arg heruntergebracht und neu gerodeter Acker verschlechtert sich nach einigen guten Ernten gleichfalls bald. Viehzucht und Cultur der Obstbäume stehen in ihren Erfolgen weit hinter denen Englands und der Vereinigten Staaten zurück, und der Wald, die Zukunft des Landes, wird von der Regierung mit unbegreiflicher Verblendung großen Speculanten, die noch dazu Fremde sind, preisgegeben. Und endlich verhindert die Abneigung des Volkes gegen jede Grundsteuer, welche von der einen der beiden feindlichen politischen Parteien fleißig genährt wird, die Anlage eines guten und ausgedehnten Wegenetzes. In letzter Zeit haben nun wohl angesehene Leute, große Grundbesitzer und Geistliche, gegen diese alte Wirthschaft sich aufgelehnt, praktische Ackerbauschulen und Musterfarmen eröffnet und an einzelnen Stellen, namentlich im Bezirk von Montreal, auch einige Erfolge erzielt. Aber das hauptsächlichste Hinderniß, das sich ihren Bestrebungen entgegenstellte, war und ist das wachsende Verlangen der Jugend, Landwirthschaft und Handwerk aufzugeben und höhere Berufsarten zu ergreifen. Dies ist in der Art und Weise des öffentlichen Unterrichts begründet: seitdem das Land colonisirt wurde, bestehen dort an verschiedenen Punkten höhere Schulen, welche jährlich einige Hundert trefflich unterrichteter junger Leute entlassen, während die Elementar- oder Volksschulen und der technische Unterricht noch geringe Verbreitung genießen und 1871

über ein Drittel der französischen Canadier als gänzlich ohne Schulbildung befunden wurde. Doch hat sich dieses Verhältniß in letzter Zeit sehr gebessert, so daß der Minister des öffentlichen Unterrichts in Quebec 1872 unter circa 1,100,000 Einwohnern *) die Anzahl der Schüler jeder Art auf 222,105 angeben konnte, d. h. 1 Unterricht-Genießender auf je 5 Bewohner, was Untercanada auf gleiche Stufe mit den darin am höchsten stehenden Ländern stellt. Aber wenn auch der Elementarunterricht jetzt mehr berücksichtigt wird, so fehlt es doch noch gänzlich an Lehranstalten für Ingenieure, Schiffsbauer, Bergleute und Architekten, kurz für alle jene Berufsarten, die in Nordamerika von ganz besonderer Bedeutung sind.

Was ist die Folge davon? Natürlich sucht jeder Vater wenigstens einem seiner Söhne eine bessere Erziehung zu geben, und ebenso natürlich sind die geistlichen Gymnasien überfüllt mit jungen Leuten, welche später Jura und Medicin studiren, die einzigen Fächer, welche in französischer Sprache gelehrt werden. Darum giebt es schließlich zehnmal mehr Advocaten, als für sämmtliche zu führenden Processe nöthig sind, und sicherlich viel zu viel Aerzte für ein Land, wo ein rüstiges, hohes Alter von 90, 100 Jahren und darüber nicht zu den Seltenheiten gehört. So kommt es, daß das Diplom als Arzt oder Advocat schließlich nur einen Titel, keine Beschäftigung verleiht, und seinen Inhaber der hohen oder niedern Politik in die Arme treibt. Nur die Einführung industrieller Unternehmungen, Ausbeutung der mineralischen Reichthümer, Eisenbahnen, Banken

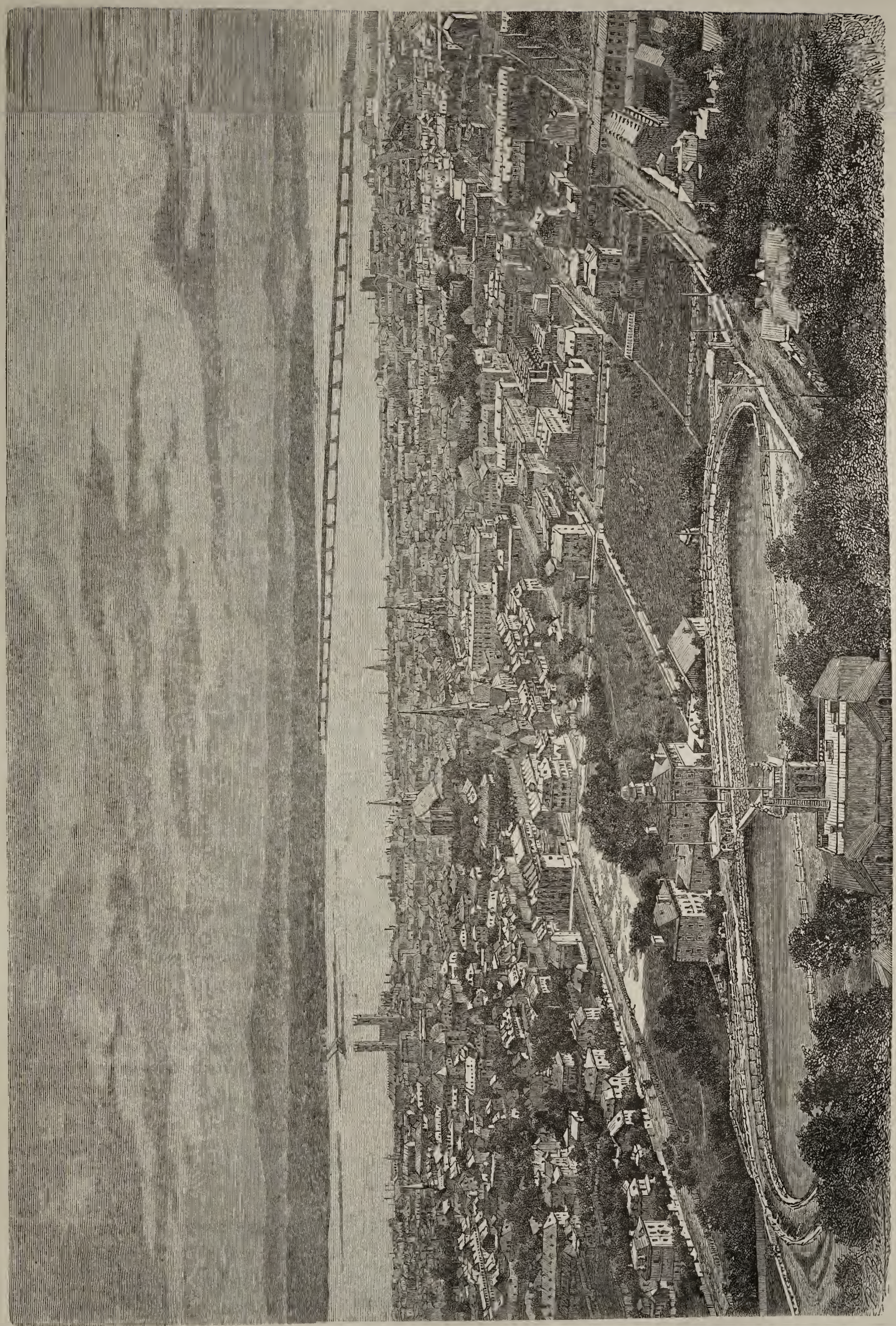
Schiffsländе von Montreal. (Nach einer Photographie.)

und dergleichen können hier helfen und das canadische Volk vor dem allmäligen Verderben bewahren. Durch nichts wird diese Behauptung besser bewiesen, als durch den Umstand, daß jetzt die Arbeiter Canadas zum großen Theile in die Fabrikgegenden der Vereinigten Staaten hinüberwandern.

* * *

Unter allen den prächtigen Dampfern Nordamerikas, die wegen ihrer mehrfachen Kabinenreihen über einander und der glänzenden innern Ausstattung mit vollem Rechte schwimmende Paläste genannt werden, reichen nur wenige an die beiden Schiffe der Gesellschaft Richelieu, den „Quebec“ und den „Montreal“, hinan, welche während der schönen Jahreszeit abwechselnd den täglichen Dienst zwischen den beiden Städten, deren Namen sie tragen, versehen. Sie fahren aber leider zu so später Abendstunde von Quebec ab, daß der Reisende des Anblickes der lachenden Ufer des Lorenz-Stromes verlustig geht. Um Mitternacht geht es bei Trois-Rivières vorbei, einer der ältesten Gründungen der Franzosen aus dem 17. Jahrhundert und heute eine Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern, dort gelegen, wo der Saint-Maurice in den Lorenz sich ergießt. An ihm und seinen Nebenflüssen zieht sich langsam, aber sicher ausschließlich canadisch-französische Einwanderung und Colonisirung hinauf, so namentlich am Matawin, der 20 Stunden Weges nördlich vom Lorenz-Strome demselben parallel fließt und an seinen Ufern viel anbaufähiges Land besitzt. Rücksichts-

*) Davon waren 930,000 Franzosen, 123,000 Irländer, 69,822 Engländer, 49,000 Schotten und 6988 Indianer.



Ansicht von Montreal. (Nach einer Photographie.)

lose Ausbeutung der Wälder ist indessen vorderhand das Lebensprincip jener Gegenden.

Im Morgennebel passirt das Schiff die ihrem Namen sowohl wie der Bevölkerung nach ganz französischen Grafschaften Berthier, Richelieu, l'Assomption und Verchères mit ihren herrlichen, von großen Bäumen licht bestandenen Prairien. Bald darauf blitzen durch den Nebel blechgedeckte Dächer; am Fuße eines einzelstehenden Hügels erheben sich die hohen Thürme einer Kathedrale über lange Häuserreihen; am Nordufer des Stromes macht mit einem Schlage das grüne Wasser des Lorenz dem dunkeln des Ottawa-Flusses Platz: stundenweit fließen beide, ohne sich zu vermengen, neben einander her. Dann kommen die hohen Fabrikgebäude von Hochelaga in Sicht und die Victoria-Brücke, die 3134 Meter lang ist und einen röhrenförmigen, bedeckten Gang hat. Dieselbe, welche einstweilen die längste Brücke der Welt ist, besteht aus 25 eisernen Röhren von einer Gesammtlänge von 1871 Meter, welche von zwei Widerlagern und 24 als Eisbrecher construirten Pfeilern aus schwarzem Kalkstein etwa 20 Meter über dem Wasser gehalten werden. Uebrigens befriedigt dieses Wunderwerk der Ingenieurkunst weit mehr den Geist als das Auge, da seine gewaltigen Verhältnisse aus der Ferne gesehen stark zusammenschrumpfen. Die lange steife Linie des gedeckten Ganges und die dünnen, geradlinigen Formen der Bogen geben ihr das gewöhnliche Aussehen einer Bockbrücke, und man sieht ihr dann nicht an, daß ihr Bau fünf Jahre gedauert und 25 Millionen Mark verschlungen hat. Jetzt geht man übrigens mit dem Plane

Der Markt Bonsecours in Montreal. (Nach einer Photographie.)

um, in Montreal selber eine noch längere Brücke über den Strom zu schlagen; dieselbe soll 4725 Meter lang werden und Raum für eine Eisenbahn, eine Pferdebahn, einen Fahr- und einen Fußweg bieten, dabei nur drei Jahre Bauzeit und nur 16 Millionen Mark kosten.

Endlich erreicht das Schiff durch einen Wald weißer Dampfer mit über einander liegenden Kabinen hindurch die Schiffslände von Montreal, die aus festem Kalkstein erbaut ist und zusammen mit den Schleusen und Steineinfassungen des Lachine-Canals eine meilenlange Ufermauer bildet, die in der Welt wenige ihres Gleichen zählt. Vor dem Ankömmlinge erheben sich die stattlichen Häuser des Marktes Bonsecours und dicht daneben auf dem Platze Jacques Cartier (s. oben S. 2) eine hohe Säule mit der colossalen Statue Nelson's, des Siegers von Trafalgar, welche 1809 aus freiwilligen Beiträgen errichtet wurde. In der That eine sonderbare Gedankenverbindung, daß man auf dem Platze, der dem Andenken des französischen Seemannes und Entdeckers Neu-Frankreichs geweiht ist, dem englischen Seehelden, der Frankreichs Flotte zerstörte, ein Denkmal errichtet hat!

Wo heute Montreal steht, fand Cartier im sechszehnten Jahrhundert auf der von Armen des Ottawa und St. Lorenz umflossenen Insel das Indianerdorf Hochelaga. Etwa ein Jahrhundert später, 1640, überließ Ludwig XIII. der frommen Schwester Bourgeois und ihren Genossinnen die ganze Insel und 1642 zogen 55 Personen dorthin und erbauten sich einige Häuser, welche „Villemarie" genannt wurden und den Anfang des heutigen Montreal bildeten. Der Platz war, wie die Folge lehrte, nicht übel gewählt, da bis zu ihm

hin Seeschiffe den St.-Lorenz-Strom hinauf gelangen können, und nahm allmälig zu. Schon 1653 kamen 200 neue Ansiedler aus Anjou dazu; später Soldaten des verabschiedeten Regiments Carignan, das in der Landesgeschichte einen berühmten Namen sich erworben. Doch hinderte anfangs die Nachbarschaft der Irokesen ein rasches Aufblühen, und kaum 6000 Bewohner zählte die Stadt 1760, als unter ihren Mauern der Vertrag unterzeichnet wurde, der Canada den Engländern überlieferte. Seitdem sind 115 Jahre verflossen; aus dem Flecken ist eine große Stadt von 107,000 Einwohnern (darunter 56,000 Franzosen) geworden, und selbst diese Blüthe betrachten die Montrealer nur als das Vorspiel größerer Dinge, die noch ausstehen. Im siebenzehnten Jahrhundert war die Stadt der Mittelpunkt eines speciellen Handelszweiges gewesen: der Handel mit Pelzen und namentlich den Fellen der zahllos vorhandenen Biber hatte dort seinen Hauptsitz, den er jetzt ganz verlassen hat; von dort zogen die Trappers nach allen Richtungen an den reichen Wasseradern des Landes hinauf und bahnten den erst spät nachfolgenden Ansiedlern die Wege. Heute ist die Stadt Ausgangspunkt der transatlantischen Schifffahrt auf dem Lorenz-Strome und sucht selbst Newyork zu überflügeln. Schon können Schiffe von 400 bis 500 Tonnen auf Canälen die zahlreichen Stromschnellen umfahren, welche den St. Lorenz zwischen dem Ontario-See und Lachine oberhalb Montreal unterbrechen, und zwischen Ontario- und Erie-See gleicht auf canadischem Gebiete der 43 Kilometer lange Canal Welland mittelst 27 Schleusen den etwa 100 Meter betragenden Niveauunterschied zwischen beiden Gewässern aus, welcher die natürliche Verbindung beider, den Niagarafluß zu zahlreichen Schnellen und seinem riesigen Sturz in die Tiefe zwingt. Alle diese Wasserstraßen werden jetzt von der Regierung derart erweitert, daß sie Schiffen bis zu 1000 Tonnen zugänglich werden; man hofft dadurch Montreal zum Handelscentrum des ganzen großen nordamerikanischen Seengebiets zu machen.

Was aber auch kommen mag, so ist Montreal schon heute ihrem Aeußern nach eine Großstadt und jedenfalls die schönste des Landes mit breiten, gutgehaltenen Straßen, großen und prachtvollen Läden, zahlreichen Banken und Palästen. Auch die Privathäuser sind im gleichen Stile wie die der größten amerikanischen Städte erbaut; und Kirchen der verschiedensten Secten giebt es in Menge, leider zum guten Theile in jenem schrecklichen halb gothischen, halb schnörkeligen Stile, der die Kenner in Entsetzen und die echten Angelsachsen in Entzücken gerathen läßt. Natürlich will die katholische Geistlichkeit bei solchem Luxus an gottesdienstlichen Gebäuden nicht zurückstehen, so daß der Bischof von Montreal, der schon in seiner Kathedrale eine der schönsten Kirchen Nordamerikas besitzt, ausgedehnte Geldsammlungen unternimmt, um davon am St.-Lorenz-Strome eine großartige Nachahmung der Peterskirche in Rom zu errichten.

Die Fly-River-Expedition.

Eine Schilderung dieser Expedition brachten wir bereits in Nro. 18 des vorigen Bandes; allein wir glauben doch die naturwissenschaftlichen Errungenschaften derselben nachtragen zu sollen, welche wir einem Berichte des italienischen Naturforschers d'Albertis entnehmen.

d'Albertis bespricht zunächst die Einwohner des Dorfes

Katau, das an einem kleinen Flusse beinahe gegenüber dem Cap York liegt und wo die Expedition anhielt, um in der Person eines alten Häuptlings einen Führer und Piloten zu engagiren. Katau besteht aus vier Häusern, welche durch ihre große Länge auffallen und je einer Anzahl Familien zur Wohnung dienen, weshalb sie in kleine Räume abgetheilt sind. Diese Häuser sind denjenigen an der Nordwestküste Neu-Guineas ähnlich; auch werden hier wie dort Schädeltrophäen vor den Thüren aufgehangen. Das Innere ist sehr schmutzig und dunkel, aber trotzdem die Bauart viel besser

als bei den beiden Nachbarvölkern. Jedes Haus hat zwei Thüren, welche als allgemeine Ein- und Ausgänge dienen und auf eine Art Veranda führen, die von den Eingeborenen zum geselligen Verkehr und als Arbeitsplatz benutzt wird. Die Wohnungen sind auf etwa 10 Fuß hohe Erdhaufen gestellt und gar nicht weit vom Hochwasserstande entfernt; die eingezäunten Felder enthalten Yams, Bananen und Kokosnußpalmen. Der Begräbnißplatz liegt in der Nähe des Dorfes und man bemerkte auf den Gräbern eine Menge Mundvorrath und auch einige Waffen.

Die Männer sind groß, mager und kurzleibig; haben dafür aber um so längere Arme. Die Frauen sind ebenfalls groß, dabei unschön und scheinen musculös sehr entwickelt. Ihre Hautfarbe ist dunkel kupferig, jedoch nicht so schwarz wie die der Eingeborenen des Cap York oder diejenigen der Tawan- oder Cornwallis-Insel. Das Haar ist wollig und kraus, meist kurz und stets gleichmäßig — nicht in Büscheln — auf dem Haarboden vertheilt. Die Frauen gehen einigermaßen bekleidet, die Männer vollständig nackt einher. Es wäre schwierig zu entscheiden, welcher Typus unter ihnen vorherrscht, so sehr variiren die einzelnen Individuen; d'Albertis sah manche, welche den Eingeborenen des Cap York vollständig glichen, und wieder andere, die Arabern ähnlich waren, und hält es für wahrscheinlich, daß sich Mischlinge der Papuaner unter ihnen befinden, die im westlichen Theile Neu-Guineas wohnen, worin er auch durch den Umstand bestärkt wird, daß sie dieselben Häuser bauen und auch lieber Bogen und Pfeile als den Speer gebrauchen. Weiterhin leiden sie an zwei Hautkrankheiten, welche dem westlichen Volke eigenthümlich sind und von ihm „Bento“ und „Cascado“ genannt werden; auch bewahren sie die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde ebenso auf, indem sie dieselben verzieren und den Unterkiefer abnehmen, wie es bei den Eingeborenen der Oranje-Bay an der Südostküste üblich ist. d'Albertis konnte nicht feststellen, ob sie den Unterkiefer ebenfalls als Armschmuck verwenden; wenn dies jedoch nachgewiesen werden könnte, so hält er seine Ansicht für begründet, daß der Katanstamm sich mit den östlichen Völkern vermischt hat.

Eingeborener der Salomons-Insel Isabel. (Nach Dumont d'Urville.)

Auf einigen Inseln der Torresstraße (z. B. der Darnley-Insel) wohnt eine eigenthümliche Varietät der sogenannten papuanischen Race, welche sich von den Einwohnern anderer Inseln dieser Straße unterscheidet. Viele Einwohner von Katau haben nun ein diesen ähnliches Aeußeres, und es dürfte sehr schwer werden, den Urtypus dieses Stammes zu ergründen, da derselbe offenbar durch Vermischungen mit anderen Racen verwischt wurde.

Während der „Ellengowan“ für die Nacht vor der 25 Meilen von der Mündung des Fliegenflusses entfernt liegenden Insel Kiwai die Anker auswarf, kamen viele Männer aus einem am Ufer liegenden Dorfe an Bord. Sie haben, ähnlich den Eingeborenen in Katau und auf den Inseln der Torresstraße, durchbohrte Ohrmuscheln; auch sind die Ohrläppchen künstlich verlängert und durchlöchert. Sie verzieren ihre Ohren mit roth gefärbten Grasbüscheln, und der Reisende beobachtete einige mit zwei Zoll langen Ohrläppchen *). Sie führen Bogen und Pfeil sowie Tomahawks und Messer aus Eisen, welche sie von Katau und einigen Inseln der Torresstraße einhandeln, wohin diese Gegenstände durch die Schiffe gebracht werden, die man zur Perlenfischerei dorthin sendet. Der Typus dieser Leute ist gleichmäßiger; sie haben eine entwickelte, aber zurücktretende Stirn, und krauses, wolliges, schwarzes, gleichförmig über den Haarboden verbreitetes Haar. Solche, die es lang trugen, hatten es mit Oel oder Fett, das mit Erde oder Asche vermischt war, beschmiert. Die Leute sind meist groß und schlank gebaut und dachte d'Albertis zuerst, daß sie Beschneidung ausüben, fand jedoch, daß er sich geirrt hatte. Etwa elf von den vierzig oder fünfzig, die an Bord kamen, hatten Geschwüre am Scrotum und geschwollene Leistendrüsen, welche sie jedoch nicht in der Bewegung zu hindern schienen. In der Hautfarbe glichen sie den Eingeborenen von Katau, sind aber eher um eine Schattirung heller. Die Stirn ist niedrig und schmal; Augenbogen und Backenknochen stehen dagegen stark hervor; die Nase kann als Adlernase bezeichnet werden. Sie haben kleine, dunkelkastanienbraune Augen und bei vielen derselben beobachtete man einen bläulichen Ring um die Iris. Ihre Zähne sind sehr stark und weiß; ihre Körperbehaarung ist gering und wird nicht abgeschnitten. Sie tragen kurze, dichte Bärte.

Es gelang d'Albertis, einige Körpermessungen vorzunehmen, deren Resultate hier folgen.

	Zoll	Linien
Umfang des Kopfes . .	20	2½
Umfang der Brust über den Brustwarzen . .	33	2½
Umfang des Beckens .	31	2½
Vom Becken zum Fuße	39	2
Länge des Beines . . .	20	1
„ „ Oberarmes .	14	1
„ „ Unterarmes	11	1
„ „ Fußes	10	2
Durchschnittliche Körperlänge betrug	68	—

Diese Eingeborenen rauchen Tabak aus großen Bambuspfeifen, die denjenigen gleichen, welche sowohl bei den Wilden am Cap York als auch auf anderen Inseln der Torresstraße im Gebrauche sind.

An den Ufern des Fly-Flusses, in der Nähe der Canoe-Insel (s. die Karte), liegen einige große Dörfer, welche stark bevölkert sind. Ein Haus kam dem Reisenden zu Gesichte, das er auf 500 Fuß Länge schätzte. Die Bewohner derselben haben mit denjenigen Kiwais große Aehnlichkeit und sind nur etwas schlanker und von wenig hellerer Farbe. Er sah einige, welche Arabern glichen. Ihre Körperlänge ist mäßig, der Kopf verhältnißmäßig klein, die Stirn niedrig und abgeplattet. Sie trugen alle denselben Typus zur Schau und müssen deshalb unter sich heirathen, oder sich mit einem ähnlichen Volke vermischen. Wenn man die Bewohner des nordwestlichen Neu-Guinea als Repräsentanten der papuanischen

*) Diese weitverbreitete Sitte beobachtete neuerdings wieder die „Gazelle“ auf Neubritannien östlich von Neuguinea; früher Dumont d'Urville auf Isabel (s. die Abbildung). Ebenso folgen ihr die Bewohner der Königin-Charlotte-Inseln, der Neuen Hebriden, von Neucaledonien, der Loyalty-Inseln, von Neuseeland (die Maori), von Fidschi (Viti), Tonga, Markesas, die der Karolinen und der Gilbert- und Marshall-Inseln, weniger die Samoaner, gar nicht mehr (wenn schon früher) die Hawaiier, Rarotonganer und Tahitier.

Race nimmt, so darf man wohl den eben beschriebenen Stamm nicht zur letztern rechnen; derselbe scheint vielmehr eher mit den Eingeborenen des südöstlichen Theils identisch zu sein.

Eine Eigenthümlichkeit dieses Stammes ist die Ausschmückung der Häupter erschlagener Feinde und zwar geschieht diese auf folgende Weise. Nachdem die Schädel von allen Fleischtheilen befreit wurden, bedeckt man sie mit einer Maske aus Wachs, welche vom Anfange der Stirn bis zu den Wurzeln der oberen Zähne herabgeht. Der obere Theil der Maske wird mit den leuchtend rothen Samen des Abrus precatorius und der Rand derselben mit geflochtenem Werg verziert. Die Augen werden durch zwei kleine Kaurimuscheln oder schwarze Samenkörner dargestellt, welche durch einen Kreis von den eben erwähnten rothen Samen eingefaßt sind. An den Schläfenbeinen hängen ähnliche lange Ohrgehänge, wie sie von den Eingeborenen getragen werden. Der Unterkiefer ist mit Wergschnüren stark an den Oberkiefer befestigt. Eine 2 Fuß lange Schlinge ist an ein Stück hartes Holz gebunden, das hinter den Gelenken des Unterkiefers durchgeschoben wird. Beim Abnehmen einer Maske fand d'Albertis die Augenhöhlen mit Kalk gefüllt und die Nase mit Werg und Gras gestopft. Im Innern des Schädels befanden sich Steine, harte Samenkerne und Bimssteinstücke, welche durch Büschel aus trockenem Grase am Herausfallen verhindert wurden. Beim Schwingen dieser Köpfe mittelst der Schlinge entsteht ein lautes rasselndes Geräusch, weshalb man darauf schließen kann, daß sie beim Tanzen gebraucht werden.

Die Waffen, welche diese Leute führen, sind Bogen und Pfeile. Die ersteren haben eine Länge von 6 Fuß, die letzteren sind sehr verschieden; manche haben Spitzen von hartem Holze, Bambus oder der langen Kralle des Casuars. Manche der Pfeile waren vergiftet. Diese Eingeborenen tragen stets ein Bambusmesser bei sich, das zum Abschneiden der Köpfe ihrer Feinde dient. Es wird vor dem Gebrauche mit einer Muschel geschärft, welche zu dem Zwecke am Messer befestigt bleibt; auch führen sie eine Art Dolch, der aus dem Hüftknochen des Casuars gefertigt wird und dessen Handgriff man mit den rothen Samen des Abrus precatorius verziert. Man tödtet mit ihm den verwundeten Feind.

Der Reisende sammelte zehn Schädel der Eingeborenen am Fly River und fand bei der Vergleichung mit solchen von Inseln der Torresstraße, daß am Fly River die Höhe der Schädel sich zur Breite verhält wie 100 : 84 bis 88, also brachycephale Formen vorherrschen, während sie in der Torresstraße 100 : 71 zeigten, also dolicephal sind. Alle Schädel des Fly River waren unter einander sehr gleichmäßig, haben aber mehr Verwandtschaft zu denen der östlichen als denen der westlichen Stämme.

Je weiter der Forscher in Neu-Guinea vordringt, desto schwerer wird es dem Anthropologen, das Problem der papuanischen Race zu lösen, und d'Albertis glaubt, daß dies erst geschehen kann, wenn das Innere des Landes besucht, die Sprachen studirt und die Schädel der verschiedenen Stämme verglichen sind.

Trotz dem kurzen Aufenthalte der Expedition im Fly River beobachtete d'Albertis 48 Arten Vögel (ganz Guinea enthält etwa 60), einen Pteropus, an Insecten eine Cotonida und eine Lucanadea, beide wahrscheinlich noch unbekannt, sowie die wundervollsten Schmetterlinge; ferner 4 bis 5 Eidechsenarten, einen Frosch und einen Dendrophis. Er bestreitet aber die bisher behauptete Anwesenheit von Büffel und Rhinoceros, welche frühere Reisende aus der Existenz großer Kothballen, die vielmehr vom Casuar stammen, schließen zu dürfen glaubten. Unter den Bäumen machten sich besonders wilde Muscatnuß und Feigenbäume sowie Aleurites, Canarium, Calamus australis bemerklich, dagegen kamen keine Eucalyptus vor, die doch in anderen Theilen Neu-Guineas sehr verbreitet sind.

d'Albertis will nun eine zweite, besser ausgestattete Expedition für die Erforschung des Landesinnern ausrüsten und zwar den Fly-Fluß, soweit er schiffbar ist, hinauffahren und dann durch das Innere über Land nach seiner frühern Station Yule-Island zurückkehren. Es hält aber sehr schwer, einen geeigneten Dampfer zu finden; auch übersteigen solche Ausgaben die Mittel eines Privatmannes, weshalb man bereits in Sydney den Vorschlag gemacht hat, dem verdienstvollen Naturforscher durch Subscription zum Zwecke der Anschaffung eines Dampfers seine Aufgabe zu erleichtern.

Eine Besteigung des Popocatepetl.

Der Popocatepetl ist in den jüngsten Tagen von dem Fürsten Starhemberg und dem Freiherrn von Thielmann *) glücklich bestiegen worden. Die Reisenden verließen Mexico am Montag, den 21. Februar, und erreichten Amecameca ohne andern Unfall als einigen Zeitverlust, welchen der tiefe Sand der Straße verschuldet hatte. Zwischen Miraflores und Tlalmanalco überraschte sie ein heftiger Platzregen mit Hagel, der die Luft angenehm abkühlte und die bereits recht matten Maulthiere so weit erfrischte, daß das Nachtquartier noch vor völliger Dunkelheit erreicht werden konnte. In Amecameca fanden sie im Hause des Herrn Juan Noriega nicht allein die gastfreundlichste Aufnahme, sondern auch sachkundige Beihülfe behufs Versorgung mit den vielen Erfordernissen einer größern Bergpartie. Am nächsten Tage war das Wetter zwar in den Morgenstunden klar, doch umzog sich schon Vormittags der Himmel derartig, daß auf die schöne Aussicht auf das Thal von Mexico, welche der Weg von Amecameca nach dem Sattel zwischen dem Popocatepetl und Iztaccihuatl bietet, verzichtet werden mußte. Nichtsdestoweniger war der Ritt durch den herrlichen Nadelholzwald, welcher den Fuß des Berges umsäumt, höchst genußreich. Trotz der frühen Jahreszeit war das Unterholz voller blühender Büsche und Sträucher und die überaus liebliche Aussicht auf das Thal von Amecameca entschädigte für den Mangel eines weitern Blickes. Es kam hinzu, daß der Charakter des Nadelholzes an sich den Deutschen stets an seine heimathlichen Berge erinnert und denjenigen, der seit Monaten den Duft der Fichten und Tannen hat entbehren müssen, weit kräftiger anregt, als irgend ein tropischer Wald oder ein Palmenhain dies thun kann. Nach dreistündigem Ritt wurde der Weg von Amecameca nach Puebla, dem die Reisenden bisher gefolgt waren, verlassen, und ein enger Saumpfad führte in einer fernern Stunde durch Kiefernwald, bei welchem der Mangel des Unterholzes und der knorrigere

*) Derselbe, dessen interessantes Reisewerk über den Kaukasus und die asiatische Türkei wir in Nr. 24 des vorigen Bandes S. 373 erwähnten.

Wuchs der Stämme schon die erreichte bedeutende Meereshöhe erkennen ließ, zum Rancho des Generals Sanchez Ochoa, in etwa 12,000 Fuß Meereshöhe unmittelbar am Fuße des Kegels des Popocatepetl gelegen. Das Gehöft besteht lediglich aus einem Schuppen, in welchem der im Krater des Vulcans gewonnene Schwefel durch Schmelzen gereinigt wird, einem kleinern Schuppen zur Behausung der Arbeiter (sämmtlich Indianer) und einer in Verschläge abgetheilten Baracke, welche dem Aufseher, Juan Tellez, zur Wohnung dient. In einer Abtheilung dieser nicht sehr einladenden Wohnstätte fanden die Reisenden Platz zum Niederlegen, sonst aber, außer sehr freundlicher Aufnahme Seitens des Aufsehers, nicht das Geringste. Da das Gepäck mit den Vorräthen noch zurückgeblieben war, so blieb vor dem Essen (das auf anstrengenden Bergpartien eine größere Rolle spielt als sich mancher Städter träumen läßt) reichlich Zeit zu einem Ausflug auf eine benachbarte Anhöhe, welche einen malerischen Blick nach Osten bot. Während nach Mexico zu der Himmel bezogen und die Ebene voller Dunst war, herrschte im Osten der hellste Sonnenschein, und von einem Rahmen grüner Nadelhölzer eingefaßt zeigten sich Puebla und Cholula so deutlich, daß das bloße Auge die Bäume auf dem Pasco von Puebla, die Straße nach Amozoc und die kleine Capelle auf dem Teocalli von Cholula deutlich erkennen konnte; den ernsten Hintergrund bildeten die Malinche mit ihrem schroffen Gipfel und in weiter Ferne der Pic von Orizava, letzterer bei Sonnenuntergang im herrlichsten Roth erglühend.

Der Aufbruch wurde für den nächsten Morgen (Mittwoch, den 23. Februar) um 4 Uhr festgesetzt, und nachdem die Reisenden noch die praktische Erfahrung gemacht hatten, daß auf 12,000 Fuß Höhe weder Fleisch noch Kartoffeln gar werden, ging man zeitig zur Ruhe. Es hielt allerdings etwas schwer, die Führer zur festgesetzten Stunde in Marschbereitschaft zu bringen, allein um halb fünf konnte die Besteigung beginnen. Die ersten 1600 Fuß absoluter Höhe konnten zu Pferde auf einem Zickzackwege zurückgelegt werden; die feine vulcanische Asche, mit welcher die Wände des Vulcans bedeckt sind, macht den Thieren das Steigen allerdings recht sauer, und als bei Sonnenaufgang das Ende des Reitweges bei einem auf Lavablöcken errichteten Kreuz erreicht war, waren sie völlig erschöpft. Das Wetter war nicht ungünstig, die Luft war frisch, der Berg völlig wolkenfrei, ebenso wie sein Nachbar, der Iztaccihuatl, und der ferne Pic von Orizava; in den Thälern wogten allerdings dicke weiße Nebel. Als die Sonne stieg, war das Bild ein herrliches: der Dom des Popocatepetl glänzte im blendendsten Weiß und gleich Inseln stiegen die beiden anderen hohen Gipfel aus dem leuchtenden Wolkenmeere empor, eine Erscheinung, von der sich Niemand einen Begriff machen kann, der Wolken nur von unten gesehen hat. Nun begann die eigentliche Ersteigung. Zunächst war noch ein kurzes Aschenfeld zu passiren und dann wurde die Schneewand betreten, welche in gleichförmig steiler Steigung (wenig unter 40 Grad) zum Gipfel führt. Der Zustand des Schnees war günstig; nur wenige verglaste Stellen ließen den Eispickel vermissen; sonst genügte ein festes Einsetzen des genagelten Bergschuhs zum sichern Tritt. Die beiden Führer und die begleitenden Indianer stiegen sicher und schnell auf ihren mit Lappen umwundenen Sandalen, um so mehr, als der Schnee vom Wind leicht gefurcht war und kleine Vorsprünge das Aufsetzen des Fußes erleichterten. Wo dies nicht der Fall ist, ist der genagelte Bergschuh bei Weitem vorzuziehen. Der Anstieg bis zum Kraterrande war ziemlich eintönig und nahm, da beide Reisende in den Alpen wohlbewandert waren, trotz mangelnder Vorübung in den letzten Monaten, nur drei Stunden in Anspruch. Um 9 Uhr war der Kraterrand erreicht und ganz unvermittelt und ungeahnt erschloß sich der Blick in den schauerlichen Felsenkessel, dessen gelbgraue Wände gegenüber bis zu 2000 Fuß senkrecht aus der Tiefe emporstiegen. Der Anblick hat etwas überwältigend Schauerliches, das kein Bild und keine Beschreibung wiedergeben kann. Der in der Tiefe aus den Solfataren aufsteigende Dampf, die eigenthümliche Mischung von Schwefelgelb und Aschgrau im Kessel, der blendend weiße Schnee auf den Rändern der Wände und der tiefblaue Himmel darüber vereinigen sich zu Lichteffecten, welche man gesehen haben muß, um sie für möglich zu halten. Die Reisenden verweilten hier zunächst nur kurze Zeit, um alsbald zur Besteigung des Gipfels zu schreiten. Die Führer weigerten sich anfangs weiter zu gehen und schützten gefährliche Stellen und schlechte Beschaffenheit des Schnees vor; sie mußten aber nachgeben, da die Reisenden andernfalls ohne sie gegangen sein würden. Die Sache gestaltete sich nicht so schlimm; längs des Kraterrandes ansteigend, abwechselnd auf den Felsblöcken selbst und auf den steilen Schneewänden längs derselben klimmend, erreichte man in $1^1/_4$ Stunden die Spitze. Gefährliche Stellen kamen kaum vor, doch war Schwindelfreiheit und ein ganz sicherer Tritt an manchen Orten erwünscht. Der Gipfel selbst besteht aus einer sanft gewölbten Schneefirst, deren höchste Stelle nur etwa 30 Fuß vom Rande der senkrecht abfallenden Kraterwand entfernt ist. Die Schneewände ringsum sind von dem zu Zeiten hier oben herrschenden Sturmwind in ein Schollenmeer mit 5 Fuß tiefen Furchen zerwühlt worden, eine Erscheinung, welche in den Alpen nirgends in gleicher Großartigkeit vorkommt und auch hier hauptsächlich der isolirten und allen Lüften ausgesetzten Lage des Gipfels zuzuschreiben ist. Zur Zeit war es jedoch, abgesehen von einzelnen kurzen Windstößen, völlig still und (auf 17,884 Fuß Meereshöhe!) so sonnig warm, daß die Reisenden volle $^3/_4$ Stunden am Kraterrande sitzen und das großartige Schauspiel mit Muße bewundern konnten. Ueber dem Thal von Mexico schwebten freilich noch Wolken, aus denen nur der Pic von Toluca hervorragte, doch hatten sich im Osten die Nebel gebrochen und gestatteten manchen schönen Blick in das Land um Puebla. Der Süden war gänzlich klar und bis in endlose Ferne zogen sich die Berge und Thäler der Tierra caliente. Der Pic von Orizava und der Iztaccihuatl schauten fortwährend klar und heiter auf die wogenden Nebel herab; zu Zeiten waren auch die Malinche und der Cofre de Perote völlig frei.

Zur angenehmen Ueberraschung blieben die Reisenden auf der Spitze von allen üblen Wirkungen, welche man der dünnen Luft zuzuschreiben pflegt, völlig verschont; weder Schwindel, noch Brechreiz, Athembeschwerden, Flimmern der Augen oder Blutandrang nach dem Kopfe stellte sich ein. Erst beim Abstieg, der um 11 Uhr begann, machten sich vorübergehende Uebelkeit und dumpfer Kopfschmerz bemerkbar. Am Kraterrande wurde ein Frühstück eingenommen; das Hinabsteigen in die Tiefe des Kraters unterblieb jedoch wegen eintretenden Nebels und wegen der sehr lästigen Schwefeldämpfe; überdies hatte der Krater seine ganze Großartigkeit den Reisenden bei ihrem Standpunkte unweit des Gipfels gezeigt, und mehr war nicht zu erwarten. Vom Kraterrande bis zur Grenze des Schnees führt eine sogenannte Schurre, in welcher der im Krater gewonnene Schwefel hinabgefördert wird; in dieser fuhren die Reisenden, jeder hinter einem Führer auf einer Strohmatte sitzend, mit Windeseile dem Thale zu; etwa 2500 Fuß senkrechter Höhe wurden in wenig über eine Viertelstunde zurückgelegt. In einer fernern Stunde wurde der Rancho wieder erreicht.

Der nächste Tag bot den Reisenden, was ihnen der Gipfel versagt hatte; auf dem Wege vom Rancho nach Amecameca

lag das Thal von Mexico im hellen Sonnenschein zu ihren Füßen. Die Stadt selbst ist von hier durch den höchsten der zwischen den Seen von Chalco und Texcoco liegenden vulcanischen Berge verdeckt, doch waren Chapultepec und Guadalupe klar zu erkennen. Den Vordergrund bildete wieder das freundliche Thal von Amecameca mit seinem capellenreichen Sacro Monte, und Waldesduft und Blüthenpracht am Wege ließen die Strapazen des letzten Tages schnell vergessen. Am 25. Februar wurde noch der Sacro Monte mit seiner herrlichen Aussicht auf die beiden gewaltigen Nachbarn, den Popocatepetl und den Iztaccihuatl, und mit seinen moosbehangenen hundertfüßigen Wachholderbäumen besucht, und dann führte die Diligencia die Reisenden zur Stadt zurück.

Die Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die Olüt-Mongolen sind in ihrem Aeußern zwar den Chara-Tanguten sehr ähnlich, aber der Ausdruck ihres Gesichtes ist unbeschreiblich dumm; ihr Auge ist matt, geistlos, ihr Charakter abgestumpft, dahinbrütend und melancholisch. Im Herzen des Olüten lebt kein Funken Energie, in ihm entsteht kein Wunsch. Eine viehische Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt, mit Ausschluß dessen, was den Magen betrifft, beherrscht diesen ganzen Volksstamm. Folgendes wird uns einen Blick in das Geistesleben dieses verkommenen Stammes gewähren.

Prschewalski war der Ruf „eines großen Heiligen aus dem Abendlande“ nach Kuku-Nor vorausgegangen, der nach Lassa ziehe, um mit dem Dalai-Lama, „dem großen Heiligen des Morgenlandes“, Bekanntschaft zu machen. Veranlassung hierzu gab die Kühnheit des Reisenden, der es wagte, in Begleitung von nur drei Männern Gegenden zu durchziehen, welche von Räubern wimmelten. Die Mongolen hatten gesehen, daß diese vier Männer mit niegesehenen Waffen schossen, nie ihr Ziel verfehlten, selbst wenn es sich in großer Entfernung befand; daß sie Vögel im Fluge trafen, Felle und Vögel präparirten, Pflanzen sammelten u. s. w. Hierzu kam noch das Geheimnißvolle der Reisenden, die Niemandem über den Zweck der Reise Auskunft gaben, und, trotzdem sie, weit von jeder Hülfe, unter Fremden waren, sich durch ihr Auftreten Achtung zu verschaffen wußten. Als nun gar zu Prschewalski verschiedene Higenen, ja selbst ein Abgesandter aus Tibet kamen, da sah die Bevölkerung hierin die vollständigste Bestätigung ihrer Meinung, daß er ein großer „Chubilgan“, ein Heiliger, sei. Obgleich diese Annahme für Prschewalski viel Vortheilhaftes hatte, ihm die Reise erleichterte und ihn in gewisser Hinsicht sogar vor verschiedenen Unannehmlichkeiten schützte, so hatte sie doch auch viel Unbequemes an sich. Von allen Seiten drängten sich nämlich diese Mongolen (häufig aber auch Chara-Tanguten) an Prschewalski heran, um seinen Segen zu erhalten, oder ihn um Vorhersagungen zu bitten; ja es kamen sogar helle Haufen, um ihn oder seine Waffen anzubeten. Selbst Fürsten des Volkes sendeten ihre Söhne zu dem Reisenden mit der Bitte, daß er ihnen seine Hände auflege und sie segne fürs ganze Leben. Nach der Ankunft der Reisenden in Dulan-Kit versammelten sich gegen zweihundert Menschen, welche vor ihnen niederknieten und sie anbeteten. Besonders schwierig wurde es Prschewalski, sich derer zu erwehren, welche Prophetien von ihm verlangten. Es kamen nicht bloß solche zu ihm, welche die ferne Zukunft zu erfahren wünschten, sondern auch Leute, die ihn baten, ihnen über ein verloren gegangenes Stück Vieh Aufschluß zu geben, oder ihnen zu sagen, wo eine verlorene Pfeife liegt. Ein Fürst der Chara-Tanguten bat Prschewalski alles Ernstes, die Unfruchtbarkeit seiner Frau zu heben und ihr die Möglichkeit zu verschaffen, wenigstens einige Kinder zu gebären. Als die mongolischen Fürsten sahen, daß die Chara-Tanguten die vier Männer, welche durch einsame Gebirgsschluchten zogen, nicht anzugreifen wagten, baten sie Prschewalski, daß er sie gegen die letzteren in Schutz nehme und ihnen anbefehle, das den Olüt-Mongolen geraubte Vieh wiederzugeben.

Man nannte Prschewalski nicht nur einen großen Heiligen, sondern auch einen berühmten Arzt. Die Ursache hierzu war, daß er Pflanzen (für ein Herbarium) sammelte und daß ihm einige Kuren glücklich gelungen waren. Er hatte nämlich einigen Fieberkranken mittelst Chinin geholfen. Eine Folge hiervon war, daß sich Prschewalski's Ruhm durch die ganze Mongolei bis nach Kan-su, Kuku-Nor und Zaidam verbreitete. Es war besonders in den beiden letztgenannten Gegenden, in denen sich sehr viele Kranke, vorzüglich Frauen, zu ihm herandrängten. Es ist wirklich interessant zu hören, wie Prschewalski dieses erzählt, und deshalb will ich hier seine eigenen Worte anführen.

„Da ich durchaus nichts von Medicin verstehe,“ sagt der Oberstlieutenant im russischen Generalstabe, „und nur über einen sehr winzigen Vorrath von Arzneimitteln verfügte, auch wenig Zeit und Lust hatte, mich mit den herbeikommenden Kranken abzugeben, habe ich gewöhnlich zum größten Charlatanmittel meine Zuflucht genommen, das je in der medicinischen Welt aufgetaucht ist, zum Baumscheitismus, welcher, wie bekannt, die Heilung aller Uebel durch eine Verletzung der Haut mit einem Bündel Nadeln, das an einer Springfeder befestigt ist, und durch nachträgliches Einreiben dieser Stelle mit einer besondern Oelgattung, predigt. Es scheint, als ob ich eine Vorahnung davon gehabt hätte, daß mir ein solches Instrument nützlich sein werde, und ich nahm es mit mir, als ich die Expedition antrat. Wenn aber der Dr. Baumscheit, der Erfinder dieses zauberhaften Heilmittels, noch lebt, so kann er stolz darauf sein, daß seine Erfindung die Bewohner von Kuku-Nor in Entzücken versetzt hat, so daß sie die Springfeder mit Nadeln als eine heilige Sache betrachteten, die fast aus Buddha's eigenen Händen stamme. In der Folge, und zwar schon während meiner Rückreise, schenkte ich dieses Zauberinstrument einem mongolischen Fürsten, der sich sogleich in seinem Gebrauche einzuüben begann, indem er damit seinen ganz gesunden Adjutanten Blut abzapfte.

Größtentheils sind unter den Mongolen Geschlechtskrankheiten, verschiedene Hautausschläge, Ueberladung des Magens, Verletzungen und Rheumatismus herrschend. Der curiosen Erklärungen der Krankheitsursachen ist kein Ende.

So erklärte z. B. einer, welcher an einer geheimen Krankheit litt, infolge welcher ihm schon die Nase abgefault war, daß sich dort ein Wurm eingenistet habe, den man durchaus herausschaffen müsse; ein Weib, das sich mit Dzamba (Mehl aus gerösteter Gerste, mit Formtheebrühe in einen Teig verwandelt) den Magen überladen hatte, sagte, daß ihr im Magen ein Zapfen wachse; ein Augenkranker behauptete, daß ihn böse Augen bezaubert haben u. s. w.

Die Kranken begnügten sich jedoch theilweise nicht mit der Baumscheit'schen Operation, sondern baten immer, ihnen innerliche Medicin zu geben. In diesem Falle verwendete ich Glaubersalz, Pfeffermünztropfen und Sodapulver; manchmal gab ich, um nur loszukommen, gegen den grauen Staar — Magnesia. Solche innerliche Gaben nahmen jedoch ein Ende, denn sie erschöpften unsere Vorräthe an medicinischen Mitteln; Baumscheit allein diente mit Ruhm beinahe bis zur Beendigung der Expedition."

Man wird sich einen Begriff vom Heldenmuthe der Chara-Tanguten bilden können, wenn man erfährt, daß Prschewalski, als er nach Tibet ging, beim Fürsten von Zaidam einen überflüssigen Sack mit Dzamba zurückließ. Dieser nahm den Sack mit Freuden in sein Gewahrsam und sagte, daß er sein ganzes Choschunat vor den räuberischen Tanguten schützen werde. Als Prschewalski nach drei Monaten zurückkehrte, erzählte ihm der Fürst mit Freuden, daß sich wirklich während der ganzen Zeit in seinem Choschunate kein einziger Räuber gezeigt hätte aus Furcht, gerade den von ihm zurückgelassenen Sack zu stehlen. Der Fürst schenkte Prschewalski aus Dankbarkeit zwei Hammel.

In administrativer Beziehung erstreckt sich Kuku-Nor weit über das Seebecken hinaus, denn der Verwaltungsbezirk reicht im Norden bis an den obern Tetung-gol (nördlicher linker Nebenfluß des Hwang-ho, welcher oberhalb Lan-tschau-fu, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Kan-su, mündet), im Süden bis Tibet, d. i. bis ins Gebiet der Quellen und des obern Laufes des Hwang-ho, und selbst Zaidam, das sich weit nach Nordwest hinzieht, gehört zur Verwaltung von Kuku-Nor. Dieser ganze Landstrich ist in 29 Choschunate getheilt, von denen 5 am rechten Ufer des obern Hwang-ho liegen, 5 das Gebiet von Zaidam bilden, die übrigen 19 aber sich im Thale des Sees Kuku-Nor und am obern Tetung-gol befinden. Mit Ausnahme der fünf am rechten Ufer des obern Hwang-ho belegenen Choschunate, welche dem Amban von Si-ning-fu unterstellt und, nach Angabe der Mongolen, größtentheils von Tanguten bewohnt sind, sind die anderen Choschunate von Kuku-Nor der Verwaltung zweier Ssün-wans unterstellt und zwar dem Ssün-chai-wan und dem Mur-wan. Jeder von ihnen verwaltet zwölf Choschunate, und zwar der erstere den größern westlichen, der zweite den kleinern östlichen Theil.

Ich glaube, daß sich die Leser aus Obigem ein klares Bild über die Culturstufe, auf welcher Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen stehen, sowie über ihre Culturfähigkeit gemacht haben. Wir dürfen wohl sagen, daß es Zeit sei, die Volksstämme der Wüste Gobi so eingehend wie möglich zu studiren, da, wie es mir scheint, eine genauere Kenntniß ihrer Sitten, Gebräuche, ihres Aberglaubens und ihres moralischen Werthes manchen Aufschluß über die Vorbewohner Europas geben kann. Einzelnheiten, wie sie der gründliche und nüchterne Militär Prschewalski bietet, können einem künftigen Reisenden als Fingerzeige sowohl für seine Ausrüstung als auch für sein Verfahren mit den in der Mongolei hausenden Völkerschaften dienen.

Türkische Charakterskizzen.

Der Verfall der türkischen Zustände ist zu bekannt, um einer Erörterung zu bedürfen; in den nachfolgenden Zeilen sollen deshalb nur einige Streiflichter auf Einrichtungen und Eigenschaften der Türken geworfen werden, welche ebensowohl den Verfall verschuldeten, als die Reform nur unter den eingreifendsten Umwandlungen möglich machen.

Bei der Beurtheilung der Fähigkeiten eines Volkes wird man nach der Erziehung fragen müssen, welche dasselbe in seinen verschiedenen Lebensstellungen erhält. Diese ist unter den Türken bei Hoch und Niedrig gleich erbärmlich. Die Kinder der Reichen erhalten von Anfang an schädliche Eindrücke; sie leben in den Harems unter Haremsfrauen und Sklaven, wo Faulheit, Laune und Genußsucht herrschen; ihre Erziehung erhalten sie von einem Hodscha (Lehrer), der selbst ein unwissender Halbpriester ist, und dieser läßt sie den Koran und andere Gebete auf Arabisch, das sie nicht verstehen, auswendig lernen, sowie die verschiedenen Ceremonien einüben, welche bei den Türken üblich sind. Nach erlangter Reife trennt man die Geschlechter, die Mädchen lernen Nadelarbeiten und manchmal auch Clavierspielen, während die Knaben in irgend eine Stellung im öffentlichen Leben treten. Die armen Kinder genießen genau dieselbe Belehrung, aber in öffentlichen Schulen, welche sich in jeder Moschee befinden. Auch hier ist der arabische Koran das A bis Z des Unterrichtes.

Es sind jedoch viele Versuche gemacht worden, um bessern Unterricht einzuführen. So gründete der Vorgänger des jetzt abgesetzten Sultans Abd-ul-Aziz nach dem Krimkriege Vorbereitungsschulen und sogar eine Universität, die für alle Volksstämme und Religionen bestimmt war. Christen und Türken schliefen und aßen zusammen, die Lehrkräfte waren gut und die Unterrichtssprache Französisch, obgleich auch die orientalischen Sprachen gelehrt wurden. Nach dem Tode des Sultans jedoch eignete sich sein Nachfolger das Vermögen der Anstalt an; viele der französischen Lehrer wurden entlassen, und das ganze Institut kam so herunter, daß viele Türken ihre Söhne herausnahmen. Die Medicinerschule, welche anfangs mit zehn Professoren und einem Director, lauter Wienern, besetzt war, besitzt nun leider ein unwissendes türkisches Lehrercollegium. Ungemein schädlich ist auch die fortwährende Verpflanzung der Institute von einem Orte zum andern, welche diese gar nicht zur Ruhe kommen läßt.

Dies sind also die Bildungsanstalten, aus denen Staatsmänner und Beamte hervorgehen sollen! Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß eine etwa plötzlich auf die Türken übertragene europäische Erziehung für diese absolut unverdaulich sein dürfte. Der Türke kann absolut nichts lernen, was abstract und logisch sich aufbaut, wie z. B. die Mathematik; er kommt dabei nicht über den ersten Anfang hinaus. Er hat unter allen halbcivilisirten Völkern den ungeschultesten und schwerfälligsten Geist, der erst nach einer

Heranbildung mehrerer Generationen schmiegsamer werden dürfte.

Es bleiben noch die christlichen Schulen zu erwähnen übrig, welche zur Bekehrung der Moslems errichtet wurden, aber wenig oder gar keinen Erfolg haben, was das letztere betrifft. Die Türken senden ihre Kinder dorthin, welche neben den Elementarwissenschaften auch das neue und das alte Testament durchstudiren, aber doch den Koran als verbesserten Auszug beider ansehen und bei ihrem Glauben bleiben.

Bei der Beurtheilung der administrativen Fähigkeiten der Türken muß man im Auge behalten, daß dieselben als rohes kriegerisches Volk ein Land eroberten, dessen Einwohner ihnen eigentlich in jeder andern Hinsicht überlegen waren. Die Glaubensunterschiede haben eine Vermischung der Unterdrücker und Bedrückten, eine Ausgleichung und Versöhnung unmöglich gemacht, weshalb die beiden heute noch in einem ähnlichen Verhältnisse zu einander stehen, wie vor Jahrhunderten. Die Türken befanden sich wegen ihrer niedern Civilisationsstufe von Anfang an in einem Abhängigkeitsverhältniß zu ihren neuen Unterthanen, was geschäftliche, administrative und organisatorische Dinge anbelangt, und deshalb wäre eine Vermischung um so leichter gewesen, wenn nicht die Religionsverschiedenheit eine Kluft zwischen den Völkern gewesen wäre, deren Tiefe man erst bei Erwägung der erwähnten Verhältnisse begreifen kann.

Die Türkei ist wohl unter allen halb oder gar nicht civilisirten Staaten der einzige, welcher keine eigentliche regierende Classe besitzt, aus der die Staatsbeamten hervorgehen. Der alttürkische Adel, wenn man ihn so nennen darf, ist längst verschwunden und die Erlangung hoher Stellen hängt von der kaiserlichen Huld ab, zu welcher natürlich manche krumme Wege führen. Die Paschas und Veziere sind meist nur Parvenüs im vollen Sinne des Wortes, und ohne die gebildetere christliche Bevölkerung, welche den gänzlich rohen Mohammedanern eine Art von Basis verleiht, könnten die Machthaber selbst nicht so schlecht, wie es heute geschieht, regieren. In allen Regierungscentren hält der Muselmann scheinbar das Scepter, allein die Unterbeamten, wie Secretäre, Schreiber, Buchführer, diplomatische und Consularagenten sowie einige Provinzgouverneure mit all ihren Secretären und Räthen, sind christliche Armenier, Griechen oder andere Europäer. Wenn sich Mohammedaner in solchen Stellungen befinden, so haben sie es stets ihrer etwaigen europäischen Ausbildung zu verdanken. Die Unfähigkeit der Türken wird von den wenigen hervorragenden Leuten unter ihnen selbst eingesehen, was der Ausspruch des Großveziers Mahmud Pascha beweist, der einem Gesandten gegenüber versicherte „qu'il n'avait à faire qu'à des ânes". Ob er aber die Grundursache dieser Uebelstände einsieht, hat er nicht gesagt; sie läßt sich aber in wenige Worte fassen. Die türkische Gesellschaft ist auf dem Backschisch begründet. Ohne Backschisch kein Amt, das in den Händen der Favoritinnen liegt und die es durchaus nicht verschmähen, ein Geschenk anzunehmen, wenn es nur werthvoll genug ist. Man darf aber nicht glauben, daß etwa ein Backschisch genügt, denn es steht immer eine ganze Stufenleiter von Persönlichkeiten noch vor der Favoritin, die sämmtlich erkauft werden müssen. Das verschwenderische Leben des Orients bringt nun große Ausgaben mit sich, die regelrechten Einnahmen sind klein, und so entsteht das natürliche Bedürfniß, durch allerhand Intriguen die eben erst erhobenen Würdenträger sobald als möglich wieder zu stürzen, weil eine neue Ernennung auch wieder eine neue Auflage von Backschischs mit sich bringt. Selbst der höchste Staatsbeamte, der Großvezier, hat über die Verleihung wichtiger Posten, z. B. das Commando von Armeen, nichts zu sagen, sondern die Anstellungen erfolgen nach der Laune des Herrschers, deren Quelle leicht nachzuweisen ist, und die Minister haben sich dann eben zu fügen.

Bei keiner Anstellung wird auf die nöthigen Eigenschaften der Persönlichkeit gesehen und die geringen Fachkenntnisse der Türken haben dazu geführt, daß man diese gar nicht berücksichtigt und ebensowohl einen Seemann plötzlich zum Kriegsminister, als einen Ceremonienmeister zum Minister des öffentlichen Unterrichts macht.

Jeder Regierungszweig ist mit viermal so vielen Beamten belastet, als nothwendig wären, um die Geschäfte zu erledigen; die Gehalte sind gering, die Beamten meist nichts werth, und gezwungen, sich auf alle mögliche Weise einen Lebensunterhalt zu schaffen; sie sind also auf die Unehrlichkeit angewiesen.

Diese Zustände werden durch die Geldverlegenheiten der Türkei noch ungemein verschlimmert, und wenn man bisher die niederen Beamten Monate und Jahre lang auf ihren Sold warten ließ, während die höheren Würdenträger schon für sich selbst sorgten, so haben sich die Geldverhältnisse in der letzten Zeit derart verschlechtert, daß auch diese zu leiden beginnen. Dies ist eigentlich nicht mehr als billig und es wäre diesem Umstande keine besondere Bedeutung zuzuschreiben, wenn nicht das ganze türkische Beamtensystem auf der lucrativen Stellung der höheren Beamten beruhte. Die niederen Angestellten leben nämlich jahrelang in den dürftigsten Umständen, und die Vorenthaltung ihres Soldes legt ihnen die größten Entbehrungen auf, was sie alles mit unendlicher Geduld ertragen; ausschließlich weil sie hoffen, einmal eine höhere Stelle zu erreichen, wo sie dann in Reichthum schwelgen und sich die besten Tage machen können. Verschlechtert sich nun die Stellung der höheren Beamten, wozu alle Aussicht vorhanden ist, so wird der Staatsdienst alle Anziehung verlieren, und es ist schwer zu sagen, woher dann die Beamten kommen sollen, denn an eine Verbesserung ihrer Lage ist natürlich nicht zu denken. Der türkische Patriotismus und wohl kaum irgend ein anderer in der Welt ist groß genug, um sich einer Laufbahn zu widmen, die außer einer immerhin zweifelhaften Ehre nur Hunger und Gefahr bringt. Mit einer solchen Sachlage wäre wohl der Anstoß zur vollständigen Auflösung des Reiches gegeben.

Die auswärtigen Beamten der Pforte, welchen es unmöglich ist, sich auf irgend eine Weise zu bereichern, können natürlich Soldverweigerungen am allerwenigsten vertragen, um so mehr als sie meist vermögenslos und vollständig von ihrer Regierung abhängig sind; und doch sind die Gehalte derselben vor Kurzem sistirt worden, was uns nur als ein weiteres Zeichen der Kopflosigkeit der türkischen Wirthschaft dient.

Einflußreiche Mitglieder des türkischen Staates sind die Eunuchen, welche in jeder höhern Familie gewissermaßen die Rolle eines ersten Ministers einnehmen. Die Eunuchen des Sultans, deren es über hundert giebt, haben etwa ein Dutzend ältere an der Spitze, aus denen der erste gewählt wird. Dieser hat einen monatlichen Gehalt von 600 türkische Pfund (etwa zu $18^1/_2$ Mark) und steht im Range mit dem Großvezier auf derselben Stufe. Da der Obereunuch die sämmtlichen Geschäfte des Harems zu verwalten hat, die Erziehung der Kinder überwacht, ja sogar den künftigen Sultan erzieht, so ist es selbstverständlich, daß gar viele Intriguenfäden in seiner Hand zusammenlaufen und daß er eine Macht ausübt, welche manchmal diejenige des Sultans überragt.

Die handeltreibenden Classen begründen ihre Existenz häufig genug weniger auf den rechtlichen Erwerb, als auf

Betrug, Fälschung und Uebervortheilung aller Art. Dies gilt besonders von den Kaufleuten der größeren Städte, welche von den Fremden leben. Dabei sind sie aber schwerfälliger als die Griechen, Armenier und Juden, mit denen sie bei solchen Gelegenheiten jedoch fest zusammenhalten. Die Entwickelung des Handels ist in unzerbrechliche Fesseln gelegt. Ganz abgesehen von der Faulheit der Türken sind sie auch jeden Freitag in ihrer Moschee; die Juden machen am Samstag keine Geschäfte, die Christen feiern den Sonntag, außerdem giebt es viele Feiertage, welche von allen Secten gehalten werden, so daß die eigentliche Arbeitszeit sehr kurz und unterbrochen ist.

Diese Verhältnisse machen sich auch in ihrer Wirkung auf alle Handwerksarbeiten geltend. Es ist nirgends schwerer, eine Arbeit ausführen zu lassen, nirgends braucht man so unendlich viel Zeit dazu und muß sich mit so geringen Leistungen begnügen. Geschicklichkeit im Handwerk geht den Türken vollständig ab; alles, was sie liefern, ist schlecht und nachlässig gemacht, da sie sich vor jeder Anstrengung scheuen, was sich auch darin äußert, daß sie keine harte Arbeit verrichten mögen und solche den slavischen Bewohnern des Landes überlassen.

Kein Maß von Ehrgeiz oder Habgier kann aus einem Türken einen tüchtigen Kaufmann machen; so giebt es z. B. keinen einzigen mohammedanischen Banquier oder Geldwechsler in Konstantinopel.

Kein anderer Staat wird von den Vertretern der auswärtigen Mächte ebenso geplagt, wie der türkische. Nicht weniger als fünf Gesandtschaften, zwölf Legationen und die Repräsentanten der Vasallenstaaten machen den türkischen Oberbeamten das Leben sauer. Die Diplomaten überbieten sich an Vorstellungen, Reclamationen, Forderungen und Drohungen, die aber auch nöthig sind und wozu der Stoff niemals ausgeht. Der Sultan hört wohl die Rathschläge der Gesandten an, wenn es ihm nicht gelingt, diesen durch Vorschiebung seiner Minister auszuweichen. Wenn er arg gedrängt wird, erläßt er auch vielleicht einen Firman, der die allerbesten Reformen (auf dem Papiere) anordnet, an deren Ausführung aber weder er noch seine Beamten denken, selbst wenn sie es könnten; denn zu Reformen gehört meistens Geld und das wird auf „bessere Zwecke“ verwendet. Die Pforte denkt nie daran, gegebene Versprechen zu halten, wenn es ihr im geringsten unbequem ist.

Die größte Anzahl der Uebelstände in der Türkei dürfen wir dem Verhältnisse zwischen Christen und Türken zuschreiben. Ein Staat, in welchem die Hälfte der Bevölkerung mit aller Kraft fortdauernd unterdrückt wird, kann nicht gedeihen. In allen Lebensstellungen ist der Christ verachtet, wenn er auch geduldet wird, und im Rathe mit den Moslems sitzend benimmt er sich, als ob er kaum berechtigt wäre, dieselbe Luft mit ihnen zu athmen und wagt es kaum eine Meinung zu äußern. Man darf nicht etwa glauben, daß die Türken den christlichen Bekehrungsversuchen entgegentreten; dazu ist ihre Verachtung dieses Glaubens viel zu groß, sie finden es unter ihrer Würde dieselben auch nur zu bemerken, und dies ist ein sprechender Beweis, welche Schwierigkeiten die Civilisation in der Türkei noch zu besiegen haben wird.

Die Christen werden der Ehre der Waffen nicht für würdig befunden! Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß gerade die Armee den besten Boden bieten würde, um eine Ausgleichung der sich schroff gegenüberstehenden Gegensätze anzubahnen. Eine Reform auf diesem Gebiete darf nicht ausbleiben, wenn wirklich gründlich mit der alten Wirthschaft aufgeräumt werden soll.

Wann wird dies aber geschehen? Wird ein türkischer Reformator auftauchen, oder sind die Tage des „kranken Mannes“ in Europa gezählt? Das sind die Fragen, welche gegenwärtig ganz Europa in Bewegung versetzen und deren Erledigung nicht mehr lange ausbleiben kann. Kl.

Aus allen Erdtheilen.

Der Pundit Nain Sing.

Die Namen jener indischen Eingeborenen, welche Oberst Montgomery seit länger als einem Jahrzehnt in die Grenzländer Ostindiens und besonders nach Tibet behufs geographischer Aufnahmen entsendet, bleiben aus naheliegenden Gründen, namentlich mit Rücksicht auf die argwöhnischen chinesischen Behörden, geheim und werden durch Pseudonyme ersetzt, wie „Pundit, Havildar, Mirza, Asiatic“ oder gar „Nr. 9“. (Vergl. E. Schlagintweit, Englische Forschungsreisen in Centralasien, „Globus“ Bd. XXV, S. 365 u. 376.) Der erfolgreichste unter dieser Schaar muthiger Männer, der als „Pundit“ bekannt war, hat sich kürzlich von diesem beschwerlichen Dienste zurückgezogen und zugleich ist sein Name bekannt gegeben worden, damit er wohlverdientermaßen in der Geschichte der Geographie fortlebe als der Pundit Nain Sing. Es ist derselbe, der schon in den funfziger Jahren von den Brüdern Schlagintweit verwendet wurde und 1865 bis 1867 jene epochemachende Reise zu den Quellen des Brahmaputra und längs desselben bis über Lhassa hinaus ausführte. Seine letzte Unternehmung ist auch die bedeutendste: von 1873 bis 1875 hat er vom Pangong-See in Kaschmir aus Tibet der Länge nach bis zum Tengri-Nor (s. dessen Entdeckung „Globus“ XXVII, S. 250) durchkreuzt und seinen Reiseweg auf einer Länge von 1200 englischen Meilen durch 276 Breiten- und 497 Höhenbestimmungen niedergelegt. Ueber das Detail dieser höchst wichtigen Unternehmung ist noch wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen; aber die Karte ist in der Juninummer des „Geographical Magazine“ durch E. G. Ravenstein veröffentlicht worden. Es ergiebt sich daraus, daß sein Weg etwa zwei Breitengrade nördlich vom Laufe des Brahmaputra über ein 13,000 bis 16,000 Fuß hohes, von abflußlosen Seebecken erfülltes Plateau sich hinzieht. An den Tengri-Nor gelangt, entdeckte er einen Ausfluß desselben nach Norden hin, der auf der Karte des Halbtibetaners vom Jahre 1872 nicht existirt, erreichte auf anderm Wege als jener Lhassa, überschritt den Brahmaputra in 91° 40′ östl. L. Greenwich, ging von dort aus gerade südlich und stieg dann 15,000 Fuß hinab in die Ebene von Assam. Wir hoffen, unseren Lesern über diese bedeutende Reise bald ausführlicher berichten zu können.

Die Verbreitung der Angoraziegen.

Der starke Bedarf nach Mohair, welches sich in der Fabrikation von tuchartigen Stoffen, namentlich für Damenkleider, immer mehr einbürgert, hält dasselbe so hoch im Preise, daß z. B. in Port Elisabeth, am Cap der Guten Hoffnung,

gegenwärtig für das Pfund 1 Sch. 9 P. bis 2 Sch. 6 P. bezahlt werden, während die dort producirte feinste Schafwolle nur 1 Sch. 5 P. bis 1 Sch. 10 P. kostet. (Von Port Elisabeth wurden in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres 84,142 Pfund im Gesammtwerthe von 8194 Pf. St. ausgeführt.) Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß mit der Angoraziege, welche diese werthvolle Wolle liefert, Acclimatisationsversuche gemacht werden. In Australien sind dieselben bereits eingeführt und als Hausthiere für den kleinern Landwirth oder die Goldgräber, welche sehr oft auch etwas Landwirthschaft treiben, sehr rentabel. Zumal die Bewohner der subalpinen Gegenden Australiens züchten diese Thiere und kreuzen sie mit gewöhnlichen weißen Ziegen, wodurch sie in wenigen Jahren beinahe reinblütige Angoras erhalten. Für die Wolle solcher Thiere wird in London bis zu 3 Sch. pro Pfund bezahlt. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß sie durchaus nicht weniger genügsam sind, als die Hausziegen und überall fortkommen, wo es gelingt, die letzteren zu halten.

Die Angoraziegen haben langes, schwach gelocktes weißes und weiches Haar. Die kostbarste Ziegenwolle liefern nun allerdings nicht die Angoras, sondern die Kaschmirziegen; sie haben ein rauhes aber dünnes Oberhaar und die Wolle in Gestalt eines feinen, seidenweichen Unterhaares. Diese Erscheinung erinnert uns an die Thatsache, daß auch die dichtwolligsten haarlosen Merinoschafe in einem heißern Klima bald Ueberhaare bekommen und die Wolle im Verhältniß dafür kürzer, feiner und weniger dicht wird, die Hautbedeckung sich also dem Klima anpaßt, was sich auch bei der Versetzung solcher behaarter Schafe in ein kälteres Klima darin äußert, daß diese Haare alsbald wieder verschwinden und einem dichtern Wollstande Platz machen. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß die Kaschmirziegen das Himalayagebirge und ähnlich hohe Gebiete bewohnen, so können wir uns auch erklären, warum dieselben das weiche Unterhaar besitzen; nämlich um den rauhen Winden und großen Temperaturschwankungen dieser Gegenden erfolgreich widerstehen zu können; ebenso sicher können wir aber auch vorhersagen, daß sie nur unter ganz ähnlichen Verhältnissen ihr Unterhaar behalten werden.

Es ist deshalb begreiflich, daß die Einführung der Kaschmirziegen aus den angegebenen Gründen eine sehr riskante Sache wäre, und dies sah auch ein Californier, Mr. Harris, ein, der sich zu diesem Zwecke nach dem Himalayagebirge begeben hatte. Er hörte dort jedoch, daß Angoras in warmen Klimaten mit Vortheil auf den Gebirgen gezüchtet werden könnten, und entschloß sich deshalb, nach Angora zu reisen. Er konnte aber wegen der inneren Unruhen, welche in diesen Gegenden herrschen, nicht zu Lande vorwärts dringen, sondern mußte über Calcutta, Ceylon, das Rothe Meer, durch den Suezcanal nach Port Said, von wo er das Taurusgebirge in 21 Tagen unter vielen Mühsalen überschritt. In Angora kaufte er zwei Böcke und zehn weibliche Ziegenjährlinge, die er in Kisten auf Maulthiere packte. Von Konstantinopel reiste er über Liverpool nach Baltimore, das er vor Kurzem glücklich erreichte, ohne auch nur ein Junges zu verlieren, von denen mehrere auf der Reise geboren wurden. Jede Ziege kommt ihm auf 525 Dollars Gold zu stehen und dieselben werden nun auf seine Weiden bei Hollister in Benito County verbracht, wo er bereits 1700 Hausziegen besitzt.

Die Angoras sind zwar kleiner als die gewöhnlichen Ziegen, allein durch vernünftige Zuchtwahl ist ohne Zweifel ein Kreuzungsproduct zu erzielen, das, weil größer, mehr Mohair liefert, ohne daß die Qualität darunter leidet. Zur weiteren Verbreitung der Angoraziegen ist hierdurch ein wichtiger Schritt geschehen, und es ist leicht möglich, daß sie in den Gebirgen die Schafe nach und nach verdrängen werden. H. L. v. Klenze.

— Wie der „Standard" meldet, hat die deutsche Regierung der englischen den Vorschlag gemacht, daß die in den chinesischen Gewässern und an der Küste von Korea zu machenden Aufnahmen von den englischen und den deutschen Schiffen, die schon Befehl haben, in der chinesischen Piratenfrage übereinstimmend zu handeln, gemeinschaftlich vorgenommen werden sollen. Diese Nachricht wird sowohl in wissenschaftlichen wie seemännischen Kreisen freudig begrüßt werden, da einerseits große Theile der chinesischen und koreanischen Küsten noch nie vermessen worden sind, beziehentlich die vorhandenen Karten einer Verbesserung und Controle dringend bedürfen, andererseits gerade die in jenen Meeren stark vertretene deutsche Handelsmarine den Mangel ausreichender Orientirungsmittel an jenen von Untiefen, Klippen, Felsinseln, Riffen und Sandbänken starrenden Gestaden von Tag zu Tag mehr empfindet. Noch vor Kurzem wandten sich englische Kaufleute der chinesischen Hafenstädte an ihre Regierung mit der Bitte, daß dieselbe genauere und umfassendere Aufnahmen veranstalten möchte, da ihre Verluste durch Scheitern von Schiffen längs der chinesischen Küste mehr und mehr zunähmen.

— Nicht genug damit, daß die beiden französischen Afrikareisenden Marche und Marquis de Compiègne den Oshyeba am Ogowe einige Leute im Kampfe tödteten (s. „Globus" XXVI, S. 379) und dadurch dieselben zu erbitterten Feinden jedes Weißen und zu Gegnern jedes Versuches, jenen Strom zu erforschen, machten — nein, auch die näher der Mündung zu seßhaften Bakelle mußte Marche durch eine blutige That gegen sich aufbringen, als er mit dem Marineoffizier Savorgnan de Brazza von Neuem zur Erforschung des Ogowe sich aufmachte! Am 10. Januar d. J. verließ er mit Bakelle-Ruderern Samkita (10° 50′ östl. L. Gr.), um stromaufwärts zu fahren; bald bemerkte er, wie einer derselben von seinen Waaren stahl, legte an und schoß ihn nieder. Vor sofortiger Ahndung bewahrte den Reisenden nur der Umstand, daß sein Opfer ein Sklave war; aber die bösen Folgen sind nicht ausgeblieben. Denn von den neun Booten der Expedition sind unterwegs nicht weniger als sechs umgeschlagen, so daß ihr ganzer Inhalt verloren gegangen ist — und da ein solcher Unfall dort ganz ungewöhnlich ist, so muß man annehmen, daß er von den Ruderern absichtlich herbeigeführt wurde, um den Tod ihres Cameraden zu rächen.

Auch von Dr. Lenz, der im Okanda-Lande (am Ogowe in circa $11^3/_4{}^0$ östl. L. Gr.) weilt, lauten die letzten Nachrichten trübe: er soll von allen Waaren und sonst nöthigen Dingen entblößt und nicht im Stande sein, vorläufig weiter in das unbekannte Innere vorzudringen. (Vgl. übrigens Bd. XXIX, S. 142, Spalte 1, Zeile 16 von unten.)

— Aus Nanking wird ein wichtiger Schritt der chinesischen Regierung berichtet. Diese Stadt ist der erste Ort im chinesischen Reiche, wo öffentliche Kundmachungen der Regierung an der Außenseite der kaiserlichen Aemter angeschlagen worden sind, welche erklären, daß die Fremden das Recht haben, im Innern des Landes zu reisen, und in welchen dem Volke befohlen wird, ihnen mit Höflichkeit zu begegnen

---

Vom Büchertische.

A. L. Hickmann's Grafische Statistik von Böhmen. Reichenberg, Selbstverlag. Lieferung I. Karte über die Bevölkerungsdichte (die relative Bevölkerung) — Sprachenkarte nebst der Eintheilung des Landes nach Landtags-Wahlbezirken.

R. A. Physikalische Karten sind recht eigentlich ein Werk der Deutschen. Der erste, welcher (1665) ein physikalisches Gemälde auf kartographischer Grundlage schuf, war der verdiente Jesuit Athanasius Kircher, derselbe, welcher auch

zuerst (gleichzeitig mit Leibnitz) die Ausbrüche der Vulcane als Zeugnisse für eine innere Gluth unseres Planeten ansah. Ein Deutscher, Heinrich Berghaus, der jetzt hochbetagt und verschollen in einem Dorfe der Mark Brandenburg lebt, war es, dessen Sammlerfleiß den ersten physikalischen Atlas zusammenbrachte (1837 bis 1848), ein bahnbrechendes, heute noch nicht ersetztes, wenn auch veraltetes Werk, auf dessen Schultern alle späteren Unternehmungen ähnlicher Art im In- wie im Auslande stehen; denn z. B. der berühmteste physikalische Atlas der Engländer, jener von Keith Johnston, ist nur eine Nachahmung des Berghaus'schen, und zwei Deutsche, August Petermann und Heinrich Lange, zeichneten dafür in Edinburg die Karten.

Auf Berghaus' Schultern steht auch das verdienstvolle Unternehmen Prof. Hickmann's in Reichenberg, der schon so manchen tüchtigen Beitrag zur Kunde Böhmens lieferte. Seine auf sechs Lieferungen zu je zwei Karten angelegte „Grafische Statistik" von Böhmen — wie nicht ganz präcis der Titel lautet — wird außer den beiden hier zu besprechenden Karten noch den landtäflichen Großgrundbesitz, den geologischen Bau Böhmens, seine Höhenschichten, Forst- und Bodencultur, das Vorkommen der Kohlen, die Textilindustrie, die confessionellen und Unterrichtsverhältnisse, die Witterungsverhältnisse, den Verkehr und die wichtigsten historischen Daten zur Anschauung bringen — Karten, die alle im reichsten Maße zu einer Betrachtung Stoff liefern und besser oft als dicke Bücher auf einen Blick die bezüglichen Verhältnisse überschauen lassen. Das vollendete Werk wird nach diesem Prospectus also rein physikalische, statistische und historische Karten vereinigen.

Die erste Karte zeigt uns die Bevölkerungsdichtigkeit Böhmens. In neun Farbenabstufungen, welche den Sätzen von 3000, 3000 bis 4000, 4000 bis 5000, 5000 bis 6000, 6000 bis 7000, 7000 bis 8000, 8000 bis 10,000, 10,000 bis 15,000, 15,000 bis 20,000 Seelen auf die Quadratmeile entsprechen, führt sie uns ein Bild des am dichtesten bevölkerten Kronlandes der Monarchie vor. Man erkennt auf den ersten Blick, wie hier der Schwerpunkt in dem industriellen, zumeist deutschen Nordosten des Landes liegt, während der Südwesten dagegen, zumal im Böhmerwald und den sich davor lagernden Districten, die am dünnsten bevölkerten Partien aufweist. Erscheint innerhalb solcher spärlich bewohnter Gegenden plötzlich inselartig die dunklere, starke Bevölkerung anzeigende Farbe wieder, so läßt sich unschwer ein physikalischer Grund dafür nachweisen, wie z. B. das Pilsener Steinkohlenbecken verdichtend auf die Bewohner wirkt, in Folge der Industrie, die sich hier ansiedelte.

Im äußersten Nordwesten fällt der industrielle Ascher Bezirk durch starke Bevölkerung auf (10,000 bis 15,000 Seelen auf die Quadratmeile). Wie er als Zunge sich ablöst von Böhmen und auch durch seine zahlreiche protestantische Bevölkerung von dem Hauptlande sich unterscheidet, so deutet auch diese hohe Dichtigkeit mehr nach dem benachbarten Sachsen als nach dem Egerlande hin. — Trotz der neun Farbenabstufungen, welche zum Theil durch Mischfarben erzielt wurden, ist das Bild dieser Karte ein durchaus klares und deutliches. Es würde aber noch entschieden gewonnen haben, wenn der Verfasser bei der Einzeichnung der Bevölkerungsdichtigkeit sich nicht ängstlich an die politischen Grenzen der Bezirke gehalten, sondern seine Abstufungen durch ein System von Curven verbunden hätte, wie dieses z. B. Behm und Wagner bei ihrer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit von Deutschland thaten.

Die zweite Karte zeigt uns die Verbreitung der beiden Sprachen Böhmens. An Karten, welche die Nationalitätsscheiden in Böhmen darstellen, ist kein Mangel; Joseph Jireček gab bereits 1850 eine solche im Maßstabe von 1 : 560,000 unter Mitwirkung der Matice česká heraus, und manche andere ist seitdem gefolgt, abgesehen von Czoernig's und Ficker's ethnographischen Karten, auf denen Böhmen als Theil der Monarchie erscheint. Hickmann's Karte hat einen ähnlichen Maßstab wie jene Jireček's, nämlich 1 : 600,000, ein Maßstab, der allerdings die Eintragung von mehr Details gerade an der Sprachgrenze gestattet hätte. Den allgemeinen Ansprüchen genügt diese Karte jedenfalls, für den Specialforscher ist sie, wir möchten sagen, zu abgerundet. Gerade wo es sich um die bei gegenseitiger Empfindlichkeit der Nationalitäten so heikle Sache einer Abgrenzung beider handelt, muß mit der größten Genauigkeit vorgegangen werden. Hickmann giebt den Tschechen die rothe, den Deutschen die gelbe Farbe; aus beiden wäre leicht eine Mischfarbe zu erzielen gewesen, mit welcher er die gemischten Gebiete, die sich längs der Sprachgrenze hinziehen, hätte bezeichnen können. Die so eingehend und mit großem Fleiße gearbeiteten, für den Ethnographen höchst werthvollen Aufsätze von A. Prochaska, welche die „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" kürzlich publicirten, konnten Hickmann noch nicht bekannt sein, als er seine Sprachenkarte zeichnete. So treffen wir auf kleine, das Ganze übrigens keineswegs beeinträchtigende Abweichungen. Payreschau gehört nach A. Prochaska, desgleichen nach A. Ficker (Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien 1869, S. 45) noch zu der deutschen Sprachinsel bei Budweis; Hickmann bezeichnet es als tschechisch. Kleinere deutsche Sprachinseln, wie jene bei Neu-Peka und auf der ehemaligen Cameralherrschaft Pardubitz, verzeichnet Hickmann nicht, so daß ihm die Tschechen bezüglich dieser Karte durchaus keine Parteilichkeit vorwerfen dürften.

So oft wir eine Sprachkarte Böhmens überschauen, bemerken wir mit Bedauern die ungünstige Position und Zersplitterung, in welcher unsere Stammesgenossen sich dort befinden. Mit Ausnahme des compacten deutschen Sprachgebietes im Norden und Nordwesten sehen wir kleine, an den Rand gedrängte und fetzenartig abgerissene Inseln und Zungen, strategisch in einer sehr ungünstigen Lage und dem Einfalle der aggressiv vorgehenden Tschechen ausgesetzt. Während da, wo das deutsche Reich schützend und ermuthigend über seine Angehörigen an der Sprachgrenze wacht, nirgends ein Rückschritt der deutschen Nationalität erkennbar ist und in Lothringen die Revindication begonnen hat, während in der Schweiz, bei vollster Gleichberechtigung der drei dieselbe constituirenden Nationalitäten, die deutsche Zunge der romanischen langsam aber stätig Dorf auf Dorf aberobert, während die Wenden der Lausitz von den Deutschen schneller und schneller absorbirt werden — sehen wir in der österreichisch-ungarischen Monarchie eher das Umgekehrte. Die Schädigung der deutschen Nationalität in Südtyrol, in Ungarn und Siebenbürgen, in Böhmen ist nicht unbedeutend. So schmerzlich uns dies auch sein mag, so ist doch der Fehler bei uns selbst zu suchen; auch im Völkerleben siegt beim Kampf ums Dasein der Stärkere, und sind dürre Aeste vorhanden, so schadet es nichts, wenn der Wind sie abstößt.

Inhalt: Ein Ausflug nach Canada. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Fly-River-Expedition. (Mit einer Kartenskizze und einer Abbildung.) — Eine Besteigung des Popocatepetl. — Die Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen. Von Albin Kohn. II. (Schluß.) — Türkische Charakterskizzen. — Aus allen Erdtheilen: Der Pundit Nain Sing. — Die Verbreitung der Angoraziegen. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 24. Juni 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1876.

Ein Ausflug nach Canada.

III.*)

Eine Stadt, die wie Montreal so zuversichtlich auf ihre künftige Größe vertraut, bedurfte eines würdigen Ortes zur Erholung und zum Spazierengehen. Ein solcher war leicht gefunden, und er kann sich dreist dem Schönsten, was die großen Städte Europas und Amerikas in dieser Beziehung aufzuweisen haben, an die Seite stellen: es ist der Mont-Royal, der sich über der Stadt erhebt und dessen Namen zu dem ihrigen verstümmelt wurde. Die prächtige Straße, welche um ihn herumläuft, ist das beliebteste Stelldichein der Wagen und Reiter im Sommer, der Schlitten und Schneeschuhläufer im Winter. Der ganze Berg ist jetzt in einen einzigen großen englischen Park umgewandelt, in welchem sich hier und da Landhäuser der reichen Bewohner Montreals erheben, und von seinem Gipfel genießt man die herrlichste Aussicht auf die Stadt „mit den silbernen Dächern", den St. Lorenz-Strom, seine Inseln und die Gefilde an seinen Ufern. Ein zweiter Ort, wohin die Städter gern ihre Ausflüge richten, ist die Insel Sainte Hélène, welche dem östlichen Ende der Stadt gegenüberliegt und gleichfalls parkartig geschmückt ist. Ihre Nordostspitze ist befestigt und trägt die Casernen, welche einst die englischen Truppen, heutigen Tages aber nur noch eine kleine Abtheilung Freiwilliger beherbergen. Schließlich vermitteln zahlreiche Fährboote einen ununterbrochenen Verkehr mit den niedlichen Dörfern des gegenüberliegenden Ufers, mit Saint Lambert, Longueuil, Laprairie u. s. w.

Bei der gemischten Zusammensetzung seiner Bevölkerung zeigt Montreal in seinen verschiedenen Quartieren auch sehr verschiedene Physiognomien. Während im Osten die unbemittelteren Schichten der französischen Canadier wohnen, erheben sich im Norden nach dem Berge hin die reizenden, in dichtes Grün gebetteten Villen der englischen und französischen Kaufleute, weit entfernt von der staubigen Atmosphäre ihrer Geschäftslocale. Der westliche Theil der Stadt, auch das Viertel Saint Antoine, wo noch viele Franco-Canadier sitzen, ist vorwiegend englisch, während im alleräußersten Westen, dort wo der Lachine-Canal in den St. Lorenz mündet, das Viertel Sainte Anne 10,000 von den 19,000 Irländern der Stadt beherbergt. Wie überall, hat der arme „Paddy" auch hier das schlechteste Loos gezogen: sein Quartier ist das elendeste, schlechtest gehaltene und so niedrig gelegen, daß es fast jährlich durch den Eisgang unter Wasser gesetzt wird. Nirgends ist der Irländer ein guter Nachbar, nirgends wird er gern gesehen; und was Wunder, daß ihn in Neu-England der Yankee, im fernen Westen der Deutsche, in den Südstaaten der Neger, in Canada der

*) Zu der Schilderung Quebecs auf S. 3 ff. dieses Bandes ist soeben ein trauriges Nachwort nöthig geworden: Am 18. Juni, nicht volle drei Wochen nach dem großen Brande in der Vorstadt St. Louis, hat ein noch schrecklicheres Feuer fast das ganze Geschäftsviertel der Stadt in Asche gelegt. Beide Seiten der Straße Richelieu und die östliche der Straße Champlain wurden zerstört, im Ganzen an 200 Magazine und Wohnhäuser, darunter sieben Hotels, neun Kirchen, das Zollhaus, das Gerichtshaus, zwei Banken, die Docks, die Brücke und verschiedene Schiffe. Abgesehen von mehreren Menschenleben, die verloren gingen, soll der Schaden 1½ Mill. Dollars betragen.

Schlittenfahrer und Schneeschuhläufer auf dem Mont-Royal. (Nach einer Photographie.)

Franzose, überall aber der Schotte und der Engländer verspottet und verhöhnt? Kann er doch nicht einmal mit seines Gleichen in Frieden leben! Orange und Grün, die beiden Parteien, welche sich in Irland selbst stets in den Haaren liegen, fechten ihren Kampf überall da aus, wo sich nur ein paar Iren treffen. Dazu ist Erin's Sohn leichtsinnig, unbeständig, aufschneiderisch, unzuverlässig in seiner Freundschaft, heftig und brutal in seinen Antipathien, und in Politik und Religion bewegt er sich nur in Extremen, ob er nun übermäßig loyal oder unverbesserlicher Fenier, ultramontaner Katholik oder fanatischer Orangist ist. Was ihn aber seinen Mitbürgern anderer Zunge am meisten verhaßt macht, ist seine ungezügelte Gier nach Herrschaft und Aemtern, der er sich mit dem Betreten der neuen Welt hingiebt. Das so gewinnbringende und so verrufene, dabei recht eigentlich amerikanische Geschäft des gewerbsmäßigen Politikers zieht seinen pfiffigen, schmiegsamen, quecksilbernen Geist besonders an; in dem ganzen Gewerbe giebt es kein Geheimniß und keine Schliche, hinter die er nicht käme. Und das ist der gleiche Fall in Canada wie in den Vereinigten Staaten: auf die Irländer sich stützend konnte der Millionendieb Tweed Jahre lang die ganze Verwaltung der reichen, riesigen Stadt Newyork nach Belieben leiten und seine Taschen füllen. Ebenso hausirt der Ire in Canada mit den Wahlstimmen, über die er verfügt, und läßt sich von der siegenden Partei die fettesten Aemter verleihen. Darum der allgemeine Haß gegen ihn, den er mit Wucherzinsen zurückgiebt! In den Vereinigten Staaten vermag nun wohl die gleichmäßige nationale Erziehung über kurz oder lang solche Eigenthümlichkeiten zu beseitigen; anders aber liegt die Sache in Canada, wo das System getrennter Schulen dem irischen Particularismus nicht beikommen läßt und ihn in alle Ewigkeit zu erhalten droht.

Fang der Alsen. (Nach einer Photographie.)

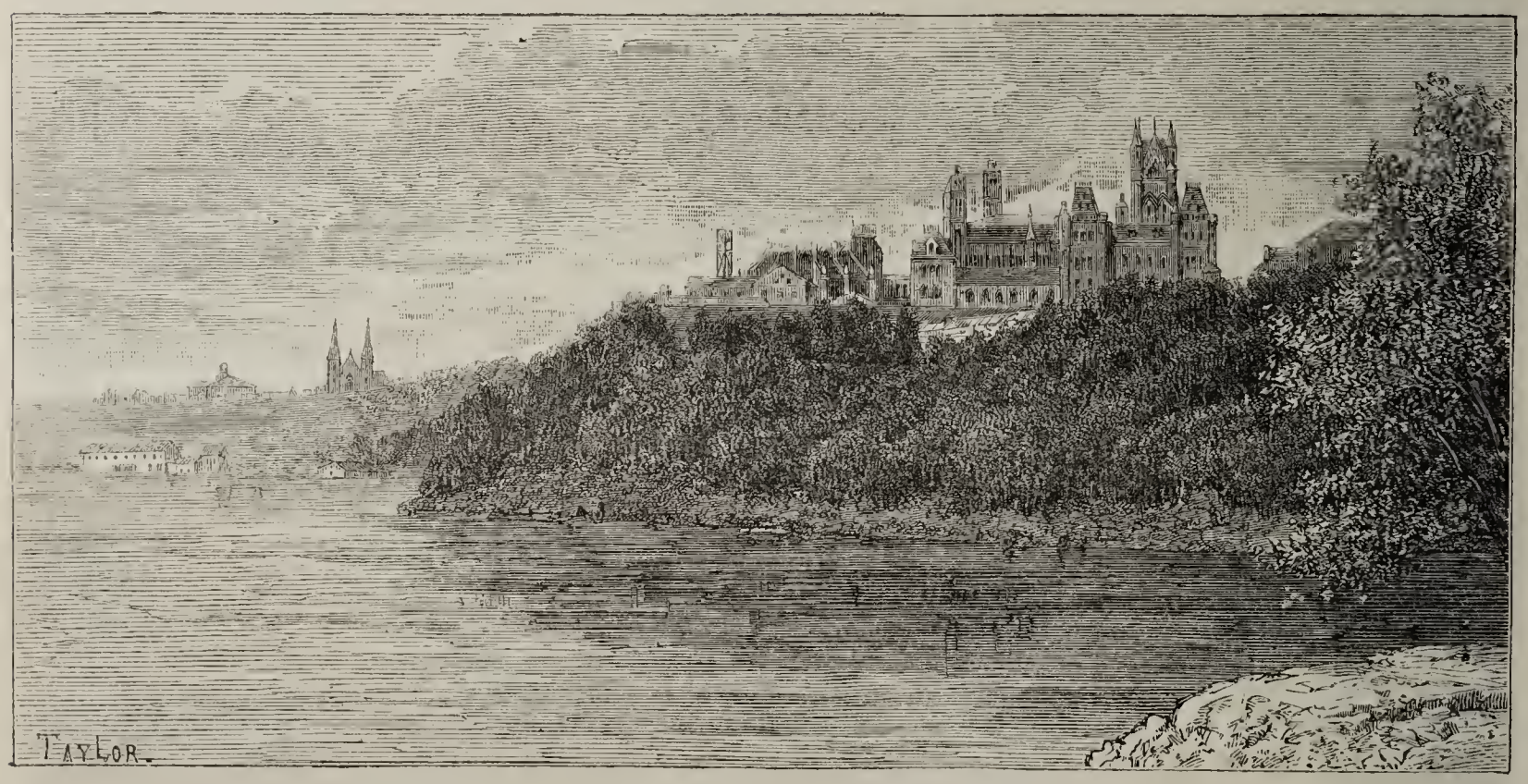
So viel von der bunten Bevölkerung des aufblühenden Montreal.

Durchstreift man die Felder in seiner Umgebung, so gewahrt man sofort am Stande des Getreides den beträchtlichen Unterschied im Klima gegen Quebec, wo die Ernte volle drei Wochen später beginnt. Auch sind um Montreal die Felder sorgfältiger bestellt, und weit berühmt durch ganz Nordamerika sind die dort gedeihenden Aepfel. Sonst herrscht auch hier, wie um Quebec und im ganzen Norden der Vereinigten Staaten, die Sitte, die Felder mit Zäunen (fences) zu umgeben, so daß die ganze Landschaft wie ein riesiges Schachbrett aussieht. Die ganz unglaubliche Menge Holz, welche so verschwendet wird, hat zur Verwüstung der dortigen Wälder nicht wenig beigetragen: es wird bald nöthig werden, diese häßlichen, steifen Lattenzäune durch lebendige Hecken zu ersetzen, was sowohl der landschaftlichen Schönheit zu Gute kommen, als die allzu starke Austrocknung des Bodens durch die Sonnenstrahlen vermindern und so das Klima verbessern helfen wird. Dies Verfahren, wie es z. B. auf Neu-Seeland befolgt wird, ist nach jeder Richtung hin zu empfehlen.

Von Montreal hinab ist der Unterlauf des St. Lorenz fast horizontal: jener See Saint Louis, zu welchem sich der Strom oberhalb dieser Stadt erweitert, liegt nur 17 bis 18 Meter über Quebec, und zwischen dem See und Mont-

real liegen noch die Stromschnellen von Lachine von etwa 14 Meter Höhe, so daß der St. Lorenz auf der 70 Stunden langen Strecke von Montreal bis Quebec noch nicht volle 4 Meter fällt. Bei der Bergfahrt umgehen die kleinen Dampfer, welche im Sommer zwischen dem Ontario-See und Montreal coursiren, diese und andere Schnellen mittels 5 Canälen, die zusammen 28 Schleusen und 69 bis 70 Kilometer Länge haben; aber thalabwärts schießen sie, von zuverlässigen Steuerleuten geführt, kühn die Schnellen hinab, nicht ohne daß mitunter ein Schiff dabei verloren geht. Auch kleinere Boote und Flöße unternehmen das Wagstück, und meist sind ihre Steuerleute Bewohner von Caughnawaga, einem kleinen, fast ausschließlich von Irokesen bewohnten Orte gegenüber von Lachine (also auf dem Südufer des St. Lorenz). Ihre Zahl, die Mischlinge eingerechnet, beträgt 1350; sie besitzen große Wälder, eine hübsche Kirche und Schulen, wo sie ihre angestammte Sprache ebensogut wie Englisch und Französisch lesen und schreiben lernen. Ja, sieht man doch auf dem Montrealer Bahnhofe, von wo fast allabendlich Bewohner jenes Ortes auf der Bahn nach Hause zurückkehren, die Tags zuvor oder am Morgen zu Wasser dort anlangten, verschiedene Kundmachungen in irokesischer Sprache. Aus alter Zeit haben diese jetzt christlichen und meist französirten Indianer den Gebrauch bewahrt, jedem Herrscher Frankreichs (und so zuletzt noch Napoleon III.) bei seiner Thronbesteigung ein Geschenk an Pelzwerk zu übersenden, wofür sie einige werthvolle kirchliche Geräthe zum Dank erhalten.

Den Schnellen von Lachine entspricht auf der nördlichen Seite der Montrealer Insel im Rivière des Prairies (demjenigen Arme des Ottawa, der zwischen der Montrealer und der Jesus-Insel fließt) der ebenso hohe Fall Récollet. Man benutzt die dortige geringe Breite des Flusses, um die Alsen zu fangen, welche wie die Lachse und andere Fischarten im Frühling die Flüsse in die Höhe ziehen, um dort zu laichen. Mittels Reisigwehren oder großer Netze, die man am Fuße der Stromschnellen aufstellt, fängt man sie dann in reicher Menge. Ueberhaupt giebt es wenig Länder, wo der Fluß- und Seefischfang in solcher Blüthe steht und soviel rüstige Arme beschäftigt, wie in Canada, wo der St. Lorenz-Golf,



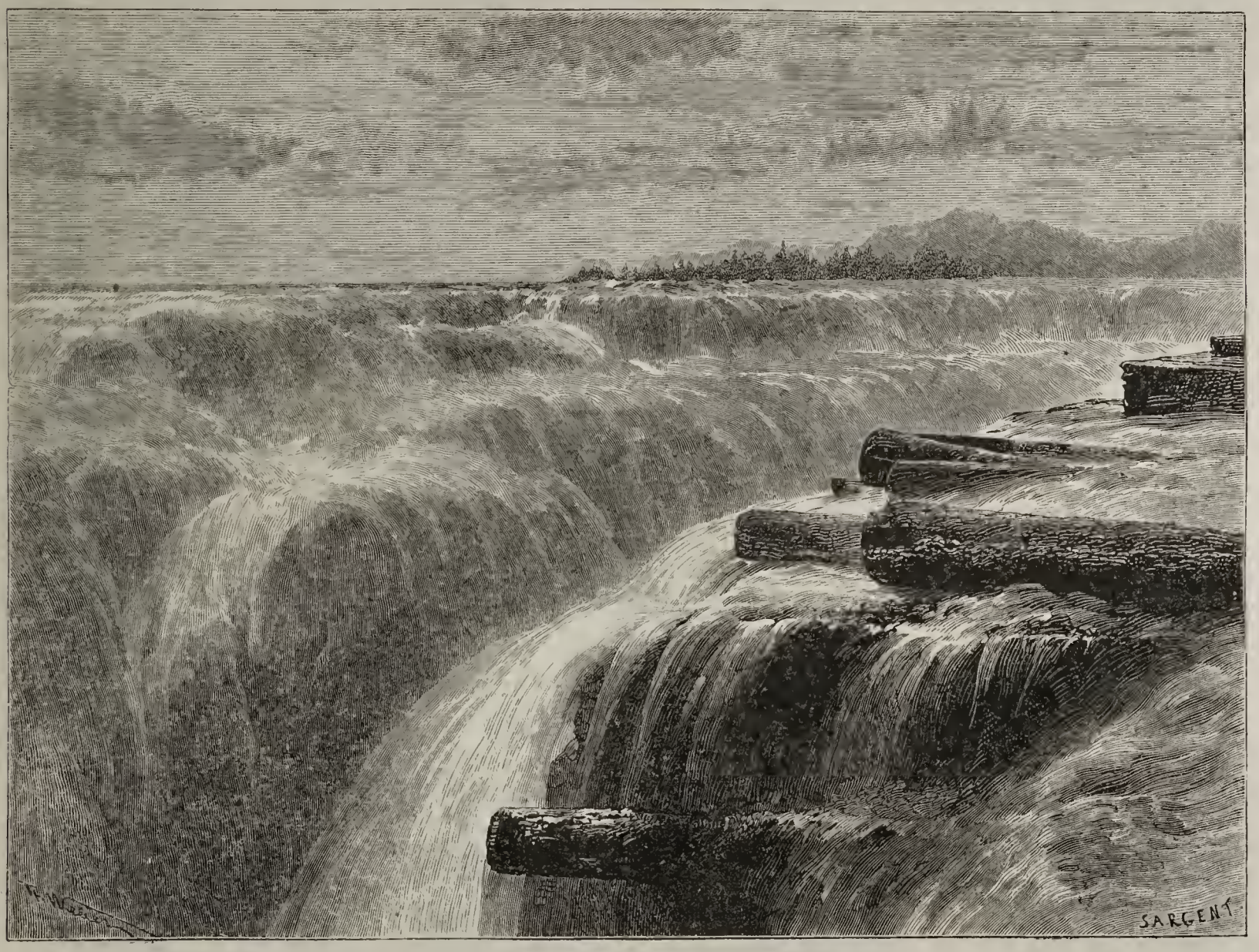
Ottawa mit dem Parlamentsgebäude. (Nach einer Photographie.)

die Küsten von Labrador, von der Prinz-Eduard-Insel, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland sowie die zahllosen großen und kleinen Seen und Flüsse unerschöpfliche Vorräthe des trefflichen Nahrungsmittels darbieten. Der Raum gestattet uns leider nur wenige statistische Daten über diesen so wichtigen Erwerbszweig hier anzuführen, aber dieselben genügen schon, seine Ausdehnung erkennen zu lassen. 1870 beschäftigte der Fischfang in den vier Provinzen Quebec, Ontario, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland nicht weniger als 979 Schiffe und 16,369 Boote, welche von 32,747 Leuten bemannt waren und einen Ertrag von 7,225,000 Dollars erzielten. Derselbe ist nach officiellen Berichten im Jahre 1874 auf nahezu $11\frac{1}{2}$ Millionen Dollars gestiegen, wovon mehr als die Hälfte auf Neu-Schottland entfällt. 1875 ist der Ertrag wieder auf $10\frac{1}{3}$ Millionen Dollars gesunken. Dieser Rückgang ist jedoch kein allgemeiner, sondern beschränkt sich auf einige Thierarten, während namentlich der Fang von Stockfischen, Makrelen und Heringen seine alte Höhe und Beträchtlichkeit fortdauernd bewahrt. Dagegen ist die Austernfischerei einstweilen als vollständig ruinirt anzusehen, da sie nur einen Ertrag von 35,000 Dollars abwarf. Ebenso leidet der Hummernfang: nachdem die Fischer der Vereinigten Staaten in wenigen Jahren ihre unerschöpflich scheinenden Gründe verwüstet haben, soll Canada den Ausfall ersetzen. Natürlich machen sich auch hier die Folgen rücksichtsloser Ausbeutung und des Fanges unausgewachsener und Rogen enthaltender Thiere rasch fühlbar. Am schlimmsten ist jedoch der Rückgang in der Menge von Lachsen, welcher sich trotz der ausgedehnten Bemühungen, leere oder sich allmälig entleerende Gewässer mit junger Brut wieder zu besetzen, in letzter Zeit eingestellt hat. Schuld daran trägt die zunehmende Verunreinigung der Gewässer durch Fabrikanlagen, wie z. B. die von den zahlreichen Sägemühlen herrührenden Sägespäne, die vielen Wehre, welche die stromaufwärts ziehenden Fische an dem Erreichen ihrer Laichplätze hindern, und vor Allem das Aufstellen zu vieler, zu großer und zu engmaschiger Netze, welche die kleinen und rogenden Exemplare ebenso festhalten, wie die großen, die zur Nahrung einzig und allein verwendet werden dürften. Einer der ältesten Fischereizweige Canadas,

Walfischfang und Robbenschlag, scheint sich jetzt wieder langsam zu heben, wenn auch die 22,781 Gallonen Walfischthran, welche 1875 erbeutet wurden, verschwindend sind gegen die reichen Erträge zu Anfang dieses Jahrhunderts.

* * *

Die Flußfahrt von Montreal nach Ottawa beginnt Morgens in Lachine, führt durch den See Saint Louis, dann in den Arm des Ottawa-Flusses, welcher die Insel von Montreal von der Perrot-Insel trennt, durch eine Schleuse, durch welche der kleine Fall Sainte Anne umgangen wird, unter der Brücke hindurch, welche die Eisenbahn nach Toronto trägt, und dann den Ottawa-Strom gegen Westen hinauf. Bald ändert sich das Aussehen des nördlichen Ufers: die Felder werden immer spärlicher und kleiner und machen Hügeln Platz, welche mit Ahornen, Tannen, Lärchen, Eschen und Birken bewachsen, oft genug aber auch von der Axt oder dem Feuer kahlgefressen sind. Eben dagegen und nur von einem einzelnen Hügel bei Rigaud unterbrochen ist das Süduser. Bei Carillon, von wo an aufwärts der Ottawa die Grenze zwischen den Provinzen Quebec und Ontario bildet, hemmen drei Stromschnellen die Weiterfahrt, und da der sie umgehende Canal einstweilen noch zu eng für größere Schiffe ist, so muß der Reisende hier auf eine kurze Eisenbahn übergehen, die ihn am Nordufer entlang nach Grenville führt, wo ihn wieder ein Dampfboot aufnimmt. Die Ufer werden allmälig höher und waldreicher, bis man gegen Abend bei einer Biegung des Flusses über die Böschung des



Der Wasserfall „La Chaudière" des Ottawa-Flusses. (Nach einer Photographie.)

rechten Ufers hinweg eine imposante Masse hoher gothischer Gebäude erblickt, welche die Spitze eines steil zum Flusse abstürzenden Hügels krönen. Es sind die Gebäude des Parlaments und der Ministerien, welche stolz die ganze Umgebung der Bundeshauptstadt überragen. Links bleibt der schöne Wasserfall des Rideau-Flusses, der sich in zwei Absätzen von 30 Meter Höhe in den Ottawa ergießt, während gerade vor dem Dampfer Wolkensäulen die Stelle der mächtigen „Chaudière" anzeigen, deren Getöse weithin vernehmbar ist. Dort stürzt sich die gesammte Wassermasse des Ottawa (französisch l'Outaouais), die sich oberhalb eines Felsendammes vereint hat, mit einem einzigen 20 Meter hohen Satze in einen hufeisenförmigen Abgrund hinab, in welchem sie schäumend herumwirbelt. Taffé schätzt in seiner Abhandlung über das Ottawa-Thal die Wassermenge, welche sich bei Hochwasser jede Secunde in den Trichter der Chaudière ergießt, auf 4500 Cubikmeter, ebensoviel als das Volumen des Rheins bei Straßburg bei hohem Wasserstande beträgt. Letzter schwankt aber beim Rhein weit mehr, als beim Ottawa, dem die zahlreichen Seen, die er selbst und seine Nebenflüsse durchströmen, als beständige Vorrathsbehälter und Regulatoren dienen. Schade nur, daß jetzt eine lange Reihe von industriellen Anlagen sich an beiden Seiten des majestätischen Falles angesiedelt haben und seine reinen Wasser beschmutzen, und daß wahre Berge von Brettern aus den nahen Sägemühlen seinen Anblick von seinem untern Ende aus versperren.

Ottawa ist eine ganz neue Stadt, welche ihre Stellung und ihr Glück ein wenig seiner strategischen Lage und besonders den sich bekämpfenden Ansprüchen der drei oder

Das Parlamentsgebäude in Ottawa. (Nach einer Photographie.)

vier anderen großen Städte des Landes verdankt. Während der ersten Jahre nach der mehr oder minder unfreiwilligen politischen Vereinigung von Ober- und Untercanada (1840) war Kingston Sitz des Gouverneurs und des Parlaments, dann seit 1843 Montreal, bis 1849 der dortige englische Pöbel das Parlamentsgebäude nebst seiner Bibliothek während einer Revolte in Flammen aufgehen ließ, und die Regierungsfactoren nach Toronto übersiedelten und abwechselnd dort und in Quebec residirten, um nicht Untercanada zu kurz kommen zu lassen. Seit 1858 erhoben sich von allen Seiten Stimmen gegen dieses nomadische Umherwandern, und man beschloß endlich, dem Mutterlande die Entscheidung zu überlassen, welche zum großen Erstaunen Aller auf eine kleine Stadt hoch im Norden fiel, wo noch kaum die Waldausrodungen begonnen hatten: Bytown, so nach seinem Gründer, dem Obersten By, genannt. Derselbe war der Erbauer des Rideau-Canals, welcher den Ottawa-Fluß mit dem St. Lorenz-Strom bei Kingston verbindet und eines der ersten derartigen Werke in Nordamerika ist, und legte die Stadt erst 1826 an. 1830 besaß dieselbe kaum etwa hundert elender Hütten, begann aber allmälig aufzublühen. Da warf ihr die Londoner Entscheidung das ganze Glück in den Schooß. Der Ottawa-Fluß und der Rideau-Canal bilden für die neue Hauptstadt, die nun Ottawa hieß, zwei Wasserwege, welche von der Laune der Yankees völlig unabhängig sind, und ihre nördliche Lage tief im Innern des Landes sichert sie gegen jeden Handstreich. Das waren wohl bei ihrer Erhebung zur politischen Residenz die leitenden Gesichtspunkte. Zehn Jahre später wurde sie dann durch die Vereinigung aller englischen Colonien Nordamerikas das Haupt eines Landes, das Europa an Umfang gleichkommt, aber freilich noch keine 4 Millionen Menschen beherbergt. 1871 zählte Ottawa schon 21,000 Einwohner, und rechnet man das gegenüberliegende Hull dazu, gar 30,000. Hull und die am Rideau liegenden Theile von Ottawa enthalten etwa 11,000 französische Canadier, welche ihre eigenen Schulen, Kirchen und ihre Zeitung, den „Courrier d'Outaouais", besitzen. Hauptsächlich der Holzhandel ist es, der das erste Gedeihen der Stadt bewirkte. Es sind jetzt große englische und amerikanische Firmen (Eddy, Wright, Mc Laren, Gilmour &c.), in deren Auftrag jeden Herbst mehr als 25,000 Holzhauer meist französischer Nationalität in die Wälder ziehen, erst im Frühjahre zurückkehren und während dieser Zeit mit der Axt und leider wider Willen oft genug mit schlecht behütetem Feuer colossale Verheerungen anrichten, gegen welche sich schon manche warnende Stimmen erhoben haben, die aber leider bis jetzt ungehört verhallt sind.

Das Prachtstück der Stadt ist das Parlamentsgebäude mit seinen beiden Seitenanbauten für die Ministerien, welches stolz vom Barrack Hill aus die Ufer des Ottawa und den Chaudière-Fall beherrscht und einen großartigen freien Platz von der Stadtseite aus begrenzt. Wie es einem loyalen englischen Unterthanen geziemt, hat der Baumeister sich stark von Reminiscenzen an Westminster beeinflussen lassen, aber leider auch dem verdorbenen Geschmacke seiner Landsleute für Schnörkelwerk, Rustica-Stil und polychrome Steine gehuldigt. Diese Bruchsteine sind absichtlich als unregelmäßige Vielecke zugehauen, so daß die vielfach gezackten Fugenlinien die Façade wie mit angedeutetem Mosaik bedeckt erscheinen lassen, was weder großartig, noch künstlerisch, noch dem Auge sonderlich angenehm ist. Ferner passen die engen Thür- und Fensteröffnungen, wie sie der halb-mönchische Stil mit sich bringt, durchaus nicht zu den Anforderungen der innern Einrichtung: anstatt daß die Bureaux, Sitzungssäle und Gänge mit einem Meere von Licht übergossen sind, sind sie nur spärlich erleuchtet. Und da schließlich die Voranschläge beim Bau besonders des großen Thurmes ganz beträchtlich überschritten worden sind, so hat es dem Gebäude nicht an einer ziemlich erregten Kritik gefehlt, welche sich auch auf die den Bauunternehmern befreundeten Politiker erstreckte. Im Innern sind vorzüglich die Sitzungssäle des Senats und des Hauses der Gemeinen zu beachten, ferner die langen Gänge mit den Bildnissen ihrer sämmtlichen Präsidenten von 1791 bis 1873 und der große Rundbau für die Bibliothek, welcher ganz aus feuerfestem Material hergestellt worden ist. Es ist das eine nothwendige Vorsicht in einem Lande, wo wenige Häuser ein Menschenalter überdauern, ohne mehr oder minder die Macht des Feuers zu spüren und wo im Besondern die Parlamentsbibliotheken unter der Häufigkeit der Brände zu leiden gehabt haben. Wie schon erwähnt, verbrannte die erste derselben 1849 während eines Aufstandes zu Montreal; ihr folgte 1854 der größte Theil des rasch gebildeten Ersatzes zu Quebec, diesmal durch Zufall. Und als dann die Regierung zur einstweiligen Unterbringung des Restes ein Kloster miethete, wurde dasselbe, ehe es noch bezogen worden war, eine Beute der Flammen.

Zur Völkerkunde Madagaskars.

R. A. Das große Werk, welches der verdienstvolle Alfred Grandidier uns über seine Reisen in Madagaskar versprochen hat und das nicht weniger als 10 bis 12 Quartbände mit 400 Tafeln und mehreren Karten enthalten soll, läßt leider immer noch auf sich warten. In der vorläufigen Notiz, welche er über seine Reisen veröffentlichte (Bull. de la Soc. de Géogr. ser. II, Tome II, p. 81, 1871), erzählt er uns, daß er 23 Individuen verschiedener Stämme gemessen, sich drei Schädel verschafft, viele Leute von vorn und von der Seite photographirt, Sitten, Dialekte, Religion und Traditionen sehr genau studirt habe. Wir dürfen von diesem ausgezeichneten Forscher also auch in ethnographischer Beziehung Tüchtiges erwarten und er wird manchen Schleier lüften, der noch über der Völkerkunde Madagaskars ruht.

Unterdessen ist ein englischer Missionär, der gleichfalls lange auf Madagaskar lebte, ihm wenigstens theilweise zuvorgekommen. Dr. Joseph Mullens hat (Journ. of the Anthropological Institute, October 1875, S. 181 ff.) eine Abhandlung über den Ursprung und die Entwickelung der Madegassen geliefert, in welcher er den Satz vertritt: Die Bewohner Madagaskars sind auf der ganzen Insel ein einheitliches Volk malayischen Ursprungs; was später an fremden ethnischen Zuthaten erfolgte, ist unwesentlich. Von Afrikanern kann auf Madagaskars Boden gar keine Rede sein, die später eingewanderten Neger natürlich abgerechnet; keinenfalls darf man dem Volke eine wesentliche afrikanische Beimischung zuschreiben, etwa herrührend von einer Urbevölkerung, die vor den Malayen vorhanden war. So lautet

ungefähr das Facit der Arbeit von Mullens; ehe wir jedoch auf seine sehr verdienstvolle Abhandlung eingehen, sei es gestattet, Einiges ins Gedächtniß zurückzurufen, was bei Mullens ganz unbeachtet bleibt, uns aber bei der in Rede stehenden Frage nicht unwesentlich erscheint.

Alle Beobachter und Reisende, die von Madagaskar aus berichten, heben die große Verschiedenheit in der körperlichen Erscheinung der Leute hervor, welche wohl auf verschiedene Abstammung der Bevölkerung, auf eine Zusammensetzung derselben aus heterogenen Elementen schließen ließ. Fresange (1802), dem noch nicht bekannt war, daß die Howas später zu den Malayen gestellt werden sollten, bemerkt von ihnen: „Sie sind klein, ähneln den Malayen, haben lange schlichte Haare.“ Von den Antaximern, an der Südspitze, erzählt derselbe Reisende: „Die Bewohner dieser Gegenden sind sehr schwarz und haben krauses Haar. Sie führen Schilde, ein Gebrauch, den man bei den anderen Malgaschen nicht antrifft.“ Und so derselbe an mehreren Stellen, wo er stets auf den Unterschied zwischen dem kraushaarigen schwarzen und dem schlichthaarigen, olivenfarbigen Theile der Bevölkerung hinweist *).

Macé Descartes in seinem vorzüglichen Buche Histoire et géographie de Madagascar (Paris 1846, S. 265) nimmt eine afrikanische Grundlage an, über welche eine malayische Bevölkerung sich ergoß; je nach dem Vorwalten der einen oder andern Race haben wir neger- oder malayenähnliche Madegassen. Les Antakars ressemblent beaucoup aux Cafres, comme eux ils ont les cheveux laineux, les lèvres épailles et le nez épaté! Ellis (Three visits p. 301) berichtet von den Betsimasaraka im Osten, daß ihm allerdings das krause Haar mit welliger Anwandlung aufgefallen sei, „aber nie sah ich einen Malegassen so wollig wie einige afrikanische Stämme.“ Auch Waitz (Anthropologie II, S. 426) nimmt afrikanische Urbevölkerung an, zu welcher später Malayen kamen. Alle Berichterstatter heben die große Negerähnlichkeit der Basimba im Westen hervor, deren Name allein schon, wie mancher Ortsname, auf Bantu-Abstammung deutet. Was Grandidier (Bull.

Blasebälge auf Borneo. (Nach Temminck.)

de la Soc. de Géogr. 1872, I, p. 131) von den Antanossen erzählt, deutet entschieden auf Ostafrikaner.

Sprachlich genommen dagegen stehen die Malgaschen, so viel wir bis jetzt wissen, einheitlich da, und daß ihre Sprache eine malayische sei, dies nachgewiesen zu haben ist bekanntlich W. v. Humboldt's Verdienst. Als Curiosität wollen wir nebenbei bemerken, daß die Malgaschen neuerdings von James Cameron (vergl. „Ausland“ 1873, S. 777) zu Juden gestempelt wurden; die Uebereinstimmung mit altsemitischen Gebräuchen ist in der That nicht gering, sie fiel schon Macé Descartes (a. a. O. S. 292) auf, wurde aber auf das richtige Maß zurückgeführt. An eine ernsthafte Widerlegung der semitischen Abstammung brauchen wir jedoch so wenig zu denken, wie es noch nöthig erscheint, die Kaffern aus dem Banne der ihnen zugemutheten Judenschaft zu erlösen.

Aus allem Angeführten erhellt, daß Mullens, der Verfechter madegassischer Raceneinheit, viel zu weit geht, wenn er sagt, daß man selbst im entlegensten Winkel der Insel keinen Stamm antreffe, der total verschieden von den Einwohnern der Ebenen oder offenen Provinzen sei. Der wesentlichste Unterschied bestehe in der Cultur, die bei den christlichen Stämmen weit höher als bei den heidnischen sei.

Gleich den meisten Ethnographen theilt Mullens die Malgaschen in drei Abtheilungen: Betsimasáraka an der Ostküste und den niedrigeren Terrassen derselben; Sakalávas in den Ebenen des Westens und im Nordosten; Howas auf dem Centralplateau. „Nirgends aber,“ sagt Mullens (S. 184), „kann auf der Insel ein Stamm gefunden werden, der in Sprache, Gesichtszügen, Gewohnheiten ꝛc. afrikanisch sei.“ Die drei genannten Stämme aber sind einheitlich verbunden und malayischer Abkunft. Die Ortsnamen, gleichviel ob von Sakalaven, Betsimasaraka oder Howa ertheilt, sind stets dieselben und der gegenwärtigen madegassischen Sprache entnommen. An der Nordwestküste finden wir Nossi-bé, große Insel; Nossi-komba, Affeninsel; Nossifaly, fröhliche Insel. Wir haben Ampasimena, rothes Sanddorf; Marolahy, Fürstenstadt; Andranomalaza, berühmtes Wasser. An der Westküste: Maintirano, schwarzer Fluß; Mafandrano, heiße Quellen; Manirano, frisches Wasser; die Stadt Manandaza bedeutet die Ruhmreiche und Malaimbandy die Stadt der faulen Lügner. Es giebt ein Fieréna in Bonizongo und eines an der Sakalaven-Küste.

*) Neueste Beiträge zur Kunde der Insel Madagaskar. Aus dem Französischen. Weimar 1812. S. 132. 143. 146.

Die sprachlichen Untersuchungen anbetreffend, sagt Mullens, daß dieselben seit Humboldt nicht wesentlich vorgeschritten seien und wir noch bei dem ständen, was J. J. Freeman vor etwa 40 Jahren veröffentlichte. Indessen seien ihm in Madagaskar unpublicirte Schriften competenter Kenner in die Hände gefallen, aus denen er Einiges publiciren wolle. Er theilt dann folgende Liste mit, wobei er bemerkt, daß im Madegassischen o wie unser u gesprochen wird; man müsse Huva und nicht Hova sagen.

Deutsch	Malayisch	Madegassisch
Krokodil	buáya	voaya.
Knochen	tulang	taolang (Betsim.).
Fliege	làlat	lalitra.
Frucht	búa	voa.
Erde	tanáh	tány.
Wachsen	túmboh	mi-tombo.
Hand	tangan	tángana (Betsim.).
Himmel	langit	langitra (Betsim.).
Hängen	gantong	mi-hantona.
Furcht	tákut	tahotra.
Mond	bolan	vólana.
Stein	batu	váto.
Jahr	tahun	táona.
Geist	tuaka	tóaka.
Stechmücke	nya-mok	moka.
Zwei	dua	roa.
Vier	ámpat	éfat-ra.
Sechs	ánam	énina.
Zehn	sa-puloh	folo.
Zwanzig	dua-puloh	roa-polo.
Tausend	sa-riba	arivo.

In ihrer Structur gleichen sich auch beide Sprachen, doch scheint das Malayische weniger entwickelt als das Madegassische. Beide haben inclusive und exclusive Pronomina; für Nominativ und Accusativ wird dieselbe Form gebraucht. Reduplication ist in beiden häufig. Die Präsixe, durch welche die Verba conjugirt werden, werden hier wie da in der gleichen Weise gebraucht und haben beiderseits dieselbe Bedeutung. Beide Völker aber nahmen von den Arabern die Zeitrechnung und dazu gehörigen Tag- und Monatsnamen an; auch scheint sóratra, das Wort für schreiben, arabischen Ursprungs zu sein.

Von den Franzosen, die ja seit dem 17. Jahrhundert eine Rolle auf Madagaskar spielen, hat die Sprache auch Manches angenommen. Der junge Malgasche sitzt jetzt auf einer seza an einer latabat-ra (table); sein Reis wird ihm von einem lakozy (Lacai) gebracht und er speist mit der foriset-y (fourchette); wäscht seine Hände mit savona und trocknet sie mit der sarvita. Seine Kleider hängen in einer lalamora (armoire), seine Stiefel sind „boty“ (genau wie die Tschechen, die auch ihren Ausdruck boty für Stiefel zu Karl's IV. Zeiten von den Franzosen entlehnten).

Malayen, begünstigt von der Regelmäßigkeit der Monsune und von Natur aus treffliche Seefahrer, auf Madagaskar zu finden, hat für uns gar nichts Auffallendes; sie erreichen eben ihre Westgrenze hier, wie die Ostgrenze durch die Osterinsel gebildet wird. Vielleicht gingen sie weiter noch nach Westen auf den afrikanischen Continent — wenn Freeman's Vermuthung richtig ist, daß Sambesi, Kilimani, Mombas, Mosambik, Kiloa madegassische Namen sind, was wir übrigens dahingestellt sein lassen wollen.

Noch Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde III.) führen 4 Mill. Einwohner für Madagaskar an; Ellis nahm $5^1/_2$ Mill. an. Dem gegenüber greift Mullens weit niedriger. Er schätzt folgendermaßen auf Grund seiner langen Reisen:

1. Betsimasaraka, welche die Sihanakas (40,000), Tanalas (20,000), Tankayt (50,000), Ikongos (20,000) umschließen, zusammen 300,000.
2. Sakalaven des Nordens und Südens 500,000.
3. Howas, und zwar Imerina und Vonizongo 1 Mill.; Imamo und Mandridrano 100,000; Betaso und Vákin Ankarat 100,000; Betsileo 300,000; Ibara ꝛc. 200,000. Zusammen 1,700,000 Howas.

Also für ganz Madagaskar nur $2^1/_2$ Mill. Einwohner, bedeutend weniger als alle früheren Schätzungen annahmen.

Wann die malayische Einwanderung erfolgte, vermag Mullens nicht zu sagen; was Traditionen betrifft, so sind solche nur unter den Howas vorhanden. Danach waren sie zuerst im Südosten der Insel angesiedelt; nachdem sie erstarkt, schwärmten sie aus und fanden ihren Weg in die Hochebenen und Berge. „Die ersten Howas scheinen Imerina vor etwa 800 Jahren erreicht zu haben. Vielleicht 120 Jahre standen sie in freundschaftlichen Beziehungen zu einem Stamme, den sie hier vorfanden. Diesen Stamm nennen sie Vazimba. Heute erzählen sie von ihnen als ihren Vorfahren; in der heidnischen Zeit wurden sie göttlich verehrt und die Vazimba-Gräber sind noch jetzt die heiligsten Gegenstände im Lande. Zum Glück geben uns die Howa-Traditionen die Namen von sieben Vazimba-Königen, diese Namen sind aber so echt malegassisch wie die Howa-Namen selbst. Die Vazimba-Gräber sind in der Form ganz wie die gewöhnlichen Howa-Gräber, nur roher und aus roheren Steinen errichtet. Sofern nun wir nach dem urtheilen, was wir über die Vazimba wissen, waren sie ein echt madegassisches Volk, an dem nichts Afrikanisches war“ (S. 190).

Während solchergestalt Mullens die Vazimba nur als ein untergegangenes Volk betrachtet wissen will, das er mit den Malgaschen zu identificiren sucht, versetzen andere Autoren die lebenden Vazimba in den Westen der Insel zwischen die Flüsse Mani (oder Sisubungi) und Manambule, stellen sie als röthlich braun, negerartig, mit spitz gefeilten Zähnen, heidnisch, ohne Industrie, nur von der Jagd lebend und des Cannibalismus verdächtig hin (Macé Descartes a. a. O. S. 271). Uns scheint dies weit wahrscheinlicher als die Angabe von Mullens, der über den wichtigsten Punkt der Tradition, nämlich daß die einwandernden Howas die Vazimba bereits vorgefunden, hinweggeht, später aber fortfährt: „Nach einiger Zeit geriethen die Vazimba und die Fremdlinge in Streit, die ersteren wurden, so erzählt die Geschichte, nach Südwesten vertrieben, d. h. aber ins Unbekannte. Die Ueberlegenheit der Fremden stammte, nach der Tradition, von ihrem Gebrauche des Eisens her.“ Noch jetzt sitzen die Vazimba südwestlich von den Howa, und nur Mullens, der von vornherein keine Afrikaner auf Madagaskar gebrauchen kann, setzt ohne billigen Grund für „Südwesten“ „ins Unbekannte“. Ob die Howas die Kenntniß des Eisens mitgebracht oder erst im Lande erlangt haben, läßt Mullens unentschieden; die Vazimbas hatten hölzerne Waffen (nach der Tradition), von ihnen konnten sie also das Eisen nicht kennen lernen. Es giebt aber ein anderes untrügliches Zeichen, daß die einwandernden Malayen allerdings die Kenntniß des Eisens aus ihrer Heimath mitbrachten, und dieses sind die von uns bereits einmal („Globus“ XXIX, S. 265) erwähnten cylinderförmigen Blasebälge. Wir glaubten damals, Tylor sei der erste gewesen, der auf die höchst interessante Uebereinstimmung der madegassischen und malayischen Blasebälge hingewiesen habe, finden aber jetzt, daß das Verdienst, dieses aufgefunden zu haben, Theodor Waitz (Anthropologie I, 294) gebührt. Der madegassische, bei der

Eisenbereitung gebrauchte Blasebalg, eine Doppelpumpe, ist derselbe auf Sumatra, auf den Sulu-Inseln, auf Borneo bei den Dajaks (wir geben von diesen eine Abbildung, die mit den madegassischen Blasebälgen bei Ellis, Three visits, p. 264, verglichen werden möge), auf Mindanao, in Dore auf Neu-Guinea. Aus dem Vorkommen dieses Instruments läßt sich schließen, daß die Besiedelung Madagaskars erst stattgefunden habe, nachdem schon das Eisengewerbe auf den Sunda-Inseln bekannt war. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß die Howa das Zebu oder den indischen Buckelochsen züchten, während die einheimischen Rinder Madagaskars der afrikanischen Art gleichen (Peschel, Völkerkunde, S. 378).

Dadurch, daß Mullens die bisher unbekannten Traditionen über die Vazimba mittheilt, giebt er uns gerade einen der besten Beweise an die Hand, das Vorhandensein einer frühern Bevölkerung vor der Einwanderung der Howas darzuthun. Wir wollen übrigens nicht versäumen, noch selbst einige Argumente hier beizubringen, welche einer Isolirung Madagaskars in ethnischer Beziehung zu statten kommen. Der reißende Mosambique-Strom, welcher die Insel vom Continente trennt, wird schwerlich von den heutigen des Schwimmens und der Schifffahrt unkundigen Kaffern durchsetzt worden sein; Madagaskar zeigt, wie bekannt, in zoologischer und botanischer Beziehung außerordentlich viel Eigenthümlichkeiten, die es von Afrika trennen. Trotzdem wird sich gegenüber den bei vielen Völkern der Insel vorhandenen Körpermerkmalen ein Vorhandensein von Negerbevölkerung nicht leugnen lassen. Ueber diese hinweg ergossen sich die einwandernden zur Herrschaft gelangenden Malayen und zwischen beiden Theilen fanden dann zahlreiche Mischungen statt.

Am Gipfelkrater des Mauna Loa.

Von **Franz Birgham.**

Im Februar des Jahres 1875 wohnte ich längere Zeit als einziger Weißer in dem kleinen Dorfe Napoopoo auf dem Südufer der Kealakeakua-Bay, die tief in die Westküste der Insel Hawaii einschneidet *). An einem heißen Nachmittage fiel mir eine ungewöhnliche Bewegung unter den Eingeborenen auf, die in Schaaren nach den Ruinen des Heiaus, des alten Opfertempels außerhalb des Dorfes, strömten. Auf meine Frage wurde mir gesagt, daß soeben ein Haku mele, d. h. ein professioneller Sänger von Meles oder Hulas, jener hawaiischen Gesänge, aus Ka'u, dem Südbezirk der Insel, angelangt sei und, gleich den Rhapsoden des alten Griechenlands von Ort zu Ort wandernd, seine Meles vortrage. Als ich neugierig mitging, schallten mir schon von Weitem die Strophen:

„Haui ka lani; ka mauli au honua" —
(Gefallen ist der Häuptling; vernichtet ist das ganze Reich.)

entgegen, die Anfangsverse der berühmten Kaao oder Legende, die, vor über 90 Jahren von dem Haku Mele Keaulumoku verfaßt, die Eroberung des hawaiischen Archipels durch Kamehameha den Großen schildert. In einem kleinen Palmenhain saß der Hulasänger, ein junger, kräftiger Kanaka, auf einer Lauhala-Matte, von einem dichten Kreise Eingeborener jeden Alters und Geschlechts umringt. Sein Oberkörper war entblößt, um die Hüften war ein dunkelrothes Tuch gewunden, ein Kranz der wohlriechenden Maileblätter hing um seinen Hals, und auch auf dem Kopfe hatte er einen Lei von großen, dunkelrothen Blumen. Während er zu der gewöhnlichen, alle zwei Strophen sich wiederholenden, melancholischen Melodie hawaiischer Hulas die Verse des endlosen Meles mehr recitirte als sang, schlug er den Tact mit den Händen und begleitete den Rhythmus mit ausdrucksvollen Geberden, wobei auch der Oberkörper in eine wiegende Bewegung gerieth. Obgleich der Umgangssprache mächtig, konnte ich doch nur mit Mühe dem Sinne des Gesanges folgen, denn die Sprache der Meles ist von der gewöhnlichen durch Veraltung und besondern Satzbau und Wortbildung fast gänzlich verschieden; aber an den allmälig wilderen Bewegungen des Sängers und den immer lebhafter werdenden Mienen der Zuhörer konnte ich sehen, wie sehr der Vortrag sie erregte. Und als endlich nach einer längern Strophe der Haku mele athemlos und schweißtriefend eine Pause machte, belohnte ihn Beifallsgeschrei, Händeklatschen und zugeworfene kleine Münzen; und einige vom Genuß sauer gegohrener Bataten berauschte Weiber umarmten ihn und rieben Nasen mit ihm, ein früher ganz allgemein polynesischer Brauch, der jetzt freilich fast gänzlich durch civilisirtes Küssen verdrängt worden ist, daher denn auch heute im Hawaiischen das Wort honi sowohl Riechen als Küssen bedeutet.

Schon wollte ich gehen, als ein eben wieder anfangender Vers des Meles meine Aufmerksamkeit erregte. Es war eine hochpoetische Schilderung der Thaten der heidnischen Göttin Pele, der Beherrscherin aller hawaiischen Vulcane, und mag in freier Uebersetzung etwa wie folgt lauten:

„Wie eine Schaukel ist Hawaii über dem dampfenden Ofen der Pele;
Im Wirbelwind fliegt der rothe Staub zum Himmel;
Zerbrochen ist das Rückgrat des Landes, und die Knochen der Erde knirschen aneinander,
Wie ein fallender Berg kracht der einstürzende Himmel."

Und dabei fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich schon seit Langem die Besteigung des Mauna Loa, dessen Gipfelkrater seit zwei Jahren wieder thätig war, im Sinne hatte, und als am Abend der in gerader Linie fast 30 engl. Meilen entfernte, durch die dazwischenliegende Bodenerhebung aber nicht sichtbare Vulcan mit seinen unterirdischen Feuern die Wolken am östlichen Himmel dunkelroth färbte, beschloß ich bestimmt die freilich ziemlich beschwerliche Expedition. Und wie, um mich in meinem Vorsatze zu bestärken, lief am frühen Morgen der kleine Schooner „Ka Moi" (der König), von Honolulu kommend, in die Bay ein; gegen Mittag fuhr ich in einem Canoe an Bord, um auf demselben nach der dem Vulcan am nächsten gelegenen Südlandschaft Ka'u zu gelangen.

Als der „Moi" gegen Abend mit schwachem Winde zur Bay hinaustrieb, hatte ich endlich Gelegenheit, das Lieblings-

*) Vergl. zur Orientirung die Karte auf S. 358 des 25. Bandes des „Globus".

vergnügen der Hawaiier, das berühmte ee nalu, „auf der Welle reiten“, zu sehen, fast der einzige Ueberrest ihrer früher so zahlreichen athletischen Spiele. Bei dem Dorfe Keï auf der Südspitze der Bay fängt die Brandung schon eine halbe englische Meile vom Ufer an, um, in langen Reihen hellgrüner Wellen hereinrollend, sich an den eisernen Lavafelsen zu brechen. Jede dritte Woge ist bekanntlich bedeutend höher und stärker als die beiden anderen, und sahen wir auf dem gegen 20 Fuß hohen, weißschäumenden Kamm einer solchen etwa ein Dutzend Eingeborener auf ihren papas nalu (Wellenbrettern) mit großer Geschwindigkeit auf das Ufer zuschießen. Die Meisten lagen flach auf den 10 bis 15 Fuß langen und sehr schmalen Brettern, dieselben mit Händen und Füßen steuernd, während ein Paar der Geschicktesten kniend oder selbst völlig aufrecht auf denselben standen, die Hände auf den Hüften, das Haar vom Winde nach hinten getrieben. Nur noch eine kurze Strecke vom Ufer entfernt, tauchte plötzlich die ganze Schaar wie auf Befehl unter, und als die Woge donnernd und hochaufspritzend auf die Felsen traf, erschienen Alle mit ihren Brettern schwimmend hinter der nächsten Welle, um, auch unter die folgenden tauchend, wieder die nöthige Entfernung vom Ufer zu erreichen und die tollkühne Fahrt von Neuem zu beginnen. Nie sah ich deutlicher, wie vollständig der Mensch auch das Wasser zu seinem Elemente machen kann, denn stundenlang trieben die Hawaiier dieses Spiel, bei welchem die geringste Unachtsamkeit sie sammt ihren Brettern an den Felsen zerschmettert hätte.

Rasch glitt das Schiff vor dem scharfen Landwinde (der jede Nacht von den Bergen Hawaiis herabkommt, während so lange die Sonne über dem Horizonte steht, eine erfrischende Seebrise weht) in geringer Entfernung vom Ufer nach Süden hin und passirte gegen Morgen die sich weit ins Meer hinausschiebende Kawili-Spitze. Bei den größeren Ortschaften wurde das Ruderboot ans Ufer geschickt mit Waaren für die vielen meistens Chinesen gehörenden Läden, in denen der Eingeborene sich mit allen Luxusartikeln der Civilisation, von der Stecknadel und dem Schwefelholz bis zur Taschenuhr oder dem seidenen Kleide, versehen kann. Bei dem Südcap Kalae trafen uns aber Gegenwinde, und erst am Morgen des dritten Tages gelang es dem „Moi“ gegen einen wüthenden Kona- (Südost-) Sturm vor dem kleinen Hafen Punalu vor Anker zu gehen, worauf ich sofort in einem Canoe durch die hohe Braudung ans Land fuhr.

Zum Glück erwartete mich schon der mit der Ueberlandpost betraute Führer, ein junger Eingeborener mit dem zutreffenden Namen Kalauiwela, „der heiße Himmel“, so daß ich, da mich kein Gepäck beschwerte, gleich die Reise zu Pferde fortsetzen konnte. Nach mehrstündigem Ritt über das offene, steinlose Land aus rother Erde, bei dem ein tropischer Gußregen uns durchnäßte, erreichten wir nach stetiger Steigung von 2500 Fuß die 15 engl. Meilen entfernte, von großen Viehhürden umgebene Rauch Kapapala, deren Besitzer, ein schon seit 40 Jahren auf Hawaii ansässiger Irländer, uns freundlich empfing und Nachtquartier gewährte. Auf dem 35 Meilen langen und 25 Meilen breiten Gute leben gegen 50 eingeborene Familien und weiden 150 Pferde, 10,000 Stück Rindvieh, 5000 Schafe und 5000 Ziegen.

Am frühen Morgen des 10. Februar ritt ich mit meinem Führer wieder fort, um jetzt, nach Verlassen des um die Insel laufenden Weges, die in einer Entfernung von 20 Meilen nach Nordwesten sich erhebende Spitze des Mauna Loa zu erreichen. Unsere Pferde waren von der starken, zähen Art, die zur Jagd auf wildes Rindvieh über die rauhen Lavafelder Hawaiis gebraucht werden, und somit für die bevorstehende pfadlose Tour geeignet; ein mitgeführtes Maulthier trug ein Zelt zum Nachtquartier, Lebensmittel, Decken ꝛc. Vor uns erhob sich die vollkommen regelmäßige, sanftgewölbte Kuppel des Mauna Loa, dessen ungeheurer Dom sich im Gegensatze zu fast allen anderen Vulcanen der Welt auf einer Basislinie von 120 Meilen so gleichförmig durch Jahrtausende dauerndes, allmäliges Ueberkochen der flüssigen Lava aus seinem Gipfelkrater bis zu der Höhe von 13,760 Fuß über dem Meere erhoben hat. Die Strahlen der Morgensonne warfen einen röthlichen Schein auf die Schneeflächen auf seinem Gipfel, die sich in tiefen Spalten und Rissen auch weit hinunter fortsetzten, während tiefer unten ein Streifen weißer, flockiger Wolken die Vegetationslinie markirte und einen vollkommenen Kranz um den Berg bildete. Ueber dem Gipfel stieg langsam eine dunkle Rauchwolke empor, die nach Erreichung einer beträchtlichen Höhe von einem obern Luftzuge aus Nordwesten scharf abgerissen wurde.

Nach einem angenehmen Ritte von sieben Meilen durch grünes Weideland mit tiefem Grase erreichten wir Ainapo, das obere Vorwerk Kapapalas, das schon 4000 Fuß über dem Meere liegt. Nach kurzem Aufenthalt führte der Ritt über jetzt gänzlich pfadloses Land weiter. Bei steter Steigung ging es bald durch offene Wälder von riesigen Kukui-, Koa- und Mamanebäumen mit Stellen voller Erdbeeren in Blüthe, während sich hin und wieder in den dichteren Theilen Herden verwilderten Rindviehs zeigten; dann mußten wieder beschwerliche Felder flachausgelaufener Lava, sogenannter Pahoehoe, passirt werden, auf denen nur verkrüppeltes Ohiagebüsch, Ohelsbeeren und langes Bundgras wuchs, so daß wir erst kurz vor Sonnenuntergang die Stelle erreichten, welche herumliegende leere Flaschen und Zinnbüchsen sowie Aschenhaufen als den Lagerplatz kennzeichneten, auf dem schon frühere Besteiger des Vulcans Nachtquartier gehalten. Es war dies eine kleine, ebene Fläche mit Sandboden, durch Bäume gegen den Wind geschützt, in deren Nähe sich auch in Spalten Gras und Regenwasser für die Thiere fanden. Nachdem das Zelt aufgestellt und die Thiere mit langen Seilen auf der Weide festgebunden waren, wurde über einem großen Feuer rasch Abendessen bereitet und bald darauf trotz der scharfen Kälte und dem dichten, Alles einhüllenden und jede Aussicht versperrenden Nebel unter dicken Decken zur Ruhe gegangen.

Doch schon um vier Uhr Morgens waren wir wieder auf, da ich vorhatte, an demselben Tage den Gipfel zu erreichen und vor Abend wieder zu dem Lager zurückzukehren; demnach wurde auch das Maulthier und alles Gepäck hier zurückgelassen. Nach kurzem Frühstück ging es weiter über meilenweite Flächen kahler Pahoehoe, mit Asche- und Schlackenfeldern abwechselnd, in die Höhe; bald stellten sich auch weite aber nicht tiefe Schneeflächen ein, die zuerst nur mißtrauisch von den Pferden betreten wurden. Einfarbig und monoton erstreckte sich das Land ohne Spur von Vegetation nach allen Seiten hin, denn schon hatten wir die hohe, aloëähnliche Ensis argentea, die höchstwachsende Pflanze Hawaiis („Globus“ XXV, S. 361), hinter uns gelassen. Immer steiler wurde der Weg, bis wir ein Lavafeld neuerer Formation passirten, dessen rauhe Spitzen und Zacken selbst die abgehärteten und wohlbeschlagenen Hufe unserer Pferde beschädigten. Die letzten paar Meilen dagegen waren fast ganz eben, so daß es mich einigermaßen überraschte, als wir gegen Mittag plötzlich an dem senkrechten Rande des Kraters hielten.

Mokuaweoweo, der Gipfelkrater des Mauna Loa, bildet einen ovalen Circus, dessen Seitenwände 600 bis 800 Fuß tief vollkommen senkrecht abfallen; er ist von Norden nach Süden gegen zwei Meilen lang, mit einer Breite von Osten

nach Westen von anderthalb Meilen. Eine auffallende Eigenthümlichkeit bildet ein fast eine halbe Meile breiter Absatz, der halbwegs zwischen dem obern Rande, auf dem wir standen, und dem Boden des Kraters sich an der südöstlichen Wand desselben entlang zieht. Da ein ähnlicher, aber kleinerer Absatz oder Terrasse sich auch an dem Nordende des Kraters befindet, sehe ich dieselben bestimmt für die Ueberreste des frühern, gegen 400 Fuß höhern Niveaus der Lava im Krater an. Der vulcanisch thätige Theil beschränkte sich am Tage meines Besuchs auf die südwestliche Ecke des Kraters, von der wir, da wir den südöstlichen Rand erreicht hatten, etwa eine englische Meile entfernt standen, doch konnten wir deutlich sehen, wie in einem Seebecken von etwa 500 Fuß Durchmesser die Lava als blutrothe, flüssige Masse in steter Bewegung große Wogen und Wellen warf, deren dumpfes Getöse bis zu uns heraufdrang, während aus ihrer Mitte eine beständige starke Fontaine in die Höhe stieg, meiner Schätzung nach 100 bis 150 Fuß hoch, um gleich Wasser in feurigen Tropfen in das Bassin zurückzufallen. Andere Reisende, mit denen ich später sprach, haben die Höhe dieser Fontaine bedeutend größer — selbst bis auf 500 und 600 Fuß — geschätzt, doch sehe ich meine Angabe für den Tag meiner Anwesenheit am Mokuaweoweo als richtig an. Dabei stieg fortwährend eine dunkle Wolke entfesselter Gase und Rauches aus dem Krater in die Höhe, während auch aus separaten Spalten gelbe Schwefel- und Salpeterdämpfe entquollen. Etwas seitwärts von dem activen See standen mehrere bis 30 Fuß hohe, anscheinend erloschene Eruptivkegel. Der übrige Boden des Kraters, der im Jahre 1873 durch Ueberkochen des Sees gänzlich von einer neuen Lavaschicht bedeckt wurde, schien wieder völlig abgekühlt, denn überall lag eine dichte, weiße Schneedecke; in einer tiefen Spalte in unserer Nähe war sogar unter diesem tropischen Himmel das Wasser zu einer dicken Eisschicht gefroren. Am Nord- sowie am Südende des Mokuaweoweo liegt je ein kleiner, kreisrunder, erloschener Nebenkrater, durch Schluchten mit ersterm verbunden; der sogenannte Pohakuglanalai an dem Südende ist sogar noch tiefer als sein großer Nachbar*).

An dem Südostrande, an dem wir hielten, fand ich noch die mehrere Fuß hohen Mauern aus losen Lavastücken des Lagers des Commodore Wilkes, der im Jahre 1841 mit der Vereinigten-Staaten-Fregatte „Vincennes“ den hawaiischen Archipel besuchte und topographisch aufnahm; seine Karte ist in Ermangelung vollständiger Regierungsvermessungen noch heute die beste. Seine Expedition campirte, von mehreren Hundert Kanakas begleitet, mehrere Wochen lang auf dieser, der sogenannten Pendulum-Spitze, deren Höhe auf 13,440 Fuß festgestellt wurde, während der höchste Punkt des Vulcans mit 13,760 Fuß sich auf dem Westrande des Kraters fand. Wasser kocht hier bei einer Temperatur von 187° F. Sonst ist der Gipfel des Mauna Loa, der großen Schwierigkeit des Weges halber, nur noch von kaum einem Dutzend einzelner Reisender bestiegen worden, wogegen fast jeder Besucher Hawaiis den 10,000 Fuß tiefer auf dem Südostabhange und nur 30 Meilen von der Küste gelegenen unabhängigen Nebenkrater Kilauea aufsucht. Obgleich schon ein paar Reisende zu verschiedenen Zeiten durch eine enge Schlucht am Westrande bis zum Boden des Kraters hinabgestiegen sind (freilich im Sommer und vor 1873, als derselbe jahrelang unthätig war), konnten wir es leider des tiefen Schnees und der beschränkten Zeit halber nicht unternehmen.

Auf keiner andern Stelle habe ich je vollständige Stille und absolute Verlassenheit so tief empfunden, als hier auf dem Gipfel des Vulcans am Rande des rauchenden Kraters. Auf sechs bis acht Meilen im Umkreise zeigt sich kein Grashalm oder Farrenblatt; nichts trifft das Auge als kahle Lava-, Schlacken- und Schneefelder, kein Vogel, kein Insect verirrt sich je in diese schauerliche Einöde, in der das Ohr keinen Ton als das dumpfe Branden der flüssigen Lavawogen und das Gezisch des ausströmenden Dampfes hört. Selbst die Aussicht ist durch den allmäligen Abfall und den fast ebenen Gipfel des Berges auf ein paar Meilen beschränkt; nur über dem nordöstlichen Rande sieht man die noch gegen 200 Fuß höheren Gipfelzacken des Mauna Kea, „des weißen Berges“, sich erheben.

Doch nach einigen Stunden Aufenthalt stellte sich auch bei mir die unvermeidliche, durch die starke Luftverdünnung verursachte „Bergkrankheit“ (mai mauna) mit Uebelkeit, Kopfweh und Schwindel ein, so daß ich auf den Rückweg drang, den wir gegen drei Uhr, nach einem letzten Blicke in die rauchende Behausung der Göttin Pele, antraten. Auf demselben Wege erreichten wir erst spät am Abend wieder unser Lager, wo wir Alles in bester Ordnung fanden, und die Nacht unter einem sternenklaren Himmel zubrachten, aus dem die fünf Sterne des südlichen Kreuzes zu uns herüberstrahlten, während hoch über uns der Mokuaweoweo und weiter unten in der Ferne die Feuer des Kilauea blutroth glühten. Als am nächsten Tage die Sonne im Zenith stand, stiegen wir wieder vor dem gastlichen Kapapala aus dem Sattel.

*) Mitte März 1876 befanden sich sowohl der Gipfelkrater Mokuaweoweo als der Kilauea auf dem Südabhange des Mauna Loa wieder in voller Thätigkeit.

Das Pflanzenreich am obern Jacuhy.

Von **Oscar Cannstatt.**

Nachdem wir letzthin die Beschaffenheit des Bodens in den Coloniedistricten von S. Cruz und Mont' Alverne näher erörtert haben *), erscheint es nicht überflüssig, auch etwas die Zusammensetzung der Vegetation und späterhin die Fauna in diesen Theilen Südbrasiliens zu skizziren, um ein annähernd klares Bild jener Gegenden zu erhalten. Der Reichthum Brasiliens an Pflanzen und Thieren ist so allbekannt, daß wir kaum besonders auseinanderzusetzen brauchen, welche Schwierigkeiten sich uns entgegenstellen, um bei so flüchtiger Betrachtung das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen und hervorzuheben.

Vor zwölf Jahren etwa noch deckte die ganze Fläche der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne in unübersehbarer Ausdehnung ein dichter Urwald, in welchem das Auge, so weit es reichte, keine Lichtung zu entdecken vermochte. Heut zu Tage wechseln die düsteren Wälder mit freundlichen

*) Vergl. die früheren Artikel Bd. XXIX, S. 205. 331.

Plantagen. An manchen Stellen sind die Baumriesen sogar weit zurückgewichen, und niedliche Häuschen im Schatten dunkeler Orangengehölze legen Zeugniß ab von dem Wohlstande ihrer Insassen. Der eigentliche Urwald mit seinem Pflanzenmeer ist darum aber noch nicht aller Pracht und Ursprünglichkeit entkleidet. Bescheiden hat er sich nur bis auf 300 oder 400 Schritte hinter die Wohnstätten der Menschen zurückdrängen lassen und bietet dort dem fleißigen Colonisten, wenn er die Gluth der Sonne beim Anbau seines Landes allzu sehr empfindet, ein schattiges Obdach während seiner Siesta. Als eine dichte undurchdringlich grüne Mauer erscheint der Wald, und in der That, es ist nicht leicht, durch diesen lebendigen Wall sich Bahn zu brechen. Und dennoch müssen wir, um das Pflanzenchaos zu entwirren, durch Dornen und Lianen uns einen Weg suchen, durch welchen es uns vergönnt sei einen Blick in diese dem Europäer gänzlich neue Welt zu werfen.

Die Brasilianer wie die Colonisten bedienen sich zu solchem Gange in den Wald eines sogenannten „Facãos“ oder einer „Faca“-(Faschinenmesser). Ohne den Gebrauch eines solchen ist selbst der kürzeste Weg durch brasilianischen Urwald, wenn nicht oft betretene Pfade vorhanden sind, ein Ding der Unmöglichkeit. Beiläufig bemerken wir, daß jene „Facãos“ von Jedermann, der sich die brasilianischen Sitten zu eigen gemacht, getragen werden. Besonders unentbehrlich sind sie aber für die Colonisten, bei denen wir oft kleine Knaben von sieben Jahren schon mit den längsten Messern herumlaufen sahen. Die „Facãos“ vertreten eben die Stelle der Taschenmesser, haben aber mitunter die Größe eines Infanteriesäbelbayonettes und werden dolchartig bald vorn, bald auf dem Rücken im Gurte getragen.

Kaum einige wenige Gewächse des brasilianischen Urwaldes gleichen unseren europäischen Bäumen und Sträuchern, und eine genaue Detaillirung dieser eigenartigen Pflanzenwelt würde die Kenntnisse eines sehr gewiegten Botanikers erfordern. Ja diesen selbst kann manche Pflanze in Verlegenheit setzen, wenn mit dem bloßen Wissen nicht zugleich ein tieferes Verständniß für die feinen Combinationen der unerschöpflich variirenden Natur verbunden ist. Hat Bonpland doch, der gefeierte Gelehrte, welcher Humboldt auf seinen Reisen in Südamerika lange Zeit begleitete, ein Lebensstudium daraus gemacht und die Bequemlichkeit europäischen Lebens der Erforschung südbrasilianischer und paraguaytischer Wälder für immer geopfert. Sein Aufenthalt in S. Borja am Uruguay, S. Anna und Corrientes, Gegenden, die wohl fast die gleiche Vegetation haben, wie der von uns besprochene Theil der Provinz Rio Grande do Sul, war wenigstens nur botanischen Studien gewidmet. Leider ist von jenen letzten Arbeiten des berühmten Naturforschers so gut wie nichts der Nachwelt überliefert worden, da die ihn in den letzten Tagen pflegende Mulattin (er starb bei S. Anna am 4. Mai 1858), den Werth der Herbarien und Schriften weder kennend noch beachtend, nur das Wenigste noch Vorhandene seinen Freunden ausgehändigt hat. Dem Eindringen in den Wald besonders hinderlich ist das allenthalben verbreitete Rohrgras (Uricanna), welches dem deutschen Schilfrohr in Form der Blätter und Blüthen am meisten ähnelt. Von diesem Rohrgras giebt es mehrere Varietäten. Es ist eine perennirende Pflanze, welche sich alle sieben Jahre nur erneuert. Wichtig ist sie insofern, da sie als nie trügender Fingerzeig dem Colonisten zur Beurtheilung der Bodengüte dient. Man kann das Rohrgras daher wohl an die Spitze der brasilianischen Standortsgewächse stellen. Besonders charakteristisch für den Urwald aber sind die Lianen, Cipos, und die mannigfachen Schlinggewächse, welche von der zartesten Ranke bis zum armdicken Tau guirlandenartig Bäume und Sträucher mit einander verbinden. Dazwischen treten Schmarotzerpflanzen aller Arten auf, welche die Baumriesen mit schimmerndem Dunkelgrün bedecken oder als prächtige Blumen zwischen den Aesten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Andere Gewächse wieder vereinigen in sich die Eigenthümlichkeiten der Schmarotzer und der Schlinggewächse und erdrosseln in laokoontischer Umarmung die benachbarten Bäume. Mit dem erdrückten Stamme in ihrer Mitte, dem Luft und Nahrung entzogen, erstarken dann diese mörderischen Lianen zu mächtig hohen Colossen, deren weißliche Rinde und sonderbare, coulissenartige Einbuchtungen die Eigenthümlichkeit der „Figueira“ verrathen.

Nächst dem Rohrgras und den Schlinggewächsen machen sich die vielen Arten von Dornen auf höchst unangenehme Weise bemerkbar; besonders ist es eine Art „Mimosa“, deren Stacheln sich dem Gedächtniß und empfindlicher noch den Händen einprägen. Ganz außerordentlich dornig auch ist die im Unterholz so sehr verbreitete Stechpalme und der Baumfarren. Beide Pflanzen sind eine Hauptzierde des Waldes, welchem sie zumeist durch ihre Anwesenheit das tropische Ansehen verleihen. Der Boden ist mit einer weichen dichten Humus-, Blätter- und Reiserschicht bedeckt und faule, halbvermoderte oder eben frisch vom Wind umgeworfene Stämme thürmen sich vor uns zu anscheinend unübersteiglichen Barricaden empor. Zwischendurch bilden andere umgestürzte Baumriesen sonderbare Bogen oder Gänge, welche, mit Pflanzen überwuchert, sich oft zu kleinen Bergen gestalten oder ruinenhaft uns auf den Lichtungen des Urwaldes entgegenstarren. Durchzogen von Sümpfen, Felsen und Schluchten mit wildverwachsenen Flüssen und Bächen, gewährt der Urwald durch alle diese von der Natur auf einem Fleck vereinigten Absonderlichkeiten einen Anblick der Großartigkeit, wie ihn kein Werk menschlicher Kunst hervorzuzaubern im Stande wäre. Der Wald als solcher ist ein durchaus reiner Laubholzbestand, welcher nur in den Thälern nahe der Serra und in flachen Lagen mit der einzigen südbrasilianischen Nadelholzart, dem „Pinheiro“ (Araucaria brasiliensis), theilweise vermischt ist. Die ja auch in Südeuropa bekannte Pinie oder Brasilfichte ist hier, sobald der Boden, auf dem sie fußt, nur von etwas frischer, sandiger Beschaffenheit ist, ein majestätischer Baum von mitunter über 50 Meter Höhe. Der Habitus des Baumes hat einige Aehnlichkeit mit dem unserer nordischen Kiefer. Im Gegensatz zu dieser oftmals auf schlechtem Standort verkrüppelten Species zeigt sich die Pinie aber selbst auf dem ungünstigsten Terrain als stolze und schlanke Vertreterin der Coniferen. Am häufigsten findet sich der Baum in dem sogenannten „Pinheiral“ am Wege von S. Cruz nach S. Amaro. So beliebt, wie bei den Brasilianern die Früchte der Pinien, die „Pinhãos“, sind, welche in Form von colossalen Zapfen in der Größe eines Männerkopfes und noch größer ziemlich massenhaft vorkommen, so unbeachtet würde der Baum von Seiten der Colonisten bleiben, wenn nicht das Holz ein ziemlich gesuchtes Tischlermaterial wäre, welches dem deutschen Fichtenholz wenig nachgiebt. Die Pinie übernimmt, beiläufig bemerkt, als junges Stämmchen bei unseren Landsleuten in Brasilien die Rolle des Weihnachtsbaumes, wozu sich die sehr regelmäßig gewachsenen Schößlinge trefflich eignen, wenn auch die langen spitzen und spröden Nadeln bei Weitem empfindlicher stechen, als unsere nordischen Christbäumchen.

Außer der Pinie findet sich in den Wäldern der Colonie-districte keine Conifere. In die Augen fallend durch das helle, frische und saftige Grün der Blätter sind für den Europäer die Palmen. Sie bilden in der Provinz Rio Grande do Sul zwar keine reinen Bestände, doch treten sie hier und

da so massenhaft auf, z. B. an einigen Hängen der Berge von Mont' Alverne, in dem von den Deutschen mit dem Namen „Holländerloch" bezeichneten Theile der Colonie, daß das übrige Laubholz daneben gänzlich verschwindet.

Unter den Palmen, deren es eine Menge von Gattungen und Abarten giebt, ist wohl die häufigste die „Gérivó", welche den bekannten Palmkohl oder „Palmitto" liefert, der aus dem Marke des Stammwipfelstückes gewonnen wird. Es ist dies auch diejenige Palmenart, mit der wir es hauptsächlich auf den Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne zu thun haben und die schlechtweg von den Deutschen „Palmitte" genannt wird. Trotz ihrer großen Härte an der Außenseite des schlanken Stammes, der sich nach dem Wipfel zu in regelmäßiger Progression verjüngt, ist es doch ungemein leicht, den Stamm in dünne Latten zu spalten, die unter dem Namen Palmenrippen oder Palmitten (Ripas do Palmitto) von den Deutschen als Sparren beim Decken der Häuser verwendet werden.

Nächst den Palmitten finden sich noch, aber nur sehr spärlich, auf den Colonien auch andere südbrasilianische Palmenarten, wie die „Gomiuva" und „Vapurunga", welche indessen mehr in der Gegend von S. Leopoldo heimisch sind. Gänzlich vermißt man die Kokos- und die Dattelpalme.

Ein palmenähnliches Gewächs, welches man häufig an der Grenze der Araucarien-Zone und an lichteren Stellen des Urwaldes antrifft, ist ferner ein baumartiges Farrenkraut, das oft in Stämmen von erstaunlicher Höhe vorkommt.

Die Stämme der übrigen Waldbäume erheben sich in der Regel zweig- und blattlos bis zu 15 und 20 Meter Höhe und verästen sich dann gewöhnlich in einige knorrige Zweige, die schließlich jene oben abgeplattete von Schlinggewächsen, Moos und Flechten durchzogene, umfangreiche aber dünnlaubige Blätterkrone tragen.

Die Stämme, welche von der dünnsten, schwanken Ruthe bis zu Colossen von 2 Meter und mehr Durchmesser durcheinander stehen, haben eine im Allgemeinen nur dünne, weniger zerrissene, als von Pilzen und Schmarotzergewächsen dichtbedeckte und durchsetzte Rinde. Ein besonders ehrwürdiges Aussehen verleiht den älteren Bäumen an den Nordhängen der Berge die Fülle des sie überwuchernden Baumbartes (Tillandsia usneoides L.), der in langen Büscheln an Stamm und Zweigen herumflattert. Charakteristisch für die Bäume ist auch die im Gegensatz zu den Blättern unserer europäischen Laubholzarten härtere Substanz und durchgängig dunklere Färbung der Blattmassen.

Als besonders erwähnenswerth gerade unter jenen Bäumen, deren Blätter diese pergamentartige Beschaffenheit im höchsten Grade besitzen und durch seine Häufigkeit zugleich auffallend, möchten wir den „Mataolho" (Mord des Auges), ein wahres Unkraut der Wälder, hervorheben. Der „Mataolho" erwächst bis zu großer Stärke, hat eine rissige, graue, unseren Eichen ähnliche Rinde und führt — dies ist von weiterm Interesse — zwischen Splint und Rinde eine weiße Milch, welche für ein starkes Gift ausgegeben wird. Besonders schädlich ist der Saft den Augen, deren Erblinden er herbeiführen soll, wie dies im Namen schon ausgedrückt ist. Wenn die Leute einen solchen Baum umzuhauen genöthigt sind, ringeln sie daher den Stamm, um das Spritzen des Saftes zu verhüten, mit einem Messer unter- und oberhalb der Stelle, wo die Axt eingeschlagen werden soll, und warten bis der Saft etwas abgelaufen ist. Das Holz von Mataolhenstämmen ist übrigens eines der schlechtesten und unbrauchbarsten im Walde, welches nicht einmal zu Brennmaterial tauglich sein soll.

Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle jedes Baumes wenn auch mit noch so wenig Worten Erwähnung thun, der in den Wäldern der Coloniedistricte vertreten ist, da die Anzahl zu groß ist. Wir selbst haben über 100 verschiedene Holzarten daselbst kennen gelernt, und doch versicherten uns Brasilianer, daß es noch bei Weitem mehr in der Umgegend gäbe. Die nutzbarsten und häufigsten sind etwa die verschiedenen „Ipé-, Angico-, Grapiapunha-, Timbauva-, Cedro-, Canella-, Batinga- und Tajuva-Arten. Ferner der Guajuvira, Cabriuva, Tarumão, Cambará, Aroeira, Cangirana, Louro, Cafaco, Piquiá, Caxeta und Guabiroba. An mehreren Orten findet sich auch der Congonha (Ilex paraguayensis), dessen Laub zur Herstellung des bekannten Paraguaythees (brasilianisch Herva maté) dient. Manche der Bäume tragen eßbare Beeren oder Früchte, andere wieder sind wichtige Medicinalgewächse, die meisten aber zeichnen sich durch ihr schönes Holz aus. An den Ufern der Flüsse ist auch in jenen Gegenden das Bambusrohr heimisch, welches sich oft bis tief in den Wald hinein verbreitet. Es ist von der Dicke eines Armes und stärker noch, ohne die Zerbrechlichkeit anderer Rohrarten zu theilen. Die Sprößlinge des Bambusrohrs erreichen die Höhe der größten Bäume, stehen in dichten Bündeln beisammen und lassen zwischen sich kaum eine Spanne Raum. Dabei verwickeln sich die zwar kleinen, aber außerordentlich zähen und mit Dornen bewachsenen Zweige, welche aus den knotigen Ansätzen des Stammes hervorsprossen, so in einander, daß es nicht anders möglich ist, solchen Bambuswald zu durchkreuzen, als indem man sich Schritt für Schritt mit wuchtigen Messerhieben Bahn zu brechen sucht. Die Verwendbarkeit des Bambus ist eine sehr mannigfache. Man verfertigt Gefäße, Matten (Esteres) und Geräthschaften aller Art daraus.

An Blumen und duftigen Kräutern ist der Wald nicht minder reich, als an Bäumen und Sträuchern. Mit dem prächtigen Purpurroth der sogenannten „Barkblätter" wechseln die safrangelben Blüthen von Schlinggewächsen und Winden. Wilde Fuchsien prangen neben üppigen Orchideen, und unerschöpflich scheint die Laune der Natur in der Combination von Form und Farben. Arm dagegen ist der Wald an Singvögeln und dergleichen mehr. Zwar ist die Pflanzenwelt belebt von zahlreichen Schmetterlingen, Käfern, Vögeln und Vierfüßlern; aber das liebliche Concert des deutschen Waldes vermißt man schmerzlich. Es ist dem Auge ungleich mehr geboten als dem Gehör. Während buntschillernde „Peixaflores" (Blumenküsser) — so bezeichnen in poetischer Auffassung die Brasilianer die Colibris — sich in den Lüften wiegen, verlassen höchstens geschwätzige Papageien kreischend den nächsten Baum. Dazwischen, namentlich des Morgens, beginnen die rothhaarigen Brüllaffen (Mycotes seniculus und ursinus) ihr unharmonisches Concert, oder niedliche, schwarze Pfifferäffchen, von Neugierde geplagt, wagen sich mit den ihnen eigenthümlichen Lauten hervor, um zu sehen, wer die heilige Ruhe der Waldeinsamkeit zu stören wagt. Von fern läßt wohl auch der „Ferreiro" (Schmied), ein schneeweißer, taubenähnlicher Vogel mit smaragdgrünen Achselflecken, seinen weithin tönenden Schlag vernehmen.

Dies ist das Bild des Urwaldes. Auf den gelichteten Flächen, wo die Cultur sich immer weiter vordrängt, wird die Vegetation durch eine ebenso große Anzahl von Agriculturpflanzen vom üppigen Gras der „Campos" (Prärien) bis zu den vielbesungenen Orangen und mannigfachen Obstbäumen des südlichen Amerikas repräsentirt. Die Orange in erster Linie, die wir in Deutschland so mühsam in Treibhäusern zur Blüthe bringen, ist dort zu Hause und ihre Früchte erquicken den Colonisten an Stelle der nicht sonderlich gedeihenden europäischen Obstbäume. Neben den vieler-

lei Laranjeiro- (Orangenbaum-) Arten, von denen wir nur die Laranja doçe, L. tangerina und L. do embigo erwähnen, dienen saftige Limonen, Cyder, Pfirsiche, Marmelen, Feigen und Ananas dem Bewohner jener Gegenden zur Erfrischung. Ganz besonders beliebt ist aber die „Banana", das einzige Fruchtgewächs, welches dem Europäer in der Regel gänzlich fremd ist. Die Pflanze gehört zu den Halmgewächsen mit hohlem Stamm, der in Windungen bis zu einer ziemlichen Höhe emporsteigt. Die stiellosen Blätter stehen nach auswärts geneigt als sehr breite, unendlich lange Scheiden um den eigentlichen Stamm herum. Die Früchte hängen traubenartig an emporsteigenden langen Stielen herab. Selten hat ein Stamm mehr als eine solche Traube; doch trägt dieselbe allein gegen hundert jener wohlschmeckenden Früchte, die zu den besten gehören, welche Brasilien aufzuweisen vermag. Sobald die Früchte reif sind, erstirbt der Stamm und treibt aus der Wurzel neue Schößlinge. Die Frucht selbst hat die Gestalt und Größe einer kleinen Gurke, läßt sich sehr leicht schälen und bietet dann eine weiße, kernlose Fruchtmasse, welche in Geschmack und Farbe große Aehnlichkeit mit einer recht saftigen und gewürzigen Birne hat. Ihres gefälligen Ansehens und ihrer Früchte wegen versäumen die Colonisten selten, einige Bananen in der Nähe ihres Wohnsitzes an einem Bache, denn dies ist der ihr vornehmlich zusagende Standort, anzubauen und zu pflegen. Europäische Obstbäume sind, wie schon oben bemerkt wurde, selten. Von Beerenfrüchten gedeiht allein fast die Brombeere und die durch Einwanderer übergeführte englische Gartenerdbeere. Bezüglich der Feldfrüchte, welche fleißige Hände auf dem dem Urwald abgerungenen Boden meist mit wenig Mühe erziehen, hoffen wir gelegentlich in einem der folgenden Abschnitte Einiges mittheilen zu können. Nach der vorstehenden Schilderung schon wird man aber gestehen müssen, daß der Reichthum des Bodens und seine Productionskraft eine ganz außerordentlich große sein muß.

Aus allen Erdtheilen.

Professor Williams über ostindische Zustände.

Nach den zahlreichen und lange fortgesetzten Berichten über die Festlichkeiten, welche dem Prinzen von Wales zu Ehren veranstaltet wurden und die mit all' ihrer indischen Pracht in ihrer steten Wiederholung auch dem eifrigsten Leser englischer Zeitungen sehr langweilig geworden sein mögen, bringt die „Times" in einem Briefe des Sanskritprofessors Mr. Monier Williams endlich einmal eine Zusammenstellung der Eindrücke, welche nicht die Festlichkeiten, sondern die Zustände Indiens auf einen im Gefolge des Prinzen reisenden Gelehrten gemacht haben. Aus diesem Berichte, der uns Indien in seiner gegenwärtigen Lage mit großer Schärfe und durchdringender Klarheit, frei von jeder Schönfärberei vorführt, fügen wir die besonders hervorzuhebenden Punkte zu nachstehender Skizze zusammen.

Die Bevölkerung besteht aus einem merkwürdigen Gemische aller möglichen Menschenraeen, doch sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen ebenso bedeutend wie bei denjenigen der kaukasischen Raee in Europa. Ebenso sind auch alle Sprachfamilien vorhanden, arisch, semitisch und turanisch. Hindostanisch, die allgemein gebräuchliche Sprache, entspricht ebensosehr als in England die englische, auch hier dem Völkergemische der Eingeborenen. Wenn man auch behauptet, daß die englische Sprache einmal die Stelle der hindostanischen einnehmen wird, so sind davon sehr wenige Anzeichen zu bemerken; im Gegentheil hat sogar das Englische, wenn auch an den Regierungssitzen gebräuchlich, unter der Masse der Bevölkerung noch gar keine Verbreitung gefunden, und wenn es auch viele Eingeborene in den größeren Städten des Innern fließend sprechen, so wird es doch nur erlernt, um damit die Befähigung zu einer Regierungsanstellung zu erlangen.

Von Religionen sind Brahmanenthum, Buddhismus, Islam und Christenthum vertreten. Das Brahmanenthum ist bei den Gebildeten entweder ein reiner Pantheismus oder ein pantheistischer Deismus. Es pflegt den Bilderdienst, der aber bei den unteren Volksclassen natürlich zum Götzendienst ausartet. Der Buddhismus existirt in reiner Form nicht mehr in Indien; er ist dem Brahmanenthum ähnlich, hat aber weder ein höchstes Wesen noch Kasten oder Opfer.

Der Islam, welcher etwa 41 Millionen Anhänger zählt, hat seine Verbreitung den mohammedanischen Eroberern zu verdanken, welche die Hindus zum Uebertritte zwangen. Das Christenthum macht hauptsächlich in den unteren Classen und bei den reinen eingeborenen Stämmen Proselyten. Die meisten Erfolge erzielen die Missionsschulen, allein die Kastenunterschiede bilden große Hindernisse. Die gebildeten Classen Indiens stehen meist auf dem Standpunkte des mehr oder weniger reinen Deismus, denn Erziehung und Aufklärung haben allem Aberglauben und Götzendienst die Basis entzogen. Von allem öffentlichen Gottesdienst ist sehr wenig mehr übrig geblieben und beschränkt sich derselbe hauptsächlich auf Verehrung von Gegenständen, wie Felsen, Bäumen ꝛc., und auf die pünktliche Beobachtung der verschiedenen Ceremonien bei Geburten, Heirathen und Begräbnissen. Die großen Kasten haben sich in unzählige kleine zersplittert, die sich durch kleine Verschiedenheiten im religiösen Ceremoniell unterscheiden. Nationalitätsgefühl und Patriotismus sind beinahe unbekannt, dagegen die Familienbande von ungemeiner Festigkeit.

Dem unbefangenen Beobachter können die Fortschritte unter Englands Scepter unmöglich entgehen. Während man gern glaubt, daß Indien dazu benutzt wird, um politische, soeiale und militärische Experimente damit anzustellen und die Engländer mehr auf die Erhaltung ihres Prestige und die Entwickelung des Handels als auf die Wohlfahrt des Landes sehen, so ist doch überall die gute Absicht und die Wirksamkeit ihrer Verwaltung zu erkennen. Das Volk ist politisch unselbständig, und die 450 mehr oder weniger abhängigen Staaten unter der Regierung ihrer Fürsten bieten ebenfalls große Schwierigkeiten, welche letztere durch Eisenbahnen und Telegraphen insofern vermehrt worden sind, als die Centralisation der Leitung im auswärtigen Amte zu London manche Fragen complicirt.

Es wird oft gesagt, daß wenn die Engländer mit der Erziehung des Volkes so fortfahren, sie Indien bald verlieren werden, allein trotzdem darf von derselben nicht abgesehen werden; allerdings ist die Art und Weise der Bildung zu bemängeln. Schulen aller Grade sind überall vorhanden und die Ansprüche keine geringen; es ist aber doch erst ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung geschult; die großen Massen sind von den Gebildeten durch eine Riesenkluft getrennt. Dabei ist zu befürchten, daß die Schulen mehr Instruction als Erziehung bezwecken, also den Geist mit Wissen versorgen, ohne den Charakter zu bilden und zu heben. Diese Art Erziehung ist zwar besser als keine, allein sie flößt den jungen Leuten zu viel Selbstgefühl ein, nimmt ihnen ihre Re-

ligion, ohne ihnen andere Principien zu geben, läßt sie die Lebensweise und Beschäftigung ihrer Väter verachten und läßt sie die Wissenschaft nur als Brücke zum Staatsdienst betrachten, in den sie unmöglich alle eintreten können. Erst kürzlich waren für eine Stelle mit nur 15 Rupien monatlich 500 Bewerber vorhanden. Die Enttäuschten wenden sich aber nicht zum Handwerk, sondern bleiben unzufriedene Elemente, die in der Presse der Eingeborenen dann den Abfall predigen. Man glaubt, daß es besser wäre, den Indiern praktische Ausbildung in ihrem Lebensberuf zu geben und nur Einzelne zu Höherm zu erziehen. Die weibliche Erziehung steht noch auf einem sehr niedern Standpunkte.

Die Frage, wie sich die Eingeborenen der englischen Regierung gegenüber verhalten, ist dahin zu beantworten, daß sich zwischen Engländern und Indiern noch eine große Kluft befindet, die seit der Erhebung immer weiter wird und schwerer zu überbrücken scheint. Es ist auffällig genug, daß in jeder Stadt das europäische Quartier vollkommen abgesondert liegt, daß man in der Eisenbahn Indier und Europäer nicht in denselben Wagen beisammen sieht; dies und noch viele andere Umstände heben den Racenunterschied grell hervor. Dies hat zur Folge, daß die Indier sich unterdrückt fühlen und die Massen sich lieber unter der schlechten Regierung eigner Landesherren befinden würden. Es ist die wichtigste Pflicht der Engländer, in jeder Weise eine engere Verbindung und mehr Gegenseitigkeit mit den Eingeborenen einzugehen, und die Schwierigkeiten der Situation können in die Fragen zusammengefaßt werden: „Wie können Regierung und Unterthanen sich näher gebracht werden, und auf welche Weise wären mehr beiderseitige Sympathie und aufrichtigere Gefühle zu erzeugen?"

Tommy Windich †.

Mit Bedauern verzeichnen wir den Tod des westaustralischen Eingeborenen Tommy Windich, welcher den Reisenden John Forrest auf dessen beiden Entdeckungsreisen von Perth über Land nach Adelaide begleitete. Tommy war jetzt wieder der Eucla Telegraph Construction Party beigegeben, welche mit der Legung eines Landtelegraphen von King George's Sound nach Port Eucla, der östlichen Grenze der Colonie, beschäftigt ist, und starb am 3. März 1876 in Esperance Bay', 122° östl. L. Gr., an der Wassersucht. Mr. John Forrest widmet diesem verdienten Eingeborenen im „Perth Inquirer" folgenden Nachruf. „Dieser treue und intelligente Eingeborene ist auf dem Felde der Forschung gestorben, wo er so viele Jahre thätig war. Er war noch ein junger Mann und betheiligte sich an allen Forschungsreisen, welche in den letzten zehn oder zwölf Jahren in dieser Colonie unternommen wurden. Er begleitete Mr. Hunt, Mr. Alexander Forrest und mich. Zweimal durchkreuzte er mit mir den Westen des Continents und nahm an dessen Erforschung einen sehr hervorragenden Antheil. Er besaß große Kenntnisse des Innern Australiens und war ohne alle Frage der erfahrenste und beste Buschmann in der ganzen Colonie. Ich werde dafür sorgen, daß er anständig beerdigt, sein Grab eingehegt und mit einer passenden Inschrift versehen werde. Mir, dem er bei vielen beschwerlichen Reisen oft der einzige Gefährte war, ist die Nachricht von seinem Tode tief zu Herzen gegangen, und ich fühle, daß ich in ihm einen alten, bewährten Begleiter und Freund verloren habe." H. G.

— Im Königreiche Birma, dessen Beherrscher bekanntlich den Engländern nicht sonderlich hold ist und sich zum Vasallen Chinas erklärt hat, haben die Italiener augenblicklich den meisten Einfluß erworben und die übrigen Europäer aus der Gunst des Königs verdrängt. Italienische Ingenieure errichten jetzt in der Hauptstadt Mandalay eine Kanonengießerei, vier italienische Büchsenmacher arbeiten an Hinterladern eines neuen Systems und verhelfen so dem Könige zu Waffen, welche von auswärts einzuführen ihn die Engländer verhindern. Endlich ist einer italienischen Gesellschaft die Bewilligung ertheilt worden, Mandalay mit der englischen Grenze durch eine Eisenbahn in Verbindung zu setzen, welche mindestens 40 deutsche Meilen lang und in $6\frac{1}{2}$ Jahren vollendet werden soll. Im kommenden Herbst werden die nöthigen Ingenieure aus Italien in Birma eintreffen, um die Arbeiten zu beginnen. Möge das der Anstoß werden zu genauerer Durchforschung des Landes, das bis heute größtentheils für uns völlig unbekannt ist und von kaum einem Dutzend wissenschaftlicher Reisenden besucht wurde! Eine interessante und vortrefflich illustrirte Darstellung des Landes und vieler der neueren Reisen daselbst finden unsere Leser übrigens in Friedrich v. Hellwald's „Hinterindische Länder und Völker" (aus dem neuen Cyclus „Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen." Leipzig, Otto Spamer 1876. Mit 74 Abbildungen. Preis 6 Mark).

— Wie das „Athenäum" hört, ist kürzlich auch in Korea eine Zeitung gegründet worden, welche sich betitelt „Eine fromme und officielle, die von Jedermann gelesen werden müßte."

— Für die Gläubiger der Republik Paraguay — sagt die „Brazil and River Plate Mail" — mag es interessant sein zu erfahren, daß die dortigen Mitglieder des Congresses jetzt ohne Schuhe an den Füßen Gesetze erlassen.

— Die Kaffern haben neuerlich ihre holländischen Nachbarn beunruhigt. In unverschämten Briefen haben sie die Weißen des Diebstahls beschuldigt und das Land bis zum Krokodilfluß beansprucht, indem sie auch gleichzeitig den Boers befahlen, ihre Farms zu verlassen. Dies thaten die letzteren jedoch erst, als drei bewaffnete Kafferzüge über die Grenze gingen. Einer derselben ging bis auf wenige Stunden an Leydenburg heran, so daß die Regierung von den Boers, welche ein Lager bezogen hatten, um Hülfe gebeten wurde. Diese aber wußte weder zu rathen noch zu helfen; doch brauchte man sie glücklicherweise nicht, da die Kaffern ihre Streitkräfte plötzlich wieder zurückzogen. Diese Grenzverletzung sollte jedoch keinesfalls ruhig hingenommen werden, denn es ist höchste Zeit, den Uebergriffen der immer übermüthiger werdenden Kaffern Schranken zu setzen.

— Um die Seidenzucht in Australien einzuführen, hat die Regierung von Victoria einem Italiener, Chevalier Bruno, unter bestimmten Bedingungen ein Areal von 5000 Acres übergeben, um dort Maulbeerbäume zu pflanzen, wofür er eine jährliche Pacht von 6 P. (50 Pfg.) per Acre zu entrichten hat. Die Anlage und der Betrieb des Unternehmens soll durch eine Actiengesellschaft erfolgen.

— Die in Nr. 22 des vorigen Bandes berichtete Sendung von Lachseiern ist in Australien angekommen, und zwar befanden sich noch ein Viertel bis die Hälfte derselben am Leben. Am besten hat sich die Verpackungsmethode von Mr. Yont bewährt, da die von ihm gepackten Kisten die meisten lebenden Eier enthielten. Die in den Brutkästen nachträglich eingetretene Sterblichkeit läßt nach dem „Field" sehr wenig Hoffnung, daß dieser Versuch gelingen werde. Doch wird man mit weiteren Versuchen nicht nachlassen.

Inhalt: Ein Ausflug nach Canada. III. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Zur Völkerkunde Madagaskars. (Mit einer Abbildung.) — Am Gipfelkrater des Mauna Loa. Von Franz Birgham. — Das Pflanzenreich am obern Jacuhy. Von Oscar Caunstatt. — Aus allen Erdtheilen: Professor Williams über ostindische Zustände. — Tommy Windich †. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 1. Juli 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Fiume.

Wir hatten den Maler Charles Iriarte in seinen Schilderungen mit Feder und Stift längs der Westküste Istriens bis Pola und in dessen Umgebung begleitet (s. Bd. XXVIII, S. 1, 17, 209 und 225); folgen wir ihm jetzt weiter an den östlichen Gestaden des Adriatischen Meeres nach Süden hinab.

Zwischen Istriens Ostküste und dem gegenüberliegenden Festlande, das zum Königreich Croatien gehört, ziehen sich zwei Reihen langgestreckter Felsinseln hin, welche meist aus demselben Kalke bestehen, wie der Karst und ein Theil der Südalpen: innen, nahe dem Festlande, die Inseln Veglia, Arbe und Pago; außen, mehr seewärts, Lussin und Cherso. So entstehen drei Meeresstraßen, die sich weit in nordsüdlicher Richtung hinziehen: der Canal della Morlacca zwischen dem Festlande einer-, Arbe und Veglia andererseits; zwischen letztern und Lussin und Cherso der Canal del Quarnerolo und schließlich zwischen Lussin und Cherso und der istrischen Küste der Quarnero. Inseln und Klippen, langgestreckte Halbinseln, tiefeinschneidende Meeresbuchten und stets steil aufsteigende Küsten sind die charakteristischen Merkmale dieses Gebietes, welches der Geograph in derselben Weise, wie die von den Hellenen besiedelten Länder nicht in Meer und Land zerlegen darf, sondern gemäß der Amphibiennatur seiner Bewohner in seiner Zusammensetzung aus Fels und Wasser als ein Ganzes zu betrachten gezwungen ist. Wie die einzelnen Gipfel und Spitzen einer Alpenkette, die von dem Sturme der Bora und den schäumenden Wellen zernagt und ausgefressen sind, ragen die Eilande über dem Meere empor.

„Man stelle sich — sagt Heinrich Noë (Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben, 1870; ein hochinteressantes Werk, wie alle die zahlreichen Wanderbücher des genialen und scharf beobachtenden Verfassers) —, man stelle sich die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Gestein grenzt, mit Wasser angefüllt vor: die hohen Gebirge ragen noch über seinen Spiegel hinaus, die niederen sind von ihm begraben, die mittleren schauen mit schmalen Rücken nothdürftig darüber hinweg — das ist Dalmatien, über solche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff.“ Wenn sich aber die Bora von den Höhen des Karstgebirges herabstürzt auf das Adriatische Meer zu ihren Füßen, oder von Süden die Winde heranblasen, so finden sie wohl in den weiten Golfen von Triest und Venedig Raum genug zum Anstosen; hier aber in den engen Canälen brechen sie sich und verfangen sich und wühlen die Gewässer der fast rings umschlossenen amphitheatralischen Becken so mächtig auf, daß die erfahrensten Schiffer — und bessere als die dalmatischen sucht man seit den Römerzeiten weit und breit vergebens! — sich nicht aus den tiefen, stillen und sicheren Zufluchtshäfen herauswagen.

Ueberaus reich an Fischen ist dieser Meerbusen, so daß die Bewohner seiner Küsten nicht im Stande sind, den Ueberfluß zu bewältigen, und die Fischer von Chioggia vom venetianischen Strande herüberkommen, um ungestört ihren Theil an dem Meeressegen einzuheimsen. Im November verlassen sie, wohl 250 Leute auf 50 bis 60 Barken, die „Bragozzi“ heißen, ihre Heimath und verweilen bis gegen Ostern hin in den österreichischen Gewässern.

Terzatto, Schloß der Frangipani bei Fiume

Reihe um machen fortwährend einige der Barken die Rückfahrt nach Chioggia und Venedig, um dort ihren Fang abzusetzen, der durchschnittlich im Jahre 400,000 Kilogramm betragen und einen Werth von 120,000 Mark repräsentiren soll. Eigenthümlich ist diesem Meerestheile eine Art Krebse, scampi genannt, die nur in norwegischen Fjords wieder vorkommen sollen und als Zuthat zum Risotto hoch in Ehren stehen.

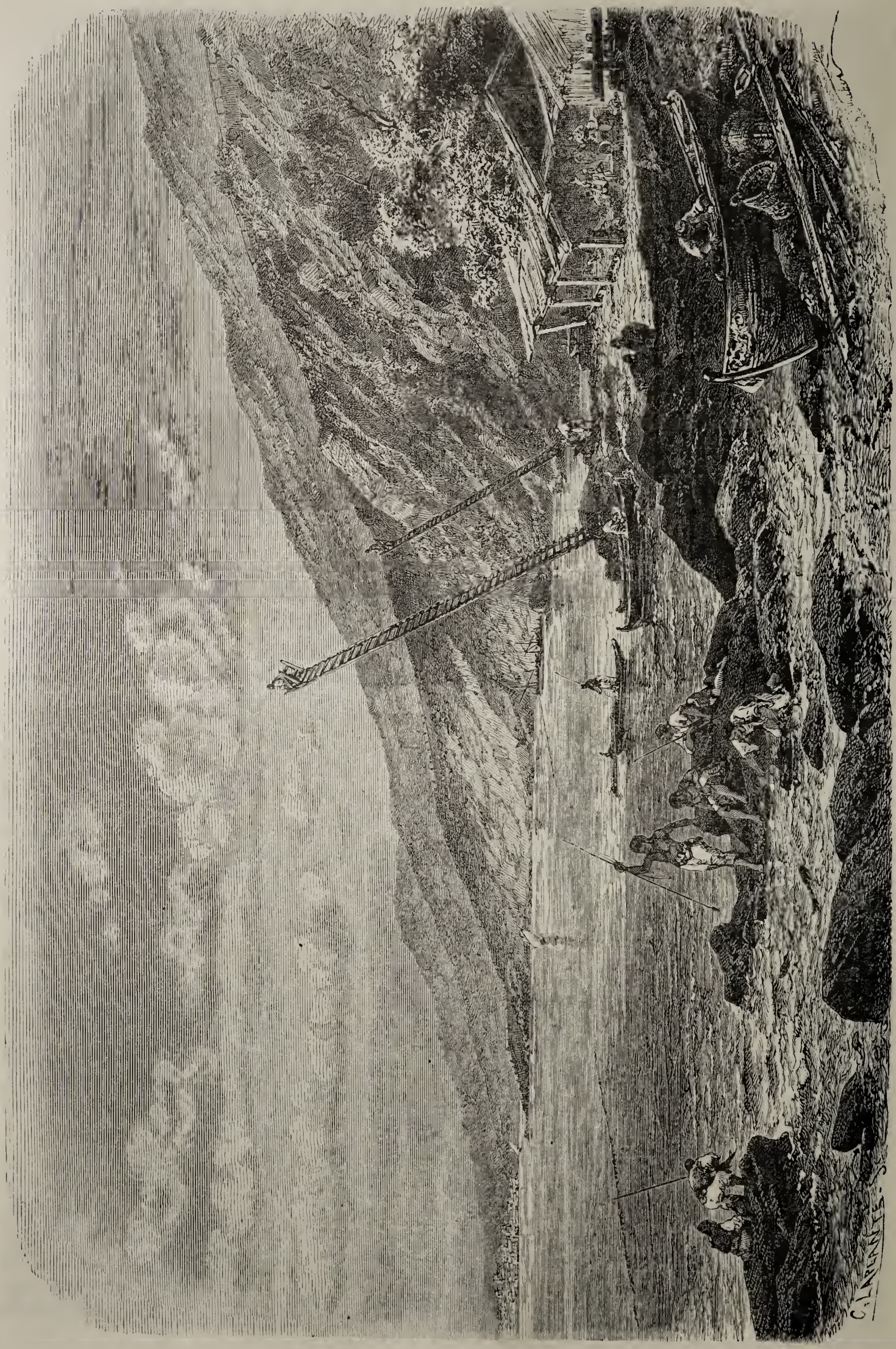
Die größte Stadt der ganzen Gegend ist Fiume im innersten, herrlichsten Winkel des ganzen Golfes. So kahl und jeden Pflanzenwuchses bar die Felsgestade des Quarnero bei der Punta del Promontore, Istriens südlichster Spitze, und nördlich davon sind, so lachend und fruchtbar erscheinen sie, sobald man die engste Stelle des Canals hinter sich hat, von Moschienizze bis Fiume. Dort gleicht das Land, durch die Insel Cherso gegen den Wind geschützt, einem reichen Garten. Aber setzt man die Umfahrung des Golfes von Fiume weiter südlich über Porto Re und Buccari (s. Abbildungen aus der gleichnamigen Bucht in Bd. XXVIII, S. 228 und 229) bis Novi und Zengg fort, so tritt man bald wieder in das Gebiet der grauen, nackten Felswüsten ein.

Fiume, von den Deutschen St. Veit am Flaum geheißen, eine königliche Freistadt, bildet mit drei Dörfern das sogenannte ungarische Littorale, einen zur ungarischen Krone gehörigen Annex, der direct dem ungarischen Ministerium untersteht, in der Magnatentafel durch seinen Gouverneur und in der Repräsentantentafel durch einen Abgeordneten vertreten ist. Diese einzige Hafenstadt Ungarns nimmt sich von außen mit ihren weißen, palastähnlichen Häusern, der schönen Schiffsländе und den hohen Bergen dahinter stattlich genug aus. Der weite Hafen, der 30 bis 40 Dreimastern und doppelt so vielen Küstenfahrern Aufnahme gewährt, die ansehnlichen Werften, die gefüllten Magazine, der breite Corso, die sprudelnden Brunnen, Alles giebt ihr den Anschein einer blühenden, thätigen, sich rastlos entwickelnden Stadt. Durch zwei Bahnen mit dem getreidereichen Ungarn verbunden, nimmt sie auch im Handel keine unbedeutende Stelle ein (1871 liefen 2304 Schiffe von 116,959 Tonnen mit Waaren im Werthe von über 9 Millionen Gulden ein, leer 315 Schiffe von 20,502 Tonnen, während 1383 Schiffe von 103,189 Tonnen für 5,637,545 Gulden Waare exportirten und 779 Schiffe von 40,269 Tonnen leer ausliefen) und besitzt außer dem Schiffsbau eine lebhafte Industrie in Mehl, Chemikalien, Segeltuch, Leder und Papier. Ihre jetzigen (seit 1868) Herren, die Magyaren, haben sich nach Kräften bemüht, durch nicht unbedeutende Opfer die Stadt zu heben — aber diese soll trotzdem die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht recht erfüllen. Möglich auch, daß diese Hoffnungen zu überschwänglicher Natur waren, als daß sie der Hafenort in so kurzer Zeit realisiren konnte. Während die meisten Städte dieses Küstenlandes die ein halbes Jahrtausend währende Herrschaft der Venetianer in ihrem Aeußern keinen Augenblick verleugnen, ist es in Fiume, wenigstens in der Unterstadt, deren Grund und Boden zum großen Theile seit etwa funfzig Jahren dem Meere abgewonnen worden ist, den Magyaren gelungen, Alles mit einem ungarischen Firnisse zu überstreichen. Da findet man einen Corso Deak, einen Adamich-Platz, eine Kossuth-Straße und Urmeny-Promenade; da sind große Brauereien mit freundlichen, weißschürzigen Kellnerinnen und schnurrockigen Musikanten, wie in Pesth (Budapescht, wie es jetzt officiell genannt wird), und jedes Gasthaus hat zur ebenen Erde seine „Schwemme“; in magyarischer Sprache sind die Bekanntmachungen und Ladenschilder abgefaßt und ungarische Ansprachen beschwören die Urwähler, den Deutschen und Italienern nicht das Oberwasser in der Stadtverwaltung zu belassen. Dieser neumodische Ueberzug verschwindet aber sofort, wenn man den Uhrthurm des Corso hinter sich hat und die schmutzige Altstadt, die spöttisch Gomila, d. i. Haufen, heißt, betritt. Stufenförmig zieht sich dieselbe den Berg hinan, und enge Treppen führen unter niedrigen Bogen hindurch zu winkeligen Gäßchen, wo in unsauberen Osterien italienischer Gesang erschallt und neuer Wein getrunken wird. Noch weiter hinauf sind niedliche Villen am Bergeshange zerstreut, und dann sperrt ganz oben der graue nackte Fels, von dem sich schäumend die Fiumara hinabstürzt, den Weg.

Dieser Fluß entspringt als Rečina etwa $2^1/_2$ deutsche Meilen nördlich von Fiume und mündet östlich der Stadt in das Meer. Seine alte Mündung — dem Flusse selbst grub man eine neue — wurde schon unter Maria Theresia durch Ausbaggern zu einem Hafen umgewandelt und mit mächtigen Ufermauern versehen, an denen alle Holzschiffe ankern. Dort ist der hübscheste Platz in Fiume. Die alten Bäume am Ufer überragen noch die Masten der dort ankernden Schiffe; gut gebaute Häuser begrenzen die breite und belebte Anlände und eine Reihe von Pfählen, deren jeder einen lebensgroßen geschnitzten Türken- oder Ungarnkopf trägt, trennt den Fuß- vom Fahrwege. Dieselbe Verzierung findet sich übrigens an den Schlußsteinen der Thore von sämmtlichen bedeutenderen Gebäuden der Stadt, an allen Bogen, ja selbst an den Schmucksachen, den Ohr- und Armringen aller Anwohner und Anwohnerinnen der Quarnero bis hinauf zu den Fiumaner Damen wieder — Iriarte will sie nicht unwahrscheinlicher Weise als eine festgewurzelte, wenn auch jetzt unverstandene Erinnerung an den Sieg auffassen, welchen Bela IV. 1232 bei Grobnik unweit Fiume über die Osmanen davon trug.

An merkwürdigen Gebäuden besitzt die Stadt, welche 1870 13,314 Bewohner zählte, fast nichts: die alte Hauptkirche mit antikisirendem Portale, die Veits-Kirche, eine Nachahmung der Maria della Salute in Venedig und ein hübsches Theater vom Jahre 1801 sind einzig der Erwähnung werth. Die interessanteste Baulichkeit liegt außerhalb des Ortes: es ist das alte Schloß der Familie Frangipani auf dem Berge Tersat oder Terzatto, welcher den Namen der einstigen Römerstadt Tarsatica bewahrte. Neben demselben erhebt sich ein Franziskanerkloster, ein Wallfahrtsort, zu welchem eine Treppe von 400 Stufen führt, die sich über der Schlucht der Fiumara an den Felsen hinaufzieht. Schon unten bei der Stadt, wo die Treppe unter einem hübschen Thorbogen ihren Anfang nimmt, hat eine wunderthätige Madonna ihren Sitz, welcher Städter wie slavische Bauern gleicher Weise ihre Huldigung darbringen. Damen, in Trauerkleidern und von Dienern begleitet, entledigen sich unter dem Bogen ihrer Schuhe und steigen barfuß die 400 Stufen hinan.

Die Trümmer des Schlosses der Frangipani wurden 1813 Eigenthum des Feldmarschalls Grafen Nugent, eines Irländers in österreichischen Diensten, der sie vor völligem Untergange bewahrte und den einstmaligen Kerker zu seiner Gruft bestimmte. Nur hat er zwischen die alten Umfassungsmauern aus dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert und den hübschen viereckigen Thurm aus der Zeit der Renaissance ein kleines Alterthümermuseum in Gestalt eines schrecklich modernen, weißen griechischen Tempels hingepflanzt, der den Eindruck des Ganzen arg stört. Herrlich aber ist die Aussicht, die man von der Spitze des Thurmes genießt, wendet man nun seine Blicke landeinwärts, wo man das steilabfallende Thal der Rjeka (Fiumara) mit den zahlreichen industriellen Anlagen, die ihre Wasserkraft benutzen, hinauf-



Thunfischfang im Busen von Arbecca.

sieht, oder läßt man das Auge weit hinaus über das Meer und seine felsigen Inseln schweifen.

Historische Erinnerungen mancherlei Art werden dort oben wach: in einem kleinen Gärtchen vor jenem Tempel steht die Siegessäule mit Adler und Inschrifttafel, welche die Franzosen auf dem Schlachtfelde von Marengo errichteten, während das Franziskanerkloster die Gräber der Frangipani birgt. Erinnerungen an dieses Grafengeschlecht begegnet man überall an diesen Gestaden und namentlich auf der Insel Veglia, die sein dauerndes Eigenthum war, während es in Fiume nicht dreißig Jahre lang (1338 bis 1365) herrschte, als es ihnen als Pfand vom Geschlechte Duino überlassen worden war. Das Kloster ist sehr malerisch, wenn auch seine Wände sehr unehrerbietige Gemälde tragen, die kaum einer italienischen Kneipe zur Zierde gereichen würden; interessant ist die zweischiffige, der Längsachse nach getheilte Kirche, nur daß ihr wiederholte Restaurationen vom Jahre 1291, 1430 und aus dem Anfange des laufenden Jahrhunderts arg zugesetzt haben. Die Grabmäler der Frangipani sind einfache Leichensteine zum Theile mit dem Reliefbilde des Betreffenden, die unbeachtet in einem Winkel der Kirche liegen und von den Tritten der Kirchgänger früherer Jahrhunderte oft sehr gelitten haben.

Ein etwas einförmiger Weg führt von Fiume westwärts am Meere entlang nach Prelucca. Zuerst kommt man bei dem Bahnhofe der Triester Bahn vorbei, dann bei einigen Fabriken, Brennereien, einer Torpedogießerei und bei einzelnen, einsamen Gärten und Obstbaumpflanzungen, in die alte eiserne Thorgitter einen Einblick gestatten, und wo Statuen von Faunen und ländlichen Göttern verstümmelt im hohen Grase liegen. Dann aber bekommt der Wanderer drei lange Stunden nichts weiter zu sehen, als Hirtenjungen, die mit ihren Schafen hoch oben an den Bergen herumklettern oder auf den Strandfelsen hocken. Endlich öffnet sich die wohl versteckte, nach allen Seiten gut geschützte Bay von Prelucca, an welcher man nach Sprengung der Felsen Hütten zum Thunfischfang errichtet hat. Die Vorrichtungen zu dieser Fischerei, dem Reichthume dieser Küste, sind überaus einfach und bestehen in zwei Observatorien von 20 Meter Höhe, riesigen schräg gegen die See hin aufgestellten Leitern, auf deren Spitze sich ein Sitz für den Späher befindet. Am Fuße des Berges lehnt sich eine nach drei Seiten hin offene Bretterhütte an die Felswand; sie hat eine über den Erdboden erhabene Dielung, auf welcher die Fischersleute schlafen. Deren sind etwa zehn, darunter ein Schiffsjunge, alles Einwohner der Inseln Cherso und Veglia.

Sie sperren den Meerbusen mittelst eines großen Netzes auf einen Theil seiner Breite ab; von oben überschaut nun der Ausluger, der immer drei volle Stunden auf seinem luftigen Sitze aushalten muß, das Meer und giebt ein Zeichen, wenn die Beute in die Bai gerathen ist. Sofort schließt der, welcher unten die Wache hat, mit einem zweiten Netze die Oeffnung und versperrt damit den Thunfischen jeden Ausweg. Mit leichter Mühe werden dann dieselben ans Ufer getrieben und gefangen. Ist das Glück günstig, so machen diese Leute oft brillante Geschäfte: ganze Bänke von Thunfischen fallen ihnen zu und jeder Fischer erhält dann außer seinem Lohne Tausende von Pfunden als seinen Antheil, zudem alle kleinen Fische, die in die Maschen des Netzes gerathen, und die er im nahen Volosca verkauft.

Ueber einige hawaiische Alterthümer.

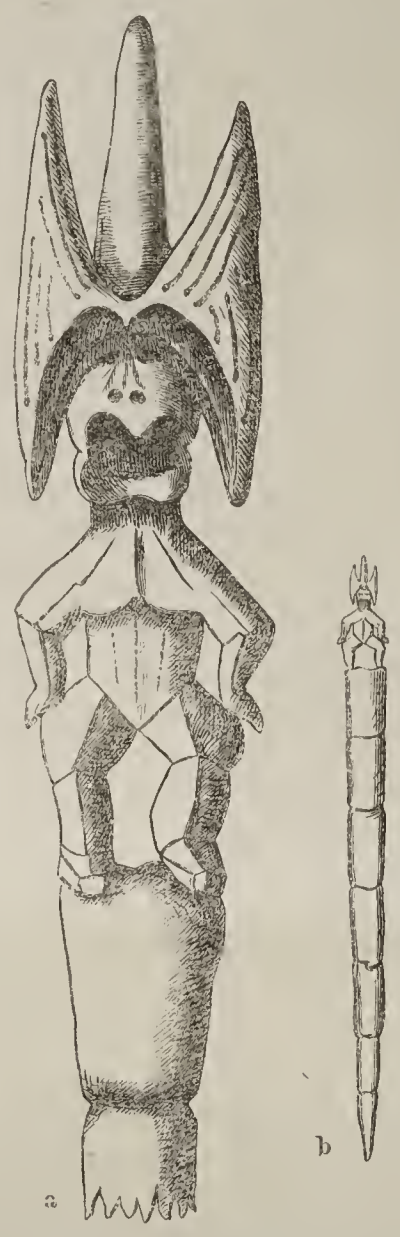
Von **Franz Birgham.**

Wenn je ein Volk dem Götzendienst in seiner abschreckendsten, mit Menschenopfern und anderen Greuelthaten verbundenen Form gehuldigt hat, so war es die Nation der alten Hawaiier auf dem Sandwich-Archipel. Ohne auf eine Schilderung der äußerst verwickelten Mythologie einzugehen, mögen hier einige aus eigener Anschauung gesammelte Thatsachen mit besonderm Bezuge auf die althawaiischen Götzenbilder und Idole Platz finden. In allen Heiaus (heidnischen Opfertempeln), die sich in großer Anzahl auf allen Inseln vorfanden (auf der Westküste Hawaiis zwischen Kailua und Honaunau, einer Strecke von nur 15 engl. Meilen, traf ich die Steinruinen von nicht weniger als sechs großen Tempeln vor), standen unzählige der ausschließlich aus hartem Holz gefertigten Götzenbilder in allen Größen und von den abschreckendsten Formen. Cook erwähnt besonders diejenigen auf dem Heiau von Napoopoo, dessen Zerstörung ihm sein Leben kostete. Auf der im Ganzen über 2200 Fuß langen Mauer des Pahuua (Asyl, Zufluchtsstätte, wörtlich „versteckende Mauer") von Honaunau (s. auch „Globus" XXV, S. 70) standen früher diese Götzen dicht neben einander aufgestellt, so daß mit den im Innern, im sogenannten Hale o Keawe, befindlichen fast hundert Stück dort gewesen sein müssen. Kotzebue, der im „Rurik" den Ort besuchte, bildet mehrere derselben in seinem Werk ab. Auf dem großen Tempel Pukohola des Kriegsgottes Kaili bei Kawaihae stand außer der Hauptstatue des Gottes im Innern eine große Anzahl Nebengötzen auf den Umfassungsmauern, wovon die zahlreichen Oeffnungen noch zu sehen sind. Auf der breiten Mauer des Forts bei Kailua standen, wie mir alte Eingeborene erzählten, zwölf der größten Götzen in einer Reihe mit nach dem Meere gewandten Gesichtern, um von dort herkommende Feinde abzuschrecken, bis ein russisches Kriegsschiff sie alle wegnahm. — Im Jahre 1819, nach dem Tode des großen Kamehameha und noch zwei Jahre vor Ankunft der ersten Missionäre und vor Einführung des Christenthums, verloren die Hawaiier den Glauben an ihre Götter, und es fand ein allgemeiner Bildersturm statt. Ueberall wurden die Idole herabgestürzt, zertrümmert oder verbrannt; nur wenige konnten von den Kahunas (Priestern) in Höhlen und sonstigen Schlupfwinkeln versteckt werden. Trotzdem hat sich unter den Eingeborenen die Furcht vor ihren alten Akuas (Göttern, Geistern) bis heute erhalten. So erzählte mir ein alter Ansiedler in dem erwähnten Honaunau, daß er früher einen der größten gestürzten Götzen zum Anbinden seines Canoes benutzt habe, dabei aber nie einen Kanaka auch nur zur geringsten Hülfeleistung habe bewegen können. Die wenigen aus jenem Bildersturm übrig gebliebenen Idole wurden bald von Kriegsschiffen und Walfischfängern aller Nationen fortgeführt, so daß jetzt echte Götzenbilder (eine Zeitlang machte sich ein Kanaka in Honolulu ein rentables Geschäft daraus, Holzgötzen zu schnitzen und als echte zu verkaufen) auf Hawaii sehr selten sind und deshalb wohl die

Abbildung und Schilderung einiger während meines dortigen Aufenthalts angetroffenen Alterthümer von Interesse sein mögen. Auch in der ausgezeichneten ethnographischen Sammlung im Berliner Museum findet sich außer dem Kopf eines Pockengötzen (akua mai puupuu liilii), der aber aus Federn gefertigt ist, nur noch ein kleines Holzidol.

Figur 1 stellt einen Kukailimoku genannten Fischgötzen vor. An der 6 Zoll hohen Figur ist besonders die Form des Kopfschmucks auffallend, der wahrscheinlich einen Federhelm der alten Krieger darstellen soll. Der Götze (a) steht auf einem 2 Fuß langen Stab (b), mit dem zusammen er aus einem Stücke des dunkelbraunen Kou- (cordia-)Holzes geschnitzt ist. Beim Auszug einer Canoeflotte auf den Fang des blauen, schmackhaften Opelufisches wurde der Stab aufrecht in das Vordertheil des Hauptcanoes, welches auch den Priester trug, gestellt, damit der Akua den Fischern zu reichem Fange verhelfe. Das Götzenbild gehört einem englischen Händler in Kona auf der Westküste der Insel Hawaii, der es in einer Höhle bei Kapalilua entdeckte und mir zum Abzeichnen überließ. Da das sonst eisenharte Holz stark verwittert ist, läßt sich auf ein sehr bedeutendes Alter des Idols schließen. Als andere Fischgötter dieser Art wurden mir von alten Eingeborenen genannt Ka-uoho-alii, Keili und Kukeoloewa, welche Namen ich bisher nicht in den Listen hawaiischer Gottheiten angeführt gesehen habe.

Fig. 1.



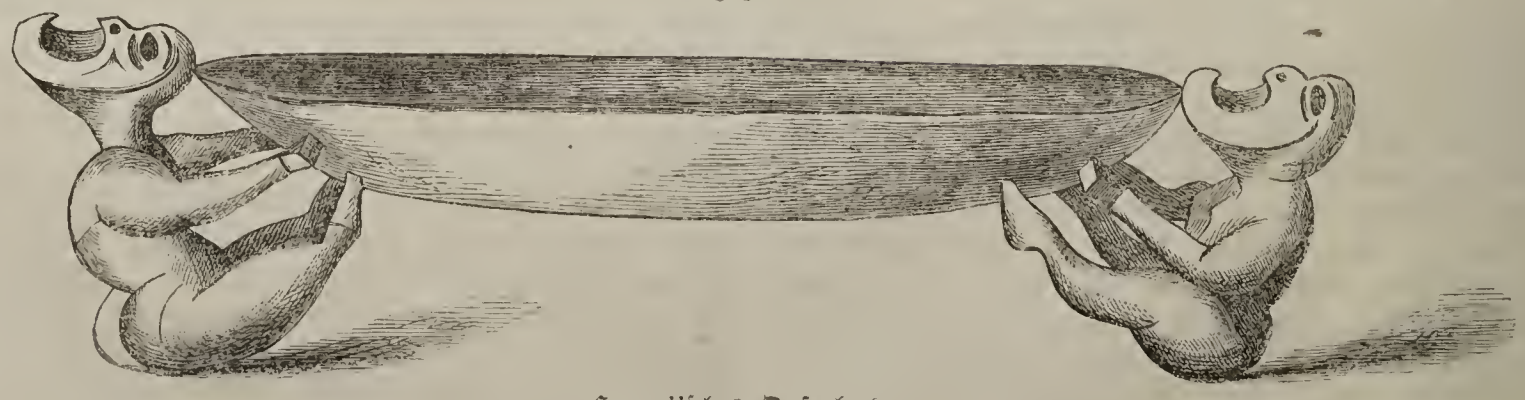
Hawaiischer Fischgötze.

Während meines langen Aufenthalts in Kailua auf Hawaii wurde mir das als Figur 2 abgebildete Idol gezeigt, welches in weit höherm Grade die Kunstfertigkeit der alten Hawaiier beweist. Bei der Besichtigung des dortigen kleinen Sommerpalais Hulihea der königlichen Familie holte der mich begleitende Makai (Aufseher) aus einer Vorrathskammer ein Bündel hervor, das er mit geheimnißvoller Miene von seiner Mattenumhüllung befreite, um mir das hier abgebildete Kunstwerk zu zeigen. Es ist dies ein 3 Fuß langes ovales Becken, das an beiden Enden von je einer 1 Fuß hohen menschlichen Figur in Götzenform gestützt wird, und als Behälter für Hunde- und Schweinebraten bei den feierlichen Opfern vor dem Hauptgötzenbild in den Tempeln diente. Becken wie Figuren sind wieder aus einem Stücke Kouholze geschnitzt und blank polirt. Merkwürdig erscheint, daß im Gegensatze zu europäischen Begriffen von Symmetrie beide Figuren sich nach derselben Richtung hin wenden, und somit die Glieder der einen nach hinten, diejenigen der andern dagegen nach vorn gebogen sind, was jedenfalls dem Künstler die Ausführung bedeutend erschwert haben muß. In Anbetracht, daß das Gefäß ein Alter von über hundert Jahren hat und somit ohne metallische Instrumente, sondern nur mit rohen Steinmeißeln gearbeitet wurde, erscheint der Entwurf und die Ausführung aus dem rohen Holzblock doppelt bewundernswerth. Früher sollen derartige Becken nicht selten und auch oft in passender Weise von Hundsfiguren gestützt worden sein, doch mögen sie jetzt fast alle zerstört sein, denn trotz aller Mühe gelang es mir nicht ein zweites aufzufinden.

Fig. 3.

Hawaiischer Giftgott.

Fig. 2.



Hawaiisches Opferbecken.

Seit Langem hatte ich gesucht, selbst eines der versteckten Götzenbilder zu entdecken, aber vergebens. Endlich, zwei Tage vor meiner Abreise von Kailua, hörte ich, daß ein alter Kanaka ein derartiges Versteck in einer Aua (Höhle in der Lava) kenne, in welcher in seiner Jugend, vor mehr als fünfzig Jahren, ein Kahuna, wahrscheinlich zur Zeit des

allgemeinen Bilderſturms, das Abbild des Gottes Kalaipahoa verborgen habe. Als ich ihn aber aufſuchte und meinen Wunſch ausdrückte, den Akua zu beſuchen, weigerte er ſich zuerſt entſchieden, weil der genannte Gott ein ſogenannter Giftgott ſei, deſſen bloße Berührung den Tod bringe, und weil ſeit jener Zeit noch Niemand in der Höhle geweſen ſei. Nach vieler Mühe gelang es doch endlich mit Ueberredung und Verſprechungen, ihn zum Führer nach der Ana zu gewinnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich den Gott nicht herausbringe und mir auch ein Seil um den Fuß binden laſſe, damit wenigſtens mein Körper herausgezogen werden könne, wenn ich dem Giftgott zum Opfer gefallen wäre. Nach dem Vorangehenden brauche ich wohl kaum noch zu bemerken, daß trotz aller nominellen Bekehrung zum Chriſtenthume die hawaiiſchen Kanakas, oder wenigſtens die älteren Generationen, ebenſo abergläubiſch als je ſind und feſt an die Akuas, das Zu-Tode-Beten (das ſogenannte ana-ana) u. ſ. w. glauben.

An einem Morgen ging die Expedition vor ſich, denn eine große Anzahl Eingeborener kam mit, um zu ſehen, ob der Haole (Fremder) oder der Akua der Stärkere ſein werde. Ein kurzer Ritt von einer engliſchen Meile von Kailua brachte uns auf ein kahles Lavafeld am Meeresufer bei dem Orte Makaeo. Nach langem Suchen fand der Führer am Rande einer großen Lavaplatte einige halbverwiſchte mit Korallenmörtel hingemalte Zeichen und fing an die Steine, welche, künſtlich in einander gefügt, den Eingang zur Höhle maskirten, auszuheben. Bald zeigte ſich eine Oeffnung, kaum groß genug, um ſich mit Mühe hindurchzuzwängen. Auf meine Frage, wer mitkomme, meldete ſich kein Einziger. Als ich mich mit einer Laterne und dem bewußten Strick um den linken Fuß hinabgelaſſen hatte, fand ich, daß die Höhle eine bloße unterirdiſche Spalte von 2 bis 3 Fuß Höhe in der Lava ſei, ſo daß ich nur flach ausgeſtreckt vorwärts kriechen konnte. Etwa 12 Yards vom Eingang fand ſich eine kleine Erweiterung und hier lag das als Figur 3 abgebildete Götzenbild auf einem Haufen verfaulten Holzes, den wahrſcheinlichen Reſten eines Kaſtens. Daſſelbe war gegen 3 Fuß hoch und ſtellte einen aufrechtſtehenden Menſchen mit wohlgeſchnitzten Gliedern, Kopf und Körper dar, doch war das Holz auch bereits ſehr altersmorſch. Von dem Kopfputz, einer Perrücke aus menſchlichen Haaren, mit der das Idol dieſes Gottes gewöhnlich geſchmückt wird, oder dem früher eingeſetzt geweſenen Gebiß aus Haifiſchzähnen war nichts mehr zu ſehen. Daneben lag nur noch eine zerfallene Kalebaſſe mit menſchlichen Schenkelknochen.

Als ich, von den ſcharfen Spitzen der Lava ſtark zerſchunden, wieder ans Tageslicht kam, empfingen mich die Eingeborenen mit dem zweifelhaften Troſte, daß, wenn ich auch dieſes Mal davongekommen wäre, mir doch auf der Fahrt nach dem Aina haole (Land der Fremden) ein Unglück zuſtoßen würde, wie z. B. ein engliſcher Schiffsoffizier, der ſich auch einmal einen Akua angeſehen habe, am nächſten Tage beim Baden ertrunken ſei. Da der Aberglaube der Kanakas noch ſtark genug war, ſie feſt glauben zu laſſen, daß die Berührung mit dem Laau make (dem Giftholze) des Götzenbildes ſie tödten würde, mußte ich das Idol in der Höhle zurücklaſſen, der Eingang wurde wieder mit denſelben Steinen ſorgfältig geſchloſſen, und in wenig Jahren wird nur noch ein Haufen verfaulten Holzes von dieſem Zeugen des alten hawaiiſchen Götzendienſtes übrig ſein.

Die zweite Befahrung des Albert Nyanza.

F. B. Erſt zwölf Jahre nach Samuel Baker's erſter Entdeckung dieſes Sees iſt es wieder einem Europäer gelungen, denſelben zu erreichen. Am 26. Juni wurde vor der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft nachfolgender Brief des Chefs des ägyptiſchen Generalſtabs verleſen, aus welchem ſich die erſte Umfahrung des Sees durch Herrn Geſſi, Mitglied der Gordon'ſchen Expedition, ergiebt. Das Hinausfließen des weißen Nil aus dem Albert Nyanza iſt nun feſtgeſtellt; dagegen iſt letzterer nach den neuen Zahlenangaben bedeutend kleiner als auf Baker's Karte angegeben.

Kriegsminiſterium, Kairo, 10. Juni.

„Lieber General Rawlinſon! Eine arabiſche telegraphiſche Depeſche vom General Gordon-Paſcha, datirt 29. April 1876, ſcheint Folgendes anzugeben:

Am 8. März verließ Herr Geſſi Duſlé mit den beiden eiſernen Rettungsbooten und dem Dampfer „Chedive“ ſammt ihren 22 Offiziere und Leute zählenden Mannſchaften, deren Waffen, Munition und anderen Vorräthen. Sie gingen nach Magungo, um die bereits Seiner Hoheit als auszuführend mitgetheilte Recognoſcirung zu machen. Sie langten am 31. März in Magungo an [welches auf der Karte von Baker-Paſcha angegeben iſt *)]. Dort verloren ſie den Weg und kehrten nach der Inſel Fori zurück, die als Ufina-Kataralte (?) bekannt iſt. Dort trafen ſie Mohammed Aga-Wat-el-Mek, von mehreren Offizieren, Soldaten und dem Häuptling Ufina begleitet. Nach den gewöhnlichen Empfangsceremonien zogen ſie die Regierungsflagge auf und ſalutirten ſie. Nach mehreren Ruhetagen kehrten ſie nach Magungo zurück, wo ſie am 12. April anlangten, und an demſelben Tage zogen ſie dort, am Ufer des Sees Albert, in Gegenwart der Offiziere, Soldaten und Eingeborenen die Flagge auf, und die ganze Verſammlung betete um langes Leben und fortgeſetzten Sieg für Seine Hoheit, den Chedive, und die Prinzen, ſeine Söhne; und ſo kamen alle dieſe Regionen und ihre Einwohner unter die Regierung des Chedive. Herr Geſſi verließ Magungo am 15. April mit den beiden eiſernen Booten, um den Albert-See zu erforſchen, und hielt nicht an, bis er das Ende erreicht hatte. Am 19. April war er im Stande anzugeben, daß der See 140 Meilen lang iſt bei einer Breite von 50 Meilen; aber es war ihm nicht möglich, die vollſtändige Umfahrt am Ufer entlang zu machen. Er ſagt, daß der See im Süden von großen Bäumen (Wäldern?) begrenzt wird und daß in jenem Theile das Waſſer nur fußtief iſt; daß er im Weſten von hohen Bergen *) und großen Wäldern begrenzt wird, ſo daß ein Durchgang (passage) dort unmöglich war (?). Im Oſten iſt ein Fluß, der in den See fällt, aber die Wälder verhindern das Hinauffahren und der Strom iſt ſo ſtark,

*) Am nordöſtlichen Ufer des Sees, ſüdlich vom Einfluſſe des Somerſet-Nil, 2° 16′ nördl. Br. nach Baker's Reiſewerk Bd. II, S. 116.

*) Baker's „Blaue Berge“, 7000 Fuß über dem See (S. 81).

daß er nicht ohne Gefahr befahren werden konnte. Mit nächster Post wollte Gessi eine Karte dieser Recognoscirung einsenden und die entsprechenden Seiner Hoheit dem Chedive vorzulegenden Berichte. — Nachschrift. Als Herr Gessi hinter Magungo weiterging, begleiteten ihn der Fähnrich Said-Aga und 12 Soldaten.

Obige Depesche theilt uns viel mit; aber der Bericht und die versprochene Karte werden bald hier sein und dann werden wir etwas Zufriedenstellenderes als die zweimal übersetzte Depesche haben. — Mit großem Respect bleibe ich, lieber General Rawlinson, Ihr ganz ergebener

C. M. P. Stone."

Weihnachten bei den Serben.

Von **Dr. Nikola J. Petrowitsch** in Kragujewaz.

I. Der Bodnji-dan, der Tag vor Weihnachten.

Alle serbischen Stämme fasten vor Weihnachten 6 bis 7 Wochen, gewöhnlich vom 15. November (alten Stils) an. Der Tag vor dem Anfang (also der 14. November) wird der Tag der „Poklade" (Fastnacht) genannt. Zu diesem Tage müssen alle Familienmitglieder zusammenkommen, selbst diejenigen, die das ganze Jahr im Felde bei dem Vieh wohnen, denn die „Poklade" sind für die Bauern die Zeit des besten Essens und Trinkens. Von „Poklade" bis Weihnachten dagegen darf keiner im Hause fette Speisen essen.

Der Tag vor Weihnachten heißt „Bodnji-dan" (Christabend); mit ihm fangen die religiösen Gebräuche für Weihnachten an. Schon Morgens in aller Frühe, 2 bis 3 Stunden vor der Morgendämmerung, werden alle Stühle, Messer, Nadeln, Löffel u. s. w. aus dem Hause unter das Dach entfernt, wo sie bis zum ersten Weihnachtstag bleiben müssen. In der ersten Dämmerung werden zwei Familienmitglieder mit einem Wagen *) in den Wald geschickt, um den „Bodnjak **) zu holen. Wenn sie vor dem erwählten Baume angelangt sind, bekreuzen sie sich drei- bis viermal, werfen etwas Korn auf denselben und fangen dann erst an zu hacken, wobei sie es so einzurichten suchen, daß der „Bodnjak" gegen Osten fällt. Wird derselbe im Fallen von einem andern Baume aufgehalten, so glauben die Leute, daß das ganze Hausglück in dem folgenden Jahre aufgehalten wird. Den ersten Holzspan bewahrt man sehr sorgfältig und legt ihn unter das Milchgeschirr, damit die Milch im nächsten Jahre so dicke Sahne trägt wie der Holzspan.

Fällt der Bodnjak glücklich nach Osten, so wird er in sechs Theile getheilt, nach Hause geführt und an das Haus angelehnt. Die Hausfrau kommt sogleich heraus und bricht über dem Bodnjak das erste Leib Brot — Pogatscha ***).

Denselben Tag wird auch die Petscheniza †) geschlachtet, d. h. entweder ein Ferkel oder ein größeres Schwein. Den ersten Tropfen des Blutes von der Petscheniza bewahrt die Hausfrau und backt denselben in einen Kuchen ein, welcher später als Mittel gegen die Ruhr gebraucht wird; ebenso wie ein in dem Thier gebratener Apfel oder eine Birne gut gegen Leibschmerzen sein soll.

So wie es Abend wird, versammelt sich die ganze Familie in dem Hause *) und der älteste Sohn (oder der erste nach dem ältesten Mitgliede) holt den Bodnjak, jenen Eichenstamm. In einigen Gegenden (z. B. Uziza) darf man den Bodnjak nur mit Handschuhen anrühren. Für den ersten Abend wird das dickste Stück gewählt. — Wenn er über die Schwelle tritt, sagt er: „Guten Abend und glückliche heilige Weihnachten!" („Dobro wetsche i tschestit sweti Bozitsch.") Die Anwesenden antworten ihm: „Gott soll Dir helfen und glückliche heilige Weihnachten;" oder: „Und Du gesund und glücklich," wobei der Eintretende mit Weizen, Mais und Gerste, in welcher jener erste Holzspan den Tag über gestanden hat, geworfen wird. Auf ähnliche Weise werden im ganzen drei Stücke vom Bodnjak in das Haus hineingetragen.

Darauf werden die drei Stücke des Bodnjak auf das Feuer gelegt, aber so, daß das dickere Ende weit darüber hinausragt, damit sich über demselben später alle Schäfer küssen können, was zum Erfolge hat, daß die Schafe ihre Lämmer lieben. In der Gegend von Gruscha (in der Mitte Serbiens) wird das dickere Ende des Bodnjak mit Honig beschmiert, welchen dann später die Kinder ablecken, ebenfalls damit die Schafe ihre Lämmer lecken. Wer zuerst bemerkt, daß das dickere Ende des Bodnjak abgebrannt und gefallen ist, der bekommt ein Schaf oder ein Lamm.

Am „Bodnji-dan" werden sehr viele und verschiedene Kuchen gebacken: einer in Form eines in den Pflug eingespannten Ochsens; ein anderer stellt den Bienenstock vor; ein dritter Hühner; ein vierter eine Schafherde u. s. w. Jedes Mitglied der Familie bekommt einen Kuchen; der für die männlichen Mitglieder heißt „Kijak" **), der für die weiblichen „Pleteniza" ***). Alle Kuchen werden in einem Siebe, worin verschiedene Getreidearten sich befinden, aufbewahrt. Auch der Weihnachtskuchen wird am Bodnji-dan gebacken.

Wenn die „Bodnjazi" schon brennen, holt Einer Haferstroh, welches vor das Haus und in alle Hausräume gestreut und eben so empfangen wird wie die Bodnjazi; alle Ceremonien muß derjenige machen, welcher zuvor den Bodnjak

---

*) In der Herzegowina wird der Bodnjak mit acht Ochsen in das Haus hineingefahren.

**) Bodnjak, in einigen Gegenden auch „Wesseljake" genannt, ist ein langer Stamm, gewöhnlich von der Eiche.

***) Pogatscha heißt ein in Form eines Tellers gebackenes Brot ohne Sauerteig. Dasselbe wird auf der Kohle gebacken.

†) Es kommt von dem Worte „petji", braten.

*) Das serbische Dorfhaus besteht aus einem oder zwei Zimmern, welche gewöhnlich keinen hölzernen Fußboden haben; deswegen brennt das Feuer immer frei in der Mitte des großen Zimmers.

**) Die wörtliche Bedeutung ist Knüttel (fustis); doch hier wird das Wort allegorisch gebraucht.

***) „Pleteniza" ist ein geflochtener Zopf, hier aber bedeutet es eine Flechte von Brot. Auch in Deutschland kennt man das Gebäck „Judenzopf".

hereingetragen hat. Das Stroh wird mit einem Strick gebunden in das Zimmer hineingebracht, und dieser darf nicht aufgebunden werden, sondern das Stroh wird mit den Händen herausgenommen und in das Zimmer gestreut. Die alte Großmutter geht im Zimmer herum und schreit wie eine Gluckhenne: „Kwo, kwo, kwo;“ die Kinder halten sich an ihrem Rock fest und alle rufen wie die Küchel: „Piju, piju, piju, pi“ *). So wird das ganze Haus durchschritten und überall Stroh gestreut. Während dessen bereiten die Anderen das Abendessen und die nothwendigen Wachskerzen.

Jetzt naht die Zeit des Gebetes. Hier muß man den Serben sehen, wie er mit dem größten Ernst, mit der Theilnahme, die nur ein tief religiöses Herz fühlen kann, zu der Feierlichkeit schreitet. Der Aelteste unter den Anwesenden klebt das Licht an die östliche Wand des Hauses; alle versammeln sich darum und mit Andacht erwartet jeder das erste Wort des Gebetes, welches hier der Vater des Hauses im Namen des Priesters spricht — ein Gebet voll Liebe, voll Glauben und Hoffnung. In diesem feierlichen Augenblicke hört man kein Wort.

Auf einmal, nachdem sich alle einige Mal bekreuzt haben, fängt das Gebet so an:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Mit der Furcht bete ich zu dem Herrn, zu der heiligen Mutter Gottes. O, Herr Jesu, helfe mir, der nuwissend vor dir steht; verzeihe uns unsere Sünden. Helfe mir, o Gott; in deinem heiligen Namen bete ich dich an! O, Gott, ich bete zu dir und du wirst meinen Nachkommen deine Hülfe immer gewähren. Heiliger Luko, mein Patron; heiliger Nikola, du ewiger Reisender am Meere, helfe mir auf jedem Wege, im Walde und auf dem Wasser. Amen!“ Nachdem kehrt sich der Betende um, sagt allen: „Gott wird uns helfen; alle sollen wir gesund bleiben.“ — Das Licht wird in einen Sack voll Gerste hineingesteckt, wo es die ganze Nacht brennt. So lange es noch an der Wand brennt, sieht man zu, ob hinter Jedem ein Schatten zu sehen ist; denn welchem derselbe fehlt, der wird noch in diesem Jahre sterben **).

*) Dies geschieht in der Hoffnung, daß in Folge dessen im nächsten Jahre viele Hühner brüten werden.

**) Dieser Aberglaube ist besonders in Matschwa und Pozerina verbreitet.

Mit dem Gebete ist der größte Stein vom Herzen Aller gefallen — und jetzt wird alles munter und lustig; man läuft herum und fängt an zu scherzen. Die Frauen tummeln sich, um das Nöthige für das Abendessen vorzubereiten. Der Tisch wird entweder mit einer Pferdedecke von Ziegenhaar oder mit einem weißen Handtuch gedeckt. Obenan sitzt der Vater des Hauses, neben ihm das älteste männliche Mitglied und so weiter, zuerst die Männer, dann die Frauen, alle nach dem Alter. Keiner (ausgenommen die Frau) darf sich setzen, bevor er dem Vater die Hand geküßt hat. — Das Abendessen ist besser als gewöhnlich und bietet welsche und Haselnüsse, Fische und andere Leckereien. Der Tisch bleibt die ganze Nacht gedeckt, alle Löffel werden nach dem Alter der Mitglieder in einen Teller gelegt; welcher Löffel dann am nächsten Morgen seine Stelle verändert hat, dessen Eigenthümer überlebt das nächste Jahr nicht. Ebenso sieht man in eine Schüssel ausgelassenen Schweinefettes hinein; wer bei dieser Gelegenheit an sich keinen Kopf bemerkt, auch der wird bald sterben.

Die Nacht vor Weihnachten schlafen alle in einem Zimmer; bei dem Bodnjak bleibt nur einer, um das Feuer bis zum folgenden Morgen zu erhalten.

Im „Stari-Wlach“, dem Südwesten von Serbien, tragen am Bodnji-dan die Schäfer den ganzen Tag ein Steinchen im Munde, um den Wolf von dem Vieh fern zu halten — denn sobald der Wolf sich dann der Herde nähert, wird ihm das Maul versteinert.

Aus dem Hause wird am Bodnji-dan Niemandem etwas geliehen.

Wenn das Wetter trübe ist, dann wird das Jahr sehr fruchtbar sein.

Im Osten von Serbien hat jedes von den drei Stücken Bodnjak seinen Namen. Das größte und erste Stück heißt „Bodnjak“, das zweite „Bodnjatschiza“ (die Frau des Bodnjak); das dritte und kleinste „das Kind“ (des Bodnjak) *). Andere nennen wieder den ersten Bodnjak „Josef“, den zweiten „Maria“, den dritten „Jesus“.

*) Milan Militschewitsch: Zimot Srba Seljaka. Glaßnik XXXVII, S. 22.

Neue Werke über Nordamerika.

Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerikas von John H. Becker. (Mit Einleitung von Fr. v. Hellwald. Augsburg, Lampart & Comp. 1876.)

ist ein Werk, welches jedenfalls ein hohes Interesse beansprucht, zumal es in einem Augenblicke erscheint, in dem alle Augen nach Westen gerichtet sind, um den Nachrichten aus der Weltausstellung zu lauschen, und zu einer Zeit, wo sich die hundertjährige Republik bemüht, Zeugniß abzulegen von ihrer centennialen Wirksamkeit, die inneren Zustände derselben in einer Weise aufdeckt, die der gewissenhaftesten Section eines Physiologen aufs Haar gleicht. Es muß dieser Fleiß und diese Genauigkeit der Arbeit, das Resultat einer Selbstbeobachtung durch fast zwei Decennien, gewiß anerkannt werden; ob aber der Verfasser in seinem Eifer die überschwenglichen Urtheile, welche zum großen Theil noch in Europa über die Zustände jenseits des Oceans herrschen und die hauptsächlich aus der zahlreich erschienenen Literatur ihren Ursprung herleiten, welche sich unter dem Titel „Reisebeschreibungen“ zusammenfassen läßt, d. h. Resultate kurzer oberflächlicher Beobachtungen, wobei der erste großartige und neue Eindruck und die Kürze der Zeit den tiefern Einblick in die Verhältnisse verhinderte, auf das richtige Maß zurückzuführen, nicht zu weit geht, das möchten wir doch dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls führt Becker eine große Anzahl von Schäden in der Gesellschaft an und macht sie dem amerikanischen Volke sowohl als auch der Regierungsform zum Vorwurf, die sich in allen Ländern, auch auf dem europäischen Continente, seit den letzten Jahrzehnten eingestellt haben, welche sich einer sogenannten höhern Civilisation erfreuen. Wir nennen nur beispielsweise: das rücksichtslose Jagen nach materiellem Gewinne unter Hintansetzung der Gewissenhaftigkeit; die Abneigung der Männer sich zu verheirathen wegen der kost-

spieligen Putzsucht der Damen; die Scheu vor körperlicher Arbeit und Mühe und daraus hervorgehende Speculationswuth und Glücksjägerei, die sich namentlich auch auf das politische Gebiet überträgt, durch Wahlbeeinflussung Stellen zu erreichen und dadurch materiellen Einfluß zu gewinnen und anderes mehr. Hochinteressant bleibt es dagegen immerhin, zu erfahren, welchen hohen Grad diese Zustände alle dort drüben erreicht haben und noch mehr, wie der Verfasser bemüht ist, die wahren Ursachen der jetzigen Corruption aufzufinden. Am durchschlagendsten scheint uns in dieser Beziehung das Capitel über die ethnischen Verhältnisse, worin der Verfasser sehr treffend nachweist, wie die eigenthümliche Völkervermischung gerade die Hauptursache bildet, indem durch das Zusammenleben so verschiedener Racen, von denen mit der Zeit eine jede die mitgebrachten festen Grundsätze durch die andere hat verachten gesehen, diese schließlich hat fallen lassen und die leichtere Auffassung der anderen angenommen hat, wodurch dann ein vollständig grundsatz- und pietätloses Mischvolk entstanden ist. Ueber die seit dem letzten Bürgerkriege so plötzlich zur Gleichberechtigung emporgekommenen „schwarzen Menschenbrüder" äußert sich der Verfasser fast nur in sarkastischer Weise, spricht ihnen alle Befähigung ab, auch für die Zukunft sich eine den weißen Racen annähernde Bildung zu verschaffen, und glaubt daher, daß eine gewisse Staatengruppe im Süden, wo sie die Mehrheit bilden, eher afrikanischen Zuständen entgegen gehen werde. Ebenso glaubt er, daß die ungeheuren Verschiedenheiten in den Interessen der einzelnen Staatengruppen, z. B. der ältesten nordöstlichen, der nordwestlichen diesseits des Gebirges, der sogenannten Pacific-Staaten ꝛc., auch diese veranlassen wird, sich von einander abzulösen und größere Einzelstaaten zu bilden, wobei er nicht festzustellen vermag, ob dies in republikanischer Form mit Dictaturen oder in royalistischer Form geschehen werde. Da der Verfasser aber für diese Vorgänge glücklicher Weise keine Zeitangaben hinzufügt, so glauben wir, daß wir es der Zeit und dem amerikanischen Volke am besten selbst überlassen können, ob es sich aus der jetzigen Corruptionsperiode nochmals durch eigene Kraft als Gesammtstaat herausarbeiten könne oder ob es dem Zer- und Verfall schon so nahe ist. Als höchst anregende und interessante Lectüre können wir das Werk aber allen denen empfehlen, die sich überhaupt für die amerikanische Republik interessiren oder etwa hinüber zu gehen beabsichtigen.

Transatlantische Streifzüge, Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika von Max von Versen, Oberstlieutenant. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1876. (428 S., 2 Karten; Preis 9 Mark.)

Wie der Titel schon besagt, giebt das vorliegende Werk hauptsächlich die Eindrücke wieder, welche der Verfasser auf zwei Reisen (1869 und 1872) in den Vereinigten Staaten durch eigene Anschauung erhalten hat, obgleich dasselbe in Buenos Ayres beginnt und eine Beschreibung seiner Reise von da quer durch den amerikanischen Continent und über die Cordilleren nach Copiapo sowie seine pacifische Seereise von da nach S. Francisco über Lima, Guayaquil und Panama enthält und somit eigentlich die Fortsetzung seines frühern Werkes „Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg" bildet. Für den Leser ist es aber von der größten Wichtigkeit, dies zu wissen und zu beachten; denn es läßt sich das überaus vortheilhafte Urtheil, welches der Verfasser über die nordamerikanischen Zustände nach allen Richtungen hin fällt, wohl hauptsächlich darauf zurückführen, daß er aus den so gänzlich verwahrlosten südamerikanischen Republiken in dieselben eintrat. Denn wenn der Verfasser auf Seite 112 die überaus große Kirchlichkeit lobt, die nicht bloß äußerer Schein sei, sondern durch die strengste Sonntagsheiligung und den entschiedenen Einfluß sich bekunde, den die christliche Moral auf die Staatsgesetze ausübe; wenn er S. 117 sagt, daß von 60 Millionen Acker culturfähigen Landes noch nicht 3 Millionen cultivirt seien, überhaupt die landwirthschaftlichen Verhältnisse aufs Aeußerste lobt; wenn er S. 147 sagt: „Seitdem ich den nordamerikanischen Boden betreten, fühle ich mich so sicher, daß ich nie eine Waffe mehr bei mir führte, und habe auch nie einem Auftritte beigewohnt, wo sich Personen mit Worten oder Handgreiflichkeiten insultirt hätten;" wenn er S. 246 die Erfolge fleißiger ländlicher Ansiedler so überaus günstig schildert, daß in $2^1/_2$ Jahren eine Ansiedelung von 50 Schweden durch Nachzug und Vermehrung auf 600 Seelen und von einigen bis zu 20,000 Acker Besitz entfaltet; wenn er endlich S. 321 wieder die Kirchlichkeit lobt und S. 327 geradezu ausspricht, daß die Amerikaner recht gut einsähen, daß Bildung und Kirchlichkeit die Grundlagen der Republik bildeten — so kann man diese Angaben alle schwer in Einklang bringen mit anderen Stimmen aus und von Amerika, welche ebenfalls unter der Jahreszahl 1876 erschien, die Verhältnisse im directen Gegensatze hierzu und das Chaos der Corruption als vollständig unheilbar schildern. Die Wahrheit wird wohl, wie überall, in der Mitte liegen.

— Die „Revista Marittima" meldete vor Kurzem, daß die italienische Firma E. Pallas & Comp. in London die Concession zur Dampfschifffahrt auf dem Nicaragua-See und dessen Ausfluß zum Caribischen Meere, dem bei Greytown mündenden Rio San Juan, erhalten hat. Die Dampfer fahren unter italienischer Flagge und erhalten vom Staate Nicaragua, der dadurch mit Europa in regelmäßigen Verkehr tritt, eine Subvention. Eine sehr belustigende und belehrende Schilderung der frühern Schifffahrt auf jenen Gewässern finden unsere Leser in:

Theodor Kirchhoff, Reisebilder und Skizzen aus Amerika. (Altona und Newyork 1875.)

Es ist dies eine Sammlung frischer, anziehend geschriebener Bilder aus dem amerikanischen Leben, das keiner besser kennt, als der unseren Lesern seit lange wohlbekannte Verfasser. Die größere Hälfte nimmt die Schilderung der 1500 Miles langen Stagefahrt von Solomon in Kansas bis Idaho City ein, von welcher der Schluß (Von der Mormonenstadt am Salzsee nach dem Goldlande Idaho) schon im „Globus" (Bd. XIII, S. 311, 335 und 371) zu lesen ist. Im schroffen Contraste zu den Mühen und Gefahren der Kutschenfahrt stehen die im zweiten Abschnitte geschilderten Annehmlichkeiten der „Fahrt mit dem Hôtelzuge der Pacificbahn". Der dritte bringt „Bilder aus dem Goldland", aus dem tollen Leben einer Goldminenstadt, während „Bilder aus dem Süden", Dampfschifffahrten auf dem gefährlichen Red River, dem Caddo-See und über den See von Nicaragua, Sittenschilderungen aus den Südstaaten und ein Besuch in der Mammuthhöhle in Kentucky den Beschluß machen.

Robert von Schlagintweit. Die Prairien des amerikanischen Westens. Mit 3 Illustrationen. (Cöln und Leipzig, E. H. Mayer, 1876. 207 S.)

Eine interessante zusammenfassende Schilderung der natürlichen Verhältnisse sowohl wie des Lebens auf den Prärien, welche auf Autopsie und ausgedehnter Kenntniß der einschlägigen Literatur, auch der periodischen deutsch-amerikanischen Presse beruht und sich vortrefflich liest. Die elf

Abschnitte behandeln: „Allgemeine Lage und Charakter. Das Klima. Die Eisenbahnen und ihre Bedeutung. Ansiedelungen und Städte. Die Forts und Camps. Sociale Zustände der Weißen. Allgemeiner Charakter der nordamerikanischen Indianer. Die Indianer in ihrem Verhältnisse zu den Weißen. Landwirthschaftliche Verhältnisse. Die Thierwelt. Ein Blick in die Zukunft.“ Schon hieraus ersieht man die vielerlei Gesichtspunkte, aus denen der berühmte Verfasser sein Thema zu behandeln gewußt hat.

Karl Knortz, Amerikanische Skizzen. (Halle, H. Gesenius, 1876. 311 S., 4 Mark.)

Der — irren wir nicht — in Wisconsin lebende und durch sein Buch „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer“ den Ethnographen bekannte Verfasser bietet uns hier ein Sammelbändchen, in welchem er mehrfach auf das in seinem ersten Werke behandelte Thema zurückkommt, so im dritten der sechs Aufsätze: „Indianische Legenden“, der besonders die Sage von Hiawatha behandelt, und in den beiden Beilagen „Indianische Mythologie“ und „Vater Baraga“, letzteres ein kurzer Lebensabriß des um die Indianer am Lake Superior und im angrenzenden Canada hochverdienten Bischofs Baraga (geb. 29. Juni 1797 bei Dobernick in Krain, gest. 23. Januar 1868 in Marquette in Michigan), dessen philologische Werke über die Sprache der Otschibwe zu dem Besten auf dem Gebiete indianischer Sprachforschung gehören. Socialen oder völkerpsychologischen Inhalts sind drei Aufsätze, die humoristische „Reise eines deutschen Romantikers nach Amerika und wie es ihm daselbst als Schulmeister erging“, „Zur Geschichte des Mormonenthums“ und „Der amerikanische Spiritualismus“, während die beiden letzten „Die Mammuthhöhle in Kentucky“ und „Eine Ferienreise am Lake Superior“ Naturschilderungen enthalten. Die „Ferienreise“ beschäftigt sich auch viel mit den erbärmlichen Indianern am Sault-Flusse (zwischen Huron- und Oberen See), bei denen Knortz sich eine Zeit lang zu linguistischen und mythologischen Forschungen aufhielt. Interessant ist die Ueberzeugung dieses mit dem Wesen der Indianer so vertrauten Mannes, „daß es nichts Leichteres giebt, als einen Indianer für diese oder jene Ansicht zu gewinnen, und daß die Ideen nur so lange bei ihnen haften bleiben, als man selbst bei ihnen ist. Am andern Tage wissen sie gewöhnlich kein Wort mehr davon. Hierzu liefert denn auch die Geschichte der indianischen Missionäre den allerdeutlichsten Beleg.“

Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

V. *)

Das Spiel ist das Leben des Kindes. Ein Kind, welches nicht spielt, ist kein Kind oder es ist krank. Das Spielen mit Sachen fesselt nicht in der Weise, wie das mit Seinesgleichen. Leider hemmt die materialistische Jetztzeit, die vermehrten Forderungen, die die Schule und das Leben schon an noch nicht halberwachsene Knaben und Mädchen stellt, die Jugendlust ganz gewaltig. Gemeinsame Spiele werden wenigstens hier immer weniger; vor 30 bis 40 Jahren sah ich deren mehr an einem Tage, als jetzt in einem Vierteljahr, und ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß gemeinsame Spiele nur noch bei den Schulen oder bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, z. B. Sedanfest, vorkommen. Die jetzige Jugend wird der unserigen gegenüber um ihre Jugend betrogen.

Daß es vor Zeiten anders war, besagt auch unser großer Reichthum an Spielreimen, die sich nur auf gemeinschaftliche Spiele im Freien beziehen. Wir beschränken uns nur auf eine dürftige Auswahl, vorzugsweise auf solche, die unseres Wissens nur Friesland eigen sind.

I. Abzählreime.

Een, twee, dree,
Du bist free.

* * *

Een, twee, dree, veer,
Een Glas Beer,
Een Glas Wien,
Du salt d'r of sien.

* * *

Mien Vader leet reis (einst) 'n old Wagenrad beslaan,
Râ reis, wo völ Tengels (Nägel) dat daar ingaan?

Wird von 1 bis 30 gezählt.

* * *

Achter't Karkhof stuft dat Sand,
Kan wal stufen na Engeland.
Von Engeland na Braband,
Von Braband na Jüffernstrand,
Jüffer mit de Tuten,
Kan de Hel wal sluten,
Arre, barre, Botterflarre.
Eene mine mu,
Wel stinkt nu?
Dat deist du.

* * *

Olen,
Dolen,
Stolen,
Gefen,
Köft.

* * *

Ine, mine, mink, mank,
Klingklang.
Hose pose pakki di,
Eier, weier — wekk.

* * *

Een, twee, dree, veer, fief, ses, söven,
Jan mit de beide Beenen wult neet löven.
Jan mit de beide Beenen full in de Sloot.
Nu — is — Jan — mit — de — beide — Beenen — dood.

* * *

*) S. Bd. XXIX, S. 333.

Een, twee, dree, negen,
Dee utlöpt, is kregen.
Een, twee, dree, tikk,
Dee neet utlöpt, dee is't.

* * *

II. Spielreime.

Nachfolgender Reim wird unter beständigem Hüpfen gesungen. Beim Worte stil wird eine kurze Pause gemacht:

Ik säd'r von Jaapk (Jakob),
Ik säd'r von Jaapk,
Ik säd'r von Jaapk, sta stil,
Warum sal ik dan stille staan?
Ik heb doch noit geen kwaad ge daan,
Ik sä der von Jaapk,
u. s. w

Die Kinder stellen sich so in zwei Reihen auf, daß sie sich die Hände reichen können, die sie dann geschlossen in die Höhe halten. Gesungen:

Snieder wul'n Bültsak (Schiffers Bett) neien,
Sünder Naat, sünder Draat,
Sünder een of ander Raad.
Var.:
Zik, zak wul'n Büxe neien,
Sünder Naat, sünder Draat,
Sünder Scheer of Fingerhood.

Alle Kinder stehen an einer Seite der Straße, eins mitten auf derselben. Die Phantasie macht die Straße zum Strom:

Zeemantje, Zeemantje,
Help mi over't Water!
Ik kan d'r neet over komen,
Dat Water fangt an to stromen.

Ebenso:

Alle mien Ennetjes swemmen over't Water,
Ik kan d'r neet overkomen,
Dat Water fangt an to stromen.
„Dan sal'k Ju d'r over dragen."

Die Kinder wählen sich eine Mutter, stellen sich vor ihr auf und singen abwechselnd mit ihr den nachstehenden Reim. Nach Absingung der Schlußzeile laufen die Kinder fort; die Mutter sucht sie zu haschen. Das gefangene Kind wird alsdann Mutter:

Mooder, Mooder, de Klokken lüden!
„Wat sal dat bedüden?"
Ju Man is dood.
„Wel het dat daan?"
Alle olle Hexen, dee vör Ju staan.

Knabenspiel. Man wählt einen Ortstheil, der ganz umgangen werden kann. Durch Abzählen werden zwei „Krieger" gewählt. Diese geben sich die Hand, gehen um den Ortstheil herum und rufen an jeder Ecke nachstehenden Reim. Die anderen Spieler bleiben zunächst zurück, verstecken sich dann oder schleichen den „Kriegern" nach. Die zuletzt Gehaschten werden „Krieger".

Kümling, Kümling!
Een Hook (Ecke),
Twee Hook,
Dree Hook,
Veer Hook.

* * *

Mädchenspiel. Die Mädchen stellen sich paarweise einander gegenüber auf und reichen sich die Hände, die sie hoch halten. Das letzte Paar faßt sich beim Kleide und geht hintereinander singend unter die aufgehobenen Hände hindurch. So machen es alle anderen.

Ik reep van Mûs,
Krûp dôr dat Hûs,
Ik reep van Zikke, Zakke, Zare. —
Dee mien leefste Süster is,
Pakk achter an de Kare,
Un wen mien Kare stükken brekt,
Dan lig' wi al mit 'nander in de Drek.

* * *

Die Knaben werfen ihre Kreisel aus, und um zu erfahren, wessen am längsten läuft, heißt es:

Trummelslagen,
Für un Flamm,
Dee an't langste lopen kan,
Een, twee, dree!

* * *

Man verbindet einem Kinde die Augen und führt es dann singend fort. Ist der Reim zu Ende, so stößt man es von sich und es ist nun seine Aufgabe, eins der Kinder zu haschen und zu errathen. Gelingt ihm das, so tritt dieses an seine Stelle.

Blinde Münneke, waar leid ik di?
In't Hoonderhuk (Hühnerstall),
Ga van mi,
Koom noit of dien Levend wêr an mi.

* * *

Auf einer Schiefertafel wird ein Quadrat gemacht und dies in neun Theile getheilt. Einer der Spielenden macht dahinein einen Strich (Stokje), der andere eine Null (Blokje). Wem es gelingt, drei gleichartige senkrecht, wagerecht oder schräg in ununterbrochener Reihenfolge zu erlangen, hat gewonnen.

Hier set ik mien Blokje,
Dâr setst du dien Stokje.

* * *

Alle Kinder stehen in einer Reihe; vor derselben der Sprecher. Die Hände müssen verborgen, der Mund verschlossen bleiben. Wenn nun der Sprecher nachstehenden Reim sagt, versucht er durch allerlei komische Fragen und Grimassen es dahin zu bringen, daß das betreffende Kind zum Sprechen oder Lachen verführt wird. Gelingt dies, so tritt es aus der Reihe oder giebt ein Pfand. Der Sprecher versucht dann sein Glück beim zweiten Kinde u. s. w.

Mien Heer under de gries, grau Deken,
Dürt neet lachen un neet spreken,
Geen Handen Bewies,
Geen Tanden Bewies,
Hest van Nacht bi Kruphorntje slapen?

* * *

Die Kinder reichen einander die Hände, heben sie in die Höhe und bilden einen Kreis. Katze und Maus sitzen einander gegenüber unter den Armen der Mitspielenden und führen folgendes Gespräch. Beim Ha! eilt die Maus davon, sich kreuz und quer durch die aufgehobenen Hände windend. Die Katze muß genau den Weg der Maus wählen. Ist diese erhascht, so ist das Spiel zu Ende.

Katze: Mûs, Mûs, wâr sitst du?
Maus: Al in mien Hôl!
Katze: Wat deist du daar?
Maus: Spekfreten.
Katze: Geef mi ook 'n Hap' (Bissen).
Maus: Ik mag't sulfst wal. Ha!

Die Kinder stehen in einer Reihe. Jedes wählt sich einen Namen: golden Rathhûs, golden Straatflinte, golden Schip etc. Dann erfolgt nachstehendes Gespräch zwischen einem gewählten Herrn und Knecht. Dieser muß das Kind suchen, welches ihm vom Herrn genannt wurde. Fehlt der Knecht in der Wahl, so antwortete ihm das falsch bezeichnete Kind: Stinkst as'n Rakker, man neet as'n Bakker. Dies geht so fort, bis der Knecht das richtige trifft. Dieses hat nun vor jenem drei Schritt Vorsprung, um einem Ziele zuzulaufen. Hierbei sagt der Herr: Vögel fleeg ut un kôm bol (bald) wêr in Hûs. Wird es eingefangen, so geht es in die Hölle, wenn nicht, in den Himmel. Das Spiel wird nun fortgesetzt, bis der Knecht alle Kinder gefunden hat. Die himmlischen Gäste bilden nun ein Spalier, durch das die der Hölle hin- und herlaufen müssen und von beiden Seiten Schläge bekommen.

Hansje, mien Knecht!
„Bleeft (was ist gefällig?) mien Heer?"
„Haal mi dit d'r hêr,
Haal mi dat d'r hêr,
Haal mi't golden Rathhûs d'rhêr."

* * *

Ein beliebtes Knabenspiel ist folgendes:

Zwei Anführer; jeder wählt sich eine Parole; sie halten die Hände angefaßt und heben diese empor. Alle anderen Knaben kommen in einer langen Kette und gehen unter der Brücke hindurch. Bevor sie durchgelassen werden, sprechen die beiden:

Dee golden Poort is toogesloten,
Mit Sieden un mit Seiden,
Dreemaal mit Frä,
Dreemaal mit Unfrä.

Darauf wird, wenn die Reihe sechsmal ungestört hindurch passirt, der Letzte aufgefangen und ihm von beiden Seiten die Frage vorgelegt: Wat wult du am leefsten hebben; 'n golden Slötel, Sloss, Appel etc. Je nach der Wahl stellt sich der Aufgefangene hinter den Knaben, dessen Parole er gewählt hat. Sind alle abgefangen, so wird ein Strich über die Straße gemacht und beide Theile ziehen gegen einander. Wer über den Strich gezogen wird, hat verloren; er muß sich auf Knie und Arm legen, um mit den Worten:

Spieker (Nagel), Hamer, Ambolt

Püffe zu erhalten.

Folgendes Mädchenspiel ist eine Verhöhnung der frühern Mönchswirthschaft. Die Kinder bilden einen Kreis. Eins derselben, der Pater, steht in dessen Mitte. Bei 1. bleiben alle Kinder stehen und der Pater geht, eine Nonne suchend, von einem Kinde zum andern und spricht, sie mit dem Finger bezeichnend: Dee neet, dee neet, dee! Sofort setzt sich der Kreis in Bewegung und singt 2.; bei 3. huckt die Nonne nieder, bei 4. zeichnet ihr der Pater einen Kranz ums Haupt, bei 5. wird sie von ihm ein Mal, bei 6. drei Mal geküßt, bei 7. wieder aufgehoben und bei 8. wird der Pater von ihr aus dem Kreise gestoßen. Die Nonne wird dann Pater:

Nünnetje, wul Ji mee faaren?
En ho ho en pil la lo,
En ho si so!
Noch een mal in't Runde,
Of daar ook een moj Meisje stun.
En ho, ho en pil la lo ete.
Nu mut hee wol ins söken gaan 1.
En ho, ho en etc.
Hest du nu Eene na dien Sinn? 2.
En ho, ho en ete.
De Pater set sien Nünn up d' Stool 3.
En ho, ho en etc.
De Pater streit sien Nünn 'n Krans 4.
En ho, ho en etc.
De Pater gaf sien Nünn 'n Soon (Kuß) 5.
En ho, ho en etc.
Dat dürt hee noch wol dreemaal doon 6.
En ho, ho en etc.
De Pater helpt sien Nünn wêr up 7.
En ho, ho en etc.
De Pater joog sien Nünn d'r ut 8.
En ho, ho en pil la lo,
En ho si so!

* * *

Beim Apfelschälen schnellen die Mädchen die Kerne zwischen Daumen und Zeigefinger fort. Die Richtung, die der Kern nimmt, bezeichnet die Gegend, wo der Bräutigam in spe wohnt:

Köre (Kern) Köre, Brüdigam,
Waar wohnt mien Brüdigam?
Na Osten, na Westen
Spring too mien Allerbesten.

Um nicht zu ermüden, schließen wir mit einem Schaukellied (Bumbamleed), welches stellenweise nicht viel Verständliches giebt:

Anke Heister,
Toom un Teister,
Teister un Toom,
Sadel un Boom,
Boom un Sadel,
Fisk un Vadel,
Vadel un Fisk,
Stool un Disk,
Disk un Stool,
Water un Pool,
Pool un Water,
Kalf un Kater,
Kater un Kalf,
Plätzken (Butterkuchen) half!
Haal 'n Plätzken,
Haal twee Plätzken,
Haal dree Plätzken u. s. w. bis
Haal twalf Plätzken.
Roode, roode Farve,
Roode Farve na Liekers Hûs,
Lickers Hûs stun in de Brand.
Wel sä dat?
Leef Engelkes.
Wat wul'n se denn?
Wat eten un drinken,
Hans Hikkerleping,
Sit up de Klink,
Lang mi de Beker, dat ik d'r ut drink,
Is der nix, so laat d'r wat halen,
Jan von Spanje kan't betalen,
Jan von Spanje is 'n goode Man,
Kan wol tegen Jan Davids an,
Jan Davids is 'n Trummelslager,
Sien Wief, dat is 'n Horenblaser,
Blöd ut (die Schaukel muß ohne neue Stöße zum Stillstand kommen).

Wir haben uns bemüht, in diesem Wenigen ein Bild unserer reichen Jugendspiele zu geben. Eine große Menge, die mit der Verspottung der vorprotestantischen Zeit sich beschäftigt, lassen wir heute unberücksichtigt, wie wir denn auch des karg uns zugewiesenen Raumes wegen mit der Erklärung der einzelnen Spiele äußerst kurz sein mußten.

Aus allen Erdtheilen.

Ueber die Homerische Ebene von Troja.

Von Rud. Hercher (Abhandlung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1876).

Rud. Hercher, der in seinem Aufsatze über Ithaka in der Zeitschrift Hermes I, S. 263 ff. dem Glauben ein Ende zu machen gesucht hat, daß Homer's Localschilderungen aus dem Reiche des erfindungsreichen Odysseus nach bestehenden örtlichen Verhältnissen gemacht seien, untersucht in dem oben bezeichneten Aufsatze die Angaben über den berühmten Kampfplatz der griechischen Helden mit den für Haus und Hof kämpfenden Trojanern, und kommt auch hier zu dem negativen Resultat, daß trotz allen guten Glaubens in alter und neuer Zeit, der die heiligen Stätten, wo das Schiffslager stand, wo der Skamandros entsprang u. s. w., glaubte nachweisen zu sollen, Homer die troische Küste nie mit Augen gemessen, daß die von ihm seinen Helden zum Tummelplatz angewiesene Ebene ein reines Phantasiegebilde mit der lockersten Anknüpfung an die Verhältnisse der Wirklichkeit ist. Dem Zuge der modernen Dichtung entspreche es allenfalls, vor Abfassung einer Ilias das Schlachtfeld abzuschreiten und nach dem Berge Ida zu visiren, um den Thronsessel des die Ebene überschauenden Zeus an die richtige Stelle zu placiren, nicht so den Forderungen der Alten an ihre Dichter. Eine Orientirungsreise sei also dem alten Dichter nicht zuzutrauen, ganz abgesehen davon, daß für die Gestaltungen seiner Phantasie z. B. die „wilden Wunder des Flußkampfes" zwischen Skamandros und Achilleus sich keine irgendwie beschaffene Oertlichkeit eignen konnte. Gänzlich im Widerspruch mit den wirklichen Verhältnissen der troischen Ebene, in der zur Annahme einer im Laufe der Zeiten eingetretenen Veränderung ihrer Wasserläufe keinerlei Grund vorhanden ist, ist das Auftreten eines sich ebenbürtigen Brüderpaares von Flüssen, des Skamandros und des Simois. Nirgends erscheint der letztere als der unbedeutendere. Er tritt als alleiniger troischer Fluß auf, während der Skamandros am Götterkampfe theilnimmt; er wird im Kampfe mit dem rasenden Achilleus zum Beistand aufgerufen, und Skamandros verspricht sich große Dinge von seiner Hülfe. Kann der Dichter hier einen winzigen „Hungerbach" im Sinne haben? Und doch sucht man in der Wirklichkeit auf der troischen Ebene neben dem Menderé (Skamandros) vergebens einen zweiten Fluß, ja auch nur einen irgend bedeutenden Nebenfluß des Skamandros, obgleich weder bei Homer noch bei anderen Schriftstellern des Alterthums die Meinung zu begründen ist, daß der Simois ein Nebenfluß des Skamandros gewesen sei. Der einzige Zeuge der spätern Zeit, der den Namen des Simois auf einen der Nebenflüsse des Skamandros überträgt, und zwar auf den heutigen Dumbrek, ist Demetrius von Skepsis bei Strabo XIII, S. 602. Mag er aber selbst oder die Bewohner von Neu-Ilion die Taufe vollzogen haben, es ist unglaublich, daß der Dumbrek, einer seiner dürftigen Nebenbäche, von Homer als Simois verherrlicht sein sollte. Alle sonstigen einschlagenden Stellen, wenn sie nicht durch Widersprüche sich als unglaubhaft und aus unlauterer Quelle geflossen erweisen, bei Geographen und Historikern wissen nur von dem einen Fluß der troischen Ebene, dem Skamandros. Sein Name allein ist auf Inschriften, Münzen, in der Namenbildung, bei Märchenerzählern öfter zu finden. Und demgemäß findet sich in den älteren Stücken der Ilias auch deutlich nur ein Fluß erwähnt. Nicht weniger als zehn Mal ist schlechthin von „dem Flusse" die Rede. So durfte doch ein Dichter nicht reden, dem ursprünglich zwei gleichberechtigte „tiefwirbelnde" Flüsse als in der Ebene befindlich überliefert waren. Der Simois ist erst von einem Nachdichter eingefügt wenn auch für sein hohes Alter die Erwähnung bei Hesiod spricht.

Aber selbst nach Hinwegnahme dieses zweiten Flusses lassen Homer's Angaben über die Oertlichkeit des Schlachtfeldes deutlich erkennen, daß sie weder auf Autopsie beruhen noch überhaupt Anspruch machen, genau ins Auge gefaßt und zu fester Construction des idealen Tummelplatzes der troischen Helden verwendet zu werden.

Homer schildert ein ideales Kampfspiel und braucht eine gleich ideale Bühne. Wie hätten sich seine Helden auf dem in der Wirklichkeit durch mehrere Wasserläufe coupirten Terrain so frei bewegen, wie die Streitwagen gebrauchen können! Der nach Homer's Angabe zwischen Stadt und Schiffslager fließende Skamandros wird mehr empfunden als gesehen, fördernd und hemmend wirkt er nicht ein auf die Kampfesart. Und doch hat ihm der Dichter nur eine Furth gegeben, freilich ganz in Uebereinstimmung damit, daß er sich auch an der Ebene, der Stadt, dem Thor, dem Thurm genügen läßt. Diese Furth wird zwar wiederholt erwähnt, aber eingestandenermaßen nur ein einziges Mal bei der Fahrt des Priamus ins griechische Lager passirt. Von individueller Zeichnung des Flusses ist nichts zu bemerken. Die ihm beigelegten Epitheta stehen eben so auch bei anderen Flußnamen. Im dritten Buche der Ilias rücken die beiden Heere gegen einander. Hier verschwindet der Fluß geradezu. So auch durchfliegt Agamemnon *Δ* 165 die Ebene in einem Rennen. Unbehindert rollen die Streitwagen nach allen Seiten. Aber wo ihrer die Helden zum gewaltigen Wurfe bedürfen, hat die Ebene Steine in beliebiger Größe. Dagegen soll Mydon, des Pylämenes Wagenlenker *E* 582, als er vom Wagen gestürzt, so lange auf Kopf und Schultern stehen, „von lockerm Sande gehalten", bis ihn die Pferde umstoßen (!!). So leer die Ebene sonst ist, so finden doch die Troer *O* 507 im Nu das nöthige Brennholz, um die Wachtfeuer zu speisen und das Abendmahl zu rüsten. Nach Belieben des Dichters erscheinen und verschwinden das Denkmal der Myrinna, das Grab des Aesyetes und der Kallikolone, ohne ständige Merkzeichen zu werden.

Construirt man sich, absehend von den realen Verhältnissen, nur nach des Dichters Worten die Ebene, so ist ihr Bild folgendes. Als Grundlinie gilt der Hellespont und das Schiffslager. Von dem Centrum des letztern aus trifft eine mitten durch die Ebene gezogene Senkrechte gerade auf das Skäische Thor. Diese Linie wird etwa in der Mitte von einer andern, welche den Skamandros darstellt, ungefähr rechtwinkelig geschnitten. Wo der Schnitt stattfindet, liegt die Furth des Skamandros, der Mittelpunkt der Ebene. In nächster Nähe der Furth auf troischer Seite (ob rechts oder links von der Furth, ist nicht zu entscheiden) das vom Skamandros unzertrennliche Grabmal des Ilos, und rechts und links von der Furth auf der dem Griechenlager zugewendeten Seite lehnt sich der Uferstreifen, welchen Homer θρωσμὸς πεδίοιο nennt. Eine zweite Theilung der Ebene der Länge nach ergiebt sich durch die Fluchtlinie der Troer, die immer dieselbe ist, „mitten durch die Ebene." Ueber diese allgemeinste Skizzirung des Terrains hinauszugehen, fordern weder noch erlauben es die Homerischen Angaben und Schilderungen.

(Die Reste des Homerischen Troja einstmals zu finden — fügen wir hinzu — ist also gerade so wahrscheinlich, wie die Stelle, wo Moses die Gesetzestafeln empfangen hat, die Arche Noah's gestrandet ist oder Siegfried von Hagen erschlagen ward. Red.)

Die Palmer Goldfelder.

Unter sämmtlichen australischen Goldfeldern sind diese die reichsten. Sie liegen etwa 57 englische Meilen westlich von der Hafenstadt Cookstown am Palmer-Flusse und haben eine Ausdehnung von ungefähr 20 englischen Quadratmeilen. Die Gegend ist dort sehr steril, also eine Ansiedelung nur für die Goldgräber möglich; auch über die Gesundheitsverhältnisse läßt sich nicht viel Gutes sagen, denn während der letzten zwei Monate vor Eintritt der Regenzeit herrscht eine furchtbare Hitze, nach deren Schluß noch zwei Monate lang die Nächte sehr kalt sind. Auch die Schwarzen machen die Gegend unsicher, so daß die Polizei umfassende Vorkehrungen treffen mußte. Das Gold der Palmer-Felder erreicht den höchsten Preis unter allen Sorten der Colonie, da es am reichsten ist. Es ist sonach leicht erklärlich, daß eine große Anzahl von Goldgräbern dort beschäftigt ist; aber seit kurzer Zeit entsteht eine solche Auswanderung dorthin, daß die Entvölkerung der Goldfelder in den übrigen australischen Colonien droht. Die Ursache dieses Goldfiebers, das die Australier mit „rush" bezeichnen, ist die Auffindung riesiger goldführender Strecken, welche an Reichthum alles bisher Dagewesene übertreffen. Man fürchtet ernstlich eine starke Schädigung der Landwirthschaft und Industrie durch Massenauswanderung der Arbeiter nach diesem neuen Eldorado.

Eine starke Concurrenz erwächst diesen Arbeitern durch die Kulis, von denen bereits 400 ankamen, während weitere 2000 erwartet werden. Die Chinesen überlassen das Aufsuchen des Goldes, das sogenannte „prospecting", stets den Weißen und machen sich erst an die Arbeit, wenn die goldführenden Stellen bekannt sind; sie ernten also ohne zu säen, was natürlich schon allein genügt, um die weißen Arbeiter gegen sie aufzubringen.

Eine Stadt ist nun im raschen Wachsthum begriffen, die man vergeblich auch auf den neuesten Karten suchen dürfte; sie heißt Edwardstown und liegt an der Vereinigung des Palmer- mit dem Butcher-Flusse. Sie enthält bereits acht oder zehn Hotels, etwa dreißig Kaufläden, drei Schmieden, einen Fleischerladen, zwei Apotheken, ein Billardzimmer, ein Hospital und ein winziges, aus Baumrinde erbautes Stadthaus.

Die Ausbeutung des Alluviums weicht immer mehr der Verwerthung der ungemein goldreichen Quarzfelsen, welche durch Maschinen zerstampft und dann mit Quecksilber zum Zwecke der Amalgamirung ausgezogen werden. Neue Maschinen werden täglich erwartet und wird dann das bereits vorhandene Material zur Verarbeitung gelangen. Man rühmt dem Quarze der Palmerdiggings besonders die gleichmäßige Vertheilung des Goldes in demselben nach.

Frisches Fleisch aus Amerika in London.

Der Fleischversorgung Londons steht ein unberechenbarer Umschwung bevor. Es ist Thatsache, daß schon die sogenannten „australian meats", d. h. die präservirten Fleische aus Australien, die in Blechbüchsen verkauft werden und in England einen großartigen Absatz finden, für dieses Land billiger sind als rohes Fleisch. Ja, selbst die aus Amerika importirten präservirten Fische kommen trotz Blechbüchsen und Transportkosten und ungeachtet des enormen Fischreichthums Englands niedriger zu stehen als in London gekaufte frische Fische. Aber trotz alle dieser Concurrenz hat frisches Fleisch von besserer Qualität, in London wenigstens, so unerschwingliche Preise, daß ein großer Theil der Bevölkerung von dem Genusse gänzlich ausgeschlossen ist. Vielleicht ist ein Plan, der vor Kurzem in Amerika gefaßt wurde, geeignet, dem Uebel abzuhelfen. Es ist nämlich eine Gesellschaft mit großem Capital in Bildung begriffen, zu dem Behufe, das Fleisch frischgetödteter Thiere, besonders des Rindviehes, nach England zu senden. Der Transport geschieht von Neuyork nach Liverpool per Schiff, von Liverpool nach London und den anderen großen Städten per Eisenbahn. Die Versuche, die man zur Erprobung des Werthes der neuen Idee im Laufe des verflossenen Vierteljahres angestellt, sind wider Erwarten glänzend geglückt und der Scepticismus, dem das Project anfänglich begegnete, ist geschwunden. Die Probesendungen fanden in den Londoner Fleisch-Centralmarkthallen großen Beifall und wurden zu guten Preisen abgesetzt. Von einer Ladung berichtet man, daß sie wegen einiger hintereinanderfolgender Feiertage nach Ankunft in London hier noch 3 bis 4 Tage liegen bleiben mußte, daß aber die Qualität des Fleisches dennoch tadellos war. Aus diesen Daten erhellt zur Genüge, daß das von den betreffenden Unternehmern angewendete Verfahren, rohes Fleisch so lange frisch zu erhalten, ganz vortrefflich sein muß. Woraus dasselbe besteht, ist jedoch vorläufig ein Handelsgeheimniß. Sicher ist, daß die Schiffe eigens zu diesem Zwecke mit speciellen Einrichtungen versehen sind. Ein amerikanisches Blättchen giebt einige nähere Andeutungen. Je ein Viertel eines Thieres werde in rohes Tuch gehüllt; mehrere solcher Ballen werden in eine große Kiste gelegt. Jede Kiste enthalte einen von Dampfkraft getriebenen Fächer behufs Luftwechsels und sei überdies von außen mit einer dicken Eiskruste versehen. Schreiber dieses erhält aber von einem Sachverständigen aus dem Westen ein Schreiben, worin diesen Angaben widersprochen wird. Mein Correspondent ist von Eingeweihten eines Bessern belehrt worden. Das Schiff enthalte einen großen geschlossenen Raum, in welchem eine Metallplatte den Fußboden bedecke. Auf diese Platte werde eine gewisse Säure gegossen, von der schon ganz geringe Quantitäten genügen sollen, um den Raum sehr kalt zu machen, ohne die Wirkung des Erfrierens des Fleisches hervorzubringen. Das Fleisch werde am Plafond und den Wänden aufgehängt und von der Ausdünstung der Säure frisch erhalten. Das ist Alles, was wir über die Sache erfahren konnten. Was an diesen Mittheilungen über die Beschaffenheit des Conservirungsmodus Wahres ist, wissen wir nicht; auch haben wir keine Ahnung davon, welches Metall und welche Säure hier gemeint seien. Qui vivra, verra. Jedenfalls läßt sich an der Durchführbarkeit des Projectes nicht mehr zweifeln.

(L. K — r.)

Die Martineta.

Der Naturforscher Friedrich Leybold schildert in einer längern Reihe von Aufsätzen in der „La-Plata-Monatsschrift" eine Reise von Valparaiso in Chile über die Anden nach der argentinischen Provinz Mendoza. In letzterer traf er auf der Ostseite der Cordillere auf den welligen Hügeln um Vistaflores zwei Typen von Thieren, die für solche Orte charakteristisch sind: das Pampas-Viscacha (Lagostomus trichodactylus), von welchem wir in Band 27, S. 75 f. eine ausführlichere Schilderung brachten, und die Martineta (Eudromia elegans). Von letzterm Vogel sagt er (a. a. O. 1876, Nr. 12, S. 185):

Die Martineta ist ein kostbarer und eleganter Vogel und verdient sehr in allen Ländern mit einigermaßen mildern Klima acclimatisirt zu werden, theils wegen seines Nahrungswerthes, theils für das edle Jagdvergnügen. Sie bildet gleichsam einen Uebergang zu den Fasanen Asiens und ist ein ziemlich großer Vogel, robuster als die Henne und von ausgezeichnetem Fleische. Ihr graubraunes unscheinbares Gefieder nähert sie den Rebhühnern, aber ein aufrichtbarer Federkamm auf dem Kopfe, ihre Gestalt und Art zu gehen, indem sie in langem Gänsemarsche von 6 bis 10 Individuen aus den zerstreuten Gebüschen hervorkommt, giebt ihnen das Ansehen von Fasanen. Während des Marsches lassen sie einen sanften, gepreßten Laut hören, der eigenthümlich und schwer zu beschreiben ist, und nur um sich gegenseitig von fern zu rufen, bringen sie ein durchdringendes Pfeifen her-

vor. Ihre großen Eier, von einer schönen hell gelbgrünen Farbe, finden sich häufig in den Weizenfeldern während der Monate November und December, und die Eingeborenen nehmen bisweilen 10 bis 14 Eier aus einem Nest, um die Jungen unter den Hühnern aufzuziehen, mit denen sie sich sehr gut vertragen.

Auf der Jagd mit Hunden ist es nicht schwer, ihre Spur aufzufinden, denn der Hund nimmt sie gern an und folgt ihr mit Vorliebe; aber unglücklicherweise hat dieser Vogel die Gewohnheit, immer zu laufen. Er läßt sich nicht durch den Hühnerhund stellen, sondern entfernt sich, versteckt mit großer Schnelligkeit in gerader Richtung laufend, und erhebt sich mit Geräusch, aber weit vom Jäger, wenn ein hitziger Hund ihm zu nahe kommt. Ihr Fleisch ist ausgezeichnet und höchst zart, auch wenn es ganz frisch ist.

Ich möchte die Aufmerksamkeit der Acclimatisationsgesellschaften auf diesen kostbaren, so robusten und fruchtbaren Vogel lenken, dessen Erwerb und Verbreitung für jedes Land mit gemäßigtem Klima von großem Werthe sein würde.

* * *

— Den Rang, welchen Birmingham unter den Handelsmetropolen einnimmt, kann man aus folgenden Zahlen ersehen, welche seine durchschnittliche wöchentliche Production angeben. Birmingham liefert wöchentlich auf den Weltmarkt: 40,000,000 Stahlfedern, 6000 eiserne Bettstellen, 7000 Gewehre, 300,000,000 Nägel, 100,000,000 Knöpfe, 1000 Sättel, 5,000,000 Kupfer- und Bronzemünzen, 20,000 Brillen, 6 Tonnen Artikel aus Papiermaché, für 30,000 Pf. St. Schmuckgegenstände, 4000 engl. Meilen Stahl- und Eisendraht, 10 Tonnen Stecknadeln, 5 Tonnen Haarnadeln, Häkchen und Schlingen, 130,000 Groß Holzschrauben, 500 Tonnen Schrauben mit Muttern, 50 Tonnen Scharniere und Thürangeln, 300 engl. Meilen Wachsschnur zu Wachszündhölzchen, 40 Tonnen gereinigtes Metall, 40 Tonnen Silber, 100 Dutzend Kaminsimse, 3500 Blasebälge und 800 Tonnen Messing- und Kupferwaaren.

— Unter allen uncivilisirten Völkern scheinen die Maoris Neuseelands die meisten naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu besitzen. Besonders die Botanik ist bei ihnen in einer Weise herangebildet, welche unser Erstaunen erregen muß. Beinahe alle Pflanzen, welche auf den beiden Inseln wachsen, ob sie nun von ihnen irgendwie verwendet werden oder nicht, haben ihre feststehenden Namen; ja sie sind sogar in Familien gruppirt, was doch eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse bedingt. So haben z. B. die Veronicas, welche in sehr vielen Varietäten und Formen vorkommen, alle denselben Gattungsnamen.

— Um den Anbau von Zuckerrohr in Südaustralien einzubürgern, hat die Regierung zu Adelaide eine Belohnung von 5000 Pf. St. für die ersten 500 Tonnen Zucker ausgesetzt, welche in den nördlichen Districten dieser Colonie aus dort angebautem Zuckerrohre gewonnen werden. Diese Concurrenz bleibt bis zum 30. September 1879 offen. Weiterhin wird ein Gesetz dem Parlamente vorgelegt werden, nach welchem es Unternehmern frei gestellt wird, sich Complexe bis zu 1280 Acres auszusuchen und gegen eine Pacht von jährlich 6 P. (50 Pfg.) per Acre zur Anlage von Zuckerplantagen zu verwenden. Hat dann der Unternehmer binnen fünf Jahren die Hälfte des Complexes eingezäunt und cultivirt, so kann er gegen Erlegung der gewöhnlichen Regierungstaxe ohne weitere Nachzahlung das Ganze eigenthümlich übernehmen.

Vom Büchertische.

Atlas der Ethnographie. Von Georg Gerland. 41 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte. Separatausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas. Leipzig. Brockhaus 1876.

Wir glauben nicht, daß es eine angenehme Aufgabe für Prof. Gerland war, diese comprimirte Ethnographie herauszugeben. Der Raum, knapp bemessen, legt dem Verfasser überall Fesseln an, und außerdem wird der Text (50 vierspaltige Querfolioseiten) zum Begleitworte für die Bilder, ist von diesem abhängig und beeinflußt. Indessen es ist geschehen, was an Knappheit geleistet werden konnte; Begründung für manche ausgesprochene Ansicht darf man hier nicht suchen wollen, dazu mangelt eben der Raum. Mit allen den vielen ethnographischen Systemen, die bisher aufgestellt wurden, scheint Gerland nicht einverstanden — anfechtbar sind sie ja alle — und er verfällt daher auf den Gedanken, die Menschen geographisch einzutheilen. Ob er damit etwas Besseres an die Stelle älterer Systeme gesetzt hat, möchten wir bezweifeln, wie es uns denn wenig anmuthet (S. 39), die Nordafrikaner (Hamiten) zu „afrikanischen Semiten" gestempelt zu sehen, die mit den „asiatischen Semiten" zu einer Gruppe vereinigt werden.

Hauptzweck des Werkes ist indessen die bildliche Darstellung, und hier hat der Herausgeber nur die Rolle des ordnenden Sammlers gespielt. Wir erkennen in dieser Beziehung willig sein Verdienst an, wenn wir auch die zahlreichen alten Bekannten, die schon in Jugendschriften figuriren, gern vermieden gesehen hätten. — Was aber die Ausführung in Zeichnung und Schnitt betrifft, so bedauern wir, kein Lob spenden zu können. Man ist doch gewöhnt, jetzt Besseres in ethnographischen Abbildungen zu sehen, als hier geboten wird. Die Holzschnitte erheben sich nicht viel über die Mittelmäßigkeit, und der Zeichner hat manchmal gar kein Verständniß für die copirten Typen gehabt. Auf Tafel 1 überrascht eine Tasmanierin mit dem Körper der Venus von Milo, und daß Richard Burton's Wanjamnesi (Tafel 21) Carricaturen sind, wurde schon wiederholt hervorgehoben was auch bei Burton's bekanntem Niggerhasse nicht überraschen kann. Die Karte, welche die Verbreitung der Menschenracen angiebt, ist ebenfalls kein Muster der Technik. Für Amerika und Australien ist sie nur historische Karte; sie berücksichtigt die Gegenwart nicht. Ob die Zuziehung der Tibbu zu den Sudannegern gerechtfertigt ist (s. auch Text S. 33), erscheint seit Nachtigal mehr als zweifelhaft. Die Lappen reichen auf der Karte viel zu weit südlich und die Namollo sitzen lange nicht so weit nach Westen wie angegeben. Sie nehmen nur den Strand vom Cap Serdze Kamen bis zur Anadyr-Mündung ein.

Wir hätten lieber gesehen, daß weniger, das Wenige aber gut gegeben worden wäre. So genügt der Atlas keineswegs höheren Ansprüchen. Diese Vorwürfe treffen aber den hochverdienten Herausgeber nicht, den wir durch seine anderweitigen Arbeiten auf ethnographischem Gebiete schätzen lernten.

Inhalt: Fiume. (Mit zwei Abbildungen.) — Ueber einige hawaiische Alterthümer. Von Franz Birgham. (Mit drei Abbildungen.) — Die zweite Befahrung des Albert Nyanza. — Weihnachten bei den Serben. Von Dr. Nikola F. Petrowitsch in Kragujevaz. I. — Neue Werke über Nordamerika. — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier. V. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Ueber die Homerische Ebene von Troja. — Die Palmer Goldfelder. — Frisches Fleisch aus Amerika in London. — Die Martineta. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 8. Juli 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 6.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1876.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

I.

Eine siebenzehnstündige Seefahrt, bei günstigem Wetter ein entzückender Genuß für den Reisenden, bringt denselben von Fiume nach Dalmatiens Hauptstadt Zara. Sicher tragen ihn alsdann die bequemen Dampfer des österreichischen Lloyd, meist von geschickten dalmatischen Capitänen geführt, auf den breiten, ruhigen Canälen zwischen dem Festlande und den ihm parallel sich dehnenden Inseln hin; so nahe bleibt er stets dem Lande, daß er die kleinen, über die Berge zerstreuten Dörfer und auch die geringsten Ausbuchtungen der Felsenküste mit bloßem Auge wahrnimmt. Solche Fahrt sollte im Frühling oder zu Beginn des Herbstes unternommen werden, weil sie dann den größten Reiz mit völliger Sicherheit vereint, während die Stürme des November und zu Ausgang des Winters den Schiffern gefährlich werden. Aber zur guten Jahreszeit werden die Töne der Landschaft, je weiter man nach Südosten vordringt, immer leuchtender, das Wasser durchsichtiger und die Berge duftiger, und lustig schwellt der Wind die lateinischen Segel der zahlreich vorüberziehenden Barken.

So langgestreckt, wie seine zahllosen Inseln von Pago und Isola Lunga im Norden bis Curzola und Meleda im Süden sind, ebenso lang zieht sich das ganze Königreich Dalmatien von Nordwesten nach Südosten hin. Im Norden, wo es der bis 1753 Meter ansteigende Vellebich von Croatien, das Dinara-Gebirge (1811 Meter) von Bosnien scheidet, ist das Land am breitesten und hat einen Durchmesser von etwa 60 Kilometer; aber nach Süden zu wird es immer schmaler und schmaler, bis es nur noch aus dem westlichen Abfalle der Gebirge der Herzegowina und Montenegros besteht, so daß eine Kugel aus einem guten Hinterlader, die auf türkischem Gebiete losgeschossen wird, leicht über das dalmatische Königreich hinweg ins Meer fliegen kann, wie bei Breno südlich von Ragusa. Ja an zwei Stellen ist es den Türken gelungen, ihr Reichsgebiet bis an die Meeresküste auszudehnen: beim Hafen Klek südlich von der Narenta-Mündung und in der Sutorina bei der Einfahrt zu den Bocche di Cattaro. So überschreitet die große dalmatinische Reichsstraße zweimal fremdherrliches Gebiet, und so wird das ganze Land in drei Theile zerschnitten, nämlich das eigentliche Dalmatien, Ragusa und Oesterreichisch Albanien. Daß das in dem schiffereichen Lande kein großes Verkehrshinderniß ist, bedarf kaum der Erwähnung.

Während in den beiden südlichen Abtheilungen von Flüssen keine Rede ist, besitzt der nördliche Hauptstamm des Landes deren drei, die Zermagna, Kerka und Cettina, und von einem vierten, der herzegowinischen Narenta, wenigstens die vielverzweigte Mündung. Die ersten drei nehmen in den Dinarischen Alpen ihren Ursprung, fallen rasch zu verhältnißmäßig geringer Meereshöhe hinab und durchbrechen in ihrem Unterlaufe die den Dinarischen Alpen ungefähr parallele Küstenkette, welche in ihren Gipfeln (Mossor, Biocovo und Sustvid) an Höhe jenen wenig nachgiebt. Auch der Strich Landes zwischen jenen beiden Gebirgszügen ist von Felshöhen und Bergkuppen, welche unseren deutschen Mittelgebirgen in der Erhebung über die Meeresfläche gleichkommen, erfüllt. Das ganze Gebiet ist aber felsig und

trocken und unfruchtbar im äußersten Maße, und unter allen Ländern der österreichischen Monarchie nimmt Dalmatien in Bezug auf die Bodencultur die unterste Stufe ein. Mais, Gerste und etwas Reis, vor allem aber Wein, Oel und Südfrüchte bringt es hervor; aber seine einst so stattlichen Wälder sind den rücksichtslosesten Feinden des Waldes, den Venetianern, zum Opfer gefallen, und daß der junge Nachwuchs nicht gedeihe und emporkomme, dafür sorgen schon die Ziegen, deren Zahl im Jahre 1805, als das Land französisch wurde, 1,100,000 Stück betrug, und die noch heutigen Tages unter allen Kronländern am zahlreichsten in Dalmatien (nahe an 300,000 Stück) hausen. Ist aber auch das Land heruntergekommen, so doch sicherlich nicht seine Bevölkerung, wenigstens in physischer Beziehung. Fast neun Zehntheile derselben sind slavischer Nationalität; ein Zehntheil bilden die in den Küstenplätzen ansässigen Italie-

Dalmatische Panduren mit einem Räuber.

ner; in verschwindender Minderheit befinden sich die wenigen Deutschen, Albanesen und Juden. Die den Serben und Bosniaken nahe verwandten Slaven Dalmatiens sind ein schöner Menschenschlag von hohem Wuchse, starkem Knochenbau, kräftiger Musculatur und voller, tönender Stimme. Dunkeles Haar, schwarze feurige Augen und blendendweiße Zähne zeichnen sie alle aus, und sonnenverbrannt ist jeder vom nackt herumkriechenden Kinde bis zum Erwachsenen oder Greise, der Brust und Hals Sommers entblößt trägt, und dessen Gesicht das rothe Käppchen nicht gegen die Sonnenhitze schützt. Ungebildet ist der Dalmatier wohl, aber er besitzt einen guten, natürlichen Verstand und schnelle Auffassungsgabe, und der rohe unwissende Morlake ist an Verschmitztheit, Schlauheit und Beweglichkeit den schwerfälligen Gebirgsbauern anderer Kronländer weit überlegen. Groß ist ihr kriegerischer Muth, ihre Tapferkeit und Abhärtung; ebenso groß auch ihr leichter Sinn und ihre Sorglosigkeit, die nicht von heute auf morgen denkt.

Morlakische Musikanten aus dem Bezirke von Zara.

Doch weiter auf diese Dinge hier einzugehen, verbietet uns der Raum; wer sich darüber zu unterrichten wünscht, findet den Stoff in wissenschaftlicher Darstellung in Prof. Franz Petter's Dalmatien (Gotha, J. Perthes 1857), in unterhaltendstem Gewande in Th. Schiff's „Aus halbvergessenem Lande" (Wien 1875, s. „Globus" XXIX, S. 240), oder Noë's Dalmatien und seine Inselwelt (Wien, Pest, Leipzig 1870).

* * *

An einem Herbstmorgen, zur Stunde, da die Morgennebel unter den Strahlen der aufsteigenden Sonne sich verlieren, näherte sich das Schiff, welches Yriarte bestiegen hatte, der Landeshauptstadt Zara. Ihre Bewohner schlafen noch und die Quais sind menschenleer; nur einige Panduren, über und über mit Silber und funkelnden Münzen bedeckt und auf dem Kopfe rothe, mit Goldflitter besetzte Käppchen, sitzen am Ufer und rauchen aus ihren langen Weichselröhren. Aber gleich darauf erschallt munteres Geschwätz: zwei Polacker, mit schwarzrothem Schnabel, der mit einer griechischen Borte und zwei großen phantastischen Augen verziert ist, werden vom Morgenwinde sanft dahingetrieben und führen wohl ein hundert junger Mädchen und Frauen von den benachbarten Inseln zur Stadt; sie arbeiten dort an der Niederlegung der ehemaligen Festungswälle. Durch die Porta Marina (S. Chrysogon), einen alten Römerbogen, auf welchen die Republik Venedig ihr stolzes Wappenschild mit dem Marcus-Löwen gesetzt, betritt der zu Wasser Angelangte die Stadt, die auf drei Seiten vom Meere umgeben und mit dem Festlande nur durch eine Brücke bei der Porta Terra Ferma zusammenhängt. Sie zählt nur wenig über 8000 Einwohner. Die Hauptstraßen sind gerade und schneiden sich rechtwinkelig: man fühlt sofort, daß man eine Soldatenstadt betritt, ein Bollwerk gegen die Angriffe der Türken und Ungarn. Im Aeußern ist Zara eine italienische, speciell venetianische Stadt geblieben und offenbart überall Spuren venetianischer Kunst, Sprache und Sitte. Ein Neffe des berühmten Michele Sammichele, Girolamo, hat die Porta Terra Ferma und zwei von den neun Bastionen, welche den Ort umgeben, erbaut; ebenso erinnern manche Paläste und Privathäuser in ihrer ganzen Einrichtung an das sonnige Land jenseits der Adria. Und wenn auch fast alle Bewohner der einstigen Festung — seit 1874 hat sie aufgehört es zu sein — Slavisch verstehen und sprechen, wozu sie der Verkehr mit der Landbevölkerung wohl nöthigt, so reden sie doch unter einander den venetianischen Dialekt. Unter den Plätzen ist nur die Piazza dei Signori von Bedeutung, unter den Kirchen der interessante, aus dem 13. Jahrhundert stammende Dom im lombardischen Stil, mit drei Schiffen und drei diesen entsprechenden Portalen.

Von jeher war die Wasserfrage für Zara, das keine lebendigen Quellen besitzt, von der größten Bedeutung, um so mehr, da es im Laufe der Geschichte zahlreiche Belagerungen auszuhalten hatte. Darum errichteten schon 1574 die Venetianer einen großen, unterirdischen Wasserbehälter (Cisterne), der wegen der fünf Oeffnungen, durch welche man mittelst Eimer das Naß heraufholt, „le cinque pozzi" (d. i. die fünf Brunnen) heißt. Aber der Wasservorrath dort unten versiegte doch mitunter, und noch in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erreichte der Wassermangel solche Höhe, daß man neun deutsche Meilen weit von den Fällen der Kerka her das Trinkwasser zu holen gezwungen war. Seit 1838 hat man eine Quelle eine Stunde weit her in die Stadt geleitet; aber auch sie versiegt im Sommer.

Im Ganzen und Großen besitzt die Stadt weder Handel noch Industrie, höchstens die Maraschino- und Spritfabrikation ausgenommen. Die Umgegend erzeugt Wein und Oel; was man aber sonst braucht, kommt aus Triest oder Italien. Was dem Orte allein Leben verleiht, das ist die Anwesenheit des Statthalters, des dalmatinischen Landtags und der Militärbehörden, eines katholischen Erzbischofs, eines griechischen Bischofs und mehrerer Schulen (Gymnasium, geistliche Schule, Unterrealschule und Lehrerseminar), die ihren Sitz dort nur aufgeschlagen haben, weil Zara eben Hauptstadt ist. Und trotzdem ist das geistige Leben dort gering, weit geringer, als in Spalato und Ragusa. Zwar besitzt die Stadt drei Druckereien und 6 bis 7 Zeitungen und Zeitschriften, eine officielle, eine geistliche, eine slavische, eine italienische, die übrigen für die Interessen des Ackerbaues — aber die Zeit, wo hier Bücher in nicht unbedeutender Zahl gedruckt worden sind, ist vorüber.

Für den Fremden beginnt erst, wenn er Zara und die Küste verläßt, wo er nur altbekannte italienische Dinge wiederfindet, der eigentliche Reiz der Reise, die ihn nun sofort in ausschließlich slavisches Gebiet führt. Yriarte zog dem Postwagen, der zweimal wöchentlich nach Knin an der Kerka fährt, die Reise zu Pferde vor, die ihm freiere Umschau und regeren Verkehr mit der Bevölkerung gewährte. Sobald man die Befestigungen hinter sich hat, wendet sich der Weg vom Meere ab landeinwärts. Anfangs zeigen sich noch einige Weinberge und Pflanzungen von Vogelkirschen; aber bald umfängt den Reisenden eine völlige Einöde, zum Theil eben, zum Theil felsig, nur von wenigen zerstreut gebauten Dörfern unterbrochen. In Biljane machte der Reisende den ersten Halt um die Zeit, da man den Arbeitern auf dem Felde das Mittagessen bringt. Alte Frauen und Kinder ziehen dann hinaus, barfüßig oder mit Opanken (Bundschuhen) versehen und nur mit einem einfachen, vorn aufgeschürzten Hemde bekleidet, das auf den Aermeln oder am Halsausschnitte zierlich mit rothen und grünen Sternen bestickt ist. In dem mit dicken Silbernägeln besetzten, dreifachen Gürtel steckt der Stiel eines riesigen Spinnrockens, dessen Gewicht den Gürtel unter die Hüften hinabdrückt. Mit der rechten Hand drehen sie die Spule und spinnen den Faden, während die Linke den mit Polenta gefüllten, großen Napf auf dem Kopfe im Gleichgewicht erhält.

Hinter Biljane tritt die Straße in den District (Bezirkshauptmannschaft) Benkovac, dessen Bewohner zu den unruhigsten und gewaltthätigsten des Landes zählen. Dort mußten die Franzosen während ihrer kurzen Herrschaft im Lande (1805 bis 1815) die größten Gewaltmaßregeln zur Anwendung bringen, um Raub, Diebstahl und Mord nur etwas zu beschränken. Heute ist natürlich die Straße völlig sicher; aber der tief eingewurzelte Haß zwischen einzelnen Nachbardörfern ist noch nicht geschwunden und soll mitunter noch so hell wieder ausbrechen, daß die Obstbäume des Gegners nicht vor der Axt, seine Häuser nicht vor dem Feuerbrande und seine Brunnen nicht vor Verschüttung und Verunreinigung sicher sind. Nach kurzer Rast in Benkovac, die der Mappe des Malers das prächtige Abbild eines Panduren eintrug, ging es weiter auf der Hauptstraße, die nur wenig Dörfer berührt, sondern sie meistens zur Rechten und Linken liegen läßt, so Perušić mit einem Schlosse des Grafen Benja, und Kozlovac, wo hohe Auslugethürme noch an die Türkenzeit erinnern. Doch ewig gleich bleibt sich die Landschaft; eine steinige Ebene folgt der andern und der spärliche Pflanzenwuchs ist so grau wie das Gestein. Nur die herrliche Beleuchtung und die glänzenden Farbentöne verleihen diesen Einöden unendlichen Zauber. Bald hinter Lisane, wo sich der Weg theilt und der eine Zweig desselben nach Scardona und Sebenico ans Meer, der andere

Hirtin aus der Umgegend von Knin.

weiter landeinwärts nach Knin führt, vernahm Yriarte beim Ueberschreiten einer Brücke aus dem darunter hinziehenden trockenen Bachbette einen klagenden, sanften Gesang, der fremdartig an sein Ohr schlug und ihn doch wieder an die Weisen der andalusischen Gebirgsbewohner und die einförmigen, traurigen Melodien der kabylischen Schäfer gemahnte. An der Spitze ihrer aus Böcken, grauen Hammeln und schwarzen Schafen bestehenden Herde schritt eine Hirtin in buntem Gewande dahin; sie strickt im Gehen und scheint ihre Thiere durch ihren Gesang zu leiten. Der Maler verließ die Straße und folgte, durch die Ufer des Gießbachs verborgen, dem Mädchen. Auf ein großes, weißes Tuch, dessen Saum schon mit einem breiten Mäanderbande bestickt ist, strickt sie Eichenblätter von großer Naturwahrheit, nicht nach einer Vorzeichnung, wie unsere Damen, sondern rein nach dem Gefühle und augenblicklicher Erfindung. Und welch liebliche Erscheinung ist sie selbst! Unter der rothen Kappe, die genau die Kopfform wiedergiebt, quellen die dichten, blonden, kurz gehaltenen Haare hervor; Goldmünzen trägt sie im Ohre und Glasperlen um den Hals. Ein mit niedlicher, bunter Zeichnung gesticktes Hemd, ähnlich den russischen, umgiebt die Brust, und ein Gürtel von ciselirtem Silber hält den franzenbesetzten, buntgestreiften Rock, der, wie die Gamaschen, von teppichartigem Gewebe gefertigt ist. Darüber trägt sie einen vorn offenen, weit hinabreichenden, dunkelblauen Ueberrock, aus welchem die weiten, mit Sternchen bestickten Hemdsärmel herausfallen. Welch sonderbarer Gegensatz zwischen der grauen, öden Natur ringsum und den Goldflittern, Münzen, Glasperlen, der bunten Stickerei und den lebhaften Farben an der Kleidung des einsamen Mädchens!

In Ostrovica wurde das Nachtlager aufgeschlagen, wo sich einst Türken und Croaten eine blutige Schlacht geliefert haben sollen. Das Schlachtfeld ist heute ein großer Sumpf, wo man Blutigel fängt, und das Dorf selbst zählt kaum zwanzig Häuser. Aber unter einem dalmatischen Dorfe darf man sich nichts was einem deutschen Dorfe gleicht, vorstellen. Die einstöckigen Hütten, aus mächtigen, halb-

Die Kerka-Fälle bei Scardona.

behauenen Quadern aufgeführt, lehnen sich meist an den Südabhang eines Hügels. In der Mitte des mit Stroh oder Schieferplatten gedeckten Daches befindet sich ein großes Loch, wo der Rauch hinauszieht und der Regen hindurchfällt. Als Fußboden dient die nackte Erde, in welche die vier Beine des Tisches eingerammt sind. Zwei Bänke und eine bunt bemalte Truhe vollenden die innere Einrichtung. Als Bett dient eine Schütte Stroh an der Wand, die, wenn es hoch kommt, mit grobem Leinen bedeckt ist. Ein Brett trennt die Schlafstellen der beiden Geschlechter, und im selben Raume wie die Menschen wohnt auch das Vieh, Pferde, Schafe und Kühe, während die Schweine, welche meist eine gefährliche Neigung verrathen, den kleinen Kindern die Zehen und Finger abzufressen, draußen ihren besondern Stall besitzen. In der Mitte des Raumes liegen Steine als Feuerherd, und darüber hängt an einer schweren Kette ein mächtiger Kessel. An den Wänden hängen lange Flinten, mit Silber beschlagene Pistolen und krumme Handschars. Das ist ein Haus des „Dorfes"; einen Büchsenschuß, vielleicht aber auch eine halbe oder ganze Stunde weit steht das zweite, dritte, genau so eingerichtete. Ein Dutzend bis zwanzig derselben sind dann ein Dorf. Von einem Gasthause ist natürlich in Ostrovica keine Rede: in einem großen, alten Gemäuer, dessen Gewölbe eingestürzt sind, wird dem Reisenden ein Bund Maisstroh zum Nachtlager hingeschüttet und ein Feuer angezündet, an welchem bald ein ganzer Hammel am Spieße bratet. Die Dörfler halten die Ruine für eine ehemalige türkische Moschee; es ist aber vielmehr eine Reitercaserne gewesen, wie sie Napoleon's Feldherr Marmont, Herzog von Ragusa, mehrfach im Lande errichtete, um die widerspenstige Bevölkerung im Zaume zu halten. Ueberhaupt haben die Franzosen in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft viel nützliche Werke in Dalmatien ausgeführt, wie z. B. die Straße von Zara nach Knin, von Trau nach Spalato u. s. w., kurz fast mehr, als Oesterreich seitdem für das Land gethan, das ihm von dem Frieden von Campo Formio (1797) an bis 1805 und von 1815 bis jetzt eignete. Schiff (S. 58) erzählt darüber folgende bezeichnende Aeußerung des Kaisers Franz, der in den zwanziger Jahren das Land bereiste.

„Wer hat dieses Gebäude erbaut?" fragte der Kaiser.

„Die Franzosen, Majestät," hieß es.

„Und wer hat diesen Garten angelegt?“
„Die Franzosen, Majestät.“
„Und die Straße?“
„Die Franzosen, Majestät.“
„Und diese Seidenspinnerei?“
„Die Franzosen, Majestät.“
„So?“ sagte der Kaiser in seiner bekannten, glatten Manier, „mir scheint, hier haben Alles die Franzosen gemacht; da ist es schade, daß sie nicht ein paar Jahre länger hier geblieben sind.“

Weihnachten bei den Serben.

Von **Dr. Nikola J. Petrowitsch** in Kragujewaz.

II. Bozitsch (der Weihnachtstag).

In der ersten Morgendämmerung werden vor jedem Hause einige Salven abgeschossen (wo es die Mittel erlauben, sogar den ganzen Tag hindurch), als Zeichen, daß der „Božitsch“ anrückt und daß man aufstehen soll. Alles verläßt sogleich das Bett, um den Božitsch munter zu empfangen. Die Knaben gehen sogleich nach Wasser an eine gute, reine und gesunde Quelle, in welche sie unter dem Rufe: „Guten Morgen, glückliche heilige Weihnachten!“ etwas Hafer als Geschenk werfen. Dies Wasser heißt dann „Gesundheitswasser“ und mit ihm waschen sich alle im Hause. Die älteren Familienglieder bereiten sich indessen zum Kirchgang vor — denn das Gotteshaus ist oft 1 bis 2 Stunden vom Dorfe entfernt, während sich die Hausfrau daran macht, mit dem „Gesundheitswasser“ die „Tschesniza“ zu backen. In dieselbe wird ein Holzzeichen für die Schafe, Kühe, Bienen, für das Ackern, Mähen u. s. w. hineingebacken, so daß zu Mittag, wenn die Tschesniza gebrochen wird, jeder in seinem Stück ein Zeichen erhält — ein jeder wird dann das größte Glück in derjenigen Arbeit haben, deren Zeichen er in seinem Stücke bekommen hat. Die Tschesniza wird auf ganz ähnliche Art wie die Pogatscha gebacken, d. h. eingehüllt in Kohlen, welche hernach unweit des Herdes auf einen Haufen gelegt werden. Um denselben gehen dann alle aus dem Hause herum und sagen dabei: „Ich ging durch das Feuer, um nicht wie das Feuer zu brennen.“ Dies soll gegen Typhus helfen. Aus der Gluth herausgenommen wird die Tschesniza mit Honig beschmiert. — Von demselben Teig macht man auch einen hohlen Kuchen für das Vieh.

Nachdem sich Alle im Hause gewaschen haben, wird reine Wäsche ausgetheilt, und zwar immer von der jüngsten Schwägerin im Hause. Die alte Wäsche liegt über Weihnachten unter dem Dache, um alle Unreinlichkeiten das Jahr über entfernt zu halten.

Keiner im Hause darf Fleischspeisen genießen, bevor die „Zakwari“ (Kirchgänger) zurückgekommen sind und „Navora“ *) gebracht haben. Davon ißt dann jeder ein Stück und darf dann genießen, was er will. Ist die Kirche zu weit, um Navora zu holen, so wird zuerst eine Haselnußknospe oder eine Knospe von der Cornelkirsche (cornus mascula) gegessen, um wie die Cornelkirsche so gesund zu sein **).

Erst jetzt werden auch die Hühner gefüttert, und zwar dient der Strick, in welchem das Stroh zum Christabend gebracht wurde, um die Hühner nahe am Hause zu halten; das Vieh bekommt Heu, aber nicht mit der Heugabel, sondern mit den Händen; denn sonst würde es sich den Sommer über stoßen. Die Vögel erhalten die Ueberreste vom Abendessen, um auch ihnen zu zeigen, daß der Božitsch gekommen sei.

Morgens kommt auch der Polažajnik *) (vor oder nach dem Kirchengang) und schießt seine Flinte vor dem Hause ab. Derselbe hat ein Säckchen mit Hafer bei sich, tritt ein und wirft überall Hafer herum. „Guten Morgen, glückliche heilige Weihnachten!“ — das sind die ersten Worte, welche er zu den Hausleuten spricht; der Hausvater oder ein anderer antwortet ihm: „Gott soll Dir helfen und die heilige Weihnachten,“ und wirft seinerseits den Polažajnik mit Hafer. Erst nach dieser Begrüßung beginnen die interessanten Gebräuche, welche der Polažajnik in jedem Hause verrichten muß. Zuerst geht er dreimal um das Feuer herum **), rückt die „Bodnjaken“ ein wenig zusammen und setzt sich oben an den Tisch, wo sonst der Hausvater zu sitzen pflegt. Die Hausfrau bringt dann eine sehr dicke Decke heraus und legt sie ihm um. Je dicker nämlich die Decke, desto dicker wird im kommenden Jahre auch die Sahne sein. So ausstaffirt ergreift der Polažajnik die Feuerschaufel, rührt damit im Feuer herum, daß die Funken nach allen Seiten stieben, und spricht dabei folgende Worte: „Wie viel Feuerfunken, so viel soll Dir Gott Schafe, Geld, Schweine, Bienenstöcke, Vieh ꝛc. geben!“ — dann legt er auf seinen Platz ein silbernes Stück Geld. Aus der Tasche zieht er darauf das Taschentuch heraus, hängt es draußen ans Dach und sagt: „So großen Hanf sollst Du auf dem Felde haben!“ — Jetzt erst grüßt er den Hausvater und die Uebrigen, und jetzt erst bringt man ihm vom Boden herunter einen der am Morgen des Bodnji-dan dorthin entfernten Stühle. Im Augenblicke jedoch, wo er sich niedersetzen will, sucht man denselben rasch wegzuziehen, daß der Polažajnik zu Boden fällt; denn gelingt dieser Streich, so hat man große Hoffnung auf ein glückliches Jahr.

Sind alle diese Ceremonien fertig, so geht der Polažajnik nach Hause, um Abends wiederzukommen; in einigen Gegenden bleibt er dagegen sogleich zur Mahlzeit und zum Abendessen da. Geht er Abends fort, so erhält er von der Hausfrau einige Geschenke.

Vor dem Essen wird gebetet wie am Bodnji-dan, nur sind diese Gebete etwas kürzer. Darauf fängt das „Mirboschanje“ an. Dies geschieht auf folgende Art: Der Hausvater nimmt zwei Wachslichter; eins behält er für sich,

*) So heißt das Brot, welches man beim Abendmahle bekommt. Bei den Serben kann man Navora nach jedem Gottesdienst erhalten, ohne vorher Wein zu nehmen.

**) Cornus mascula hat bekanntlich sehr wenig Mark und gilt für ein sehr hartes Holz.

*) So heißt der erste Besucher zu Weihnachten. Denselben wählt jedes Haus, weil man glaubt, daß das Glück des Hauses im nächsten Jahre vom Polažajnik abhängig ist. — In Uziza heißt er auch „Polaznik“ und im Banat „Polazenik“.

**) In den serbischen Bauernhäusern brennt dasselbe in der Mitte des großen Zimmers.

das andere giebt er dem nächst Jüngern; dann küssen sich diese zwei, indem der Vater spricht: „Gott gebe uns Ruhe!“ und der Jüngere antwortet: „In Ewigkeit, Amen!“ Dann thut der Vater dasselbe mit Allen, selbst mit den Frauen, nur daß diese dem Vater die Hand und die Brust küssen. Hat der Vater mit allen Anwesenden diese Ceremonie durchgemacht, so kommt die Reihe an das nächst älteste männliche Mitglied und so fort. Das Mirboschanje müssen alle im Hause durchmachen — nur Mann und Frau dürfen sich bei diesem Act niemals küssen. — Im westlichen Theil von Serbien hat man den Gebrauch Mirboschanje aufgegeben, weil sich infolge desselben das Vieh im Sommer stark stößt und unruhig verhält!

Ist dies alles in der größten Ordnung und mit der größten Andacht vollbracht, so geht man (gewöhnlich schon gegen 9 Uhr) zu Tisch. Das Weihnachtsessen der Serben ist sehr einfach und besteht aus einer sauren Suppe und Braten („Petscheniza“); höchstens daß noch eine Art von Mehlspeise („Gibaniza“) bereitet wird. Fleisch und Wein, das sind die Hauptbestandtheile des Festmahles. Den Anfang des Essens bildet der Gebrauch mit der Tschesniza. Der Hausvater und der Polažajnik brechen *) die Tschesniza in Stücke, nachdem sie sich zuvor Handschuhe angezogen (ohne dieselben darf man die Tschesniza nicht berühren) und dieselbe dreimal von Osten nach Westen gedreht haben. Dabei wird genau Acht gegeben, daß kein Bißchen von der Tschesniza abfällt, denn dies gilt als Zeichen des nahen Todes: „Jemand muß aus diesem Hause sterben.“ Dann wird die Tschesniza zertheilt, so daß jeder ein Stück bekommt; Alle küssen sich wieder gegenseitig und erst dann können sie sich setzen.

Nach der sauren Suppe wird die Petscheniza (der Schweinebraten) auf den Tisch gebracht. Dieselbe wird nur kalt gegessen. Nur der Kopf des Schweines wird für das neue Jahr stehengelassen, alles Uebrige ohne Maß zu halten verzehrt. Denkt man an die vergangenen Fastenzeiten, wo kein Stückchen Fleisch gegessen wurde, und sieht man jetzt diese lustige Gesellschaft, wie sie ohne Maß ißt und trinkt, dann kann man leicht die vielen Opfer, die eine Weihnachtszeit bei den Serben fordert, begreifen. — Von 9 Uhr Morgens bis Abends oder wenigstens bis 3 Uhr Nachmittags steht man vom Tische nicht auf. Mit dem Essen sind auch alle wichtigen Gebräuche des Božitsch vollbracht.

Doch in einigen Gegenden hat das serbische Volk noch manche specielle Gebräuche, welche ich hier anführen will.

Vor dem Essen werden in einen Teller voll Wein und Honig drei Nüsse hineingelegt, nach dem Essen wieder herausgenommen, respective der Gesundheit, der Frucht und dem Einkommen gewidmet, und dann geöffnet. Findet sich eine hohle dabei, so wird das betreffende Gut im kommenden Jahre mangeln.

*) Die Tschesniza darf nicht mit dem Messer geschnitten werden.

Die Hühner werden ferner alle zusammengebunden und so gefüttert, damit sie mehr Eier und zwar unweit des Hauses legen.

Der Sack, auf welchem man am ersten Weihnachtstag gegessen hat, wird drei Tage gar nicht aufgehoben; ebenso das Haus nicht gekehrt. Erst am dritten Tag (heiliger Stephan) wird das Stroh und das Uebrige ausgekehrt und der Unrath in eine Ecke des Hofes geworfen; von dem Stroh behalten die Hausfrauen ein wenig, um die Hühner auf demselben anzusetzen.

Kein Messer darf zur Weihnachtszeit auf dem Wetzstein geschliffen werden, um die Euterschmerzen bei den Kühen, die Brustschmerzen bei den Frauen und die Halsschmerzen bei den Kindern zu verhüten.

Die Ochsen darf man in dieser Zeit nicht einspannen.

Jeder im Hause bekommt ein Stückchen von dem Faden, mit welchem die Petscheniza gebunden war, zu beißen, um das Jahr über nicht böse zu werden.

Daß der Weizen voll und schön werde, muß die Tschesniza mit einem Holzspan von der Cornelkirsche durchstochen werden.

Auf eine Ecke der Tschesniza wird ein Löffel voll Salz ausgeschüttet. Diese Ecke wird abgeschnitten, aufbewahrt und später als gutes Mittel gegen viele Krankheiten bei Vieh und Menschen gebraucht.

Während des Mittagessens werden brennende Holzstücke über das Haus geworfen, um das Haus gegen den Typhus zu schützen. Da aber in Serbien die meisten Bauernhäuser mit Stroh gedeckt sind, so geschieht es häufig genug, daß das Haus abbrennt. Typhus kommt dann allerdings nicht in das Haus, aber das Haus ist auch verschwunden!

Nach der Mahlzeit bekommt das Vieh Salz zu fressen; der „Viehkuchen“ wird dem schönsten Ochsen auf das Horn festgesteckt. Im Stari-Wlach führt man den einen Ochsen in das Haus hinein und zerbricht über demselben den Viehkuchen.

Viel Branntwein darf man nicht trinken, denn sonst kann man leicht am Typhus erkranken.

Während der Weihnachtszeit macht man bei den Serben gar keine Besuche — der Polažajnik ausgenommen.

Zur Weihnachtszeit betrunken zu sein ist keine Schande; man sagt: „Wenn ich auch betrunken bin, so ist mir doch der Božitsch gekommen.“

In Dalmatien werden zu Weihnachten die größten Streitigkeiten geschlichtet.

In Batschka reiten die jungen Leute auf den Feldern herum, als ob sie den Božitsch jagen wollten.

Mit der Asche von der Tschesniza werden die Seidenraupen bestreut, damit die Raupen so zahlreich werden wie die Aschentheilchen.

Wenn sich Zwei zu Weihnachten begegnen, ruft der erste: „Jesus wurde geboren!“ und der andere antwortet: „Fürwahr, er wurde geboren.“ Dieser Gruß gilt in einigen Gegenden bis zu dem neuen Jahre.

P. Aschersons Reise nach der Kleinen Oase *).

Mein Aufenthalt in der Kleinen Oase dauerte gerade einen Monat, während dessen ich mich Seitens der Bewohner wie der Behörden der besten Aufnahme zu erfreuen hatte. Die ägyptische Regierung ist hier wie in den übrigen Oasen (außer Farafrah, welches mit unter dem Statthalter von Beharieh steht) durch einen den Titel Mulāchis (in Dachel Hākim) führenden Beamten **) vertreten, welchem eine ge-

*) S. Bd. XXIX, S. 262 und 346.

**) Dieser Posten ist in der Oase Dachel vor Kurzem in die Hände unseres hochverdienten Freundes Hassan Effendi (s. Bd. XXIX,

ringe Anzahl von ausgedienten Soldaten zur Ausführung seiner Befehle zur Verfügung steht. Der eigentliche Sicherheitsdienst wird durch sogenannte Wächter (Rhafir) versehen, welche von den Gemeinden aus der ärmern Volksclasse gestellt und sehr kärglich besoldet werden. Der Posten des Mulāchis von Beharieh war bei meiner Anwesenheit schon seit mehreren Monaten unbesetzt; ich hatte unter diesem Umstande keineswegs zu leiden, da der das Militärcommando von neun Mann befehligende Tschauisch (Unteroffizier), Namens Rubi, mir sofort die leerstehenden Zimmer des Gouverneurs einräumte und auch sonst Alles aufbot, um meinen Aufenthalt in der Oase möglichst angenehm zu machen. Dasselbe geschah von Seiten der eingeborenen Aristokratie, namentlich dem Omdah oder Groß-Schech Osmān und seinen Söhnen Salem und Sēf-en-Nassr und dem Kadi Mohammed, dessen Großvater Musa meinen Vorgänger Cailliaud vor mehr als einem halben Jahrhundert freundlich aufgenommen hatte.

In der angesessenen Bevölkerung der Kleinen Oase glaube ich nach ihrer körperlichen Beschaffenheit zwei verschiedene Bestandtheile unterscheiden zu können; ein an Zahl geringerer Bruchtheil scheint aus eingewanderten Nilthal-Bewohnern zu bestehen, die sich in Nichts von dem Fellah-Typus unterscheiden; die Mehrzahl der Bewohner indeß und gerade die vornehmeren und begüterten Familien zeigen keineswegs jene besonders in dem dicklippigen Munde und den mandelförmigen Augen hervortretenden ägyptischen Gesichtszüge, noch weniger aber den semitischen Typus der am Westrande des Nilthals nomadisirenden Araber, sondern besitzen eine weit mehr europäische Physiognomie. Es dürfte wohl nicht zu gewagt erscheinen, sie für die Nachkommen jener ältesten Oasenbewohner libyschen Stammes zu halten, die uns auf den Monumenten als Samu und Tehennu begegnen (s. Bd. XXIX, S. 217) und nach unserer heutigen Nomenclatur als Berbern zu bezeichnen sind; außer ihrer Gesichtsbildung, die mehrfach an die von Hartmann in seinem epochemachenden Werke „Die Nigritier" abgebildeten algerischen Berbern erinnert, riefen mir noch zwei Eigenthümlichkeiten der Oasenbewohner jene monumentalen Darstellungen ins Gedächtniß, die Haartracht der vornehmeren Classen, bei denen Männer und Knaben das Haar nicht bis auf die „Paradieslocke" kahl abscheeren, sondern ringsum in eine Anzahl mehrere Decimeter langer Zöpfe flechten, sowie das verhältnißmäßig nicht seltene Vorkommen blonder oder hellbrauner Haare und blauer Augen bei denselben. Bekanntlich hat die gleiche Erscheinung bei den Kabylen Algeriens vielfach die irrthümliche Annahme einer Abstammung von den germanischen Vandalen hervorgerufen, obwohl ich mit Hartmann in ihr nur eine auf gewisse Familien beschränkte Variation, die indeß bei den Berbern weit häufiger als bei den Aegyptern beobachtet wird, erblicken kann.

Außer diesen altangesessenen Bewohnern finden sich in der Kleinen Oase auch einzelne fremde Einwanderer. Das größte Interesse beansprucht eine in dem Oertchen Adjuseh, einer bei Mendischeh gelegenen Neslah (Ausbau), schon zu Cailliaud's Zeit angesiedelte Colonie von Siuahnern, die noch heute, also mindestens in der dritten Generation, ihre Berbersprache beibehalten haben. Ferner haben sich einzelne Beduinen vom Nilthale in Beharieh angesiedelt; einige Zigeunerfamilien (arabisch Rhadjări), die sich weder in ihrer Physiognomie noch in ihrer Sprache von den Fellahin unterscheiden, scheinen zu den reicheren Oasenbewohnern, bei denen sie als „Einlieger" aufgenommen sind, in einem gewissen Hörigkeitsverhältnisse zu stehen; endlich ist die Zahl der Negersklaven sehr ansehnlich, welche namentlich früher durch die Modjaberah von Audjila direct aus dem Sudan eingeführt wurden; doch haben neuerdings die energischen Maßregeln der Regierung den Sklavenhandel auf dieser Route fast gänzlich unterdrückt. So viel ich beobachten konnte, werden die schwarzen Sklaven in der Kleinen Oase menschlich behandelt und befinden sich kaum in einer schlechteren Lage als die besitzlose, freie Bevölkerung, welche ihre Existenz nur durch Arbeit in den Gärten und Aeckern der wenigen Begüterten fristet.

Die wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sind in der Kleinen Oase im Wesentlichen dieselben wie in den südlicheren Oasen. — Bemerkenswerth ist die im Nilthale nicht bekannte Art des Feueranzündens, welche ich in der Kleinen Oase in Uebung antraf. Während man sich in der Regel des Anschlagens mit Stahl und Stein bedient und selbst Streichhölzer der reichern Classe von den Handelskarawanen ebensogut zugeführt werden als Cigarrettenpapier, welches einen allgemein begehrten Artikel darstellt, üben die Feldarbeiter, wenn sie ihre frugalen Mahlzeiten bereiten, die Kunst des Prometheus noch in der bei den rohesten Naturvölkern gebräuchlichen Art, durch Reibung. Von einer trockenen Palmblattrippe (djerid) wird das unterste dickere Ende etwa in 4 Decimeter Länge abgeschnitten und auf der einen Fläche das markige Innere durch einen Längsschnitt bloßgelegt. Auf dieser Fläche wird nun eine seichte Rinne eingeschnitten und in dieser mit dem obern etwas zugespitzten Ende desselben Djerid anfangs langsam aber mit großer Kraft (gewöhnlich hält ein Mann das dickere Stück mit dem Fuße fest, während ein anderer das dünne mit beiden Händen bewegt), dann aber immer schneller gerieben. Durch die Reibung werden fortwährend von dem spröden Gewebe Partikelchen losgerissen und erhitzen sich dieselben bald so, daß nach etwa $1\frac{1}{2}$ Minuten die angesammelte glimmende Masse dürres Gras zu entzünden im Stande ist.

Auch die Bereitung von Palmwein (Lagbi), welche in der Kleinen Oase wie in Siuah allgemein stattfindet, ist im Nilthale nicht im Gebrauch.

Der Charakter der Landschaft und die Bauart der Wohnplätze gleichen denen in Dachel und Chargeh, welche durch Remelé's meisterhafte Photographien in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Als Eigenthümlichkeiten der Kleinen Oase sind hervorzuheben die häufige Verwendung von Bruchsteinen als Baumaterial, das seltene Vorkommen der Sſant-Akazie und das Fehlen der Indigocultur. Am meisten weicht indeß die Art der Wasserzufuhr von der in den südlichen Oasen stattfindenden ab. Während in diesen die wasserführende Schicht sehr tief liegt und schon seit dem grauen Alterthum durch tiefgehende artesische Bohrungen aufgeschlossen werden mußte, scheinen in Beharieh die Gebirgslagen, denen das belebende Naß wenigstens zunächst entströmt, nahe unter der von hartem Sandstein gebildeten Oasenfläche zu liegen, welche sich sowohl in Gassr-Bauiti als in Mendischeh sanft gegen die die tiefsten Einsenkungen der Landschaft bildenden Garten- und Ackercomplexe abdacht. Die genannten Ortschaften sind auf diesem Abhang erbaut und die Quellen treten aus mehr oder weniger stollenartig in den Abhang hineingeführten Canälen hervor, welche, größtentheils schon in früheren Jahrhunderten angelegt, sich auf der Oberfläche durch die in geringen Abständen sich folgenden senkrechten Reinigungsschächte (soupirail, Cailliaud) verrathen. Viele der alten Stollen sind versandet und das „Brunnengraben" der Eingeborenen besteht nur darin, daß man eine solche verstopfte Wasserader meist durch Einschlagen von oben wie-

S. 217) übergegangen, nachdem sein Vorgänger Churschid Effendi wegen mancherlei Bedrückungen, die er sich gegen die Bewohner zu Schulden kommen ließ, dieser Stelle entsetzt worden war.

der zu eröffnen ſucht. Die maleriſchen Felsſchluchten, in denen die ſtärkſten Quellen (vergl. „Globus“ XXIX, S. 347) ſtrömen, mögen zum Theil durch Einſturz ſolcher Stollen wie Cailliaud vermuthet, und die lange fortgeſetzte Auswaſchung entſtanden ſein.

Einzelne Quellen entſpringen übrigens auch inmitten der von Palmengärten und Aeckern eingenommenen Vertiefungen, z. B. die ſehr waſſerreiche Aïn tauîleh bei Sabu, welches Dorf ebenfalls in der Einſenkung des zu demſelben und Mendiſcheh gehörigen Palmenwaldes gelegen iſt.

Die wildwachſenden Pflanzen der Kleinen Oaſe ſind ihrer Mehrzahl nach dieſelben, welche ich in den von mir früher beſuchten Oaſen angetroffen hatte. Doch prägt das häufige Vorkommen mehrerer in den ſüdlichen Oaſen nicht beobachteten Arten der Vegetation einen eigenthümlichen Stempel auf und nähert ſie in manchen Stücken der Flora Unterägyptens, z. B. der Umgebungen von Alexandrien. Neben der früher genannten Marsilia (welche ſich übrigens als die im tropiſchen Afrika verbreitete M. diffusa ergeben hat) und Adiantum Capillus Veneris iſt hier beſonders die an allen feuchten Orten gemeine Doldenpflanze Helosciadium nodiflorum zu nennen, welche mir, nach dem Vorgange meines verſtorbenen um die Naturgeſchichte der Rheinlande ſo hoch verdienten Freundes Wirtgen, als Erſatz des in allen Oaſen fehlenden Salates gedient hat. Ferner die reizenden Waſſergewächſe Ottelia alismoides (Hydrocharitaceae) und die blaublühende Seeroſe, Nymphaea coerulea, ein wohlbekannter Schmuck der Waſſerpflanzenhäuſer unſerer botaniſchen Gärten. Das auf meiner frühern Reiſe conſtatirte räthſelhafte Auftreten mehrerer orientaliſcher Typen in den Oaſen, mit Ueberſpringung des Nilthals (namentlich zweier auch in der Kleinen Oaſe von mir wieder gefundenen Arten, einer Nelke, Dianthus Cyri, und einer Zwergakazie, Prosopis Stephaniana), wurde durch ein weiteres höchſt auffälliges Beiſpiel beſtätigt; für jene orientaliſche Pappel (Populus euphratica), welche vom Jordan bis zum Himalaya und von den Altailändern bis an den Indiſchen Ocean verbreitet, außerdem nur noch in einem beſchränkten Bezirke zu beiden Seiten der algeriſch-marokkaniſchen Grenze (Lalla Maghrnia und in der Nähe der Oaſe Figig der marokkaniſchen Sahara) bekannt iſt, wurde ein Fundort nachgewieſen, der die ungeheure Kluft zwiſchen dem öſtlichen Bezirke und dieſem weſtlichen Vorpoſten einigermaßen verringert. Das heutige Vorkommen dieſer Pappel iſt von beſonderer Wichtigkeit, weil wir für dieſelbe in einer frühern geologiſchen Epoche eine weit ausgedehntere Verbreitung annehmen müſſen. Es kann nämlich kaum bezweifelt werden, daß die in faſt allen miocänen Tertiärfloren Mitteleuropas (Oeningen, Bonn, Bilin, Schosnitz bei Kanth in Schleſien, Radoboj in Croatien ꝛc.) und auch in Südeuropa (Toscana) vorkommende Populus mutabilis Heer dieſelbe Art iſt, deren heutige getrennte Wohnbezirke wohl mit großer Wahrſcheinlichkeit als Reſte eines frühern größern anzuſehen ſind. Dieſer Fall iſt beſonders lehrreich für diejenigen Pflanzengeographen, die für getrennte Areale die ſelbſtändige Entſtehung der Art an jedem der einzelnen Bezirke für wahrſcheinlicher halten.

An dieſen Baum knüpft ſich übrigens außer dem geographiſch-geologiſchen auch ein bibliſch-hiſtoriſches und ein botaniſch-morphologiſches Intereſſe. Er iſt der ʿArab der Bibel, jener Baum, an dem die Juden an den „Waſſerbächen Babylons“ ihre Harfen aufhingen. Früher glaubte man dieſen bibliſchen ʿArab mit der bekannten Trauerweide unſerer Gärten identificiren zu müſſen, welche dieſem Irrthume ihren botaniſchen Namen Salix babylonica *) verdankt.

*) Die neuerdings von dem ausgezeichneten Dendrologen C. Koch ausgeſprochenen Zweifel an dem häufigen Vorkommen der Trauerweide (mindeſtens in angepflanzten Exemplaren) im Orient ſind nicht begründet und die von ihm vermuthete Herkunft dieſes Baumes aus China iſt keineswegs nachgewieſen.

Erſt in dieſem Jahrhundert hat Ainsworth in der noch heute in Paläſtina Rharab genannten Populus euphratica den ʿArab wieder erkannt und wurde dieſe Anſicht auch durch die deutſchen Reiſenden Dr. Wetzſtein und Dr. R. Kiepert beſtätigt, von denen Erſterer das Vorkommen des Rharab in der Nähe der Jordanmündung aufzeichnete, während Letzterer mir von dieſem Fundorte 1870 eine Probe mitbrachte, welche ſich als Populus euphratica ergab. Dieſer berühmte Baum, welcher in der Kleinen Oaſe den Namen Merſſiſch führt, gehört zu der nicht großen Anzahl derjenigen Holzgewächſe, die, wie der neuerdings ſo viel in den Mittelmeerländern angepflanzte auſtraliſche Eucalyptus Globulus *), im jugendlichen Alter eine von der des erwachſenen Baumes ſo abweichende Blattbildung zeigen, daß man ohne Kenntniß des Zuſammenhanges zwei völlig verſchiedene Arten vor ſich zu haben glaubt. Die jungen Exemplare und Stockausſchläge tragen ſchmale, weidenähnliche Blätter, während größere Bäume eine unſerer Zitterpappel ähnliche Blattform beſitzen. Daß Orientreiſende häufig in Beſtänden der Populus euphratica Pappelwälder mit Unterholz von Weiden zu erblicken glaubten, kann mich nicht wundern, da ich ſelbſt in Beharieh anfangs Weidengebüſche vor mir zu haben glaubte.

Die Thierwelt in Beharieh iſt eben ſo dürftig als in den ſüdlicheren Oaſen. Von Hausthieren werden nur Eſel, Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner und Truthühner in größerer Zahl gehalten; Pferde und Büffel finden ſich nur ſparſam und Kameele ganz vereinzelt. Von Raubthieren kommen außer Schakalen, Füchſen und Wieſeln auch Hyänen vor, deren Spuren mir oft gezeigt wurden. Unter den Inſecten verdient der bekannte von den alten Aegyptern göttlich verehrte und ſo häufig in Stein nachgebildete Scarabaeus, Ateuchus sacer, Erwähnung, welcher in den übrigen Oaſen, obwohl auf der Rohlfs'ſchen Expedition mein damaliger Diener, M. Korb, dieſer Claſſe beſondere Aufmerkſamkeit zuwandte, nicht beobachtet wurde.

Wie in den übrigen Oaſen fehlt es auch in Beharieh nicht an Reſten aus dem Alterthum, welche nur zu deutlich dafür ſprechen, daß damals in dieſen Gebieten eine ungleich ſtärkere Bevölkerung in weit höherm Wohlſtande lebte als ihre heutigen herabgekommenen Nachkommen. Belzoni (1819) und Cailliaud (1820) berichten von dieſen theils aus der römiſchen Kaiſerzeit, theils wohl noch aus der byzantiniſchen Periode herſtammenden Felsgräbern, Caſtellen und Kirchen, welche ich großentheils noch in demſelben Zuſtande angetroffen habe. Einen wunderbaren Eindruck machte auf mich die wohlerhaltene Kirchenruine bei Häß, jener eine Tagereiſe ſüdlich von Gaſſr-Bauiti noch in der Einſenkung der Kleinen Oaſe gelegenen, nur von etwa 50 Menſchen bewohnten Colonie. Dieſer Bau, deſſen zierliche Architektur mit der Dürftigkeit der dem mohammedaniſchen Cultus in der Oaſe gewidmeten Stätten aufs Erfreulichſte contraſtirt, wurde ſchon in einer Zeit verlaſſen, wo man in einem großen Theile Europas noch heidniſchen Göttern opferte; und doch iſt er trotz des vergänglichen Materials ſo wohl erhalten, daß die Inſchriften, welche vor 1200 Jahren fromme Beter in die Lehmwände kritzelten, noch heute lesbar geblieben ſind. Dagegen hat der früher erwähnte römiſche „Triumphbogen“ vor einigen Jahrzehnten durch ein Erdbeben

*) Vergl. die Mittheilungen von Dr. P. Magnus, Sitzungsberichte des bot. Vereins Brandenburg, 1876, S. 19 ff. Bot. Zeit. 1876, Sp. 309 ff.

schwer gelitten; nicht nur sind, wie mein Freund Jordan *) vor zwei Jahren bemerkte, die Bogenöffnungen, welche Cailliaud neben dem mittlern Thoreingang sah, fast ganz verschwunden, sondern es ist auch die aus Quadern erbaute Futtermauer der die Pforte tragenden Erdaufschüttung fast ganz zusammengestürzt: die Trümmer sind größtentheils in den benachbarten Häusern als Treppenstufen oder anderweitig verwendet.

Reste aus altägyptischer Zeit waren meinen öfter genannten verdienstvollen Vorgängern nicht bekannt geworden. Ich muß es daher als eine besondere Gunst des Zufalls betrachten, daß in den letzten Jahren mehrere mit Hieroglyphenschmuck versehene Denkmäler durch zufällige oder absichtliche Ausgrabungen Seitens der Eingeborenen zum Vorschein gekommen sind. So fand man erst vor wenigen Monaten auf einem dem Omdah Osmān gehörigen Platze unweit der Nordwestecke des Palmenwaldes von Gassr-Bauiti die Grundmauern eines größern Gebäudes, wohl eines Tempels. Von den Sculpturen der Wände haben sich noch die Füße mehrerer überlebensgroßen menschlichen Gestalten und die Namensschilde überwundener Völker erhalten. Größeres Interesse noch als diese nach meiner flüchtigen Bleistiftskizze nicht chronologisch bestimmbaren Reste besitzt eine Stele, welche in der Nähe der Culturinsel El ʿAjun liegt, da unser gefeierter Lepsius auf meiner Copie den der XVII. und XVIII. Dynastie (18. bis 15. Jahrh. v. Chr.) angehörigen Königsnamen Tutmes (Tuthmosis) erkannte. Da die Denkmäler des Nilthals noch zur Zeit der XVIII. und selbst der XIX. Dynastie Kriege der Oasenbewohner mit Aegypten erwähnen **), so hat die monumentale Erwähnung eines Pharao aus dieser Periode wohl besonderes Interesse, zumal das älteste bisher aus den Oasen bekannte datirte Denkmal, der den Namen des Perserkönigs Darius tragende Tempel von Chargeh, mindestens ein Jahrtausend jünger ist.

Zur Rückreise nach Cairo wählte ich die Straße nach Samalut, einem etwas nördlich von Minieh gelegenen Städtchen, theils weil sie die kürzeste Verbindung mit dem Nilthale herstellt, welche ohne sonderliche Anstrengung in $3^1/_2$ Tagen zurückzulegen ist, theils weil sie auf den bisherigen Karten nicht einmal (wie der von der französischen Expedition erkundete Weg nach Minieh) durch eine punktirte Linie angedeutet ist. Diese Straße und der Weg nach Bechneseh, welcher in der Oase nach einer Persönlichkeit, die ihn zuerst begangen haben soll, Darb-el-Massa'ûdi genannt wird, sind, nach der Anzahl der während meiner Anwesenheit eingetroffenen Karawanen und den vielen von mir vorgefundenen Kameelskeleten zu schließen, bei Weitem besuchter als die Straße nach dem Fajum, auf welcher die Postverbindung mit dem Nilthale stattfindet.

Am 1. Mai verließ ich Bauiti und verwendete diesen Tag zu Excursionen in der Nähe von Mendischeh und Sabu, welche Orte ich übrigens schon früher einmal besucht hatte. Am 2. Mai brach ich Vormittags von Mendischeh auf, besuchte die südöstlich von diesem Dorfe bei der Culturinsel Denīseh gelegenen christlichen Ruinen, welche Cailliaud in seinem Atlas abgebildet hat, und erreichte gegen 2 Uhr, nachdem ich in östlicher Richtung einen Paß zwischen zwei Inselbergen, Fedjet-el-harrah, durchschritten, die Quelle Aïn Merēkīb, bei der sich in der Nähe eines Schechgrabes mehrere Familien angesiedelt haben, welche etwas Acker- und Gartenbau betreiben. Auch hier wurde mir die Erfahrung nicht erspart, daß die Kameeltreiber, denen in der Wüste selbst die Märsche nie lang genug sind, an den Brunnen die Zeit zu vertrödeln lieben. Ich gelangte an diesem Tage nur noch $^3/_4$ Stunden weiter zu der durch eine ausgetrocknete Sebchah (Salzsumpf) von Aïn Merēkīb getrennten letzten Quelle Aïn Gelīd. Am folgenden Morgen wurde nach etwas mehr als einstündigem Marsche der Abfall des Wüstenplateaus, welcher hier El-Harrah (die heiße Gegend) genannt wird, erstiegen. An dieser Stelle trennt sich die in östlicher Richtung verlaufende Straße nach Samalut von der nach O.-S.-O. führenden nach Dalgeh, Mellaui und Siut, welche auf der Karte der libyschen Expedition *) nach Rohlfs' Erkundigungen eingetragen ist. Die bisher erwähnten Punkte sind daher auf dieser Karte in richtiger Reihenfolge, wenn auch nicht in den wahren Entfernungen zu finden. Die Einsenkung der Kleinen Oase erstreckt sich indeß viel weiter nach Osten als bisher angenommen wurde.

Das Wüstenplateau, welches wir an dieser Stelle betreten, ist anfangs durch zahlreiche Zeugengruppen, welche die Namen Giranāt (Nachbarn) und Gūr el Uahīah (Hügel der Oasenbewohner) führen, unterbrochen. Nach sechsstündigem Marsche erreicht man jenen großen von N.-N.-W. nach S.-S.-O. sich erstreckenden Dünenzug Abu-Moharrik, den wir schon auf der Hinreise überstiegen und der wahrscheinlich mit den auf der Strecke von Marag nach Farafrah am 24. December 1873 passirten Dünen und vielleicht selbst mit dem Rhart auf der Straße von Siut nach Dachel und den Flugsandhügeln auf Schweinfurth's drittem Tagemarsch von Siut nach Chargeh zusammenhängt. Diese hier sehr zahlreichen und labyrinthisch verflochtenen Dünen [der Localname Schebekah (Netz) ist sehr zutreffend] hielten meine Karawane mehrere Stunden auf, so daß ich in nur geringer Entfernung östlich der Dünen unweit eines wegen seiner auffälligen Form El-Meddĕnah (das Minaret) genannten Zeugen lagern mußte. Am 4. hatte ich zunächst durch das Sandtreiben gletscherartig polirte Felsplatten (Gargaf genannt) zu passiren, und erreichte um $10^1/_2$ Uhr jene weite, öde Serirfläche, welche ich bis zum 5. Abends zu durchziehen hatte; erst dann wurde die einförmige Fläche wieder durch einige Felshügel unterbrochen, welche nach einem dort zu Tage ausgehenden Steinsalzlager den Namen Garat-el-milhah (Salzhügel) führen. Das Gestein dieser Felsbänke ist ganz aus Nummuliten zusammengesetzt, welche, stellenweise durch Verwitterung frei geworden, weite Strecken mit einer rosa gefärbten Decke überziehen.

Wenige Minuten nach unserm Aufbruch am 6. früh kam der mauerähnliche Absturz der Arabischen Wüste in Sicht und um $9^1/_2$ Uhr verkündete der Jubelruf meiner Kameeltreiber: Er-Rīf! das Nilthal, dessen Palmenwälder und zahlreiche Ortschaften schwarzblau von dem grauen Serir und gelben Sande sich abhoben. Noch hatten wir eine ansehnliche Dünenkette, Rhart-el-Moharīb **), zu übersteigen; um die Mittagstunde betraten wir wieder mit unmerklichem Abstiege die schwarze Nilerde. Vom Aufstieg bei der Kleinen Oase an, wo sich auf dem Plateau einige spärliche Wüstenkräuter fanden, hatte ich bis zu einem schmalen Gürtel von pflanzenreichem Sande, welcher den Nilthon von der kiesigen Wüstenfläche trennt, kaum eine Spur von Vegetation bemerkt. Der Contrast zwischen der glühenden, nackten, todesstillen Wüste und dem in jungem Grün der

*) Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste, S. 221.

**) Brugsch in Bull. inst. ég. Nr. 13, 1874—1875, p. 95, und bei Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste, S. 335.

*) Petermann's Mittheilungen 1875, Taf. 11, und Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste.

**) Dieser Name, einem früher in dieser Gegend allmächtigen, vor der Regierungszeit Mohammed Ali's auch die Kleine Oase beherrschenden Araberstämme entlehnt, ist nicht mit dem jenes großen Dünenzuges Abu Moharrik, welcher „Vater des Stolperns" bedeuten soll, zu verwechseln.

Durrah-Saat und des Halfahgrases *) prangenden Nilboden, wo uns zwitschernde Vögel und harmlos spielende Kinder bewillkommneten, und hübsche Frauen dem durstigen Wanderer aus dem edel geformten Kruge das köstliche Wasser des heiligen Stromes darboten, konnte nicht schroffer und wohlthuender sein. Wir verstehen es, daß auch das rohe Gemüth des beduinischen Kameeltreibers sich der Macht dieses Eindrucks nicht entziehen kann und verzeihen ihm, wenn er seine Freude über die glückliche Beendigung der anstrengenden Reise nicht anders als durch Pulververgeudung äußern kann.

Das unbedeutende Dorf Rubi, nach welchem diese Straße in der Oase gewöhnlich benannt wird **), konnte uns zu keinem Aufenthalte veranlassen; eine Stunde östlich von demselben erreichten wir den mit hohen Steilufern (Gef) wie der Hauptstrom versehenen Bachr Jussuf, den hochberühmten Josephs-Canal, der eigentlich wohl einen natürlichen alten Stromarm darstellt. Die Ueberführung der Karawane zwischen den Dörfern Neslah-el-Asib und Mangatin nahm, da die entlasteten Kameele nur mit Mühe watend und schwimmend hinübergebracht werden konnten, fast zwei Stunden in Anspruch. Am jenseitigen Ufer angelangt sahen wir in geringer Entfernung vor uns die zahlreichen eisernen Schlote der Zuckerfabrik (Ma'assrah) und um 5 Uhr standen meine Kameele auf dem Perron der dicht neben der Fabrik gelegenen Eisenbahnstation Samalut.

Am folgenden Abend begrüßte ich in Cairo nach siebenwöchentlicher Trennung die Freunde Schweinfurth und Güßfeldt wieder und ließ mir die Erlebnisse ihrer ebenfalls erst vor Kurzem beendeten erfolgreichen Reise (s. Nro. 1 des laufenden Bandes) nach den uralten Klöstern am Gebel Galāla und ihrer vegetations- und versteinerungsreichen Umgebung erzählen.

*) Leptochloa bipinnata Hchst. (Eragrostis cynosuroides R. et S., Cynosurus durus Forsk. non L.)

**) In ähnlicher Weise spricht man gewöhnlich nicht vom „Darb-el-Fajum, sondern vom „Darb-el-Rajān."

Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle".

III. Von Mauritius bis Neu-Hannover *).

G. Der Aufenthalt unserer Corvette in Mauritius währte bis zum 15. März: die Ausrüstung ward erneuert und vervollständigt, die Deviation der Compasse wurde von Neuem bestimmt und was von besonderer Wichtigkeit war, die Chronometer wurden verglichen und regulirt. Am genannten Tage verließ das Schiff den Hafen von Port Louis und begab sich zunächst wiederum in südlichere Breiten, um auch auf dieser Fahrt abermals auf das Eifrigste sich der Erforschung der Tiefen- und Temperaturverhältnisse des Indischen Oceans zu widmen. Wiederum waren die hydrographischen Untersuchungen von den erfreulichsten Resultaten begleitet, so daß Herr von Schleinitz die Erscheinungen, und die davon herzuleitenden Gesetze, von welchen er glaubt, daß sie neues Licht auf die Theorie der Meeresströmungen werfen, in Folgendem kurz zusammenfassen zu können glaubt: 1. Die Meeresströmungen finden, abgesehen von den durch regelmäßige Winde veranlaßten Triftströmungen, ihre Veranlassung und Erklärung in der Differenz der absoluten specifischen Gewichte verschiedener Theile der Oceane, und schon eine ganz geringe Differenz hierin erzeugt eine starke Strömung. 2. Dadurch, daß die Differenz im Salzgehalte tropischer und kalter Meere in Bezug auf das absolute specifische Gewicht den Temperaturdifferenzen entgegenwirkt, werden die Meeresströmungen gemäßigt, die andernfalls wahrscheinlich so heftig in nahezu meridionaler Richtung sich bewegen würden, daß die Schifffahrt unmöglich würde. 3. Es ist nach physikalischen Gesetzen eine Zone zulässig und wahrscheinlich, wo die Differenzen im Salzgehalte die Differenzen in den Temperaturen ausgiegen in der Weise, daß Wasser verschiedener Temperaturen und verschiedenen Salzgehaltes neben einander im Gleichgewicht sein können, d. h. ohne merkbare Strömung. Diese Zone liegt im westlichen Theile des Indischen Oceans zwischen 40° und 45° südl. Br.

Auch der Tiefseefauna wurde wiederum eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Bei den Tieflothungen förderte man nämlich mit der Lothleine ein ähnliches Gebilde wie früher schon im Atlantischen Ocean zu Tage.

Es kam dies Thier niemals vor an der Oberfläche, weder bei Tage noch bei Nacht, sondern stets in gewissen Tiefen. So am 10. und 13. Mai in 366 Meter; am 27. Mai und 2. Juli in 2376 Meter, meistens bruchstückweise, am 10. Mai aber ein ganzer Stock. Die Länge des Stammes war 8 Centimeter, die der birnenförmigen Schwimmblase 1 Centimeter.

Nach fünfwöchentlicher Fahrt traf die „Gazelle" am 23. April in der Nähe der Insel Dirk Hartog an der Westküste Australiens (zwischen dem North-West Cap und der Mündung des Murchison River zwischen 25½° und 26° 10′ südl. Br. und in 113° östl. L. Gr.) ein, woselbst sie bis zum Abend des genannten Tages verweilte. Die wenigen Stunden des Aufenthalts wurden von den Gelehrten eifrig zur Erforschung des Eilandes verwendet, welches eine hellbraune oder gelbe, zum größten Theile steil ins Meer abfallende Sandsteinküste von 60 bis 200 Meter Höhe besitzt, im Allgemeinen mit gleichmäßig verlaufenden Contouren. Die Vegetation ist dürftig; niedriges Strauchwerk, Haidekraut und wenig grobes Gras sind vorhanden, Holz aber und frisches Wasser mangeln. Im südlichen Theile der Insel existirt bei alledem eine Viehzuchtniederlassung, während in der Sharksbay westlich der Insel Perlmuschelfischerei betrieben wird.

Von hier ging es weiter die Küste entlang zum Dampier-Archipel (zwischen 20° und 21° südl. Br. und 116° und 117° östl. L. Gr.) und von dort nach Koepang auf Timor, woselbst die Corvette am 14. Mai wohlbehalten eintraf. Obwohl niederländische Besitzung ist Koepang gegenwärtig doch nur ein mittelmäßiger Schiffsausrüstungsplatz. Es mag dies eine Folge der geringen Frequenz sein, welche an diesem Orte stattfindet; denn vorzugsweise wird er nur während der todten Jahreszeit der Perlenfischerei (April bis October) von den an der Nordküste Austra-

*) S. die früheren Abschnitte Bd. XXIX, S. 344 u. 364.

liens kreuzenden Perlenfischerfahrzeugen besucht, welche daselbst ihre Ausrüstung ergänzen. Auch die Postverbindung ist keine sehr rege, da der Postdampfer von Batavia nur alle sechs Wochen eintrifft, um Briefe zu bringen und mitzunehmen. Da heißt es denn pünklich sein und den Termin der Abfahrt nicht verfehlen.

Am 26. Mai ward Koepang wieder verlassen, und richtete Herr von Schleinitz seinen Cours nunmehr durch die Ombay-Straße nach Amboina bei Ceram, woselbst wir früher schon einmal den „Challenger“, jenen muthigen Mitkämpfer im Reiche der Wissenschaft, angetroffen haben. (Siehe „Globus“ Bd. XXVII, S. 89.) Nachdem der Kohlenvorrath des Schiffes hier neu ergänzt worden, ging man am 11. Juni bereits wieder Anker auf, um nunmehr Meerestheile und Inseln aufzusuchen, welche noch zu den wenigst bekannten gehören und deren Länder- und Völkerkunde bis dahin sehr im Argen lag.

Herr von Schleinitz wählte seinen Weg durch die Maniga-Straße zwischen Ceram und Buru, um dann, da der erwartete Südostpassat nicht einsetzen wollte, längs der Nordküste von Ceram zu dampfen. Theils nun, um die verbrannten Kohlen durch Einnahme von Holz zu ergänzen, vorzüglich aber auch, um zur Verbesserung der Karten der Küste von Neu-Guinea beizutragen, lief die „Gazelle“ am 15. Juni in den Mac-Clure-Golf, der tief in die Westspitze jener großen Insel einschneidet, ein und ankerte am Abend in der sogenannten Bay von Segaar, die bisher weder auf englischen noch holländischen Karten verzeichnet war. Während des Aufenthalts daselbst, der bis zum 20. Juni währte, wurde nicht allein die letztere Bay, sondern auch die Südküste des Mac-Clure-Golfs und eine tiefe Bay bei dem bisher unbekannten Orte Patipi vermessen.

Die Eingeborenen am Mac-Clure-Golf sowohl als auch speciell an der Bucht von Segaar erwiesen sich friedfertig und zum Tauschhandel geneigt. Sie leben in Pfahldörfern, von denen mehrere in genannter Bucht gelegen sind; ihre vorzugsweise Beschäftigung ist die Fischerei. Ihr Culturzustand ist scheinbar um ein Geringes höher als der von ganz wilden Volksstämmen. Die Ursache davon mag zum Theil in dem Küstenhandel gesucht werden, der, durch Chinesen und Malayen vermittelt, zwischen den Eingeborenen und einzelnen in der Molukken-See gelegenen Inseln unterhalten wird. Sie werden in Folge davon mit Bekleidung (besonders für die Frauen), außerdem mit Eisen für ihre Waffen und Werkzeuge und mit etwas Hausgeräth versehen. Abhängig sind sie von dem unter niederländischem Einfluß stehenden Sultan von Tidore. Einem Eindringen in das Innere Neu-Guineas setzt die Natur selbst hier fast unüberwindliche Hindernisse entgegen: ungesunde Mangrovesümpfe umgeben die Küste und weite Fahrten auf den erstere durchziehenden Salzwasserläufen sind erforderlich, um die aus jungem Kalkgestein bestehenden Berge zu erreichen, deren Besteigen wiederum durch die Ueppigkeit der Vegetation nahezu unmöglich gemacht wird.

Von der Segaar-Bay begab sich die „Gazelle“ zunächst nach der mit prächtiger Vegetation bedeckten Insel Pinon, an deren N.-W.-Seite sich ein schöner, sicherer, riffreier Ankerplatz vorfand. An den übrigen Seiten der Insel zieht sich ein bisher auf den Karten nicht angegebenes Riff um dieselbe; außerdem zeigte es sich, daß Pinon nur den zehnten Theil der bisher angegebenen Größe besitzt. Eingeborene oder Spuren einer Anwesenheit derselben wurden nicht bemerkt; dagegen fanden sich sechs bis sieben verschiedene Vogelarten, auch eine Fledermausart, Krabben und andere kriechende Thiere wurden gesehen.

In Amboina schon hatte Herr von Schleinitz beschlossen, seinen Weg durch die fast noch unbekannte (nur im Februar und März 1870 hatte Capitän G. de Lenna, der Begleiter Cerruti's auf dessen Fahrt nach den Molukken ꝛc., einige Aufnahmen daselbst gemacht) und mit Riffen stark besetzte Galevo-Straße zwischen Neu-Guinea und der Insel Salvati zu nehmen, obwohl man ihm davon abrieth der Gefährlichkeit wegen und weil absolut keine Karten von jener Gegend vorhanden wären: letzteres indessen ein Grund mehr für unser Forschungsschiff, sie zu wählen als Durchfahrt zur Dampier-Straße, dem nächsten Hauptziel. Der Eingang zur Galevo-Straße war gut, besser wenigstens als man zuerst vermuthete. Nach dem glücklichen Passiren des südlichen Drittheils ankerte die „Gazelle“ am Nachmittag des 22. im Eingange eines nordwestlichen Wasserlaufes nahe der Insel Salvati, deren Hauptort den gleichen Namen führt. An Küstendörfern wurde nur eines (wahrscheinlich Muca) bemerkt, wie denn überhaupt die ganze Gegend dort nur sehr schwach bevölkert zu sein scheint. Zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen ist die Galevo-Straße leider noch ungeeigneter als die Mac-Clure-Bay, da die Küste, soweit das Auge reicht, auch hier mit breiten Mangrovesümpfen umgeben ist. Durch dieselben führen zwar Wasserläufe hindurch, indessen sind diese wieder in solcher Weise durch gestürzte Bäume versperrt, daß ein Vordringen unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wird, jedenfalls aber nur mit großer Mühe und Zeitverlust bewirkt werden kann. Nachdem während zweier Tage durch den Capitän-Lieutenant Jeschke unter Zuhülfenahme der Dampfpinasse in der Galevo-Straße ein Fahrwasser ausgelothet war, wurde dieselbe nunmehr rasch durchlaufen. Am 28. Juni wurden die niedrigen David- oder Freewill-Inseln passirt: von hier aus waren zeitweilig noch die Berge des nördlichen Neu-Guinea zu sehen. Die Commerson-Inseln kamen am 7. Juli in Sicht. Uebrigens sind es zwei und nicht eine, wie man bisher annahm. Am nächsten Tage sah das Schiff die Anachoreten-Inseln. Der Wunsch, mit der „Gazelle“ in der Nähe derselben zu ankern, konnte nicht erfüllt werden, da einerseits in das die Inseln umgebende Korallenriff kein Eingang aufzufinden war, andererseits aber außerhalb desselben die Wassertiefe zu bedeutend war: eine Schiffslänge vom Riff fand ein ausgesandtes Boot mit 75 Meter Leine nirgends Grund. Es blieb daher nichts weiter übrig, als mit dem Lande durch die Boote zu communiciren, während die Corvette unter Segel blieb. Die Anachoreten-Inseln nehmen etwa eine Fläche von zwei geographischen Quadratmeilen ein; sie bestehen aus drei Inseln und zwei kleineren Inselchen, welche, nahe bei einander liegend, allesammt von dem erwähnten Korallenriff umschlossen sind. Trotz ihrer Kleinheit haben sie Handelszwecken gedient, und dürfte das dem Umstande beizumessen sein, daß sie völlig mit Kokospalmen bewachsen sind. Mit dem Ertrage der letzteren, vorzüglich dem Kokosöl, treiben die wahrscheinlich friedfertigen Eingeborenen einen Tauschhandel, indem sie für dasselbe allerlei kleine europäische Artikel, wie bunte Baumwollenstoffe, Perlen, Pfeifen, Taback, Eisen, Messer, Beile, Fischhaken u. s. w., zu erwerben suchen, was ihnen natürlich nicht schwer fällt, da sie keinen Begriff von dem geringen Werthe der genannten Gegenstände haben. Eine Folge dieses Handels scheint der höhere Culturzustand der Bevölkerung zu sein, welcher den der umliegenden Inseln übertrifft.

Von den Anachoreten-Inseln mußte Herr von Schleinitz des frischen Südost-Passats wegen abermals einen Umweg nach Norden machen, um die Insel Neu-Hannover zu erreichen, da er nördlich vom Aequator günstigen Strom und westliche Winde anzutreffen hoffte. Wennschon auch nicht

beides nach Wunsch eintraf, so gelang es doch, besser vorwärts zu kommen, so daß nach dem Passiren der bergigen Matthias-Inseln am 19. Juli längs der Nordküste Neu-Hannovers entlang gesegelt werden konnte, um einen geeigneten Ankerplatz zu suchen. Bei dieser Gelegenheit wurden wieder mehrere in den Karten nicht angegebene Inseln möglichst genau bestimmt. Zahlreiche Canoes mit Eingeborenen — schwarzbraune, sehr wohl gebaute Gestalten mit roth oder gelb gefärbtem, kurzem Haar, geschlitzten Ohrläppchen, einigem Schmuck um die Arme oder in den Ohren, sonst aber völlig nackt — ruderten auf das Schiff zu, vermochten es aber natürlich bei der großen Geschwindigkeit, welche es lief, nicht zu erreichen.

Am Strande der Inseln und auf den Korallenriffen schien der ungewohnte Anblick eines großen Schiffes die überaus zahlreich versammelten Eingeborenen in große durch Laufen, Springen, Winken und Schreien kundgegebene Aufregung versetzt zu haben. Die Küste ist offenbar hier stark bevölkert. Die Dörfer liegen unter Kokospalmen am Sandstrande der mit dichter Baumvegetation bedeckten Inseln korallischen Ursprungs.

Die Insel Neu-Hannover wird fast überall von niedrigem dicht bewaldetem Vorlande umgeben, welches im N.-W. besonders weit hinausspringt. Außerhalb dieser Spitze wurde ein das Vorland in ziemlich bedeutender Entfernung umgebendes Korallenriff bemerkt. Nach der Wasserfarbe zu schließen, schien innerhalb des Risses genügende Tiefe für die „Gazelle“ zu sein, so daß sie durch eine von zwei entdeckten Oeffnungen (das Riff war an diesen beiden Stellen brandungsfrei) auf den nunmehr gefundenen Ankerplatz zusteuern konnte. Derselbe fand sich eine gute Kabellänge von der Küste bei einer Wassertiefe von 32 Meter. Dieser Hafen ist geräumig und gut. Indessen kann man nirgends trockenen Fußes an Land kommen, da vor dem Strande ein zweites Korallenriff liegt und dieses selbst bei der Ebbe noch mit einem Fuß Wasser bedeckt ist. Frisches Trinkwasser wurde nirgends gefunden.

Der Aufenthalt diente verschiedenen Zwecken: hauptsächlich lag Herrn von Schleinitz daran, die bisher verbrauchten Kohlen durch einzunehmendes Holz zu ersetzen, was auch geschah; andererseits wurde dieser Theil der noch gänzlich unbekannten Insel Neu-Hannover erforscht und naturwissenschaftliche Objecte gesammelt, schließlich aber wurde der Hafen vermessen und Ebbe- und Fluthbeobachtungen angestellt.

Aus allen Erdtheilen.

Von der Insel Hainan.

Nachstehende Mittheilungen sind einem Briefe des Herrn C. C. Stuhlmann zu Hoihau auf der Insel Hainan, welchem der „Globus“ schon andere Mittheilungen über China verdankt, entnommen (vergl. Nr. 1. dieses Bandes S. 15). Die Insel Hainan ist bis jetzt fast völlig unbekannt, weshalb Mittheilungen von dort ein besonderes Interesse beanspruchen können.

„3. Mai 1876.

Länger als fünf Wochen sind wir von der Außenwelt vollständig abgeschnitten gewesen. Seit wir Hongkong verließen (23. März) bis gestern hatte keiner von uns ein Sterbenswörtchen von dem, was außerhalb unserer Insel vorgegangen, erfahren. Wahrscheinlich ist die „China“, ein deutscher Dampfer, welcher laut Verabredung hier einlaufen sollte, verloren gegangen, da man andernfalls uns doch wohl mit einer der inzwischen hier aus Hongkong eingetroffenen Dschunken einmal Briefe und Zeitungen hätte zufließen lassen. Gestern ist hier nun der Dampfer „Washi“ von Hongkong binnen gekommen und mit ihm erhielt ich Eure Briefe vom 1. März, wahrscheinlich die ersten Schriftstücke, welche von Deutschland aus nach Hainan befördert sind. Die „Washi“ brachte auch die Hongkonger und Schanghaier Tagesblätter und außerdem eine Zufuhr von frischen Provisionen, welche uns doppelt gut nach den Ziegenbraten und ähnlicher Hausmannskost, auf die wir in letzter Zeit angewiesen waren, mundeten.

Im Brockhaus'schen Conversationslexicon findet sich eine Beschreibung Hainans, welche ich schon jetzt nach mehreren Seiten hin berichtigen kann. Die Einwohnerzahl der Städte Kiung-tschau-fu und Hoihau beträgt nämlich nicht, wie dort angegeben, für eine jede circa 200,000 Einwohner, sondern für ersteru Platz etwa 10,000 und für letztern etwa 15,000. Der chinesische Gouverneur der Insel residirt in Kiung-tschau-fu, einem keineswegs schön gebauten Orte, sondern einem armseligen, echt chinesisch-schmutzigen, mit 40 Fuß hohen Mauern umgebenen Neste. In Kiung-tschau-fu haust auch seit längerer Zeit ein alter französischer Missionär, welchen ich noch nicht gesehen habe, der aber fast ganz zum Chinesen geworden sein soll und der wahrscheinlich bis zu unserer Ankunft Europas Bewohner und übertünchte Höflichkeit allein auf dieser Insel repräsentirt hat. Kiung-tschau-fu liegt eine deutsche Meile landeinwärts von Hoihau. Trotzdem aber dieses der Haupthafen des Landes und jenes die Hauptstadt, ist die beide Orte verbindende Straße in sehr mäßigem Zustande.

Auch Hoihau ist ein jämmerliches Loch und bis jetzt sind auch wir, obschon wir wohl weitaus am besten wohnen, kläglich logirt. Verglichen mit den Zollhäusern und unseren Wohnlichkeiten in Tschi-fu und Swatow, geschweige denn denen in Schanghai und Canton, sind sie kaum als bewohnbar zu betrachten. Das Zollhaus liegt nahe am Strande, welcher Strand wiederum von der Seeseite her nur dadurch zu gewinnen ist, daß man entweder zu Fuß den Schlick, welcher je nach Stand von Fluth und Ebbe eine Breite von 1000 bis 3000 Fuß hat, durchwatet, oder auf dem öligen Rücken eines Kulis durchreitet. Vor dem Eingang des Zollhauses weht, schon von Weitem erkennbar, an einer langen Stange das dreieckige gelbe chinesische Banner mit blauem Drachen und rother Sonne, und an beiden Seiten paradirt eine große Tafel, welche einen Tigerrachen vorstellt, zwischen dessen Zähnen in chinesischer Schrift allerlei schreckliche Drohungen gegen Schmuggelei verzeichnet stehen. Diese Hu p'ais oder Tigertafeln sind übrigens ganz harmlose Dinger und gehören ebenso zu dem Mobiliarinventarium eines jeden chinesischen Zollhauses wie das Adlerschild zu demjenigen eines deutschen. Ueber dem hiesigen steht in der Landessprache Kiung-tschau-fu-Zollhaus, obschon es Hoihau heißen sollte. Dieses hat darin seinen Grund, daß in dem Vertrage von 1858 Kiungtschau-fu als zu eröffnender Hafen stipulirt wurde und alle chinesischen Behörden dem Buchstaben des Gesetzes, in Dingen, die nicht ihr Interesse berühren, möglichst stricte nachleben.

Durch das Eingangsgebäude, in welchem einige Unterbedienten hausen, tritt man in einen ziemlich geräumigen Hof, in dessen einer Ecke ein Maulbeerbaum, ein Granat-

apfelbaum, Jasmin und viele sonstige schön blühende Bäume und Sträucher wachsen. Geradeaus liegt das Hauptgebäude, in dessen Erdgeschoß wir unser Comptoir errichtet haben, während im obern Mr. Brown und ich wohnen. Ein großes Gemach, das zugleich als Salon und Eßzimmer dient, und zwei Schlafzimmer, das sind alle unsere Räume. Vor dem Salon liegt eine Veranda und von dieser sieht man zunächst auf den Hafen, der aber fast immer mehr Schlamm als Wasser enthält. Weiterhin zeigt sich das Meer und am Horizont, als ein dünner blauer Streifen, das gegenüber sich nach Süden hinausstreckende Festland, die Halbinsel Lei-tschau oder Lui-tschan. Nach der andern Seite, in westlicher Richtung, blickt man in das Innere der Insel hinaus, und hier ragen aus dem Gewirr von kleinen Dörfern, grünenden und reifenden Feldern, Kokosnußwäldern und Bambusdickichten zwei eigenthümlich geformte Berge, welche von den Chinesen das Sattelgebirge genannt werden und die erloschene Vulcane sind. Weit herum liegt Lava und Bimsstein, welche man vielfach zum Häuserbau und zu Umfriedigungen der Gärten und Felder verwendet.

Alle unsere Baulichkeiten sind derartig von weißen Ameisen zerfressen, daß es kaum möglich ist, in den Holzwänden irgendwo einen Nagel festzuschlagen. Außerdem haben wir Myriaden von schwarzen Ameisen, die Alles, woran sie kommen können, zerfressen und mit Gestank behaften. Die Füße meiner Bettstelle, meines Schreibtisches, meines Bücherschrankes u. s. w. stehen daher säumtlich in kleinen Petroleumnäpfchen. In einem vom Schlafzimmer abgenommenen Raum habe ich meine Badewanne und außerdem mein Arsenal von allerlei zum Theil höchst sinnreich erfundenen chinesischen Fallen und andere Maschinen zum Fang von Mäusen, Ratten, Scorpionen, Fledermäusen ꝛc. An Ungeziefer hat Hainan eine ganz ungeheure Mannigfaltigkeit, nach meiner Meinung eine weit größere als das südliche Festland.

Mein Zimmer theile ich mit Treff, einem von irländischen Eltern in Nin-tschwang geborenen Jagdhunde, und Lian-Huang, einer chinesischen Drossel, welche mir vor einigen Tagen von einem chinesischen Schreiber im Zollhause geschenkt wurde. Lian-Huang spricht den Hainan-Dialekt, welcher beträchtlich anders als der des südlichen Festlandes ist, und augenblicklich ruft er mir zu: „Der Herr ist hier; setzen Sie sich; nehmen Sie Thee; was bedeutet das?“ und dergleichen mehr. Wie die Chinesen behaupten, ist ein solcher kluger Vogel auch sein eigener Arzt, weshalb ihm denn auch in einem in seinem Käfig hängenden Beutelchen eine Hausapotheke zur Verfügung steht. Wenn er krank wird, pickt er sich das richtige Medicament heraus und gesundet dadurch unfehlbar. Ich als Anhänger der Wasserkur habe ihm noch eine Wanne mit Wasser in den Käfig gesetzt und es scheint mir, daß er jetzt der Allopathie den Rücken kehren und sich zur Hydropathie wenden will. Er badet wenigstens sehr fleißig, hat dagegen den Medicinbeutel noch nicht angerührt.

Hinter dem Hauptgebäude befindet sich ein kleiner Hof, welcher zur Nachtzeit von zwei Gänsen, welche nur zu diesem Zweck für kaiserlich chinesische Rechnung gehalten und gefüttert werden, bewacht wird. Die Gans wird hier in China häufiger als Wächter benutzt, wozu sie auch noch besser als der Hund taugt. Hinter dem kleinen Hof liegen die Wohnung und das Büreau des Hafenmeisters und die Logis anderer europäischer Subalternen.

Es ist schon jetzt oft recht heiß, doch soll Hoihau im Ganzen ein gesunder Platz sein. Die Gegend nach dem Sattelgebirge zu ist theilweise sehr malerisch und die Vegetation ist noch üppiger als auf dem Festlande unter dem 23. Grad. Zahlreiche Pflanzen habe ich schon gefunden, die mir völlig unbekannt sind, und ich bin mit Eifer darüber aus, ein Herbarium zu sammeln und eine Käfer- und Schmetterlingssammlung anzulegen. In der kühlern Jahreszeit denke ich auch wieder fleißig zu jagen, namentlich in den Waldungen am Sattelgebirge, wo es viele Fasanen, Pfauen und Schnepfen geben soll.

Die hiesigen Chinesen werden mit jedem Tage dreister und sind uns keineswegs freundlich gesinnt. Wo wir uns nur zeigen rufen sie uns Schimpfnamen nach; geht man dann jedoch dreist auf sie zu, so nimmt der ganze Haufen Reißaus. Gefahr für uns ist nach meiner Ansicht gar nicht vorhanden, und obenein wird der englische Kriegsdampfer „Egeria“ hier in nächster Zeit eine längere Station nehmen.

Die „Ling Fing“, mit der diese Zeilen befördert werden, verläßt uns übermorgen und wird auf ihrem Wege nach Hongkong eine für Dampfer neue, chinesischen Dschunkenleuten jedoch bekannte, Passage benutzen und nicht via Nantschau gehen, sondern östlich, an der Nordküste Hainans entlang, bis zum Cap Hainan Head und von dort direct nach ihrem Bestimmungsort. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß gewisse auch noch auf den neuesten Karten verzeichnete Sandbänke nicht existiren und eine gute östliche Passage dort zu finden ist.“

Einwanderung ins Northern Territory, Nordaustralien.

H. G. Die Colonie Südaustralien hat bisher an ihrer Ansiedelung um Port Darwin an der Nordküste, im sogenannten Northern Territory, wenig Freude gehabt und wenig Erfolg gesehen. Es war eben eine Gründung und zwar eine recht schlechte, welche Südaustralien nichts Anderes gebracht hat als nicht unbedeutende Schulden. Der Premierminister Boucaut rieth schon 1866 dem Parlamente, die Northern-Territory-Ansiedelung aufzugeben oder wenigstens ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. Aber die Herren waren klüger und träumten allerlei von einer goldenen Zukunft. Darauf hin wollten sich jedoch keine Ansiedler bei Port Darwin einfinden, und die, welche es wagten, bekamen es bald herzlich satt und verließen wieder den Norden. Das dortige Klima ist nun einmal nicht für Europäer gemacht, um Beschäftigungen im Freien nachzugehen. Jetzt scheint indeß ein Wendepunkt eintreten zu wollen. Die Regierung unter P. Boucaut hat nämlich mit François Louis Bugnion, einem religiösen Schwärmer nach dem Muster von Swedenborg, welcher Bischof einer neuen zahlreichen Methodistensecte im südlichen Rußland ist, einen Contract abgeschlossen, nach welchem sich derselbe verpflichtet, binnen drei Jahren 40,000 Erwachsene mit ihren Familien in Port Darwin anzusiedeln. Die Freiheit vom Militärdienste, welche seine Anhänger bislang in Rußland genossen, soll ihnen in Zukunft entzogen werden, und aus diesem Grunde ist schon eine beträchtliche Anzahl von ihnen, mit Erlaubniß der russischen Regierung, außer nach Mauritius und Indien auch nach Canada ausgewandert, wo ihnen die englische Regierung bei ihrer Niederlassung in jeder Weise behülflich war. Aber die Leute können das kalte Klima Canadas nicht vertragen und möchten lieber in einer tropischern Gegend ihre neue Heimath gründen. Da ist nun ihr Bischof Bugnion auf das Northern Territory verfallen, welches er selber besucht hat und dessen Klima nach seinem Dafürhalten dem in Südrußland nicht unähnlich ist. Wie die Mennoniten überhaupt, so soll auch diese Secte des Bischofs Bugnion aus moralisch guten, nüchternen, haushälterischen und fleißigen Menschen bestehen, welche dabei über pecuniäre Mittel zu verfügen haben.

Der Contract in seinen Einzelheiten besagt, daß in keinem Monate mehr denn 3000 eintreffen dürfen und daß die Ankommenden mit Lebensmitteln auf sechs Monate versorgt sein müssen, sowie auch mit Geräthschaften und Werkzeugen für Cultivirung des Bodens oder für den Betrieb irgend eines Handwerks. Sobald sich die südaustralische Regierung von der Erfüllung dieser Bestimmung überzeugt, wird sie die Kosten der Ueberfahrt nach einer bestimmten Taxe in Baar ersetzen und außerdem jedem Volljährigen 60 oder 120 oder 180 Acres Land, je nach der Güte des Bodens, überweisen.

Erst vom vierten Jahre ab ist davon eine jährliche Rente von resp. 2 Sch. 6. P. (2½ Mark), 1 Sch. 3 P. (1¼ Mark) und 10 P. (⅚ Mark) zu entrichten, bis nach Ablauf des zehnten Jahres den Inhabern, nachdem sie englische Unterthanen geworden, das Land als freies Eigenthum überwiesen wird. Dem Bischof Bugnion selbst wird von der südaustralischen Regierung der Besitz von 600 Acres im Northern Territory zugesichert und dazu noch die Summe von 1000 Pf. St. als Entschädigung für die Reisen, welche er in dieser Angelegenheit auf seine Kosten unternommen.

Man verspricht sich von dieser starken Einwanderung ins Northern Territory große Erfolge und vertraut, daß diese Mennoniten, ähnlich wie im südlichen Rußland, die Wildniß in fruchtbare Ansiedelungen umwandeln werden. (Wir wünschen das auch, sind aber weniger vertrauensselig. Das Northern Territory wird wohl „ein weißer Elephant" für Südaustralien bleiben. Es ist darüber schon so viel gefaselt, daß eigentlich Niemand mehr Vertrauen hat.)

Die Wirkungen des Goldgrabens auf die californischen Flüsse.

Die Gesetzgebende Versammlung von Californien hatte einen Ausschuß ernannt, um den Einfluß zu untersuchen, den die Minenoperationen auf die Versandung der Flüsse ausgeübt, und der Bericht dieses Comitees liegt nun vor. Nach diesem zeigten sich die Folgen schon 1862 in den Thälern des American, Bear, Feather und Yuba River. Ueberschwemmungen wurden häufiger und die Farmer mußten überall Dämme aufführen. Diese wurden jedoch beständig durchbrochen, bis schließlich alles culturfähige Land mit Geröll und Sand bedeckt und ruinirt war. Wo man früher Häuser, Gärten und Felder sah ist nun eine Wüste. Die Verwüstungen haben jedoch erst nur begonnen und werden noch andere Proportionen annehmen, seit das „Hydraulic mining" (das Auswaschen goldhaltiger Lagen mittelst mächtiger Wasserstrahlen) Berge versetzt; und Sutter County, das fruchtbarste im Staate, hält sich nur noch durch kostspielige Dämme gegen völlige Verwüstung. Marysville war vor 15 Jahren die dritte Stadt im Staate, heute ist sie nicht einmal mehr die neunte, trotzdem daß sie eine der besten Lagen hat. Die Ströme füllten sich auf, bis die Stadt, die früher 30 Fuß über dem höchsten Wasserstande lag, den Ueberschwemmungen zur Beute wurde. Dies Minensystem füllt so die fruchtbaren Thäler mit Wüstensand, während es gleichzeitig die Berge ihrer Erde entkleidet. Das Gold, welches auf diesem Wege gewonnen wird, verschwindet im Werthe gegen die Productionsfähigkeit der fruchtbaren Thäler.

In dem Thale des Yuba allein hat man bis jetzt 29 Sectionen des üppigsten Landes in eine Wüste verwandelt, im Bear-River-Thale 36 Sectionen, am Sacramento 16, am Feather 8 und am American 10 Sectionen. An den kleineren Flüssen hat die Verwüstung in gleichem Verhältnisse Schritt gehalten und Meilen von Gütern und Farmen mußten verlassen werden. Etwa 80,000 Acres des besten Landes sind in dieser Weise bereits verloren gegangen.

Ebenso verderblich ist das allmälige Versanden der schiffbaren Ströme, der Bays, die Gefahr für den Hafen von San Francisco selbst. Das Bett von vielen derselben hat sich da, wo sie die Berge verlassen, um 20 bis 30 Fuß erhöht, während weiter unten dies nicht in gleichem Grade stattfand. Sie haben dadurch mehr Fall, sind reißender geworden und schwemmen nun große Steine und Kies nach den Niederungen und den Buchten der Bay, die bereits anfangen zu versanden. An Suisun und San Pablo Bay geht diese Auffüllung reißend schnell vorwärts. Das Land, was verwüstet wird, wäre eine Schatzkammer für ewig, während das Bischen Gold sich rasch erschöpft, und es wäre die höchste Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun.

* * *

— Officiellen Angaben zufolge erscheinen jetzt in Konstantinopel nicht weniger als 72 Zeitungen, zum Theil freilich von verschwindend kleinem Formate, und zwar 16 türkische, eine arabische, eine persische, eine deutsche, eine englische, 12 griechische, 13 armenische, 4 bulgarische, 2 hebräische, eine italienische und 20 französische. Auffallend ist besonders die letztere Ziffer im Vergleich zu der einen englischen.

— Der einmonatliche Kartoffelkrieg zwischen den beiden Republiken Guatemala und Salvador ist am 19. April durch die dreitägige Schlacht von Pasaquina, in welcher auf beiden Seiten eine Streitmacht von je 2500 bis 2700 Kriegern engagirt war, zu Gunsten des erstern Staates entschieden worden. Immerhin kostete jedem der Gegner dieser „Krieg" etwa 1 Million Piaster und 2000 Menschenleben. Nach nordamerikanischen Zeitungen (der „Explorateur" Nr. 72, welcher den vollständigen Friedensvertrag abdruckt, weiß davon nichts) hätte Salvador sich verpflichtet, in allen auswärtigen Angelegenheiten in Uebereinstimmung mit Guatemala zu handeln, flüchtige Verbrecher auszuliefern und die Jesuiten zu vertreiben. Darin will die „Newyork Tribune" den Keim eines zukünftigen centralamerikanischen Staatenbundes erblicken.

— Vorstellung eines Maori über Bankerott. Ein Maorihäupiling in Neuseeland, ein Mann von Intelligenz und in Geldangelegenheiten mit seinen benachbarten Pakehas (Weißen) sehr gewissenhaft, verlor kürzlich 40 Pf. St. bei einem Weißen, der sich bankerott erklärt hatte. Er erzählte befreundeten Häuptlingen, daß er sein Geld bei einem Pakeha verloren, welcher „packarapu" (bankrupt) geworden. Auf die Frage, was „packarapu" bedeute, gab er folgende Erklärung: „Ein Pakeha, der „packarapu" werden will, fängt ein Geschäft an und verschafft sich ohne Zahlung eine Menge Waaren. Er macht dann möglichst viel Geld daraus, vielleicht 2000 Pf. St. und bringt es sicher bei Seite, mit Ausnahme von 5 Pf. St. Mit diesen 5 Pf. St. geht er nun zum Richter und erklärt, er wolle packarapu werden. Der Richter entgegnet, es thue ihm zwar leid, aber es müsse geschehen. Er ruft hierauf alle Advocaten zusammen, sowie alle Leute, welchen der Pakeha schuldet, und spricht: Dieser Mann hier ist „packarapu", allein er will Euch Alles geben, was er hat, und darum hat er mich gebeten, diese 5 Pf. St. unter Euch zu vertheilen. Der Richter giebt dann den Advocaten 4 Pf. St., und unter die Gläubiger vertheilt er 1 Pf. St., worauf der packarapu-Pakeha ruhig nach Hause geht. — Australische Zeitungen meinen, der Maori habe nicht so ganz Unrecht.

— Die norwegische Regierung hat das Schiff „Voringen", Capitän Wille, ausgesendet, um den Ocean zwischen Norwegen und Grönland damit erforschen zu lassen, namentlich die Ausdehnung des tiefen Canals längs der Küste, die Bank zwischen den Faroer und Island, die Tiefseefauna ꝛc.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. I. (Mit vier Abbildungen.) — Weihnachten bei den Serben. Von Dr. Nikola J. Petrowitsch in Kragujewaz. II. (Schluß.) — P. Aschersons Reise nach der Kleinen Oase. — Die wissenschaftliche Reise Sr. Majestät Schiff „Gazelle". III. — Aus allen Erdtheilen: Von der Insel Hainan. — Einwanderung ins Northern Territory, Nordaustralien. — Die Wirkungen des Goldgrabens auf die californischen Flüsse. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. Juli 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage: „Verlag von J. Wurster u. Comp. in Zürich."

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 6.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

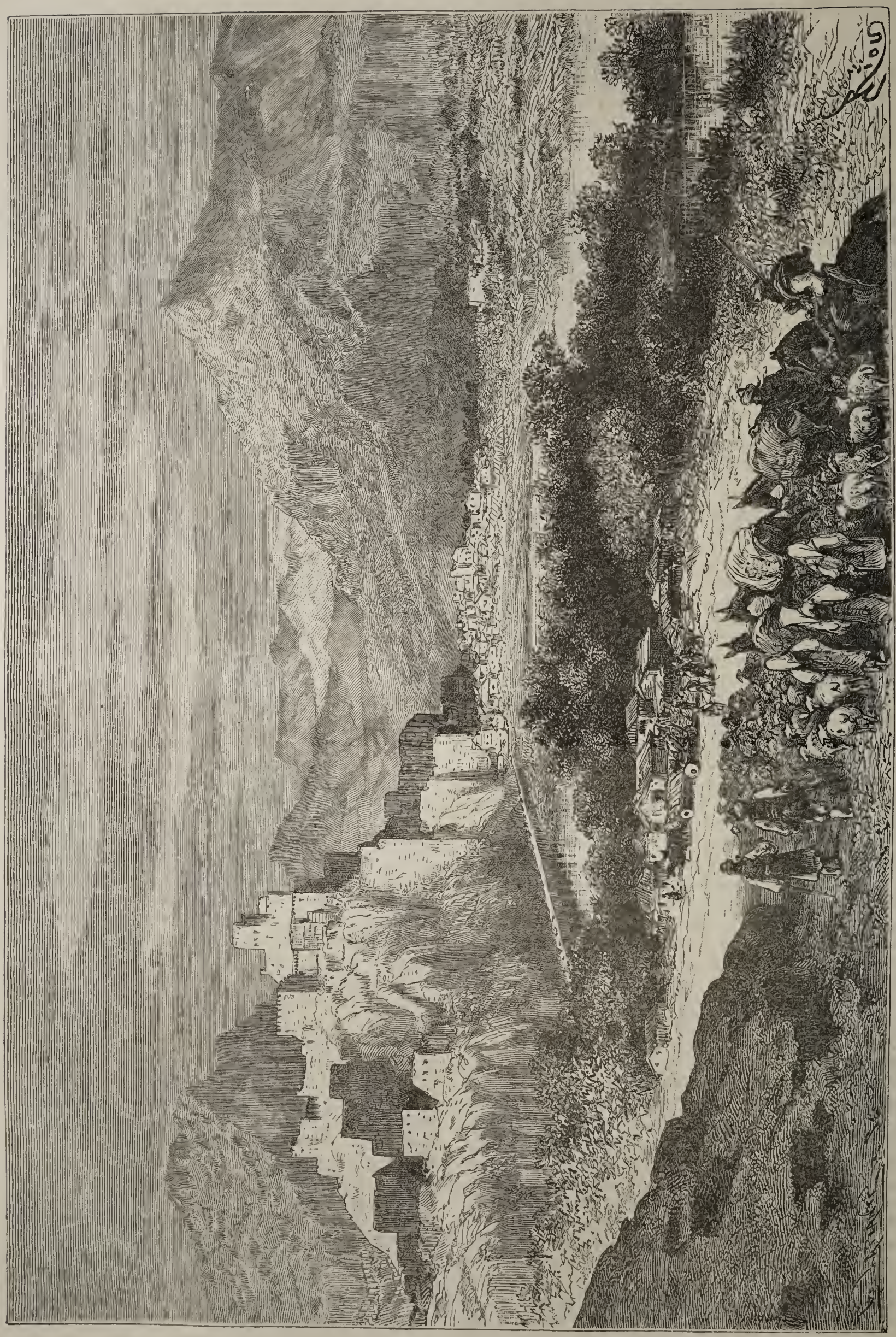
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

II.

Am folgenden Tage führte der Weg über Krujeve und Varivode nach Kistanje durch trauriges, melancholisches Land, das aber der Abwechselung und des Reizes nicht entbehrt. Bald sind es Ebenen, deren graue Oelbäume sich von dem lichten Golde der herbstlichen Weinreben scharf abheben; bald felsige Hügel, nach deren Ersteigung man sich wiederum auf einer Ebene befindet oder graue Thäler unter sich erblickt, über welche zahlreiche Schafherden wie schwarze und weiße Punkte zerstreut sind. Nirgends auch nur ein fußbreit Erde; stundenweit ist der Boden wie mit Felsplatten belegt und von Rissen und Spalten durchfurcht. Die Straße ist wenig betreten: ein griechischer Pope kommt mit Frau und Magd vorbei, alle drei auf einem Karren liegend, den zwei magere Gäule ziehen, und ab und zu begegnet man einer kleinen Karawane, wo alle Frauen rittlings zu Pferde sitzen, den Fuß in einem Steigbügel von Stricken. Nähert man sich Kistanje, so merkt man bald an Einzelnheiten der Tracht, daß man sich der Grenze des Türkenreiches nähert. Schon verhüllen alte Frauen die untere Hälfte des Gesichtes, während die jungen Mädchen frisch und unversteckt in die Welt hinausschauen. Alle Männer tragen den Turban und die meisten von ihnen haben in dem breiten, tief unten sitzenden Gürtel eine lange Pfeife von Kirschbaumholz mit thönernem Kopfe stecken. Die Bevölkerung der Umgegend bekennt sich allgemein zum griechischen Glauben; in den zehn Dörfern des Bezirks von Kistanje leben nur wenige katholische Familien. Die Ebene, in welcher die Stadt liegt, ist weit und ziemlich fruchtbar und trägt mehr Bäume als der Strich Landes nach Zara zu, weil hier zum ersten Male eine immerhin nicht sonderlich starke Humusschicht den kahlen Felsboden überdeckt. Immer fruchtbarer wird das Land gegen Knin hin; man sieht immer mehr schöne Nußbäume, Hirse- und Sorghumfelder und schließlich die stasselförmig aufsteigenden Häuser jenes Städtchens, über welchem auf einem mächtigen Felsen, dem Monte S. Salvador oder Spas, wie ihn die Slaven nennen, eine gewaltige Citadelle thront, diese selbst wieder von den Gipfeln der Dinarischen Alpen überragt, so daß die Gesammtheit dieser Factoren einen der anziehendsten Punkte Dalmatiens bildet. So unbedeutend der Ort mit seinen siebenzig Häusern ist, so wichtig war, namentlich in früheren Zeiten, ehe das Pulver die Kriegskunst umgestaltete, die Festung, welche die unter ihr hinziehende Straße und Brücke beherrschte. Wohl an zwanzig Mal hat sie im Laufe der Zeiten ihren Besitzer gewechselt und jeder fügte den vorgefundenen Befestigungswerken neue hinzu. In älteren Zeiten war sie der Zankapfel zwischen den Ungarn, Türken und Venetianern, in neueren zwischen Oesterreichern und Franzosen; und von letzteren vier Mächten rühren ihre Bastionen, Thürme, Wälle und Abschnitte nach altem und neuem Systeme her. Zuletzt spielte die Feste, welche dem Marschall Marmont als Stützpunkt für einen Kriegszug nach Bosnien dienen sollte, im October 1813 eine freilich unbedeutende Rolle: die wenigen Franzosen, welche ihre Besatzung bildeten, ergaben sich bald — und seitdem hat sie aufgehört ein fester Platz zu sein. Heute beherbergen ihre zehn militärischen Gebäude nur noch eine Compagnie Artillerie und eben so viel Fußvolk



Knin, vom Wege nach Verlica aus gesehen.

Weil der Ort am Vereinigungspunkte mehrerer Straßen liegt, die nördlich nach Croatien, nach Bosnien, südöstlich nach Sinj und Spalato, südlich nach Dernis und Sebenico und westlich nach Zara führen, und weil seine Umgebung verhältnißmäßig fruchtbar ist, so besitzt er trotz seiner Kleinheit einen nicht ganz unbedeutenden Verkehr und einen regelmäßigen Handel mit Bosnien. Aus den Wäldern der Türkei kommen namentlich Reisigbündel und Brennholz, welche lange Reihen von kleinen, nervigen, ausdauernden Pferden über die unwegsamen Grenzgebirge herüberschleppen.

Die Kerka drängt den Flecken gewissermaßen an den Festungsberg hinan und an demselben hinauf. Die Schiffbarkeit des mehrfach durch Wasserfälle unterbrochenen Flusses für größere Fahrzeuge reicht leider nur 20 Kilometer von seiner Mündung an aufwärts (welchen Umstand, wie neuerdings gemeldet wurde, die österreichische Regierung benutzen will, um in Sebenico einen neuen Seehafen zu errichten). Sein Bett bei und oberhalb Knin ist breit und sein Gewässer so klar und durchsichtig, daß man überall den Grund erblickt. Impofante Felsmassen steigen zu beiden Seiten auf und engen den Strom mehr und mehr ein; ab und zu zeigt sich eine Höhle in diesen steilen Wänden, aus welcher reichlich Wasser hervorströmt, das weiteres Eindringen verbietet. Von der Kniner Brücke aus bietet sich ein malerischer Anblick: schroff und unzugänglich steigt das rechte Ufer empor und von ihm lösen sich einzelne Gipfel ab, auf welchen die Türken einst Vertheidigungsthürme errichtet haben. Weniger schroff ist das andere Ufer; dort hat noch unweit des Anfangs der Brücke ein kleines weißes Gebäude Platz gefunden, das Schlachthaus des Fleckens, dessen Abfälle zahllose Fische herbeilocken. Aber weiter vorzudringen erlauben die dann steil aufsteigenden Felsen nicht.

Zwischen Knin und Sebenico an der Küste verkehrt regelmäßig die Post, welche diese Strecke in zwölf Stunden zurücklegt und halbwegs in Dernis eine Stunde verweilt. Die Straße überschreitet die Kerka und durchzieht zunächst ziemlich fruchtbares, aber schlecht bebautes Land. Häufig tritt dort der Strom aus seinen Ufern, schädigt die Felder und verbreitet Miasmen, welche böse Fieber im Gefolge haben. Namentlich im August und September graffiren dieselben

Die Kerka oberhalb der Brücke von Knin.

und alsdann vermeiden es die so abgehärteten Slaven, im Freien oder bei offenen Fenstern zu schlafen. — Die Dörfer längs der Poststraße, welche im Thale der Cosovica, eines Nebenflüßchens der Kerka, hinaufführt, unterscheiden sich in Nichts von den früher beschriebenen und ihre Häuser sind gleichfalls nicht malerischer. Bei Klanac verengt sich jenes Thal zu einer engen Spalte, welche stets Räubern zum Aufenthalte diente. Noch vor kurzer Zeit wurde die Post dort stets von Gendarmen begleitet, was dann nur noch bei größeren Geldsendungen stattfand und unlängst ganz weggefallen ist, nicht ohne daß aber die Polizei auf jene Stelle stets ein wachsames Auge behielte, zumal die Bevölkerung der Umgegend überaus unbändig ist und beim geringsten Zanke zu der Flinte greift. Um Dernis herum, das man in vier Stunden von Knin aus erreicht, ist die Gegend wieder fruchtbarer und herdenreicher. Auf langen Aufschüttungen fährt man zu dem hochgelegenen Orte hinauf, dessen flache, niedrige Häuser noch von einem alten Minaret aus der Türkenzeit überragt werden. Da es Sonntag war, so herrschte viel Leben in dem Orte, dessen Bewohner die trotz ihrer Einfachheit interessanteste Tracht in ganz Dalmatien tragen. Alle älteren Frauen verhüllen die untere Hälfte des Gesichts und tragen wie die marokkanischen Jüdinnen doppelte falsche Flechten, die sie mit kirschrothen oder leuchtend grünen Bändern umwickeln und oben auf dem Kopfe befestigen. Die großen Hals- und Busentücher sind sehr einfach, aber weiß wie Schnee und mit einer ebenfalls sehr einfachen, aber geschmackvollen Borte besetzt. An den Beinen tragen sie gestickte Gamaschen, dann einen groben, blauen Ueberrock und über die Schulter einen gestickten Beutel, in welchem sie ihre Einkäufe und kleinen Habseligkeiten mit sich führen.

Jenseit Dernis und des Cikola-Flusses, den die Straße nach dem Verlassen der Stadt überschreitet, steigt sie in Windungen bergauf und tritt dann wieder in eine ebene, aber hochgelegene und öde Gegend ein, die sich endlos und ermüdend fast bis Sebenico hinzieht. Das einzige Auffallende war eine lange Reihe morlakkischer Karren voll Steinkohlen, die aus einer Grube unweit Dernis stammen, aber trotz ihrer Billigkeit sich nicht recht einzubürgern vermögen, weil ihre

Heizkraft zu gering ist. Ehe man Sebenico erreicht, steigt die Straße nochmals bedeutend an, um die oben schon erwähnte Küstenkette zu überschreiten. Endlich erblickt man durch einen Einschnitt zwischen zwei grauen Felsen hindurch das Meer mit seinen Inseln und die Stadt, zu welcher man zwischen zwei Forts hindurch hinabsteigt. Sie liegt nicht unmittelbar am Meere: die Kerka hat sich im Laufe vieler Jahrtausende dort eine Mündung gegraben, welche wohl die größten Kriegsflotten aufzunehmen vermöchte, aber nur von verhältnißmäßig wenigen Küstenfahrern aufgesucht wird. Unterhalb der Wasserfälle, welche wir auf S. 70 abbildeten, fließt sie zunächst bei Scardona vorbei und erweitert sich dann zum See Proklian, dessen Inhalt schon mit Meereswasser gemischt ist. Wieder durchbricht darauf der Fluß im rechten Winkel das Küstengebirge und bildet dann das tiefe und fischreiche Becken von Sebenico, welches der Küste und den Küstengebirgen parallel läuft und durch den Canal S. Antonio mit dem Meere in Verbindung steht. Und wie

Mädchen von Sebenico.

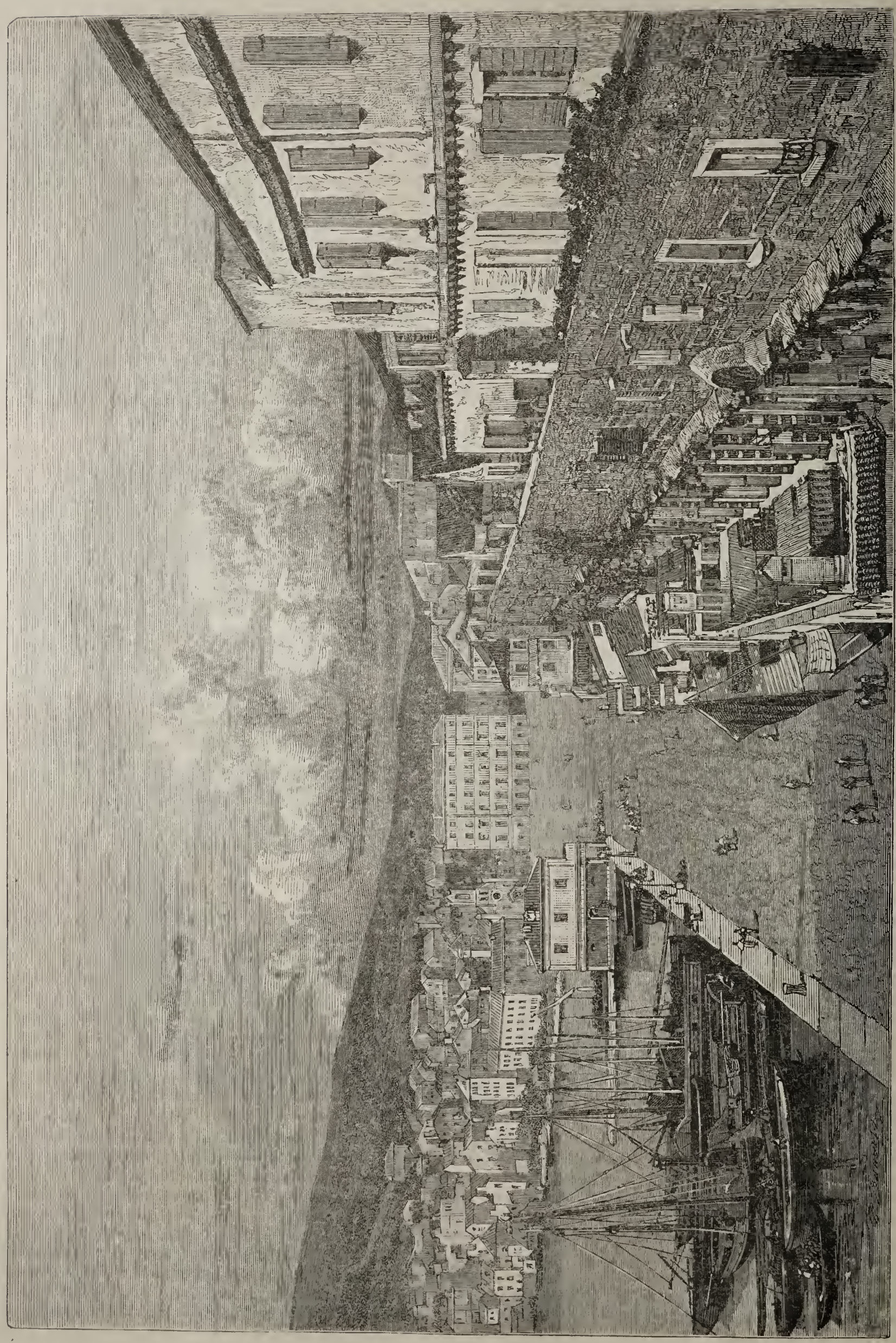
die Stadt nach der Landseite hin von mehreren kleinen Festungen begrenzt wird, dem Fort S. Giovanni, dem in Trümmer liegenden „Forte Barone“ (so geheißen nach seinem tapfern Befehlshaber, Freiherrn Christoph Martin von Degenfeld, der es im Jahre 1647 als venetianischer Feldherr gegen die überlegenen Schaaren des Paschas von Bosnien hielt) und dem Fort S. Anna, so suchten auch die einstigen Herrscher des Landes die Einfahrt zu der herrlichen Bucht, welche sie überdies durch Ketten den feindlichen Schiffen zu sperren vermochten, durch Werke zu schützen. Auf ihrem Süduser erbaute 1540 bis 1570 der schon genannte Michele Sammicheli den Venetianern das Fort S. Nicolo, das aber trotz seiner guten Erhaltung heutzutage eben so nutzlos ist wie die Trümmer der gegenüberliegenden Redoute, welche die Franzosen im Jahre 1810 aufführten. Kommt man vom Meere, so hat die Stadt, deren Häuser sich den Berg hinaufziehen, ein amphitheatralisches Aussehen und soll mit ihren Citadellen, wenn man Kleines Großem vergleichen kann,

Genua ähnlich sehen. Von vorn und hinten durch Meer und Fels in die Enge gedrängt, ist sie sehr unregelmäßig gebaut und besitzt außer der Hauptstraße keine einzige gerade Gasse. Vom Ufer aus führen eine Menge Treppen in die Oberstadt, steil, gewunden, eng und schlecht gehalten, bei Regenwetter schlüpfrig und fast gefährlich zu passiren. Dagegen sind die Häuser, welche ihre 6100 Einwohner beherbergen, nicht übel gebaut und zeigen hier und da einen hübsch verzierten venetianischen Balcon. Wie in den Städten Oberitaliens findet sich auch hier eine von Spaziergängern belebte „Piazza dei Signori" mit einer 1522 erbauten Loggia (Stadthaus), deren Schönheit aber durch Umbau verloren gegangen ist. Das einzig merkwürdige Gebäude der Stadt ist heutzutage der Dom, dessen Bau 1443 begann und erst 1536 vollendet wurde, und der darum zwei Stile zur Schau trägt: im untern Theile an den Thoren und den Fenstern der Nebenschiffe den gothischen Spitzbogen des Flammenstils, in der obern Hälfte den reinern italienischen Stil aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Obwohl für die Geschichte der Architektur von Interesse, ist er doch bei Weitem nicht so werthvoll und wichtig, als ihn die Landeskinder machen wollen. Die Grundform ist die eines lateinischen Kreuzes, das von einer hohen Kuppel gekrönt ist. Die beiden Eingänge des schwerfälligen Portals sind mit rohen Marmorsculpturen versehen und tragen darüber runde Fenster mit durchbrochener Steinarbeit. Zwei Reihen von je fünf glatten Säulen mit phantastischen Blättercapitälen tragen das Hauptschiff und trennen es von den beiden Nebenschiffen. Jede dieser Säulen ist mit der gegenüberstehenden durch eine halbkreisförmige Rippe verbunden, auf welcher oblonge Steine ruhen, welche von einer Rippe zur andern reichen. Dieses kühne Steingefüge stellt sich, weil ohne Bewurf oder Uebermalung, von innen wie von außen dem Auge ganz frei dar. In ähnlicher Weise ist auch das mit Blei gedeckte Dach der Kuppel und die Chorvorlage gebaut.

Von Sebenico aus besucht man am besten die Kerka-Fälle (slavisch Skardinskislap), weil die zwei und einhalbstündige Fahrt stromauf wegen der gewaltigen Felsenmassen, zwischen denen sich der Fluß hindurchwindet, überaus anziehend ist. Weiterhin gewährt der See Proklian und der An-

Traù, von der Insel Bua aus gesehen.

blick von Scardona, eines kleinen Fleckens, der den Namen der einstigen Römerstadt durch alle Jahrhunderte hindurch treu bewahrt hat, reiche Abwechselung. In römischen Zeiten war die Stadt nicht unbedeutend, denn sie war der Sitz eines der drei dalmatischen Gerichtshöfe und der Platz, von wo aus die Binnengegenden mit Waaren versehen wurden. Spurlos verschwindet sie aus der Geschichte, in welcher sie nie eine große Rolle gespielt hatte, und erscheint erst im 13. Jahrhundert wieder als Sitz von Seeräubern, mit denen die Ungarn und Venetianer erst 1322 aufräumten. In ihrem Besitze wechselten nun Serbien, Venedig, Bosnien und die Türkei ab, bis sie seit 1684 definitiv im Besitze der Venetianer blieb. „Die heutigen Einwohner Scardonas, unter welchen es auch viele Griechen giebt, leben vom Ackerbau und Handel. Ehemals und zwar bis 1815 kamen die türkischen Karawanen bis nahe zu dem Flecken, und da war der Ort etwas lebhafter. Einen starken Stoß hat der Wohlstand der Einwohner im Kriegsjahr 1809 erlitten. Die Einwohner hatten beim Vordringen der österreichischen Truppen die Waffen ergriffen und waren mit ihnen gegen Sebenico gezogen. Dafür mußten sie nach dem Rückzug der Oesterreicher mit einer starken Contribution büßen. Weil aber das Gelderwerben hier zu Land wegen Mangels an ergiebigen Erwerbsquellen eine sehr schwierige Sache ist, so bleiben die Folgen solcher Erschütterungen lange nachhaltig." (F. Petter, Dalmatien II, S. 39.) Eine gute halbe Stunde weiter stromauf von Scardona erreicht man, stets zwischen colossalen Felsenmauern hinfahrend, die von einer grünen, lachenden Umgebung eingerahmten Fälle. Das hemmende Gestein besteht dort aus einem sehr weichen, leicht zerstörbaren Kalke, in und durch welchen sich das Wasser zahlreiche Canäle, kleine Tunnels und Oeffnungen gegraben hat, so daß man nicht einer großen Wassermasse gegenüber sich befindet, die mit einem Satze aus bedeutender Höhe herabstürzt, wie bei den großen, berühmten Wasserfällen, sondern einer Unzahl kleiner Cascaden, die von rechts und links her über- und durcheinander brausen und namentlich bei Hochwasser und hellem Sonnenschein einen reizenden Anblick gewähren. Noch am selben Abend schiffte sich Yriarte ein, um folgenden Tages früh die fünf Stunden in Anspruch nehmende Fahrt nach Spalato anzutreten. Das Schiff hält sich stets ganz dicht an der Küste, die dort sehr steil und schwer zugänglich



Die Schiffslände von Spalato und die äußere Mauer des Diocletianischen Palastes.

ist. Hat es aber die Punta della Planca umfahren, so tritt es in ein Gebiet des Adriatischen Meeres ein, wo dasselbe nur als ein riesiger Binnensee erscheint, der durch zahlreiche Canäle mit dem Hauptgewässer zusammenhängt. Die Städte in diesem südlichen Theile Dalmatiens liegen stets am Meere und jede ist ein Hafen, wie in Istrien und an der croatischen Küste; aber alle sind sie in den innersten Winkeln der Meerbusen versteckt, und langgedehnte Inseln entziehen ihren Anblick denen, welche auf hoher See vorbeifahren. In drei- und viersacher Reihe sind dieselben dem Festlande vorgelagert, nicht mehr, wie weiter im Norden von Nordwesten nach Südosten sich hinziehend, sondern fast genau von Osten nach Westen gerichtet, dabei meist von solcher Größe, daß sie für sich allein einen gesonderten District bilden, wie Brazza, Lesina, das schlachtenberühmte Lissa, wo 1811 die französische Flotte durch die englische, 1866 die italienische durch die österreichische unter Tegethoff geschlagen wurde, ferner Curzola, Lagosta, Meleda, das im Alterthume gleichen Namen mit Malta (Melite) führte, und die Halbinsel Sabbioncello, die nur durch eine schmale Landenge mit dem Continente zusammenhängt. Nirgends verliert man in diesen Canälen, dem von Spalato, von Brazza, von Greco di Lesina u. s. w., das Land aus dem Auge, ein treffliches Gebiet für Schifffahrt und Handelsemporien. Das war den umsichtigen Syracusanern nicht entgangen, welche im Anfange des vierten vorchristlichen Jahrhunderts von jenen Inseln Besitz nahmen, nicht ohne daß ihnen die seekundigen Liburner feindlich entgegentraten. Aber der Tauschhandel, die Einfuhr von Wein und Oel und die Ausfuhr von Rohproducten des Waldes und der Herden war zu vortheilhaft, als daß die Griechen ihren Besitz so leicht aufgegeben hätten, und Dionysius sicherte seine Ansiedlungen in der Adria durch Befestigungen und Militärcolonien. So wurde Issa, das heutige Lissa, so Tragurion (das die Slaven noch Trogir, die Italiener verkürzt Traù nennen), so Pharos (heute Lesina) und das „schwarze Kerkyra", das heutige Curzola, zu griechischen Colonien. Merkwürdig ist, wie getreu die Slaven jene antiken Namen bewahrt haben, Tragurion als Trogir, Pharos als Hvar, Kerkyra als Karkar, während die Italiener dafür Traù, Lesina und Curzola sagen. Letztere darf man aber auch keineswegs für Nachkommen der alten, an jenen Küsten ansässigen Römer halten: erst im Mittelalter wurde von Venedig aus, wie auch der Dialect zeigt, dies Gebiet von Neuem mit Italienern besetzt.

Zwischen zwei Felsinseln Solta und Zirona hindurch und an der Süd- und Ostküste der Insel Bua entlang fahrend kommt das Schiff in eine fast rings geschlossene Bai, den Canale dei Castelli (I Castelli heißt die Reihe von Dörfern an seinem Nordgestade zwischen Traù und Spalato), und damit in Sicht von Spalato, das dem Palastbau des in der Nähe geborenen und hier gestorbenen Weltbeherrschers Diocletian seinen Namen und seine größte Merkwürdigkeit verdankt.

Zwei Briefe des Dr. Finsch über seine Forschungsreise nach Westsibirien.

I.

Die von uns („Globus" XXIX, S. 299) schon erwähnte naturwissenschaftliche Reise der Herren Dr. Finsch, Dr. Brehm und Graf Waldburg-Zeil nach Westsibirien nimmt einen erwünschten Fortgang, und die Berichte von derselben, welche der Bremer „Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt" veröffentlicht, bringen des Interessanten viel, namentlich seitdem die Reisenden auf asiatischem Boden angelangt sind. So schilderten die vorletzten Briefe die Reise über Omsk nach Semipalatinsk und die von dort aus zu Anfang Mai unternommenen Jagdausflüge. Jetzt liegen zwei Briefe des Dr. Finsch vor, welche schon von den Grenzgebieten Rußlands gegen China datirt sind und die wir hier fast unverkürzt mittheilen. Deren erster schildert die Fahrt von Semipalatinsk südwärts durch die Steppe nach Sergiopol, zum See Ala Kul und über die Vorberge des Gebirges Ala Tau nach Lepsa, während der zweite von den Gebirgswanderungen um Lepsa, namentlich der Excursion zum Alpensee Dschasyl Kul südlich von Lepsa (Lepsinsk) (auf A. Petermann's trefflicher Karte zu Sewerzow's „Erforschung des Thian-Schan", Ergänzungsheft Nro 43 zu den „Mittheilungen", Dschisyl Kul genannt), ferner von der Reise über Urdschar und Bagti nach der chinesischen Grenzstadt Tschugutschak und von da auf chinesischem Gebiete über Bugutusai nach dem russischen Grenzposten Saissan handelt. Während der kurzen Zeit, welche die Reisenden in den Gebirgen Ala Tau und Tarbagatai verweilten, wurde eifrig gesammelt. Dr. Finsch schreibt: „Mich freuen besonders die Fische vom Ala Kul und Ala Tau, die, obschon wenig Arten, gewiß Neues enthalten. Ich habe in großem Stile und serienweise gesammelt. Auch von Vögeln habe ich gewiß an 100 Bälge gemacht; vielleicht ist Neues darunter. Außerdem haben wir zwei vollständige Argali, zwei Kulans (wilde Pferde), zwei Antilopes subgutturosa, verschiedene Maralgehörne, und unter den Amphibien ist ohne Zweifel Neues. Das Herbarium des Grafen ist sehr beträchtlich angewachsen; an Steinausbeute ist bei constanter Steppenreise wenig zu machen; Insecten sind wenig; namentlich wundert mich die geringe Zahl Schmetterlinge."

Lepsa (Turkestan), 13. Mai.
(Zwischen 45 und 46° N. und nahe 80° O.)

In Begleitung des Gouverneurs und anderer Herren fuhren wir am 3. Mai von Semipalatinsk ab, setzten per Fuhre über den Semipalatinska und den Irtisch, wurden hier von reichen Kirgisen bewirthet und trafen gegen Mitternacht im Jurtenlager an den Arkatbergen ein. Eine prachtvolle Jurte war für uns eingerichtet, schön mit Taschkendteppichen belegt, und wir blieben bei Pillaf, Schaffleisch und Kumis noch lange sitzen. Die Arkatberge sind kahle, groteske und auffallend wilde Granitgebirge, die etwa bis 1200 Fuß hoch aus der baumlosen Steppe sich malerisch erheben. Erst am 4. konnten wir das großartige Bild ganz überblicken. An diesem Tage große Archali- (d. h. Argali-) Jagd. Dabei waren 50 Kirgisen, wie wir alle, zu Pferde, die Damen ebenfalls. Wir wurden in den Felsen angestellt. Es war eine ungemein wilde Jagd, die Kirgisen trieben zu Pferde. Ich hatte das Vergnügen, ein Argali zu sehen, welches meinem Nebenmanne auf 40 Schritt vorbeiging, und zwar hin

und zurück, ohne daß er es sah. Nach dem Argali kam ein Wolf, den ich fehlte. Heftiger Regen zwang zur Rückkehr, wir mußten in eine Jurte kriechen, und hier gingen fünf Argali kaum 50 Schritt weit vorbei. Abends wurden zwei Kitzchen vom Argali lebend und ein vom Adler zerrissenes eingebracht. Es war am Abend sehr kalt und schneite in der Nacht so, daß es eine vollständige Winterlandschaft gab. Dennoch wurde am 5. eine neue Jagd auf Argali veranstaltet, wobei Brehm das Glück hatte, ein Weibchen zu schießen, der Graf das Kitz, welches aber leider in den Felsen verloren ging. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Thiere über die Felsen sausen, das kleine, kaum vier Tage alte, fast noch besser als das alte. Der Heimzug mit dem erlegten Argali auf den Pferden war sehr malerisch, im Zuge befanden sich Kosacken, viele Kirgisenchefs ꝛc.; einzelne der letzteren hielten dressirte Steinadler auf der rechten Hand. Hier wird mit Hülfe des Steinadlers der Wolf und der Fuchs gejagt, nur nicht im Frühjahr; der Vogel hat dann Liebesgedanken und taugt deshalb nicht zur Jagd.

Am 6. war es auch noch kalt, doch die Witterung im Ganzen besser; es fand ein großes Wettrennen der Kirgisenknaben statt. Sie ritten 20 Werst in 54 Minuten. Dann folgte ein Wettringen, wobei die Kirgisen sich in zwei Abtheilungen theilten und ihre Kämpen vorgehen ließen. Letztere waren nur mit Hose und Hemd bekleidet, sie faßten sich, Schulter an Schulter gestemmt, am Gürtel und suchten sich zu werfen; es waren stramme, musculöse Kerls. Auch Reitkünste, z. B. stehend in Carrière zu reiten, wurden ausgeführt. Wir fuhren Abends gegen 7 Uhr ab, reisten die ganze Nacht durch und trafen am 7. Mai gegen 10 Uhr in Sergiopol ein, einem kleinen Orte von 1000 Einwohnern, der früher Ajakus hieß. Der Kosacken- und Tatarenweg bis Sergiopol geht durch die Steppe, die indeß mehrere Höhenzüge zeigt. Bei der letzten Station vor Sergiopol erblickt man zuerst die schneebedeckte Gebirgsreihe des Tarbagatai. Die Steppe ist belebt von den Herden der Kirgisen, deren Jurten und auffallende Gräber häufig zu sehen sind. Vor der Stadt, die in weiter baumloser Steppe liegt, wurden wir von einem Kosackenpiket in Paradeuniform, acht Mann mit Trompeter und Standarte, empfangen und ins Quartier geleitet, wo uns der Kreischef von Lepsa, Oberst Friedrichs, empfing, der zehn Tage in Sergiopol auf uns gewartet hatte. Wir erhielten hier einige interessante Fische aus dem Balchaschsee, und fuhren Nachmittags 2 Uhr weiter. Die Kosackenlinie hört jetzt auf, d. h. es giebt keine Dörfer mehr, sondern von 20 zu 40 Werst ein elendes Lehmhaus, welches Piket heißt, und wo eigentlich Kosacken stehen sollten. Hier werden gewöhnlich etliche Pferde gehalten, aber Wagen sind nur selten zu haben. Der Weg führt ununterbrochen über die Steppe, welche schon hier und da weiße salzhaltige Auswaschungen sowie Sümpfe und Seen zeigt. Sie wird malerisch begrenzt vom Tarbagatai. Ein Kosackenpiket gab uns das Geleit; dann begleiteten uns, wie auf dem ganzen Wege, Kirgisenchefs. Wir fuhren durch bis zum vierten Piket, früh 3 Uhr (8. Mai), wo uns acht Kosacken in Front erwarteten; zwei Mann wurden als Posten vor die Jurte gestellt. Unser Lager war am Flusse Karakol; hier genossen wir früh 6 Uhr einen schönen Blick auf den Tarbagatai und die entfernteren Schneekuppen des Ala Tau im Süden. Die Thierwelt der Steppe enthielt für uns neue Vogelformen: das Sandhuhn, die östliche Turteltaube (Turtur gelastes), die weißkehlige Alpenlerche, die grauköpfige Bachstelze. Käfer waren selten auf der Steppe, auch haben wir keine Schmetterlinge gesehen, wohl weil es noch zu kalt war. Thee wird hier des salzigen Wassers wegen immer schlechter. Unser Hauptgetränk bleibt Kumis; es ist nicht übel, säuerlich wie Buttermilch, mit eigenthümlichem Geruch und Nachgeschmack. In Karakol blieb der Gepäckwagen zurück; das Gepäck wurde auf drei Kameele verladen. Da es hier nur kirgisische Steppenpferde giebt, die noch nie eine Tarantasse sahen, so mußten wir die ersten 12 bis 15 Werst reiten. Das Einspannen der wilden Bestien war sehr interessant, oft hielten fünf Kerls ein Pferd, und unter Schreien und Hieben ging es dann fort wie die wilde Jagd. Alles war gut, so lange der Wagen hielt; aber meist reißen beim ersten Anspannen schon Stränge und Zügel. Hinter Karakol fanden wir die ersten ackernden Kirgisen, die hier große Weizenfelder bestellen; sie stauen dazu den Fluß und bewässern mittelst Gräben die fruchtbare Erde, welche von dem elenden Pfluge kaum ein paar Zoll tief umgewühlt wird. Die Ackerleute waren von Hunderten von Lachmöven (Larus ridibundus) umgeben. An allen neuen Haltestellen hatten die Chefs der Kirgisen Jurten für uns aufgeschlagen und begleiteten uns im besten Staate bis zum nächsten Bezirke. Die Steppe war mit Rhabarber, Schierling und Spiräa, die anfängt zu blühen, bedeckt. Da, wo der Alkaliboden beginnt, wurde es kahl; die Pflanzen hatten eine graue, düstere Farbe. Große und Zwergtrappen waren nicht selten, auch viele Weihen gab es, hier und da erblickten wir einen Steinadler; Kulans (wilde Pferde) und Antilopen (Saigas) kommen nicht vor.

Am 8. Mai, Nachmittags 4 Uhr, traten wir in reine Salzsteppe ein; Pferde sinken hier bis über die Fesseln in den mit einer weißen Salzkruste bedeckten Boden. Der Staub ist furchtbar, man passirt große Rohrwälder, und offenbar befanden wir uns hier in dem ausgetrockneten Bett des Sees Ala Kul. In der Nacht erreichten wird endlich das Ufer des Sees an der Westseite. Es ist zunächst nichts als ein colossales Röhricht, hier und da war eine schmale Wasserstraße sichtbar. Viele Gänse, Enten und Schwäne ließen sich hören. Wir schliefen hier ein paar Stunden in einer Jurte und setzten unsern Weg früh am 9. zum Süduser des Sees fort. Es ist meistens nichts als Salzsteppe, den See bekommt man nur an zwei Stellen zu sehen, sonst bleibt er vom Röhricht verdeckt; am Horizonte erschienen wunderbar flimmernde Luftspiegelungen, dabei war es sehr heiß. Am Nachmittag gegen 3 Uhr erreichten wir ein Jurtenlager auf einem schönen Hügel am Südrande des Sees. Es war ein prachtvolles Bild. Man übersieht die unendliche Fläche des Sees, graublau, begrenzt im Hintergrunde vom Tarbagatai, an den er zu stoßen scheint, und hat im Süden die Vorberge des Ala Tau vor sich, hinter denen hohe schneeige Gipfel emporragen. Das Vogelleben am See ist sehr reich: unzählige Graugänse, die Junge hatten, Enten, Schwäne, graue Kraniche, Möven, darunter auch die schöne große Fischermöve (Larus ichthyaetus). Aber alles Wassergeflügel war sehr scheu und kaum zu beschleichen. Auf der Steppe am See fanden wir zuerst Rosenstaare und schwarzköpfige Bachstelzen, darunter solche mit weißen Augenstreifen, und eine eigenthümliche Lerche. Von Rohrsängern war nichts zu erhalten, weil Jagd in dem Dickicht unmöglich war. Ich hatte alle Kirgisen zur Mithülfe beim Sammeln aufbieten lassen, und so erhielten wir Käfer und zwei merkwürdige Sorten Eidechsen, darunter eine höchst interessante geckoartige Form mit himmelblauen und rosenrothen Flecken. Es war sehr heiß (21° im Schatten) und Mücken stellten sich ein, deren Opfer ich zuerst wurde. Nachdem wir ein kleines Boot aus einem Baumstamme ausgeflickt, wurde ein Fischzug gemacht (am 10.), der große Mengen Fische brachte, aber nur 3 bis 4 Arten, die mir alle interessant und unbekannt sind, jedenfalls nicht europäischen Formen angehören, mit Ausnahme einer Cobitisart. Ein eigenthümlicher, an 2 Fuß

langer Fisch, Marinka genannt, soll giftig sein, schmeckte uns aber sehr gut. Wir blieben bis zum 11. Mai an dieser Stelle des Ala Kul (bunter See) und wohnten in der Jurte des Sultans Abin Dair, der seine Abkunft von Dschingis Khan herleitet und zu dem Geburtsadel vom „weißen Knochen“ gehört. Er hat 2000 Jurten in seinem Bereiche. — Wir haben am Ala Kul viele Pflanzen sowie einige Schnecken gesammelt, ferner Wasser-, Grund- und Salzproben genommen.

Am 11., Nachmittags 4 Uhr, brachen wir auf. Die Luft war kühl (nur 14°); der Weg ging durch die Salz- und Rhabarbersteppe, immer in Sicht des Ala Tau, dessen erste Hügelreihe, die Saikanberge, mehr und mehr hervortraten. Am Fuße derselben erwarteten uns neue Kirgisenhäuptlinge mit schön aufgeschirrten Reitpferden. Sie geleiteten uns nach einem Jurtenlager. In der Nähe befanden sich kirgisische Gräber, darunter das hohe kegelförmige eines Großen, alle aus ungebrannten Lehmziegeln aufgemauert. Noch denselben Abend brachen wir wieder auf; Hitze und Staub wurden durch Regen etwas gemildert. Wir mußten jetzt reiten, da eins der Pferde sich durchaus nicht einspannen ließ und die übrigen mit dem Wagen durchbrannten. Als sich der Eifer der Pferde gelegt, konnten wir wieder einsteigen und erreichten bei sehr kühlem Wetter (man fror trotz des Pelzes) gegen Mitternacht ein Jurtenlager, wo ein echt kirgisischer Pillaf und Kumis unserer harrten. Ein Weg war eigentlich gar nicht da, bei der Dunkelheit konnte man wenig sehen und der Wagen wurde nur von Kosacken zu Pferde an Stricken gehalten. Der Ruf „derschdi“ — „halten“, „festhalten“ — war unaufhörlich. Brehm warf um. Wir froren Nachts in der Jurte sehr. Am 12. früh Morgens 5 Uhr waren wir wieder auf. Vor uns breitete sich die weite grüne Ebene mit vielen Auls der Kirgisen aus. Auf ihr weideten zahlreiche Herden, namentlich schöne Ziegen und Fettschwanzschafe. Sie war begrenzt im Süden von grünen Hügeln, aus denen rother Fels hervortrat, im Westen von kahlen Sanddünen, im Norden und Osten von höheren Bergreihen, die mit frischgefallenem Schnee bedeckt waren und hinter denen die Hochgebirge des Ala Tau hervorblickten. Wir erhielten früh Pillaf und frischgebratene Schafbrust, und fuhren dann weiter, mehr in die Berge hinein. Wir passirten zuerst den Fluß Dschindschilla, wo rothe Siegelerde auftritt, und gingen dann ununterbrochen in Schluchten und über Bergkuppen weiter durch die grüne, aber baumlose Landschaft. An Pflanzen sammelten wir prachtvolle wilde rothe Päonien, eine blaue Campanula und andere. Wir sahen hier zuerst Bienenfresser. Ich ritt den ganzen Weg, da es mir im Wagen, der oft halten mußte, zu ungemüthlich war. (So $6\frac{1}{2}$ Stunden auf einem Kirgisenpferde ist eben kein Spazierritt.) Gegen 4 Uhr hatten wir endlich die letzte Höhe erreicht und sahen Lepsa in der Ebene malerisch vor uns liegen, umrahmt von grünen, aber kahlen Bergen; nur im Süden zeigten sich die Berge mit Vegetation (Bäumen) bekleidet. Hinter ihnen ragt in malerischen Kuppen und Spitzen das bis zur halben Höhe mit Schnee bedeckte Ala-Tau-Gebirge. Lepsa hat etwa 3000 Einwohner. Es sind fast alles Kosacken und einige Tataren; Kirgisen wohnen in der Nähe. Die Stadt hat breite Straßen, die durch Anpflanzung von Birken ein freundliches Ansehen haben, und als Wohnungen lauter kleine Holzbauten. Es steht hier außer den Kosacken eine reguläre Batterie, deren Chefs, Oberst von Rosen und Capitän von Thyzenhausen, wir kennen lernten. Die Gründung der Stadt erfolgte erst seit der Eroberung Turkestans, und sie entwickelt sich zusehends. Die Kosacken betreiben etwas Landbau und viel Bienenzucht; es giebt hier einen herrlichen Honig, der sich wie Schmalz schneidet. Wir sind hier im Hause eines reichen Kosacken gut untergebracht und erfreuen uns wieder einigen Comforts. Schade, daß wir so schnell fort müssen: hier wäre ein Ort zu sammeln. Gestern machten wir einen Ritt längs des Lepsaflusses in die Berge, die sehr schön sind. Wir erlegten den weißbäuchigen Wasserschmätzer (Cinclus Leucogaster), die Maskenbachstelze (Motacilla personata), die weißflügelige Elster (Pica leucoptera); erhielten mehrere interessante Fischformen: eine Cobitisart und mir neue Form, aber keine Salmoniden. Heute machen wir eine andere Excursion in die Berge nach einem 6000 Fuß hoch gelegenen See (Lepsa liegt schon über 4000 Fuß hoch). Wir bleiben an dem See über Nacht. Hoffentlich erhalten wir dort Interessantes.

NB. Hochgebirgstouren sind jetzt des vielen Schnees halber noch nicht möglich.

Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle“.

IV. Von Neu-Hannover nach Brisbane.

G. Bald nach der Ankunft in Neu-Hannover, nachdem die Eingeborenen, welche in zahlreichen Canoes das Schiff umfuhren, die erste Scheu überwunden hatten, und sich näher heran wagten, begann sich ein Tauschhandel zu entwickeln, der viele interessante Gegenstände in die Hände der Besatzung lieferte. Indessen kam nicht Einer an Bord der Corvette: dazu waren sie auf keine Weise zu bewegen, trotz ihrer Neugierde, welche so weit ging, daß Frauen und Mädchen vom Lande aus sich kopfüber ins Wasser stürzten, um zum Schiffe heranzuschwimmen und dort von den Canoes aufgenommen zu werden. Friedlich verhielten sich Alle, obwohl der männliche Theil der Bevölkerung stets mit Speeren oder Keulen bewaffnet geht. Man darf dies aber keineswegs für den Ausfluß freundlicher Gefühle halten; es ist vielmehr lediglich die Furcht vor der Macht und Ueberlegenheit eines Kriegsschiffes. Sie stahlen, wo sich die Gelegenheit darbot. Durch ein freundliches, liebenswürdiges Wesen suchten sie zunächst alles Mißtrauen schwinden zu machen und den, welchen sie bestehlen wollten, gewissermaßen für sich einzunehmen. Dann aber versuchten sie zu entwenden, was möglich war und wo sie es unentdeckt und ungestraft thun zu können glaubten. Am 21. Juli wurde der Ankerplatz wieder verlassen, um an einer andern Stelle der Insel frisches Wasser aufzusuchen und einzunehmen. Etwa in der Mitte der Südküste Neu-Hannovers schien der gewünschte Ort gefunden zu sein, und ankerte die „Gazelle“ am 22. Juli des Morgens nicht sehr weit von einer Flußmündung in einer kleinen gegen den Südost-Monsun ziemlich geschützten Bucht. An derselben selbst liegt kein Dorf; doch kamen die Eingeborenen sehr bald zu Hunderten aus den einige Meilen westlich und östlich gelegenen Dörfern an den Strand. Ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen und denen der Nordküste

findet nicht statt. Bemerkenswerth war nur, daß diese Wilden noch nie Weiße gesehen zu haben schienen, wie aus ihrem ganzen Benehmen geschlossen werden konnte; sie verhielten sich scheu und feindselig: letzteres vermuthlich ein Grund für ihre kriegerische Beanlagung resp. Gewohnheit. Das Stehlen war ihnen aber ebenso bekannt und geläufig, wie ihren Landsleuten im Nordwesten der Insel, welche übele Neigung natürlich bald zu verschiedenen Differenzen führte.

Bei einem Ausfluge nämlich, den Herr von Schleinitz den erwähnten Fluß aufwärts unternommen, versuchte eine Anzahl Eingeborener die Gig, das Boot des Commandanten, während derselbe das dem Flusse nahe Gebirge bestieg, wiederholentlich zu berauben. Der Bootssteuerer konnte sich das selbstredend nicht gefallen lassen und feuerte mehrfach blinde Schüsse über die Köpfe der Wilden ab. Indessen vergebens: erst nachdem einer verwundet worden, suchten sie das Weite. Am nächsten Tage traf es sich, daß einige Offizierburschen Zeug zum Trocknen auf dem linken Ufer des Flusses aufgehängt hatten, als plötzlich die Eingeborenen auf dem andern Ufer in großer Zahl bewaffnet erschienen. Nicht lange währte es, und einige der Verwegensten oder auch Raublustigsten warfen sich in den Fluß, schwammen zu den Burschen und nahmen ihnen verschiedene Stücke Zeug ab, indem sie die Wehrlosen mit ihren Waffen bedrohten. Zufällig nahte zur selben Zeit die Jolle (kleines Boot mit einem Steuerer und zwei bis vier Ruderern) dem Lande. Der Bootssteuerer derselben hatte, als er das Vorhaben der Wilden bemerkte, sofort nichts Eiligeres zu thun, als zu versuchen ihnen ihren Raub wieder abzujagen. Mit gespanntem Revolver war er dem andern Ufer nahe, wo ihn der ganze Haufen schon erwartete. Leider versagte die Schußwaffe, und nun prasselte ein Hagel von Steinen und Speeren auf das kleine Boot, welches den Rückzug anzutreten gezwungen war. Dem Bootssteuerer ging ein Speer unter dem Arme durch, glücklicherweise ohne zu schaden, während einer der Bootsruderer derartig durch einen Steinwurf an den Kopf getroffen wurde, daß er besinnungslos zu Boden sank. Dadurch wuchs der Muth der Wilden ganz bedeutend. Sie bedrohten abermals aufs Ernstlichste die waffenlosen Burschen mit Steinen und Speerwürfen und verfolgten sie sogar nach dem nahen Walde. Da vom Bord aus der Vorfall sogleich bemerkt worden war, so wurde rasch ein Kutter armirt und zur Hülfe geschickt. Außerdem ließ Herr von Schleinitz mittelst eines Bootsgeschützes mehrere Granaten nach der Richtung werfen, wohin die Wilden sich, als der Kutter nahte und den ersten Schuß abgegeben hatte, eiligst zurückzogen.

Damit glaubte der Commandant indessen die Angelegenheit noch keineswegs geordnet: denn nicht allein, daß die Eingeborenen noch im Besitze der gestohlenen Sachen waren, so schien es doch wichtig ihnen zu beweisen, daß Europäer nicht allein den Willen, sondern auch die Macht haben, derlei Unrecht zu bestrafen. Zu diesem Zwecke wurde ein Zug des Landungscorps an Land gesetzt, um den Wilden event. in ihre Dörfer zu folgen. Herr von Schleinitz selbst setzte sich an die Spitze der kleinen Expedition. Um den Ort, wo die Dörfer sich befanden, zu erreichen, mußten zunächst etwa 4 Seemeilen längs der Küste und dann 2 Seemeilen einen Fluß aufwärts zurückgelegt werden. Dieser Fluß mündet in die dem Ankerplatz der Corvette nächste, ziemlich große und durch Korallenriffe fast geschlossene Bay in sumpfigem Terrain. So leicht war es daher nicht, ihnen beizukommen, da bei dem flachen Wasser die Boote nicht sehr nahe heran konnten, und mußten die Leute in Folge dessen, bis an die Hüften im Wasser, ans Ufer waten. An dem erwähnten Flusse entlang führte ein morastiger Weg, welchen zwei der Offiziere schon einige Tage vorher, ebenfalls um den Dörfern einen Besuch abzustatten, betreten hatten. Dieselben konnten daher als Führer dienen. Die Wilden mußten wohl einen derartigen Besuch Seitens der Fremdlinge erwartet haben, da sich bereits bei der Landung bewaffnete Eingeborene zeigten und nun auf dem Vormarsche in der Ferne das Blasen der Kriegsmuschel und das Rasseln der Kriegstrommel deutlich gehört wurde.

Bald nahete sich das Detachement, etwa 30 Mann stark (zwei Sectionen waren zur Deckung des Rückzuges bei den Booten zurückgelassen worden), den Dörfern, von denen drei oder vier nahe bei einander liegen. Eines derselben lehnt sich an eine steile, felsige Anhöhe, welche gewissermaßen als befestigter Waffenplatz dient. Da das Terrain an der Stelle, wo die Matrosen sich befanden, ansteigt und die Hütten in einer welligen, fruchtbaren, mit Palmen, Bananen und anderen Anpflanzungen bestandenen Ebene liegen, so konnten sie natürlich vortrefflich eingesehen werden, und wurden denn auch die offenbar zum Kampfe bereiten Eingeborenen in der Stärke von einigen hundert Mann, mit Speeren, Keulen und Schleudern bewaffnet, wahrgenommen. Die Kriegsinstrumente ertönten noch fort und fort und fanden aus den entfernteren Dörfern Erwiderung. Die Weiber und Kinder waren entfernt worden.

Zunächst wollte indessen Herr von Schleinitz noch einmal den Weg gütlicher Verhandlungen einschlagen, um ein Blutvergießen zu vermeiden, da in diesem Falle die Wilden ihre Rache an jedem Weißen geübt haben würden, der ihnen später einmal, etwa durch wehrlose zufällig an jene Küste gerathende Kauffahrteischiffe, in die Hände fiel. Vor dem Eingange des nächsten Dorfes hatten sich vier Wilde, wahrscheinlich die Häuptlinge, postirt; als Herr von Schleinitz, zum Zeichen seiner friedlichen Absichten mit dem Tuche winkend, sich ihnen nahete, zogen sie sich zurück. Der seinen Commandanten begleitende Offizier blieb nun zurück, und ersterer steckte auch noch den Revolver, den er bis dahin in der Hand getragen, ein. Aber erst innerhalb der ersten Häuser hielten die Vier Stand. Einer reichte jetzt Herrn von Schleinitz, vermuthlich als Zeichen der Bewillkommnung, ein an einen Stock gebundenes junges Huhn, wofür als Gegengeschenk einige Stücke bunten Tuches gegeben wurden. Es begann nun mittelst der Zeichensprache eine kaum mißzuverstehende Unterhaltung: den Häuptlingen ward der Grund auseinandergesetzt, weshalb man gekommen war, nämlich die gestohlenen Sachen um jeden Preis wieder herauszufordern; würden dieselben nicht gutwillig hergegeben, würde auf sie geschossen und ihre Häuser in Brand gesteckt werden. Nachdem Herr von Schleinitz ihnen noch die Wirkung eines Schusses ad oculos demonstrirt hatte, indem er einen Baum so anschoß, daß der Saft herauströpfelte, schien den Wilden ein feindlicher Zusammenstoß mit den Deutschen doch nicht so ganz geheuer, und sie fingen an, den Diebstahl zu mißbilligen oder wohl besser, sie gaben sich den Anschein, als wenn sie es thäten. Nachdem sie einige Anweisungen an die weiter rückwärts versammelten Krieger gegeben, kam bald eines der gestohlenen Stücke zum Vorschein. Der Hauptzweck schien somit erreicht, und wurde alsbald der Rückzug angetreten; zur Genugthuung des Commandanten aber schickten die Wilden bald auch die übrigen gestohlenen Stücke nach. Noch am selben Abend um 11 Uhr verließ die Corvette ihren Ankerplatz, um den Cours nach der Byron-Straße, welche Neu-Hannover von Neu-Irland trennt und welche noch ganz unbekannt war, zu nehmen; ebenso sollte der Canal zwischen Neu-Irland und der Insel Sandwich (dieselbe liegt genau südlich von der nordwestlichsten Spitze des langgestreckten Neu-Irland) untersucht werden.

In einer kleinen Bucht Neu-Irlands ankerte das Schiff abermals zu mehrtägigem Aufenthalte. Die Ufer waren

hier ganz von Mangroveterrain umgeben und bildeten sogar, am Fuße der Gebirge Neu-Irlands beginnend, etwa 25 Seemeilen weit ein flaches sumpfiges Vorland mit Korallenkalkstrand, welches sich nach der Byron-Straße hinzieht. Gutes trinkbares Wasser ward daher erst etwa 6 Seemeilen östlich gefunden.

Die vom Ankerplatz etwa 20 Seemeilen gegen Nordwesten entfernte Byron-Straße sollte nun vermessen werden. Zu diesem Zwecke wurde einer der Kutter (mittelgroßes Boot für 20 bis 30 Personen, einschließlich der Ruderer) für mehrere Tage ausgerüstet und unter Befehl des Navigationsoffiziers, Capitänlieutenant Jeschke, gestellt. Er kam indessen früher von dieser Expedition zurück, als er erwartet worden war. Veranlassung hierzu gab die Seitens der Wilden durch einen Speerwurf erfolgte schwere Verwundung des Bootssteuerers und des in Folge derselben bei diesem eingetretenen Wundfiebers. Der Kutter war nämlich, bei einem Dorfe vorbeifahrend, ohne irgend welche Veranlassung angegriffen worden. Erst als diesseits gefeuert und einzelne Eingeborene zu Boden gestreckt worden waren, hatten sich die Canoes zurückgezogen. Den Hauptzweck seiner Sendung hatte der Kutter aber erfüllt: eine schiffbare Passage durch die Byron-Straße war gefunden und die dort existirenden Inseln waren festgelegt worden. Ein anderes zu ähnlichem Zwecke ausgesandtes Boot war ebenfalls angegriffen worden. Der Commandirende desselben, Unterlieutenant Credner, streckte gleichfalls einen Wilden nieder und blieb dann unbelästigt. Ueberhaupt scheint in diesen Eingeborenen ein kriegerischer Sinn zu liegen: die Lage der Dörfer, ganz versteckt auf schwer zugänglichen Anhöhen, deutet darauf hin, daß sie sich unter einander befehden. Durch Zufall kam Herr von Schleinitz in ein solches Dorf und fand die deutlichsten Anzeichen dafür, daß diese Wilden Anthropophagen sind.

Jene Bucht auf Neu-Irland wurde am 2. August wieder verlassen und beim Segeln längs der Küste der Verlauf der letztern bestimmt. Am 4. August ward abermals eine Bucht angesteuert, an deren Sandstrande mehrere große Dörfer unter Palmen gelegen waren. Nicht fern vom Strande bildet eine Reihe von Hügeln viele sehr hübsche von Wasserläufen durchzogene Thäler, die ebenso wie die Hügel selbst meist in sehr gutem Culturzustande gehalten sind. Ueberhaupt ist die vorzugsweise Beschäftigung der Eingeborenen hier der Ackerbau und der Fischfang; die Industrie dagegen ist, wie die wenigen allerdings kunstfertigen Waffen und einige andere Artikel beweisen, in der Entwickelung zurück. Die meist eingezäunten Pflanzungen haben bestimmte Herren, und scheint bei diesen Wilden daher der Begriff von Mein und Dein sich mehr Eingang verschafft zu haben, als an den bisher besuchten Orten jener Gegenden. Hunderte von Canoes umschwärmten das Schiff, meist um kleine Tauschgeschäfte zu machen.

Nachdem die Kenntniß von Neu-Irland wesentlich erweitert war, gelüstete es auch, die noch größere südwärts gelegene Insel Neu-Britannien kennen zu lernen: der Unterschied zwischen diesen so nahe bei einander liegenden Inseln war ein überraschender. Schon die äußere Erscheinung Neu-Britanniens lieferte dafür den Beweis. Drei Berge von neuer vulcanischer Formation (nämlich die „Mutter“, der sich zu beiden Seiten — alle drei fast in einer Linie liegend — die ihr ganz ähnlichen, aber etwas niedrigeren „Töchter“ anschließen) entsteigen unmittelbar dem Meere und stehen mit zwei sich an der Rückseite an sie anlehnenden, noch schwach thätigen Vulcanen zusammen auf einer schmalen Halbinsel, welche wiederum nur durch eine noch schmalere Landzunge mit der Hauptinsel hakenförmig verbunden ist. Eine fernere wesentliche Eigenthümlichkeit der Küste ist, daß das bisher überall vorgefundene Mangroveterrain gänzlich fehlt. Abgesehen von den erwähnten kegelförmigen Bergen wird die Küste von einem 100 bis 250 Meter hohen, hügeligen, theils bewaldeten, theils angebauten, theils auch kahlen Höhenzuge gebildet, hinter welchem hügelige Hochplateaus mit hügeligen Niederungen wechseln.

Leider war in der Blanche-Bay, dem jetzigen Ankerplatze, der erst 1872 durch den Besuch des englischen Kriegsschiffes „Blanche“ bekannt geworden ist, kein süßes Wasser in entsprechender Menge zu entdecken. Es sprudeln zwar am Strande mehrere Quellen hervor, indessen ist das Wasser derselben nahezu kochend, salzig und schwefelig.

Die hier lebenden Eingeborenen empfinden freilich den Mangel an Wasser nur in geringem Maße, denn sie kochen und waschen nicht, letzteres schon aus dem Grunde, weil sie kaum etwas zu waschen haben. Als Getränk dient ihnen vorzugsweise die auch dem europäischen Gaumen angenehm schmeckende und kühle Kokosmilch. Das wenige Wasser, welches sie außerdem bedürfen, gewinnen sie aus Löchern, die sie in der Nähe des Strandes graben, und aus welchen sie das etwas brakische Wasser in Kokosschalen schöpfen und so aufbewahren. Auch zeigten sich die Bewohner keineswegs wild und kriegerisch, worauf auch schon ihre Beschäftigung hinweist: sie treiben Fischfang, Ackerbau und etwas Viehzucht (Schweine und Hühner). Nicht minder ist auch ihr Fleiß in der Bebauung der Felder anzuerkennen: jeder irgend günstige Fleck ist urbar gemacht und bepflanzt. Da nach dem Verlassen dieses nun lange Zeit besuchten und untersuchten Archipels der „Gazelle“ wieder eine längere Seefahrt bevorstand, so mußte sich Herr von Schleinitz nochmals genügend mit Holz und Wasser versehen, zu welchem Zwecke er am 17. August nach der Südspitze Neu-Irlands zum Carteret-Hafen hinübersegelte.

Bei dieser Fahrt wurde die bisher für eine Insel gehaltene Gruppe der York-Inseln passirt. Die am Carteret-Hafen lebenden Eingeborenen sind den Verkehr mit Europäern gewohnt und verkehren auf das Friedfertigste mit diesen; nichtsdestoweniger sind sie eingestandenermaßen Anthropophagen, und jeder Gefangene oder Getödtete wird unverzüglich von ihnen verspeist.

Die schönen hohen Berge der östlich gelegenen nicht sehr entfernten Insel Bougainville kamen am 25. August in Sicht. Da die Untersuchung dieser Insel von nautischem und wissenschaftlichem Werthe war, so lief die „Gazelle“ dieselbe an. Leider hinderte aber auch hier wieder das schon so oft störend in den Weg getretene Mangrovevorland ein von wirklichen Resultaten begleitetes Eindringen ins Innere, obwohl die überaus reiche Vegetation aufs Anmuthigste und Lebhafteste dazu verlockte. Die Eingeborenen gehen hier ganz nackt und sind von schwarzer Hautfarbe. Ihre Waffen, von denen verschiedene eingetauscht wurden, wie vergiftete Speere und Pfeile, zeigten eine erstaunliche Geschicklichkeit und Sorgfalt in der Herstellung; trotzdem scheint der Culturzustand dieser Wilden um nichts höher zu sein, als derjenige der Bewohner Neu-Britanniens und Neu-Irlands. Da nunmehr aber die Zeit drängte, um den befohlenen Termin, in welchem der Hafen von Auckland auf Neu-Seeland erreicht sein mußte, innezuhalten, so war Herr von Schleinitz gezwungen, um unter Dampf schneller vorwärts zu kommen, zum Zweck der Einnahme von Kohlen, einen australischen Hafen anzulaufen. Port Curtis an der Nordostküste wird oft zu diesem Zwecke besucht: trotzdem waren daselbst weder Kohlen noch Holz zu haben, was bei dem dortigen Dampfschiffsverkehr wirklich unbegreiflich ist. Aus diesem Grunde beschloß Herr von Schleinitz sobald als möglich den nächsten, größern Hafen zu erreichen. In Folge dessen ankerte die Corvette auf der Rhede von Brisbane in Queensland am 29. September, Vormittags.

Culturpflanzen der deutschen Colonien S. Cruz und Mont' Alverne *).

Von **Oscar Cannstatt.**

Die deutschen Colonien Südbrasiliens erzeugen eine große Menge der mannigfaltigsten Agriculturpflanzen. Einzelne Districte jedoch pflegen nur diejenigen Gewächse, deren Ertrag, je nach Lage der Colonie oder nach den gesammelten Erfahrungen, besonders lohnend ist, in größerer Ausdehnung und mit specieller Sorgfalt zu cultiviren. Dies ist auch in den Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne der Fall. Während an anderen Orten bald Mais und Zuckerrohr, bald schwarze Bohnen u. s. w. gepflanzt werden, concentrirt sich hier das Hauptinteresse auf den Anbau des Tabacks. Gleichwohl sind unter den Feldproducten der Colonie-districte so ziemlich alle in Mittel- und Südbrasilien gedeihenden Agriculturpflanzen, mit alleiniger Ausnahme des Kaffees, des Thees und des Indigos, vertreten. Dem Anbau des Kaffees und des Thees ist das Klima nicht günstig. Bei nur kümmerlichem Gedeihen aber würde es bei etwaigem Anbau desselben den in Rede stehenden Districten schwer werden, im Ertrage mit der eigentlichen Thee- und Kaffeeheimath in Santos und weiter nördlich zu wetteifern. Das Gleiche gilt vom Indigo und der Baumwolle.

Die Cultur der Feldfrüchte geschieht in der Regel durch Handarbeit mit Hacke und Spaten. Pflüge werden nur höchst selten benutzt.

Die Feldfrüchte, welche am häufigsten auf den Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne angebaut werden, sind:

Der Mais (Zea Mays L.), der in mehreren Varietäten vertreten ist und als „weiße" und „gelbe" Milho (dies ist die landesübliche portugiesische Bezeichnung dafür) in den Handel kommt. Der Mais ist die dem amerikanischen Boden eigene ursprüngliche Culturpflanze (vergl. A. de Candolle, Géographie botanique etc. Tom. II, p. 942). Daher mag es wohl kommen, daß man eine große Zahl von Varietäten dieser Pflanze, welche auf eine langjährige Cultur schließen lassen, vorfindet. Für unsere Colonisten ist der Mais von der allergrößten Wichtigkeit, da sein Anbau leicht ist, weder besonders große Vorbereitungen noch Hülfsmittel und Pflege erfordert und dennoch in kürzester Zeit eine reiche, oft hundertfältige Ernte liefert, welche alle Nahrungssorgen fern hält.

Der Taback bildet, wie oben bemerkt, momentan das Hauptproduct der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne. Derselbe wird in den größtmöglichen Quantitäten gepflanzt, doch dabei nicht sonderlich gepflegt, so daß seine Qualität vieles zu wünschen übrig läßt. Ja, da er nach dem Gewichte verkauft wird, so sind die Leute sogar darauf bedacht, nur grobe, recht große und fleischige Blätter zu erzielen, die möglichst schwer wiegen, in Europa aber bei der Verarbeitung den meisten anderen Landesproducten dieser Art an Güte nachstehen.

Nächst dem Mais und Taback spielen die schwarzen Bohnen unter den Agriculturpflanzen der Colonie-districte eine höchst wichtige Rolle. Es ist dies eine kleine niedrig wachsende Bohnenart von schwarzer Farbe, welche das brasilianische Nationalgericht (feijãos pretos) repräsentirt. Mit einem Stücke gesalzenen und in der Luft getrockneten Fleisches, sogenannter Harque, zusammen werden jene Bohnen in manchen Häusern, vornehmlich bei den eingeborenen Brasilianern, Jahr aus Jahr ein zubereitet und stets mit gleicher Vorliebe verzehrt.

Ein ebenfalls Brasilien eigenthümliches Gewächs ist die Mandiocawurzel, welche als Ersatz für die nicht immer gerathenden Kartoffeln (batatas inglezas) und zur Gewinnung der Farinha, des Surrogats für das Brot, dient.

Pohl unterscheidet zwei Hauptarten dieser Pflanze: Manhiot Aipi und Manhiot utilissima. Die Pflanze ist jedenfalls in Brasilien einheimisch, da nach Acosta schon im 16. Jahrhundert die Mandiocacultur auf den Antillen und weiter südlich verbreitet war. Neben den obigen Bezeichnungen führt die Pflanze auch die Namen: Yucca dulce und Yucca amarga oder brava. Da die Mandiocawurzel einen starken Gehalt von (wenn wir nicht irren) Blausäure hat, so wird sie vor dem Genusse erst in den Farinhamühlen einem besondern Extractionsprocesse unterworfen. Das Mehl der zerstampften Wurzel wird dann statt des Brotes ohne weitere Zubereitung den fetten Speisen zugesetzt und genossen. Außer den gewöhnlichen Kartoffeln kommen auf den Colonien noch eine Art süßer Kartoffeln (batatas dores), wenn auch nur spärlich, vor.

Unsere heimischen Ackerfrüchte, wie Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Linsen, Erbsen und dergleichen, sind von untergeordneter Bedeutung auf den beiden Colonien; weniger wohl wegen ihres Gedeihens, als wegen der mangelnden resp. schlechten Absatzverhältnisse. Man legt neben den genannten Hauptproducten mehr Gewicht auf die in Brasilien heimischen Pflanzen, wie weiter auf den Anbau der Erdnuß (Amendoim, Arachis hypogaea), des Zuckerrohrs u. s. w.

Einer besondern Pflege erfreuen sich die Kürbisse, welche als Futter für Pferde, Esel und Schweine im Colonistenhaushalt kaum entbehrlich sind. Auch giebt es eine Menge von Kürbisarten, deren Schalen zur Fabrikation von allem möglichen Hausgeräth, wie Flaschen, Schüsseln, Löffeln und hunderterlei Dingen, dienen.

Mehr als auf anderen Colonien verwendet man in S. Cruz Sorgfalt auf den Gemüsebau. Bei einem der wohlhabenderen Colonisten, der sich besonders dafür zu interessiren schien, sahen wir in einem wohlgepflegten Garten Mancherlei, dessen Vorkommen und Gedeihen wir in S. Cruz kaum für möglich gehalten hätten. Wir erinnern uns, da Beete mit den vorzüglichsten Spargeln, Kohlpflanzen, Salaten aller Arten und Küchenkräuter der verschiedensten Gattungen gesehen zu haben. Besonders schwierig soll die Cultur einzelner Zwiebelgewächse und einiger Kohlarten sein.

Der Wein wird sehr viel angebaut und findet sich in schattigen Geländen und Lauben fast an jedem Hause auf den Colonien. Die Trauben aber sind von geringer Güte. Ja zur Weinbereitung ist das Gewächs nach seiner dermaligen Beschaffenheit überhaupt nicht zu gebrauchen. Bei dem Weinbau macht sich eben die Eigenthümlichkeit des Klimas am meisten geltend, da die Beeren ungemein fleischig werden und ungleichmäßig zur Reife gelangen. Wollte man einen einigermaßen trinkbaren Wein an Stelle des mit dem Spottnamen „Nationalwein" belegten Getränkes herstellen, so bliebe nichts anderes übrig, als die reifsten Beeren beim Keltern auszusuchen. Dabei entarten die Reben sehr leicht. Sehr mißlich ist es auch mit den Futterkräutern und

*) Vergl. oben S. 44.

Gräsern bestellt. Auf den Varzeas (Wiesen) und den Campos (Prärien) oder auf feuchten, freien Plätzen am Walde finden sich zwar eine Menge langhalmiger Grasvarietäten (Capim d'Angola, Capim de Colonia, Capim melado), die aber nicht alle gute Futterkräuter sind. Neben den Capimarten hat man noch eine mehr krautartige Pflanze (Gramma), welche indessen, um sie in Massen zu erhalten, besonders angepflanzt werden müßte. Klee, Luzerne und dergleichen gedeiht, wo es gepflanzt wird, vorzüglich. Ohne Zweifel würde es darnach bei einem etwaigen Versuch, die noch sehr primitive Vieh- und Milchwirthschaft auf den Colonien zu heben, an dem besten Futter nicht fehlen.

Der Agriculturbetrieb in den Coloniedistricten von S. Cruz und Mont' Alverne besteht im Allgemeinen in dem primitivsten Raubbau. Die Colonien liegen, wie wir früher berichteten, in den gebirgigen und waldreicheren Theilen der Provinz. Wird nun eine Colonie in Besitz genommen, so ist es das erste Werk des Colonisten, einen Theil des Urwaldes, mit welchem in der Regel das Land in seiner ganzen Ausdehnung bewachsen ist, abzuholzen und zu bepflanzen. Durch den sodann fast jedes Jahr sich wiederholenden Abtrieb von Wald wird immer nur der frischeste und empfänglichste Theil der Ländereien zum Anbau der Ackerfrüchte benutzt, während die vorjährigen Plantagen auf jahrelang dem wuchernden Unkraut überlassen bleiben. Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß diese Art der Bodencultur früher oder später einem rationellern Betriebe weichen muß. Ob die Colonisten sich vor der Zeit, ehe der Wald bis auf einen unbedeutenden Rest zusammengeschmolzen sein wird, dazu bequemen werden, die Landwirthschaft einsichtsvoller zu betreiben, ist unwahrscheinlich. Der Anblick einer solchen neuen Plantage oder Roça bietet dem Auge kein sonderlich erhebendes Bild. Wild und in chaotischer Verwirrung liegen die mächtigsten Baumriesen durcheinander und strecken ihre Aeste gen Himmel. Sind sie nach Wochen von der sengenden Gluth der Sonne ausgetrocknet, so werden sie in Brand gesteckt und tagelang züngelt ein Feuermeer da, wo noch vor Kurzem der jungfräuliche Urwald die Bewunderung und das Staunen des Neulings erregten. Dies ist die Zubereitung der Pflanzstätten, wie sie gebräuchlich, so lange als in den neuen Weltheilen der Ackerbau an Stelle der Goldgräberei getreten ist.

Der Djurdjew-dan bei den Serben.

Von Professor Dr. **Nikola J. Petrowitsch** in Kragujewaz.

Was bei den Deutschen der Johannistag, ist bei den Serben der Georgitag, welchen man am 23. April alten Stils (5. Mai) feiert. Georgitag (Djurdjew-dan), an welchem die meisten Feldarbeiten anfangen, ist mit so vielen abergläubischen Gebräuchen verbunden, daß ihre Kenntniß von Bedeutung für das ganze Volksleben der Serben ist. Daß dieselben aus den ältesten Zeiten stammen, ist selbstverständlich; Alles erinnert an das einstige Heidenthum oder an die ersten Tage des Christenthums. In den folgenden Zeilen wollen wir diejenigen Gebräuche schildern, welche noch heute bei dem serbischen Volke Geltung haben.

Vorfeier.

Noch vor dem Djurdjew-dan wird in die Kette (Werige), welche in jedem serbischen Bauernhause von einem Dachbalken herabhängt und den Wasserkessel trägt, ein Knoten geschlungen, um das Vieh vor den Hexen und den bösen Thieren zu schützen.

Von der Haselstaude werden Kreuze gemacht und an die Häuser, Felder, Stallungen u. s. w. gelegt, um alle diese Räume vor dem Hagel zu schützen; denn wo ein solches Haselstaudekreuz liegt, da kann niemals ein Hagelwetter vorkommen.

In eine Ecke des Handtuchs wird ein wenig Salz eingebunden, welches dann dreimal durch einen „Badanj" (die Holzröhre, durch welche das Wasser auf das Mühlrad fließt) gezogen wird. Dieses Salz wird am Djurdjew-dan dem Vieh gegeben, weil es gegen alle Hexereien wirkt.

Im westlichen Theile von Serbien hat man ferner folgenden Gebrauch: Vor dem Djurdjew-dan bindet jedes Mädchen einige Blumensträuße, deren jeder den Namen eines jungen Mannes aus dem Dorfe erhält, und welche um Mitternacht auf einen hochgelegenen Platz (gewöhnlich auf das Dach) gelegt werden. Morgens früh eilen die Mädchen um zu sehen, auf welchen Strauß der stärkste Thau gefallen ist; denn derjenige junge Mann, dessen Namen derselbe trägt, wird für das nächste Jahr der Schatz des Mädchens sein. Alles dies muß im Geheimen vollbracht werden, denn wenn nur ein Mensch von diesen Hexereien weiß, so ist Alles wirkungslos. Die jungen Leute wissen aber recht wohl von diesen Hexereien, gehen Nachts vor dem Djurdjew-dan hin, suchen die verborgenen Sträuße und nehmen sie mit — und damit auch nach dem Glauben der armen Mädchen das Glück für ein ganzes Jahr. Dasselbe geschieht in anderen Gegenden anstatt mit Sträußen mit dem Alant (Inula Helenium L.) Zu einem Büschel von dieser Pflanze (Oman) spricht das Mädchen: „Omane, mein leiblicher Bruder, mache, daß der Stephan (oder wie der junge Mann sonst heißt) wie verrückt nach mir läuft!"

Die Johannisblumen, welche vor dem Djurdjew-dan gesammelt wurden, soll man noch vor Sonnenaufgang (gewöhnlich über dem Feuer) trocknen und als Arzneimittel gegen den Schnupfen gebrauchen.

Um den Namen des Bräutigams zu erfahren, thun die schon erwachsenen Mädchen folgendes: Zum Abendessen vor dem Djurdjew-dan hauchen sie den ersten Bissen an, eben so den letzten und bewahren beide auf. Abends bevor sie zu Bette gehen, legen sie unter das Kopfkissen einen Holzspan, einen Spiegel und beide Bissen Brot. Von wem sie dann in der Nacht träumen, der wird sicher bald um ihre Hand werben. Der Holzspan wird unter das Kissen gelegt, um über das Wasser fahren zu können, falls der Zukünftige weit über dem Wasser wohnen sollte; im Spiegel sollen sich beide spiegeln und die zwei Bissen Brot sollen beide gemeinschaftlich aufessen.

Noch vor Sonnenuntergang sammelt die Dorfjugend (Jünglinge und Mädchen) das Wasser, welches von dem Mühlrade spritzt. In dieses Wasser werden Feldblumen und grüne Zweige gelegt und am folgenden Tage (Djurdjew-dan) baden oder waschen sich die Mädchen darin, um reine weiße Gesichtshaut und langes Haar zu bekommen, die Jünglinge, um den Körper vor allem Schmutz zu schützen.

Wie viel Tage vor Djurdjew-dan es donnert, um so viel Para (gleich ½ Pfg.) wird das Mehl am Markte billiger werden. Dies wird besonders im Stari-Wlach (südwestlicher Theil von Serbien) geglaubt.

Djurdjew-dan.

Vor Sonnenaufgang badet sich die ganze Dorfjugend im Flusse, oder wenn das Dorf keinen Fluß hat, so geht jeder in seinen Garten, wo er sich wäscht, um das ganze Jahr über so rein wie Wasser zu bleiben. Viele binden einen Sprößling von der Weide um den Leib und gehen so „decorirt" in das Bad. Nachdem werden einige Büschel von Weidenzweigen gemacht und nach Hause getragen. Dieses alles soll die Reinlichkeit des Körpers bewahren. Die Mädchen waschen sich mit jenem Wasser vom Mühlrad und wenn sie für solches nicht gesorgt haben, so nehmen sie dazu Wasser, in welchem „Liebstöckel" (Ligusticum Levisticum Linné) in einem Topf unter einem Rosenstock gestanden hat. Dadurch sollen nicht nur die Wangen eine sehr zarte Haut, sondern auch eine Rosenfarbe bekommen. Diesen Gebrauch findet man in allen serbischen Gegenden; selbst die Kinder werden angehalten ihn mitzumachen; denn die Eltern halten fest daran, daß es nichts Gesunderes giebt als ein Morgenbad am Djurdjew-dan. Dagegen vor dem Djurdjew-dan in einem Fluß zu baden ist strengstens verboten, wenn auch, wie dies oft der Fall ist, das Wetter zwei bis drei Wochen vorher es schon erlaubt.

Um das Vieh das nächste Jahr hindurch gesund zu erhalten, wird noch vor Sonnenaufgang über die Viehherde oder über die Plätze, wo dieselbe übernachtet hat, hinweggeschossen — man glaubt, daß auch das Vieh so stark und kräftig werde, wie der Schuß kräftig war.

In den Stari-Wlach, dem Südwesten von Serbien, müssen die Männer, wenn sie die Schuhe anziehen, auf einer Holzachse sitzen; denn auf diese Weise werden die Beine für das ganze nächste Jahr vor allen möglichen Schmerzen bewahrt. Auch dies muß vor Sonnenaufgang geschehen, denn später kann es nichts mehr helfen.

Noch eine wunderbare Sitte muß vor Sonnenaufgang vollbracht werden. Die Frau, welche das Vieh besorgt *), kleidet sich um Mitternacht vor dem Djurdjew-dan entweder ganz aus oder behält nur das Hemd an, und so melkt sie in einen Melkkübel (mulcha) ein wenig Milch von ihrem Vieh; dann geht sie und sucht von anderem, fremdem Vieh ein wenig Milch in einen andern Melkkübel, in welchem ein Strick liegt, zu melken. Nach Hause zurückgekehrt nimmt sie aus der Milch des fremden Viehes den Strick heraus und legt ihn in die Milch von ihrem Vieh. Man glaubt, daß dadurch auch die Milch aus dem fremden Vieh in ihr eigenes gezogen wird.

Einige kriechen am Djurdjew-dan noch vor Sonnenaufgang unter einen Stachelbeerstrauch; dies soll den Betreffenden das ganze Jahr über vor Rückenschmerzen bewahren. Zu diesem Zwecke werden sehr oft Stachelbeersträucher so gezogen, daß sie mit beiden Enden bogenförmig die Erde berühren.

Nicht selten findet man in den westlichen Gegenden Serbiens viele Schafherden, welche schon im März viele Lämmer zählen, und doch werden die Bewohner niemals ein Lamm vor Djurdjew-dan schlachten. Selbst in der Schumadija, wo die Leute durch öftern Verkehr viele „alte Sitten" vernachlässigt haben, werden diejenigen vom „alten Schlage" niemals vor Djurdjew-dan ein Lamm tödten. Obwohl es da viel Lämmer giebt und dieselben hoch im Preise stehen, so verkaufen doch die reichen Landleute aus ihrer Herde nur sehr ungern ein Lamm. Djurdjew-dan soll nämlich Alles entscheiden. Die Lämmer werden Morgens gezählt und das beste geschlachtet; dasselbe wird in den meisten Gegenden „Djurdjewilo" (d. h. das Lamm des Djurdjew-dan) genannt. Dann wird es zwischen allen Hausgenossen so getheilt, daß jeder ein Stück bekommt; aber jeder muß sehr Acht haben, daß er die Knochen des Djurdjewilo ganz behält; denn wenn dieselben zerbrochen werden, so ist Gefahr vorhanden, daß die Schafe im nächsten Jahre die Beine brechen werden. — Das Fell vom Djurdjewilo wird zu dem Preise, den man vom ersten Verkäufer bekommt, verkauft und der Erlös gewöhnlich einer Kirche geschenkt.

Erst wenn das Djurdjewilo in Freude und mit allen Ceremonien verzehrt worden, ist es erlaubt, die Lämmer zu schlachten und zu verkaufen.

Auch der Bienen wird an diesem Tage gedacht. Von jedem Zahn des Mühlrades wird ein Stückchen abgeschnitten und alles in ein Läppchen eingebunden. Dies wird in einem Bienenstock aufbewahrt, um denselben vor fremden Bienen zu hüten, oder, wie man in Serbien sagt, um die „Fremdlinge von unserm Honig fern zu halten."

Die Warzen der Kühe und Schafe werden von den Frauen mit Ruß, Eidotter und Salz bestrichen, um zu verhüten, daß ein Anderer das Vieh melken kann. Einige machen aus der Weidenrinde Pfeifen und blasen darauf den ganzen Tag, während sie das Vieh treiben. Dadurch soll die Milch geschützt werden.

Ueberhaupt scheinen an diesem Tag, als dem Anfange des Sommers und besonders der Sommerweide, die Gebräuche mit dem Vieh in vollem Zuge zu sein. Das Vieh wird durch mancherlei Mittel geschützt, bald vor den „bösen Augen", bald vor den bösen Nachbarn. Aber die Zaubereien gegen Hexen und sonstige Bosheiten sind die bedeutendsten. Das Vieh wird am Djurdjew-dan erst sehr spät auf die Weide getrieben und den ganzen Tag bewacht; man beobachtet jeden Schritt, den man mit dem Vieh macht, und keiner darf dem Vieh nahe kommen.

Diejenigen Frauen, welche im Dorfe als Zauberinnen verschrien sind, werden besonders beobachtet. Um dieselben für das ganze Jahr unschädlich zu machen, zieht ein junger Mann Schuhe (Opanke), in welche ein Stück Silbergeld gelegt wird, an, so daß das Geld unter die Ferse kommt, geht so dreimal um die Viehherde herum und spricht: „Wenn die Zauberin in silbernen Schuhen (Opanke) kommt, dann soll sie unser Vieh bezaubern!"

Man glaubt, daß die Pferde nur am Djurdjew-dan satt werden und auch nur an diesem Tag an Leibschmerzen leiden. Dies wird auf folgende wunderbare Art gedeutet: Als die Mutter Gottes Jesu geboren und in die Krippe gelegt hatte, waren in dem Stalle ein Ochs und ein Pferd. Der Ochs hat nicht gefressen, sondern mit seinem Kopfe das Heu so gestoßen, daß Jesus stets bedeckt wurde; aber das Pferd war so gierig, daß es immerfort fraß und Jesus aufdeckte. Die Mutter Gottes wurde darüber sehr böse und verdammte das Pferd: „Es soll sich niemals satt fressen, nur am Djurdjew-dan soll es satt werden; aber an diesem Tag soll es auch Leibschneiden haben!" — Im Allgemeinen begegnet man bei den Serben einem wunderbaren Haß gegen Pferde, wogegen die Ochsen sehr geliebt werden. Es ist selbst zum Sprichworte geworden:

„Den Bruder und den Ochsen sollst du bitten,
Das Weib und das Pferd sollst du schlagen."

Die Gegenden, welche die Serben bewohnen, sind für die

*) In Serbien müssen die Männer das Vieh auf die Weide treiben und hüten; sowie aber das Vieh den Haushof betritt, hört sofort die Pflicht des Mannes auf und fängt die der Frau an.

Pferdezucht viel weniger passend als für die Zucht besonders der Ochsen und Schafe. Erst in neuerer Zeit findet man viel Pferde in der Gegend von Mačwa und Pozerina.

Auch die Felder werden nicht unbeachtet gelassen. Ein Hühnchen, welches vor dem 6. April (Blagowesti) ausgebrütet ist, wird um das Dorf herumgetragen. Wo das Tragen endet, da wird ein Lamm geschlachtet und gebraten. Diejenigen, welche diese Ceremonie mitgemacht haben, bleiben auf demselben Platz zum Mittagessen, welches aus dem Lamm besteht, zusammen. Dies geschieht in der Absicht, um das Dorf und die Felder vor dem Hagel zu bewahren. Wenn aber der Hagel dennoch kommt, dann wird nach derjenigen Seite geschossen, von wo die Wolke sich nähert, oder es wird vor das Haus eine Schüssel mit Löffeln herausgetragen; in einigen Gegenden wird auch ein Stuhl inmitten des Hofes umgelegt.

Den Djurdjew-dan trachtet man möglichst im Freien zuzubringen. Die Serben sitzen am liebsten unter einem Obstbaum und wenn eine Blüthe in das mit Wein gefüllte Glas fällt, dann sagt man: „In diesem Jahre haben wir für das Obst gar nicht zu sorgen," d. h. in diesem Jahre werden wir Obst im Ueberfluß haben. Das ist ganz natürlich; denn wenn das Obst erst um Djurdjew-dan blüht, dann ist es vor der Kälte sicher, weil in den südlichen Gegenden, wo die Serben wohnen, sehr selten noch nach dem Djurdjew-dan Schnee fällt.

Mit den Nesseln werden die Mützen geschmückt, um sich vor den Mücken zu hüten.

Für dies Mal scheiden wir von unseren Betrachtungen über den Djurdjew-dan, mit der Hoffnung, zu demselben noch einmal zurückzukehren, da dieser Tag für viele Gebräuche, Ideen und Sitten des serbischen Stammes einen Schlüssel bildet.

Aus allen Erdtheilen.

Weiteres über den Albert Nyanza.

F. B. Ein Brief des Obersten Gordon aus Kerri am Weißen Nil vom 29. April 1876 (in England angekommen am 11. Juli) bringt folgende weiteren Details über die Umschiffung des Albert-Sees (s. Nro. IV, S. 55 dieses Bandes). „Gessi, einer meiner Leute, kam heute vom Albert-See zurück; er nahm zwei Boote mit sich und umfuhr den See in neun Tagen. Er ist 140 bis 150 (engl.) Meilen lang und 50 Meilen breit, sehr stürmisch und gefährlich zu befahren. Am Südende ist ein Wald aus Anbatschbäumen, und das Wasser ist sehr seicht. Obgleich Gessi deutlich das Ende des Sees sah, sagt er, daß der Bergrücken auf der Westküste sich nicht mit dem Bergrücken auf der Ostküste vereinigt; es ist dort eine Thalöffnung (gap.) [1]. Kein Fluß fällt in den See (?) [2], welcher während der trocknen Jahreszeit nicht trocken ist. Ich nehme an, daß, da die Niveaus des Albert- und des Tanganyika-Sees dieselben sind [3], eine Kette von Seen und Sümpfen sich zwischen Albert und Tanganyika erstreckt [4]. Ich habe keine Nachricht von Stanley und kann nur annehmen, daß er vom Victoria-See nach Westen marschirt ist, das Südende des Albert-Sees sah, und dann vielleicht nach dem Seennetz weiterging, das, wie ich glaube, sich südlich vom Albert-See befindet. Speke hat nach den Berichten von Eingeborenen den Albert-See in beinahe dieselbe Lage und fast in derselben Größe angesetzt, wie Gessi ihn fand; siehe Speke's Karte („Hinterwasser des Nil", Luta Nzigé). Sowohl Gessi als ich fanden große Hülfe an Baker's Karte. Der Murchison-Fall ist 22 Meilen vom Einfluß in den See [5]."

Spätere Briefe von Gordon vom 2. und 8. Mai aus Kerri an Stone (von diesem an Sir Rutherford Alcock mitgetheilt) und an seinen Bruder geben noch, mit Ausschluß des schon Bekannten, folgende Information über Gessi's Fahrt.

Gessi befand sich in großer Gefahr, da der See beständig sehr stürmisch und hochgehend war, so daß seine Araber sich in großer Furcht befanden, bis sie sahen, wie gut sich die beiden Rettungsboote bewährten; kein anderes Boot hätte sich in solchen Winden und Wellen halten können. Es fällt kein bedeutender Fluß in den See; diejenigen, die einfließen, sind im Sommer trocken. Auf der Ostküste giebt es gute Häfen, aber im Westen ist das Ufer so unwirthbar, als man sich nur denken kann, indem die Berge senkrecht in das Wasser abfallen. Die Eingeborenen waren ziemlich feindselig. Zwischen dem Murchison-Fall und der Aufina-Insel (im Victoria-Nil) befindet sich noch ein Katarakt. Auf der Rückfahrt fuhr Gessi in zwei Tagen vom Südende des Sees zum Nordende. Im Juni wird der kleine Dampfer erst fertig sein und hofft Gordon alsdann nach Magungo hinauf zu fahren.

Sehr bald nachdem der Weiße Nil den Albert-See verlassen, theilt er sich in zwei Arme; der breitere ist der bekannte nach Norden, bei Kerri, Duffle und Gondokoro vorbeifließende Strom, während der andere mit einer Breite von 200 Yards und sehr starker Strömung nach Nordwesten fließt, wie die Eingeborenen sagen, weit ins Innere hinein. Gordon nimmt an, es sei dies der „River Jaië" oder „Bahr Djemit" der Karten, der nach Petherick als „Amin" unter 7° 20′ nördl. Br. in den Weißen Nil mündet, nach Ernst Marno aber vielleicht der Oberlauf des auch von Schweinfurth berührten Flusses Rohl ist.

[Nun fand Petherick („Journal of the Royal Geographical Society" Bd. 35, 1865, S. 294) den Amin etwa unter $6\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. nur 30 Yards breit bei einer Tiefe von 16 bis 18 Fuß, und Marno (Mittheilungen der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien 1875, Bd. 18, S. 293) sagt vom Jeï unter 4° 42′ nördl. Br.: „Wir erreichten Mittags den mächtigen Gebirgsfluß Jeï, welcher hier in zwei Armen auf sandigem Grunde über zahlreiche und große Felsblöcke dahinströmt. Er hatte hier an der Uebergangsstelle jetzt (zur trockensten Zeit) an den tiefsten Stellen eine Tiefe von $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter." Diese respectiven Volumina scheinen eine Identität jenes Nilarmes mit dem Jeï auszuschließen, wenn auch die Höhenverhältnisse (der Albert-See 2720 Fuß, der Jeï unter 4° 42′ nördl. Br. 2460 Fuß) eine solche zuließen. Was aber den Ursprung des Jeï anlangt, so sagt Marno, der demselben am nächsten kam, darüber (ebendaselbst S. 297 f.): „Sein Wasserreichthum läßt auf einen längern Lauf und zahlreiche vom Gebirge kommende Zuflüsse schließen; die gänzliche Unkenntniß des Landes hier im Süden gestattet

---

[1] Nach Südwesten sucht das Auge vergebens nach einer Grenze, wie auf dem Atlantischen Ocean. (Baker II, 87.)

[2] Abgesehen vom Victoria-Nil sah Baker die Wasserfälle zweier großer Flüsse auf dem Westufer und verzeichnet den Kaiigiri auf seiner Karte auf der Ostseite; auch erwähnt Gessi selbst im ersten Bericht einen von Osten herkommenden, sehr reißenden Strom.

[3] Albert Nyanza 2720 F. (Baker), Tanganyika 2710 (Cameron).

[4] Durch Livingstone's und Stanley's Umgehung des Nordendes des letztern widerlegt.

[5] Im Victoria oder Somerset-Nil, nach Baker nur 18 Meilen.

keine näheren Annahmen, nur die Vermuthung, daß er von den Gebirgen, welche im Norden des Albert Nyanza vermuthet werden können, oder vom Nordabfall der blauen Berge käme. Sir S. Baker giebt am Nordende des Sees im Lande Koschi Gebirge an; nach der Aussage mehrerer Augenzeugen (Europäer) sollen dort keine Gebirge vorkommen, das Land soll sumpfig sein, der See selbst in einen Sumpf verlaufen, wie dies auch Baker angiebt; es läge demnach die Frage nahe, ob der Jeï nicht der Abfluß des nordwestlichen versumpfenden Sees sei. Eine Frage, welche bekanntlich nicht neu ist, welche aber, nachdem Baker im Norden des Sees Gebirge angegeben, überflüssig erschien."

Was die Europäer, welche Marno als Augenzeugen anführt, betrifft, so ist wohl Lieutenant Chippendall, ein anderer Begleiter Gordon's, gemeint, welcher im Frühjahr 1875 von Duffle am Nil über Faloro im Madi-Lande gegen den Albert-See hin vordrang (vergl. „Globus" XXVIII, S. 287 f.) und den Nil bei einem Dorfe der Koschi wieder erreichte, welches noch drei Tagereisen vom See entfernt ist. So weit sein Auge reichte, dehnte sich vor ihm gegen Südwesten, d. h. zum See hin, eine flache Ebene aus, und auch er hörte von der Gabelung des Nilstromes. Unmöglich erscheint somit Gordon's Annahme keineswegs. Red.]

Wissenschaftliche Reisen im europäischen Rußland.

Am 31. Mai trafen in Petrosawodsk (am Onega-See) der schwedische Ingenieurlieutenant und Ornithologe Hermann Sandeberg und der Zoologe Johannes Senson ein, um naturwissenschaftliche Studien am Weißen Meere zu machen. Aehnliche Zwecke verfolgen die am selben Tage daselbst angelangten Candidaten der Universität Helsingfors, Sievers und Nordesvan. Sie beginnen ihre Untersuchungen am Golf von Onega und erstrecken dieselben über den Wyg-See und Onega-See. Zugleich soll die Erhebung der Wasserscheide zwischen dem Weißen und dem Baltischen Meere behufs Lösung der Frage, ob eine Verbindung beider möglich sei, festgestellt werden. Im Herbst wollen sie den Flug der Vögel beobachten. In Petrosawodsk kam ferner der Professor der Petersburger Universität Wagner in Begleitung des Botanikers Grigorieff und zweier Studenten an und begab sich am 30. Mai nach Powjenez am Nordufer des Onega-Sees. Diese Expedition hat die Aufgabe, naturwissenschaftliche Forschungen in diesem Gebiet und im Weißen Meere zu machen. Bezüglich des letztern beabsichtigt sie auf der Solowetz-Insel und an der Kandalakscha-Bay Station zu nehmen; auch photographische Aufnahmen der Landschaften und Küsten sollen gemacht werden. Endlich berichten Helsingforser Blätter, daß der Magister Genez sich über Kem nach Russisch Lappland begeben habe, um ethnographische Studien zu machen.

* * *

— Aus Konia (Iconium) eingegangene Nachrichten erzählen von einer bemerkenswerthen Vulcanbildung auf dem Berge Kuju-Pinar (Kuju = Brunnen, Pinar = Quelle) in der Nähe des Dorfes Tigan-Köi (Provinz Konia). Nach einem beinahe zwölftägigen gewaltigen unterirdischen Rollen öffnete sich dort ein Krater, welcher von jenem Berg auf die umliegenden Feldflächen große Felsstücke und Baumstämme (?) schleuderte. Der türkische Volksglaube sieht darin ein untrügliches Vorzeichen wichtiger Ereignisse, welche im Anzuge seien. (A. A. Z.)

— Die erste Eisenbahn in China bei Schanghai (s. Band XXIX, S. 320), welche freilich nur eine Länge von 5 englischen Meilen besitzt, ist am 30. Juni dieses Jahres eröffnet worden und wird stark benutzt.

— Im Parlamente der Capcolonie ist der Vorschlag gemacht worden, 1000 norddeutsche Familien zu veranlassen, sich auf den Kronländereien anzusiedeln.

— H. G. In Australien hat die Schulfrage in neuester Zeit große Debatten hervorgerufen, ohne daß die Lösung derselben, welche in einem Lande mit so vielen verschiedenen Kirchen und Secten allerdings ihre großen Schwierigkeiten haben mag, in einigermaßen befriedigender Weise gelungen wäre. Dies gilt namentlich von Neu-Süd-Wales, wo der Versuch, die Frage zum Abschluß zu bringen, wieder zu Anfang April dieses Jahres an den verschiedenen sich einander bekämpfenden Parteien im Parlament gescheitert ist. Als solche stehen sich deren vier gegenüber.

1. Die Denominationalisten wollen die Schulen der einzelnen Kirchen und Secten aufrecht erhalten und verlangen, daß der Staat die resp. Kirchen- u. s. w. Gemeinschaften als das ausschließliche Organ für Schulen anerkennen und denselben eine pecuniäre Beihülfe je nach der Kopfzahl zukommen lasse.

2. Die Anti-Denominationalisten bestehen auf Beseitigung des ganzen denominationalistischen Schulwesens, ohne deshalb den religiösen Unterricht ausschließen zu wollen. Diese Partei acceptirt das bis dahin in Neu-Süd-Wales geltende Schulsystem, welches auf dem nationalen System in Irland basirt, d. h. das Lesen in Auszügen aus der Bibel, wie sie von den Erzbischöfen Murray und Whately zusammengestellt sind, vorschreibt, und außerdem außerhalb der vier Stunden, welche täglich für den rein säcularen Unterricht bestimmt sind, die Ertheilung von Religionsunterricht, aber ohne Zwang, gestattet.

3. Die Partei derer, welche die Bibel als solche und nicht im Auszuge in die Schulen eingeführt wissen wollen und beanspruchen, daß der Anfang und der Schluß der Schule mit Gebet begleitet sei, doch so, daß die Kinder, deren Eltern es beantragen, sich davon ausschließen können.

4. Die Säcularisten, welche behaupten, daß der Unterricht in der Schule nur einen rein säcularen Charakter an sich tragen dürfe und daß der Religionsunterricht ausschließlich den resp. Kirchen u. s. w. zu überweisen sei. Dieser Partei gehören sowohl diejenigen an, welche an dem Werthe des religiösen Unterrichts überhaupt zweifeln, als auch die, welche demselben schon Werth beilegen, aber glauben, daß der Staat sich darum in der Schule nicht zu kümmern habe.

— Auf Tasmanien starb vor Kurzem die „Königin" Trunkaminni oder Lalla Rookh, eine der letzten dortigen Eingeborenen, am Schlagfluß im Alter von 73 Jahren. Sie war Wittwe des Königs Billy, der im März 1871 starb, und erhielt eine jährliche Pension von 80 Pf. St. von der Regierung. Die Nachricht, daß mit ihr der tasmanische Stamm jetzt gänzlich ausgestorben, ist wohl verfrüht, da vor einigen Jahren noch ein halbes Dutzend eingeborener Frauen in der Nähe von Hobart Town lebte.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. II. (Mit fünf Abbildungen) — Zwei Briefe des Dr. Finsch über seine Forschungsreise nach Westsibirien. I. — Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle". IV. — Culturpflanzen der deutschen Colonien S. Cruz und Mont' Alverne. Von Oscar Cannstatt. — Der Djurdjew-dan bei den Serben. Von Professor Dr. Nikola J. Petrowitsch in Kragujewaz. — Aus allen Erdtheilen: Weiteres über den Albert Nyanza. — Wissenschaftliche Reisen im europäischen Rußland. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 22. Juli 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

III.

Vom Schiffe aus betrachtet hat Spalato das Aussehen einer großen Stadt, wie es ja auch in der That der volkreichste (im Jahre 1869 zählte es 12,196 Einwohner) und wichtigste Ort in ganz Dalmatien ist. Halbmondförmig auf dem ebenen Strande einer sich nach Süden öffnenden Meeresbucht erbaut, zeigt es vorn die lange Flucht der Quaimauern, zur Rechten sein großes Lazareth und zur Linken die Neustadt und die Vorstädte. Ein mächtiger Glockenthurm steigt aus den engen Häusermassen empor und hebt sich scharf von dem dahinter liegenden Küstengebirge ab, das dem Beschauer nur eine einfache, wenig bewegte Silhouette zeigt. Vom Schiffe aus unterscheidet man nur schwer die Reste des antiken Riesenbaues, welche die ganze Altstadt in und zwischen sich aufgenommen haben und denen man drinnen so vielfach begegnet.

Diocletian war von niederen Eltern in dem nahen Salonae *), das noch heute den alten Namen führt, geboren, hatte von der Pike auf gedient und war, als Kaiser Carus 284 bei einem Feldzuge gegen die Parther gestorben oder vielleicht auch, wie die meisten Kaiser des dritten Jahrhunderts, von seinen Soldaten erschlagen worden, von denselben auf den Thron erhoben worden. Nach außen hin gelang es dem thatkräftigen Manne, dem römischen Namen von Neuem Ansehen zu verschaffen und, wie Augustus, den zerfahrenen Verhältnissen wieder Stabilität zu verleihen. Wie jener setzte er Rhein und Donau als Reichsgrenzen gegen Norden fest und gab, was jenseits lag, auf. Dann galt es, im Innern Ruhe zu schaffen. Des todten Kaiser Carus' Sohn Carinus erhob sich gegen den neuen Herrscher: unweit des heutigen Belgrad wurde er besiegt und erschlagen. Britannien und Aegypten waren abgefallen und wurden nach langen Kämpfen dem Reiche wiedergewonnen, die von den hannoverschen Küsten her einfallenden Seeräuber zurückgeschlagen, ebenso die nach Gallien drängenden Franken und Alemannen, und die Katten, welche in Böhmen saßen, besiegt. Ebenso zeigte der römische Adler im Osten den Persern seine alte Macht: der Oberlauf des Tigris wurde zur Grenze des Reiches, Armenien zum römischen Vasallenstaate. Und doch wurde dem verdienten Kaiser das böse Schicksal zu Theil, ein schlimmes Alter zu erleben und nur Unzufriedene um und unter sich zu haben. Schuld daran mögen die Finanzwirren gehabt haben, die Diocletian nicht zu ordnen vermochte und die ihn zu den verdrehtesten Mitteln greifen ließen. Wollte er doch, wie auch die französische Revolution in ihrer schlimmsten Zeit, durch einen Erlaß den Preis jeder Waare festsetzen und regeln! Die Unterthanen ließen sich den harten Steuerdruck wohl gefallen, so lange die Heere gegen Germanen und Parther im Felde standen — aber in Friedenszeiten fingen sie an zu murren. Dann kamen die Verfolgungen hinzu, welche der dem neuen Sonnencultus zugethane Herrscher mehr aus Laune, als ihm ein Opfer mißlang, als aus politischen Gründen gegen die Christen,

*) Wenn ihn Manche in Diocleа, das noch heute Dioklitia heißt und an der Südgrenze Montenegros liegt, geboren sein lassen, so ist dies wohl nur eine Abstraction aus des Kaisers Namen.

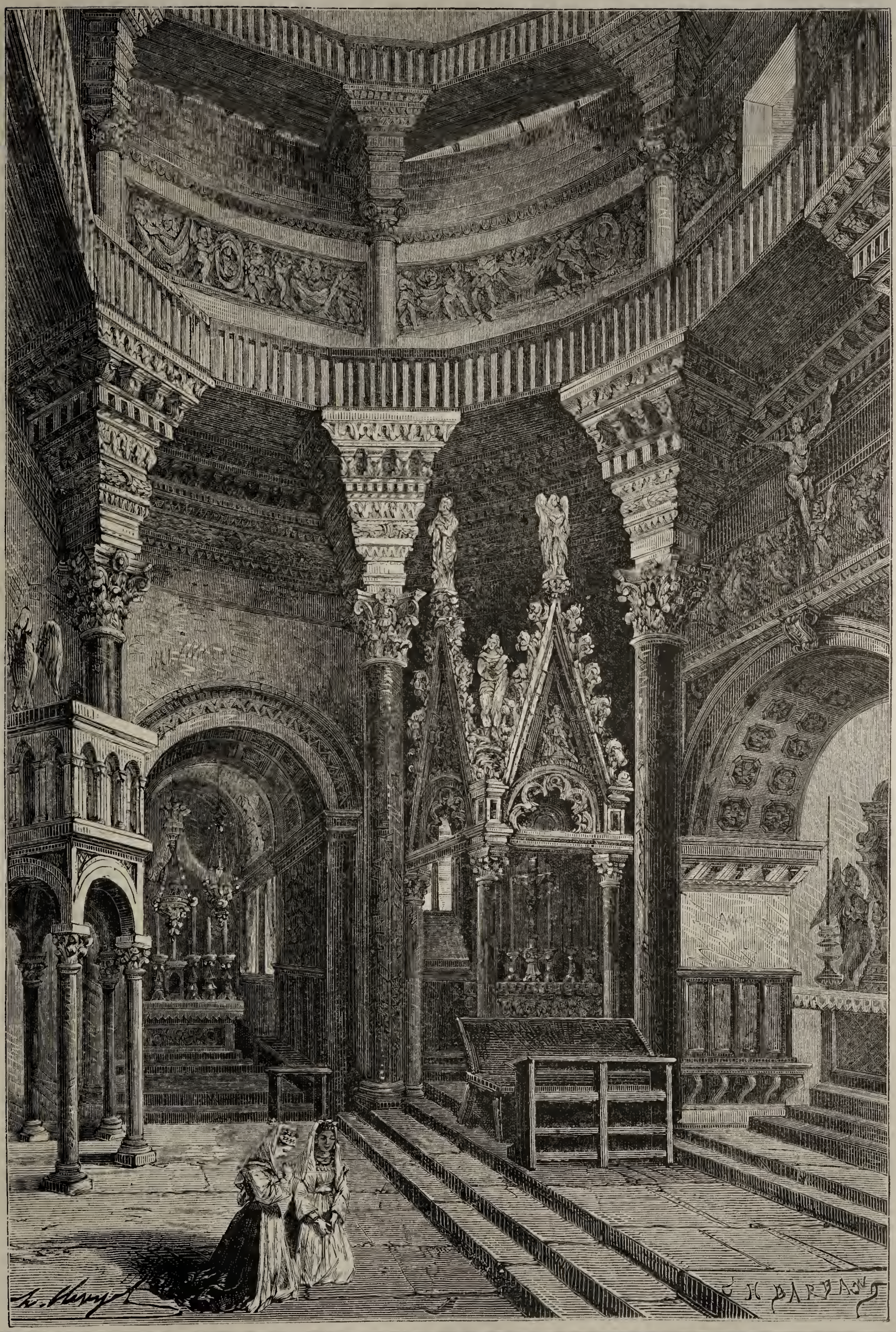
Der Dom zu Spalato mit dem Peristyl des Diocletianischen Palastes. (Nach einer Photographie.)

deren Reich damals noch sicherlich „nicht von dieser Welt“ war, verhängte. Nicht durch seine, sondern durch seines Schwiegersohnes und Mitregenten, des Galerius, Schuld erreichten dieselben dann ihre entsetzliche Höhe. Dies, zusammen mit einer andauernden Kränklichkeit, ließen in dem Kaiser den Entschluß reifen, von dem Welttheater zurückzutreten. In Nikomedia in Bithynien, wo er einen orientalisch üppigen Hof gehalten hatte, erklärte er im Jahre 305 vor versammeltem Volke und Heere, daß er sein hohes Amt niederlege, stieg sofort in einen Reisewagen und begab sich nach Dalmatien, wo ihm am heimathlichen Meeresstrande der großartigste Palast erbaut worden war. Neun Jahre lang war daran gearbeitet worden; er enthielt seine eigenen Tempel, seine warmen Bäder, Kasernen für die Leibwache, ein Theater u. s. w. und bedeckte ohne die daranstoßenden Gärten und Parks eine Oberfläche von 30,500 Quadratmeter, kurz, es war eine Wohnung, würdig des Mannes, der die Schicksale so vieler Millionen geleitet, das Römerreich in seiner alten Macht wieder hergestellt hatte und durch die Theilung desselben in Orient und Occident Verhältnisse herbeiführte, welche das ganze Mittelalter hindurch ihre Wirkung geäußert haben. Schwer glaublich erscheint darum jene Anekdote, welche ihn als bescheidenen Gärtner darstellt. Sein Mitkaiser Maximianus — heißt es —, den er ebenfalls zur Abdankung genöthigt hatte, soll ihn durch Gesandte zur Wiederergreifung der Herrschaft aufgefordert haben; da zeigte ihnen Diocletian seine prächtig gedeihenden Kohlstauden und meinte, daß Maximianus wohl davon ablassen würde, ihm die Last der Herrschaft von Neuem zuzumuthen, wenn er diesen schönen Kohl sehen könnte.

Das Gebäude war ein längliches Viereck, dessen kürzere Seiten im Norden und Süden 164 Meter, dessen längere nach Osten und Westen gekehrte nahe an 200 Meter maßen. An jeder der vier Ecken sprang noch je einer der größten von den sechszehn Thürmen, welche den Palast umgaben, um 12 Meter weiter vor. Ihre Grundmauern sind fast vollständig erhalten, ebenso wie die äußeren Umfassungsmauern des Ganzen. Im Norden, Westen und Osten führten Eingangsthore hinein, die von je zwei achteckigen Thürmen flankirt waren, und in der Hälfte des Zwischenraumes zwischen den Eckthürmen und den Eingangsthoren erhoben sich wiederum Thürme von quadratischer Grundform. An der Nordseite liegt das Hauptthor, die gut conservirte „goldene Pforte“, durch welche der Weg nach Salonae führte; im Westen befand sich das eiserne, im Osten das eherne Thor, und nur die dem Süden und dem Meere zugewandte vierte Seite, wo des Kaisers Gemächer lagen, enthielt weder Thor noch Thürme. Dort führte nur eine unterirdische Pforte hinein und auf Wendeltreppen stieg man zu einer prachtvollen, nach der See hin offenen Colonnade empor. Funfzig Säulen, aus einzelnen Trommeln zusammengesetzt und etwa 2 Meter von einander entfernt, trugen die Halle, welche einst einen herrlichen Anblick des rauschenden Meeres und der vorgelagerten Inseln gewährt haben muß. Vierzig von den Säulen sind der Zerstörung dadurch entgangen, daß die Nachkommen die Zwischenräume ausfüllten und die Umfassungsmauern des Palastes zu Stadtmauern degradirten. Auf dem Bilde von S. 86 kann man deutlich ihre verstümmelten Ueberreste zwischen allerlei modernem Anbau und Flickwerk unterscheiden. In alten Zeiten bespülten die Meereswellen die Grundmauern des Palastes; erst später bildete sich wahrscheinlich durch die herabgestürzten Trümmer eine Art Vorland, das dann mit Häusern besetzt wurde. Der Herzog von Marmont, der diese Uferstraße verbreiterte, wollte außerdem die angeflickten Buden und Häuserchen fortreißen und die Säulenstellung wieder freilegen — allein es fehlte an Mitteln, um die Besitzer der so günstig gelegenen Grundstücke zu entschädigen, und so ist die Restauration oder auch nur eine Aufräumung der verschütteten Gewölbe unterblieben und ist noch heutigen Tages ein frommer Wunsch. Durch zwei sich rechtwinklig schneidende und mit Säulenhallen eingefaßte Straßen, deren eine von Westen nach Osten, vom eisernen zum ehernen Thore, deren zweite von Norden, d. h. der goldenen Pforte, nach Süden zu lief, wurde der ganze innere Raum in vier Quartiere getheilt; wo sich beide schneiden, liegt heute der Domplatz, in alten Zeiten der Peristyl oder Vorhof der eigentlichen kaiserlichen Wohnung — denn Alles, was nördlich davon lag, war den Frauen, der Leibwache und den Sklaven zugewiesener Raum, und erst südlich vom Domplatz hat man die wichtigeren Theile der Residenz, die Tempel, die Prachtsäle und Bäder u. s. w., zu suchen.

Wenige Fürstenschlösser wurden schneller von einem traurigen Schicksale ereilt als dieses. Kein volles Jahrzehnt mehr bewohnte es der weltmüde Kaiser; dann starb er und man hörte bald vor den tobenden Fluthen der hereinbrechenden Barbaren fast nichts mehr von seinem gigantischen Bauwerke. Einen Theil desselben erwählten sich die Behörden von Salonae zum Sitz; in einem andern wurde ein „Gynäceum“ eingerichtet, eine Fabrik, wo Mädchen und Weiber für die Soldaten Gewänder webten. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts diente es kurze Zeit den elenden Schattenkaisern Glycerius und Julius Nepos, den Geschöpfen des Ricimer, zum Aufenthalte; Nepos fand darin seinen gewaltsamen Tod. In den nun folgenden Kämpfen zwischen Odoaker und dem Ostgothen Theodorich sank das eben erst nothdürftig wieder hergestellte Gebäude von Neuem in Schutt und Asche, um erst im Jahre 640 neue Bewohner zu erhalten. Damals überfluteten die Avaren das Land und vernichteten das schon einmal niedergebrannte Salonae. Seine Einwohner flüchteten auf die nahen Inseln der Adria und suchten, als sich der Sturm verzogen hatte, in den Ruinen des Palastes, welcher wegen der Höhe und Festigkeit seiner Umfassungsmauern ihnen guten Schutz darbot, Unterkunft. Wie so manche anderen Reste des Alterthums, namentlich die Amphitheater, wurde die Kaiserresidenz nun Zufluchtsstätte für ein bedrängtes Volk, welches dem neuen Orte den Namen „Ad Palatium“ (Beim Palaste) gab, woraus das heutige „Spalato“ entstanden sein soll. Die neuen Bewohner waren schon Christen; neben der Befestigung ihrer Burg und der Vermauerung der Thore und Intercolumnien gedenken sie ihrer Religion und verwandeln den großen Tempel des Jupiter (nach Anderen der Diana) in eine christliche Kathedrale, das kaiserliche Mausoleum, das man andererseits für einen Tempel des Aesculap erklärt, in eine Kirche Johannes des Täufers und bewahrten dadurch die beiden Gebäude vor der Vernichtung. Papst Martin sandte schon 650 seinen Legaten, Johannes von Ravenna, dorthin (zugleich auch, um die eben eingedrungenen Chrovaten oder Croaten zu bekehren), welcher Ragusas Ansprüche als Metropolitansitz zurückwies und in Spalato, der Nachfolgerin Salonae's, seinen erzbischöflichen Thron aufschlug. Unmittelbar neben der Kathedrale wählte er den Platz für seine Wohnung und fügte sie zwischen die antiken Säulen des Peristyls hinein. Noch heute wohnt dort der Spalatiner Prälat. Die Stadt und ihre Umgebung machte dann schwere Zeiten durch, wo sich Croaten, Ungarn, Venetianer und Griechen um sie zankten; endlich fiel sie 1420 endgültig der Lagunenstadt zu und blieb in deren Besitz bis 1797, von wo an sie die Schicksale des übrigen Dalmatien theilte. Unter Venedigs Herrschaft nahm die Stadt bald zu und wuchs rasch über die beengenden Palastmauern nach Norden und nament-

Porticus des Tempels im Diocletianischen Palast zu Spalato.



Innere Ansicht des Domes zu Spalato, des einstigen Tempels im Diocletianischen Palaste.

lich nach Westen hinaus, so daß selbst der Mittelpunkt alles italienischen städtischen Lebens, die Piazza dei Signori, in die Neustadt westlich vom Palaste gelegt wurde. Gleich zu Beginn des venetianischen Besitzthums und besonders, als die Republik von 1645 bis 1670 um Creta kämpfte, wurde Spalato stark befestigt; erst unter Marmont, nachdem diese Werke längst alle Bedeutung verloren hatten, wurden sie wieder beseitigt. Einige Strandbatterien und das kleine Fort Grippi ist alles, was sich davon erhalten hat.

Hat man die engen, aber ziemlich geraden Gassen der Altstadt bis zum Domplatze durchschritten, so sieht man (genau so wie unser erstes Bild es zeigt) zur Linken den Dom mit seinem Glockenthurme und vor sich eine der beiden kürzeren Seiten des Peristyls, welche die Façade des Vestibulum, d. h. der einstigen Vorhalle des Palastes, bildet. Es ist das eine große, von einer Kuppel überwölbte Rotunde, welche in den Hauptsaal der Residenz führte, dessen hohes Gewölbe von zwei Säulenreihen getragen wurde. Auf beiden Seiten des Saales waren die Palasträume selbst völlig symmetrisch angelegt; alle aber standen mit jener langen Säulengallerie, die sich nach dem Meere hin öffnete, in Verbindung. Am Eingange des Vestibulum liegt eine wohlerhaltene Sphinx von ägyptischem Granit, welche einst im Tempel des Jupiter gestanden haben soll. Sie mußte nebst ihrem Gegenstück, das ebenfalls noch im Hofe des Hauses Cindro vorhanden ist, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts dem Glockenthurme weichen, den die Königin Maria, die Gemahlin Karl's II. von Sicilien, durch den Baumeister Tiverdoj aufführen ließ. Dieser ließ in dem nahen Salonae allerlei Reste antiker Sculptur, Säulen und sonstige Architekturstücke sammeln und vermauerte diese in den Thurm, sie so vor sicherm Untergange rettend. Zur Zierde gereicht allerdings der Thurm dem Dome nicht; wie denn auch, als man das Gebäude für den christlichen Gottesdienst zu benutzen anfing, mehrere Fenster in die Kuppel gebrochen wurden, um der vorher nur durch die Thür erhellten Cella mehr Licht zuzuführen. Trotzdem ist es in dem Gotteshause noch dunkel genug. Dieser sogenannte Jupitertempel ist ein Kuppelbau, der rings von 24 Säulen umgeben war, die noch zum großen Theile erhalten sind. Von außen achteckig, ist der Tempel, das besterhaltene Stück römischer Baukunst in Dalmatien, innen rund, mit Nischen und acht Wandsäulen in zwei Geschossen, 13 Meter weit im Durchmesser und 21 Meter hoch. Jene acht monolithe Säulen sind von orientalischem Granit, 7 Meter hoch und tragen ein Gesimse, das bis zum Uebermaße mit Friesen, Borten, Zahnschnitten und anderen Verzierungen überladen ist und so recht den verdorbenen Geschmack der späten römischen Kaiserzeit zeigt. Auf diesem ersten Gesimse ruht eine zweite, nur $3^1/_2$ Meter hohe Säulenstellung, welche einen ringsherumlaufenden Fries mit Darstellungen von Wagen, Jagden, Wettrennen, Hirschen u. s. w. trägt, dessentwegen Manche meinen, daß der Tempel der Diana geweiht gewesen sei. Ueber diesem steigt dann die Kuppel auf, ein Gewölbe von dünnen halbrunden Ziegeln. Der Umstand, daß sich unter dem Dome eine Krypta befindet, wird von Einigen dafür, daß dort Diocletian's Grabstätte gewesen sei, geltend gemacht. Die Meisten suchen dieselbe jedoch in der Kirche Johannes des Täufers, die westlich vom Dome liegt; es ist das ein um 15 Stufen erhöhter, kleiner, mit einem Tonnengewölbe bedeckter Tempel, dessen viersäulige Vorhalle verschwunden ist.

Das sind in Kurzem die Reste, welche von dem Riesenpalaste erhalten sind. Kein Zweifel jedoch, daß sich noch unendlich viel mehr bei systematischem Nachgraben finden ließe, woran freilich bei der Bebauung des ganzen Territoriums nicht zu denken ist. Stehen doch innerhalb der Palastmauern außer jenen beiden antiken Tempeln, die in christliche Gotteshäuser verwandelt wurden, nicht weniger als noch drei andere Kirchen. Man muß in die Höfe, in die Häuser, ja bis in die Wohnzimmer der Spalatiner dringen, wenn man den Trümmern des Alterthums nachgehen will. Hinter einem Bette, auf einer Treppe, selbst in der Hinterwand eines Spindes werden dem Forscher corinthische Capitäle oder ganze Säulen gezeigt, ferner Reste von Basreliefs, antikes Gemäuer, Sarkophage u. s. w. Seit länger als 40 Jahren zeigt die österreichische Regierung nun wohl ein lebhaftes Interesse für Spalato's größte Merkwürdigkeit, welche unter den Venetianern sich geringer Rücksichtnahme erfreute*), und läßt ohne ihre specielle Erlaubniß nicht die geringste bauliche Veränderung vornehmen; aber zu umfassenden Untersuchungen, welche gewiß für Archäologie und Geschichte des Interessanten in Hülle und Fülle liefern würden, ist es noch nicht gekommen. —

Das Klima Spalatos ist gesund, seine Umgebung fruchtbar, die Sommerhitze relativ gemäßigt und der Winter milde. Das ist aber, von Diocletian's Palaste abgesehen, auch Alles, was sich Anziehendes von der Stadt aufzählen läßt, wo es um das Capitel „Unterhaltungen" schlecht bestellt ist und die sich obendrein bemüht, ihr altes charakteristisches Gewand abzustreifen und in ihren neuen Theilen den modernen, nüchternen, geradlinigen Typus anzunehmen. Der Spalatiner lebt zurückgezogen und ohne viel geselligen Verkehr; selbst das Spazierengehen auf der Piazza ist nicht so lebendig und anziehend, wie in den früher besuchten Städten. Trotzdem ist der Dalmatiner auf sein Spalato stolz und betrachtet es als den Juwel seines Landes — und es läßt sich auch nicht abstreiten, daß der dortige Handel ziemlich entwickelt ist und der Hafen Verkehr zeigt, daß überhaupt nur dort von Arbeit und Production recht die Rede sein kann. So ist unter den Anzeichen eines gesunden Fortschritts, der dem zurückgebliebenen Lande (trägt dasselbe doch zu den Staatskosten nicht nur nichts bei, sondern erfordert sogar noch jährlich einen bedeutenden Zuschuß!) dringend Noth thut, die Bildung einer Weinbau-Gesellschaft hervorzuheben. Dalmatien, dessen einundzwanzigster Theil nach Petter mit Weingärten bedeckt ist, ist überaus reich an Weinsorten (wohl funfzig und darüber), die aber nicht zur Ausfuhr taugen und an Ort und Stelle consumirt werden müssen. Ein Franzose, M. Aristide Vigneau, steht an der Spitze jener Gesellschaft; er behandelt die Weine, wie es um Bordeaux geschieht, und hat sie schon sehr verbessert, so daß der Weinbau vielleicht in Zukunft eine Quelle erhöhten Wohlstandes für das Land wird. Da ist jetzt schon der Prosecco, wie man fast alle süßen Weine nennt, der „weiße", d. h. nach unseren Begriffen bräunliche, bierfarbene Vugava von der Insel Brazza, der weiße, trockene und aromatische Malvasia, der süße und starkduftende Rosa (Moscato con odor di rosa) von Almissa; der Spiaggia von Lesina; der Marzamin, der theuerste von allen, bei Cattaro wachsend, der Maraschino und Tartaro von Sebenico u. s. w. u. s. w. Der Weingenuß ist dem Dalmatiner ein Lebensbedürfniß so sehr, daß der Reisende überall im Lande mit Gewißheit auf einen guten Trunk Wein und gutes Brot rechnen kann. Aber außerhalb seiner Provinz, etwa Croatien und Theile Italiens ausgenommen, kennt man bis jetzt weder die feinen noch die geringen Sorten, höchstens den aus Weichselkirschen bereiteten „Maraschino di Zara".

*) So findet sich im Spalatiner Archive eine Urkunde, welche einem „wohlverdienten" Bürger Venedigs erlaubt, zwei Schiffsladungen Marmor und alter Steine aus Spalato und Salonae fortzuführen.

Zwei Briefe des Dr. Finsch über seine Forschungsreise nach Westsibirien.

II.

Grenzposten Saissan, in Russisch-Turkestan, 27. Mai 1876.

Unser Aufenthalt in Lepsa, der bis zum 17. Mai währte, wurde nach besten Kräften ausgenutzt, theils in Sammeln, theils in Ausflügen. Wir brachten die Kosackenjugend beiderlei Geschlechts in Bewegung, die nach Thieren und Pflanzen ausgeschickt wurde, engagirten auch einen erfahrenen Fischer, der uns die Vorkommnisse des Lepsaflusses und seiner Nebengewässer mittheilen sollte. So erhielten wir ein paar Arten Eidechsen, eine Frosch- und Krötenart, von Fischen eine barbenähnliche Form und eine Grundel (Cobitis) in allen möglichen Varietäten. Salmoniden fehlen. Käfer und Schmetterlinge erhielten wir wenig, dagegen lieferte die Pflanzenwelt reiche Ausbeute. Die Vogelwelt zeigte uns auf einem kleinen Ausfluge in die Berge am 13. und 14. Mai verschiedene neue von der europäischen Ornis durchaus abweichende Formen, so den weißbäuchigen Wasserschmätzer (Cinclus leucogaster), Motacilla personata, Pica leucoptera, einen schönen Distelzeisig (Carduelis), eine prachtvolle Rothgimpelart und andere mehr. — Am 15. Mai unternahmen wir in Begleitung des Obersten Friedrichs eine Excursion nach dem etwa 6000 Fuß über dem Meere gelegenen Alpensee Dschasyl Kul (grüner See), der an malerischer Schönheit und Grün der Färbung mit den oberbayerischen Seen wetteifern kann. Der Weg führt anfangs über hügelige Vorberge, dann längs eines reißenden Bergwassers, das öfters gekreuzt werden muß, ins Gebirge. Sehr wohlthuend wirkt die reiche Strauch- und Baumvegetation, namentlich erfreute uns das sanfte Rosa und Roth des wilden Apfelbaumes (Pirus Sieverianus), der — beiläufig — wohlschmeckende Früchte liefert. Leider wird der Baum, um zu den Früchten zu gelangen, abgehauen. Einzelne Partien waren so voll Steine und die Felsen so steil, daß wir von den Pferden steigen mußten, obschon die kirgisischen Steppenpferde auch dem wildesten Steingeröll nicht aus dem Wege gehen. An dem See, der mitten zwischen hohen schneebedeckten Kuppen liegt, steht schönes Laub- und Nadelholz. Leider blieb ein Fischzug mit dem Grundnetze gänzlich ohne Erfolg; auch von den Hochgebirgsthieren, Steinbock, Maral, bekamen wir nichts zu sehen. Doch sah Graf Waldburg andern Tags bei einer Excursion bis zum Schnee Steinböcke und das herrliche Alpenhuhn (Megaloperdix), leider ohne Exemplare erhalten zu können. Der Maral ist eine von der unserigen wesentlich verschiedene Hirschart, mit colossalem Geweih, welches letztere sehr schwer zu erhalten ist, weil diese Geweihe noch unausgebildet, d. h. weich und im haarigen Zustande, in China als Leckerei (richtiger wohl als Reizmittel und Arzenei. Red.) sehr gesucht sind. So forderten die Kirgisen für ein kaum 8 Zoll lang angesetztes Geweih 20 Rubel. — Daß bei dieser Partie das übliche Gefolge von Kirgisenhäuptlingen zu Pferde, oben am See die Jurten und der Pillaf mit Schaffleisch nicht fehlten, ist selbstverständlich. — Wir sahen auf dieser Excursion einen Bienengarten. Die Bienenzucht wird nämlich im Ala Tau stark und auf großartige Weise betrieben. Unser Hauswirth, ein alter reicher Kosack, besitzt allein 2000 Bienenstöcke. Der Honig ist sehr aromatisch und wird meist schon vor der Ernte an taschkendische Händler verdungen.

Von einem Ehrenpiket von 12 Kosacken in Galla geleitet, verließen wir am 17. Mai Lepsa und wandten uns abermals dem See Ala Kul und zwar diesmal seiner Ostseite zu. Beim Uebersteigen der Höhe, welche den Thalkessel Lepsa im Norden schließt, ritten wir auf einen Bergkegel, von dem sich uns eine entzückende Rundschau bot. Namentlich zeigten sich uns die mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen des fernen hohen Ala Tau; einzelne Piks hatten besonders malerische Formen. Nachdem wir noch in den Bergen einmal ein Jurtenlager bezogen, stiegen wir am 18. in die Steppe herab; es war schon recht warm. Die üppige Päonienflora war im Abblühen, aber die kahle Bergreihe, der wir uns zuwandten, erschien in lebhaftem Grün. Wir passirten den Kysil Adschie (rother Salzfluß), merkwürdig durch seine rothen Ufer aus Siegelerde, mit der die Kirgisen ihre Jurtenstuben färben. Als wir uns dem Tentjekflusse (Zufluß des Sees Sassyk Kul, der zwischen dem Ala Kul und Balchasch-See liegt) näherten, vergrößerte sich unsere Begleitung bedeutend; wohl 30 vornehme Kirgisen erwarteten uns, darunter zwei Sultane. (Man sieht enorm corpulente Männer, die auf den dünngliederigen Rossen mit der Leichtigkeit Schlanker hingalopiren.) Beim Ueberschreiten der verschiedenen zum Theil tiefen und ungemein reißenden Arme suchten 20 bis 30 Kirgisen den Anprall des Stromes zu schwächen. Andere hieben mit auf die Pferde ein und so ging alles gut. Gleich hinter dem Flusse erblickt man ein Dorf, das wohl aus 20 Häusern besteht und von Russen bewohnt wird, Colonisten aus dem Gouvernement Woronesch, die nach dem Amur wollten, aber hier wegen Mangels an Mitteln sitzen blieben. Das ganze Dorf war versammelt; beim Eintritte boten die Aeltesten Salz und Brot und geleiteten uns in ein Haus, wo uns Milch erquickte. Die Leute sahen im Ganzen gut, ihre Colonie gedeihlich aus; und so schieden wir mit den besten Wünschen für das fernere Aufblühen derselben. Wir begaben uns nach dem Jurtenlager der Kirgisen, in dessen Nähe das große Grabmal eines Sultans steht. Dasselbe war, abweichend von den unzähligen, die wir schon sahen, aus wirklich gebrannten Ziegeln errichtet, diese aber leider nur mit Lehm zusammengeklebt, und so zeigte sich jetzt schon arger Verfall. Für ein Volk, welches überhaupt keine ständigen Bauwerke besitzt und nur für seine Todten baut, war dies immerhin etwas Bemerkenswerthes. Der Weg führte durch eine meist mit Rohr bestandene Steppe, das von Wildschweinen an manchen Stellen ganz zerackert war und die Nähe des Sees anzudeuten schien; aber erst Abends gegen 9 Uhr erreichten wir diesen. Zahlreiche Kraniche, wilde Gänse, Enten, Pelikane, Möven und anderes Wasser- und Sumpfgeflügel belebten die Ufer. Die Russen der Colonie Uscharall, mit Flinten bewaffnet, hatten uns bis zum Jurtenlager Dschangis Agatsch (liegt zwischen dem Ala Kul und Sassyk Kul) das Geleit gegeben; vorher passirten wir einen Fluß, an dem die Tarantassen ausgeladen werden mußten, denn er war so tief, daß er unseren Kameelen bis an den Bauch reichte.

Am 19. ging unser Weg über eine mit Schierling und Rhabarber bestandene Grassteppe, die mit kahlen Salzstellen durchsetzt war und an deren Flußgeländen zahlreiche Kirgisenaule sich befanden, mit reichen Viehherden, hier und da mit Landbau, der durch künstliche Bewässerung ermöglicht wird. Die Kirgisen geben sich viele Mühe und verstehen sich trefflich

auf das Abdämmen der Flüsse und das Bewässern. Gegen Abend erreichten wir das große Kirchdorf Urdschar (am Südfuße des Tarbagatai), von Kosacken und Tataren bewohnt, wo uns eine Ehrenwache empfing. Außerdem wartete, und zwar seit zehn Tagen, ein Piket von zwölf Kosacken aus Bagti auf uns, mit denen wir zusammen am 20. die Weiterreise antraten. Die Steppe war hier keineswegs eintönig, erhielt vielmehr durch den Blick auf die schneebedeckten Gebirge ein sehr malerisches Gepräge. Lerchenarten, wohl 6 bis 7, bilden den Hauptbestandtheil der Ornis, außerdem ist die schwarzköpfige Bachstelze und der rothkehlige Wiesenschmätzer charakteristisch, ganz abgesehen von Steppenhühnern, Trappen und Kranichen; von letzteren haben wir jetzt meist Grus virgo vor uns. Wilde Gänse (anser cinereus) belebten überall da, wo es stehende Gewässer giebt, die Steppe in großen Schaaren. Selbst beim einsamen Jurtenlager findet sich unser Haussperling, und die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) versucht es überall, am obersten Jurtenringe ihr Nest anzukleistern. Da, wo es höheres Gras giebt, zählt die Wachtel zu den häufigsten Vögeln und unser Kuckuck gehört mit zu den am frühesten erwachenden. Den Herdenkibitz (Charadrius gregarius) trafen wir überall einzeln, die schon Junge führenden Weibchen sind so zahm, daß sie erst kaum auf sechs Schritt wegflogen. In diesen Tagen bekamen wir zuerst Saiga-Antilopen in Sicht, leider viel zu weit und scheu für unsere Büchsen. Daß indeß nicht jeder Tag ganz ereignißlos ist, auch abgesehen von der Erlegung von Thieren, zeigten zwei Beispiele. Das eine Mal explodirte dem Dolmetscher des Obersten Friedrichs während des Reitens anscheinend ohne allen Anlaß das Pulverhorn in der Tasche; es gab einen Schlag, der Mann brannte auf der rechten Seite, das scheue Pferd warf ihn ab, er wälzte sich auf der Steppe, erdrückte das Feuer und — nitschewo! (russisch, bedeutet „macht nichts!“). Das andere Bild. Auf der letzten Station vor Bagti wurden, wie gewöhnlich, noch nie eingespannte Pferde benutzt. Nachdem die Schwierigkeit, sie in die Stränge zu bekommen, überwunden war, sollte es endlich losgehen. Es gilt so vorsichtig als möglich in die Tarantasse zu kriechen. Ich habe dies erreicht, der Graf ist soeben im Begriff, da werden die Pferde scheu; der Mann rechts wird zu Boden geschlendert, der linkerseits vermag sie kaum zu halten. Da springt Tamar Bey (unser kirgisischer Begleiter, ein wahrer Prachtkerl) wie ein Tiger auf den Rücken des rechten (es sind drei Pferde).; dasselbe setzt in dem Momente seitwärts, er herab, der Wagen geht über Tamar Bey und liegt in den nächsten Secunden mit mir am Wege. Alles nitschewo! denn es war Alles glücklich abgelaufen. Nachdem wir spät in der Nacht in Bagti, einem kleinen, rein militärischen Posten, mit einigen Casernen und Soldatenwohnungen, eingetroffen waren, gingen wir am 21. Mai ins Himmlische Reich hinein und zwar nach der Stadt Tschugutschak, nur 21 Werst von Bagti. Es war ein stattlicher Zug: eine Tarantasse mit Brehm, wohl 40 Kirgisenhäuptlinge, 24 Kosacken mit Trompeter, mehrere russische Offiziere; alle beritten, im Galop oder Carrière (bei großer Hitze) über die Steppe jagend. Nach etwa 10 Werst hielten zwei bezopfte Mandschu am Wege, die Visitenkarten abgaben und dann im Carrière mit uns nach der Stadt eilten. Wir selbst sahen, nachdem wir eine Anhöhe passirt hatten, die Stadt vor uns liegen: braune Lehmmauern niedriger, flacher Häuser, wenig unterschieden von der Steppenfarbe. Rechts erheben sich höhere mit Zinnen versehene Mauern, die des Forts zum Schutze gegen neue Einfälle der Tunganen (Insurgenten), die 1866 die Stadt vollständig zerstörten, so daß sie es seitdem zu nichts mehr gebracht hat. Vor der Stadt schon lernten wir das Bewässerungssystem der fleißigen und praktischen Chinesen kennen, noch mehr, als wir die Stadt erreicht hatten. Jedes der elenden mit Rohr gedeckten Häuser lehnte sich an einen von hohen Lehmmauern umgebenen Garten, in dem bereits verschiedene Küchengewächse prangten. Ueber jedes Beet ließ sich beliebig Wasser rieseln. In den schmalen Straßen und dem krummwinkligen Bazar (zum Theil bedeckt) verwunderte Gesichter und fremdartige, sonderliche Menschen schauend, ritten wir nach dem Hause des Gouverneur-Generals (Dschansun) Djun, der großen Caserne. Am Thore mußten wir absteigen und nach chinesischem Brauch um Einlaß fragen; wir wurden hierauf von dem alten Herrn, einem guten Funfziger, an der Thür seines Hauses empfangen und seinem General vorgestellt. Es stand bereits ein kaltes Mahl, meist Früchte, darunter frisch erhaltene Birnenscheiben, für uns bereit; sehr guter Thee und sogenannter chinesischer Wein, d. h. enorm starker fuselhaltiger Arrak, wurde in Nephritschälchen servirt, meist Alles für uns kaum genießbar. Der Gouverneur-General bewohnte zwei kleine Zimmer, das, in welchem wir tafelten, und ein anderes, in welchem sich das kaiserliche Siegel, ganz aus Silber und faustgroß, sorgfältig verhüllt, und die Köpfungsschwerter befanden. Außerdem waren hier einige Waffen, darunter ein amerikanischer Hinterlader und ein sehr schöner Krimstecher. Die Unterhaltung war sehr schwierig, indem alles aus Chinesisch in Kirgisisch, Russisch und Deutsch und umgekehrt übersetzt werden mußte; überhaupt speiste uns der alte Herr mit den bekannten chinesischen Höflichkeitsformen ab, stellte uns alles zur Verfügung ꝛc. ꝛc. Auch Kleinigkeiten offerirte er uns sehr feierlich und erhielt dafür als Geschenk einen Compaß. Es war unbeschreiblich heiß im Zimmer, und ich freute mich, als wir ins Freie kamen, obwohl auch hier eine drückende luftzugslose Julihitze herrschte. Wir besahen die Caserne mit unzähligen kleinen Kämmerchen und Zimmerchen; alles war reinlich und weiß getüncht. Dann wohnten wir einem Scheibenschießen der kaiserlich chinesischen Infanteristen bei. Es waren ziemlich ruppig aussehende, meist alte Kerls in beliebigem Gewande; als Auszeichnung hatten sie einen weißen Glasknopf und zwei rothgefütterte Stücke Marderfell an der Mütze. Die Burschen schossen auf etwa 40 Schritt nach einer mannsbreiten Scheibe aus Leinwand, und schon der Umstand, daß vielleicht 60 Schritte hinter der Scheibe das Volk dicht geschaart stand, ließ mich nicht viel erwarten. Und so war es auch! Von fünf Pfeilen, die jeder versandte, schoß kaum der dritte Mann einen in die Scheibe, und die übrigen gingen so wenig weit darüber hinaus, daß das chinesische Publicum ganz unbesorgt sein durfte. Wir besuchten hierauf den Bazar, der selbst von chinesischen Sachen so wenig enthielt, daß wir nichts Passendes zu kaufen vermochten, und gingen dann in das tatarische Viertel zu einem reichen Tataren zu Tisch, der uns gut bewirthete; seine bildhübsche und malerisch gekleidete Frau machte uns dabei die Honneurs. Tamar Bey, unser kirgisisch-muselmännischer Freund, mußte dabei draußen bleiben. Obschon uns der Gouverneur Nachtquartier angeboten hatte, brachen wir doch noch Abends auf, und da die nächsten Jurten nur 18 Werst entfernt sein sollten, entschloß ich mich trotz allgemeiner Abspannung mitzureiten. Von Oberst Friedrichs (Bezirksches von Lepsa) und Tamar Bey nahmen wir herzlichen Abschied. Leider war die Station nicht 18, sondern 30 Werst, und überdies verirrte sich der Kosack, mit dem ich ritt, in der Dunkelheit, so daß ich erst um 11 Uhr anlangte, nachdem wir mindestens 35 Werst (5 deutsche Meilen) geritten waren. Lange Ruhepause bis 23. Mai Morgens, also fast 36 Stunden, dann ging's mit Telege weiter.

Am 22., 23. und 24. setzten wir unsern Weg nach

Saissan fort; bei der großen Hitze (30° in der Sonne bei Mittag, in der Jurte 35°) konnte nicht schnell gereist werden. Der Weg führte über mehr als 3000 Fuß hoch gelegene Hochsteppe, welche zu beiden Seiten von Bergketten begrenzt war. Wir befanden uns noch immer auf chinesischem Gebiet. Zuweilen passirten wir kleine reißende Gebirgsbäche und Jurtenlager von Kirgisen und Kalmücken, russischen Unterthanen, die hier ruhig auf chinesischem Gebiet ihre Herden weiden und sogar mit Hülfe der Bewässerung Hafer und Getreide bauen, unbehelligt von den Besitzern des Landes und den Tunganen, die vor Allem, was Russisch ist, colossale Furcht haben. Noch am Spätabend des 24. erreichten wir ein Hochplateau, auf dem wir am 25. den ganzen Tag in etwas kühlerer Bergluft lagerten. Der Platz heißt Bugutusai und ist ein Grenzpiket, wo im Sommer 25 Kosacken stationiren, um Uebergriffe der Tunganen sofort zu züchtigen. Auf einem erhöhten Bergkegel hält beständig ein Posten, der weit hineinsehen kann nach China bis zu dem schneebedeckten Kamm des Urkandschagebirges. Nicht weit davon sind große Steinhaufen als Reste chinesischer Grenzposten, die dieses Frühjahr von den Tunganen durch Ermordung ihrer Besatzungen sämmtlich aufgehoben wurden. Unser Platz besaß in einer kühlen Quelle eine besondere Annehmlichkeit; kleine krebsartige Wesen in derselben machten mir dies Gewässer interessant. Am Abend kam Dr. Pander von Saissan (Sohn des berühmten Anatomen, der mit d'Alton zusammen werthvolle Atlasse veröffentlichte); er brachte uns nicht nur Erquickungen, sondern auch Briefe (bis zum 8. April), die ersten, welche wir seit Petersburg erhielten. Natürlich große Ueberraschung und Freude! Auch Zeitungen empfingen wir von Petersburg.

Am 26. Mai brachen wir früh 4 Uhr auf, stiegen zu einer Hochebene hinab, die an 50 Werst breit von der nördlichsten Reihe des Tarbagatai begrenzt wird. Die Steppe bestand fast durchgehends aus Kies und seinem Steinboden, spärlich mit Pflanzen bewachsen; sie war wohl das Einförmigste, das wir bisher gesehen, vielleicht mit Ausnahme der reinen Salzsteppe. Nur die umrahmenden Berge gestalteten das Bild zu einem anmuthigen, aber in der heißen Luft flimmerten und schimmerten die Höhen in nebelhafter Weise. Als wir gegen 11 Uhr die Hochebene überquert, erwarteten uns Tarantassen, mit denen wir um 3 Uhr aufbrachen, um gegen 8 Uhr hier einzutreffen, wo wir im Hause des Majors Tichanoff, des Bezirkschefs von Saissan, der uns von Bagti hergeleitete, gastliche Aufnahme fanden. Der Weg ist sehr gut, führt aber ununterbrochen durch kahle, phantastisch verwitterte Schieferschluchten und zwischen kegelförmigen, begrünten, aber baumlosen Bergen abwärts in die Steppe des Schwarzen Irtisch, die am Horizont von den dämmernden Schneekuppen des Altai begrenzt wird. Sobald wir die Ebene erreicht hatten, sahen wir uns auf der eigentlichen Poststraße, und seit Semipalatinsk wieder Werstpfähle, also wieder die geregelte Postlinie; Saissan, nur ein Militärposten, besteht aus kleinen freundlich aussehenden Häusern und hat breite, mit Wassergräben versehene, weidenbepflanzte Straßen. Es ist und wird, wenn zur Stadt erhoben, ein wichtiger Verkehrsplatz für China. Schon jetzt gehen große Kameelkarawanen hier durch, welche die chinesische Armee mit Mehl versorgen. Es herrscht daher hier ein regeres Leben, als man es sonst in dieser Gegend findet.

* * *

Von Saissan aus wollten die Reisenden mittest Bootes auf dem Schwarzen Irtisch nach dem Saissan-See fahren und sich von dort über die Hochsteppe Tarir zu dem 5000 Fuß hohen Altai-See Marka Kul wenden, ferner den 9000 Fuß hohen Dschingistar besteigen und über Seransky, Ust Buchtarma und Ust Kameneogorsk nach Barnaul gehen. Die glückliche Ankunft in letzterer Stadt meldete ein Telegramm des Dr. Finsch aus Barnaul den 22. Juni wie folgt: „Gestern wohlbehalten Barnaul angelangt über Saissan und Chinesischen Hochaltai. Fanden zwei Telegramme. Nach Abfertigung reicher Sammlungen gehen sofort nach Tomsk weiter. Alle grüßen. Finsch."

Am 3. Juli lief nun noch folgendes Telegramm aus Tomsk, den 2. Juli Abends, ein:

„Wir sind heute früh hier eingetroffen. Morgen reisen wir mit Dampfer nach Samarow *) weiter. Von dort gehen wir wahrscheinlich mit Lodka den Ob abwärts, zunächst nach Beresow. Finsch."

*) An dem Zusammenfluß des Ob und Irtisch.

Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan *).

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Die Frage nach den Wegen, auf welchen eine russische Angriffsarmee von Russisch-Turkestan aus gegen Indien vorgehen könnte, und nach den Gefahren, die ein solcher Zusammenstoß für den Bestand des englischen Kaiserreiches in Indien nach sich ziehen müßte, zu Anfang dieses Jahrhunderts zuerst vom ehrgeizigen Kaiser Napoleon I. erwogen, welcher im Schutz- und Trutzbündniß mit Persien, abgeschlossen zu Finkenstein im Regierungsbezirk Marienwerder im Mai 1807, letzteres verpflichtete, „den französischen Truppen den Durchzug nach Indien zu gestatten, sobald durch seine Vermittelung und Hülfe Transkaukasien Seitens der Russen geräumt ist" *), bildet jetzt den Gegenstand zahlreicher Bücher und Schriften und kehrt in Parlamentsverhandlungen wie in der Tagespresse ständig wieder. In diesen Blättern soll nun der Versuch gemacht werden, die Länder zu schildern, welche Indien von Rußland trennen.

Auf allen Karten werden als Grenznachbaren des indischen Kaiserreiches im Westen aufgeführt Afghanistan und Belutschistan (Kelat); die Grenze zwischen beiden wird zwi-

*) Vergleiche die amtliche Sammlung: „Collection of Treaties relating to India et Neighbouring Countries, by C. T. Aitchinson (Calcutta 1862 — 1866), 8 Bände, und die jährlichen indischen Verwaltungsberichte.

*) v. Schlechta-Wssehrd, Die Kämpfe zwischen Persien und Rußland in Transkaukasien, 1804 bis 1813 (Wien 1864), S. 23.

schen $28^1/_2{}^0$ und 30^0 nördl. Br. verlegt. Die Herrscher über diese Reiche betrachten sich als Nachbaren der Engländer, bezeichneten in Staatsverträgen alles Land bis zur englischen Grenze als ihr Besitzthum, machen unaufhörlich Anstrengungen, Hoheitsrechte im Grenzgebiete auszuüben, und es hat deshalb die jetzt übliche Begrenzung ihre volle Berechtigung. Thatsächlich gelingt aber diesen Staaten die Bezwingung ihrer Indien zunächst wohnenden Völkerschaften selbst auf den Hauptverbindungswegen nicht; so mußte der Landesherr, Scher Ali, Emir zu Kabul, 1869 den Anwohnern des Khaiber-Passes, Peschawar gegenüber, eine bedeutende Abfindungssumme zahlen, um der Nothwendigkeit zu entgehen, den sichern Durchzug nach Indien, dessen Vicekönig er in Ambala einen Staatsbesuch machte, sich mit Waffengewalt zu erzwingen.

Dieser Grenzstrich von 400 bis 500 Kilometer Breite ist ein Gebirgsland von stellenweise großartigem Alpencharakter; bei 4759 Meter liegen im Safed Koh, bei 3547 Meter in der Soliman-Kette die höchsten Gipfel. Von der indischen Ebene erfolgt der Aufstieg aus 120 bis 390 Meter Höhe durch kurze, steile und tief ausgewaschene, darum leicht zu vertheidigende Flußthäler; flacher verlaufen die Berge gegen Afghanistan und gehen schon bald in ein von den östlichen Quellflüssen des Hilmend bewässertes Hochland über, dessen Hauptorte im obern Theile in 2555 Meter (Ghasni), im untern breiten Thale in 1066 Meter (Kandahar) liegen. Der Landschaft entspricht der Charakter der Bevölkerung: enge Familienverbände, so daß jeder Stamm sich vom Nachbar im nächsten Hauptthale abschließt, und Sinn für Ungebundenheit kennzeichnen die staatlichen Zustände; Beaufsichtigung der Viehherden bei Abweidung der Alpentriften, etwas Ackerbau in den Thälern, Handel, oder wenn Tauschgegenstände fehlen, Angriffe auf Karawanen und Gehöfte in der vorliegenden Ebene bilden die Beschäftigung und gewähren die Mittel zum Lebensunterhalte in diesen im Ganzen nur an wenigen Stellen den Ackerbau lohnenden Gebirgsthälern.

Gebirgsvölker auf solch niedriger Stufe der Gesittung sind für geordnete Staaten höchst unbequeme Nachbaren. Uebergriffen muß entgegen getreten werden; dabei ist aber Stamm für Stamm, Thal für Thal, Dorf für Dorf zu bezwingen und der kleine Krieg hört nicht auf. Auf der Westgrenze seines indischen Besitzes hat England solche Völker auf die Länge von acht Breitengraden zu Nachbaren. In Sindh breitet sich eine schmale Wüste, 10 bis 20 Kilometer breit, zwischen dem beiderseitigen Culturlande aus; im nördlichen Pandschab reicht das England zugehörige Culturland stellenweise bis an den Fuß des Gebirges heran, ja schmale Ausläufer desselben, im Besitze solcher Stämme, ragen in englisches Gebiet herein und müssen zugänglich sein, soll nicht den daran wohnenden englischen Unterthanen der Verkehr gehindert werden. England mußte diese Nachbaren zur Ruhe verweisen und hat selbst große Anstrengungen nicht gescheut, dies zu erreichen. Noch sind die Grenzler an Ordnung nicht gewöhnt; aller Enden lodert der kleine Krieg auf und augenblicklich stehen die Engländer auf dem Kriegsfuße gegen drei Stämme: im Norden gegen die Mohmands, im Centrum gegen die Afridi, im Süden gegen die Anwohner des Bolanpasses.

Ethnographisch gehören diese Völker verschiedenen Hauptstämmen an. Im Norden bis zu $30^3/_4{}^0$ nördl. Br. herab wiegen iranische Pathan oder Afghanen vor, jedoch stark gemischt mit arischen Indiern und diesen in Anzug und Lebensweise ähnlich, weshalb man sie als „indische Abtheilung der Afghanen“ zusammenfaßt; südlich von ihnen sitzen Brahui vom indischen, nicht arischen Drawidastamme, untermischt mit Belutschen, ebenfalls Iraniern. Die Afghanen dieses Grenzstriches sind stattliche Erscheinungen, schlank von Wuchs, von regelmäßigen Zügen, echt arische Gestalten; die Hautfarbe ist wohl dunkel, aber geht über helle Bronze nicht hinaus; die Frauen sind sogar noch lichter, obgleich sie nicht verschleiert sind. Der echt afghanische Typus, den ein breiter Kopf, eine hervorstechende Nase und ein kurzer, tief im Nacken sitzender Hals kennzeichnet, ist äußerst schwach vertreten; Kenner des Pandschab werden durch diese Gebirgsbewohner an die Gudschar erinnert, einen meist zum Islam bekehrten Hindustamm, der hauptsächlich zwischen den Flüssen Tschenab und Satledsch sitzt, aber auch sonst im nördlichen Indien zahlreich ist und als Nachkomme der Juëtschi oder weißen Hunnen gilt, ein indoscythischer, d. i. türkisch-tatarischer Volksstamm, der auf seiner Wanderung aus Innerasien Indien im 1. Jahrh. v. Chr. erreichte und im Pandschab große Besitzveränderungen veranlaßte. Die Afghanen wanderten in diesen Grenzstrich in sehr später Zeit ein, erst im 8. und 9. Jahrh.; während der Kämpfe der arabisch-indischen Statthalter um Selbständigkeit besetzten sie das Hauptthal des Kabulstromes. Die Seitenthäler und die Abhänge gegen Indien sind erst infolge der Züge Baber's im Beginne des 16. Jahrh. in Besitz genommen worden.

Die Belutschen, ihre Nachbaren im Süden, sind ebenfalls von starkem Knochenbau, aber ihr Gesicht ist abgeplatteter. „Sie haben fast alle Adlernasen, doch laufen sie nicht mehr, wie bei Afghanen, spitz zu und sind namentlich an der Wurzel ziemlich breit. Der Hals ist länger als bei Afghanen, die Hautfarbe röthlich braun und von dunkelbronzeartigem Glanze“ (Spiegel). Ihre Ursitze werden zwischen Arabien und Armenien gesucht; sie selbst haben über ihre Wanderung die Ueberlieferung, daß sie im 12. Jahrh. unter einem Führer Namens Tschakar auszogen aus Syrien, den Euphrat nahe bei Bagdad überschritten und zunächst in Mekran Halt machten. Hier ließen sich viele nieder; die anderen zogen unter demselben Oberhaupte östlich weiter, überstiegen das Hochland von Kelat, das wegen seines Klimas und der Kahlheit der Berge ihren Gewohnheiten nicht zusagte, und machten in Katscha Gandawa, der Grenzprovinz Kelats gegen das britische Sindh, Halt. Ein Theil zog noch weiter und endete seine Wanderung erst kurz vor Delhi *).

Die Brahui unterscheiden sich von den Belutschen äußerlich durch geringere Körpergröße, hellere Gesichtsfarbe, fein geschnittene aber runde Gesichter, braunes Haupt- und Barthaar; einige tragen das Haar nach Art der indischen Radschputen. Die Brahui sind nach ihrem Aeußern, ihrer Sprache und den dürftigen geschichtlichen Nachrichten über ihr Land die ältesten Ansiedler in Belutschistan und ein und desselben Stammes mit den indischen Drawidas; diese sind die vorarischen Bewohner Vorderindiens und waren hinter den Ariern bei ihrem Einzug in Gesittung nicht zurück. Auch in Kelat geben die Brahui die Landesfürsten; sie sind hier fleißige Ackerbauer und wenn sie auch durch die Unfruchtbarkeit großer Landstriche zu Wanderungen mit ihren Herden genöthigt sind, so unterscheiden sie sich von echten Nomaden durch einen starken Sinn für eine Heimath, der sich in mancherlei Gebräuchen äußert. Den Belutschen gelten sie so sehr als indisches Volk, daß Einwanderer aus Indien den Brahui zugezählt werden, wenn sie ihnen auch nicht zugehören.

Die Sprache bildet unter den Pathan das Paschtu

*) Vergl. Kelat 1857 to 1860 (by Major Green, Calcutta 1861). 1872 wurden in Indien Belutschen gezählt: im Pandschab 235,123, meist im Deradschat (Grenzbezirk gegen Afghanistan); in Bombay, Provinz Sindh, 38,634.

oder Afghanische; es gehört dem indogermanischen — nicht semitischen — Sprachstamme zu, zeigt vorwiegend indisches Gepräge und schließt sich am nächsten an die neuindischen Sprachen an. Wie alle Gebirgssprachen ist es hart, rauh und klingt unschön. Das Balutschi ist nach Raverty „eine Mischung aus Persisch, Sindhi, Pandschabi, Hindi und Sanskrit mit einigen exotischen Wörtern und kann eine selbständige Sprache nicht genannt werden.“ Das Brahui zeigt alle Eigenthümlichkeiten der drawidischen Sprachen Südindiens; zahlreiche Brahui bereisen dieses als Pferdehändler und finden sich mit ihrer Sprache unschwer zurecht. — In der englischen Verwaltung finden Paschtu und Balutschi in den letzten Jahren große Beachtung. Jedem Civilbeamten im Grenzbezirke ist es zur Pflicht gemacht, sich innerhalb einer entsprechenden Frist in der Landessprache des ihm anvertrauten Bezirkes prüfen zu lassen, sei dies Paschtu oder Brahui. Beamte, welche die Prüfung bestehen, erhalten eine namhafte Gehaltszulage. Auf Anregung der Regierung gab Professor Trumpp seine große Paschtu-Grammatik heraus; Missionär Hughes zu Peschawar verfaßte ein Lesebuch des Paschtu, Bruce eine Grammatik und Lesebuch des Balutschi. Noch ragen diese Sprachen stellenweise nur wenige Kilometer breit auf indisches Gebiet herein, aber sie erlangen um so größere Bedeutung, je näher sich die Grenzen Englands und Rußlands in Asien berühren.

Die Religion ist bei sämmtlichen Stämmen der Islam; jedoch besteht der große Sectenunterschied, daß Pathans und Brahui Sunniten sind, die Belutschen aber Schiiten. An Aberglauben überbieten die Pathans alle übrigen; so unbegrenzt ist ihre Verehrung für Heilige und Fakire oder mohammedanische Gaukler unter religiösem Deckmantel, daß dem Indier die Erzählung übertreibender Kaufleute glaubhaft klingt, man morde dort Heilige lediglich um ein neues Mausoleum errichten zu können! Für die nördlichen Pathans ist geistliches Oberhaupt der Akhund von Suat; dieser wird bei jedem wichtigen Staatsereigniß um Rath gefragt und ist keineswegs der Fanatiker, der nur Aufruhr im Innern und den Religionskrieg gegen die Fremden predigt, sondern äußert eher einen wohlthätigen Einfluß. So war er 1874 eifrig bemüht, den Krieg abzuwenden, der zwischen dem Emir zu Kabul und seinem rebellirenden Sohne, Jakub Khan, drohte, welcher damals als Gouverneur von Herat seinem Vater den Gehorsam verweigerte.

Die Brahui gelten als laue Mohammedaner; ihre Hochzeit feiern sie im Freien mit einem Festtanze und verewigen den Ort durch einen Tschapa oder Kreis von Steinen, in dessen Mitte ein höherer Stein aufrecht gestellt wird. Aehnliche Erinnerungssäulen (Tscheda) werden den ohne Nachkommen Verstorbenen gesetzt (s. Ausführliches darüber und Abbildungen dieser Steindenkmäler „Globus“ XXV, S. 222).

Die politischen Zustände gleichen etwa jenen im deutschen Reiche zur Zeit der Blüthe des Reichsgrafenthums. Jeder Stamm bildet ein eigenes Gemeinwesen mit Fürsten, deren Würde in gewissen Familien erblich ist, als Oberhaupt. Ein Gewohnheitsrecht, zu dessen Handhabung das Volk mitwirkt, regelt die inneren Verhältnisse. Das von jedem Stamme eingenommene Gebiet schließt sich eng an die Terraingestaltung und die Flußgebiete an; wasserscheidende Bergrücken bilden auch die politische Grenze. Die folgende Tabelle — entworfen vom jetzigen Gouverneur von Bengalen, Sir R. Temple, in der Zeit seiner Verwendung im Grenzbezirke — zeigt von Nord nach Süd die Namen aller Stämme längs der Grenze des Pandschab sowie ihre Abstammung und Stärke.

Laufende Nummer	Wohnsitz	Stamm	Race	Zahl der kampffähigen Männer
1	An der Grenze des Districtes Hazara . . .	Hassanzai	Pathan .	8,000
2		Dschadun		
3		Boncrwal		
4	Peschawar gegenüber	Swati	Pathan u. Swati, abhängig v. Swat	20,000
5		Ranizai		
6		Othmankhail		
7		Momand	Pathan, abhängig von Kabul	12,000
8	Kohat- u. Peschawar-Grenze .	Afridi	Pathan	20,000
9		Bezoti		
10	Kohat-, Bannu- und	Sipah	Pathan	30,000
11	Dera-Ismail-Khan-Grenze	Orakzai		
12		Zaimuscht Afghans		
13		Turi	Pathan	20,000
14		Waizir		
15	Dera-Ismail-Khan-Grenze	Astrani		
16		Kasrani	Belutsch	5,000
17		Bozdar		
18	Dera-Ghazi-Khan-Grenze	Khetran	Pathan	3,000
19		Kosah		
20		Laghari		
21		Gurtschani	Belutsch	12,000
22		Marri		
23		Bhugti		
			Summa Pandschab	130,000

Die Sklaverei und der Harem bei den Türken.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

I. Die Sklaverei einst.

Angesichts der Vorgänge im Orient dürfte es dem deutschen Leser nicht uninteressant sein, Näheres über Sitten, Gebräuche und Leben des türkischen Volkes wenigstens nach einer Richtung hin zu erfahren. Wir glauben daher mit nachfolgendem Originalbericht des türkischen Majors Osman-Bei, den er zu St. Petersburg in russischer Sprache hat erscheinen lassen, einen ebenso unterhaltenden als belehrenden Einblick in die inneren Verhältnisse jener Gegenden zu bringen.

* * *

Im System des mohammedanischen gesellschaftlichen Haushaltes spielt oder spielte die Sklaverei eine zweifache Rolle, eine politische und eine sociale. In politischer Hinsicht ist sie eine Art Verlockung zu Eroberungen; in socialer ist sie eng mit dem Dasein der Harems verbunden. Als Mohammed seine Gesetze gab, herrschte die Sklaverei ringsum überall. Er rüttelte aber nicht an der altherkömmlichen Ordnung der Dinge; im Gegentheil, er sah in der Sklaverei eine Macht, die klug ausgebeutet werden mußte. „Die Sklaven," sagte er sich, „sind unglückliche Leute; wenn ich ihnen bessere Lebensbedingungen biete, werden sie für mich sein."

So gründete er seine Lehre, die deshalb im ganzen Osten die Oberhand gewann, weil sie auf rein demokratische Principien begründet war: nämlich auf vollkommene Gleichheit und Brüderlichkeit aller rechtgläubigen Muselmänner. Diese Ideen standen mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen Völker im schärfsten Widerspruch, und nur die mohammedanische Doctrin allein hatte ein rein revolutionäres Programm, insofern sie ihren Bekennern politische und sociale Gleichheit verhieß. Kein Wunder also, daß sie sich mit reißender Schnelligkeit ausbreitete, da die auf den Ruinen des römischen Reichs neuaufgebauten Staaten fest am Kastenwesen und Feudalprivilegien hielten, während das Volk in den Fesseln der Sklaverei gefangen lag.

Wenn ein erobertes größeres Gebiet sich weigerte, die Lehre Mohammed's anzunehmen, so ließen die Sieger den Besiegten ihren alten Glauben und ihre Einrichtungen, belasteten sie aber dafür mit verschiedenen Abgaben, so daß sie sich gewissermaßen das Recht, ihren Kopf auf den Schultern weiter tragen zu dürfen, mit schwerem Gelde erkaufen mußten. Gefangene, die mit den Waffen in der Hand in die Hände der Sieger fielen, wurden das Eigenthum der letzteren; sie konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Dieser Kategorie von Sklaven bediente sich nun der kluge Prophet, um seine politischen und religiösen Doctrinen weiter zu verbreiten.

In politischer Hinsicht waren die Sklaven ein hübscher Gewinn für die herrschsüchtigen Muselmänner und ein Anregungsmittel zu weiteren Eroberungen; andererseits bildeten die Sklaven eine Macht, auf welche der Islam sich stützen konnte, indem sie die Reihen der Kämpfer ausfüllen mußten. Die Moslim überschwemmten nach und nach Asien, Afrika und Europa und breiteten sich überall aus. In jener Zeit, wo der Reichthum vorzüglich in Land, Vieh und — Menschen bestand, hatte der Sklave einen doppelten Werth in den Augen des Eroberers, da er ihn mit sich herumführen und ihn bei neuen Eroberungen und später in Haus und Feld brauchen konnte; die Sklavinnen ferner dienten ihm zur Vermehrung seiner Race. Nachdem Mohammed das Princip der Sklaverei anerkannt hatte, machte er diese zu einer Pflanzschule, in welcher Soldaten, Arbeiter, Diener und Weiber mit zur Verbreitung und zum Triumph des Islam beitragen mußten.

Dieser Plan stimmt noch heute vollkommen mit den demokratischen und kosmopolitischen Principien überein, die in den Grundregeln der mohammedanischen Gesetzgebung liegen. Das mohammedanische Volk bildet im Großen und Ganzen keine eigentliche große Nation, sondern ist nur ein Conglomerat von Menschen der verschiedensten Abstammung: Asiaten, Afrikaner, Europäer, Neger, Mulatten u. s. w. Der Glaube an Allah und den Propheten ist das Band, das diesen Knäuel der verschiedenartigsten Elemente zusammenhält. Landsleute und Brüder sind alle, die mit dem Ausruf: „Es giebt keinen Gott als Allah!" einander begrüßen.

Der demokratische Geist der mohammedanischen Lehre erklärt den ungeheuern Erfolg und das Heranströmen von Millionen von Menschen zu derselben. Selbst die Sklaven konnten der großen Anziehungskraft derselben nicht widerstehen und brannten vor Begierde, in diese große Brüdergemeinschaft, in der Alle untereinander gleich waren, eintreten zu dürfen, und aus Sklaven Herren zu werden; so opferten sie Glauben und Gebräuche ihrer Voreltern und wurden Mohammedaner.

In seinen Gesetzen befahl Mohammed seinen Anhängern, es als eine heilige Pflicht anzusehen, für das Wohl derjenigen zu sorgen, welche die Vorsehung ihnen anvertraut habe, mit den Sklaven, über die sie wie über ihre eigenen Kinder zu wachen hätten, freundlich und liebreich umzugehen, da sie Gott für das Wohl derselben verantwortlich wären. Er bestimmte sogar die Zahl der Stockschläge auf Rücken und Fußsohlen eines ungehorsamen Sklaven, deren Zahl nie zu überschreiten sei. Auch den Männern erlaubte der Prophet, ihre Weiber zu züchtigen, ohne aber dabei die erlaubte Zahl der Streiche anzugeben.

Weiter unterließ Mohammed nicht, seinen Anhängern anzuempfehlen, denjenigen ihrer Sklaven, die ihnen treue Dienste geleistet hätten, nach einer gewissen Zeit die Freiheit zu schenken; es sei dies eine gottgefällige That. Und dies war eine weitere Maßregel, die Anhänger des Islam zu vermehren. Jeder Sklave, der seinen Freibrief erhalten hatte, wurde Bürger, konnte in den Staatsdienst treten und sich zum höchsten Würdenträger aufschwingen. So war die Sklaverei gewissermaßen eine Art Noviziat, welches der Proselyt für den Islam durchzumachen hatte; ohne dasselbe würde die Amalgamirung schwerlich so häufig von Statten gegangen sein und weniger günstige Resultate gegeben, auch schwerlich die muselmännische Bevölkerung das numerische Uebergewicht im Reiche behalten haben. Bekanntlich fängt ja auch dieses an abzunehmen, seit die Möglichkeit neue Sklaven zu ihrer Fahne überzuführen abgenommen hat.

Die weiblichen Sklaven wurden in die Harems gesteckt, wo sie theils, je nach Schönheit, Alter und Schlauheit, die Frauen der Türken oder deren Kebsweiber, auch

Mägde u. s. w. wurden; junge Sklaven wurden oft die Leibwächter ihrer Gebieter, oft Landarbeiter, Gärtner u. s. w.

Man muß den Türken die Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie vergaßen im Großen und Ganzen Mohammed's Lehre nicht und gingen meist vortrefflich mit ihren Gefangenen um; mancher Herr war seinem Sklaven ein guter Vater, der ihn später für treue Dienste sicher mit Freilassung belohnte und ihm so den Weg zu Reichthum und Ruhm eröffnete. Die seiner Zeit so berühmt und berüchtigt gewordenen Janitscharen, welche die Welt durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit in Schrecken versetzten, wurden ausschließlich aus Gefangenen gebildet.

Wenn wir die berühmten Feldherren und Würdenträger des ottomanischen Reichs durchgehen, so finden wir unter ihnen eine große Menge freigelassener Sklaven. Alle Mamelucken in Aegypten stammten ohne Ausnahme von Sklaven her und regierten lange im Namen des Sultans über jenes Land.

Die Sklaverei ist ferner noch ein unzertrennliches Zubehör des socialen Systems der Türkei, denn ohne Sklaven wäre es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit einen Harem zu halten. Wenn die Dienerinnen freie Mädchen wären, könnte man dann wohl die Gebieterinnen unter Schloß und Riegel halten? Die Sklaverei abschaffen, hieße nicht allein alle Harems auflösen, nein, das ganze Gebäude Mohammed's, alle Lehren des Koran umstoßen. Wird das je möglich sein? Heutzutage ist die Abschaffung der Sklaverei und die damit unvermeidliche Auflösung des Harems der Stein des Anstoßes zwischen dem Westen und Osten und erklärt genugsam den Widerwillen des Muselmanns gegen die Bedingungen, die ihm die Völker Europas auferlegen wollen. Es ist dies geradezu eine Lebensfrage für ihn, eine Frage, die alle Grundpfeiler zu unterwühlen droht, auf welchen das ganze alte Staatsgebäude ruht.

So erklärt sich auch der Widerstand, den der kleine mohammedanische Despot, der sich Sultan von Zanzibar nennt, dem mächtigen England leistete, indem er dieses zwang, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um ihn dahin zu bringen, den Sklavenhandel einzustellen. Wenn dieser afrikanische Herrscher es hätte wagen dürfen, er würde dem englischen Bevollmächtigten geantwortet haben: „Allah und sein Prophet erlauben mir, Sklaven zu halten — und Du verächtlicher Giaur wagst es, mir solches zu untersagen!“ Angesichts seiner schwachen Vertheidigungsmittel aber schwieg der Sultan, leistete nur anscheinend Widerstand um günstigere Bedingungen zu erhalten und brachte so die Engländer zu einem gewissen Nachgeben; sie bewilligten ihm bis auf Weiteres das fernere Bestehen der Sklaverei, ohne welche kein mohammedanischer Staat bestehen kann, in seinem eigenen Gebiete.

Die Episode in Zanzibar wird sich jedesmal wiederholen, sobald die mohammedanische Strönung mit der europäischen in dieser Frage zusammentrifft. In der europäischen Türkei begnügt man sich damit, daß man den öffentlichen Verkauf der Sklaven verbietet, oder richtiger das Princip des Sklavenhandels nicht zuläßt, in der Praxis aber durch die Finger sieht. Die Mohammedaner sind herzlich froh, daß die Giaurs ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, und daß sie im Stillen ihre kleinen Geschäfte dieser Art nach wie vor zu treiben im Stande sind.

In jener gesegneten alten Zeit verschaffte man sich Sklaven auf folgende einfache Weise: türkische Heereshaufen drangen in Georgien (Grusien) ein, verwüsteten das slavische Gebiet, machten räuberische Einfälle in die österreichischen Grenzländer und raubten alle jungen Burschen und Mädchen, die ihnen in die Hände fielen. Mit dieser Beute kehrten sie dann heim, behielten die tauglichen für sich und verkauften die anderen. Der türkischen Armee folgten gewöhnlich eine Menge Handelsleute und Agenten, die ihre Comptoire und Agenturen in den Hauptstädten des Reiches hatten. Wenn diese Geschäftsleute nun ihre erhandelten menschlichen und anderen Waaren gesammelt hatten, so zogen sie in langen Karawanen nach ihrem Bestimmungsort ab, meist nach Konstantinopel; dort begab sich der Kaufmann auf den Markt, schlug seine Bude auf und hielt die Waare feil. Zur bestimmten Zeit versammelten sich dann die Käufer und jeder suchte sich die Mädchen oder Knaben aus, deren er bedurfte.

Ich bewunderte einmal in Europa ein sehr schön gemaltes Bild, welches einen türkischen Sklavenmarkt darstellte. Der Maler hatte, um das Pikante seines Sujets zu erhöhen, vorn auf demselben ein wunderreizendes Mädchen im vollkommensten Evacostüm dargestellt, das, von Käufern aller Art umringt und forschend betrachtet, verschämt da saß. Eine Scene dieser Art konnte nur der Einbildung des Malers ihre Entstehung verdanken, dem Bazar in Konstantinopel war sie nun und nimmer entnommen; denn der Mohammedaner hat stets die höchste Achtung für weibliche Schamhaftigkeit. Ein Mädchen, welches bereits vor Aller Blicken so da gesessen hätte, würde viel schwerer einen Käufer finden, als ein streng verhülltes. Der Türke kauft mit derselben Seelenruhe eine schöne Sklavin, wie er um Taback oder Kaffee feilscht.

Die Agenten erhandeln oft ganze Partien Sklaven und Sklavinnen für die reichen und angesehenen Mohammedaner; diese suchen sich die besten aus und geben die übrigen zurück oder tauschen sie gegen andere um. So reisen diese Speculanten im Lande umher und bieten hier und in der Stadt ihren aristokratischen Kunden ihre Waare an, gerade wie in Europa die Modistinnen oder Juweliere es mit ihren Artikeln zu thun pflegen. Da der öffentliche Sklavenmarkt in Konstantinopel schon vor zwanzig Jahren aufgehoben wurde, so erinnere ich mich dessen nicht mehr persönlich; ich war damals noch zu jung, doch kenne ich genug von demselben aus den Erzählungen von Augenzeugen.

So kannte ich persönlich genau einen gewissen Hadschi-Abdullah, einen Sklavenhändler alter Schule und Specialist in seinem Fache, wie es deren wenig giebt. Er besuchte uns zuweilen und war ein gern gesehener Gast; auch verdankten wir ihm unsere besten Diener. Abdullah war ein Maure aus Marokko und seit langer Zeit in Konstantinopel ansässig. Er war von colossalem Wuchse, hatte ein dunkles, wildes Gesicht und kohlschwarze Augen, eine plattgedrückte Nase, dicke Lippen und trotz seiner schwarzen Haare einen langen grauen Vollbart. Um über seine Stärke zu urtheilen, brauchte man nur seinen dunkeln Stiernacken und seine großen musculösen Hände zu betrachten. Beständig hatte er an seinem Gürtel mehrere Peitschen hängen, den Schrecken seiner unglücklichen Sklaven. Trotz seines wilden Aussehens war Abdullah doch zuweilen von einer gewissen bärbeißigen Gutmüthigkeit und sogar gesprächig. Oft setzten wir uns zu ihm und horchten seinen Erzählungen zu. Als er sechszehn Jahre alt war, entlief er dem Padischah von Fez und kam nach Konstantinopel. Seine ersten Heldenthaten waren Räubereien. Da er kein Betriebscapital hatte, so streifte er in verschiedenen Grenzprovinzen umher, wo es ihm gelang, ein paar hübsche Mädchen zu stehlen, die er vortheilhaft verkaufte, und so sein Geschäft auszubreiten. Er ließ sich als patentirter Kaufmann in eine Gilde einschreiben, bezahlte seine Abgabe und genoß bald in Folge glücklicher Operationen einen guten Credit. Auch unternahm er mehrere Reisen in verschiedene Gegenden der europäischen Türkei, nach Adrianopel, Schumla u. s. w., wo er mit seiner Menschenkarawane gute Geschäfte machte. Doch waren diese Reisen nicht immer gefahrlos. So wurde er auch einst von Räubern überfallen,

die ihn bauden, seine Waare auf das Unbescheidenste untersuchten, ihn verhöhnten und von denen er sich nur durch eine bedeutende Summe freikaufen konnte.

Abdullah genoß in Konstantinopel einen sehr guten Ruf; seine Waare wurde immer pünktlich auf Bestellung geliefert; er verstand es sie herauszuputzen, jeden Geschmack zufriedenzustellen; ja, wenn irgend Jemand seiner Kunden mit einem eigensinnigen Sklaven nicht fertig werden konnte, so brauchte er diesen nur Abdullah zu übergeben und er konnte überzeugt sein, ihn bald fromm und gehorsam zurückzubekommen.

Eine unserer Sklavinnen konnte nur mit Schaudern von ihm sprechen und behauptete, der alte Bösewicht habe den Tod von mehr als einer armen Sklavin auf seiner schwarzen Seele.

Als ich Abdullah kennen lernte, war er nahe an hundert Jahre alt. Es war dies im Jahre 1858; damals hatte er bereits seine Geschäfte aufgegeben, denn die gute alte Zeit des Sklavenhandels war vorbei und nur einigen seiner alten Kunden erwies er noch die Gefälligkeit, und das nur heimlich, ihnen Sklaven zu verschaffen.

Seine erste Frau war die Frau eines reichen Janitscharen gewesen, ihrer erwähnte er oft. Von den übrigen sprach er nicht mehr, weil er selbst die Zahl derselben vergessen hatte, so viele waren deren gewesen. Selbst heute sind Speculanten von Abdullah's Art noch nicht ganz ausgestorben, die auf Menschen nur wie auf einen Handelsartikel zu sehen gewohnt sind und vor keinem Mittel zurückschrecken, sich einer erwünschten Waare zu bemächtigen und sie durch List oder Gewalt, Güte oder Strenge zum Verkauf geeignet zu machen. Das gewöhnlichste Mittel, sie erst in ihre Hände zu bringen, ist das Opium; dann folgen Peitsche und andere Zähmungsmittel. Da dies allgemein bekannt ist, so übergiebt sich kein freies Mädchen, und wäre sie bettelarm, etwa um durch sie ihre materielle Lage zu verbessern, den Händen der Sklavenhändler.

In alten Zeiten hielten reiche und vornehme Leute viel mehr Sklaven als jetzt; jeder Pascha hatte deren wenigstens zwanzig, der arme Beamte selbst einen Sklavendiener. So besteht der wesentliche Unterschied jener Zeit mit der heutigen darin, daß früher die Sklaverei sich durch alle Classen verbreitet fand, während sie sich jetzt nur fast allein auf die Harems concentrirt, wie auf einzelne Hausdiener in den Familien.

Auch die alte Sitte, einander Sklaven zu schenken, ist fast ganz außer Gebrauch gekommen. So hielten es z. B. die türkischen Großen ehemals für ihre Pflicht, dem Sultan jährlich Sklaven beiderlei Geschlechts zu verehren. Jeder Großvezier erhielt bei seinem Dienstantritt ein ganzes Heer solcher Geschenke, selbst Eunuchen, von seinen Collegen und anderen vornehmen Beamten, nebst Briefen mit Ergebenheitsbezeugungen. Die jüngeren schöneren Mädchen wurden dann sogleich in den Harem gebracht zur Vorstellung am Abend, wenn der Vezier sein irdisches Paradies durch die Thür des „Glücks" betrat. Die jungen Schönen wurden reihenweise im großen Saale aufgestellt, wobei man wohl Acht gab, daß keine einzige die Schönheit ihrer Form verberge. Dann wurden sie dem hohen Würdenträger einzeln vorgestellt. Gewöhnlich musterte dieser seine neuen Sklavinnen mit der stumpfen Gleichgültigkeit eines übersättigten Sybariten, ließ ihnen Geschenke geben und entließ sie. Selten nur kam es vor, daß irgend eine besonders hervorragende stolze Schöne die Blicke ihres neuen Beherrschers auf sich zog, der dann befahl, sie in besondere Gemächer zu führen, um ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Jetzt sind schöne Sklavinnen selten und theuer, daher werden denn auch solche Geschenke immer seltener, selbst unter den Vornehmen; der Sultan allein und die Glieder der kaiserlichen Familie machen einander zuweilen noch dergleichen Ueberraschungen.

Aus allen Erdtheilen.

„Reisen auf den Philippinen von Dr. Jagor*)."

(Kritik des Werkes in der philippinischen Presse.)

Das den Lesern des „Globus" durch verschiedene Auszüge in Bd. XXIII. bekannte Werk Jagor's wurde Ende 1874 durch Oberforstmeister Sebastian Vidal mit Genehmigung des Autors ins Spanische übersetzt und durch königliche Cabinetsordre die Verbreitung und Lectüre desselben dringend befürwortet. In der „Gaceta official" vom 30. Mai 1875 heißt es: „In Anbetracht des großen Nutzens und zur Unterstützung der möglichst großen Verbreitung des unter dem Titel „Viajes por Filippinas" vom Ingeniero de montes Sebastian Vidal übersetzten Werkes des deutschen Gelehrten Dr. F. Jagor hat Se. Maj. der König befohlen, daß Eure Excellenz die Anschaffung des Werkes in allen Officinen des Staates befürworte und dieses Decret in der „Gaceto de Manila" publicire." — An den Generalgouverneur der Philippinen.

Am 3. August wurde auch selbes Decret in der Gaceto publicirt und alle sich überhaupt für etwas interessirenden Spanier waren gespannt auf die Ausgabe des Werkes; aber weder König Alfonso noch General Malcampo hatten auf die junta de censura gerechnet; diese, meist aus Augustinermönchen zusammengesetzt, verbot die Einführung des Werkes, confiscirte dem hier weilenden Uebersetzer, Herrn Vidal, Director des hiesigen botanischen Gartens ꝛc., sämmtliche Exemplare (NB. welcher sie habhaft werden konnte) und stiftete ein Autodafé damit an. Wenige Wochen nach der officiellen Empfehlung des Werkes wurde somit dasselbe noch höher officiell verboten!

Angenommen nun, daß Jagor's Werk wirklich Aufklärungen enthielte, deren Veröffentlichung auf den Philippinen, als einer Colonie, nicht angebracht ist, sollte man doch glauben, daß mit der an sich schon lächerlichen Widerrufung eines königlichen Decretes der Sache genügt sei und Alles vermieden werden müßte, die gefährlichen Artikel bekannt werden zu lassen. Statt dessen beginnt die Presse, welche durch die junta de censura sich in den Händen der Mönche befindet, auf eine ganz schamlose Weise zu kritisiren, indem sie sich nicht begnügt, den Verfasser sowohl wie den Uebersetzer auf das Unanständigste zu beleidigen und ganze Artikel des Werkes vollkommen verdreht zu veröffentlichen, sondern sie greift auch auf das Aergste Deutschland an, das Volk sowohl wie die Regierung, welche als Teufelskinder hingestellt werden, mit welchen umzugehen für Staat und Kirche verderblich sei. Die wenigen hier lebenden intelligenten Spanier lächeln über den ultramontanen Eifer; jedoch leben hier in Manila leider mehr Spanier der niede-

*) Zu Anfang Juli dieses Jahres ist Dr. Jagor von seinen mehrjährigen, zu ethnographischen Zwecken unternommenen Reisen in Vorder- und Hinterindien nach Berlin zurückgekehrt, wo er das reiche gesammelte Material zu verarbeiten gedenkt.

ren und niedrigsten Classen als wie anständige, und so sehen wir Deutschen, welche alle durch mehr oder minder große Interessen hier festgehalten werden, uns durch den Fanatismus bedroht und Insulten ausgesetzt (wie solche vor zwei Jahren schon vorfielen, da das Gerücht verbreitet war, die Deutschen conspirirten mit den Mestizen, um Manila an Fürst Bismarck zu verhandeln!).

☞ Im Auszuge bringe ich nachstehend eine wörtliche Uebersetzung einer besonders crassen Kritik von Fray Ramon Martinez, in der „Revista filipina" publicirt und im „Porvenir filipino" reproducirt: „Des rein wissenschaftlichen Inhaltes wegen wird das Werk Jagor's nur für Wissenschaftsleute Interesse haben und nur von solchen gelesen werden! — Der Autor behandelt, prüft und urtheilt über die weitgreifendsten Probleme mit einem rein deutschen Maßstab, als bekannt verschweigend, daß das deutsche Criterium in den socialen Wissenschaften nicht das der Wahrheit ist. Wir erkennen die Dienste Deutschlands in den Naturwissenschaften ihrem Werthe gemäß an, aber wir haben auch die Ueberzeugung, daß in der Religion und den socialen Wissenschaften Deutschland auf die allererbärmlichste Art die Wahrheit verletzt, und wenn wir hinzufügen, daß die Grundlage der unumstößlichen Gerechtigkeit und wahrer Politik nur verstanden werden kann von den Völkern, welche erleuchtet sind vom Worte Gottes, so erkennen wir, daß Deutschland, sowohl als Volk wie in seiner Regierung, abgewichen vom Wege des Glaubens und hinabgeworfen in einen Abgrund von Vorurtheilen und Finsterniß, beherrscht außerdem von einem Cäsarismus, welcher der Tod der menschlichen Freiheit ist, nicht fähig ist und es ihm nicht erlaubt werden darf, die socialen Probleme zu prüfen. — — — Alles, was Deutschland beurtheilt, sieht es durch das Prisma seines Systems. Da bei diesem das Licht fehlt, sieht es die Flecken des Oculars als Flecken des Objectes an, sich einbildend, in den anderen Nationen Irrthümer zu sehen, welche nur in seinem Gehirn existiren. — — — Abgesehen von dem Urtheil, welches der Autor über die Tagespresse fällt, können wir nicht umhin, uns zu entsetzen über das, was er über die Censur sagt; er giebt vor, selbige ließe nur einige officielle Zeitungen von Paris und Madrid zur Weide für die Tagesblätter durchschlüpfen und lege somit ihre eiserne Hand auf private Abonnements. Will er mit solch vorsätzlichen Irrthümern das spanische Gouvernement darstellen als beseelt vom selben aufstöbernden und inquisitorischen Geist, wie der des Fürsten Bismarck, und den unvorsichtigen Leser glauben machen, daß in Manila alle fremden Publicationen mit Beschlag belegt werden, nicht mehr nicht weniger als was die deutsche Regierung thut mit den französischen Zeitungen, welche der Bismarck'schen Politik nicht secundiren? — — — Nach dem Urtheil Jagor's müssen wir ihm auf sein Wort als Doctor aleman glauben, da er als Beweis nur einen englischen Kalender anführt, daß viele Häfen Chinas und Japans nur dem Handel geschlossen wurden, weil die katholischen Missionäre mit ihren indiscreten Predigten die Regierungen aufhetzten, so daß jetzt die Chinesen aufgeregt werden, wenn sie einen Priester reden hören. — — — Die vorgehenden Reflexionen ermächtigen uns, dem Jagor den Ignoranten zurückzugeben, welchen er Angesichts der Welt respectablen Verwaltern der Philippinen an die Stirn schreibt; — gewiß wird Jagor nicht damit einverstanden sein, daß wir ihn einen Ignoranten nennen, und doch ist er dies, nicht allein weil er nicht einmal die ersten Kenntnisse hat von dem, was Gott dem Menschen aufgab, die Pflicht, für seine Lehre zu werben (!), sondern auch weil er leichtsinnig geschrieben hat über Sachen, die er nicht versteht, weil er sich beschmutzt hat in seiner Ehre als Literat, weil ihm das richtige Criterium fehlt, das zum Lösen der socialen Probleme nöthig ist; er hat über Alles discutirt mit den Ansichten eines reinen Rationalisten und mit dem System des Utilitaristen."

In dieser Weise fährt Fray Ramon nun noch einige Bogen hindurch weiter fort, ohne auch nur eine der sogenannten Unwahrheiten Jagor's logisch zu widerlegen; er schimpft einfach auf die Ketzer und nicht gerade auf sehr anständige Weise — Alles aus purer christlicher Liebe.

Jagor bringt nun allerdings einige Capitel, welche den Priestern hier nicht gerade sehr angenehm zu hören sein mögen; ohne jedoch irgend Unwahres oder Uebertriebenes zu sagen, schildert er Leben und Treiben in den von ihm bereisten Provinzen, welches mit kleinen Abwechselungen in allen übrigen das Gleiche ist, auf eine bisweilen etwas kanstische Weise; was er über die Priester sagt, ist nur das, was selbst die Spanier hier vollkommen zugeben und was wir hier aus nächster Nähe leider als nur zu wahr bestätigen müssen.

Die „Revista de Espana" bringt Band 54, Mai und Juni 1875, S. 286 bis 288, einen langen unparteiischen Artikel über das Werk; ebenso erwähnt der „Diario español" vom 14. Mai 1875 in längerer Abhandlung lobend des wahren und hübsch geschriebenen Werkes; die „Epoca" bringt verschiedene kürzere lobende Artikel.

Die Uebersetzung Vidal's ist übrigens eine vollkommen wortgetreue, und wenn auch das Herz des Spaniers gern einige Stellen gestrichen hätte, so ist doch H. Vidal trotz seiner vielen Kenntnisse ein viel zu bescheidener Uebersetzer, um sich Veränderungen des Textes erlaubt zu haben.

Manila, 10. October 1875. Gustav Grupe.

Colonisation von Sumatra.

F. B. Während die Engländer sich noch immer mit Plänen zur Erforschung und Colonisation von Neuguinea beschäftigen, wenden die Franzosen jetzt zu gleichen Zwecken ihre Aufmerksamkeit auf das ungleich reichere Sumatra. Nach der „Revue Maritime et Coloniale" hat M. de Saint Pol-Lias der Pariser Geographischen Gesellschaft ein Project vorgelegt, welches von derselben als günstig betrachtet wird. Nach demselben soll das Unternehmen in die Hände einer Verbindung von Leuten gelegt werden, die sowohl Capital als Kräfte liefern können, und zwar so, daß 20,000 Francs den Betrag jeder einzelnen Unterschrift bilden sollen. Die erste Abtheilung Colonisten soll aus einem Director bestehen, der die Einzelheiten des Unternehmens beaufsichtigt, einem Botaniker aus der Schule in Grignon, einem Ingenieur, Doctor, Kaufmann, zwei wissenschaftlichen Männern, Erforscher, Naturalisten u. s. w. M. de Saint Pol-Lias hat schon fast seinen ganzen Stab angeworben, unter dem sich auch Raffray, der abyssinische Reisende, befindet. Der für die erste Ansiedelung ausgesuchte Ort liegt an der Ostküste, wo, wie man hofft, eine Bewilligung von 2000 Hectaren Land sich von der holländischen Regierung wird erlangen lassen, deren auf Java so oft gezeigte Eifersucht jedoch, unserer Meinung nach, das größte Hinderniß des Projectes werden dürfte. Dieses Land soll zuerst mit Taback angebaut werden, für den sich der äußerst fruchtbare Boden und das Klima des Bezirks ausgezeichnet eignen sollen, und soll auf diese Weise ein Einkommen geschaffen werden, welches der Gesellschaft zur Errichtung weiterer Ansiedelungen, zur Ausbreitung ihrer Operationen nach Malacca, Cochinchina, Borneo und Neuguinea, sowie überhaupt zur Entwickelung französischer Interessen im fernen Osten verhelfen soll. Abgesehen von der Möglichkeit des Erfolgs dieses Unternehmens unterliegt es keinem Zweifel, daß, besonders seit den holländischen Mißerfolgen in Atschin, der Handel Europas mit Sumatra einer ungeheuern Vergrößerung fähig ist, wie sich schon aus folgender Liste wirklicher und möglicher Ausfuhrartikel der Insel ergiebt: Pfeffer, Baumwolle, Kaffee, Taback, Reis, Mais, Eben-, Teak-, Sandel- und Sapan-Hölzer, Aloe, Zimmt, Kampher, Benzin, Indigo, Capsicum, Gummi, Wachs,

eßbare Vogelnester, Rohre, Farbhölzer, Gold, Edelsteine, Seide und Elfenbein.

Woher stammt der Taback?

Darüber erzählen sich Eingeborene auf Neu-Guinea, welche ihren Wohnsitz im Südosten der Insel 15 englische Meilen nördlich von Port Moresby haben, Folgendes.

Es begab sich, daß eine Frau mit Namen Heva in Elema, einem Orte irgendwo zwischen Cap Possession und dem Aird-Flusse, guter Hoffnung wurde. Gegen Ende ihrer Schwangerschaft mußte ihr Mann auf einige Zeit verreisen und verließ sie. Die Frau kam während seiner Abwesenheit nieder, aber was sie gebar, war kein Kind, sondern — Pflanzensamen. Sie erschrak nicht wenig darüber und wußte für den Augenblick nicht, was sie damit anfangen sollte. Da erinnerte sie sich, daß der Same doch der Erde angehöre, und sie vergrub ihn, und es dauerte nicht lange, so kam eine schöne Pflanze zum Vorschein. Als nun ihr Mann heimkehrte, war seine erste Frage: „Wo ist unser Kind?" Sie aber antwortete: „Es war ein schlechtes, und ich habe es begraben," und dabei führte sie ihn an die Stelle, wo die Pflanze stand, und sprach: „Siehe da! Das ist unser Kind." „Nun," entgegnete der Mann, „wenn es einmal unser Kind ist, so müssen wir es auch in Pflege nehmen." Nicht sehr lange darauf hatte er einen sonderbaren Traum: es war ihm, als würden die Blätter von der Pflanze gebrochen, getrocknet und verbrannt, und der Rauch, welchen er einathmete, wäre wonniglich. Er erzählte am nächsten Morgen seiner Ehehälfte den Traum, und diese meinte, Versuch mache klug, man wolle einmal die Probe machen, denn schaden könne es doch nicht. Wie gerathen, so geschah es, und, in der That, es bewahrheitete sich Alles, was der Mann geträumt, und der Rauch war viel, viel köstlicher, als alle Speisen und Getränke, welche sie je zuvor genossen hatten. Anfänglich wollten sie dies Geheimniß für sich behalten, allein Heva war geschwätzig und plauderte es aus. Da kamen nun die Nachbarn und Leute von weit her und wollten von der wunderbaren Pflanze haben. Man gab ihnen dann und unterrichtete sie des Näheren. So ist es denn gekommen, daß die Tabackspflanze jetzt im ganzen Innern von Neu-Guinea sich verbreitet hat; nur an der Küste gedeiht sie nicht.

Bevor die Eingeborenen, unter denen diese Sage verbreitet ist, den Rauch einziehen, haben sie die Gewohnheit, wiederholt auszurufen: „Kuku e! Kuku e!", d. i. Taback ach! Taback ach! — eine Exclamation, welche das wonnige Gefühl andeuten soll, welches der Genuß des Tabacks ihnen bereitet. Dieser Ausdruck kommt auch dann zur Anwendung, wenn sie Jemanden ganz besonders ehren wollen, indem sie dessen Namen davor setzen. So z. B. begrüßten sie den englischen Missionär Lawes, welcher in Port Moresby stationirt ist und dort allgemein Misi Lao genannt wird, bei seinem ersten Besuche zu Anfang dieses Jahres mit dem ehrenden Rufe: Misi Lao Kuku e! Misi Lao Kuku e!, der sich bis spät in die Nacht wiederholte.

Dieser Missionär berichtet noch, daß die Eingeborenen des Inlandes, in welches er ungefähr 20 engl. Meilen vordrang, ihre Häuser nicht bloß, ähnlich wie es an der Küste geschieht, sechs bis zehn Fuß über der Erde errichten, sondern daß sie gar nicht selten ihre Wohnungen hoch oben auf den Bäumen aufschlagen. Einmal fand er selbst einen Baum, auf welchem sich drei Wohnungen in verschiedenen Höhen befanden, von denen die letzte wohl an sechzig Fuß hoch war. Was die Eingeborenen dazu veranlassen mag? Sie selber geben als Grund an, daß es schon ihre Vorfahren so gemacht hätten, allein die Sache dürfte wohl tiefer liegen. Sie glauben an einen bösen Geist, den sie Vata nennen, und dieser übt seine Herrschaft auf der Erde aus. Um nun diesem gefürchteten Kobolde während der Nacht nicht zur Beute zu fallen, wohnen und schlafen sie hoch, und wer am höchsten logirt, hat natürlich am wenigsten zu fürchten und fühlt sich am sichersten.

* * *

Die Reste der Indianer im Osten Nordamerikas haben sich nach einem Berichte des französischen Reisenden Alphons Pinart ziemlich civilisirt. Es existiren noch, schreibt er, im Staate Maine, in Neu-Braunschweig, einem Theile Canadas und Neu-Schottlands sowie auf Cap Breton Ueberbleibsel des großen Stammes der Abenakis und der Micmacs und Melicetes. Diese civilisirten Indianer leben jetzt in Dörfern, die sich kaum von jenen der Weißen unterscheiden; die Leute haben dabei ihre physischen Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache bewahrt. Im Sommer ziehen sie auf die Jagd und den Fischfang. Folgende Dörfer habe ich besucht: ein Dorf auf einer Insel im Penobscot nahe bei Oldtown in Maine; am Shoodie-See an der Grenze von Maine ein Dorf der Passamaquoddy; ein Dorf der Sybaik am Pleasant Point, 5 Miles von East-Port (Passamaquoddy-Bay), das wie die Missionen Saint François und Saint Joseph an der Grenze von Canada und Neu-Braunschweig von Etschemin-Indianern bewohnt ist; am Saint Johns und Sainte Croix sowie bei Tobique wohnen die Melicetes; die Micmacs finden sich in Neu-Schottland am Penhook-See bei Liverpool, auf Cap Breton (im Dorfe Baddèque und auf Chapel-Island) und im östlichen Canada. Ihr größtes Dorf ist bei Mission Point, gegenüber Campbelltown.

Nachricht von Stanley.

Der Londoner „Daily Telegraph" hat fünf Briefe von Stanley erhalten, wonach derselbe seine Umfahrung des Victoria-Sees vervollständigt und von der Südwestecke desselben, welche er bei seiner ersten Befahrung des Sees unerforscht ließ, eine Karte entworfen hat (vergl. „Globus" XXVIII, S. 373 ff.). Er hat ferner die Ukerewe-Insel und König Mtesa zum zweiten Male besucht und ist von dort mit 2000 Speerträgern aus Uganda (Mtesa's Reich) nach dem Albert-See (Mwutan Nzige) hinübermarschirt. Er erreichte denselben bei Unyampaka (welches wahrscheinlich unter etwa 1° nördl. Br. zu suchen ist), befuhr ihn aber nicht; beschreibt dann den Gambaragara-Berg mit seinen hellfarbigen Bewohnern, kehrte zu Mtesa zurück und ging darauf westlich vom Victoria-See südwärts über den Kagera-Fluß und den kleinen Winandermere-See durch das Land Karagwe (Alles von Speke und Grant in den Jahren 1861 und 1862 besuchte Oertlichkeiten) nach Udschidschi am Tanganyika-See. Bei Absendung seines letzten Briefes (24. April 1876) befand er sich noch 15 Tagemärsche vom Tanganyika, von wo aus er nordwärts zum Albert Nyanza zurückzukehren gedenkt. Frank Pocock war noch bei ihm und beide befinden sich wohl.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. III. (Mit drei Abbildungen.) — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. II. — Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan. Von Emil Schlagintweit. I. — Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. v. Lankenau. I. — Aus allen Erdtheilen: Reisen auf den Philippinen von Dr. Jagor. — Colonisation von Sumatra. — Woher stammt der Taback? — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 29. Juli 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 7.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

I. Fernando Po*).

Fernam do Po oder, wie es gewöhnlich, aber weniger richtig, genannt wird, Fernando Po ist die größte (nach Behm und Wagner hält sie 37,61 Quadratmeilen oder 2071 Quadratkilometer Areal) und dem Festlande nächstgelegene unter den vier Guinea-Inseln, welche genau in einer von Nordnordosten nach Südsüdwesten gerichteten Linie liegen, in deren nordnordwestlicher Verlängerung auf dem afrikanischen Festlande das Camerun-Gebirge, der Labul an der Grenze von Adamaua und der Atlantika südlich von Jola sich erheben. Ebenso wie letztere beiden Berge wahrscheinlich und das riesige Camerun-Gebirge (4250 Meter hoch) sicher vulcanischen Ursprungs sind, ebenso ist es auch diese Inselkette, deren erste und letzte, vom Festlande aus gerechnet (Fernando Po und Anabom), spanisches, deren beide mittelsten, Ilha do Principe und S. Thomé, portugiesisches Besitzthum ausmachen. Alle vier haben im Ganzen einen und denselben Charakter; sie sind hoch und fruchtbar, mit dichten Wäldern bedeckt, reich an fließenden Gewässern und tragen pyramiden- oder kegelförmige Berge mit schroffen wilden Felsspitzen. Je weiter vom Festlande entfernt, desto weniger hoch sind die Gipfel: während der Clarence-Pik auf Fernando Po 3261 Meter (nach dem Botaniker Gustav Mann, der ihn zu Anfang der 60er Jahre dreimal bestiegen hat, aber nur 2886 Meter) ansteigt, mißt der Chaves-Berg auf S. Thomé nur 2285 und die Spitze von Anabom noch keine 1000 Meter. Fernando Po's Gestalt ist die eines länglichen Vierecks, welches hoch, stellenweise sogar sehr schroff, aus dem Meere aufsteigt und von zwei Gebirgsketten durchzogen wird, in deren nördlichen der schon erwähnte Clarence-Pik liegt. Viel niedriger ist das südliche Gebirge. Der aus verwitterten vulcanischen Gesteinen bestehende Boden ist ungemein fruchtbar und bringt die prachtvollsten Urwaldungen hervor, namentlich die für den Schiffsbau so gesuchten Teakbäume und treffliche Färbehölzer. Engländer haben die Ausbeutung dieser natürlichen Schätze um S. Isabella im Norden der Insel in Angriff genommen, wurden aber durch die Transportschwierigkeiten gezwungen, sie wieder aufzugeben. Sümpfe, heißt es, finden sich nirgend und das Klima in den höheren Theilen ist, obwohl durch die fast beständigen Nebel feucht, doch gesund, während es an der Küste so ungesund wie im Nigerdelta ist. Europäer kommen darum, so herrlich die Insel vom Meere aus betrachtet sich ausnimmt, schlecht fort. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Anfang des neuesten Buches des vielgewanderten Richard F. Burton, welcher einige Zeit lang auf Fernando Po das englische Consulat versah (Two Trips to Gorilla Land and the Cataracts of the Congo, 2 Bde., London 1876, II, S. 1). „Während der heißen Zeit des Jahres 1863 — sagt er dort — hatte sich „Nanny Po", wie der civilisirte Afrikaner dies stolze und herrliche Eiland nennt, in ein Beinhaus, in ein finsteres, schreckliches Grab für

*) Vergl. die ersten dieser Schilderungen nach Viceadmiral Fleuriot de Langle in Band XXV, Nr. 13, 14, 15, 20 u. 21.

Die Insel Don Henrique bei Fernando Po, Aufenthalt von politischen Verbannten. (Nach einer Photographie.)

Europäer verwandelt. Das gelbe Fieber vom vorhergehenden Jahre, welches in zwei Monaten ein Drittel der weißen Bewohner, genauer 78 von 250 Köpfen, fortgerafft hatte, war zwar noch nicht wieder erschienen; aber die Bedingungen für sein Wiederauftreten waren die denkbar günstigsten. Das feste Land war zu Wasser geworden, die Vegetation zu Schleim, die Luft halb zu Dampf; einen Unterschied zwischen Naß und Trocken gab es nicht mehr." So entfloh denn Burton der tödtlichen Atmosphäre und begab sich nach S. Paul de Loando und an den Congo.

Fleuriot de Langle schildert das Klima in der Bucht von Biafra, in welcher Fernando Po liegt, folgendermaßen: Die Regenzeit endigt im October; dann wird das Wetter veränderlich und auf Regenschauer folgt rasch schönes Wetter. Dann beginnen auch die Tornados (heftige Gewitterstürme) und dauern bis in den Juni. Vorzüglich ungesund ist der October, weil die Sonne dann mit außerordentlicher Kraft auf den noch feuchten Boden scheint und böse Miasmen hervorruft. Am wohlsten befinden sich erfahrungsmäßig die Europäer während der Regenzeit, d. h. von Juni bis September, indessen der Beginn und das Ende derselben die meisten Opfer aus ihren Reihen fordert. Weniger schädlich sind die Nebel, die besonders vom December bis in den Februar auftreten.

Daß infolge der vielen Niederschläge die Insel Ueberfluß an Bächen hat und eine herrliche Vegetation besitzt, ist einleuchtend. Letztere ist namentlich durch den schon erwähnten G. Mann vom Botanischen Garten in Kew erforscht worden, welcher ursprünglich 1859 zur Niger-Expedition des Dr. Baikie stoßen sollte, aber, da er keine Gelegenheit fand, dorthin zu gelangen, $1^1/_2$ Jahre auf Fernando Po zubrachte. Seine Ausbeute hat für die Pflanzengeographie höchst interessante Resultate ergeben (s. Petermann's Mittheilungen 1862, S. 151). Nach Dr. Hooker, welcher Mann's Herbarium bearbeitet hat, ergiebt sich bei der Vergleichung der Flora des Clarence Pik mit der des übrigen Afrika eine innige Verwandtschaft mit Abessinien, von dessen Flora sie geradezu als ein Glied zu betrachten ist, obwohl die beiden Punkte durch 1800 englische Meilen Landes von einander getrennt sind, ferner eine eben so merkwürdige Verwandtschaft mit

Der Clarence Pik auf Fernando Po. (Nach einer Photographie.)

der Flora der ostafrikanischen Inseln Mauritius, Bourbon und Madagaskar, während zwischen dem Clarence Pik und den westafrikanischen Inseln sowie der Capcolonie in botanischer Hinsicht durchaus keine Aehnlichkeit besteht. (Vergl. auch Schweinfurth ebendaselbst 1868, S. 166.)

Unsere Insel wurde den Europäern erst im Jahre 1471 oder 1472 bekannt, angeblich durch einen Capitän, dessen Namen sie noch heute trägt. Der Tod des Infanten Heinrich hatte den raschen Fortgang der afrikanischen Entdeckungen einige Jahre hindurch gehemmt. Erst 1471 erforschten João de Santarem und Petro de Escalone die Guinea-Küste und drangen über die Mündung des Gabun und des Ogowe bis zum Vorgebirge Santa Catarina (1^0 50′ südl. Br.) vor. Zum ersten Male war der Aequator überschritten worden und hatte die portugiesische Flagge auf der südlichen Hemisphäre geweht. Im selben oder dem darauf folgenden Jahre wurden auch einige der Guinea-Inseln entdeckt, namentlich Fernando Po, das zuerst den Namen Hermosa, die Schöne, erhielt. Volle dreizehn Jahre dauerte es dann, ehe sich die Portugiesen weiter vorwagten; so sehr hielt sie der vortheilhafteste Tauschhandel und die Errichtung fester Plätze auf den frisch gewonnenen Gestaden fest. Erst 1484 passirte Diego Cam das Cap Santa Catarina, entdeckte die Mündung des Congo, den er auf eine kurze Strecke hinauffuhr, und beendete 1485 seine Fahrt in einer Entfernung von 1125 Seemeilen von Cap Santa Catarina.

Auf Fernando Po fanden die Portugiesen schon Bewohner vor, während die drei anderen Guinea-Inseln leer waren. Die Niederlassung, welche sie dort gründeten, wurde im 16. Jahrhundert von den Holländern zerstört. 1778 traten sie die Insel an Spanien ab, welches 1827 den Engländern den zeitweiligen Gebrauch derselben gestattete. Nun wurde sie die Station für die gegen die Sklavenschiffe kreuzenden Fahrzeuge; damals gründete Capitän Owen an einer Bay der Nordküste die Colonie Clarence und siedelte Leute aus Sierra Leone an. 1845 nahm Spanien wieder Besitz von seinem Eigenthum, verwandelte den Namen Clarence in S. Isabella, legte eine kleine Garnison dorthin und verjagte die anglikanischen Missionäre. Doch die statt jener angelangten Jesuiten hat unlängst dasselbe Schicksal ereilt,

als Spanien seine Königin vertrieb. Noch im letzten Regierungsjahre derselben war die Insel und speciell die Klippe Don Henrique und eine dort verankerte alte Fregatte, die bei Trafalgar mitgefochten hatte, zum Verbannungsorte für ihre politischen Feinde bestimmt worden. Das nöthige Geld, um die Garnison von Fernando Po zu besolden und in Casernen unterbringen zu können, mußte Cuba aufbringen. Die Bevölkerung der Insel schätzt man auf etwa 30,000 Köpfe. Dieselbe besteht in den paar Niederlassungen aus wenigen Europäern, Kruleuten und Negern von Sierra Leone und Cap Coast Castle. Die eigentlichen Eingeborenen sind die Edeeyah oder Adiah, deren Sprache mit dem Dualla am Camerun-Gebirge und dem Bimbia einige Aehnlichkeit zu haben scheint. Wenn manche Berichterstatter von mehreren Sprachen auf der Insel sprechen, so wollen Andere darin nur sehr nahestehende Dialekte erkennen. Dies Volk, welches die Europäer „Buvi" nennen, theilt sich in die Stämme der Ba-teti, Ba-ni, Ba-kaski und Ba-loko. Die Jesuiten haben unter ihnen einige Proselyten gemacht und einige Culturversuche angestellt: Alles ist mit ihnen zugleich verschwunden. Die Adiah sind im Durchschnitt $5^1/_2$ Fuß groß; ihre Beine scheinen im Verhältniß zum Rumpf zu kurz zu sein, ihre Hände und Füße sind kleiner als bei allen anderen Negern; ihr Haar ist mehr seidenartig als wollig, sehr lang und hängt in Locken vertheilt auf beiden Seiten herab. Das Gesicht ist rundlich, die Backenknochen minder hervorstehend, die Nasenlöcher nicht so weit, die Lippen dünner und überhaupt der Mund besser gebildet als bei ihren Nachbarn auf dem Festlande. Hautnarben machen sie sich nicht. Wegen seiner günstigen Lage wird Fernando Po von der großen Zahl der an den Nigermündungen handeltreibenden Schiffe angelaufen, welche dort Vegetabilien, namentlich Yams, und Palmöl einhandeln. Die Oelernte findet in der Bay von Biafra zweimal statt, zuerst von Mai bis Ende Juli und dann in geringerm Maße von Mitte November an. Auch die „African Steam Ship Company" hat in Clarence oder S. Isabella eines ihrer Verkehrscentren, auf welches freilich viel mehr Geldmittel verwendet werden müßten, wenn sich dort, wie beabsichtigt wird, auch der gesammte Handel jener Küsten concentriren sollte.

Willkomm's „Spanien und die Balearen".

Die Berliner Verlagshandlung von Th. Grieben giebt seit Anfang des laufenden Jahres eine „Bibliothek für Wissenschaft und Literatur" heraus, in deren „Abtheilung für Werke allgemeinern Inhalts" einige Bücher angekündigt oder schon erschienen sind, welche speciell den in unserer Zeitschrift vertretenen Fächern angehören. So giebt unser geehrter Mitarbeiter Prof. H. Vambéry unter dem Titel „Das Türkenvolk" eine zeitgemäße ethnographische Schilderung der verschiedenen Stämme dieser weitverzweigten Familie von der Lena bis zur Adria, wobei deren Sagen, Geschichte, Sprachen und Literatur gleicherweise berücksichtigt werden. Prof. E. Hallier in Jena hat in allgemein verständlichen Schilderungen „Ausflüge in die Natur" geschrieben, und der wohlbekannte Botaniker Prof. Willkomm in Prag, welchem unsere Literatur die beste, lebensvolle und anschauliche Darstellung der physischen Verhältnisse Spaniens verdankt, schildert in dem oben genannten Bande seine Erlebnisse und Beobachtungen, welche er im Frühjahr 1873 in dem ihm schon durch frühern langjährigen Aufenthalt wohlbekannten Lande und namentlich auf den Balearen gemacht und angestellt hat. Weitaus der größte Theil des Buches ist diesen Inseln gewidmet: nach einer kurzen Schilderung der Reise von Genf bis Barcelona (Seite 1 bis 26) folgt der längste der drei Abschnitte: „Ein Frühling auf den Balearen" (S. 29 bis 172), und der erzählende Theil schließt dann mit „Streifzügen auf dem spanischen Festlande" (S. 175 bis 254). Die letzten 80 Seiten mit wissenschaftchen Erläuterungen und Zusätzen sind vor allen dem Botaniker eine willkommene Zugabe, dem sie über die Vegetationsverhältnisse der einzelnen besuchten Oertlichkeiten die mannigfachsten Aufschlüsse geben. Besonders möchten wir aber auf die gedrängten Abschnitte über die Gestaltung, die geographische Lage, das Klima u. s. w. der einzelnen Inseln hinweisen, wie sie auf S. 270, 285, 301, 335 ꝛc. enthalten sind.

Die nichtspanische Literatur über diese merkwürdigen Eilande ist so gering, daß jeder neue Beitrag zu derselben erwünscht erscheinen muß, auch wenn er nicht aus so bewährter Feder entstammte. Kein Volk hat eine reichere Zahl Reisewerke aufzuweisen, als die Engländer — und dennoch besitzen sie im Ganzen nur drei Werke über die Balearen, das von Campbell aus dem Jahre 1716, d. h. der Zeit (1713 bis 1782), wo Menorca englisch war, das von Dodd von 1862 und das soeben erschienene von Charles Toll Bidwell: „The Balearic Island." Bei weitem das ausführlichste und bedeutendste Buch über den Gegenstand besitzt nun zwar die deutsche Literatur in den beiden durch zahlreiche prachtvolle Abbildungen geschmückten Riesenbänden („Die Balearen in Wort und Bild") des Erzherzogs Ludwig Salvator von Toscana, der in Miramar auf Mallorca einen interessanten, nach altmallorquinischem Geschmacke eingerichteten Landsitz sich eingerichtet und die Inseln aufs Gründlichste studirt hat — allein der fürstliche Autor hat nur geschenkweise seinem Prachtwerk einige Verbreitung gegeben, so daß es wohl nur Mitgliedern einiger deutschen geographischen Gesellschaften bekannt geworden ist. Einem weitern Leserkreise wollen wir also Willkomm's Buch als belehrend und unterhaltend von Herzen empfehlen und im Folgenden einige interessante Punkte herausheben.

Die gegenwärtigen Bewohner der Balearen — heißt es auf S. 32 — sind ein Mischlingsvolk, welches zum Theil aus den Abkömmlingen der verschiedenen Nationen, die nach einander jene Inseln erobert und beherrscht haben (Phönicier, welche die Inseln ibuschim d. i. die Fichteninseln nannten, woraus Ibiza entstand; Römer, Vandalen, Westgothen, Araber), hervorgegangen sein mag, in der Hauptsache aber aus den Nachkommen der christlichen Eroberer, der Arragonier, besteht. Von den Castilianern unterscheiden sich diese Insulaner sehr wesentlich, ja sie scheinen sogar gegen jene eine entschiedene Abneigung zu besitzen. Mehr Uebereinstimmung zeigen sie mit den Bewohnern Valencias und Cataloniens, mit deren Sprache auch die ihrige, welche gleich dem Catalan, Valencianisch und Provenzalisch ein Zweig der im Mittelalter weit verbreiteten limosinischen Mundart ist und ihrerseits sich in den mallorquinischen, menorquinischen und ivizanischen Dialekt spaltet, die meiste Verwandtschaft hat.

Diese Sprache besitzt eine ziemlich reiche, meist poetische Literatur, und wird fortdauernd sorgsam gepflegt und fortgebildet; sie ist die Verkehrssprache; in ihr wird in den Elementarschulen unterrichtet und in den Landkirchen gepredigt. Daneben spricht allerdings jeder einigermaßen gebildete Mann (die Frauen viel weniger) das officielle Castilianisch. Der Menorquiner zeichnet sich durch große Artigkeit, Zuvorkommenheit, Freundlichkeit, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit aus. Kein Mensch verschließt des Nachts die Thür und Diebstähle ereignen sich äußerst selten. Die überall, selbst bei dem ärmsten Tagelöhner, herrschende Reinlichkeit erinnert fast an Holland, groß ist die Arbeitsamkeit und die Gastfreundschaft fast unbegrenzt. Eine große Schattenseite im Charakter der Menorquiner ist jedoch der crasseste Particularismus, den man sich denken kann, und der um so unbegreiflicher ist, als auf der Insel viel Bildung und feine Weltsitte herrscht und viele ihrer Bewohner theils als Seeleute, theils aus Wißbegierde große Reisen gemacht haben. „Nicht genug (S. 37), daß die Bewohner Menorcas, auch die gebildetsten Mahonesen, ihre Insel, ihre Institutionen, Sitten und Gebräuche für das Beste halten, was in der Welt existirt, betrachten sie sich gar nicht als Spanier, sondern möchten am liebsten, daß ihre Insel einen unabhängigen Staat bilde."

Die Menorquinerinnen (S. 52) sind zum Theil recht hübsch, hübscher als ihre Schwestern auf Mallorca, aber sie besitzen kein kleidsames Nationalcostüm und gleichen in ihren einfachen Kattunkleidern und mit ihrem Kopftuche mehr den Bäuerinnen Böhmens, als Spanierinnen. Auch die Männer haben keine malerische Tracht; sie tragen, gleich der Mehrzahl der Mallorquiner, eine einfache kurze Jacke mit langen Hosen von verschiedenen Stoffen, breite niedrige Filzhüte und lederne Schuhe. Unter beiden Geschlechtern bemerkt man ziemlich viel Blondhaarige. Der Teint ist dunkel, die Gesichtsbildung aber nicht spanisch, sondern eher italienisch.

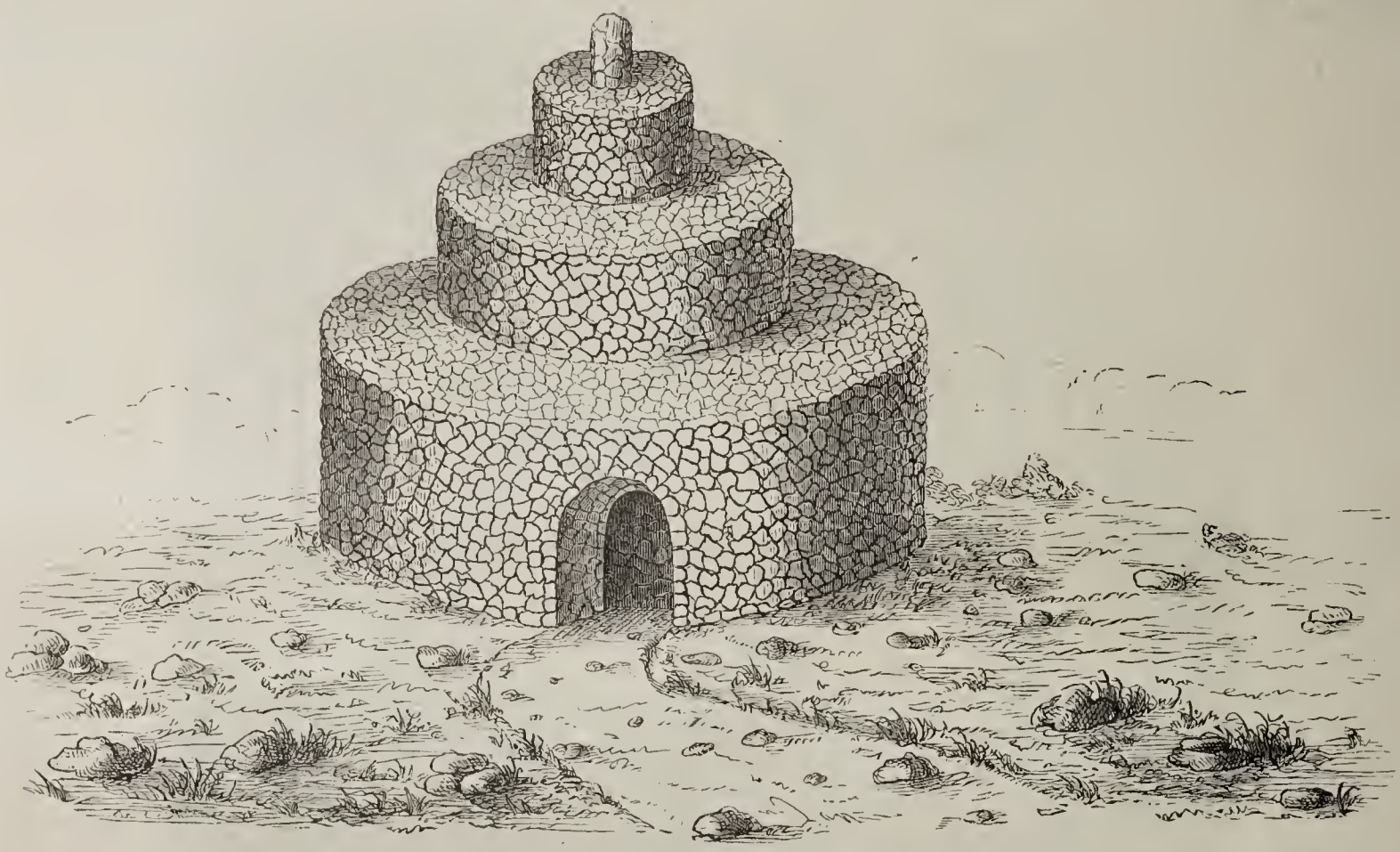
Von großem Interesse ist die agrarische Eintheilung der

Windmühlen bei Palma de Mallorca.

Insel (S. 43, 44). Abgesehen von den sechs Städten und wenigen Dörfern (pueblos) giebt es keine geschlossenen Ortschaften; die ganze Oberfläche ist vielmehr mit zahlreichen „Quintas" (große Landgüter, oft mit schloßartigem Herrenhaus), „Fincas" (kleinen, vorzugsweise für Viehzucht und Ackerbau bestimmten Pachtgütern oder Vorwerken) und „Caserios" (Bauernhäusern mit geringem Grundbesitze) bestreut. Alles nicht den wenigen Städten und Dörfern gehörige Areal ist in Gutsgebiete getheilt, zu deren jedem eine Anzahl Bauernhäuser gehört, deren Bewohner Pächter, seltener Besitzer ihrer Höfe sind. Um die fast stets auf der Weide befindlichen Schafe und Ziegen von den Feldern abzuhalten, sind alle Aecker, Gärten und Viehtriften von aus losen Steinen, die zu Millionen herumliegen, errichteten Mauern (cercas) umgeben, welche bei Fußwanderungen das Fortkommen ungemein erschweren, da sie nur für Fahr- und Viehwege Oeffnungen enthalten. Wo Fußwege sie kreuzen, sind Trittsteine auf beiden Seiten der Mauer zum Hinübersteigen angebracht. Ebenso charakteristisch für die Landschaft, wie diese sie wenig zierenden Mauern, sind auch die Windmühlen, deren eigenthümliche Construction auf allen Inseln dieselbe ist. Die Achse des Rades verlängert sich nämlich in eine Stange, von deren Spitze eine große Menge von Seilen nach dem Außenrande der 5 bis 6 aus Segeln oder Brettern bestehenden Flügel gespannt sind. Eine solche Befestigung der Flügel soll der häufigen Stürme wegen nothwendig sein. Die Mühlen sind ziemlich hohe, runde, etwas conisch zulaufende, stets weiß getünchte Thürme, in denen hoch oben die Achse des phantastischen Rades angebracht ist. Eine ganze Reihe solcher Mühlen, wie sie, über 30 an der Zahl, in dem „Molinar de Poniente" und dem „Molinar de Levante" westlich und östlich von Palma sich erheben, macht daher einen ganz eigenthümlichen Eindruck. — Uebrigens hat nicht nur jedes Gut, sondern selbst jeder Bauernhof auf Menorca seinen eigenen Namen, deren Mehrzahl arabischen Ursprungs ist, indem sie theils mit dem arabischen Artikel

al (z. B. Alcasar, Alcaria, Algaroba, Algendar ꝛc.) anfangen oder aus dem arabischen Worte Beni oder Bini, d. h. Kinder (als Stammesbezeichnung), und einem zweiten, einem Eigennamen, zusammengesetzt sind, z. B. Bini-Saida, Bini-Sarmeña ꝛc. Letztere Gattung, die auch in Valencia, Murcia und Andalusien vorkommt, ist auf den Balearen und besonders Menorca außerordentlich häufig. Auch die Silbe Son, welche in den Namen vieler Quintas den ersten Theil ausmacht, soll arabisch sein und „Besitzung" bedeuten. Diese Namen sprechen nicht allein für den bedeutenden Einfluß, welchen die arabische Herrschaft (798 bis 1232) auf die Bewohner der Balearen ausgeübt hat, sondern auch dafür, daß die Eintheilung des Grundes und Bodens von Menorca von den Arabern herrührt, welche die letztere Insel noch 59 Jahre länger als die anderen besetzt hielten.

Menorca würde ein herrliches Klima besitzen, wenn es nicht dem oft orcanartigen Nordwinde (Tramontana) so sehr ausgesetzt wäre, dessen schädlichen Einfluß Willkomm wiederholentlich (S. 48, 50, 270) an den südwärts gekrümmten Bäumen und dem knieholzartigen Wuchse der Pistazien, Myrthen und wilden Oelbäume beobachtete. Während an geschützten Stellen und in den ostwestlich gerichteten Thalschluchten namentlich die Apfelsinen in solchen Massen gedeihen, daß sie die Bäche zu Hunderten hinwegführen und man selbst in der Hauptstadt Palma 20 bis 30 Stück für 1 Real (22 Pfennige) kauft, müssen die Orangenbäume selbst in nordsüdlich streichenden „Barrancos" durch einen Mantel dichtstehender Lorbeerbäume gegen die Gewalt und die niedrige Temperatur des Nordwinds geschützt werden. Selbst den zahlreichen, auf den hohen und kahlen Plateaus des Innern weidenden Schaf-, Ziegen- und Schweineherden werden diese oft mit rasender Wuth daherbrausenden Stürme gefährlich (S. 49). Um ihnen gegen die oft urplötzlich hereinbrechenden Gewitterstürme eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, haben die Bauern aus den überall in der Umgegend umherliegenden losen Steinen kreisrunde Ställe von



Aus losen Steinen kunstvoll zusammengefügter Schafstall auf Menorca.

pyramidaler Form errichtet, welche wie aus über einander gesetzten Scheiben gebildet erscheinen. Jede dieser eigenthümlichen, bloß aus über einander gelegten Steinen ohne Mörtel kunstvoll zusammengefügten Pyramiden enthält im Innern ein gerämmiges Gewölbe. Diese sonderbaren Viehställe erinnern sehr an gewisse Bauwerke celtischer (?) Abkunft, die sich im Süden Menorcas erhalten haben. Es sind das aus über einander gethürmten Steinblöcken gebildete Pyramiden bis zu 10 Meter Höhe, deren jede in ihrer Basis eine Concavität enthält und von einer kreisrunden Mauer cyklopischer Bauart umringt ist. Diese Bauten der Vorzeit scheinen den menorquinischen Bauern als Vorbild für jene Viehställe gedient zu haben, welche in der ganzen südwestlichen Hälfte der Insel gebräuchlich sind, und da sie meist auf freien Höhen stehen, ein ganz eigenthümliches Moment in der Physiognomie jener Landschaften bilden. (Aehnliche Bauten finden sich auch anderwärts; in den Weinbergen um Corato bei Andria in Italien sieht man z. B. an vielen Stellen kleine kegelförmige Häuschen [caselle], welche aus Kalksteinen ohne Mörtel zusammengesetzt sind und zur Aufbewahrung von Ackergeräthschaften und zur Lagerstätte für die Wächter dienen.)

Ungemein milde und angenehm ist dagegen das Klima des benachbarten Mallorca, während des Winters und Frühlings im Flachlande, während der heißen Jahreszeit in der Sierra, welche den Nordwesten der Insel durchzieht und so die kalten Winde abhält. Dadurch hat die Ebene ein so warmes Klima, daß viele Tropengewächse dort im Freien ohne allen Schutz gedeihen und selbst die Früchte reifen, z. B. die Banane, die Chirimoya, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr und die Baumwolle. Nur die Dattel wird wegen der großen Feuchtigkeit der vorherrschenden Südwest-, Süd- und Südostwinde nicht reif. In Alcudia stieg Willkomm ans Land und fuhr von dort auf der landesüblichen Tartane nach Palma, wo er Ostern verlebte. Von dort aus besuchte er des Erzherzogs von Toscana Landhaus Miramar (S. 90), das Landgut Raxa mit seinem Museum, in dessen Nähe er tausendjährige Oelbäume von 4 bis 5 Meter

Umfang bewunderte, die prachtvolle Tropfsteinhöhle von Arta (S. 120), deren Plan dem Buche beigefügt ist, und schildert uns die Tracht der Mallorquiner (S. 108) und besonders der Männer von Pollenza (S. 132), die er für arabischen, wenn nicht noch ältern Ursprungs hält (denn sie gleicht derjenigen der Maragatos in Galicien und Leon, welche directe Abkömmlinge der Westgothen sein sollen). Die erst im Jahre 1852 erfolgte Ausrottung des kostbaren balearischen Buchsbaumes (S. 292) erfüllt den Pflanzenfreund mit gleichem Kummer, wie die ziemlich traurigen Waldverhältnisse der Insel (S. 317). Interessant ist die Vorliebe der Mallorquiner (S. 113), die Wände ihrer Zimmer mit großen eingerahmten Landkarten zu schmücken, wie es Willkomm in Felanitx, Campos, Manacor, Artá, Pollenza u. s. w. selbst in Wirthshäusern fand. „Beiläufig sei bemerkt, daß die meisten dieser Karten in Paris erschienene Specialkarten über einzelne Provinzen von Spanien, über Amerika und Seekarten waren; nur eine Karte der Balearen selbst, die mich am meisten interessirt haben würde, habe ich nirgends gesehen." Hervorheben möchten wir noch die fesselnde Schilderung von dem Besuche des Colegio de Nuestra Señora de Luch (spr. Lusk) (S. 142), einer Wallfahrtskirche nebst Hospiz und Erziehungsanstalt, welch letztere hauptsächlich die musikalische Bildung der 12 unbemittelten Zöglinge anstrebt, und die traurige Entartung des einst so poetischen, heitern Volkslebens in Andalusien (S. 229), und damit Abschied nehmen von einem Werke, dem wir so reiche Belehrung unter anziehender Form verdanken.

Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

I.

Es ist wohl selten ein dermaßen wichtiges und gefahrvolles Unternehmen, wie eine Reise durch die Mongolei bis tief nach Tibet hinein, mit so geringen Mitteln und dabei doch so glücklich vollendet worden, wie die Reise Prschewalski's, von der ich bereits einzelne Resultate den Lesern des „Globus" mitgetheilt habe. Für das erste Jahr der Reise hatten der Kriegsminister, die Geographische Gesellschaft und der Petersburger Botanische Garten zusammen nur die Summe von 2500 Rubel bestimmt, in der schon das Gehalt des Oberstlieutenant Prschewalski mit eingerechnet war. Für jedes der beiden folgenden Jahre wurden ihm, wahrscheinlich infolge von Vorstellungen Seitens des Generals Wlangali, des damaligen russischen Gesandten in Peking, 3500 Rubel ausgezahlt. Für das erste Jahr der Reise erhielt der Begleiter Prschewalski's, der Unterlieutenant Pylzow, als ob er in einer kleinen Garnisonstadt Innerrußlands lebte, 300 Rubel, in den beiden folgenden Jahren aber je 600 Rubel Gehalt. Von diesen 2500 resp. 3500 Rubeln mußte Prschewalski nicht nur sämmtliche Mittel zur Reise, zur Aufnahme bisher wenig bekannter Gegenden, zu seinem und seines Begleiters Unterhalte und Schutze beschaffen, sondern sogar noch den ihm mitgegebenen beiden Kosacken je 200 Rubel jährlich auszahlen und dabei für ihren vollständigen Unterhalt sorgen.

Wir müssen sagen, daß es Prschewalski, auf echt soldatische Manier, leider verstanden hat, sich mit den ihm bewilligten Mitteln einzurichten, weil er, wie er ja eingesteht, für die Sache selbst enthusiasmirt war; er wäre vielleicht mit noch geringeren Mitteln ausgekommen, dann aber wohl kaum bis über den Kuku-nor hinausgelangt, während er mit den ihm gewährten wirklich kärglichen Mitteln bis nach Nordtibet, über den Gebirgszug Burchan-Budda hinaus, gelangte. Einige tausend Rubel mehr hätten hingereicht, um Prschewalski nach Lassa, vielleicht auch noch weiter, gelangen und Huc's Darstellungen von jenen so selten von Europäern besuchten Gegenden wissenschaftlich ergänzen und berichtigen zu lassen.

Mancher Leser mag wohl begierig sein zu erfahren, wie sich Prschewalski eingerichtet hat, um mit so geringen Mitteln so Großes zu erreichen; denn daß seine gesammelten wissenschaftlichen Schätze sehr bedeutend sein müssen, geht aus dem vor uns liegenden ersten Theile seiner Mittheilungen hervor, wenn auch bei Weitem das Wenigste in ihm ausführlich behandelt ist und das Meiste erst in zwei anderen Theilen veröffentlicht werden wird.

Für seine 2500 Rubel kaufte Prschewalski sieben Kameele, zwei Reitpferde und einiges Gepäck, wozu hauptsächlich Waffen und Munition gehörten. Eine Hauptrolle spielten Snider-, Lancaster- und Berdanbüchsen, Revolver und Jagdgewehre, welche zum Erwerb der wichtigsten Nahrungsmittel dienten, da einestheils die von Prschewalski durchzogenen Gegenden von den Dunganen verwüstet und von den Bewohnern verlassen waren, andererseits aber auch die Chinesen den Fremdlingen keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, weil sie meinten, daß sie diese ungebetenen Gäste durch Hunger aus ihrem Lande vertreiben würden. Die Waffen sollten aber auch außerdem zum Schutze gegen Räuber dienen, welche Prschewalski während des ersten Jahres seiner Reise nicht zu Gesichte bekam, was er eben der guten Bewaffnung und dem Rufe der ungemeinen Geschicklichkeit im Schießen, der ihm voranging, zuschreibt. Später bestätigte sich jedoch seine Annahme, daß eine gute Bewaffnung reisender Forscher und eine große Fertigkeit im Gebrauche der modernen europäischen Waffen den besten Schutz gegen asiatische Räuberhorden und chinesische Soldaten bilden. Er überzeugte sich von der Wahrheit des Grundsatzes: „Si vis pacem, para bellum!"

Außerdem kaufte Prschewalski für 300 Rubel verschiedene Waaren, um mit ihrer Hülfe die Rolle eines reisenden Kaufmannes zu spielen, da er hoffte, auf diese Weise die Aufmerksamkeit der dem Verdachte unendlich leicht zugänglichen Bevölkerung der von ihm bereisten Gegenden von seinem eigentlichen Reiseziele abzulenken. Diese Absicht gelang ihm jedoch nicht vollständig und das Verkaufen seiner Waare raubte ihm nicht nur die ohnedies noch von anderen so zu sagen häuslichen Geschäften übermäßig beanspruchte Zeit, sondern lockte ihm noch müßige Neugierige auf den Hals, welche, ohne seine Waare kaufen zu wollen oder zu können, sich herbeidrängten, um die niegesehenen Wunderdinge an-

PRSCHEWALSKI'S
REISEN IN HOCH-ASIEN
1870-73

Maafsstab in 1:9 000 000

0 5 10 15 20 25 30 35 40 45 50 Deutsche Meilen

——— Prschewalski's Routen
..... Routen anderer neuerer europäischer Reisender
- - - - - - - Grenze der chinesischen Provinzen
~~~~~ Grosse chinesische Mauer
○ Städte vom Fu-Range ○ Kleinere Orte

Tiefebene | Gebirgsland | Hochebene

Die Zahlen geben die von Prschewalski gemessenen Höhen in engl. (russ.) Fussen an.

Ö. L. v. Greenwich 95 100 105 110 115

WÜSTE GOBI
PROVINZ TIBET
MONGOLEN
ORDOS
TSCHINESISCHE PROVINZEN
Gobi
Galbyn Gobi
Ala Schan
Kuku-nor
Sogok-nor
Toso-nor
Lob-nor
Urgo
Chan-ula Geb
Kerulen
Sandmeer
Dolon-nor
Dalai-nor
Kalgan
PEKING
Ta-tung-fu
Pao-ting-fu
Tien-tsin
Golf v. Pe-tsche-li
Thai-yuen
Schan-si
Si-ming-fu
Lan-tchau-fu
Liang-tschau-fu
Ning-hia-fu
Dschuratal-Dabasun
Dabasun-nor
Wüste Kusupt
Ordos
Hwang-ho
Tsing-schui-ho
Kuku-choto
Kürü-nor
Angulin-nor
Pingyang-fu
Hwai-king-fu
Kai-fung-fu
Tsi-nan-fu
Schan-tung
Kaiser Kanal
Bulungir-gol
Buchain-gol
Tsaidam
Dschungarisches Gebirge
Nach Uliassutai

Geogr. Anst. von Velhagen u. Klasing in Leipzig
~~~~~

zustaunen, zu bewundern, wo möglich auch zu betasten und — zu stehlen. Deshalb gab auch Prschewalski während seiner zweiten Reise dieses simulirte Geschäft ganz auf und erschien beim „Amban" (Fürsten) von Ala-schan in der Uniform eines Oberstlieutenants des russischen Generalstabes, infolge dessen denn auch die Meinung entstand, daß er ein hoher kaiserlicher Beamter und Vertrauter seines Monarchen sei, der ihn ausgesendet habe, die weite Welt zu beschauen, um ihm später in müßigen Stunden die Wunderdinge, welche er besonders in der Mongolei gesehen, zu erzählen. Es versteht sich wohl von selbst, daß sich Prschewalski durchaus keine Mühe gab, diesen Glauben zu untergraben, sondern daß er im Gegentheil auf seine wichtige Stellung pochte. Von nun an ging ihm überall der Ruf voraus, daß er vom „Zagan-Chan" (Weißen Chan) ausgesendet sei, um mit eigenen Augen die Natur der Mongolei und ihre Bewohner zu schauen.

Man muß wirklich über den Muth des Mannes erstaunen, der es wagte, mit einer Summe von 230 Lan, d. h. mit circa 460 Rubel baaren Geldes in der Tasche eine Reise durch die mongolische Wüste bis tief nach Tibet hinein zu unternehmen! Man muß eben den Muth des Forschers haben, der beim Anblicke eines großartigen Naturereignisses, eines Steppenbrandes, seine Armuth zu vergessen versteht.

Eines solchen selbst den Hunger vergessen machenden Anblickes erfreute sich der Reisende am „Dalai-nor", am Seemeere der Mongolen (circa 50 deutsche Meilen genau nördlich von Peking auf der mongolischen Hochebene gelegen), bei dessen Beschreibung er zeigt, wie wenig er den Angaben der Bewohner der nächsten Umgebung traute. Diese behaupteten nämlich, daß ihr salziges Seemeer ungeheuer tief sei; Prschewalski ging einige hundert Schritt in dieses Steppen- oder Wüstenmeer hinein und fand, daß es in einer so bedeutenden Entfernung vom Ufer kaum 2 bis 3 Fuß tief ist. Der Dalai-nor nimmt übrigens eine Oberfläche von ungefähr 60 Quadratkilometer ein und wird von zwei kleinen Flüßchen, dem Schara-gol und Gungyr-gol, gespeist. Auch der im Wasser lebenden Wirbelthiere hat unser Forscher nicht vergessen. Es gelang ihm, trotzdem die Wasserfläche noch mit Eis bedeckt war, als er sich am Ufer aufhielt, eine Species von Diplophysa, Squalius und Gasterosteus aus dem See herauszubringen, der im Sommer den Fischfang reichlich lohnen soll. Bemerkenswerth ist, daß die absolute Höhe dieses Wasserbeckens 1400 Meter (4200 Fuß) beträgt, was wohl hinreichend die Ursache der Rauheit des in der Gegend herrschenden Klimas erklärt. Erst im Anfange April alten Stils, also in der zweiten Hälfte nach unserer Zeitrechnung, beginnt das Eis, das eine Dicke von 3 Fuß erreicht, zu thauen. Das schreckt jedoch weder den Singschwan (Cygnus musicus), noch seinen Verwandten, den Höckerschwan (Cygnus olor), noch auch eine Menge anderer Wasservögel auf ihrer Reise nach dem höhern Norden ab, dem Seemeere ihren Besuch abzustatten.

Eine möglichst genaue Aufnahme der Gegend, die Prschewalski mit seinen Gefährten bereiste, gehörte selbstverständlich mit zu seinen Hauptaufgaben. In der Gegenwart seiner Führer Messungen vorzunehmen, Notizen zu machen, diese hernach ins Tagebuch einzutragen, auch die zurückgelegte und gemessene Linie auf das hierzu bestimmte Papier mit möglichster Genauigkeit zu verzeichnen, endlich aber die ganze Arbeit so zu verbergen, daß sie während einer zufälligen Revision durch chinesische Beamten, deren man sich in jenen Gegenden immer versichert halten darf, nicht gefunden werde, dazu gehörte eine große Dosis von Erfindungsgabe, Geistesgegenwart und List. Hier hat sich unser Forscher folgendermaßen aus der Klemme geholfen.

Statt die Schmalkaldener Bussole, welche er mit sich hatte, auf ein Postament zu stellen und dieses im Boden zu fixiren, nahm er sie beim Visiren in beide Hände und hielt sie so lange vor seine Augen, bis die Magnetnadel sich zu bewegen aufhörte. Wenn dieses während längerer Zeit nicht erfolgte, nahm Prschewalski das Mittel zwischen den äußersten Schwankungspunkten. Die Entfernungen maß er nach der Stundenzahl und ungefähren Schnelle der Kameele. Um die gefundenen Zahlen gleich zu fixiren — Prschewalski verließ sich durchaus nicht auf sein Gedächtniß — benutzte er ein kleines Taschennotizbuch; die Eintragung der Zahlen und Zeichen geschah immer angesichts des Gegenstandes. Es ereignete sich häufig, daß der Reisende von gaffenden Bewohnern verfolgt und beobachtet wurde; er blieb in diesem Falle ein Stückchen hinter seiner Karawane zurück, befriedigte scheinbar irgend ein natürliches Bedürfniß und benutzte den Augenblick, während dessen die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Begleiter gelenkt war, um sich seine Notizen zu machen. Um seinen Führern, wenn er solche hatte, wie er sagt „Sand in die Augen zu streuen", zeigte er ihnen gleich in der ersten Zeit sein Fernrohr. Er erklärte ihnen, daß dies eine Maschine sei, durch welche man die Gegend beschaue, um sich zu überzeugen, ob nicht Wild oder Geflügel in der Nähe sei, auf das man Jagd machen könnte. In seiner Einfalt fand der arme Mongole natürlich keinen Unterschied zwischen einem Fernrohre und einer Bussole und glaubte, daß Prschewalski auch durch die letztere sich nach Antilopen und Rebhühnern umschaue, und da er solche häufig in Gegenwart der armen Barbaren in bedeutender Entfernung erlegte, so glaubten sie, daß die beiden „Maschinen", welche Prschewalski beständig an seiner Seite trug, wirklich nur zu dem angegebenen Zwecke gemacht wären. Selbst chinesischen Beamten wußte Prschewalski diese Annahme plausibel zu machen.

Fast mit noch mehr Schwierigkeiten war das Eintragen der Notizen und das Anfertigen der Reisekarte verknüpft. Denn wenn die Karawane Halt machte, um ihr Nachtlager aufzuschlagen, mußte Prschewalski so gut wie sein Begleiter und die beiden Kosacken, von denen der eine, ein Buriate, Dolmetscher war, die Kameele abladen, das Zelt aufstellen, „Argal" (trockene Excremente von Pferden, Kameelen u. s. w.) suchen, Wasser herbeischaffen, Pferde und Kameele weiden, und sich außerdem mit ihnen in das Wachehalten theilen; denn die Karawane befand sich beständig auf dem Qui vive. Erst wenn alle diese thatsächlich höchst wichtigen Geschäfte erledigt waren, konnte Prschewalski an seine Hauptaufgabe denken, die Eintragung besorgen und Tagebuch und Kartenentwurf aufs Sorgfältigste verstecken.

Denken wir uns hierzu noch, daß der, wenn auch nicht verwöhnte, so doch an gewisse Bequemlichkeiten und Genüsse, so weit sie sich auf Stillung von Hunger und Durst beziehen, gewöhnte höhere Stabsoffizier Speise und Trank genießen mußte, die so ekelhaft waren, daß sich derjenige, der nie aus dem civilisirten Europa herausgekommen ist, keine Vorstellung von ihnen machen kann. Hier beispielsweise ein Recept für das Getränk, das die Mongolen in der verhältnißmäßig wasserreichen Gegend von Dolon-nor (zwischen Peking und dem Dalai-nor) genießen und das Prschewalski und seine Gefährten in Ermangelung eines besseren trinken mußten. Man nehme, sagt der Reisende, ein Glas reines Wasser, mische es mit einem Theelöffel Straßenkoth und füge des Geschmackes wegen eine Prise Salz, der Farbe wegen aber Kalk und des Geruches halber etwas Gänseexcremente hinzu — und man wird genau die Flüssigkeit erhalten, welche den größten Theil der mongolischen Gewässer füllt.

Wir alle glauben schon aus der Schule ganz genau das Kameel zu kennen. Man hat uns ja während „der Naturgeschichte" gesagt, daß es das „Schiff der Wüste" sei, zu den Wiederkäuern gehöre, sich mit Disteln begnüge und selten zu trinken brauche. Nebenbei wurde natürlich seines Buckels, seines langen Halses und kleinen Kopfes erwähnt und so — kannten wir das Kameel. Wenn wir nun lesen, daß ein Reisender in der Wüste einige Kameele besitzt, so glauben wir, daß er nun schon sicher und mühelos die Sahara oder Gobi durcheilen kann, ohne weiter um sein Heil besorgt zu sein.

Das Bild, welches Prschewalski von seinen Wüstenschiffen entwirft, ist nicht freundlich. Wir wollen das eigentlich Naturhistorische des Kameels ganz bei Seite lassen und nur das berücksichtigen, was der mit Kameelen durch die Wüste Reisende bedarf. Da finden wir, daß das Thier vor allen Dingen zu seiner Nahrung eine Kalipflanze, welche nur in der Wüste, aber nicht zu üppig und reichlich, vegetirt und welche die Mongolen „Badargana" (Kalidium gracile) nennen, ferner Lauch (Allium), den Lisiagrostis splendens (mongolisch „Dyrisun"), eine sehr harte Pflanze, den niedrigen Wermuth (Arthemisia Absinthium), den Saxaul (Haloxylon) und besonders die Nitraria Schoberi, den „Charmyk" der Mongolen, vorzüglich wenn seine süßsalzigen Beeren reif sind, braucht. Alle diese Pflanzen finden sich nun zwar in der Wüste, denn sie sind ihr eigenthümlich; aber sie würde aufhören Wüste zu sein, wenn sie dicht mit ihnen bedeckt wäre. Ein Kameel muß lange genug umhersuchen, bis es so viele dieser Pflanzen in seinem Magen ansammelt, wie es zu seiner Sättigung bedarf. Nächstdem braucht das Kameel vor allen Dingen die weißen Salpetereffloreszenzen, welche der Mongole „Gudschyr" nennt und die sich sehr häufig in der Steppe zeigen. Nur zur Noth kann dieser Gudschyr durch Kochsalz ersetzt werden, welches das Kameel jedoch auch neben dem Gudschyr noch allmonatlich 2 bis 3 Mal erhalten muß; denn es wird schwach und magert bei der besten Nahrung ab, wenn es längere Zeit ohne Salz gelassen wird. In diesem Falle nimmt es selbst weiße Steine ins Maul und kaut an ihnen in der Meinung, daß es Salzstückchen seien.

Viele Kameele fressen aber auch Alles, was vorkommt, von der Sonne gebleichte Knochen, ihre mit Stroh ausgestopften Sättel, Riemen, Felle u. s. w. Einem Kosacken der Expedition fraß ein Kameel seine Tuchhandschuhe und seinen ledernen Sattel auf, und die Mongolen erzählten Prschewalski, daß es sich, wenn Kameele lange hungern müssen, ereignet, daß sie ihrem Eigenthümer in aller Seelenruhe — das alte Zelt auffressen. Hin und wieder findet sich ein Kameel, das Fleisch und Fische frißt, und Prschewalski hatte in seiner Karawane einige Exemplare, welche, wenn er mehr Wild erlegt hatte, als er augenblicklich mit seinen Begleitern verzehren konnte und das Fleisch an der Sonne trocknete, sich desselben ganz ruhig bemächtigten und es verspeisten. Einer dieser Vielfraße hat seinem Herrn oft die zum Ausstopfen bestimmten Häute von Vögeln und getrocknete Felle gestohlen und sich nicht gescheut, den Rest der für den Hund bestimmten Suppe zu verzehren. Solche Gastronomen, sagt Prschewalski, sind jedoch eine Seltenheit.

Auf der Hütung sättigen sich die Kameele in 2 bis 3 Stunden, dann legen sie sich nieder um auszuruhen, oder streifen in der Steppe umher. Das mongolische Kameel kann 8 bis 10 Tage ohne Nahrung und im Frühling und Herbste 7 Tage ohne Wasser sein. Während der Sommerhitze scheint es jedoch nicht länger als 3 oder 4 Tage ohne Wasser aushalten zu können. Die Fähigkeit, längere oder kürzere Zeit ohne Nahrung und Getränk auszudauern, ist übrigens eine individuelle Eigenschaft; je jünger und fetter das Thier, desto länger hält es auch aus. Prschewalski war einst im Sommer 1870 in der Lage, seine Kameele 6 Tage lang nicht tränken zu können, und dennoch blieben sie rüstig. Während der Reise in der heißen Jahreszeit soll jedoch wo möglich alle Tage, und zur Frühjahrs- und Herbstzeit jeden zweiten oder dritten Tag getränkt werden. Im Winter werden die Kameele nicht getränkt; sie begnügen sich mit Schnee.

In intellectueller Hinsicht nimmt das Kameel eine sehr niedrige Stufe ein, und deshalb wohl ist sein Name bei uns zur Bezeichnung eines geistig wenig entwickelten Menschen sprüchwörtlich geworden. Es ist gleichzeitig im höchsten Grade dumm und furchtsam. Es reicht manchmal hin, daß vor seinen Füßen ein Hase aufspringt, daß es sogleich einen Seitensatz macht; dem Beispiele des einen Kameels folgen dann alle, welche die Karawane bilden. Sie werden scheu, als ob sie in der größten Gefahr wären. Ein großer schwarzer Stein oder ein Haufen Knochen kann manchmal eine ganze Kameelherde in die größte Verwirrung bringen. Ein herabgefallener Sattel oder gar ein Packet erschreckt ein Kameel dermaßen, daß es über Hals und Kopf davonstürzt, und oft folgen ihm die übrigen nach. Wenn ein Wolf ein Kameel anfällt, so denkt es nicht an seine Vertheidigung, obgleich es doch mit einem Schlage seiner mächtigen Hufen seinen Feind zu Boden schmettern könnte; es speit den Angreifer nur an und brüllt aus voller Kehle. Selbst Krähen und Elstern schädigen dieses dumme Thier. Sie setzen sich auf seinen Höcker und verwunden ihn häufig. Auch in diesem Falle schreit und brüllt das Kameel nur. Das Speien wird immer von einem Auswurfe gekauter Speise begleitet und ist ein Zeichen der höchsten Gereiztheit des Thieres. Außerdem stampft das gereizte Kameel mit seinen Füßen den Boden und biegt seinen unförmlichen Schwanz hakenförmig. Uebrigens liegt Böswilligkeit nicht im Charakter dieses Thieres, wahrscheinlich, weil es sich gegen Alles äußerst apathisch verhält. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Männchen während der Brunstzeit, welche in den Februar fällt. Dann werden sie sehr böse und fallen nicht nur andere Männchen, sondern selbst Menschen an. Die Paarung kann jedoch nicht ohne Beihülfe des Menschen stattfinden. Das Weibchen ist 13 Monate tragend und bringt ein, nur in sehr seltenen Fällen zwei Junge zur Welt, wobei wiederum Menschen helfen müssen. Wenn das Weibchen geboren hat, bleibt es ein Jahr gelte, so daß es also nur nach zwei Jahren wiederum ein Junges zur Welt bringt. Das Junge ist während der ersten Tage nach seiner Geburt das hülfloseste Geschöpf auf der Welt, so daß es der Mensch selbst an das Euter der Mutter setzen muß, um es säugen zu lassen. Wenn es zu gehen beginnt, folgt es der Mutter überall hin; diese liebt ihr Junges sehr zärtlich und beginnt, wenn sie von ihm getrennt wird, sogleich dumpf, aber sehr durchdringend zu brüllen.

Die Freiheit des jungen Kameels dauert nicht lange. Schon einige Monate nach der Geburt beginnt man es in der Nähe der Jurte anzubinden, um es von der Mutter zu entwöhnen, welche die Mongolen wie eine Kuh melken. Im zweiten Jahre wird dem jungen Kameele die Nasenwand durchstochen, und in die Wunde wird ein kleines hölzernes Stäbchen gesteckt, an das später der „Burunduk", die Leine, befestigt wird. Weiter wird es eingeübt, sich auf Commando niederzulegen, zu welchem Behufe die Mongolen gewöhnlich das Thier am Burunduk halten und „Sok! Sok! Sok!" rufen. Das zweijährige Kameel wird mit der Karawane mitgenommen, um es an die Reise durch die Wüste zu gewöhnen. Im dritten Jahre wird es zum Reiten und im vierten zum Lasttragen verwendet, obgleich ihm dann nur kleine Lasten

aufgebürdet werden. Im folgenden Jahre ist das Thier vollständig ausgewachsen und wird hinfort nicht mehr geschont. Oft dient das Kameel 25 Jahre seinem Herrn, häufig auch noch länger. Im Ganzen lebt es 30, ja unter günstigen Verhältnissen auch 40 Jahre.

Man sieht aus dieser Prschewalski's Buche entnommenen Beschreibung des „Wüstenschiffes", daß es ein recht unbehülfliches ist; trotzdem muß der Reisende ihm sein Heil anvertrauen, da er kein besseres Mittel hat, um durch die Wüste zu kommen.

Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Für die Grenze von Sindh liegen so eingehende Mittheilungen über Namen und Stärke der einzelnen anstoßenden Stämme nicht vor. Hinter den Marri und Bhugti sitzen nördlich die Kakar, ein in viele Zweige zersplitterter Pathan-Stamm. Die inneren Gebiete sind von Europäern noch nicht betreten worden; die am Randgebirge Sewistans sitzenden hatten sich bisher als Wegelagerer berüchtigt gemacht, sollen aber im Frühjahr 1876 sich verpflichtet haben, Reisende in Sicherheit über Tull (Tal) ziehen zu lassen. Südlich und westlich vom Bolan-Passe sitzen Belutschen vom Rindstamme, gemischt mit Brahui; letzteren gehören die Fürsten der Grenzdistricte an und nehmen neben dem Khan von Kelat, ebenfalls einem Brahui, den nächsten Platz ein. So ist der Mir von Dschalawan ein Raisani-, jener von Saranan ein Zehri-Brahui. In den Dörfern wohnen viele Indier (Dschats), in der südlichen Provinz Las oder Bela bilden sie sogar einen so großen Theil der Bevölkerung, daß einer derselben sich zum Gebieter aufwerfen konnte, wegen Uebelwollen gegen Britisch-Indien jedoch mit seiner Familie nach Haiderabad in Sindh internirt wurde, von wo im Sommer 1874 der älteste Sohn Ali Khan entfloh und seither die dortigen Brahui-Fürsten mit dem Titel Dscham wieder in Schrecken setzt.

Durch Einfälle in ihr Gebiet und Ermordung von Mannschaften und Offizieren aus Hinterhalten sind die Engländer seit der Eroberung des Pandschab von den Sikhs genöthigt gewesen, in die Wohnsitze der meisten dieser Bergvölker militärische Expeditionen zu entsenden. Hierdurch sind ihre Verhältnisse näher bekannt geworden und viele derselben haben durch Verträge oder mündliche Vereinbarungen staatsrechtliche Verbindlichkeiten gegen Britisch-Indien übernommen. An Zahl und Thatkraft ihrer Angehörigen und durch eine weiter gehende innere Organisation ragen darunter die folgenden Stämme hervor.

Die Mohmands hegen gegen die Engländer Haß seit 1841; in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in Afghanistan hatte mit ihrer Zustimmung der Fürst Sadat Khan seinem Neffen Tarabaz Khan Platz machen müssen und Dost Mohammed konnte sich ihrer als Emir von Kabul mit Erfolg zur Beunruhigung der englischen Grenzdistricte bedienen. Peschawar zunächst wohnen die Tarakzai, Halimzai und Pindiali-Unterabtheilungen; diese hatten aus der Sikhzeit in englisch gewordenen Dörfern jährlich Abgaben im Werth von 20,000 Mark einzufordern, begnügten sich aber 1850 bis 1851 damit nicht, sondern verwüsteten Dörfer und führten reiche Leute in die Gefangenschaft, bis dieselben von ihren Angehörigen um hohes Lösegeld befreit wurden; Vieh wurde geradezu täglich gestohlen. 1851 suchten sie an 1500 Mann englischer Truppen in ihren Thälern auf; und während man dort die Dörfer niederbrannte und viele Gegner tödtete, wurde an der Grenze das jetzt mit einer Compagnie eingeborener Infanterie besetzte Mitschni erbaut und die Wachposten für die Grenzpolizei befestigt, so daß seither ein Gürtel von Blockhäusern die Grenze schützt. Im Winter zog man Mitschnis Besatzung zurück; sofort folgte ein neuer äußerst frecher Einfall, der jedoch im April 1852 blutig gerächt wurde, was die gute Wirkung hatte, wenigstens die Halimzai dauernd zur Ruhe zu bringen. Diese übernahmen in einem schriftlichen Vertrage die Zahlung eines Jahrestributes von 400 Mark und leisteten 1857 während des Sipahi-Aufstandes ihrerseits Aushülfe im Polizeicorps, weshalb ihnen seither der Tribut nachgesehen wird und sie in der Grenzmiliz Verwendung finden. Feindlich blieben die übrigen Mohmands gesinnt; obwohl vielfach gezüchtigt, setzen die Grenzstämme bis zur Stunde den kleinen Krieg fort und überfallen Grenzdistricte wie Karawanen. Thronstreitigkeiten brachten seit 1873 Unfrieden in den Stamm; der Ermordung des legitimen Thronfolgers folgte eine Erhebung seines Onkels Nauroz Khan, der sich mit großen Plänen trug. In Kabul galt er als Verbündeter von Jakub Khan zu Herat, der durch ihn hoffte seines Vaters Armee im Westen zu beschäftigen. Nauroz Khan stieg bei den Seinigen rasch zu Ansehen empor; die meuchlerische Ermordung (21. März 1873) eines englischen Majors, der sich unter dem Fort Mitschni am Ufer des Kabul-Flusses erging, wurde ihm als große Heldenthat angerechnet, den Engländern aber, denen sich der Emir als Rächer anbot, die Unterlassung einer Züchtigung als Ohnmacht. Der Emir verlegte sich zunächst auf Intriguen und suchte die Großen der Mohmands dafür zu gewinnen, die Sadat-Familie, welcher Nauroz Khan angehört, vom Throne zu entfernen und dem Tarabaz-Zweige der herrschenden Dynastie wieder die Führung zu übertragen. Dieser Vorschlag fand die Zustimmung des Stammesältesten nicht; im Frühjahr 1875 bestätigte deswegen der Emir den Sohn des 1873 ermordeten Thronerben als Fürsten, ließ Nauroz Khan angreifen und trieb ihn in wenigen Gefechten, wobei auf afghanischer Seite 16 Mann blieben, an die englische Grenze. Die Engländer verstärkten die Grenzposten, zogen aus Anlaß eines Schusses auf einen englischen Offizier (23. November 1873) beim Fort Schabkadr das Land und die Rechte ein, welche die Tarakzai auf ihrem Gebiete besaßen, und verboten allen Tarakzai auf die Dauer von drei Jahren, englisches Gebiet zu betreten, bei Strafe der Einsperrung. Seither ist die Ruhe nicht mehr gestört worden; aber noch immer ist der 914 Meter hohe Khaiber-Paß gesperrt und der Kabul-Thalweg unsicher. Es wird Nauroz Khan zur Last gelegt, daß das Abkommen von 1875 mit den Khaiberi nicht in Kraft tritt, nach welchem diese sich dem Emir

gegen eine jährliche Zahlung von 12,000 Mark verpflichten, Karawanen von der englischen Grenze sicher bis Lalpura am Indus zu geleiten, wohin der Emir eine starke Garnison verlegte.

Die Afridi bewohnen zwischen Peschawar und Teri (Tiri) den in britisches Gebiet hereinragenden Bergrücken, dem nach Süden der Kohat-Fluß entströmt. Dieser Höhenzug muß überschritten werden, will man von Peschawar nach Kohat und den Districten am rechten Indusufer ohne den gewaltigen Umweg über Atok gelangen. Der Uebergang über diesen Bergrücken führt 30 Kilometer lang in einer engen von steilen Felsen begleiteten Schlucht fort, die gegen Peschawar langsamer fällt als gegen Kohat, eine Stadt von 11,274 Einwohnern. Dieser Theil des Gebirges bietet gute Schlupfwinkel und war von jeher die Zufluchtsstätte, wohin sich Verbrecher aus der Ebene flüchteten. Die Afridi, in viele Stämme zersplittert und ewig in Fehde unter sich oder mit Nachbaren, gewährten solchem Zuwachs ihrer Wehrkraft gern Unterkunft. Für die Engländer hatte ein freier Verkehr über diesen Bergrücken großen Werth; 1849 boten sie deswegen den anwohnenden Afridi eine Jahressumme von 11,400 Mark, wogegen diese Wachen auszustellen und Reisende zu schützen übernahmen. Dieser Verpflichtung kamen die Afridi schon im nächsten Jahre nicht mehr nach; das Eintreffen einer Sappeurabtheilung zur Verbesserung des Weges erregte ihren Argwohn so sehr, daß sie die Truppe angriffen und vernichteten. Der Mord wurde zwar sofort blutig gerächt, aber der Paß blieb geschlossen. Abtheilung um Abtheilung mußte das Uebergewicht der englischen Waffen fühlen; das Fort Mackeson, wo seither eine halbe Compagnie eingeborener Infanterie liegt, und das Blockhaus Schamnati auf der Peschawar-Seite wurden nöthig, ehe es nur so weit kam, daß die Afridi 1853 gegen die bedeutende Summe von jährlich 28,800 Mark die alte Verpflichtung übernahmen, den Verkehr zu gestatten und durch Posten zu sichern. Wegebauten blieben aber nach wie vor mißliebig; genügte es auch in der Regel, ihnen zu verbieten, in die Ebene herabzusteigen und die ihnen nothwendigen Gegenstände einzuhandeln, so fehlte es doch nicht an ernsten Zusammenstößen. Die Regierung beschloß endlich, den schlechten Saumpfad über den Paß unter allen Umständen zu einer guten Straße zu erweitern; das ganze vorige Jahr ging unter Verhandlungen und Einfällen Seitens der Afridi hin, bis endlich der Eigenwille der am Passe Wohnenden durch Uebernahme einer neuen Geldentschädigung gebrochen wurde. Da verweigern die entfernter sitzenden Afridi die Anerkennung des Uebereinkommens, und von Neuem zogen im März dieses Jahres indische Grenztruppen gegen sie. Waren die Truppen sonst mit Schüssen aus unvollkommenen Luntenflinten empfangen worden, so sahen sie jetzt ihre Gegner mit Enfield-Vorderladern bewaffnet, welche ihnen aus den von England an Afghanistan gelieferten Vorräthen durch Beraubung der die Gewehrkisten mit sich führenden Karawanen zugekommen sein sollen. Diese bessere Bewaffnung scheint die Afridi sehr zuversichtlich gemacht zu haben; sie verweigerten die Unterwerfung selbst dann, als die Engländer im April daran gingen, die Saaten zu zerstören, was ihnen einen heilsamen Schrecken einjagen sollte. Die Afridi scheinen sich wie mit Waffen so auch mit Lebensmitteln über Afghanistan zu versehen, und die schon im Februar von Grenzbeamten ausgesprochene Befürchtung: „Diesmal wird der ganze Stamm aufstehen, wenn einem von ihnen ein Haar gekrümmt wird," scheint sich zu bestätigen; noch immer stehen die englischen Truppen vor dem Passe Gewehr bei Fuß und hoffen die Gegner, die ihnen inzwischen manchen Mann weggeschossen, durch eine strenge Abschließung aus Noth zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Zu einiger staatlichen Ordnung scheinen es in den letzten Jahren die Mahsud-Waiziri, die Nachbaren der Afridi, gebracht zu haben. 1860 bis 1861 hatten sie den Engländern viel zu schaffen gemacht und waren selbst so weit gegangen, den Grenzort Tank, Hauptstadt eines kleinen indischen Fürstenthums, anzugreifen; sie beugten sich jedoch nach einer empfindlichen Niederlage und haben im Vorjahre Nachbarstämme gezwungen, sich ihnen unterzuordnen.

Die lang gestreckte Grenze von Sindh bis Kelat bewacht auf englischer Seite eine meist aus Belutschen bestehende Grenzmiliz; ein Theil dieser Miliz, die Sindh Horse, sind beritten und versehen gegen Sold sehr wirksam den Dienst, der sonst der Grenzpolizei übertragen ist. Es ist Sorge getragen, sie möglichst in der Nähe ihrer Dörfer zu stationiren.

Unter den Belutsch-Stämmen an der Grenze von Kelat haben die Bhugti und Marri die Führung übernommen. Die Bhugti bewohnen den im Ganzen unfruchtbaren Strich Landes dem englischen Districte Jacobabad gegenüber. Unmittelbare Nachbaren sind die Laxhari- und Gortochani-Abtheilungen; Hauptort ist Dera (Deyra) an der Nordgrenze Kelats. 1839 sahen sich die Engländer zum ersten Male genöthigt, sie wegen Raubeinfälle zu züchtigen; weniger günstig verlief der Feldzug von 1845, sie fanden eine Zufluchtsstätte bei ihren Nachbaren, den Khetrani, und die Engländer trafen nur leere Hütten an. 1847 wurden sie endlich überrascht, viele Bhugti wurden niedergemacht und ein Theil aus Furcht veranlaßt, auf englisches Gebiet überzusiedeln. Man wies ihnen Land bei Larkhand an; doch sagte ihnen die halb seßhafte Lebensweise noch wenig zu, so daß sie im nächsten Jahre wieder über die Grenze zogen, in ihre alte Lebensweise zurückfielen, schließlich aber doch einsahen, daß sie unter englischem Schutze sich auf die Dauer besser befinden würden und wieder um Aufnahme baten. Diese wurde gewährt und seither bildet dieser Stamm den Grundstock einer sehr brauchbaren Grenzmiliz. Ihre Angehörigen jenseits der Grenze werden durch Blockhäuser in Schach gehalten, die über die Grenze vorgeschoben sind und die Gefangennahme von Räubern sichern, die sich über die Grenze wagen. Sunri und Guranari haben darunter die stärksten Besatzungen. Oestlich der Bhugti bewohnen die Marri die gegen Ost abfallenden Bergabhänge bis zum Bolan-Passe hin; ihr Land ist im Ganzen fruchtbarer als jenes der Bhugti, insbesondere sind die Flußthäler der Nara, Lar und Lhari sehr ertragsfähig. Hauptort ist Kahun (nordwestlich von Dera), berühmt in der indischen Kriegsgeschichte durch die umsichtige Vertheidigung, durch welche es Hauptmann L. Brown im afghanischen Kriege fünf Monate lang gegen die mit starker Macht andrängenden Marri hielt. Die Marri sind weitaus die kriegerischsten unter allen ihren Nachbaren; den Bolan-Paß belagern sie beständig und aus den Abgaben oder Beraubungen von Karawanen erzielen sie große Einnahmen. 1845, während des Feldzuges gegen die Bhugti, suchten die Engländer ihr Bündniß; die Marri hielten aber nicht Freundschaft, sondern machten 1849 mit starker Macht einen Angriff auf Kasmor, eine kleine Grenzstadt östlich von Jakobabad; hier wurden sie aber mit so mörderischem Feuer empfangen, daß sie niemals wieder mit größerer Macht in Sindh einfielen, sondern nur in kleinen Trupps auf schnellen Pferden als Räuber auftraten. Sie erkennen mit den Bhugti, daß sie gegen England Verpflichtungen haben, denen sie sich auf die Dauer nicht entziehen könnten, wenn sie auch wollten; ihre Führer sind aber nicht im Stande, ihre unbändigen Angehörigen in Schranken zu halten, und fürchten mit Recht Verwickelungen von Aufreizungen des überlegenen Nachbaren. Ueberdies haben sie dem Khan zu Kelat den Vasalleneid geleistet und sind auch hierdurch der Gefahr aus-

gesetzt, von ruhiger Beschäftigung weg zum Heerbann gegen unbotmäßige Unterthanen des Khan aufgeboten zu werden.

Bis jetzt ist England gegen die Grenzler immer nur von Fall zu Fall vorgegangen. Anfangs genügten wenige hundert Mann; schon 1854 zählte aber jede Expedition an kampffähiger Mannschaft und Train durchschnittlich 1500 Mann, später nie mehr unter 2300 Mann; ja 1868 mußten sogar gegen die Swati am Ambela-Passe, nördlich von Peschawar, 10,000 Mann zusammengezogen werden. Die Verluste waren nicht unbedeutend; so wurden 1863 von 5630 Mann 847 verwundet oder blieben todt, darunter 15 Offiziere todt, 21 verwundet. Zur Deckung der Grenze stehen drei Zehntheile der ganzen englisch-indischen Armee an der Nordwestgrenze. Unmittelbar im Grenzbezirke stehen im Pandschab 19,225, in Sindh 5599 Mann; ihre Reserven finden diese Garnisonen in weiten Zwischenräumen: im Norden in Rawalpindi (4143 Mann), im Centrum in Haiderabad (1936) und im Süden in Karatschi am Meere (3297 Mann). Diese stattliche Armee hat allerdings erreicht (und zwar in den letzten Jahren meist ohne Abfeuerung eines Schusses nur durch Absperrung der Grenzler von der Grenze und durch Gefangensetzung aller dem Verbote zuwider Handelnden, bis jeweils Genugthuung für den einzelnen Frevel geleistet war), daß England seit Formirung der Grenzdistricte (1848) ernstliche Gefahren noch nicht zu bestehen hatte, und dies einer Bevölkerung gegenüber, in welcher sich jeder Mann vom Jünglingsalter an in den Waffen übt und als Berufssoldat betrachtet werden muß. Auch Afghanistan enthielt sich der früheren Bündnisse mit diesen Stämmen, um sie als Vortruppen gegen Indien zu gebrauchen. Dieser bewaffnete Friede kann aber nur als Uebergang zu dauernderen Zuständen betrachtet werden. Mit Vollendung der Eisenbahnen von Lahor, nördlich bis Peschawar, südlich bis Karatschi, ist eine Verminderung der Grenzbesatzungen, die Vereinigung von Sindh mit dem Pandschab und Ausscheidung der Grenzstriche als eigene Provinz in Regierungskreisen in Aussicht genommen. Besteht auch noch keine Neigung nach Grenzerweiterungen, so ist diese doch wohl unausbleiblich; jedenfalls gelangt England zu weiteren Verträgen mit den Stämmen, die sie der englischen Oberhoheit wirksamer unterordnen und ein an landschaftlichen Reizen reiches Gebirgsland dem Unternehmungsgeiste der anglo-indischen Bevölkerung erschließen.

Die Sklaverei und der Harem bei den Türken.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

II.

Seit der Zeit, daß die Ottomanen aufgehört haben, Streif- und Raubzüge bei ihren Nachbarn zu machen, ist der Sklavenhandel in Verfall gerathen, sie können nicht mehr ganze Massen von Menschen in die Sklaverei führen. Die einzigen Gegenden, die ihnen nach der Eroberungsperiode noch Sklaven lieferten, waren Georgien (Grusien), Kaukasus und Afrika; dieses letztere nur schwarze Sklaven.

Dank der Besitznahme Georgiens durch die Russen hat dieses aufgehört, Konstantinopel ein ferneres Contingent seiner Töchter und Weiber zu stellen. Nur aus einigen Theilen des Kaukasus und aus Afrika erhält es noch zuweilen Zufuhr. Bis zum Jahre 1864 füllte der Kaukasus noch die stets fühlbarer werdenden Lücken der türkischen Harems. Nachdem Rußland diesen ganz erobert, hat sich auch jene Quelle erschöpft. Die Bergvölker Kaukasiens, besonders die wilden Tscherkessen, ein echtes, unbändiges Räubervolk, hielten es für vortheilhafter, ihre Weiber und Mädchen in die türkischen Harems zu verkaufen, als ihr Land anzubauen, sich anderweitig ehrlich zu ernähren und mit einem kärglichern Gewinn sich zu begnügen. In Konstantinopel war man nun genöthigt, sich mit der Zufuhr von dort vorläufig zu begnügen, selbst wenn die Qualität geringer geworden war.

Die Gesetze des Propheten erlauben dem Muselmann nur, nichtmohamuedanische Sklaven zu halten, die er als Sieger im Kriege erbeutet hat. Die Tscherkessen aber sind bekanntlich gleichfalls Bekenner des Islam und ihr Land ist nie von den Türken erobert worden, folglich können sie auch weder als Sklaven gekauft noch verkauft werden.

Diese Frage, die selbst den Scheich-ül-Islam in Verlegenheit setzt, wird, wie die Moslim nöthigenfalls alles verdrehen, durch eine Ausrede umgangen. Sobald der Verkäufer ihnen nur sagt, die Waare sei ein Sklave, so ist ihnen das genug und sie kaufen sie, ohne weiter nach Herkunft und Glauben zu fragen. „Die Sünde falle auf das Haupt des Verkäufers!“ sagen sie tröstend. Eine Ausflucht, Loyola's und seiner Jünger würdig! Gleich diesem sagen auch die Türken: „Wir sind genöthigt, unsere Harems zu erhalten und darum sind auch alle Mittel, dies zu erreichen, gut.“

Auch die Kurden stellen Waare für die türkischen Harems. Um kurdische Sklaven zu erlangen, verfährt man in der Türkei nach dem dortigen Sprichwort: „Sag Schlechtes von dem Hunde und du darfst ihn aufknüpfen.“ Wenn man nämlich irgend einen unabhängigen kurdischen Stamm zu überfallen gedenkt, so brandmarkt man ihn zuvor als „Teufelsanhänger“ oder „Menschen ohne Glauben und Gesetz“. Nimmt man ihnen dann ihre Töchter oder Söhne, so schickt man sie sogleich weit aus dem Lande weg. Des berühmten Omer Pascha erste Gemahlin war solch eine Beute, die er auf seinem Feldzuge in Kurdistan mitgenommen hatte. Omer Pascha schenkte ihr die Freiheit, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte, die jetzt die Erbin seines unermeßlichen Vermögens geworden ist.

Auf diese Weise umgehen die Türken das Gesetz und führen ihren eigenen Propheten an. Ganz so verfahren sie auch gegen die Perser, die auch Mohammedaner, aber Sunniten sind und als Schismatiker angesehen werden. Wie viele gefangene Perser fand z. B. nicht der General Kauffmann in Chiwa, die er alle befreiete. Hinsichtlich der gefangenen Russen war dort eine Ausflucht der Art nicht nöthig: gegen den Giaur braucht der Muselmann keine Ausflucht oder List; deren Verfolgung gilt schon an und für sich als ein verdienstvolles Werk.

Bei der Unterwerfung des Kaukasus 1864 eilten 10,000 Tscherkessenfamilien und mehr zu ihren Brüdern und Glaubensgenossen, den Türken. Zu stolz und faul, um zu arbeiten und sich auf friedliche Weise ihren Unterhalt zu erwerben,

zogen sie es vor, sich den Türken in die Arme zu werfen. Die Russen waren froh, diese räuberischen Tagediebe los zu werden. Wie aber empfingen die Glaubensgenossen ihre hülfesuchenden Brüder? Gierige Sklavenhändler und Kaufleute erwarteten überall die halbnackten, mit Lumpen bedeckten, vor Kälte und Unwetter halb erfrorenen Weiber, die, Zugvögeln gleich, weither übers Meer gezogen kamen, um am rettenden Ufer vor Ermüdung hinzusinken, wie eine längst ersehnte willkommene Beute. Unter diesen Händlern befanden sich eine Menge heimlich von den ersten türkischen Magnaten abgesandte Agenten, die da hofften, jetzt nach längerer Zeit einmal wieder auf eine billige Weise die Harems derselben füllen zu können.

Die Ankömmlinge waren in einer verzweifelten Lage und man nutzte dieses aus; eine solche Gelegenheit mochte wohl so bald nicht wiederkommen. Unterdessen nahm die türkische Regierung, wie die officiellen Berichte wenigstens sagten, feierlichst die hungernden Glaubensgenossen unter ihren Schutz. So befriedigte denn die kaukasische Ueberschwemmung die glücklichen Haremsbesitzer wieder auf eine Reihe von Jahren und brachte neues frisches Blut ins Land, verjüngte die Generation *). Doch rechtfertigte sich die Erwartung nicht im erhofften Maße. Die Einwanderer wurden in verschiedene türkische Provinzen vertheilt und die Kaufleute traten mit ihnen zur Erlangung weiblicher Waare in die früheren commerciellen Verbindungen. Die Emigranten aber wollten jetzt, auf türkischem Boden und unter Glaubensgenossen, vielfach selbst ihre eigenen Sklaven halten und überließen sie nur ungern ihren Brüdern, den Türken.

Trotz der feierlichen Proteste der türkischen Behörden dagegen ist es doch eine Thatsache, daß die Sklaverei in den ihnen überlassenen Gebieten fortdauert; der Preis der Waare hat sich aber bedeutend erhöht. So erzählte man mir 1868 in Nikopolis an der Donau von einem alten Tschetschenzen, der seine Tochter, ein wunderreizendes Mädchen, bereits ein paar Mal nach Konstantinopel gebracht habe, sie dort zu verkaufen, aber einen so ungeheuern Preis verlange, daß er bisher noch keinen Käufer, wenngleich Liebhaber genug, für sie gefunden habe.

Da, wie oben gesagt, Sklavinnen, deren man sich nicht im Kriege bemächtigt hat, nach Mohammed's Gesetz als illegitim angesehen sind, so folgt daraus, daß auch ihre Kinder es eben so sein müssen. Den Kindern der Kebsweiber erkennt das mohammedanische Gesetz ebenfalls keine gesetzlichen Rechte zu.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß in den höchsten Classen in Konstantinopel, Kairo, Mekka und anderen Städten die Familienbande größtentheils auf diese Weise begründet sind, so wird man begreiflich finden, daß oft die höchsten Würdenträger und geachtetsten und reichsten Bürger in die größte Verlegenheit gerathen würden, wenn sie Rechenschaft über ihre Herkunft ablegen sollten; kaum die Hälfte derselben würden Documente aufweisen können, die ihre legitime Geburt kund thäten. Der Gebrauch oder, richtiger gesagt, die Nothwendigkeit hat den Mohammedaner dahingebracht, dieses Gesetz zu umgehen, und heut zu Tage fragt in der Türkei Niemand einen Andern nach seiner Herkunft; die Puristen unter den Türken allein seufzen und jammern über die Verderbniß der jetzigen Zeit.

Diejenigen Leser, welche etwa die Türken nach dem, was sie von ihnen gelesen haben, für ein religiöses, ja selbst fanatisches Volk zu halten geneigt sind, werden meine Worte vielleicht bezweifeln, wenn ich sie als in unsittlichen Zuständen lebend und verharrend schildere. Es ist aber leider nur zu wahr, daß unüberwindliche Schwierigkeiten und Verhältnisse ein ganzes Volk (wenigstens in den höheren Schichten) dahin gebracht haben, Gesetz und moralische Principien bei Seite zu werfen. Während einiger Jahrhunderte war das türkische Volk mehr als einmal genöthigt, das Gesetz für einen todten Buchstaben zu halten und mit seinen Traditionen zu brechen, und dies geschah jedesmal dann, wenn das Princip der Selbsterhaltung und die Staatsinteressen es zwangen, das Gesetz zu umgehen und zu entgegengesetzten Hülfsmitteln Zuflucht zu nehmen. Die Benutzung von Sklavinnen ist eines jener durch die Praxis geheiligten Mittel.

Der Harem, als der Grundpfeiler des muselmännischen Staates, kann nicht vernichtet werden, wenn nicht das ganze Gebäude zu Grunde gehen soll; so ist er denn auch unantastbar.

Der Koran schreibt die strenge Beobachtung des Setr-Awret vor, d. h. des Gesetzes, welches die Weiber nöthigt, ihr Gesicht mit Ausnahme der Augen zu verhüllen; es gestattet keine Ausnahme, weder für Reiche, noch für Arme. Jede Türkin, die für ehrbar gehalten zu werden wünscht, ist verpflichtet, ihr Gesicht zu verhüllen und am hellen Tage wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt einherzugehen.

Betrachten wir nun das praktische Resultat dieses Gesetzes, wie es im alltäglichen Umgange im Hause des Mohammedaners sich herausstellt. Nehmen wir z. B. an, daß ein solcher nicht im Stande ist, sich Sklavinnen zu halten, und sich eine freie türkische Magd sucht, die ihn gegen eine monatliche Vergütung bedient. Was ihm nun auch jene Magd reichen möge, immer wird er nur die verhüllte Gestalt um sich haben, von der er nur die Augen allein sieht und kennt; wie eine bewegliche Automatenfigur wird sie im Hause herumschreiten, die sich, sobald sie ihn nur kommen sieht, abwendet und ihm den Rücken zukehrt. Ein Haus, in dem nun gar ein halbes Dutzend solcher schamhafter Dienerinnen vorhanden ist, macht geradezu den Eindruck eines Irrenhauses. Ein Herr, der in seinen Harem geht, schreit so laut er kann: „Aufgepaßt!“ damit sich Alles rasch verstecken kann. Beobachtet er diese Vorsicht nicht und tritt ohne Umstände ein, so wird er bald keine einzige Dienerin finden, die bei ihm bleiben will.

Man sieht, wie unbequem eine solche Dienerschaft für die Herrschaft ist; dem weiblichen Dienerpersonal fällt diese ewige Maskerade aber noch unendlich schwerer. Man stelle sich nur eine solche Dienerin vor, die da ihre Herrin ankleiden, das Zimmer aufräumen, Geschirr waschen, den Hausstand besorgen und dabei beständig aufpassen soll, daß kein Unberufener ihr Gesicht sieht. Ist nicht ein solcher Zustand geradezu unerträglich?

Man nimmt vorzugsweise Sklavinnen aus fremden Ländern. Eine Christin kann aus verschiedenen Gründen, die mehr politischer Art sind, nicht als Dienerin in ein mohammedanisches Haus aufgenommen werden. Es würde dies gefährlich für die mohammedanischen Ansichten sein; europäische Zofen würden nach und nach den türkischen Damen ihre Sitten und Gebräuche mittheilen, Verbesserungen und Neuerungen einzuführen suchen, die den Besitzern der Harems vielleicht mehr als nur unbequem werden dürften. Fragen über die Emancipation der Frauen wären unvermeidlich durch die Vergleiche, welche die Damen über ihre Lage im Vergleich zu der ihrer Zofen anstellen würden, die Rechte der Gebieter könnten in Frage gestellt werden. Genug, eine Vermischung der christlichen Welt mit der mohammedanischen wäre jetzt noch ein reines Ding der Unmöglichkeit, wenngleich, früher oder später, diese durch die zunehmende Zahl der Christen im Lande einmal vor sich gehen wird.

Der Markt für den Sklavenhandel wurde vor etwa

*) S. A. Hilberg, Nach Eski-Djumaia. (Wien 1876.) S. 47 u. 49.

zwanzig Jahren aufgehoben; diese Maßregel sollte zur Vernichtung der Sklaverei dienen, statt dessen führte sie nur dahin, daß dieser Handel jetzt in verschiedenen Winkeln der Hauptstadt wie des Reichs fortgesetzt wird. Die vom Markt vertriebenen Händler hielten nun ihre Sklaven in ihren Häusern, von wo aus sie ihren Kunden alles lieferten, was sie nur wünschten. Da nun aber keine großen Geschäfte ohne einen Zusammenkunftsort, gewissermaßen eine Börse, zu machen waren, so fanden die Sklavenhändler es vortheilhaft, eine Menge Kaffeehäuser zu eröffnen, wohin ein Jeder zu diesem Zweck kommen konnte. Eine Menge solcher Kaffeehäuser sind der Suleimanije-Moschee gegenüber belegen, während die Häuser selbst, in denen sich die Sklaven befinden, in verschiedenen Quartieren der Hauptstadt zerstreut sind. Alle Häuser und Kaffeehäuser dieser Art werden zu bestimmten Stunden von Käufern und Verkäufern besucht, die dort die Waare betrachten und sich über den Preis zu einigen suchen. Im Kaffeehause fühlt sich Alles wie daheim — man trinkt seinen Kaffee, unterhält sich von den Geschäften, alles in größter Ruhe. Die armen Mädchen blicken dabei flehend und schelmisch lächelnd in die Augen der Besuchenden, als ob sie sagen wollten: „Um's Himmels willen, kauf mich!“ Hat man seine Waare gewählt, so zahlt man den Preis und betrachtet sie als sein ausschließliches Eigenthum, das ruhig dem neuen Besitzer in sein Haus folgt.

Neben dem öffentlichen Handel werden aber auch Privatgeschäfte betrieben, und zwar nicht von patentirten Verkäufern; vielmehr ist das ein Monopol der Weltdamen, die nicht selten den höchsten Ständen angehören. Sogar die Frauen von Ministern und Paschas befassen sich damit. Sie kaufen gewöhnlich auf Speculation zu einem geringen Preise irgend ein heranwachsendes Mädchen und verkaufen es später zu doppelten und dreifachen Preisen, sobald es ausgebildet ist. Der Vortheil, der oft so erlangt wird, ist bedeutend und leicht zu erwerben, weshalb auch die vornehme Welt sich gern damit abgiebt. Ein sieben- bis achtjähriges Mädchen mit hübschen, regelmäßigen Zügen und einer versprechenden Gestalt — und die Damen verstehen sich auf die Beurtheilung — kostet nicht mehr als 2000 Franken. Wenn sie herangewachsen ist, kann ein solches Mädchen der glücklichen Besitzerin oft 20,000 Franken einbringen. In Konstantinopel giebt es Frauen, die nicht allein hiervon gut leben, sondern sich auch große Capitalien damit erworben haben.

Das System, seine Waare an den Mann zu bringen, ist sehr einfach. Die Besitzerin schickt rechts und links Vermittlerinnen aus, die da Käufer aufsuchen und die Waare herausstreichen. Der Ort, an welchen diese Agentin sich gewöhnlich zuerst wendet, ist das Serail irgend eines reichen Türken. Ebenso gern wenden sie sich an die Emissäre des Vicekönigs, die für schöne Waare viel Geld zahlen. Oder man macht eine Spazierfahrt in der Equipage durch die Hauptstraßen Stambuls oder an öffentlichen Orten. Eine oder zwei hübsche Sklavinnen werden mitgenommen und die Liebhaber haben Gelegenheit genug, sie im Wagen zu bewundern und zu erfahren, wer und bei wem sie zu haben sind. Die höchste für eine solche Sklavin zu bezahlende Summe pflegt 25,000 Franken nicht zu überschreiten.

Die Frau des verstorbenen Großveziers Fuad-Pascha beschäftigte sich gleichfalls mit dem An- und Verkauf junger Sklavinnen und trieb die Sache in immer größerm Maße, bis sie endlich eine ganze Pension minderjähriger Sklavinnen bei sich hatte. Das Beispiel dieser Dame steht übrigens nicht vereinzelt da. Das System des Menschenschachers wird hier als ein vollkommen erlaubtes angesehen.

Im Allgemeinen ist, man muß es gestehen, das Loos der Sklavinnen durchaus kein bedauernswerthes. Diejenigen unter ihnen, welche sich durch irgend hervorragende Eigenschaften auszeichnen, werden Kebsweiber, dann Mütter ihrer Familie und freie Weiber. Es sind nicht wenige unter ihnen, die an vornehme Personen verheirathet werden, weil man bei den Türken lieber eine Sklavin als ein freies Weib ehelicht. Es erklärt sich dies leicht. Der despotische Charakter des Türken erlaubt in seinem Hause keine Beschränkung seiner Launen und seines Willens. Dort ist er allein Herr. In Allem controlirt er seine Frau und macht sie zum willenlosen Automaten. Jeder Türke ist zu Hause ein kleiner Sultan, dem blindlings Alles gehorcht; eigensinnig und finster, erträgt er weder Launen, noch Unzufriedenheit, am wenigsten aber Widerspruch. So muß er also ein Weib haben, das, wie das türkische Sprichwort sagt, „weder Mund noch Zunge hat.“

Die Töchter aus freien Familien besitzen nur selten alle diese Eigenschaften; abgesehen von der mangelhaften Erziehung, die sie meist zu Hause genossen haben, sind sie sich ihrer Herkunft als Freie bewußt und stolz darauf, fügen sich also nicht so leicht in den Willen ihres Mannes und Herrn, dem sie durch ihre Familien- und verwandtschaftlichen Beziehungen oft hinderlich sind, indem sie an diesen Stütze und Rückhalt gegen den Despotismus des Mannes finden. Infolge dessen haben die Türken einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihre Schwiegereltern, der oft in Haß und Verfolgung übergeht. Alle diese Nachtheile fallen bei der meist elternlosen Sklavin weg. Ist es dann solch einer Tscherkessin gelungen, einen gewissen moralischen Einfluß auf ihren Herrn auszuüben, so findet sich bald ein ganzer Schwarm barfüßiger Verwandten in spitzen Pelzmützen ein, die der Mann aus Liebe zu seiner schönen Sklavin mit offenen Armen empfängt, wenn sie sich ihm als Schwiegervater und Schwager vorstellen. Noch belohnt er den, der die Frau gestohlen und ihm auf dem Markt verkauft hat; ohne ihn hätte der Bei oder Pascha sie ja nie bekommen.

Freilich sind nicht alle Tscherkessinnen so glücklich, eine glänzende Carrière zu machen und dann für ihre Verwandten sorgen zu können. Diese weniger glücklichen bleiben eine Zeit lang Odalisken (gesetzmäßige Geliebte) und werden dann entweder verkauft, oder an irgend einen Günstling oder Diener verheirathet. So ist das Loos der Tscherkessinnen viel verlockender als das der Türkinnen. Zwischen ihnen besteht kaum eine Concurrenz; die ersteren machen stets die besten Partien. Den Harem des Sultans nicht ausgenommen, der ausschließlich aus Tscherkessinnen zusammengesetzt ist, waren die Frauen der meisten Paschas fast alle anfänglich Sklavinnen. So die Frauen von Reschid-Pascha, Rukdi-Pascha, Risa-Pascha, Mehemed-Pascha, des Polizeimeisters u. s. w.*)

Zur Sklavenrace zu gehören wird in der Türkei nicht als unehrlich oder erniedrigend angesehen. Es ist dies eine so alte eingewurzelte Einrichtung, daß deren Vorhandensein als ganz etwas Natürliches angesehen wird. Diejenigen aber, denen es nicht gelingt, Kebsweiber oder Ehefrauen zu werden, nehmen Kammermädchenstellen ein und vertheilen die häuslichen Arbeiten bei ihrem Herrn unter einander. Dafür kleidet und unterhält man sie.

So dient eine solche Sklavin gewöhnlich 6 bis 7 Jahre,

*) Ergötzlich zu lesen ist — so schreibt die „Allg. Ztg.“ unter dem 30. Juli 1876 — daß der Sultan von Zanzibar, der große Sklavenemancipator, auf dem Postdampfer unter britischer Flagge fünf schöne Circassierinnen für seinen Harem einführen wollte. Man denke sich seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm dies auf Grund seiner eigenen Proclamation verweigert wurde.

dann verheirathet man sie, ehe sie zu alt wird, mit irgend einem Hausdiener oder Handelsmann. Sobald man sie dann freiläßt, sorgt die Herrschaft für deren Aussteuer aufs Beste: die Eigenliebe läßt sie alles Mögliche anwenden, damit die Sklavin von derselben nur als von ihrer Wohlthäterin spricht.

Was die männlichen Sklaven betrifft, so ist deren Zahl so gering, daß es kaum lohnt, von denselben zu reden. Unter den Sklaven des jetzigen Sultans giebt es einige, die eine höhere Bildung genossen haben, wie z. B. Newrep-Pascha, Siner-Pascha und Andere. Der erstere verwaltete eine Zeit lang das Finanzministerium.

Aus allen Erdtheilen.

Bevölkerung Brasiliens.

Die Gesammtzahl der Bewohner des Kaiserreichs beträgt, so weit das Ergebniß der letzten Volkszählung vorliegt, 9,700,487. Dabei fehlen aber noch 58 Kirchspiele, deren Bevölkerungszahl noch nicht festgesetzt werden konnte. Von diesen 9,700,187 Individuen sind 8,223,620 Freie und 1,476,567 Sklaven. Von den Freien sind 7,902,659 Brasilianer und 320,961 Ausländer. Von den Sklaven sind 1,343,198 in Brasilien geboren, während 133,369 noch von Afrika eingeführt sind. Von dieser ganzen Bevölkerung kann nicht einmal der sechste Theil lesen und schreiben. Es können lesen und schreiben von den Freien 1,560,768, nicht lesen und schreiben können 6,662,852; von den Sklaven können lesen und zum Theil schreiben 1337, während 1,475,230 weder lesen noch schreiben können. Würde man von den lesen und schreiben könnenden Freien die Ausländer abziehen, die ja doch meistens alle mehr oder weniger Schulbildung mitbringen, so würde das Verhältniß ein noch weit mißlicheres sein. In ganz Brasilien giebt es 1,298,825 Häuser, von denen 1,262,868 bewohnt sind.

— Der für die diesjährige Jenissei-Expedition gemiethete Dampfer „Ymer", Capitän Ericson, sollte am 18. Juli den von Amerika zurückkehrenden Professor Nordenskjöld in Drontheim an Bord nehmen. Auf dem Schiffe befinden sich Docent Kjelman, welcher sich zu botanischen Untersuchungen nach dem nördlichsten Norwegen begiebt, und Docent Stuxberg, der die Reise nach dem Jenissei mitmacht. Der „Ymer" ist mit Proviant für ein Jahr versehen und führt einen Kohlenvorrath mit sich, der für einen Weg von wenigstens 5000 englischen Meilen ausreicht. Als Handelswaare sind an Bord: Salz, schwedisches Steingut, Glassachen, verarbeitetes schwedisches Eisen, gewebte Sachen, Reibhölzer, Papier u. a.

— Am 6. Juli ist Capitän Wiggins von Sunderland nach der Ob-Mündung in See gegangen, um die von den Herren Gardiner, Goring und Sibiriakoff ausgerüstete Expedition auszuführen. Die deutsche Expedition in Westsibirien (Dr. Finsch, Dr. Brehm und Graf Waldburg-Zeil) ist davon benachrichtigt worden, da beide Theile sich möglicherweise helfen und nützen können.

— Trotz aller Unterstützung Seitens der fremden Gesandtschaften und trotz seines kaiserlich türkischen Firmans, der ihm die Fortsetzung seiner Arbeiten gestattete, ist Dr. Schliemann durch die fortgesetzten Quälereien und Nergeleien Ibrahim Paschas, des Gouverneurs der Provinz „Inseln des Weißen Meeres", dahin gebracht worden, nach zweimonatlichem fruchtlosen Herumzanken die Ausgrabungen bei Hissarlyk einzustellen.

— Die Einwohner der Bermuda-Inseln bestehen nach der dort erscheinenden Royal Gazette aus folgenden Elementen: 1. Nachkommen der Engländer, die unter den Stuart's hier einwanderten; 2. Nachkommen der Negersklaven, deren Vorfahren meist von der Guineaküste stammen; 3. Nordamerikanische Indianern, die von Virginia herübergebracht wurden und als Mustefes in den alten Gesetzen erscheinen; 4. Indianern aus Mexico; 5. Portugiesen von den Azoren 1845 importirt; 6. 1873 eingewanderten Schweden. Franzosen, Deutsche, Italiener sind in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie nicht in Betracht kommen. Alle jene Racen beginnen sich zu vermischen und es läßt sich noch nicht absehen, was bei fortgesetzter Kreuzung daraus werden soll. Das amerikanische Indianerblut schlägt in manchen Familien noch kräftig durch. Was die Neger betrifft, so sagt unsere Quelle: „Es fällt jedem Besucher sofort auf, daß infolge von Zeit und Klima und Erziehung der ursprüngliche afrikanische Typus sich stark geändert hat; selbst da, wo die Farbe so schwarz wie immer geblieben ist, zeigen die Gesichtszüge eine Abänderung."

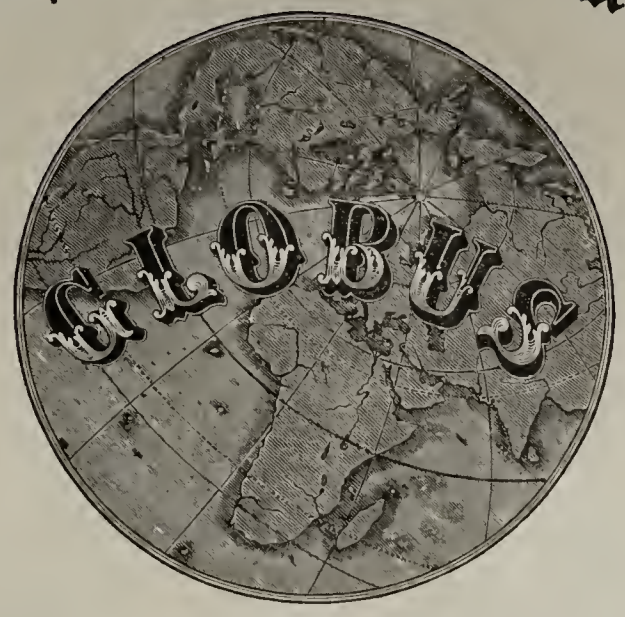
— Blonde oder rothhaarige Neger, Chinesen, Araber sind nicht so selten, wie man gewöhnlich annimmt. In einer der letzten Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft übergab Broca die blonde Haarlocke einer Mulattin von der Insel Martinique. Der Vater derselben ist ein Weißer, die Mutter eine sogenannte Capresse, also selbst schon ein Mischproduct, aber den Schwarzen näher als den Weißen stehend. Die Haare entsprechen der Nr. 22 der Broca'schen Scala, sind 50 Centimeter lang, schlicht, völlig europäisch in ihrem Ansehen, haben nichts mit Negerhaar gemein und contrastiren auffällig mit der dunklen Haut der Mulattin. Dieser Fall ist insofern von Interesse als hier eine Ausnahme von der Regel vorliegt, daß bei Mischlingen zwischen Negern und Weißen der Negercharakter sich am längsten in der Kräuselung und Farbe des Haares erhält. Man findet oft blendend weiße Individuen, mit vollständig mittelländischem Gesichtsschnitt, bei denen jedoch der schwarze, krollige Haarwuchs darauf hindeutet, daß Negerblut ihrem Stammbaume nicht fremd ist.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. I. Fernando Po. (Mit zwei Abbildungen.) — Willkomm's „Spanien und die Balearen". (Mit zwei Abbildungen.) — Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. I. (Mit einer Karte.) — Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan. Von Emil Schlagintweit. II. — Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. v. Lankenau. II. — Aus allen Erdtheilen: Bevölkerung Brasiliens. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 5. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Peking und Nordchina.

I.

In letzter Zeit haben die Beziehungen zwischen China und England fast ohne Unterbrechung einen gespannten, feindseligen Charakter gehabt, so daß sich die Blicke der Politiker immer wieder und wieder auf die große Ebene zwischen den mongolischen Bergen und dem Meerbusen von Tschili richten. Denn dort laufen die Fäden der Verwaltung von über 400 Millionen Menschen zusammen, von über ein Drittel mehr als die gesammte Bevölkerung Europas beträgt. Auf beiden Seiten kann man von einer Kriegspartei sprechen, wenn sie auch auf englischer Seite vielleicht nur in einer verschwindend geringen Anzahl von Kaufleuten besteht, die in einem Kriege ihr Heil erblicken. Diese haben ihre Gelder in den chinesischen Hafenplätzen in große Unternehmungen gesteckt, sehen sich aber jetzt allmälig durch die findigen Chinesen überholt und ausgestochen. Volksunruhen, womöglich ein Krieg, bei welchem ihre Habe von der wüthenden Menge vernichtet würde, gäbe ihnen Gelegenheit, bedeutende Entschädigungsansprüche geltend zu machen und sich ohne Verlust aus einem Handelsgebiete zurückzuziehen, wo ihnen das Verdienen von Tag zu Tag sauerer gemacht wird *). Auf der andern Seite ist auch der nichtswürdige Mord des trefflichen Margary noch immer ungerächt, und vielfach herrscht die Ansicht, daß die deswegen nach Yünnan entsendete englische Expedition unter Grosvenor so gut wie nichts durchgesetzt hat und daß die Chinesen es wiederum verstanden haben, der Sache die Spitze abzubrechen. Es ist bisher nicht Englands Politik gewesen, derartige Angriffe auf seine Bürger und namentlich seine Beamten ungestraft zu lassen — und es hat dies neuerlich in Abessinien und in Malakka, auf dem Congo und an der Guineaküste, bei den Nagas und Dusslas in Assam und bei den Grenzstämmen des Pendschab die Angreifer merkbar genug fühlen lassen. Es mag darum genug einsichtige Leute in England geben, welche dieses Axiom auch den Chinesen beibringen möchten, wie ja auch der Generalmajor Margary bis zu seinem Tode nicht müde wurde, Rache für seinen freventlich erschlagenen Sohn zu fordern.

Auf chinesischer Seite existirt eine den Engländern feindliche Kriegspartei in den höchsten Kreisen, und selbst die Kaiserin-Mutter soll zu derselben gehören. Daß das Erscheinen eines englischen Geschwaders in den nordchinesischen Gewässern ihre Stimmung nicht sonderlich gebessert hat, liegt auf der Hand; als ein Ausfluß dieses Uebelwollens erscheint es, daß die chinesische Regierung zögert, ihren dem englischen Gesandten gemachten Zugeständnissen in Betreff der Transitzölle u. s. w. nachzukommen. Daß diese Partei sehr wohl durch die Erfahrungen des Jahres 1860 gelernt hat, wohin die „rothhaarigen Barbaren" ihren Hauptstoß richten würden, beweist die Meldung der Pekinger Zeitung vom 24. März dieses Jahres, daß die „uneinnehmbaren" Befestigungen von Sin-scheng am Pei-ho (zwischen den Ta-ku-Forts und Tien-tsin) nach dreijähriger Arbeit voll-

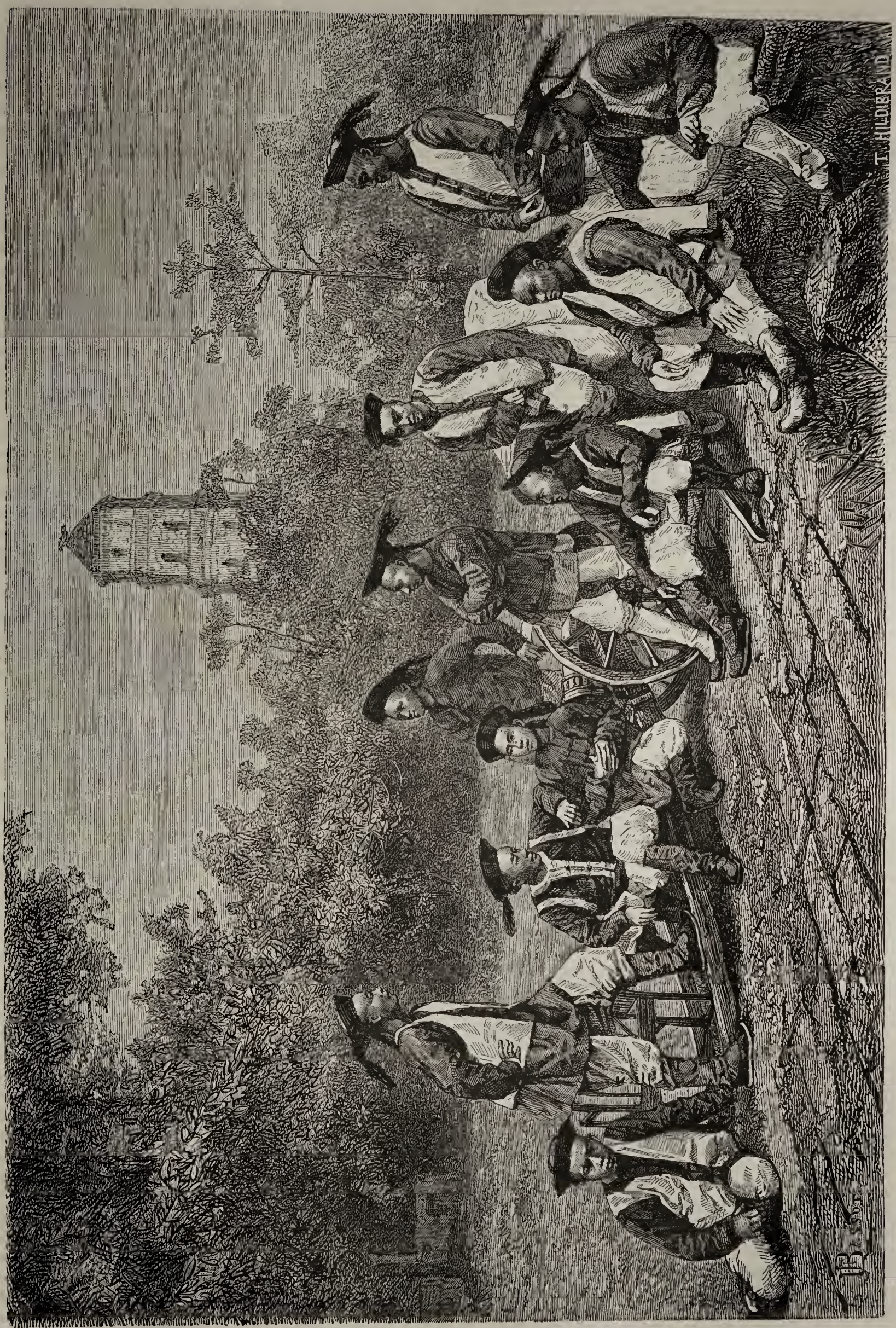
*) S. eine große Anzahl beweisender Thatsachen in dem interessanten Buche von F. Ratzel, „Die chinesische Auswanderung." (Breslau 1876.) S. 48 f.

endet wurden. Dahingestellt muß es freilich bleiben, ob es wahr ist, was der Mandarin Li-hung-tschang angiebt, daß die zu den Schanzarbeiten verwendeten 10,000 Soldaten sich Lohnabzüge zum Ankaufe von Baumaterialien haben gefallen lassen. Es widerspräche dies zu sehr dem Charakter des chinesischen Heeres, wie es uns kürzlich Prschewalski („Globus“ XXVIII, S. 314 ff.) geschildert hat, wenn sich auch die darin aussprechende und geflissentlich von oben herab genährte Erbitterung gegen die Fremden nicht hinwegleugnen läßt.

Eine eingehendere Schilderung des Landes zwischen Peking und dem Meere, speciell des Laufes des Pei-ho und Pekings selber mag darum gerade jetzt von Interesse erscheinen. Wir geben sie in den folgenden Blättern nach den Aufzeichnungen des Herrn T. Choutzé und machen zugleich unsere Leser auf das schlechthin beste und handlichste Werk, was bis jetzt über die Hauptstadt Chinas und seine Umgebung geschrieben worden ist, aufmerksam: „Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland. Von Dr. E. Bretschneider, Arzt der kais. russ. Gesandtschaft in Peking.“ (Mit einer Karte, 42 S. Ergänzungsheft Nr. 46 zu Petermann's Mittheilungen. Preis 2,20 Mark. Gotha 1876.)

Chinesische Bogenschützen. (Nach Photographien.)

Unter allen Flüssen, die in den Golf von Tschili münden, ist, abgesehen von dem Hwang-ho oder Gelben Strome, der aber jenem Meere nicht treu bleibt, sondern im Laufe der Geschichte schon mehrere Male seine Mündung verändert hat und bald nördlich, bald südlich der Halbinsel von Schantung seine vom Löß getrübten Fluthen in den Ocean wälzt, der wichtigste der Pei-ho oder der Weiße Fluß, weil er weit hinauf und den größten Theil des Jahres hindurch schiffbar ist. Er entspringt nordöstlich von Kalgan am Rande der mongolischen Hochebene an jener Stelle, wo die große chinesische Mauer am weitesten gegen Norden ausbiegt und das Thor Tu-schi-ku liegt. Im Gebirge hat er vorwiegend eine südliche und südöstliche Richtung; nachdem er dann nordöstlich von Peking in die Ebene getreten ist, fließt er bis Tung-tschan gerade südlich und dann, Peking westlich lassend, in vielfach gewundenem Laufe südöstlich bei Tien-tsin, wo er zwei große Nebenströme empfängt, und Ta-ku vorbei zum Meere. Wie sehr dieser Fluß für die Wohlfahrt der Provinz Tschili, deren Einwohnerzahl man auf nahe 37 Mill. Menschen schätzt, und besonders der Reichshauptstadt mit ihren 1 bis $1^1/_2$ Mill. Einwohnern von Wichtigkeit ist, werden wir später sehen.



Chinesische Kanoniere. (Nach einer Photographie.)

Am 3. Juli 1873 Abends ankerte der amerikanische Dampfer Si-nan-tsing etwa eine Seemeile vor der Barre und eine Stunde weit vor der Mündung des Pei-ho Angesichts der Insel Scha-lui-tien mit ihrem Leuchtthurme, der für jenen seichten und stündlich sich durch die sinkenden festen Stoffe des Hwang-ho-Wassers mehr und mehr verflachenden Golf so nöthig ist. Nur bei Hochwasser und bei Tage kann man die Barre überschreiten, und auch dann ist es immer noch trotz der ausgelegten Bojen ein schlimmes Stück Arbeit. So mußte denn der Dampfer, obwohl der Lootse schon an Bord war, noch bis zu Tagesanbruch warten. Im Jahre 1873 versuchte die chinesische Regierung mittelst in Frankreich angekaufter Baggermaschinen ein Fahrwasser herzustellen. Aber die Schöpfeimer waren viereckig anstatt cylindrisch, so daß sich der zähe Schlamm in den Ecken und Winkeln festsetzte und die Arbeit schließlich unmöglich machte. Heutigen Tages befindet sich infolge dessen die Barre in demselben, wenn nicht in schlechterm Zustande als zur Zeit der englisch-französischen Expedition, und nur Dampfer von 500 bis 600 Tonnen können sie passiren.

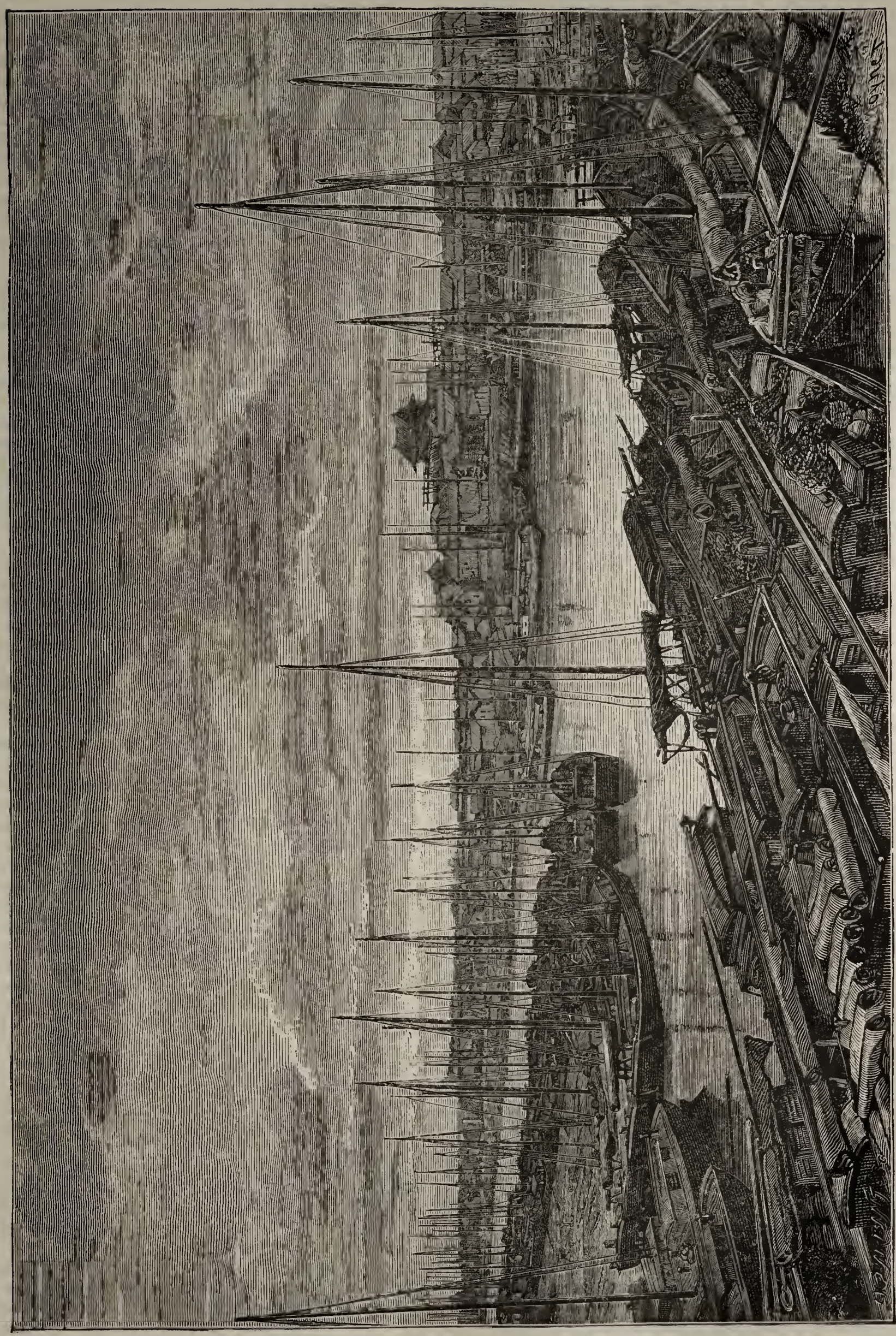
Allmälig taucht in der Ferne das flache, überschwemmte Land aus dem Morgennebel auf, und man unterscheidet die hohen Bastionen der Ta-ku-Forts zu beiden Seiten der Mündung und das Denkmal, welches den bei der Erstürmung der Forts 1860 gefallenen und während der fünfjährigen Occupation gestorbenen französischen Soldaten errichtet worden ist. Zuerst steuert das Schiff nördlich auf dieses Denkmal zu, später auf das Südfort und befindet sich dann alsbald im Flusse selbst, rechter und linker Hand Befestigungen. Eine starke Biegung des Flusses — und man sieht die Reste einer Befestigung, welche einst die Mündung beherrschte und am 24. August 1860 nach kurzer Beschießung von den Franzosen unter General Collineau erstürmt und später wegen seiner beherrschenden Lage in die Luft gesprengt wurde. Das entschied auch das Schicksal der beiden Ta-ku-Forts, welche sich ohne Zögern ergaben. Das Land auf dem linken Flußufer rings um die Trümmer jenes Forts heißt heute allgemein „die französische Concession von Ta-ku“. Es sind 25 bis 30 tief liegende, unbebaute Parcellen zu je 25 chinesischen Morgen, welche Franzosen für jährlich 25 mexicanische Dollars (120 Mark) auf immer pachten konnten und können, ein Recht, von welchem nur die Compagnie der französischen Messagerien für drei Parcellen Gebrauch macht, während alle anderen ihre Ansprüche aufgegeben haben, sehr mit Unrecht, wie Mr. Choutzé meint, da Ta-ku eines Tages doch noch einmal der Anfangspunkt einer Eisenbahn nach Tien-tsin und weiterhin werden könnte.

Bauer vom Ufer des Pei-ho. (Nach einer Photographie.)

Von 1860 bis 1865 hatten die Engländer das südliche Fort besetzt, ohne zu ahnen, daß dort vor der Uebergabe eine Menge Kanonenröhren in den Boden vergraben worden waren. Das Nordfort hatten französische Truppen inne, zuletzt unter Hauptmann Frève's Befehl, der seinen Leuten den langweiligen Aufenthalt durch kriegerische Uebungen und Theaterspielen angenehm machte und der sich dort eine kleine Truppe heranzog, mit welcher er 1866 in Korea kämpfte. Seit August 1865 weht dort wieder die dreieckige chinesische Flagge, der gelbe Drachen auf blauem Grunde, umgeben von einem ausgezackten orangefarbenen Rande. Damals salutirte die chinesische Artillerie die französische Flagge, die herabgelassen wurde, und eine Abtheilung kaiserlicher Soldaten präsentirte das Gewehr vor den abziehenden Franzosen. Als dann die chinesische Standarte gehißt wurde, warfen sich die Chinesen auf die Knie; ihre Generale und Oberoffiziere aber drehten sich nach Norden hin, nach der Richtung, wo ihr kaiserlicher Herr residirte, und verrichteten am Fuße der Flaggenstange die Ceremonie Kote-u: sie knieten dreimal nieder, warfen sich neunmal zu Boden und berührten neunmal mit der Stirn die Erde. Dann gab das französische Kanonenboot, welches die Garnison abholte, drei Salutschüsse ab (weiter geht auch die chinesische Höflichkeit in ihrer Sparsamkeit nicht) — und die fremde Invasion des Himmlischen Reiches hatte ihr Ende erreicht.

Jetzt sind jene Werke ausgebessert und trefflicher als früher armirt; an Stelle der im 18. Jahrhundert von den Jesuiten in Peking gegossenen Kanonen stehen heute Krupp'sche Geschütze auf den Wällen und neue Percussionsgewehre sind an Stelle der alten Luntenflinten getreten. Aber die Bogenschützen sind darum nicht seltener geworden in den Reihen der kaiserlichen Armee und der in ihr herrschende Geist um nichts besser.

Weiterhin passirt der Dampfer Si-ku mit der großen, dem Meergotte geweihten Pagode Haï-tscheng-miau, wo die einheimischen Schiffer Weihrauch und Papier verbrennen, Gelübde thun und ihre Weihgeschenke aufhängen. Mitunter befiehlt selbst der Kaiser, dem Haï-tscheng eine Art Dankgottesdienst zu halten, wenn die Getreidetransporte eine be-



Der Peih-o innerhalb Tien-tsin. (Nach einer Photographie.)

sonders glückliche Seereise gehabt haben. Dann wird ein hoher Würdenträger abgesendet, um im Tempel unter großen Feierlichkeiten eine Tafel von schwarzem Holze aufzuhängen, welche mit goldenen Buchstaben bedeckt ist und das kaiserliche Siegel trägt. Tausende von Dschunken ankern bei Si-ku; die von Fu-kiang erkennt man an ihrer eleganten, leichten Form, während nur die aus der Provinz Kwang-tung an Größe ihnen gleichkommen. Diese Schiffe halten mitunter 900 bis 1000 Tonnen; ohne Kiel und mit plattem Boden versehen, können sie die Barre leicht passiren, aber wenn sie den Pei-ho weiter als bis Si-ku hinaufgehen, so kann es leicht kommen, daß sie sitzen bleiben und Hochwasser abwarten müssen. In Si-ku residirt auch der englische Viceconsul von Ta-ku in dem Landhause eines reichen Bürgers von Tien-tsin. Der Dampfer hält dort eine kurze Zeit an, um Güter auszuschiffen, darunter auch sechs Mitrailleusen, welche aus dem kaiserlichen Arsenale von Schanghai kommen und die sie in Empfang nehmenden tatarischen Offiziere, große Kinder, höchlichst in Erstaunen setzen.

Um übrigens einer betrügerischen Ausschiffung zollpflichtiger Waaren unterwegs zwischen Si-ku und Tien-tsin vorzubeugen, wird der Schiffsraum amtlich versiegelt und es kommen ein englischer und zwei chinesische Zollbeamte an Bord, welche dort bis zu dem Bestimmungsorte bleiben.

Nur mit großer Mühe kann sich ein Dampfer durch die Menge riesiger Dschunken hindurchwinden, welche trotz aller Bemühungen der fremden Consuln in Tien-tsin und der Strompolizei überall da, wo der Wind zu wehen aufhört, ihre enormen Eisenanker fallen lassen. Nur langsam geht es vorwärts, stets im Fahrwasser eines Kahnes, dessen Bemannung ohne viel Federlesens die groben Ankertaue, die dem Dampfer im Wege sind, mit Beilschlägen kappt. Von den Dschunken ertönt natürlich eine Fluth von Schimpfwörtern, welche die Matrosen mit einem Hagel von Steinkohlen beantworten. Auch die Schiffspumpe wird für alle Fälle gefechtsbereit gemacht; denn nichts fürchten die „schwarzhaarigen Leute", wie sich die Chinesen selbst nennen, mehr als Nässe in den Haaren und zwar aus Furcht vor — Ungeziefer! Aber ihre Anwendung erwies sich als unnöthig, denn bald hatte der Si-nan-tsing die letzten dieser Fahrzeuge hinter sich, deren Schnäbel und Hintertheile mit phantastischen Ungeheuern verziert sind, und bald sah man nur noch ihre vielfarbigen Wimpel, die mit Anrufungen der Götter bedeckt sind oder mit einem einfachen Kreuze, wenn ihre Bemannung aus Christen besteht.

Bis nach Tien-tsin hinauf sieht man nichts weiter als das gelbe Wasser des Pei-ho und an den beiden Ufern Ziegelöfen und einige unbedeutende Dörfer auf unfruchtbarer (die Chinesen sagen „bartloser") Ebene, die nur hier und da von einigen Sorghum-, Mais- oder Hirsefeldern unterbrochen wird. Die circa 20 Dörfer zwischen Ta-ku und Tien-tsin sind alle aus einem gelblichen mit Stroh gemischten Lehm erbaut, dessen Farbe sich wenig von den Pei-ho-Fluthen unterscheidet. Im Winter hat auch das Land dasselbe verzweifelt eintönige Aussehen. Im Sommer sieht man wildwachsend nur eine Art niedrigen röthlichen Heidekrautes, das in kleinen Büscheln die weißen Salzausblühungen durchbricht. Am linken Ufer liegen die Dörfer Sin-ho, Nang-keu, Sin-ta-tua, Lang-tsin und Tsiang-tschwang-si; sie stehen nicht so nahe am Ufer wie die jenseitigen, deren Lehmwänden der Bugspriet des Dampfers oft bedenklich nahe kommt: sie wären wohl kaum im Stande, einem Anpralle Widerstand zu leisten. Auf dem rechten Flußufer liegen Hu-kia-keu, Ko-ku, Kang-kia-tschwang, Tsien-schwei-ku u. s. w. Ihre meist bis auf den Gürtel herab nackten Einwohner sitzen auf den Schwellen ihrer Häuser, rauchen in stoischer Ruhe aus kleinen Pfeifen tatarischen Taback und schauen den Dampfer an. Aber die Hunde bellen, die Kinder rufen ihm aus Leibeskräften Schimpfworte nach und die zerlumpten Bauern hindern sie keineswegs. Freilich im Jahre 1867, als hunderttausend Nien-sei-Rebellen die Umgegend von Tien-tsin heimsuchten, waren sie gegen die Besatzung des französischen Kanonenbootes, das zu ihrem Schutze den Pei-ho hinaufdampfte, bedeutend höflicher und gefügiger; aber jetzt rufen sie, von aller Furcht befreit, dem Fremden ihr „Jang-koneitse, Jang-koneitse!" (d. i. überseeischer Teufel) und schlimmere Sachen noch aus voller Lunge nach.

Weiterhin erreicht das Schiff die sogenannte „Doppelte Achte", scharfe Biegungen und Krümmungen des Flusses, der dort einen meilenweiten Lauf zurücklegt, ohne sich dabei merklich dem Meere zu nähern. Die Dampfer müssen, um diese Strecke zu überwinden, Pfähle in das Ufer schlagen und mittelst daran befestigter Taue wenden.

Endlich erscheinen in weiter Ferne zur Linken die Umrisse der fremden Niederlassung und die Umfassungsmauern von Tien-tsin, welche letztere der Mongolenprinz Seng-kolin-sin 1858 gegen die Europäer aufführen ließ. Aber niemals hat er genügend Soldaten gehabt, um sie und die Forts auf beiden Seiten einigermaßen zu besetzen; die Engländer nannten darum die Werke „Seng-kolin-sin's foly". Dann folgt am rechten Ufer ein elegantes chinesisches Gebäude mit einem bizarren Dache, Liang-kia-yün (Garten der Familie Liang) genannt, worin sich ein Seezollamt befindet. Oberhalb desselben liegen Felder und ein kleines Dorf, welches die amerikanische Niederlassung ausmacht; dahinter die englische mit europäischen Gebäuden. Linker Hand bedecken wahre Berge von Salzsäcken das Ufer, so weit man sehen kann. Endlich legt der Si-nan-tsing bei dem Quai der englischen Niederlassung an, nachdem er acht Stunden, eine verhältnißmäßig rasche Fahrt, für die Strecke von Ta-ku bis Tien-tsin gebraucht hatte.

Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die Glaubensboten machen großes Aufheben von ihrer segensreichen Thätigkeit bei den Wilden und Halbwilden und möchten gern die leichtgläubigen Europäer davon überzeugen, daß die christlichen Heilswahrheiten aus den Mongolen einen moralischen Volksstamm machen würden. Prschewalski beweist durch Thatsachen, wie wenig das Taufwasser den Mon-

golen verändert, und wie wenig verständlich für ihn die Grundsätze der ihm eingelernten Moral sind. Dem Reisenden wurde von den römisch-katholischen Missionären in Sijinse ein Individuum als Führer empfohlen, dem er monatlich fünf Lan Silber und freien Unterhalt geben sollte. Schon nach der ersten Tagereise entfloh der christliche Mongole unter Mitnahme eines Messers und eines Revolvers, welchen letztern Prschewalski einige Zeit darauf von den Missionären zurückerhielt. Selbst dieser getaufte Asiat hielt es nicht für Sünde, einen „überseeischen Teufel" (wie man in China und den ihm unterworfenen Gegenden jeden Europäer nennt) zu bestehlen.

Halbwegs zwischen Kalgan und Kuku-choto, von wo Ney Elias 1872 seine bekannte Reise durch die Mongolei antrat, beschloß Prschewalski, den von Huc und einigen späteren Forschern eingeschlagenen Weg zu verlassen und eine Richtung zu verfolgen, welche mehr Neues bot und ihn gleichzeitig den Beobachtungen der Chinesen entrückte, da die Nähe derselben für den Reisenden im höchsten Grade unangenehm ist. Prschewalski schlug die Richtung nach dem sich gerade vor ihm erhebenden Gebirgszuge Schara-chada, dem Gelben Gebirge, ein, welches seinen Namen von der Masse gelber Kalkfelsen erhalten hat, die gegen das Thal des Sees Kürü-nor abstürzen. Der Schara-chada erhebt sich zwar nur gegen 330 Meter über das genannte Thal, zeichnet sich aber dadurch aus, daß er in seiner ganzen Breite ein hügeliges Plateau bildet, auf dem sich ausgezeichnete, selbst von Dseren-Antilopen besuchte Hütungen finden. Der Westabhang des Schara-chada ist weniger steil und zerklüftet, obgleich steile Böschungen auch hier nicht gänzlich fehlen. Die Breite des Rückens, wo ihn Prschewalski überschritt, beträgt gegen 27 Werst.

Mit dem Schara-chada parallel zieht sich in einer Entfernung von nahezu 50 Werst ein zweiter Höhenzug, der Suma-chada, hin, welcher jedoch einen wildern Charakter zeigt. Beide Gebirgszüge sind wahrscheinlich Ausläufer des äußern mongolischen Höhenzuges, die sich jedoch nicht weit gegen Norden hinziehen. Zur Charakteristik des Suma-chada, dessen Sohle im Südosten sich in einer absoluten Höhe von 1530 Meter befindet, gehört, daß beinahe alle seine Felsen, die fast ausschließlich aus Granit bestehen, abgerundete Seiten und abgeriebene, glatte Oberflächen haben, was unzweifelhaft auf Gletscherwirkung hinweist. In diesem Gebirgszuge findet sich zuerst das Bergschaf, Argali (Ovis Argali), wieder, das sonst erst weit gegen Norden, in dem Wilujer, Wittimer und Aldaner Gebirgszuge, haust.

In der Nähe des Ostabhanges des Suma-chada-Gebirges beginnt der Aimak (Provinz) der Uroten, welche, trotzdem sie mit den Zacharen verwandt sind, sich dennoch bedeutend von ihnen unterscheiden, und mehr als diese den rein mongolischen Charakter an sich tragen. Doch sind auch sie moralisch von den Chinesen verdorben. Ebenso ist auch ein anderer Nachbarstamm der Uroten, die „Tumyten", welche in der Gegend von Kuku-choto (oder Kwei-hwa-tscheng, von Elias astronomisch bestimmt zu 40° 47′ 54″ nördl. Br. und 111° 47′ östl. L.) wohnen, stark chinesirt. Sie wohnen mit den Chinesen in Dörfern zusammen, und wenn auch die meisten noch in Jurten leben, so haben sich doch schon viele an das Leben in Fansen gewöhnt, ja einzelne haben sich sogar schon an die Landwirthschaft gemacht, betreiben sie aber mit einer wahrhaft mongolischen Sorglosigkeit.

Die allgemeine Eigenschaft sämmtlicher Mongolenstämme, welche sie übrigens mit allen asiatischen Nomadenstämmen gemein haben, ist ihre ungewöhnliche Geldgier, und in dieser Beziehung unterscheiden sie sich durchaus nicht von den Chinesen. Für ein Stückchen Silber ist der Nomade bereit Alles zu thun, und diese Käuflichkeit kann dem Reisenden, der über entsprechende Mittel verfügt, sehr nützlich werden. Aber man muß, um mit einem Mongolen irgend welche Geldgeschäfte zu machen, eine engelgleiche Geduld haben. Prschewalski erzählt z. B. Folgendes. „Angenommen man will einen Hammel kaufen; es ist ja dies eine scheinbar einfache Sache; thatsächlich ist es jedoch nicht so. Wenn man geradeswegs zum Mongolen käme und ihn fragen würde, ob er einen Hammel zu verkaufen habe, ihm auch gleich sein Gebot machen würde, so würde man unter zehn Mal nur ein Mal das gewünschte Thier kaufen. Wenn der Nomade auf einen Käufer trifft, der sich leicht einigt, so faßt er sogleich den Verdacht, daß derselbe ihn betrügen will, und entschließt sich am häufigsten, nicht zu verkaufen. Um das Geschäft nach allgemeinem Usus abzuschließen, muß man sich anfangs neben den Verkäufer setzen, Thee trinken und ihn fragen, ob sein Vieh gesund ist, und bei dieser Gelegenheit eine lange Erzählung mit anhören, wie das Vieh in diesem Jahre im Allgemeinen mager und wie besonders die Hammel theuer sind. Hierauf folgt das Beschauen, oder richtiger das Betasten des verkäuflichen Thieres, welches nach mongolischen Begriffen je fetter, desto schmackhafter ist. Natürlich ist es auch um so theurer. Der Käufer und Verkäufer kehren wieder in die Jurte zurück, trinken wiederum Thee und beginnen zu handeln. Bei dieser Gelegenheit wird immer bedeutend mehr gefordert, als das Thier werth ist und bedeutend weniger geboten, als man geben will. In den Zwischenpausen versichert man sich gegenseitig der unbegrenzten Freundschaft, und der Eigenthümer des Thieres erschöpft sich in Lobeserhebungen über dasselbe, während es der Käufer nicht genug zu tadeln weiß. Der Handel wird nicht mit Worten geschlossen, sondern durch vorher verabredetes Drücken der Finger. Zu diesem Behufe zieht eine der handelnden Personen die Hand in den Aermel, während die andere mit ihrer Hand in diesen hineinfährt, so daß also das ganze Geschäft im Geheimen abgemacht wird. Eine solche Procedur existirt auch in China und wird bei vielen Gelegenheiten angewendet. Endlich ist nach langen Complimenten der Hammel gekauft, und nun werden die Wagen besehen. Die Wage des Käufers wird gewöhnlich als zu leicht betrachtet, und der Verkäufer will, daß die seinige zum Wägen des Silbers genommen werde, welche gewiß nie fehlerfrei ist. Es entsteht hierüber ein Streit, der jedoch in irgend einer Weise beigelegt wird. Das Silber wird nun abgewogen. Doch auch dann ist das Geschäft nicht ganz abgeschlossen; der Verkäufer will noch irgend etwas erhalten, und wären es auch nur die Eingeweide. Erst wenn er entschieden mit allen nachträglichen Forderungen zurückgewiesen ist, ist das Geschäft beendet."

Ein solcher Handel dauert 2 bis 3 Stunden; man kann sich demnach einen Begriff von der unangenehmen Lage machen, in welcher sich der Europäer, der sich einem solchen Usus fügen muß, befindet.

Beim Kaufen von Milch ist noch eine ganz andere Schwierigkeit zu besiegen; sie wird nämlich gar nicht verkauft, wenn der Himmel bewölkt ist. Hin und wieder verstand es Prschewalski jedoch, die Mongolin zur Mißachtung dieser abergläubischen Sitte zu verleiten, indem er ihr einige Nadeln oder gar unechte Perlen zeigte. In diesem Falle bat sie, die Milch unter dem Rockschoße aus der Jurte tragen zu dürfen, damit der Himmel die begangene Sünde nicht sähe. Wie appetitlich aber überhaupt der Mongole mit der Milch umgeht, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß er sie in einem Geschirre herbeibringt, dessen Rand er mit Rindsexcrementen belegt, auf die er hernach den Deckel drückt. Hierdurch will er das Verspritzen der Flüssigkeit verhindern,

und er erreicht sein Ziel; wie der Käufer hiermit zufrieden ist, das kümmert ihn nicht viel. Daß die Mongolin der Kuh nimmer das Euter wäscht, darf wohl kaum erwähnt werden; sie wäscht sich ja selber nie!

Zur nähern Kenntniß der Bewohner der Wüste dürften noch folgende Bemerkungen Prschewalski's dienen.

Der Hauptgegenstand aller Mühen und Sorgen des Mongolen ist das Vieh, von dem seine Existenz, sein Wohlstand abhängig ist. Deshalb auch wird bei jeder Zusammenkunft erst nach der Gesundheit des Viehs und dann erst nach dem Befinden des Eigenthümers und seiner Familie gefragt. Den zweiten Hauptgegenstand jeder Unterredung bildet die Medicin und die Art und Weise ihrer Verwendung. Wenn der Nomade einen Europäer vor sich hat, in welchem er, wenn nicht einen Halbgott, so doch einen großen Zauberer sieht, so sucht er auch sogleich hieraus Nutzen zu ziehen und von ihm irgend ein Geheimmittel zu erfahren, um mit dessen Hülfe Viehkrankheiten zu heilen. Der Umstand, daß Prschewalski Pflanzen sammelte und trocknete, bestätigte nur noch mehr die Annahme der Mongolen, daß er unzweifelhaft seines Gewerbes ein Arzt sei, und er wurde am Kuku-nor wirklich zum großen Arzte promovirt, als es ihm geglückt war, mit Hülfe von Chinin einige Fieberkranke von ihrem Uebel zu befreien.

Endlich kommen noch religiöse Gegenstände aufs Tapet, denn der Glaube bildet die ganze innere Welt des Nomaden. Ueber ihn wird gesprochen und discutirt, wenn sich hierzu nur die geringste Gelegenheit bietet. Jedoch spricht man nicht etwa von Himmel und Hölle und von einem abstracten Gotte, sondern nur von den gebräuchlichen Ceremonien, von den vom Lama und von den Higenen verrichteten Wundern, an die der Zuhörer glauben muß, wenn er nicht den fanatischen Zorn des Mongolen heraufbeschwören will. Der geistig Unentwickelte liebt es in Asien wie in Europa, das Unverstandene und Unverständliche zum Gegenstande seiner Träume und seiner Gespräche zu machen. Einen Zweifel an die vom Mongolen erzählten Wundergeschichten merken zu lassen, hieße ihn tödtlich beleidigen.

Zu den Schwierigkeiten, mit welchen der Reisende in den hier besprochenen Gegenden zu kämpfen hat, gehört, wie schon oben angedeutet, das unendliche Mißtrauen der Bewohner, besonders aber der Chinesen, und der Mangel einer bestimmten geprägten Münzsorte. Als Prschewalski seine Richtung auf den Gelben Fluß zu nahm, hatte er keinen Führer; er mußte immer nach dem Weg fragen, was besonders in den von Chinesen bewohnten Gegenden große Schwierigkeiten hatte, da weder Prschewalski noch seine Begleiter der Sprache mächtig waren, und die Chinesen den Fremden gegenüber nicht eben zuvorkommend sind. Eine Folge hiervon war, daß die Reisenden häufig irre gingen, zehn und mehr Werst vergebens zurücklegen mußten und endlich doch wieder in das Dorf zurückkehrten, in welchem sie Tags zuvor von Jung und Alt, von Groß und Klein begafft worden waren. Wie gern man die Fremden sah, beweist der Umstand, daß man in einem chinesischen Dorfe einen Kettenhund losließ, um den Hund der Reisenden, ihren treuen „Faust", todt zu hetzen. Doch Prschewalski ergriff einen Revolver und erschoß das wüthende Thier. Diese Entschlossenheit schüchterte die Chinesen dermaßen ein, daß sie sich eiligst in ihre Fansen flüchteten. Hätte er ruhig zugesehen, daß man seinem Hunde Schaden zufügte, so wäre er selbst und seine Begleiter verloren gewesen, da die Chinesen seine Geduld als Schwäche und Feigheit gedeutet hätten.

In einem Städtchen, Zagan-tschulutai (die weißen Steine), welches Prschewalski passiren mußte, war er genöthigt, einige Lan Silber in Tschoch (Neusilberplatten, welche auf einen Riemen gereiht werden) umzuwechseln. Da der Reisende schon von früher her die unendlichen Schwierigkeiten kannte, welche mit einem solchen Geschäfte verknüpft sind, nahm er einen Mongolen als Zwischenhändler an. Nachdem die neugierige Menge die Fremden hinreichend begafft hatte, trat Prschewalski mit seinen Agenten in einen Laden, um sein Geschäft abzuschließen; doch er wurde hier mit dem Bemerken abgefertigt, daß es „Kalganer Silber" sei. In einem zweiten Laden wurde behauptet, daß im Innern der Silberbarre Gußeisen sich befinde, und in einem dritten wollte man überhaupt nichts von einem Wechseln hören. Erst im vierten Laden entschloß man sich, das Geschäft zu schließen. Die Silberstückchen wurden lange vom Kaufmanne betrachtet, er klopfte mit ihnen, beroch sie und bot endlich in der Form einer Anleihe 1400 Tschoch für ein Lan, während man in Peking 1800 Tschoch zahlte. Es entstand, wie gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten, ein heftiger Wortwechsel, der mongolische Agent Prschewalski's zeigte sich sehr eifrig, suchte den Kaufmann zu überzeugen, wies ihm, um seine Gier zu reizen, mit Zungenschnalzen das Silber, drückte die Finger im Aermel und schloß endlich das Geschäft mit 1500 Tschoch ab. Nun wurde in Zagantschulutai nicht nach dem „Mantschan", d. h. Eins für Eins und Hundert für Hundert, sondern nach dem „Dselen", d. h. 60 für Hundert gerechnet. Fast jede Stadt in China hat ihren eigenen Modus der Berechnung.

Das Erscheinen der Prschewalski'schen Expedition im Muni-ula-Gebirge (nördlich von dem großen nördlichen Bogen des Hwang-ho, etwa unter 40° 50' nördl. Br. und zwischen 109° und 110° östl. L. Gr.) setzte die chinesischen und mongolischen Bewohner in Erstaunen. Ohne Führer mußte Prschewalski allein den Weg zu diesem Höhenzuge suchen, was ihm nach dreitägiger Mühe gelang, indem er ein Flüßchen, den Ara-mürgün-gol, hinauf ging, dessen Quellen sich in der Nähe des Hauptrückens befinden. In einem Walde, in der Nähe einer kleinen Pfütze, schlug er sein Zelt auf. Die Lamas des nahen Klosters Gümpin, welche sich den Zweck der Reise der vier Europäer nicht erklären konnten, verboten den Bewohnern der Umgegend, denselben Nahrungsmittel zu verkaufen, um sie so zu zwingen, die Gegend so schnell wie möglich zu verlassen. Als jedoch Prschewalski einen Rehbock erlegt hatte, sahen die Mongolen, daß die Reisenden nicht vor Hunger sterben würden, und von nun an machten sie sich ihre Anwesenheit zu Nutze, um von ihnen für Milch und Butter Geld zu lösen.

Das organische Leben auf dem Muni-ula ist nicht reich; man findet dort nicht den dichten Blumenteppich, den weichen, glänzenden Rasen unserer Wiesen. Selbst während der schönsten Jahreszeit ist die Gegend traurig, einförmig und wie nach einem Modell geformt. Das Gras, welches büschelweise wächst, ist überall von der gleichen Höhe und besitzt nicht das saftige Grün unserer Gräser und die Blumen prangen nicht in glänzenden Farben. Nur in der Nähe der seltenen Quellen ändert sich der Charakter der Vegetation: die Pflanzen sind dort intensiver grün und hin und wieder zeugt ein blumenbesäetes Plätzchen von besseren Vegetationsbedingungen.

Im Muni-ula-Gebirge sollen viele Hirsche leben, doch gelang es Prschewalski nicht, während eines vierzehntägigen Aufenthaltes in demselben und trotzdem er der Jagd eifrig oblag, auch nur einen einzigen zu erlegen. Die Mongolen jagen die Hirsche in jenem Gebirge wegen ihres jungen Geweihs, welches in China theuer bezahlt wird. Als die besten betrachtet man die Hörner, welche drei Enden haben, und welche, trotz ihrer bedeutenden Größe, noch hinlänglich mit Blut gefüllt sind. Für solche Hörner werden 50 bis 70 Lan für das Stück gezahlt. Aeltere, also härtere, werden nicht mehr

gekauft. Wozu die Chinesen die Hörner gebrauchen, ist bis jetzt noch tiefes Geheimniß. Man sagt nur, daß sie in besonderer Weise zubereitet von den Söhnen des Himmlischen Reiches als starkes Reizmittel gebraucht werden. Jedenfalls scheinen die jungen Hirschhörner in der chinesischen Medicin eine sehr wichtige Rolle zu spielen, denn sonst würden nicht für sie so ungeheure Summen außer Landes gesendet werden.

Die Jagd in der Alpenregion des Muni-ula, das bis zu 7400 Fuß ansteigt, ist übrigens keine Kleinigkeit. Man muß, sagt Prschewalski, eine erprobte Gesundheit und große physische Kraft besitzen. Oft befindet man sich in der größten Gefahr, noch häufiger muß man Beschwerden ertragen, von denen der Bewohner der Ebene keinen Begriff hat. Das Geringste ist das Gehen über steile, fast überhängende Abhänge, das den Menschen dermaßen ermüdet, daß er oft, nachdem er zehn Schritte gegangen, ausruhen muß; die ungeheuren Felsen mit ihren schmalen, häufig ausgewitterten, hervorragenden Vorsprüngen, die tiefen, senkrechten Schluchten und das kleine Steingerölle, welches der Sibirier das „Teufelsgestein" nennt, bilden eine ganze Reihe gar nicht geringer Gefahren. Deshalb auch ist die Jagd in diesem Gebirge gar kein Vergnügen, besonders da sie oft fruchtlos ist, indem das geschossene Thier in einen Abgrund stürzt und an den Felsen zerschellt.

Das nächste Reiseziel Prschewalski's war der Hwang-ho. Um diesen zu erreichen, mußte er über den Muni-ula und weiter in die chinesische Stadt Bautu, oder eigentlich Si-Bautu, zum Unterschiede von dem nicht weit entfernt liegenden Städtchen „Ara-Bautu". Vom Gipfel des Muni-ula nach Bautu sind es zwei Tagereisen, die Tagereise zu ungefähr vierzig Werst gerechnet.

Kaum hatte Prschewalski und seine Reisegefährten das Stadtthor passirt, so wurde er von der Wache angehalten und aufgefordert, seinen Paß zu zeigen, worauf er in den Jamen (Rathhaus) geführt wurde. Daß die Ankunft der Fremden Hausen neugieriger Chinesen herbeilockte, versteht sich von selbst, denn jeder wollte die „überseeischen Teufel" sehen. Im Rathhause verblieben die Reisenden gegen zwanzig Minuten und von hier wurden sie zum Mandarin, der sie zu sehen wünschte, geführt. Vor dem Thore der Wohnung des chinesischen Generals wurden den Reisenden die Waffen abgenommen, und dann erst wurden sie vor ihn geführt. Er war ganz roth gekleidet und erwartete sie an der Thür seiner Fansa. Der Mongole, welcher Prschewalski von Muni-ula nach Bautu als Führer gedient hatte, warf sich beim Anblicke des rothen Mandarinen vor diesem nieder; Prschewalski selbst aber und sein Begleiter sowie auch der Kasak, welcher als Dolmetscher diente, begrüßten den Mandarinen nach europäischer Sitte. Dieser lud nun die Fremden in die Fansa, wo er die beiden Offiziere bat, sich zu setzen, während der Mongole und Kasak stehen blieben. Nachdem er seinen Gästen hatte Thee reichen lassen, fragte er sie, woher, weshalb sie nach Bautu gekommen, wohin sie wollten u. s. w. Als Prschewalski erklärte, daß er durch Bautu nach Ordos und Ala-schan wolle, entgegnete der Mandarin, daß die Reise dahin sehr gefährlich sei wegen der Menge von Räubern, welche sich überall auf der Heerstraße umhertrieben. Prschewalski wich weiteren Aufklärungen über sein Reiseziel aus und ließ dem Mandarin erklären, daß er ihm einen schönen russischen Gegenstand, eine Uhr, zu schenken wünsche. Dieses Anerbieten hatte den gewünschten Erfolg. Zwar nahm der Mandarin anfangs den Schein an, als ob er das Geschenk ablehne, doch dankte er später und versprach sein Visum nach Ordos zu ertheilen.

Trotz der Protection des Mandarinen wurde es den Fremden sehr schwer, in Bautu ein Quartier zu finden. Die Polizeidiener ließen sich förmlich von den Hausbesitzern dafür bezahlen, daß sie die Reisenden nicht bei ihnen einquartierten. Endlich wurden sie bei einem Kaufmanne untergebracht, bei dem auch chinesisches Militär im Quartier lag; eine schmutzige Fansa wurde ihnen angewiesen, in der sie von den neugierigen Chinesen vollständig belagert wurden. Erst als Prschewalski den Polizeibeamten eine Belohnung dafür versprach, wenn sie ihn vom Zudrange des Pöbels befreiten, wurde die Menge der Neugierigen etwas kleiner; wahrscheinlich ließen dann die Polizisten nur gegen Eintrittsgeld ihre Landsleute in den Hof der Fansa gelangen.

Das Gedränge der schaulustigen Menge wiederholte sich, als sich die Reisenden auf den Straßen zeigten, um Einkäufe zu machen. Die Kaufleute, in deren Läden Prschewalski zu diesem Behufe eintrat, baten ihn nur recht schleunig den Laden zu verlassen, denn sie waren erschrocken, als sie die Menge Volks sahen, die mit den Fremden in den Laden eindrang. Prschewalski beeilte sich auch Bautu so bald als möglich zu verlassen, und war zufrieden, als ihn der Mandarin am andern Tage gegen die Mittagsstunde zu sich laden ließ. Er empfing die Reisenden in derselben Fansa, wie das erste Mal, und fragte Prschewalski, wie weit es von Bautu bis zur Hauptstadt Rußlands sei, wie in seiner Heimath der Boden bearbeitet wird u. s. w. Gleichzeitig betrachtete er sehr genau die Paradeuniform, in welcher heute die Reisenden erschienen waren, ja er besah sogar ihre Hemden. Während des üblichen Theetrinkens wurden auch die (übrigens wenig werthvollen) Geschenke für die Reisenden gebracht, welche in kleinen seidenen Beutelchen bestanden, in denen die Mongolen ihre Tabacksdosen zu tragen pflegen. Der Mandarin erhielt hierfür die ihm versprochene Uhr. Da Prschewalski erklärt hatte, daß er noch an demselben Tage über den Gelben Fluß hinüber wolle, sendete ihm der Mandarin auch bald seinen chinesischen Paß und gleichzeitig mit diesem einen Erlaubnißschein zum Weiterreisen, der auch sogleich benutzt wurde. Noch an demselben Tage reiste Prschewalski mit seiner Karawane von Bautu ab und gelangte ans rechte Ufer des Gelben Flusses, in die Provinz Ordos, deren westliche, nördliche und östliche Grenze der Riesenstrom, der in der hier beschriebenen Gegend einen ungeheuren Bogen nach Norden macht, bildet. Die Südgrenze giebt die berühmte chinesische Mauer ab, welche jedoch in dieser Gegend eher einem halbverfallenen Lehmwalle, als einer Mauer gleicht. Wie bei Kalgan, so scheidet auch im Süden von Ordos die Mauer zwei Völker, die sich auf zwei verschiedenen Culturstufen befinden, das angesessene, Ackerbau treibende chinesische Volk und die nomadisirenden Mongolen.

Hier gerade kann man deutlich sehen, wie die Beschäftigung und die ganze Civilisation des Menschen von dem physischen Bau des Landes abhängig ist, das er bewohnt, das ihn erzeugt hat. Einerseits sehen wir die warme, fruchtbare, reich bewässerte und von Gebirgen durchschnittene chinesische Niederung, andererseits aber die hochbelegene, kalte und wüste Hochebene, deren Gestaltung das historische Geschick zweier Völker entschieden hat. Unähnlich nach Lebensweise und Charakter, müssen die Völker, welche so verschiedenartige Landstriche bewohnen, einander fremd und feindlich gegenüberstehen. Wie dem Chinesen ein ewig bewegliches, mit Entbehrungen verbundenes Nomadenleben unbegreiflich sein und ihn abschrecken muß, so muß wiederum der Nomade auf die mühevolle Arbeit des benachbarten Landbauers mit Verachtung blicken und seine wilde Freiheit höher als alle Erdengüter schätzen. Hier entsprang auch der Charakter beider Völker, der so voller Contraste ist; der arbeitsame Chinese, welcher in unvordenklichen Zeiten eine relativ hohe, wenn auch eigenartige Civilisation erreicht hat, hat sich immer vom

Kriege fern gehalten und betrachtete ihn als das größte Uebel, wogegen der leichtbewegliche, wilde und gegen physische Beschwerden abgehärtete Bewohner der kalten Wüsten der heutigen Mongolei immer zu Eroberungs- und Raubzügen bereit war. Beim Mißlingen verlor er wenig; im Falle des Gelingens aber gewann er Güter, welche die Arbeit vieler Generationen angehäuft hatte.

Dieses die Ursachen der beständigen Einfälle der Nomaden in China, wozu ihnen die äußere Region der Hochebene Gelegenheit gab. Hier konnten sich große Horden ansammeln und in einem Augenblicke in feindliches Gebiet eindringen. In historischen Zeiten haben die Mongolen und Mandschuren einige solche Anfälle ausgeführt; die große Mauer konnte die Fluth der Barbaren nicht aufhalten, welche wiederum ihrerseits keinen Staat, der die festen Bedingungen der innern Entwickelung in sich trägt, hervorzubringen vermochten. Nachdem sie eine gewisse Zeit geherrscht hatten, verloren die Barbaren in der Berührung mit der ihnen bisher fremden Civilisation das einzige Fundament ihrer Macht, den kriegerischen Geist, und wurden nicht nur auf ihre Hochebene zurückgetrieben, sondern sogar zeitweise von China unterjocht. Das letztere verstand es oft, nicht sowohl durch Gewalt, als vielmehr durch List, die ihm Seitens der Nomaden drohenden Gefahren von sich abzuwenden. So weit Prschewalski über den Einfluß, den der Boden und die von seiner physischen Gestaltung und Lage abhängigen klimatischen Verhältnisse auf den Bewohner üben.

Die Sklaverei und der Harem bei den Türken.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

III.

Auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft stehen dagegen die farbigen Sklavinnen. Sie können weder Frauen noch Geliebte werden, selbst nicht einmal Zofen, da der Anblick der dicken aufgeworfenen Lippen wie der schwarzen Hautfarbe auf die weiße Race einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. So werden sie meist nur als Köchinnen gebraucht.

Dieselben politischen und religiösen Ursachen, die in der Sklaverei weißer Menschen eine Nothwendigkeit erblicken lassen, herrschen auch bei den schwarzen vor. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß die letzteren nie zur Vermehrung der Bevölkerung des Landes beitragen. In dieser Hinsicht erscheint die Behandlung der Neger wahrhaft grausam, da Tausende und aber Tausende der aus Afrika während so vieler Jahrhunderte übergeführten Neger keine Nachkommenschaft hinterlassen haben.

Es ist wirklich eine merkwürdige Thatsache, daß alle frei gewordenen Neger, welche Weiber ihrer Race oder selbst Weiße heirathen, keine Kinder hinterlassen. Fälle von in dritter Generation geborenen Negern sind gänzlich unbekannt.

Wenn das Gegentheil der Fall wäre, so würde ein großer Theil der Bevölkerung von Konstantinopel, Smyrna, Saloniki u. s. w. jetzt aus Mulatten und Kreolen bestehen. In Arabien allein und in Aegypten ist dies der Fall; dort ist das Klima der Racenmischung günstiger. So kann man nur den Bemühungen der europäischen Mächte zur Aufhebung des Negerhandels und zur Verbesserung der Lage derselben Beifall zollen.

In Konstantinopel giebt es fast kein Haus, in dem sich nicht wenigstens eine oder mehrere Negerinnen befänden. Der Preis für eine solche variirt zwischen 250 und 1500 Franken. Diesen letztern Preis giebt man gern für eine tüchtige Köchin, welche die Delicatessen der türkischen Küche zu bereiten versteht.

Die Lage der Negersklavinnen ist eine sehr gedrückte, da auf ihnen die ganze Wirthschaft ruht; denn außer der Küche haben sie noch für die Wäsche, die Reinlichkeit des Hauses u. s. w. zu sorgen. Dafür erhalten sie nur etwa zwei Franken im Monat und einen alten Neger zum Mann, aber erst dann, wenn sie selbst alt geworden und zu Wenigem mehr tauglich sind. Diese Art Abschied ist noch das beste Loos, das ihrer harrt. Körperliche Züchtigung erhalten sie übrigens nur selten; der Türke sendet lieber eine ungehorsame, starrsinnige Sklavin fort, ehe er sich mit Schlägen befaßt; er liebt es nicht, aus seiner Ruhe gebracht zu werden.

Und doch halten wenig Neger und Negerinnen ein solches Leben lange aus. So sieht man denn auch in den Häusern verhältnißmäßig nur wenig alte Sklaven. Sie werden bald finster, niedergedrückt, starrköpfig und ungehorsam und verursachen dadurch die heftigsten Scenen. Besonders unterstützt werden sie darin durch die in Konstantinopel organisirte Negerpropaganda, eine Art Freimaurergesellschaft, die zum Zweck die gegenseitige Unterstützung hat. Da sie sich von allen Seiten unterdrückt und verfolgt sahen, so hat sich ein Verein unter ihnen gebildet, der vor Allem die Freigelassenen, die sich ohne Mittel befinden, zu unterstützen sucht. Dieser ursprüngliche Zweck hat jedoch bald eine wichtige Veränderung erfahren, indem der Verein alle zwischen Herren und Sklaven entstehenden Uneinigkeiten zu schlichten sich bemühte. Der Verein besteht aus einer bestimmten Anzahl Logen, deren jede von einem weiblichen Oberhaupt, „Kol-Baschi", verwaltet wird. Diese vereinigt in sich die geistliche und weltliche Macht: erstere gründet sich auf die mit Aberglauben überfüllte Religion der Neger. Ihre Gottheit Javrubé ist eine menschgewordene Prophetin, welche sich wieder durch Umwandlung zu einem männlichen Wesen verkörpert. Dieses Wunder wiederholt sich jedesmal, wenn die Kol-Baschi erklärt, sie fühle das Nahen der Gottheit. Sobald nun ihr Befehl, sich zu diesem Fest zu versammeln, erfolgt, kommen alle Negerinnen, die zu dieser Loge gehören, zusammen, werfen ihre Küchenarbeiten weg und überlassen es dem Hausherrn, für sich zu sorgen wie es geht. Nun putzen und kämmen sie sich, um Javrubé zu veranlassen, sie zur Gemahlin zu wählen. Bei dieser Gelegenheit schleppen sie auch allerlei Geschenke herbei, Lichtstümpfchen, Stückchen Zucker, Lappen u. s. w., die die Kol-Baschi für Javrubé in Empfang nimmt, aber natürlich für sich behält. Sollte eine Negerin ohne Geschenke kommen, so erhält sie sogleich einen Verweis; diese Spenden dienen theilweise zur Deckung der Ausgaben dieser Bacchanalien.

Am Tage der Ceremonie verwandelt sich das Haus der Prophetin in einen Ameisenhaufen, so wimmelt es in demselben von Negerinnen. Das Zimmer der Kol-Baschi, in welchem ein schönes Bett steht, verwandelt sich in ein Brautgemach. Diese legt sich nun mit geschmücktem Haupte und goldenen Ketten und Armbändern bedeckt in das Brautbett Javrubé's, während eine afrikanische Musik, aus Trommeln (Tef), einer Art Trompete (Darbaka) und Schellen bestehend, einen Höllenlärm macht.

Unterdessen geräth die Kol-Baschi in Ekstase; ein krampfhaftes Zucken bemächtigt sich ihrer, sie liegt wie im Fieberparoxysmus, während Schaum auf ihre Lippen tritt. Nun vollzieht sich das berühmte Menschwerden Javrubé's und der Name derjenigen, die diese Gottheit zur Bettgenossin gewählt hat, wird ausgerufen.

Darauf beginnt ein Lärmen und Toben unter den tollen Weibern, daß man glauben sollte, man sei unter Wahnsinnigen oder Trunkenen; alles tanzt, springt, jauchzt und schreit. Scherbet wird herumgereicht und ein afrikanisches, durch Gewürz aller Art scharf und prickelnd gemachtes Mahl beginnt.

Obgleich dieser barbarische Cultus unzweifelhaft von ihnen aus Afrika herübergebracht ist, so glauben die Negerinnen doch an eine Verbindung Javrubé's mit Mohammed, nennen sich gute Mohammedanerinnen und verkünden Allah und dessen Propheten. Die Macht der Kol-Baschi ist bedeutend; doch ist sie nur die Verwalterin der Gemeindemittel. So sind die Kostbarkeiten, mit denen sie sich schmückt, nicht ihr Eigenthum, sondern gehen nach ihrem Tode an ihre Nachfolgerin über. Das Vermögen der Gemeinde wird aus den Spenden derselben zusammengebracht und besteht in Mobilien und Immobilien. Oft wird durch die dritte Hand, nie direct, um die Sache billiger haben zu können, diese oder jene nothleidende oder hartbelastete Negerin von der Kol-Baschi freigekauft. Die dazu verwendete Summe hat jene wieder abzutragen, zu welchem Zweck die Vorsteherin ihr eine Stelle zu verschaffen sucht, die ihr dies ermöglicht. Ueberdies besitzt der Verein ein Haus für Kranke und Arme.

Obgleich die Neger nicht zu diesen Logen gehören, die nur für Weiber bestimmt sind, so werden sie doch nicht von jenen vergessen, sondern genießen mannigfache Unterstützungen. Die Lage der Neger ist nämlich noch viel trauriger als die der Weiber. Ein freier Neger hat nur einen geringen Kreis für seine Thätigkeit und ist fast immer arm. Er ist entweder Lastträger, Limonadeverkäufer, reisender Musikant oder dergleichen. Die Negermusikanten trifft man an Feiertagen auf öffentlichen Spaziergängen, wo sie eine mehr oder minder große Zahl Zuhörer, meist Negerinnen, um sich versammeln. Sie sehen gewöhnlich leidend und kränklich aus. Ein anderes Instrument als eine sehr primitive Guitarre haben sie nicht; dazu ihre eigene, meist heisere Stimme. Doch auch selbst damit locken sie durch ihre afrikanischen Motive ihre Landsmänninnen in großer Menge herbei. Eine solche Scene ist oft höchst rührend; man kann daraus ersehen, welch einen Einfluß die Erinnerung an Vaterland und Heimath auf die Seele selbst des rohen Naturmenschen ausübt. Eine Tonfigur aus dem Innern Afrikas elektrisirt ein trauriges Wesen, das man in seinem stumpfen Dahinbrüten für ein gefühlloses Thier zu halten geneigt ist. Die Armuth, in der die Neger leben, hat sogar die Regierung genöthigt, sie zu verschiedenen Arbeiten zu gebrauchen.

Was die Eunuchen betrifft, so bedienten sich ihrer schon in uralten Zeiten die asiatischen Völker als Hüter und Wächter; selbst das christliche Byzanz behielt diesen Gebrauch bei, und von ihm ist er zu den Türken übergegangen. Indeß lag die Einführung eines Instituts, wie das der Eunuchen, keineswegs in der Absicht des Propheten; nirgends erwähnt er ihrer. Sie sind als ein Fortschritt einer spätern Zeit zu betrachten, welche die Ehre des Mohammedaners gegen jede Versuchung schützen wollte. Die Sache war jedenfalls für die reichen mächtigen Paschas, die sich zahlreich besetzte Harems hielten, eine höchst bequeme Einrichtung, wenn sie auch gegen die Gesetze der Natur und gegen die Lehren ihres eigenen Propheten sündigten. Denn kein männliches Auge soll das Weib des Gläubigen sehen, und doch stellt man Eunuchen zu Wächtern bei den Harems an, die diese beständig unverschleiert sehen, als ob es ihre Schwestern oder Frauen wären!

In früheren Zeiten gab es im Palaste des Sultans und bei den hohen Würdenträgern zwei Arten von Eunuchen: weiße, sogenannte Ak-Allagiari, d. h. weiße Edelleute, und schwarze Eunuchen. Die ersteren waren weiße Sklaven (Tscherkessen oder Georgier). Jetzt giebt es dergleichen nicht mehr, zuweilen nur noch sieht man einzelne Veteranen in den Straßen von Konstantinopel, doch sterben sie allmälig aus. Die meisten genießen eine Pension vom Staate, einige bekleiden auch noch Beamtenstellen.

Noch heute giebt es eine ganz eigenthümliche Art weißer Edelleute bei Hofe. Es sind dies — die Zwerge. Es giebt deren augenblicklich noch vier oder fünf; kleine Mißgeburten, die man auch zu Eunuchen gemacht hat. Die Zwerge spielten gewissermaßen die Rolle von Hofnarren und hatten daher beständig freien Eintritt in den Harem.

Augenblicklich sind nur schwarze Eunuchen im Harem; die Zahl derselben mag an zweihundert betragen. Die Würdenträger halten deren gewöhnlich drei bis vier, die schon als Kinder nach Konstantinopel gebracht und dort zu Eunuchen gemacht werden; der Preis derselben ist alsdann wohl dreimal so hoch als der eines gewöhnlichen Negers.

Die materielle Existenz eines Eunuchen ist begreiflicherweise eine bedeutend bessere als die seiner Landsleute. Er ist überdies der Vertraute des Herrn und jeder ist zuvorkommend gegen ihn; so wird er oft im Hause Allen eine unentbehrliche Person. Die Palastrevolutionen sind nicht selten durch sie ins Werk gesetzt und durchgeführt worden. Sie begleiten ihre Gebieterinnen bei ihren Besuchen und auf den Straßen, und haben so große Aehnlichkeit mit den Livréedienern anderer Länder. Sie galopiren auf schönen Rossen neben den Equipagen der Damen her, in prächtige, reiche Livréen gekleidet. Unter den verabschiedeten pensionirten alten Eunuchen besitzen manche große Reichthümer, leben in großem Comfort, lassen sich nichts abgehen und wählen sich sogar zur Vervollständigung des Ganzen oft unter den Hofsklavinnen, ihren früheren Genossinnen, welche der Reichthum des Freiers anlockt, eine Frau, mit der sie natürlich eine rein platonische Ehe führen.

Wenn ich meine Beobachtungen zusammenstelle, so glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß sowohl in moralischer als auch in physischer Hinsicht die Eunuchen die goldene Mittelstraße nicht kennen: sie sind entweder sehr schlecht oder gut bis zur Schwachheit; entweder zarten, lammfrommen Gemüths oder böse wie ein eingefleischter Dämon; geizig wie Harpagon oder die personificirte Freigebigkeit. Sind sie hypochondrischer Natur, so sind sie auch gewöhnlich geldgierig und habsüchtig; sind sie heitern Gemüths, so verschwenden sie meist das Geld auf die leichtfertigste Art. Aber trotz der zur Schau getragenen Heiterkeit scheint über der Seele des Eunuchen doch stets eine Wolke des Kummers, ein gewisser unbeschreiblicher Schmerz zu schweben, der ihn nie wie die anderen Neger ausgelassen lustig werden läßt. Fergad-Aga, einer der Eunuchen des Sultans Abdul-Meschid, war solch ein Unglücklicher, der nie

aufhörte, sein trübes Loos in Liedern zu besingen. Er dichtete poesiereiche, wehmuthathmende Gesänge, die meine Mutter und ich nie satt werden konnten zu hören, wenn er sie mit seiner leicht verschleierten, sympathischen Stimme beim Klange der Cither uns vortrug. Später griff er zum Opium, um seinen fortwährenden Kummer zu ertödten. Seine Lieder sind in Konstantinopel sehr populär geworden. Er hatte ein treues Herz und starb in bitterer Armuth.

Der vollkommene Gegensatz zu Fergad war einer unserer eigenen Eunuchen, Siüriür-Aga. Er war der boshafteste, jähzornigste und hartherzigste Halunke, der mir je vorgekommen ist, ein zu allem Bösen fähiger Mensch, dem es wahre Freude zu machen schien, wenn er irgend ein Unheil angerichtet hatte. Seine Tücke, die sich bei jeder Gelegenheit zeigte, zwang auch meine Mutter, ihn zu verschenken, um ihn nur aus dem Hause zu entfernen.

Merkwürdig ist noch die Eifersucht der Eunuchen; es ist, als ob sie ein Weib zu hüten hätten, das ihnen selbst angehöre. Sie sind im Stande, sich auf jede männliche Person zu stürzen und solche ohne Weiteres zu erdolchen, die es wagen sollte, eine ihnen anvertraute Sklavin zu beleidigen, ja selbst nur liebäugelnd zu betrachten. Während der Regierung Abdul-Meschid's haben diese wilden Neger mehr als eine Person umgebracht, die mit der bedeutend emancipirten Sultanin Seriüspas-Kadin auf vertraulichem Fuße stand.

Die gutmüthigen Eunuchen werden dagegen nicht selten durch Geschenke verleitet, Liebesbriefe oder dergleichen zu befördern, und hat man sie einmal für sich gewonnen, so thun sie als ob sie nichts bemerkten. Die Männer, die da glauben, sich auf Absperrung ihrer Weiber und auf ihre Eunuchen verlassen zu können, täuschen sich daher oft gewaltig!

S. M'Farlane's neueste Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876.

I.*)

Der Missionär S. M'Farlane (in Somerset unweit Cape York) ist unserm Leserkreise auch als geographischer Forscher eine bekannte Persönlichkeit (s. Bd. XXIX, S. 240 und 278). Wir haben heute wieder über eine äußerst wichtige und nicht minder interessante Entdeckungsreise desselben Mittheilung zu machen, welche er im März und April dieses Jahres an der Küste der südöstlichen Halbinsel von Neuguinea auf seinem Missionsdampfer Ellengowan unternahm. Er berichtete darüber an seinen Freund den Reverend J. P. Sunderland in Sydney in einem ausführlichen Schreiben, welchem wir folgende Einzelheiten entnehmen.

Wir verließen, beginnt M'Farlane, am 21. März Somerset. Wir hatten auch den kürzlich aus England eingetroffenen Missionsarzt Dr. Turner und dessen Frau an Bord, sowie die Frauen der in Yule Island stationirten Lehrer, welche aus Gesundheitsrücksichten nach Somerset gekommen waren und sich dort so weit erholt hatten, daß sie nunmehr zu ihren Gatten und ihrem Werke zurückkehren konnten. Ohne besondere Schwierigkeit und ohne Ereignisse von Bedeutung erreichten wir über Darnley Island den Port Moresby (an der Südküste von Neuguinea, $9^1/_2{}^0$ südl. B., $147^0\,10'$ östl. L. v. Gr.), von wo wir am 3. April wieder aufbrachen und unsern Weg durch die Basilisk Passage (so heißt die Port Moresby gegenüber liegende Oeffnung im Riff) wählten. Wir richteten unsern Lauf südöstlich auf Hood Bay ($10^0\,5'$ südl. Br., $147^0\,50'$ östl. L. v. Gr., in gerader Entfernung circa 60 englische Meilen von Port Moresby). Das Riff scheint an Fischen außerordentlich reich zu sein; denn wir trafen gegen hundert Eingeborene an, welche mit dem Fange derselben beschäftigt waren. Gegen Abend, als wir am obern Ende der Bay vor Anker gehen wollten, entdeckten wir zu unserer großen Freude eine Wasserstraße, welche durch die Riffe in eine Lagune führte und selbst für Schiffe von tausend Tonnen weit und groß genug war. Wir dampften also durch dieselbe zur Lagune hin und ankerten am Eingange, dicht bei einem Dorfe der Eingeborenen. Hier fanden wir einen zu allen Jahreszeiten stillen und sichern Ankerplatz.

Es stellte sich bald heraus, daß wir in eine sehr dicht bevölkerte Gegend gerathen waren. Zahlreiche Canoes eilten bald herbei; aber wir brauchten nicht weiter besorgt zu sein, da sie mit den Bewohnern von Port Moresby auf freundschaftlichem Fuße standen und auch einige ihrer Häuptlinge mit dem dortigen Missionär, Mr. Lawes, wohlbekannt waren. Das Deck unsers Dampfers füllte sich sehr rasch mit Männern, Weibern und Kindern und alle schwatzten so laut und geschwind wie sie nur konnten. Es sind schöne, kräftige, gesund aussehende, thätige Menschen, und es schien ihnen Alles, was sie an Bord sahen, außerordentlich zu gefallen. Nachdem sie uns inständigst gebeten, am nächsten Morgen ans Land zu kommen und sie in ihren Dörfern zu besuchen, kehrten sie heim, um noch einen lustigen Tanz zu veranstalten und von Perlen und Bandeisen zu träumen, den für sie so werthvollen Geschenken unsererseits. Wir konnten fast die ganze Nacht hindurch das Trommeln und Singen hören.

Schon am frühen Morgen des nächsten Tages besuchten uns neun Häuptlinge, begleitet von einer großen Volksmenge. Wir unterhielten uns mit ihnen, da sie zum Theil die Sprache von Port Moresby verstanden, machten einem jeden ein Geschenk und begaben uns dann mit ihnen ans Land. Es war für uns sehr erfreulich, überall Zeichen der Intelligenz, des Fleißes und der Reinlichkeit anzutreffen. Die Häuptlinge führten uns durch ihre Stadt, welche den Namen Kerepunu führt und deren Bewohner sich auf 2000 belaufen mögen. Die Stadt besteht eigentlich aus neun Dörfern, die durch Straßen und Gärten, in niedlicher Weise eingehegt, verbunden sind. Die ersteren sind hübsch rein gehalten und die letzteren von Unkraut sorgsam gejätet. Papageien und Cacadus, welche in und auf den Veranden vieler Häuser zu sehen waren, schienen ihre Lieblinge zu sein. Ein Theil des Volkes betreibt Fischerei, ein anderer besorgt das Pflanzen, und wenngleich sie zusammen wohnen, so greift doch niemals einer in des andern Geschäft über. Abends kehren sie von der Arbeit zurück und tauschen ihre Vorräthe um. Ein Stück Land ist sehr bald und man möchte sagen in systematischer Weise bearbeitet. Eine Anzahl Männer stellt sich in einer langen Reihe, mit einem zugespitzten Stocke in der Hand, auf, welchen sie erheben und dann gleichzeitig in die Erde stechen. Die Stöcke werden so zu Hebeln und werfen den Boden um. Es ist erstaunlich, wie

*) S. die zugehörige Karte in der nächsten Nummer.

schnell sie in dieser Weise mit einem Acre Land fertig werden. Sie besitzen eine große Menge Canoes und gewöhnlich sind zwei, achtzehn Zoll von einander, zusammengebunden. Wir sahen sie bei dem Bau von Canoes beschäftigt und mußten uns über die Brauchbarkeit und Härte ihrer Beile aus Stein sowie über ihre Geschicklichkeit im Gebrauche derselben wundern. Sie schneiden viel besser als viele der gewöhnlichen Beile, welche von Europäern an Eingeborene verkauft werden. Die Häuser dieser Kerepunuiten sind gut und zweckmäßig gebaut, ihre Canoes hübsch angefertigt, ihre Gärten mit Sorgfalt gepflegt, ihre Straßen rein gekehrt, kurz Alles erschien uns ordentlich und anständig. Sie verstehen sich vortrefflich auf den Handel und man muß sie geradezu ein Handelsvolk, wenigstens in viel höherm Sinne des Wortes als ihre Nachbarn, nennen. Die Häuptlinge fanden viel Vergnügen daran, mit uns Arm in Arm durch die Stadt zu wandeln, wobei sie unsere Sonnenschirme trugen.

Wir erfuhren von den Eingeborenen, daß ein Fluß, welcher hinter den Astrolabe-Bergen (3824 Fuß hoch, an der Küste zwischen Port Moresby und Hood Bay gelegen) entspringe, in die Lagune einmündete, und wir fuhren daher in unserm kleinen Boote quer über letztere, um denselben aufzusuchen. Die Lagune hat einen Umfang von 15 Miles und besitzt am Eingange und auf mehr als die Hälfte ihrer Querlänge eine Tiefe von 5 bis 9 Faden. Bisher hatte man immer geglaubt, daß keine mit einem Schiffe passirbare Oeffnung in den Riffen in dieselbe führe, wir aber haben jetzt einen ausgezeichneten Ankerplatz entdeckt, groß genug, um eine ganze Flotte zu beherbergen.

Wir fanden dann den Fluß bald auf und ruderten ihn $1^1/_2$ Miles hinauf. An seiner Mündung, von wo aus er eine nordnordöstliche Richtung zeigte, war er seicht und zeigte bei Ebbe, wenigstens auf dem Wege, welchen wir einschlugen, nicht mehr als 2 Fuß Tiefe, bald aber vertiefte er sich auf 8 Fuß bei einer Breite von 80 Yards. Zunächst lief er nun östlich, bog dann ziemlich scharf um eine Hügelkette herum und nahm eine nordwestliche Richtung an, und zwar, wie die Eingeborenen uns mittheilten, zwischen den Macgillivray- und Astrolabe-Bergen entlang. Wir benannten unsere Entdeckung den Dundee, zu Ehren der Stadt gleichen Namens in Schottland, wo eine um die Mission in der Südsee durch ihre reichen Gaben hochverdiente Dame wohnt. Kurz vor seiner Mündung in die Lagune breitet er sich zu einem großen Becken im Umfange einer Mile aus.

Wir verließen Kerepunu am Morgen des 6. April und besuchten zunächst die Küste des Festlandes, welches Coutance Island gegenüber liegt (circa 25 englische Meilen östlich von Hood Bay), um in eine, wie es uns vorkam, Bay oder Bucht, vielleicht auch Fluß, einzulaufen. Aber wir fanden bei der Annäherung seichtes Wasser und gingen daher, ungefähr $1^1/_2$ Mile vor der Einfahrt, in 9 Fuß Wasser vor Anker, obgleich dort immerhin ein tiefer Canal sein mag. Verschiedene Canoes kamen unbewaffnet auf uns zu, um Tauschhandel zu treiben. Diese Eingeborenen erwiesen sich nicht als eine so feine Race wie die Bewohner von Kerepunu. Eigenthümlich war ihr Zierrath an den Ohren. Anstatt letztere zu durchbohren, hatten sie ein Bund Perlen an beiden Enden eines Fadens befestigt, welcher um den Kopf herumlief, so daß die Perlen dann vor dem Ohr herabhingen. An Schmucksachen besaßen sie sonst wenig und schienen überhaupt ein armes Volk zu sein. Wir brachten den Dampfer in tieferes Wasser, um dort für die Nacht zu ankern, und am nächsten Morgen fuhren wir von da aus im kleinen Boote mit drei Eingeborenen nach der Küste zu, um die Gegend näher kennen zu lernen. Indem wir uns an der östlichen Seite des Eingangs hielten, befanden wir uns in einem Fahrwasser von 3 bis 5 Faden. Es lagert nämlich im Eingange querüber eine Barre, welche nur nach Osten zu, in der Nähe des Bluff, d. i. des hohen, steilen Ufers, eine schmale Einfahrt übrig läßt. Der Bluff ist über hundert Fuß hoch und bewaldet, während ihm gegenüber niedriges Land und sandiger Strand auftritt. Als wir etwa eine halbe Mile vom Bluff entfernt waren, kamen wir in eine Lagune von 5 Miles im Umfange, wo das Dorf Aloma liegt mit fünf Häusern, welche auf Pfählen über dem Wasser ruhten. Die Lagune ist in der Mitte seicht, an den Seiten jedoch ziemlich 3 Faden tief. Wir passirten dieselbe in nordöstlicher Richtung und fanden dann eine Wasserstraße von der Weite einer halben Mile. Als wir diese eine Mile lang verfolgt hatten, führte sie uns in eine 4 Miles lange und 2 Miles breite herrliche Lagune. Auf einer Sandbank, ungefähr eine Mile nach Osten zu, lag ein dreißig Häuser zählendes Dorf. Zu beiden Seiten vor uns erblickten wir Berge, aber die Ufer der Lagune traten nicht bestimmt hervor und die Bäume standen eine Strecke weit ins Wasser hinein. Nachdem wir nun auch diese Lagune, deren Wasser nicht halb so salzig war wie Seewasser, passirt hatten, entdeckten wir einen Fluß mit östlichem Laufe, 20 Yards breit und 3 Faden tief. Derselbe theilte sich $1^1/_2$ Miles hinauf nach zwei verschiedenen Richtungen, d. h. nach Südost und nach Nordwest, und wir wählten den südöstlichen Arm, welchen wir noch eine Mile hinauffuhren, um dann umzukehren. Der entfernteste Punkt, den wir erreichten, lag 9 Miles vom vorerwähnten Bluff entfernt, und hier zeigte der Fluß noch eine Tiefe von 3 Faden und eine Breite von 20 Yards. Für die Erforschung solcher Flüsse bedarf es eines kleinen Dampfers, denn es ist in einem Klima, wie es hier herrscht, immer eine gefährliche und beschwerliche Arbeit, auf weite Entfernungen ein Boot hinaufzurudern. Auf unserer Rückkehr legten wir bei dem Dorfe an der großen Lagune an, dessen Bewohner aber in große Angst geriethen; auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfes bemerkten wir sogar Canoes, deren Mannschaft sich zum Kampfe vorbereitete. In der Nähe der Häuser liefen kläglich aussehende Schweine umher, denen nicht minder bange zu sein schien. Erst nach einigem Parlamentiren gelang es, etliche Boote mit Vegetabilien heranzulocken, um sie ihnen gegen Perlen abzukaufen, und wir trennten uns dann aufs Freundschaftlichste. Wir haben dieser malerisch gelegenen Lagune den Namen „Marshall Lagoon" beigelegt, und den Fluß, welcher eine neue Straße abgiebt, um ins Gebirge zu gelangen, haben wir den „Deritt River" benannt. Um die Bay, welche noch nicht auf den Karten eingetragen ist, nicht namenlos zu lassen, haben wir sie „Shallow Bay" getauft. Sie liegt ziemlich nördlich von Coutance Island.

Von Shallow Bay aus setzten wir unsere Reise an der innern Seite des die Küste begleitenden Riffs ostwärts nach Cloudy Bay ($10^0\,10'$ südl. Br., $148^0\,40'$ östl. L. v. Gr.) fort, wo wir zwischen einem langen Riff und Eugenie Islet Anker warfen. Diese kleine Insel liegt nicht, wie wir vermutheten, in der Mitte der Bay, sondern mehr nach Westen zu. Ihren Namen verdient diese Bay mit vollem Rechte, denn sie hat ein sehr düsteres Aussehen. Die Wolken scheinen niemals die Berge dieser Gegend, welche dicht bewaldet sind, zu verlassen. Nach dem wenigen Rauche, welchen wir bemerkten, zu urtheilen, müssen hier nicht viel Eingeborene leben. Drei Miles nordöstlich von Eugenie Islet befindet sich eine kleine Insel, ungefähr 100 Fuß hoch und 2 Miles im Umfange, an deren östlicher Seite — und vielleicht auch an der westlichen — ein guter, tiefer Canal in die innere Bay führt. Auch östlich von Eugenie

Islet liegt eine $2^1/_2$ Miles lange und gut beholzte kleine Insel, welche aber niedrig ist und durch eine 150 Yards breite Straße, welche dem Anscheine nach tief sein muß, von der andern getrennt wird. Zwischen diesen beiden Inseln und dem Festlande, eine Entfernung von 3 Miles, breitet sich eine schöne Bay mit 3 Faden Tiefe, wo immer wir sondirten, aus, an deren Spitze wir einen Fluß zu bemerken meinten; aber wir überzeugten uns nicht weiter davon.

Wir ruderten nun weiter nach Osten zu und landeten an einem Punkte, welcher, der Oeffnung an der Ostseite der niedrigen Insel gegenüber, 100 Yards vom gegenüberliegenden Lande entfernt sein mag, und fanden hier etliche Kokosnußbäume und Austern. Es dauerte nun nicht lange, so liefen wir in einen herrlichen Hafen ein, $^3/_4$ Miles breit, 5 bis 6 Miles lang und 3 Faden tief, und von dicht bewaldeten Bergen umgeben, welche sich bis an den Rand des Wassers allmälig abböschen. Wir fanden am Ufer zwar Landungsstellen und Spuren von Eingeborenen, aber keine Dörfer vor. Wir benannten diesen Hafen, welchem wir in nicht zu ferner Zeit geschäftiges europäisches Leben prophezeien, den „Robertson Harbour“, und von den beiden vorerwähnten Inseln die hochgelegene „Sewell“ und die niedrige „Percy Island“. Wir kehrten durch die Straße östlich von Percy Island, 3 bis 5 Faden tief, zurück. Als bester Eingang sowohl zum Hafen als zur Bay hinter den beiden Inseln empfiehlt sich diese Straße, während auf der Westseite der Insel, wo wir einfuhren, zahlreiche gefährliche Riffe vorkommen. Bei unserer Rückkehr nach dem Dampfer bemerkten wir dicht dabei ein großes Canoe, welches mit eingeborenen Frauen ohne irgend eine männliche Begleitung angefüllt war. Wir vermutheten uns in der Nähe des vielbesprochenen Haine Anua (Frauenland) zu befinden, und die beiden raratonganischen Lehrer an Bord, welche zu jenen gefahren waren, hatten dies denn auch in der That von ihnen erfahren. Unser Schiffskoch hatte für uns, die wir mit gutem Appetit heimkehrten, ein vortreffliches Mahl bereitet und wir suchten daher durch Winken u. s. w. die schönen Segler zu veranlassen, unsere Gäste zu sein; allein sie verschmähten unsern Liebesdienst und fuhren mit vollen Segeln davon.

Wir dampften jetzt nach einem Dorfe an der östlichen Spitze von Cloudy Bay, der Karte nach Colombier Point, aber in der That zwischen den beiden Stellen gelegen, die auf der Karte als Colombier Point und Table Point notirt sind. Wir hatten gehofft, in diesem Dorfe das „Frauenland“ anzutreffen; aber noch ehe wir Anker warfen, schwammen schon Männer mit Tauschgegenständen auf uns zu. Hier waren noch nie zuvor Weiße gewesen. Während die Matrosen am nächsten Tage mit Holzhauen für unsern Dampfer beschäftigt waren, besuchten wir das Dorf, was man uns nur nach längerm Zögern und unter Anzeichen von Furcht gestattete. Die Männer faßten uns bei der Hand, um uns zur Umkehr zu bewegen, indem sie zu verstehen gaben, daß sich die Frauen und Kinder ängstigten, obgleich sie selbst es nicht weniger thaten. Wir gaben ihnen unsere friedfertigen Absichten kund und schritten auf das Dorf zu, welches wir erst nach vieler Verzögerung und Verhandlungen mit den Männern erreichten. Es mochte 15 bis 20 Häuser umfassen und war mit einem starken, 14 Fuß hohen Pfahlwerke umgeben, dessen Eingang, jedenfalls unseretwegen, verbarricadirt war. Aus dieser Quasi-Festung lugten die Frauen heraus, während die Männer außerhalb Wache hielten, die aber bei der Trennung sich von unserer Freundschaft so weit überzeugt hatten, daß sie uns einluden, wiederzukommen. Ueber unsere weiße Hautfarbe konnten sie nicht genug staunen und nicht weniger bewunderten sie unsere Regenschirme; was sie von uns verlangten, war wieder Bandeisen. Dies Dorf führt den Namen Dedele.

Wir begaben uns nun, um Holz zu hauen, nach Grange Island, einer kleinen Insel am Barrier Reef, der Küste gegenüber, welche mit Coutance Island große Aehnlichkeit hat, nur daß der Ankergrund lange nicht so gut ist. Einige der Eingeborenen gingen des Abends ans Land und kehrten mit 53 Tauben und etlichen fliegenden Füchsen zurück. Wir blieben hier einen ganzen Tag, mit Holzhauen beschäftigt.

Aus allen Erdtheilen.

Der Wasserfall Guayra im Paraná.

Am 4. December des letztverflossenen Jahres verließ der Capitän Nestor Borba Coritiba (im Osten der brasilianischen Provinz Paraná). Am 17. desselben Monats traf er in der Militärstation Jatahy ein, woselbst die Expedition organisirt wurde. Im Ganzen wuchs sie auf zwölf Theilnehmer an, unter denen auch der Bruder des genannten Capitäns, Telemacho Borba, sich befand. Am Neujahrstage 1876 ging es weiter, zunächst auf den beiden Nebenflüssen des Paraná, Tybagy und Paranapanama, welch letzterer einen Theil der Grenze der brasilianischen Provinz Paraná bildet. Ohne besondere Ereignisse war man in den Paraná selbst gelangt, dessen Fischreichthum von den Reisenden ebenso fleißig ausgebeutet wurde, wie der herrliche Wildstand, der sich in überreicher Fülle an den Ufern des Stromes darbot. Von Nahrungssorgen wurden daher die Expeditionsmitglieder nicht gerade heimgesucht. Fortwährend war man in freundschaftlicher Verbindung mit den anwohnenden Indianerstämmen, den sogenannten „Indios Coroados“. Anfänglich waren diese über den Anblick weißer Menschen aufs Höchste überrascht: offenbar war ihnen vordem nie ein solcher zu Gesicht gekommen. Die seit Anfang der Expedition derselben beigegebenen halbcivilisirten Indianer gaben vortreffliche Dolmetscher mit jenen Stämmen ab, so daß durch diese das von Anfang an begonnene freundschaftliche Verhältniß aufs Beste gepflegt und gemehrt werden konnte. Einen Fehler hatten die guten Wilden freilich, eine übermäßige Neugier: Alles was die Weißen besaßen, wollten sie sehen und prüfen, wenn möglich auch besitzen. Um sie einigermaßen zu befriedigen, verehrte man ihnen zum Andenken die herrlichsten Dinge, wie Hüte, Westen, Beinkleider u. s. w., was Alles mit größtem Danke angenommen wurde.

Genau einen Monat nach dem Abgange von Jatahy, am 17. Januar, befand man sich in der Nähe der Mündung des Piquiry und verspürte sehr bald die durch die heftigere Strömung merkbare Nähe des Wasserfalles Guayra, der auch Sete Quedas, d. i. die sieben Fälle, heißt. Die Geschwindigkeit des Wassers nahm bald derartig zu, daß es gerathen erschien ans Land zu steigen und dort die Reise fortzusetzen. Meilenweit schon vernahmen die Reisenden den tosenden Donner, welchen die in die Tiefe stürzenden unge-

heuren Wassermassen erzeugen. Auf bebendem Erdboden, dem Zittern vulcanischer Erscheinungen nicht unähnlich, näherten sie sich der furchtbar großartigen Naturerscheinung. Dort, wo der mächtige Strom in die Tiefe jagt, mißt er die ungeheure Breite von 4470 Yards (2100 Toisen). Bald indessen verengt er sich gegen früher zu verhältnißmäßig winziger Breite, da zwei sich nahe gegenüberliegende Felsenberge den Wassern hemmend in den Weg treten. Kaum 65 Yards, gegen vorher ein reines Nichts, mißt nun die Breite des Bettes und zwischen den Bergen hindurch rasen donnernd und brausend die fürchterlichen Wassermassen. Sie stürzen nicht senkrecht in die Tiefe, sondern etwa unter einem Winkel von 50° zum Horizont geneigt aus einer Höhe von 60 Fuß. Der Gischt und der Sprühregen, welchen der Anprall der Wasser an die Felsen und Felsstücke erzeugt, bietet einen erhabenen Anblick dar, einen Anblick, so mächtig und so großartig, wie er kaum zum zweiten Male auf der Erde, die Fälle des Niagara und des Sambesi kaum ausgeschlossen, gefunden werden dürfte. Aufs Höchste aber steigert sich die Herrlichkeit des Anblicks, wenn jene schäumenden sprühenden Wassermassen im Sonnenschein erglänzen, zahllose Farbenbilder erscheinen und unendlich viele Regenbogen darin schillern.

Ein Hauptzweck der Expedition kam nunmehr, nach Vermessung der bereits angegebenen Dimensionen des Wasserfalles, zum Schluß: nämlich die endgültige Feststellung, daß es möglich ist, den Riesenkatarakt an seiner engsten Stelle unter eine Brücke zu zwängen und zwar, um die Provinzen Paraná und Matto Grosso durch einen Schienenstrang zu verbinden und so auch hier dem Handel jener reichen und noch unerschlossenen Länder neue Verkehrsadern zu schaffen.

* * *

— Weil der seit kurzer Zeit ganz bedeutend gesteigerte Karawanenverkehr zwischen Krasnowodsk und Chiwa durch vereinzelte Angriffe der Türkmenen zu leiden hatte, hat die russische Regierung halbwegs zwischen beiden Orten am Usboi, dem trockenen Oxuslaufe, ein befestigtes Lager zu errichten befohlen, wohin sechs Compagnien Infanterie, eine Sotnie Kosacken und einige leichte Geschütze gelegt worden sind.

— Im russischen Reichsrathe ist noch vor dem Beginne der Sommerferien der Beschluß gefaßt worden, das Land der innern (auch nach ihrem letzten unabhängigen Sultan Bukejew'sche genannten) Kirgisenhorde, welche bisher noch zu russisch-asiatischem Besitze gerechnet wurde und unter Militärverwaltung stand, mit dem Gouvernement Astrachan, d. h. mit Europäisch-Rußland, zu vereinigen und unter Civilverwaltung zu stellen. (Strelbitzki giebt dieser Orda ein Gebiet von 66,633 Quadratwerst = 75,830 Quadratkilometer). Diese Bukejew'sche Horde, welche bisher noch einen Schein von Selbständigkeit bewahrt hatte, ist der letzte Ueberrest jener großen Mongolenherrschaft des Tschingis-Chan und Batu-Chan, welche einst halb Asien und Europa, auch Rußland selbst, unterworfen hatte. (A. Z.)

— Um einen Beitrag zur Förderung und Verbreitung geographisch-botanischer Kenntnisse zu liefern und um einen Versuch zu machen, Humboldt's unsterbliches Werk „Ideen über Physiognomie der Gewächse" praktisch darzustellen, hat Prof. Göppert in Breslau in einer „Denkschrift" den Plan eines daselbst anzulegenden Parkes niedergelegt, der bei geringen Kosten dazu dienen soll, Vegetationsbilder der gesammten gemäßigten und Polarzone zu liefern, ohne daß er dadurch seinen Charakter als Erholungsort einbüßt. Wir entnehmen dem interessanten, an den Breslauer Magistrat gerichteten Schriftstücke Folgendes:

„Zunächst bitte ich, mich in die etwa zwischen dem 42. bis 53. Grad nördlicher Breite gelegenen Wälder der Vereinigten Staaten zu begleiten, die in ihrer Zusammensetzung ganz auffallend von den unserigen abweichen.

Wir beginnen mit den Laubhölzern: die uns schon bekannten weißen, rothen Akazien, Platanen, Ontario- und Balsampappeln, die eigentlichen Riesen der dortigen Wälder, echte und falsche Kastanien, Gleditschia, Ambrabäume bilden das Massiv, es schließen sich an die von den unserigen sehr verschiedenen Ahornarten, Eichen an 24 Arten, während Deutschland nur 4 zählt, die Tulpenbäume, die schwarzen grauen, weißen oder Hikorynußbäume, welche sich alle durch ihre herrliche rothgelbe Färbung des Laubes beim Ausschlagen im Frühling und beim Laubfall im Herbst auszeichnen und den Wäldern einen unvergleichlichen Schmuck verleihen.

An diese höchst ausgezeichnete Baumflora schließt sich nun die nicht minder interessante Unterwaldvegetation: kirschgroße Moosbeeren, eßbare Frucht tragende Heidelbeersträucher von 8 bis 10 Fuß Höhe, wahre Bäume, die uns bekannten Azaleen, Rhododendren, Crataegus, Rosen, Himbeeren, Spiraeen 2c., welche, in Gruppen vertheilt, den zwischen den Waldpartien gelegenen Rasenplätzen zu nicht geringer Zierde gereichen werden. Auch krautartige ausdauernde Gewächse, Astern, Sonnenrosen, sollen uns Anschauung von der Vegetation der Nordamerika so eigenthümlichen Prärien gewähren. Wenn wir weiter nach Norden wandern, beginnt die mehr oder weniger ausschließliche Herrschaft der Nadelhölzer: Weimouthskiefern, canadische und Balsamtannen, Lebensbäume, Cypressen verschiedener Art, denen sich in neuester Zeit auch einige ebenfalls vollkommen harte californische Riesen anschließen. Auch die colossale Wellingtonia, der freilich der kalte Winter 1870/71 nur zu gefährlich wurde, ist zu interessant, als daß wir nicht wieder Culturversuche damit anstellen sollten. Je näher dem Polarkreise, desto mehr verringert sich der Baumwuchs und verschwindet derselbe endlich ganz. Niedrige kriechende Sträucher, Nadelhölzer, Weiden, Rhododendren 2c. vertreten ihre Stelle, werden am besten auf felsiger Grundlage gedeihen. Hier ist dann auf einer leichten welligen Erhebung des Terrains der passendste Ort zur Anlage einer Felspartie, wozu aber nicht zufällig zu erlangende Gesteine, wie bisher, sondern die ja überall an Eisenbahnen befindlichen, daher leicht zu transportirenden Felsarten unserer Provinz zu wählen sind, zur Verbreitung geognostisch-mineralogischer Kenntnisse, die in solchen massigen Stücken zum Unterricht mehr Interesse darbieten, als die zollgroßen, regelrecht zugehauenen Liliputexemplare unserer für Schulen bestimmten Mineraliensammlungen. Diese Felspartie möge den Uebergang zur rechten Seite unseres Planes als Fortsetzung der Polarregion bilden. Wir kommen nach Nordeuropa, nach Nordasien, nach Sibirien. Die Waldvegetation Sibiriens mit ihren Nadelhölzern, denen weiter nach dem Süden hin viele den unserigen verwandte Laubhölzer folgen, doch auch mit manchen aber darstellbaren Eigenthümlichkeiten, wie die Spiraeen, Robinien oder Erbsenbäume. Weiter nach Süden, mehr südöstlich, liefert der Kaukasus mit seinen Rhododendris, Nußbäumen, Pappeln, Kastanien viel Charakteristisches; ebenso die Salzsteppen Mittelasiens (die Tamarix-Arten); die Baumvegetation des Himalaya, und endlich im äußersten Osten die von China und Japan, welchen beiden Ländern unsere Gärten und Parke die allergrößten Bereicherungen von Freilandpflanzen verdanken. Unter vielen Hunderten steht eine große Auswahl frei. Sie erlassen mir wohl, sie zu nennen; nur auf die prachtvollen Magnolien, Weigelien, Cedern, Cypressen will ich verweisen, um meine Behauptung zu rechtfertigen.

Wir haben nun fast den halben Erdkreis durchstrichen; kehren wir vorläufig nach Europa zurück und benutzen den noch übrigen Raum zu möglichst vollständiger Repräsentation der europäischen Flora aller Regionen, nach Norden und auch nach Süden hin, soweit es die klimatischen Verhältnisse irgend gestatten. Rasten aber in unserer ruhelosen Zeit hält schwer. Gestattet es also hier irgend ein passender Raum, und der wird sich finden, so wenden wir uns nun noch zu der ge-

mäßigten Zone der südlichen Halbkugel nach Australien, Neuseeland und Südamerika, deren Bürger, namentlich schöne immergrüne Sträucher, schon anfangen, sich bei uns dauernd niederzulassen, und wenigstens der Sommerflora zur Zierde gereichen.

Unser vortreffliches neues Gewächshaus nimmt die Araucarien, Myrtaceen, Eucalypten, selbst Baumfarn in sichern Gewahrsam, die hier im Freien aufgestellt werden können."

— Im Caplande ist am 16. Juni 1876 die Verlängerung der Eisenbahnstrecke Capstadt-Wellington bis Worcester unter großen Feierlichkeiten eröffnet worden. In drei Jahren hofft man dieselbe bis Beaufort vollendet zu haben. — Auch in anderen Theilen des Landes wird fleißig an den Bahnen gebaut: von der bei Port Elizabeth beginnenden „Eastern Line" sind 45 englische Meilen schon eröffnet, weitere 20 bis Bushman's River Poort im Bau befindlich; von der „Midland Line" nach Graaff Reynet sind von Port Elizabeth an 65, von Uitenhage an 44 englische Meilen der Vollendung nahe; von der „Border Line" denkt man gegen Jahresschluß 60 englische Meilen von East London an gerechnet fertig zu stellen. Letztere Bahn wird auch die beiden Dörfer Berlin und Potsdam (in Britisch Kaffraria) berühren.

— Zahl der Maoris. Nach dem Census von 1874, veröffentlicht in den Parliamentary Papers for New Zealand 1875, betrug die Anzahl aller Maoris nur noch 45,470, von denen 43,538 auf der Nord- und nur 1932 auf der Südinsel leben. Die Anzahl der Männer überragt jene der Frauen um rund 4000.

Vom Büchertische.

Geschichte der Bulgaren von Const. Jos. Jireček (Jiretschek) (Prag 1876, F. Tempsky).

H. K. Dem ausgezeichneten Gelehrten eines bekannten Namens (dem Sohne des frühern österreichischen Unterrichtsministers) können wir nur dankbar sein, daß er die Resultate gründlicher philologischer und historischer Studien nicht, nach dem Beispiele mancher ultranationaler Collegen, ausschließlich in czechischer Sprache veröffentlicht und damit der Kenntnißnahme seiner Landsleute und anderer Slaven vorbehält, sondern sie durch gleichzeitige Herausgabe einer deutschen, nirgend den Fremden verrathenden Bearbeitung uns und auch anderen lernbegierigen Nationen zugänglich gemacht hat. Denn sein Buch enthält reiche neue Aufschlüsse aus einem Gebiet des Wissens, welches bisher theils nur mit geringer Kritik und Vollständigkeit, theils nur innerhalb des slavischen Sprachenkreises bearbeitet worden ist; besonders auffällig wird dieses auch dem Nichtkenner jener Literaturen schon bei einer flüchtigen Durchsicht der citirten und in lehrreichen Auszügen angeführten Werke, unter welchen theils umfangreichere, theils eine schon äußerst schwierig zusammenzubringende Menge von Zeitschriftartikeln, Monographien u. s. w. in serbischer, bulgarischer, russischer, rumänischer Sprache den ersten Platz einnehmen. Viele bisher selbst dem größern wissenschaftlichen Publicum kaum bekannte Thatsachen geographischen, ethnographischen, archäologischen, historischen Inhalts bringt aus jenen Quellen schon die sehr klar und anschauliche „einleitende geographische Uebersicht". Wir erfahren hier z. B. gelegentlich, daß statt geographischer Irrthümer, welche bis zu den jüngsten Localforschungen europäischer Gelehrten unsere Karten verunstalteten — z. B. die Hinüberziehung von auf der Südseite des Balkan gelegenen Nebenthälern der Maritza zum Flußgebiete des Wid und damit der Donau, unter Voraussetzung eines dem Iskerthale parallelen zweiten Durchbruches der Hauptkette —, der wirkliche Sachverhalt schon Jahrzehnte früher einsichtigen Localgelehrten genau bekannt und von ihnen literarisch dargestellt war, freilich an einer uns Nordeuropäern schwer zugänglichen, ja kaum überhaupt bekannten Stelle: in bulgarischen Zeitschriften des Druckorts Konstantinopel! — Ueberaus bereichert und vielfach berichtigt wird aus solchen Specialuntersuchungen, wie deren in allen Theilen des Buches beigebracht werden, die bisher höchstens aus byzantinischen Quellen bekannte mittelalterliche Geographie des Landes.

Den Beginn der den eigentlichen Kern des Buches bildenden historischen Darstellung bilden zwei Abschnitte mehr ethnographischen Inhalts über die älteste bekannte (thrakisch-illyrische) Bevölkerung und die nach dem Verfasser bereits seit dem Ende des 3. Jahrhunderts beginnende Verdrängung derselben durch slavische Einwanderung. Ist vielmehr die Autochthonie der Slaven auf diesem Boden, ihre Identität mit den Thrakiern des Alterthums, bei vielen slavischen Gelehrten zu einer Art von Glaubensartikel geworden, so freuen wir uns den Verfasser vollkommen frei von solchen luftigen Hypothesen und ganz auf der Höhe wissenschaftlicher Kritik zu finden und hoffen, daß sein Buch für die Zukunft zur Verbreitung richtigerer Anschauungen über jene historischen Verhältnisse auch bei seinen Volksgenossen sein redliches Theil beitragen werde. Ebenso wird von ihm die noch häufig auftretende schiefe Ansicht von der überwiegenden Masse des im 7. Jahrhundert eingedrungenen finnischen Elementes, dem die heutigen Bulgaren kaum mehr als ihren Namen verdanken, mit Schärfe auf das gebührende engere Maß zurückgeführt.

Der erzählende Inhalt der folgenden dreißig Abschnitte der Volksgeschichte liegt der Tendenz dieser Zeitschrift ferner; es genüge daher hier hervorzuheben, daß wenn die Aufhellung einzelner besonders unklaren Zeiträume — auffallender Weise besonders aus neuerer Zeit nach der türkischen Eroberung — bei dem bisherigen Mangel aller gleichzeitigen Nachrichten auch noch immer ein frommer Wunsch bleibt, dagegen diejenigen Partien, für welche es überhaupt Quellen und zumal einheimische giebt, durch eine Fülle wenig bekannter Thatsachen in interessantester Weise illustrirt werden. Am meisten gilt das von den Zuständen und Bewegungen des letzten Jahrhunderts. Die letzten Abschnitte, betitelt: Die fanariotischen Bischöfe und der Hellenismus in Bulgarien, Die Wiedererwachung des Bulgarenvolkes, Die bulgarische Nationalbewegung und der Kirchenstreit, endlich der über die neubulgarische Literatur, werden auch demjenigen, der die Zeitgeschichte des Orients mit Hülfe guter Originalcorrespondenzen (wie sie z. B. seit Jahrzehnten die A. A. Z. bringt) und einzelner wahrheitgetreuer Reiseberichte (z. B. von Boué Lejean, St. Clair, Kanitz) aufmerksamer verfolgt hat, ungemein viel Neues bringen, wie das eben nur die Beherrschung der gesammten einschlägigen nationalen Literatur ermöglichte. Ueberhaupt, wer sich auch nur vom politischen Standpunkt für das lange Zeit vom civilisirten Europa unbemerkt gebliebene nationale Wiederaufleben der bis jetzt noch in ihrer Entwickelung durch türkische Stupidität und Barbarei gehemmten südslavischen Völker interessirt, wird das Studium des trefflichen Buches des Herrn Dr. Jireček nicht entbehren können.

Inhalt: Peking und Nordchina. I. (Mit vier Abbildungen.) — Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. II. — Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. v. Lankenau. III. (Schluß.) — S. M' Farlane's neueste Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876. I. — Aus allen Erdtheilen: Der Wasserfall Guayra im Paraná. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 12. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 10.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Peking und Nordchina.

II.

Der Hafen von Tien-tsin ist für die chinesische Hauptstadt eine wahre Vorrathskammer, die nur 15 deutsche Meilen weit von ihr entfernt liegt. Die Stadt an und für sich ist nicht volkreich; aber an ihre Zinnenmauern, welche in den vier Haupthimmelsrichtungen von Thoren unterbrochen sind, lehnen sich Vorstädte an, in denen eine Menschenmenge von 950,000 Seelen (930,000 giebt das statistische Bureau in Schanghai an, 400,000 die Russen, 300,000 die preußische Expedition, 200,000 Lockhardt!) durch einander wimmelt. In den Jahren 1860 bis 1862 genügten freilich ein englisches und ein französisches Regiment, um diese riesige Bevölkerung völlig im Zaume zu halten.

Im Jahre 1860 befand sich der auswärtige Handel von China fast ganz in den Händen dreier großer Häuser, der beiden englischen Dent & Comp. und Jardine-Matheson und des amerikanischen Russell & Comp., welches letztere nur mit chinesischem Capitale arbeitete. Sie hatten ihre Hauptcomptoirs in Schanghai und Hongkong und errichteten sofort nach Eröffnung der Vertragshäfen auch dort Agenturen. Was nur an Waaren aus Europa und Amerika kam, ging zunächst direct nach Schanghai und wurde erst von dort je nach Bedürfniß nach den Häfen zweiten Ranges, darunter auch Tien-tsin, welches für große Seeschiffe nicht mehr erreichbar ist, vertheilt. So waren die Kaufleute von Tien-tsin lange Jahre hindurch nur die Vermittler des Imports für die Chinesen und des Exports für auswärtige Häuser. Meist der chinesischen Sprache nicht mächtig, hatten sie stets ihre Compradores (vom portugiesischen comprar = kaufen), eine Art Mäkler und Commis, welche ein entsetzliches Englisch radebrechen. Diese besorgen anstatt ihrer zu vornehmen oder zu faulen Herren die Geschäfte und kennen allein die Preise und die Bedürfnisse des Platzes, was übrigens nicht besonders schwer ist, da die großen chinesischen Häuser alltäglich die Preise und Bestände der einzelnen Waaren veröffentlichen — eine Thatsache, welche den meisten ausländischen Kaufleuten unbekannt geblieben zu sein scheint. Leicht können dann die Compradores diese Zahlen zu ihrem Vortheile verändern, und da sie außerdem noch von ihrem Hause Procente für die Vermittelung von Geschäften beziehen, so verdienen sie mindestens ebenso viel, wie ihre Auftraggeber. So wie aber einmal ein des Chinesischen kundiger Ausländer versucht, direct Geschäfte mit einheimischen Häusern abzuschließen, so lernt er den Corpsgeist der Bezopften kennen: seinen Zweck erreicht er nicht, aber ohne sein Wissen wird ihm durch die Machinationen seiner chinesischen Bediensteten rasch die ganze Kundschaft entfremdet. So erzählt F. Ratzel (Die chinesische Auswanderung S. 48) nach v. Scherzer, wie die Cantoner Chinesen schließlich schlau genug waren, anstatt sich die Waaren von Hongkong bringen zu lassen, direct dort einzukaufen und auf chinesischen Fahrzeugen nach Canton und anderen Plätzen einzuführen, wobei ihnen außer dem Schmuggel gewisse Zollvergünstigungen zu Gute kommen. Als noch öfter größere Mengen Waaren nach Canton kamen und dort in europäischen Händen waren, geschah es nicht selten, daß sie als durchaus unverkäuflich nach Hongkong zurückgingen, weil die Cantonesen

dieselben nach Verabredung ignorirten; aber in Hongkong angekommen, wurden sie sofort von Agenten derselben Cantonesen aufgekauft.

Aehnlich machten es auch die Chinesen von Tien-tsin. Vor einigen Jahren hat sich dort eine Dampfschifffahrtsgesellschaft gebildet, deren Schiffe unter chinesischer Flagge fahren und die Waaren direct aus Schanghai holen, wodurch sie die den europäischen Kaufleuten zu zahlenden Commissionsgebühren ersparen. Ja neuerdings gehen sie selbst nach Europa und China: in Schanghai ist es nach v. Scherzer keineswegs mehr ungewöhnlich, daß chinesische Händler bei Ueberfüllung des Marktes ihre Producte auf eigene Rechnung gegen Vorschuß nach Europa schicken. In London selbst beabsichtigen chinesische Capitalisten eine Handels- und Schifffahrtsgesellschaft zu errichten, und es wird nicht lange dauern, bis ihre Handelsflagge, ein gelbes Andreaskreuz auf grünem Grunde, in europäischen Gewässern sich zeigt. Selbst von Absendung ständiger chinesischer Botschaften nach den Hauptstädten Europas und von Errichtung chinesischer Consulate in manchen Häfen ist schon die Rede.

Da eine Statistik des auswärtigen Handels von Tien-tsin zugleich eine solche von Peking und eines großen Theiles von Nordchina ist, so mögen hier einige Angaben darüber Platz finden.

1874 liefen in Tien-tsin 300 fremde Schiffe ein mit 149,054 Tonnen Waaren im Werthe von 113,280,000 Mark (1875 ist derselbe auf 17,058,711 Taëls à 6 Mark oder circa 102 Millionen Mark gesunken). Davon waren 187 Dampfer und zwar 80 amerikanische, 77 englische, 39 chinesische, 1 schwedischer, 1 russischer und 102 Segelschiffe, nämlich 44 deutsche, 33 englische, 8 dänische, 5 amerikanische, 5 siamesische, 4 französische, 2 holländische, 1 schwedisches. Diese 300 Schiffe exportirten 124,910 Tonnen im Werthe von etwa $17\frac{1}{2}$ Millionen Mark, d. h. von 15 Procent der Einfuhr. Der ganze Umsatz von Tien-tsin belief sich also auf 273,964 Tonnen im Werthe von $130\frac{3}{4}$ Millionen Mark, was etwa 14 Procent des gesammten auswärtigen Handels von China ausmacht. Davon entfallen $66\frac{1}{2}$ Millionen auf eingeführte fremde und $46\frac{1}{2}$ Millionen auf eingeführte chinesische Producte, $7\frac{1}{2}$ Millionen auf chinesische nach auswärts und $10\frac{1}{4}$ auf chinesische nach anderen chinesischen Häfen verführte Erzeugnisse. Aus diesen Zahlen ersieht man leicht den Unterschied nicht in der Menge, wohl aber im relativen Werthe zwischen Import und Export. Letzterer setzt sich meist zusammen aus roher Baumwolle, schwarzen und rothen Brustbeeren, Hirsch- und anderen Geweihen, die in der chinesischen Medicin eine große Rolle spielen, getrockneten Seerosen (eine von den Feinschmeckern des Südens hochgeschätzte Delicatesse), Taback von I-tschau und aus der Tatarei, Kameelshaar und Schafwolle, deren Absatz einer großen Ausdehnung fähig wäre, wenn man sie an Ort und Stelle waschen und von dem Fette, das unterwegs ihr Verfaulen herbeiführt, befreien könnte, und schließlich dem nach der russischen Grenze durchpassirenden Thee. Diese Waaren gehen am meisten nach Schanghai, dann nach Canton, Hongkong, Fu-tschau, Swatow, Ning-po, Amoy, Nin-tschwang, Han-kau und Tschi-fu (die Reihenfolge je nach dem Werthe des Exports).

Nordchinesisches Kameel. (Nach einer Photographie.)

Der Import, der 75 Procent des ganzen Verkehrs ausmacht, besteht aus chinesischen und fremden Erzeugnissen. Die ersteren sind: Papier (namentlich aus Swatow); Erbsen und Bohnen aus der Mandschurei, aus denen man Mastkuchen macht; Reis (für die Wohlhabenderen, das gemeine Volk muß sich mit Hirse begnügen); Seidenwaaren von Su-tschau und Canton; brauner, weißer und Candiszucker aus Swatow; Taback, der von den Chinesen, um das Trockenwerden zu vermeiden, mit Oel präparirt wird; Thee von Han-kau und Fu-tschau. Der Verbrauch des letztern in seinen verschiedenen Qualitäten ist, wie bekannt, allgemein verbreitet. Aber wie viel Aufgüsse muß ein Theeblatt oft durchmachen, ehe es im Magen eines Bettlers verschwindet! Erst hat es der Herr benutzt, dann seine Dienstboten, dann das Theehaus, das Theaterrestaurant, das städtische Gasthaus und die ländliche Schenke. Man trocknet es stets wieder in Weidenkörben, die man sich nicht die Mühe giebt den Blicken der Vorbeigehenden zu verbergen. Ebenso ist es mit dem für die Mongolen bestimmten Ziegelthee, den sie mit Milch zusammen kochen und auch als Geld verwenden. Eine französische Kunstreitergesellschaft, welche 1870 in kleinen Tagereisen von St. Petersburg bis Peking zog,

erhielt von ihren mongolischen Zuschauern als Eintrittsgeld kaum etwas anderes, als Stücken Ziegelthee. Die unglücklichen Künstler hätten zur Fortschaffung ihrer Einnahme eines ganzen Wagenparks bedurft, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt hätten, dieselbe gegen Hammel, Milch, Butter u. s. w. umzutauschen.

Der Import fremder Waaren besteht besonders in Baumwoll- und Wollstoffen, Metallen, chemischen Zündhölzern, Nadeln, Sandel- und Sapanholz, japanischem und russischem Tang, japanischem Thee, Glas und Opium.

Baumwoll- und Wollstoffe kommen meist aus Manchester, wo sie speciell für China fabricirt werden. Versuche, französische Waaren einzuführen, sind gescheitert, wohl weil sich die Franzosen nicht dieselbe Mühe gegeben haben, wie die Engländer und Amerikaner, welche mit großen Opfern ihre Webstühle änderten, um die Stoffe genau der Größe der chinesischen Kleider anzupassen. Nur Korea concurrirt mit groben Baumwollstoffen.

Von Metallen ist zunächst das von den Chinesen viel verarbeitete Kupfer zu nennen. Sehr gesucht für Pfeifenköpfe ist das weiße japanische; gelbes und rothes kommt jetzt seit der Unterdrückung des Panthay-Aufstandes aus Yünnan. In Folge dieser mohammedanischen Rebellion mußte die Regierung des Kaisers Hienfung eiserne Münzen schlagen und nahm zum Verkaufe von Titeln, Rängen und Ehren ihre Zuflucht, um Geld zu schaffen. Stahl kommt meist aus dem Auslande, da die chinesische Eisenindustrie trotz reichen Rohmaterials nicht sehr hoch steht. An Verarbeitung von Eisenblech haben sie sich seit 1860 sehr gewöhnt.

Chemische Streichhölzer, die fast alle aus Wien kommen (der Chinese nennt sie tze-lai-r'ho, d. i. „Feuer, welches von selbst kommt"), werden in Nordchina in großen Massen verbraucht und überall im denkbar kleinsten Detail verkauft; in Südchina, dessen feuchtes Klima ihnen schadet, stehen sie in geringem Ansehen. Uebrigens weiß der Chinese genau, wie viel Stück jede Schachtel enthalten soll und kauft nie, ehe er sie nicht durchgezählt hat.

Die europäischen Nadeln sind namentlich in der Mongolei sehr gesucht, wo man allenfalls mit einem Portemonnaie voll Nähnadeln reisen könnte. Wenn zur Winterszeit die Mongolen ihr schönes Wildpret nach Peking bringen, kann man für ein paar grobe Nadeln einen Fasan kaufen.

Aus Sandelholz machen die Chinesen Fächer, Büchsen u. s. w., und aus Sandelholzstaub, der zu einer Paste verarbeitet wird, wohlriechende Rosenkränze und Kerzen zum Räuchern in den Pagoden.

Der Tang wird zu Saucen und Suppen verwendet und gekocht verzehrt. Japanischer Thee concurrirt nur wegen seiner Billigkeit, nicht wegen seiner Qualität mit dem chinesischen. Fensterglas ist ein Luxusartikel; das gewöhnliche chinesische Fenster besteht aus einem vergitterten Rahmen, in welchen geöltes Papier von Korea und mitunter Talkstein eingesetzt ist. Ueber die Opiumeinfuhr, deren Werth 1874 nahe an 194 Millionen Mark betrug, soll später Ausführlicheres mitgetheilt werden.

Die fremden Consuln, den französischen ausgenommen, wohnen auf dem englischen Antheil der Concession, welche nach einer benachbarten Pagode den Namen Tze-tschu-lin, d. h. der Wald der veilchenfarbenen Bambus, führt. Auf der französischen Concession stehen nur das Consulat, ein Zollamt, eine von Lazaristen-Missionären bediente katholische Kirche, eine Jesuitenniederlassung und ein paar Geschäftshäuser; außerdem aber umschließt sie noch ein kleines Dorf mit einer sehr unruhigen Einwohnerschaft, welche dem französischen Consul schon mehrmals Gelegenheit geboten hat, seine Energie, seinen Tact und seine Klugheit zu zeigen. Das Consulat selbst ist ein sehr schöner Neubau, welchen man dem Genie des Abbé Favier, eines Missionärs von altem Schrot und Korn, verdankt. Wie seine Vorgänger im 18. Jahrhundert, besitzt er Eigenschaften, die ihn ohne diplomatischen Einfluß oder militärischen Druck seine Ziele erreichen lassen: er ist Baumeister, Maler, Musiker, vielleicht auch Dichter, und erwirbt sich durch seltene Gefälligkeit die Liebe Aller, der Eingeborenen wie der Ausländer *).

Bürger von Tien-tsin.

Bei einem Besuche der Fremdencolonie in Tien-tsin kann man drei Dingen nicht entgehen: bei keiner Visite einem Glase Sherry; ferner einer amerikanischen Kegelpartie im Club und den Gesprächen über Pferde und Pferderennen, die zwei Mal des Jahres von den Fremden veranstaltet werden und zwar südlich von der ummauerten Stadt, bei dem Tempel Haikwang-se, wo 1858 Lord Elgin und Baron Gros die Verträge unterzeichneten. Da die Umgegend ziemlich wildreich ist, so ist dort auch ein beliebter Tummelplatz der Jäger und Falkoniere.

Wenn man den Palankin wählt, so kostet der Weg von den fremden Concessionen bis zum Palaste des Vicekönigs von Tschili Li wohl eine gute halbe Stunde. Choutzé aber wählte statt des mit grünem oder blauem Tuche überzogenen Kasteus einen kleinen Pony und ließ sich von einem Pferdeknechte und einem Boten, der seine Visitenkarte abgeben sollte, begleiten. Der Weg führt am Pei-ho entlang, vorbei bei den Ruinen des 1870 niedergebrannten Hauses der St.-Vincent-Schwestern und dem Ostthore der Stadtmauer, dann auf einer Schiffbrücke über den von Süden kommenden Kaisercanal, an deren Ende man linker Hand zwei hohe Mastbäume mit den Bannern des Vicekönigs erblickt. Sein Bote gab dem Pferde beide Sporen, und eine Minute später ritt Choutzé in einen schlecht gehaltenen Hof ein, an dessen Ende auf einem großen rothen geschlossenen Thore zwei phantastische,

*) Vergl. Bretschneider, Ergänzungsheft 46 zu Petermann's Mittheilungen, S. 31.

angerollende Krieger angemalt sind, die dem Nahenden gleichsam die schreckliche Majestät des hinter ihnen hausenden hohen Beamten zu verkünden scheinen. Daneben sind zwei kleine Thüren angebracht, die offen stehen, die aber der Gast nicht durchschreitet, wenn er etwas auf sich hält. Zwei, drei Minuten später, während welcher Zeit der Vicekönig seine Toilette in Ordnung bringen und seinen Staatshut aufsetzen konnte, öffneten sich denn auch unter drei Kanonenschlägen die Flügel des großen Thores, und Choutzé ritt in einen großen Hof, zwischen zwei Reihen unbeweglich dastehender Beamten aller Grade hindurch. Am Fuße der Treppe übergab er sein Thier dem Reitknecht, durchschritt eine große, für öffentliche Empfänge bestimmte Halle und trat in einen dritten kleinen Hof, begleitet von einigen Beamten, welche ihn in dem zweiten empfangen hatten. Dort erwartete ihn der Statthalter, der seinen europäischen Gruß damit erwiderte, daß er beide Hände vor der Brust faltete und sie bis zur Kinnhöhe emporhob.

Von der Einfachheit und der Beschaffenheit der officiellen Wohnungen hoher chinesischer Beamten kann man sich kaum einen Begriff machen. Schon das Sprichwort „Beamte bessern ihre Wohnungen ebensoviel aus, wie Reisende die Wirthshäuser am Wege“ weist auf ihren Zustand hin.

Die Ausstattung des Empfangssaales ist überaus einfach: dem Eingange gegenüber steht ein etwa zwei Fuß hohes Canapé von gefirnißtem Holze, das in der Mitte einen kleinen, 20 Centimeter hohen Tisch mit zwei Theetassen trägt; zu beiden Seiten desselben liegt ein flaches, mit weißer Matte bedecktes Kissen und lehnt sich ein zweites an die Wand, rund, hart mit Stroh ausgestopft und mit rothem Tuche überzogen. Zu beiden Seiten des Canapés steht ein Nipptischchen von vier Centimeter Höhe und dann ein schwerer Lehnstuhl von hartem Holze. Wände und Decke sind mit einer weißen Papiertapete mit silbernen Mustern beklebt, und von der Decke hängt eine Laterne, deren vier Glasfenster mit Landschaften in schreienden Farben bemalt sind. Der Fußboden besteht aus großen, grauen, schlecht polirten Ziegeln, welche die Feuchtigkeit durchsickern lassen. Die Rückwand ziert eine Aquarelle, eine Jagd darstellend, auf der man grüne und gelbe Pferde, eine violette Antilope und die sonderbarsten Felsbildungen sieht. Rechts und links von diesem Gemälde hängen zwei Streifen rothen Papiers, auf denen in Goldschrift und chinesischen Lettern steht: „Die Dinge dieser Welt gehorchen den Befehlen des Schicksals“ und: „Ihre Leitung hängt nicht von dem Menschen ab.“ — Der Thee wird in ganz gewöhnlichen henkellosen Tassen gereicht, die in Zinnbechern stehen und mit einem porcellanenen Deckel bedeckt sind, der das Getränk warm halten und beim Schlürfen die Theeblätter zurückhalten soll.

Der Vicekönig Li. (Nach einer Photographie.)

Li wurde im zweiten Jahre der Regierung Kaiser Tao-kwang's in der Provinz Ngan-hwei geboren. Sein Vater war ein unbedeutender Gelehrter, der aber seinen fünf Söhnen, deren zweiter Li ist, eine gute Erziehung gab. Li erwarb rasch die verschiedenen gelehrten Grade und trat 1848 in die kaiserliche Akademie „der Pinselwald“. Als die Taiping, auf deren Seite er anfangs gestanden haben soll, sein Heimathland überschwemmten, stellte er sich an die Spitze einer Miliztruppe und diente unter dem Oberbefehl des Statthalters der beiden Kiang. Zum Kreisvorsteher (Tao-tai) ernannt, wurde er bald einer der ersten Beamten des Vicekönigs Tseng-kwo-fang und 1861 Gouverneur von Kiang-su, als welcher er mit Hülfe des englischen Obersten Gordon (desselben, der jetzt im Dienste des Chedive an den Nilseen mit den Negern sich herumschlägt) den Taipings schwere Verluste beibrachte. Dafür belohnte ihn der Kaiser mit einem gelben Untergewande und dem Titel Fei-tz'-tschau-pau (Wächter des Thrones). Nach der Eroberung von Nanking wurde er in die dritte Adelsclasse erhoben und erhielt die Pfauenfeder mit dem doppelten Auge. 1866 säuberte er den Norden Chinas von den Nien-fei-Rebellen, wurde im folgenden Jahre Statthalter von Hu-pe und Hu-nan und zog als solcher in den Westen gegen die aufständischen Mohammedaner. Damals begleitete ihn als Offizier der Franzose Pinel, der als Tambour des 101. französischen Linienregimentes nach China kam, die Landessprache lernte, von Li seine Anstellung als Sergeant bewirkte und es durch Tapferkeit bis zum Artilleriegeneral gebracht hat. Er ist vollständig zum Chinesen geworden, mit einer Eingeborenen verheirathet und durch Landbesitz, zu dessen Ankauf die Regierung ihn gewissermaßen nöthigte, fest an seine zweite Heimath geknüpft. Unbeweglich stand er während Choutzé's Empfang bei den anderen Offizieren im Zimmer des Vicekönigs. Seit 1870 ist Li Generalgouverneur von Tschili und nominelles Mitglied (als solcher führt er hinter seinem Namen den Titel Tschung-tang) des Staatsrathes, dessen Vorsitzender Prinz Kung ist. Nach dem soeben gemeldeten Tode des bedeutenden Staatsmannes Wen-Siang wird er möglicherweise nach Peking berufen werden und eine noch bedeutendere Rolle im Cabinete spielen. Außer ihm zählt dann dasselbe noch einen Chinesen, Tso-tschung-tang, von dem Sosnowski jüngst eine eingehende Charakteristik gegeben hat (s. unten S. 155), und zwei Mandschus, Pau-kün und Jing-kwai. Dieser letztere soll den Fremden sehr feindselig gesinnt sein; doch erwartet man von Li's Einfluß, daß die fremden Interessen in Folge dieser Veränderung nicht viel zu leiden haben werden. Li ist ein Freund europäischer Kunst, die er für sein Heer und dessen Ausrüstung verwendet; er ist ein guter Kunde von Krupp, bei dem er erst kürzlich für 200,000 Lan (à 2 Rubel) gezogene Kanonen bestellt hat. In seinem Glauben Rationalist, hängt er doch sehr an einigen abergläubischen Gebräuchen. Sein Wesen ist entschieden vornehm; er ist sechs Fuß hoch und dünn, hat feine Züge, ein lebhaftes Auge und viel Gutmüthigkeit, ver-

bunden mit einer gewissen liebenswürdigen Barschheit, die sich in lebendigen Gesten äußert, mit denen die Chinesen im Allgemeinen sonst sehr sparsam sind. Im vertraulichen Gespräche z. B. spielt seine lange Pfeife mit Jet-Mundstück und kupfernem Kopfe eine große Rolle; mit ihr schlägt er häufig auf den Arm seines Besuchs, namentlich um ihn auf irgend einen Punkt der Unterhaltung besonders aufmerksam zu machen. Ein anderes Mal, vorzüglich wenn er die Lösung einer Frage erörtert, geht seine Hand auf und ab, wie das Beil des Henkers: diese ihm sehr geläufige Bewegung bedeutet, daß die Köpfe seiner Feinde gefallen sind, was ihm stets großes Vergnügen bereitet hat.

Bei der Rückkehr vom Palaste betritt man jenseits jener Schiffbrücke eine enge Gasse, die zu der Vereinigungsstelle von Teng-kiè (Laternenstraße) und Ku-y-kiè (Alte-Kleider-Straße) führt. In der erstern unterhält jedes Haus auch nach Schluß der Läden eine lange Laterne von rothem Papiere, welche durch ein Drahtgeflecht geschützt wird und die beiden Charaktere „Konk-i“ („Bequemlichkeit Aller“) trägt. Alle anderen Straßen werden nur von Laternen erhellt, welche die Passanten mit sich tragen. Die „Alte-Kleider-Straße“ ist nur eine Fortsetzung der erstern längs des Kaisercanals. Von Morgen bis Abend hallt sie wieder von dem tactmäßigen Näseln der Trödler, die zu ihrer Linken einen Haufen alter Kleider liegen haben, dieselben eines nach dem andern in die rechte Hand nehmen, deren Eigenschaften und Preis hersagen und sie dann zu einem zweiten Haufen aufschichten. Dann geht es wieder von rechts nach links und das Singen nimmt bis in den späten Abend kein Ende, auch wenn sich kein Liebhaber des Trödelkrams einstellt. In derselben Straße wohnt auch einer der berühmtesten Figurenhändler Chinas; seine Waare ist aus Thon und bemalt und hat nichts Groteskes an sich, wie fast Alles, was die Chinesen malen. Da finden sich Statuetten berühmter Schauspieler, untergeordneter Mandarinen, letztere oftmals etwas persiflirt, und namentlich eine Sammlung herrlicher Bettler, deren wirkliche und künstliche Gebrechen aufs Treueste nachgeahmt sind, ebenso wie ihre Lumpen, die aus echten Zeuglappen bestehen.

Chinesischer Bettler. (Nach einer Photographie.)

Weiterhin am Kaisercanal liegt die Hëu-ki-hëu oder Hinterstraße, wo die Theater, Theehäuser, Restaurationen u. s. w. liegen. Geht man Morgens dort hindurch, so tönt die ganze Straße von Hühnergeschrei wieder, daß man meinen sollte, in jedem Hause wohne ein Geflügelhändler. Es sind das aber nur die Stimmübungen junger Sänger und Schauspieler, die Frauenrollen darstellen. Abends aber hallen Säle und Gemächer vom lustigen Getöse der Zecher wieder. Eine der berühmtesten Restaurationen ist Ho-tsing-kwan oder „Eintracht und Freundschaft“, welche der Mohammedaner Liu-lao-ki hält. Dort trifft sich die Elite der in Tien-tsin sehr zahlreich vertretenen mohammedanischen Welt und erfreut sich der trefflichen Küche, der Alles, was vom Schweine kommt, ein Greuel ist. Doch werden zum Besten der nicht weniger zahlreichen ungläubigen Kundschaft auch alle möglichen Sorten Wein verzapft. In diesem Locale sah Choutzé die der Stadt Tien-tsin eigenthümliche Sitte des Hwan-kiè, des Austausches der genealogischen Bücher. Die Chinesen aller Stände führen dieselben sehr genau, während es in Europa schon viel ist, wenn Jemand etwas von seinem Urgroßvater weiß. Wenn sich nun zwei Tientsiner eng mit einander befreunden, so versammeln sie ihre Freunde im Wirthshause, bringen ihre Ahnenbücher dorthin und nehmen vor diesen Zeugen eine willkürliche Verschwägerung beider Familien vor; da wird in ihrer Phantasie der Onkel des Einen mit der Tante des Andern vermählt oder so ähnlich, und die Bruderschaft der Nachkommen macht sich dann bei der Verwandtschaft der Vorfahren von selbst.

Von dort begab sich Choutzé durch das Ostthor in die ummauerte, unsaubere Stadt, um bei verschiedenen Beamten seine Karte abzugeben. Auch bei ihnen fand er die Höfe voller Unkraut und stagnirenden Wassers, als wollten sie den chinesischen Dichter illustriren, der da sagt: „Wenn die Säbel voller Rost sind und die Grabscheite blitzen, wenn die Scheuern voll sind und die Gefängnisse leer, wenn die Bäcker im Palankin reisen und die Aerzte zu Fuße gehen, wenn die Stufen der Pagoden abgetreten und die Höfe der Gerichtshäuser voller Gras sind — dann ist das Reich gut regiert!“ Die Gefängnisse werden aber nicht leer. Denn wovon sollten sonst die 2000 bis 3000 Ya-y, die Wächter der verschiedenen Gerichtshöfe, leben, die meist nicht mehr Gehalt als ihre Herren beziehen? Letztere sehen sich in ihrer Noth mitunter genöthigt, die eine Hälfte ihrer Leute durch die andere durchprügeln zu lassen, bis sie einen Theil des den Gefangenen abgenommenen Raubes wieder von sich giebt. Das ist noch das wirksamste Verfahren, um bei Ablauf ihrer Amtszeit eine volle Börse mitzunehmen. Was sie zum Andenken an ihre Verwaltung da lassen, ist — ein altes Paar Schuhe, wie Choutzé sie unter der Wölbung des Ostthores hängen sah. Wenn nämlich ein Beamter versetzt wird, so warten seine Freunde am Stadtthore, bis er im Palankin durchpassirt, werfen sich ihm zu Füßen und bitten ihn, dazubleiben. Er beruft sich auf den Befehl seiner Vorgesetzten, worauf die Anderen erklären, Gewalt anwenden zu müssen und ihn bei den Beinen fassen. In dem Getümmel schlüpft er dann, um dem kaiserlichen Befehle rasch nachzukommen, aus den Schuhen und macht sich davon. Jene

Beute aber wird in einem eben so groben Holzkäfig aufgehangen, wie man sie benutzt, um darin zwischen zwei Zinnen der Stadtmauern Köpfe von Hingerichteten auszustellen. Der Chinese, Spötter von Geburt, benutzt in seinen Satiren manches Mal diesen Umstand, den verschiedenartigen Inhalt der Käfiche mit einander zu vermengen.

S. M'Farlane's neueste Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876.

II.

Am Morgen des 13. April fuhren wir weiter nach Amazon Bay (etwa in 10° 20′ südl. Br. und 149° 20′ östl. L. v. Gr.), an deren Einfahrt fünf kleine Inseln liegen, die durch Riffe so ziemlich mit einander verbunden sind, und zwischen welchen in dem Festlande sich guter und zu allen Jahreszeiten sicherer Ankergrund vorfindet. Der Eingang, sowohl von Osten als von Westen, geschieht in der Nähe des Festlandes und ist ungefähr eine Mile weit. Zwei dieser Inseln, hinter denen sich auch gut ankern läßt, sind mit Kokosnußbäumen bedeckt, und auf einer derselben findet sich gutes Trinkwasser, aber in geringer Menge. Toulon Island ist die größte in der Gruppe, hat Kokoswälder und ein großes Dorf. Mehrere Canoes kamen auf uns zu und wollten Bandeisen von uns haben; die Insassen waren unbewaffnet und von Weibern und Kindern begleitet. Auf dem Festlande schienen sie Plantagen zu haben. Die Berge um Amazon Bay sind dicht bewaldet und einige derselben böschen sich allmälig bis ans Ufer ab.

Am folgenden Morgen verließen wir an der Ostseite Amazon Bay und passirten eine große Insel. Wir bemerkten verschiedene Dörfer auf den Hügeln und Rauch an vielen Stellen. Eines dieser Dörfer lag nahezu auf der Spitze eines 1000 Fuß hohen Berges. Von Amazon Bay bis China Straits (zwischen dem Ostende von Neuguinea und der Hayter-Insel) ist die Küste dicht bevölkert. Wir fuhren hinter der Dufaure-Insel hindurch, zwischen welcher und dem Festlande guter Ankergrund existirt. Zahlreiche Canoes kamen auf uns zu, aber wir hielten nicht an, weil wir noch vor Abend eine vor uns liegende Oeffnung, welche uns als der Eingang in eine Lagune oder eine tiefe Bucht erschien, erreichen wollten. Wir setzten also unsere Reise nach Osten zu fort, an der östlichen Seite von Dufaure Island vorbei, wo das Fahrwasser $^3/_4$ Miles breit ist, und fuhren dann bald in eine 1 Mile weite Oeffnung ein, welche uns in einen ausgezeichneten, ungefähr 8 Miles langen, 4 Miles breiten und 8 bis 10 Faden tiefen Hafen mit morastigem Grunde führte. An den Ufern desselben lief meistens ein sandiger Strand von beträchtlicher Länge hin, mit Kokoswäldern und Dörfern, von welchen letzteren bald eine Flottille von Canoes auf uns zuruderte. Es dauerte nicht lange, so war das ganze Deck unseres Dampfers mit Eingeborenen angefüllt, was wir gern gestatten konnten, da sich kein Zeichen von Feindseligkeit ankündigte. Wer mit Eingeborenen länger bekannt ist, findet dies leicht heraus. Zwar führten sie Speere und Keulen bei sich, allein diese waren nur für eventuelle Vertheidigung und für den Handel bestimmt und sollten nicht einem vorgefaßten und wohl überlegten Angriffe dienen, wie auf unserer frühern Fly-Fahrt. Wir ankerten, den Hafen halb hinauf, in der Nähe der Küste, wo wir uns wieder Brennholz verschaffen wollten. Wir waren froh als es Abend wurde, um endlich unsere neue Bekanntschaft los zu werden. Zwar waren sie friedfertig und auch intelligent, aber entsetzlich laut und überhaupt ein gar lustiges Völkchen. Auf Bandeisen waren sie förmlich wild.

An der ganzen Küste zwischen Amazon Bay und China Straits entlang zeigten sich die Eingeborenen nicht nur zahlreicher, sondern auch intelligenter, und hatten ein viel gesunderes Aussehen. Sie kleideten sich, im Vergleich zu ihren Landsleuten, sehr respectabel, die Frauen ziemlich in gleicher Weise, d. h. mit Gürteln aus Gras oder Blättern, welche bis an die Knie reichten; aber die Männer trugen eine recht anständige Art von Vor- und Hinterkleidung, aus Pandannsblättern angefertigt. Schon während der Nacht versammelten sie sich uns gegenüber am Strande, um das Tauschgeschäft für den nächsten Morgen vorzubereiten, und die Schnatterei dabei war ohne Ende. Bei Tagesanbruch erschienen achtzehn Canoes mit Vegetabilien zum Verkauf und brachten auch eine Anzahl junger Burschen, welche sich vorgenommen hatten, nicht mit leeren Händen zurückzukehren, und sich dabei wenig Sorge machten, wie sie dazu kamen. So z. B. packte Einer die Ofenthür ins Canoe, ein Anderer die Handhabe einer Winde, ein Dritter eine wollene Decke u. s. w. Zwar nahmen wir ihnen ihre Beute wieder ab, allein wir waren denn doch besorgt, mit ihnen darüber in Collision zu gerathen, lichteten die Anker und fuhren ab. Daß sich der Dampfer so ganz ruhig von selber fortbewegte, setzte sie, wie überhaupt alle Eingeborenen, mit denen wir zusammenkamen, nicht wenig in Erstaunen. Indem wir nun den Hafen verließen, begegneten wir zahlreichen Canoes, hielten uns aber nicht mit ihnen auf. Wir passirten die Straße zwischen Dufaure Island und dem Festlande, welches vielleicht hier auch nur eine große Insel ist, aber wir gingen nicht hoch genug, um die Oeffnung, die dort zu sein schien, näher zu untersuchen. Orangerie Bay verspricht der wichtigste Ort an der Südostküste der Halbinsel zu werden, sowohl was Mission als was Handel betrifft. Wir benannten unsere wichtige Entdeckung die „Mullens Harbour".

Oestlich von Eagle Point giebt es zahlreiche Bayen und sandigen Strand, der mit Dörfern besetzt ist. Die Hügel sind alle unter Cultur und zu beiden Seiten offenbart sich thätiges Leben. Es wehte gerade ein frischer Südostwind, gegen welchen unser kleiner Dampfer, zumal da wir keine Kohlen brannten, nicht ankommen konnte, und dies veranlaßte uns, in eine Bay ungefähr eine Mile westlich von dem westlichsten Punkte der Roux Islands einzulaufen, um Schutz zu suchen. Wir entdeckten hier einen höchst bequemen und vortrefflichen Ankerplatz, welcher wohl eine große Zukunft vor sich hat. Die Bay ist völlig frei. Wenn man ihr gegenüber sich befindet, steuert man nordwärts gerade auf die Mitte zu und dann weiter oben nach Osten und tritt dann in eine ausgezeichnete, gegen alle Winde geschützte Bucht ein, welche von lieblichen Hügeln umgeben ist, an deren Fuß ein sandiger Strand, Gruppen von Kokosbäumen und zwei oder drei Dörfer liegen. Die Bewohner, nicht so zahlreich wie an der Orangerie Bay, sind ruhige und freundliche Menschen. Sie kamen mit allerlei Gemüse an unsern Dampfer und verlangten wieder — Bandeisen! Wir fuhren ans Land, wo wir Holz in Menge und schönes

Die
östliche Halbinsel
von
NEU-GUINEA.
Nach Cpt. Moresby's Aufnahmen.

Maafsstab 1:2.300.000.

0 5 10 20 40 60 80 100
Englische Meilen.
0 1 2 3 6 9 12 15
Deutsche geogr. Meilen, 15 = 1° d. Aequators

147 Östl. L. v. Greenwich 148 149 150 151

8 9 10

Hercules Bay
C. Ward Hunt
Cautton Point
Yule B 10,046'
Holnicote Bay
C. Possession
Jan Point
Hilda Pt.
Ethel Pt.
Yule I.
Robert Hall Sound
C. Suckling
7270'
Owen Stanley B. 13,205'
C. Sud-Est
Hardy Point
D'ENTRECASTEAUX I.
Goodenough I.
Collingwood Bay
Redscar Bay
Usborne
Redscar Hd.
Fairfax Hafen
Aplin I.
Port Moresby
Cliff Pt.
Bootless Inlet
Astrolabe B. 3824'
Fisherman I.
Basilisk passage
Obree B. 10,240'
Brown B. 7947'
Hornby Range
Fergusson I.
Ward Hunt Strait
C. Moresby
Suckling B. 11,226'
Rotunda Hill
Pyramid Hill
Clarence B. 6330'
Dayman B. 9167'
Goodenough Bay
Normanby I.
Macgillivray Geb.
Marshall Lag.
Cloudy B.
Robertson Hafen
Simpson B. 9972'
Goschen Str.
Hood Pt.
Hood Bay
Rennell I.
Bedele I.
Thompson B. 5901
3-4000' Str.
Table Bay
Orangerie B.
Milne Bay
Coutance Rf.
Rodney Entrance
Grange I.
Amazon B.
Mullens Hafen
Cloudy Mtn. 4113'
Eagle Pt.
Isabel Cove
Heath
Rugged Head
Brumer Pt.
Moresby (1340')

Coutance Rf.

Geogr. Anst. v. Velhagen & Klasing, Leipzig.

fließendes Wasser vorfanden. Vorüberfahrende Schiffe mögen schon nach wenigen Minuten von der hohen See aus hier ruhig vor Anker gehen, um sich Holz, Wasser und Gemüse zu verschaffen.

Wir waren erstaunt und zugleich erfreut, wahrzunehmen, welche Aufmerksamkeit und Hochachtung sie ihren Todten erweisen. Ganz in der Nähe des Dorfes bemerkten wir ein Grab, von einer niedrigen Steinmauer niedlich umgeben und sorgsam von Unkraut frei gehalten. Am Kopfende standen zwei Papau-Apfelbäume und am untern Ende einige Crotonen. Hier war es auch, wo wir zuerst eine merkwürdige Art von Canoes antrafen, welche sich später, so wie wir dem Ostende Neuguineas näher kamen, häufiger zeigten. Diese Kriegs- oder Staatscanoes sind in der That recht hübsche und graciöse Erscheinungen, wenn man sie von einiger Entfernung aus sich fortbewegen sieht. Sie sind kunstvoll ausgeschnitzt, mit weißen Muscheln und Wimpeln geschmückt und an beiden Enden hoch. Sie sehen aus wie Schwäne, weiß wie Schnee; nur das Schnitzwerk ist manchmal inwendig roth und schwarz gefärbt. Aus Holz geschnitzte Vögel u. s. w. sind auf Stöcken befestigt und an verschiedenen Stellen des Canoe eingesteckt. Selbst der vorliegende Baum, outrigger, ist mit schwarzen und weißen Strichen bemalt, was in der Entfernung dem Canoe, wenn es von zwanzig Mann bedient wird, die aber alle bis zum Kopf und den Schultern verborgen sind, das Ansehen einer alten römischen Galeere giebt.

Von hier aus nach Osten zu scheinen die Eingeborenen überhaupt große Freunde von Schnitzerei zu sein. Ihre Töpfe, Löffel, Sagostäbe, Keulen, Speere, Canoes, Ruder und alle Schmucksachen sind hübsch geschnitzt, und fast Alles, mit Ausnahme der Canoes, kann für ein Stück Bandeisen gekauft werden. Während der Nacht hatte sich die Nachricht von unserer Ankunft verbreitet und am nächsten Morgen wurde unser Dampfer von 34 Canoes umkreist, welche in der freundlichsten Absicht uns besuchen wollten. Einige halfen unseren Matrosen Holz hauen und herbeitragen und einer schlief sogar die Nacht über an Bord. Die Bucht selbst ist ein ziemlich stiller Ort; aber in der Nachbarschaft giebt es um so mehr Eingeborene. Nach Osten und Westen zu trifft man zahlreiche sandige und niedrige Ufer und Kokoswälder, und hier wimmelt es von Eingeborenen. Die Einfahrt in die Bucht markirt sich durch einen merkwürdig aussehenden Felsen auf der Ostseite der Bay, ungefähr eine halbe Mile vom Festlande, auf welchem ein Baum hoch hervorragt. Wir benannten diesen Felsen den Nuncie Rock (Namen des Capitäns des Ellengowan) und die Bucht selbst „Isabel Cove".

Indem wir nun unsere Reise nach Osten zu fortsetzten, kam bald die Insel Wedge Rock in Sicht. Oestlich von der Spitze von Farm Bay findet sich auf den neuesten Seekarten außer Wedge Rock keine Insel weiter verzeichnet. Dies kann Schiffe, welche an der Küste entlang fahren, leicht irre führen, da ungefähr 8 Miles davon eine solche existirt, welche der Beschreibung von dem entspricht, was man bisher als das Südcap (South Cape) von Neuguinea bezeichnete, was aber in der That eine Insel ist, zwischen welcher und dem Festlande wir hindurchfuhren. Wir haben dieselbe „Stacey Island" benannt. Wir dampften, nachdem wir in die Bay zwischen Rugged Head und Wedge Rock eingelaufen waren, 3 bis 4 Miles fort, als sich uns eine schöne Wasserstraße, von der Breite einer halben Mile und 5 Faden tief, eröffnete, durch welche wir in die Catamaran Bay gelangten. Als wir in diese Straße einfuhren, sahen wir anfangs zu beiden Seiten auf 12 bis 14 Miles nichts als geschlossenes Land, bis sich dann die Straßen zwischen den Inseln Stacey, Tissot und Brumer nach Süden zu öffneten. Zwischen Stacey Island und dem Festlande existirt guter Ankergrund. Die Insel selbst ist hügelig (der höchste Punkt liegt etwa 600 Fuß über dem Meeresspiegel), dreieckig, gegen 4 Miles lang und volkreich. An der Spitze der Bay, der Passage zwischen Stacey Island und dem Festlande gegenüber, läuft eine andere Bay nach Westen zu, welche wahrscheinlich mit der östlichen oben an Farm Bay zusammentrifft, so daß damit Rugged Head auch nur eine Insel wäre. Jedenfalls ist das südlichste Ende von Neuguinea noch nicht kartographisch mit Sicherheit festgestellt und kein solches zusammenhängendes Festland wie es die Karten zeigen.

Da wir uns auf einer Missionsreise befanden und nach passenden Plätzen für neue Stationen umzusehen hatten, so hielten wir es nicht für gerechtfertigt, uns länger mit der Lösung dieser Frage zu beschäftigen. Unsere Entdeckungen werden aber hinlänglich darthun, daß es auf der südlichen Seite der östlichen Halbinsel von Neuguinea noch sehr viel Arbeit für die Vermessungsschiffe Ihrer Majestät von England zu thun giebt. Und wenn wir auch nicht auf unfehlbare Genauigkeit in unseren Angaben Anspruch machen, so hoffen wir doch, daß unsere gewonnene Kenntniß so lange von Nutzen sein werde, bis königliche Offiziere eine genaue Vermessung ausgeführt haben. Inzwischen ist ernstlich zu wünschen und zu erwarten, daß alle Schiffe, welche bei der Küste anlegen, im Interesse des Handels sowohl wie in dem der Humanität und der Religion, den arglosen Eingeborenen gegenüber ein friedliches Benehmen beobachten.

Wir ankerten nun für die Nacht, westlich von den Leocadie-Inseln, zwischen einem langen Felsen und dem Festlande und waren bald von einer Anzahl Canoes und Catamarans (Flößen) umgeben; aber die Eingeborenen legten auch hier wie an anderen Orten eine freundliche Gesinnung an den Tag. Wir fanden überhaupt auf unserer ganzen Reise nirgends Zeichen der Feindschaft und des Verraths. Als wir am nächsten Morgen um $6\frac{1}{2}$ Uhr aufbrachen, hatten sich schon 45 Canoes um den „Ellengowan" versammelt und alle wollten Bandeisen haben. Wir konnten ihrem Verlangen nur dadurch einigermaßen genügen, daß wir eine alte eiserne Schiffsplatte zerschlugen, und diese Stücke hatten für sie einen ganz besondern Werth, weil sie dicker waren. Wir möchten einem jeden, welcher diese Küsten von Neuguinea besuchen will, den freundlichen Rath ertheilen, sich mit einem reichlichen Vorrath von Bandeisen zu versehen, denn damit kann er sich überall Vegetabilien und werthvolle ethnologische Gegenstände in Menge verschaffen. Die Stücke Eisen sollen $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, 6 Zoll lang und am Ende geschärft sein.

Wir fuhren jetzt in die China Straits ein, westlich von Heath Island *). 3 Miles von letzterm in westlicher Richtung trifft man dicht am Festlande eine Insel, die 300 Fuß hoch und $\frac{3}{4}$ Miles lang ist. Am nördlichen Ende von Heath Island befinden sich zwei kleine Inseln, welche bei niedriger Ebbe mit demselben fast zusammenhängen; sie sind bewohnt und beholzt und enthalten namentlich Gruppen von Kokosbäumen. Die Eingeborenen in und bei den China Straits scheinen alle Arten von Canoes, vom Catamaran bis zum schönen weißen Kriegscanoe, sowie die verschiedensten Segel, vom großen bis zu geflochtenen Kokosblättern herab, in Gebrauch zu haben. Wir ankerten die Nacht über in Possession Bay (an der Westküste von Hayter Island), wo wir ein Schiff aus Sydney antrafen,

*) Capitän Moresby, ihr Entdecker, bezeichnet als China Strait den Meeresarm östlich von Heath Island.

welches Trepang fangen wollte. Es ist dies ein einsamer, düsterer Ort, Dörfer von Eingeborenen findet man hier nicht, aber die ganze Bay ist mit Mangrovebäumen besetzt.

Am folgenden Tage trafen zwölf weiße Kriegscanoes, auf ihrer Reise nach Milne Bay begriffen, sowie eine Anzahl kleinerer Canoes beim „Ellengowan" ein, und alle wollten natürlich wieder Bandeisen haben. Außer Keulen und Speeren führten sie auch eine Menge Steine mit sich, welche an den Seiten ihrer Fahrzeuge entlang gelegt waren und ohne Zweifel im Falle eines Angriffs zur Verwendung kommen sollten; sie selbst aber waren friedfertige Menschen. Die Eingeborenen von Heath Island schienen überhaupt sehr lenksame Leute zu sein und waren außer sich vor Freude als sie hörten, daß wir in ihrer Nähe übernachten wollten. Es that uns in der Seele leid, daß wir kein Bandeisen mehr für sie hatten. Es war dies einmal der gangbarste Artikel und ohne denselben nützte eine Weiterfahrt nicht. Hätten wir noch Vorrath davon gehabt, so konnten wir unsere Reise bis Moresby Island fortsetzen. Aber der Zweck unserer Reise war erfüllt, der hauptsächlich darin bestand, in der windstillen Jahreszeit Ankerplätze an der Küste aufzusuchen, in die man bei stürmischem Wetter einlaufen kann, und zwar auch mit Segelschiffen, nachdem wir unsere Missionen an der Küste gegründet hatten; dann aber auch zweitens, um uns nach passenden Wohnplätzen für die Pioniere unserer Mission umzusehen. Wir sind hoch erfreut, daß uns dies gelungen ist und halten uns überzeugt, daß sich an der ganzen Küste entlang, die wir bereist haben, mit Leichtigkeit freundliche Verbindungen mit den Eingeborenen werden anknüpfen lassen. Wir beabsichtigen, sobald als möglich eine Mission in den China Straits zu eröffnen und von da ab unsere Arbeit nach Westen zu auszudehnen, bis wir die in Port Moresby schon bestehende Mission erreicht haben. Das östliche Ende der Peninsula mit den Inseln in der Nachbarschaft, einschließlich der D'Entrecasteaux-Gruppe, wird ein viel ergiebigeres Feld für Missionsthätigkeit abgeben als der Gulf of Papua (westlich von Port Moresby und Yule Island) mit seiner gefährlichen Schifffahrt, seinem tödtlichen Fieber und seinen wilden, cannibalischen Bewohnern.

Ueberdies war unsere Reise reich an wichtigen Entdeckungen. Wir haben zwei neue Flüsse, zwei ausgezeichnete Häfen, eine sichere, glatte, bequeme Meeresbucht, verschiedene Inseln und viel guten Ankergrund an der Küste entlang aufgefunden. Wir sind zahlreichen, friedlich gesinnten Eingeborenen begegnet, welche ein recht gesundes Aussehen darboten und denen es an Lebensmitteln keineswegs fehlte. Sie zeigten uns Flachs in kleinen Mengen, aber von einer ausgezeichneten Qualität, welcher einen guten Handelsartikel bilden könnte. Sonst bot sich uns nichts dar, was in commercieller Beziehung Werth hätte. Es wäre möglich, daß das Land auch Reichthum an Mineralien besäße, aber das muß sich erst herausstellen. Gegenwärtig bietet sich hier ein schönes Feld für Mission, für Naturforscher und Reisende dar und diese werden auch den Weg für Ansiedelung am besten bahnen und ebnen.

Unsere Rückreise nach Port Moresby wurde in wenigen Tagen bewerkstelligt und konnten wir dies außerhalb des Barrier Reef unter Segel thun. Wir sprachen bei Isabel Cove und Hood Lagoon (Kerepunu) vor und erreichten Port Moresby am 22. April Abends 8 Uhr, wo wir Alles wohl fanden. Am nächsten Montage hielten wir eine Missionsconferenz ab und ordneten dahingehörige Angelegenheiten. Am Dienstage begaben wir uns nach Lealea, einem 16 Miles von Port Moresby entfernten Dorfe, um von da eine Ladung Stöcke und Pfähle herbeizuholen. Dieselben sollten für Einhegung und für Errichtung eines Hauses für die Lehrer verwendet werden, welche im nächsten September erwartet werden. Am 29. April verließen wir Port Moresby, um nach Somerset heimzukehren. Wir legten bei Yule Island an, um uns Brennholz zu verschaffen, und fanden hier den Dr. James, den Schiffsarzt der Macleay-Expedition von 1875 (s. „Globus" XXIX, S. 57 bis 59). Fieber hatten ihn außerordentlich mitgenommen und darum kehrte er mit uns, um seine Gesundheit wieder herzustellen, nach Somerset zurück, beabsichtigt aber nochmals Yule Island zu besuchen, um seine Sammlungen weiter zu vervollständigen. Wir hatten nun eine angenehme Fahrt bis Cape York, wo wir, nachdem wir noch auf Darnley und York Island vorgesprochen, am 6. Mai glücklich eintrafen und alle unsere Freunde wohl vorfanden. D'Albertis befindet sich gegenwärtig mit seinem kleinen Dampfer Neva, welchen ihm die Regierung von Neu-Süd-Wales geliehen, in Somerset und will nur noch die nächste Post abwarten, um dann seine Forschungsreise auf dem Fly River bis zu dessen Quellen und von da aus über Land in der Richtung auf Yule Island anzutreten. Er ist, meines Dafürhaltens, die passendste Persönlichkeit für solche Expedition, und ich möchte mich sicherlich dort nicht mehr mit Forschungen befassen, wo es ihm nicht glückte.

J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875 *).

I.

R. K. Als der russisch-chinesische Handel in Kuldscha und Tschugutschak aufhörte, richtete die Regierung des erstern Landes ihre besondere Aufmerksamkeit darauf, dem Unternehmungsgeiste ihrer Unterthanen neue Märkte in anderen Theilen des innern Chinas zu eröffnen. Aber die dortigen Unruhen und der Mangel an Nachrichten über die Handelsplätze des Innern gestatteten keine durchgreifenden Maßregeln. Aus letzterm Grunde beschlossen zu Anfang des Jahres 1874 die Ministerien des Aeußern, der Finanzen und des Krieges mit Genehmigung des Kaisers eine Expedition auszusenden mit dem Auftrage: 1. Die Wege von Saissan durch die Dschungarei nach der Provinz Sz'-tschwan in topographischer Hinsicht zu erforschen und zu ermitteln, auf welche Weise und durch welche Mittel dieselben für den russischen Handel nutzbar zu machen seien; 2. falls der Handel in dieser Richtung entwickelungsfähig ist, die Frage zu studiren, wo Consulate oder eventuell nur Agenturen und Factoreien

*) Nach dem Russischen im zwölften Bande der „Iswestija der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft", Heft II, S. 143 bis 155.

errichtet werden müßten; und 3. möglichst vollständige Nachrichten über die sogenannte Dunganenbewegung einzuziehen, über ihre Lebenskraft, über die Mittel, über welche die chinesische Regierung behufs ihrer Unterdrückung verfügt, und überhaupt alle Angaben zu sammeln, welche möglicher Weise ein Urtheil über die künftige politische Lage der von der Insurrection ergriffenen Gebiete gestatten könnten.

Die Leitung der Expedition wurde Sosnowski übertragen; sie bestand aus dem Dr. med. Pjasezki als Arzt und Naturforscher, dem durch seine Arbeiten in der westlichen Mongolei bekannten Offiziertopographen Matusowski, dem gemietheten Dolmetscher Andrejewski, der in Kalgan einige Geschäfte abzuwickeln hatte, und drei sibirischen Kosacken als Escorte; außerdem gingen als eingeladene Gäste mit der Photograph Bojarski und der Chinese Sjui, welcher 36 Jahre lang als Vertreter einer der größten Theefirmen in Kiachta gelebt hat. Sosnowski erhielt außer den besonders festgesetzten Diäten- und Postgeldern für die ganze Dauer der Reise 2000 Rubel Vorschuß und 5000 Rubel für außerordentliche Ausgaben; die Kaufmannschaft von Kiachta stellte ihm ihrerseits 3000 Rubel und Waarenproben zur Verfügung und ebenso in Han-kau der ehemalige Viceconsul Iwanow und die Vertreter des Handelshauses Radionow jeder noch 900 Lan (zusammen = 2000 Rubel), so daß der Reisende im Ganzen über 12,000 Rubel verfügte.

Nach dem Beispiel englischer und anderer Expeditionen wurde Peking als Ausgangspunkt gewählt. Nachdem die definitive Ausrüstung in Semipalatinsk bewerkstelligt worden, überschritt die Gesellschaft am 12. Juli 1874 die Grenze bei Kiachta und langte am 19. August in Peking an *), wo sie Geleitbriefe erhielt und sich alsdann theilte. Andrejewski und Sjui gingen zu Lande, um sich mit den Eigenthümlichkeiten der Straße bekannt zu machen, auf welcher die Kaufleute von San-si ihren Thee von Han-kau am Yang-tse-kiang nach Kalgan schaffen. Alle übrigen gingen nach Tien-tsin, weiter zur See nach Schanghai, dann den Yang-tse-kiang hinauf und trafen Ende October in Han-kau ein, wo gerade die Wintersaison mit den üblichen Pferderennen eröffnet wurde. Während einerseits die Kosacken dort durch ihre Reiterkünste die Einheimischen in Erstaunen versetzten, gaben diese den Russen Paraden und dergleichen zum Besten. Ja, die Befehshaber ließen die Truppen halten, wenn Herr Bojarski eine malerische Stellung auf seinen Platten zu fixiren wünschte.

Für Sosnowski handelte es sich nun darum, zu entscheiden, ob er wie bisher als Privatmann auftreten sollte oder als in officieller Eigenschaft reisender Offizier. Der Chutschön oder Schutzbrief des Tsung-li-yamen (Auswärtiges Amt) war doch nur eine sehr bedingte Garantie für die Sicherheit der Expedition. Hatte doch der unglückliche Margary ebenfalls einen Chu-tschön und Empfehlungen obendrein gehabt, und doch wurde sein Kopf schließlich auf den Mauerzinnen von Man-wein aufgepflanzt! Ist es möglich, einen Chinesen davon zu überzeugen, daß acht Männer aus fernen Landen ohne allen Zweck nur des Reisens wegen Geld ausgeben? Wozu dann dabei die Aufnahmen, die Beobachtungen und das Sammeln von Nachrichten? Und wie kann der Reisende endlich solche Thätigkeit vor den scharfen Augen der Behörden verbergen?

Dazu kam, daß in den in Schanghai und Canton in chinesischer Sprache erscheinenden Zeitungen die verschiedensten Nachrichten über die Zwecke der russischen Expedition gebracht wurden, so daß es Sosnowski schließlich für das Beste hielt, die volle Wahrheit zu sagen, daß nämlich die Expedition von der russischen Regierung zur Erforschung von Handelsbeziehungen ausgesandt worden sei. Der Consul in Han-kau bot seine Vermittelung mit den Behörden an; die Reisenden statteten dem Generalgouverneur und anderen Beamten ihre Besuche ab und erreichten damit, daß jene auf dem einzuschlagenden Wege die Ankündigung vom Eintreffen der Expedition vorausschickten und der Gesellschaft zunächst ein Kanonenboot mit zwei Geschützen beigaben.

Der Fluß Han-kiang*), an dessen Mündung (in den Yang-tse-kiang) Han-kau liegt, durchfließt drei der größten Provinzen Chinas, im untern Laufe Hu-pe, im mittlern und obern Sz'-tschwan **) und Schen-si und bildet einen Theil des Handelsweges, welchen die Russen zu erforschen hatten. Um also einen richtigen Begriff von der Tauglichkeit dieses Stromes für industrielle und commercielle Unternehmungen zu erhalten, war es von Wichtigkeit, ihn seiner ganzen Länge nach zu verfolgen. Deshalb wurde auch von Han-kau ab, welches sie am 11.(23.) Januar 1875 verließen, eine detaillirte Routenaufnahme („Marschroute") ausgeführt und die Tiefe, Breite und Geschwindigkeit des Stromes gemessen. In seinem untern Theile ist der Fluß selbst für Dampfer von bedeutendem Tiefgange schiffbar; die Strömung ist ruhig und eben, die Ufer bald niedrig und sandig, bald höher und lehmig. Zu beiden Seiten liegen Baumwollpflanzungen, weite Reisfelder und eine ununterbrochene Reihe von Dörfern und Gehöften versteckt im Schatten der Weiden. Eine Menge von großen und kleinen Schiffen bewegt sich beständig auf und ab und bildet stellenweise buchstäblich einen Wald von Masten.

Solche Centren, wie Je-kia-kou und Schan-yang (Siang-yang?), zwei bedeutende Flußhäfen, welche Handel mit Reis und Baumwollenpapier treiben, Fan-tsching (Hafen gegenüber von Siang-yang, etwas nördlich vom 32. Grad n. Br.), von wo der Weg der Kaufleute von Sansi nach Kalgan abgeht, und Lo-che-kou, welches an 60,000 Einwohner zählt und die Producte des Südens dem Norden übermittelt, wimmeln von rastlos thätigen Menschenmassen wie ein Jahrmarkt. In seinem mittlern Laufe durchschneidet der Han das Gebirge Wu-tan-schan, welches viel Steinkohlen und Schieferformationen besitzt. Dort hat der Fluß Schnellen, deren man 360 von verschiedener Benennung und Bildung zählt, und erreicht die colossale Geschwindigkeit von $9^1/_2$ Fuß in der Secunde. Obwohl daselbst öfters Schiffbrüche vorkommen und z. B. Sosnowski selbst durch Kentern eines der Boote einen Theil seiner Sammlungen und Instrumente einbüßte, ist der Verkehr doch sehr lebhaft, und wenn plumpe, chinesische Dschunken mit einer Fracht bis zu 1200 Pud dort durchkommen, so läßt sich diese Möglichkeit wohl auch für Flußdampfer annehmen, besonders wenn im Fahrwasser Correctionen ausgeführt würden. In seinem Oberlaufe dagegen ist der Fluß wegen seiner Seichtheit und der vielen Sandbänke wenig für die Schifffahrt geeignet.

In Schen-si, Sz'-tschwan und Kan-su betreten wir ein

*) Auf dem Wege dorthin traf sie endlose Transporte mit Waffen und Ausrüstungsgegenständen, welche für die bei Urumtsi gegen die Dunganen operirenden chinesischen Truppen bestimmt waren. Der Kampf sollte im Frühjahr 1876 beginnen, und damals standen in Kan-su bereits 70,000 Soldaten, zum Theil mit europäischen Gewehren bewaffnet, unter dem General Tsin-liang bereit, die abgefallenen Landschaften wieder zu unterwerfen. Nach den letzten Nachrichten haben allerdings die damals sehr siegesgewissen Chinesen eine arge Niederlage davongetragen.

*) Von seinem Quellgebiete sowohl als wie von seinem Unterlaufe abwärts von Siang-yang hat Fr. v. Richthofen genaue Aufnahmen gemacht, die demnächst erscheinen sollen.

**) Nach den Karten berührt der Han-Fluß nirgends den Boden von Sz'-tschwan.

Gebiet, welches von fremder Concurrenz zu weit abgelegen ist und deshalb offenbar sich denjenigen Gegenden, wo der Handel von Rußland beeinflußt wird, anschließen muß. Die wichtigsten Producte des Landes sind Thee, Seide in rohem und bearbeitetem Zustande, Rhabarber, Safran, Taback und Früchte. Im südöstlichen Theile von Schen-si und in allen Theilen Sz'-tschwans ohne Ausnahme sind weite Strecken mit herrlichen Theepflanzungen bedeckt, deren manche sich eines großen Rufes erfreuen und die ihre erste Ernte an den Pekinger Hof senden. Rußland am nächsten gelegen sind die Theemärkte Zü-yan-sjan (Kü-yan-hien unserer Karten?) und Han-tschung-fu (Stadt mit 80,000 Einwohnern am obern Han-kiang im südlichen Schen-si). Namentlich an letzterm Platze, wo die Expedition Mitte April anlangte und wo sie noch die deutlichsten Spuren des Taiping-Aufstandes wahrnehmen konnte, haben sich wegen Mangels an Absatz viel Vorräthe angesammelt. Vor dem Aufstande wurde der Thee, von dem Sosnowski über 100 verschiedene Proben sammelte, nach Innerasien und Tschugutschak versendet, und namentlich jene röthliche Sorte, welche ihrer Zeit Semipalatinsk berühmt gemacht hat und angeblich mit Gold aufgewogen wird, kam aus diesen Gegenden. Um einen Begriff von den Preisen zu bekommen, genüge die Angabe, daß von einer Sorte Thee, die an Qualität die meisten in Europa consumirten übertreffen soll, 205 Pfund für 3 Rubel zu haben sind. Die Preise anderer Producte sind zum Theil unglaublich billig: ein Pud (32 Pfund) des hufeisenförmigen Rhabarbers kostet 2 Rubel; die berühmten Atlasse, die in Rußland zu 75 bis 100 Rubel verkauft werden, kosten an Ort und Stelle nicht über 35 bis 40. Der Thee geht meist zunächst nach Han-kau, wo er präparirt und zum großen Theile mit einem künstlichen Aroma versehen wird. Nicht minder schwunghaft wird dort der in Innerasien in so colossalen Mengen verbrauchte Ziegelthee durch vielerlei Surrogate verfälscht.

Anfang Juni 1876 machte sich die Expedition von Han-tschung-fu nach Lan-tschau-fu, der Hauptstadt von Kan-su, auf den Weg. Zuerst war die Gebirgsgegend, welche auf den Karten mit Pe-ling bezeichnet ist und die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Gelben und des Blauen Stromes, des Hwang-ho und des Yang-tse-kiang, enthält, zu überschreiten, um das breite Thal des Wei-ho, der sich unterhalb der Riesenstadt Si-ngan-fu in den Gelben Strom ergießt, zu erreichen; dann ging es wieder auf Gebirgswegen über Kung-tschang-fu und Ti-tao hinüber nach Lan-tschau-fu. Das südlichere dieser beiden Gebirge (der sogenannte Pe-ling) trägt auf seinem südlichen Abhange noch Palmen und Reis; weiter nach Norden hin ändert sich aber das Aussehen der Landschaft: die lehmigen Bergabhänge sind mit nordischen Laubholzarten bedeckt und in den weit auseinandergerückten Thälern dehnen sich Weizenfelder aus. Das nördlichere Gebirge (zwischen dem Wei-ho und Lan-tschau-fu) steigt bereits in dem Passe bis 7400 Fuß an und zeigt schon kahle Hochebenen mit Salzlachen, die Vorboten der Gobi. Hinter Lan-tschau-fu geht die Straße bis zum Anfange der Gobi immer nach Nordwesten (dort kreuzt sie Prschewalski's Weg, s. die Karte auf S. 120); zur Seite hat sie entweder reiche Weidetristen oder nackte Sand- und Schieferstrecken, links die Wände des Schneegebirges Nan-schan, rechts die trockenen, kahlen Gipfel seiner Vorberge, an welchen in Gestalt eines einfachen Erdwalles die historische „Wan-li-tschan-tschen" oder „Große Mauer" mühsam hinaufklettert.

Aber ringsum welch gräßliches Bild der Vernichtung! Große Dörfer, zahlreiche einzelne Ansiedelungen, wo noch unlängst Leben und Thätigkeit herrschte, stehen jetzt da in trüber Stille als blutbesudelte Ruinen. Alles ist öde, keine Seele darin, nur hier und da schaut hinter schnell zusammengeflicktem Lehmwerke oder aus einem Erdloche hervor schüchtern ein ausgemergeltes Gesicht. Nicht die Jahre des Alters haben es mit tiefen Runzeln durchfurcht und ihm den Stempel der Schwäche aufgedrückt, sondern die schweren Leiden einer kaum vergangenen Zeit. Es ist vielleicht das einzig übriggebliebene Glied einer zahlreichen Familie. Alle sind sie umgekommen als Opfer des Aufstandes. Das Land hatte entsetzlich zu leiden, und es kam so weit, daß das Pfund Rindfleisch 3 bis 4 Rubel kostete, ein Sack Getreide 100! Ja man hat Leichen und selbst die eigenen Kinder verzehrt. Jetzt ist jedoch die gewöhnliche Ordnung der Dinge wieder hergestellt; die Leute kommen aus ihren Zufluchtsorten in den Bergen wieder hervor, und der ganze Weg ist mit einer fortlaufenden Reihe von Wachthäusern und Militärposten, den sogenannten „Ljansen", bedeckt, deren Insassen neben der Sorge für die öffentliche Sicherheit auch mit der Wiedereinführung von Ackerbau und Viehzucht beschäftigt sind.

In Lan-tschau-fu langte die russische Expedition am 21. Juni n. St. an und verweilte daselbst etwa einen Monat, indem sie die ausgedehnte Gastfreundschaft des dortigen Generalgouverneurs Tso-tschung-tang genoß. Da es demselben voraussichtlich*) beschieden ist, in den Beziehungen zwischen China und Rußland dereinst eine bedeutende Rolle zu spielen, so beschäftigt sich Sosnowski eingehender mit der Charakteristik dieser bedeutenden Persönlichkeit. Ich habe mich — sagt er — fast zwei Jahre in China aufgehalten und alle Classen der Gesellschaft, Bürger und Militärs, Gelehrte und den gemeinen Mann, kennen gelernt, aber ich bin wenig so aufgeklärten Chinesen begegnet, wie Tso-tschung-tang. Er hat mich entschieden durch seine vernünftigen Ideen in Erstaunen versetzt sowie durch seine richtige und genaue Kenntniß von Rußland. Er begann nach vollendetem Studium seine Laufbahn in Hu-nan mit Operationen gegen die Taiping-Rebellen, wurde dann Gouverneur von Fu-kiang und 1868 zum wichtigen Posten eines Generalgouverneurs von Schangan (d. h. der Provinzen Schen-si, Kan-su und der Landschaft Kuku-nor) berufen. Ueber besonders glänzende militärische Talente verfügt er wohl kaum, aber als Verwalter und Organisator ist er im höchsten Grade befähigt, von Natur geradezu und aufrichtig, offen und ehrlich. Er hat es eingesehen, daß die ganze Unordnung hauptsächlich in der Bestechlichkeit der Beamten und Offiziere ihren Grund hatte. Er stellte also gute Beamte an, warb Soldaten, angeblich 150,000 Mann, an, gab ihnen eine gute Organisation, setzte einen ordentlichen Sold fest, welcher pünktlich ausgezahlt wird, errichtete in Lan-tschau-fu ein Arsenal, wo Gewehre nach den neuesten Systemen, Mitrailleusen und Hinterladungsgeschütze fabricirt werden, bewältigte dadurch den Aufruhr und flößte dem seiner Obhut anvertrauten Trümmerhaufen neues Leben ein. Im Mai 1875 wurde der Tschung-tang (dies ist sein Titel; Tso der Name) mit dem Titel eines Statthalters auch über das ganze südwestlich angrenzende Gebiet, d. h. das erst wiederzuerobernde Dschungarien und Turkestan, gestellt. Uebrigens erreicht seine Jurisdiction keineswegs mit den einmal feststehenden Grenzen seines Gebiets ihr Ende, sondern gilt überall, wo es sogenannte „Straßenräuber", d. h. Insurgenten, giebt.

Die Russen hatten sich namentlich von Han-tschung-fu an eines Empfanges zu erfreuen, wie er bis jetzt wohl nur

*) Er ist inzwischen abberufen; sein Nachfolger ist den Fremden nicht so günstig gesinnt, so daß die kaum eingeleiteten Beziehungen vielleicht rasch wieder abgebrochen werden.

den wenigsten Reisenden im Reiche der Mitte zu Theil geworden ist. Ihre Reise war eine endlose Reihe feierlicher Empfänge und Ovationen. Auf dem ganzen Wege waren Benachrichtigungen verschickt worden, worin die Orte für ihr Frühstück, Mittagessen und Nachtlager bezeichnet waren; Soldaten, Behörden und Volk strömten zur Begrüßung herbei; die Festungen salutirten, die Städte flaggten und illuminirten; ja die Liebenswürdigkeit ging stellenweise so weit, daß man Brücken und Straßen reparirt hatte. Vor ihrer Abreise aus Lan-tschau-fu stellte Tso dem Reisenden einen General, einen Obersten, einen Districtsvorsteher, einen Kreisvorsteher, einen Unteroffizier und einen gemeinen Soldaten, kurz Leute von jedem Range und Stande, zur Verfügung. Die Instruction derselben ging dahin: für den gesammten Unterhalt unterwegs zu sorgen; im Falle schlechten Wetters und Regens oder, wenn ein Mitglied der Expedition erkranken sollte, den Russen vorzustellen, daß es nicht möglich sei weiterzureisen; vom Aufstand ergriffene Gebiete gar nicht zu betreten, und wenn die Fremden doch darauf bestehen sollten, alsdann alle dort vorhandenen Truppen und Garnisonen als Geleit mitzunehmen. Jedesmal am Abend vor dem Aufbruche erschienen der General und zwei andere Beamte zur Entgegennahme von Befehlen besonders wegen der Arbeiten des Arztes, des Topographen und Photographen, theilten die Tagesordnung mit und besprachen die nöthige Zahl der Vorspannthiere, Reitpferde und Wagen. Sosnowski trug übrigens während der ganzen Reise seinen vorschriftsmäßigen Uniformrock, obwohl die Hitze zeitweilig unerträglich war. Gewöhnlich rückte das ganze Lager mit vollem Bestande in Parade aus und stellte sich zu beiden Seiten der Straße als Spalier auf, die Vorgesetzten auf dem Flügel. Bei Annäherung der Fremden gaben die Kanonen oder in deren Ermangelung Falkonets drei Schüsse ab und die Offiziere beugten vorschriftsmäßig die Knie; dann begaben sich die Russen an die Tête; wieder drei Kanonenschüsse, worauf die Marschordnung eingenommen wurde, und so ging es bis zum nächsten Lager.

Man wird mich fragen, sagt Sosnowski, wie ich solche Aufmerksamkeiten erklären kann. Vor Allem: ich habe richtig gefragt und sie haben aufrichtig geantwortet; die Natur hat ja den Asiaten so reichlich mit der Eigenschaft, Kunstgriffe und Schliche anzuwenden, ausgestattet, daß die Chancen eines Streites auf diesem Boden sehr ungleich vertheilt sind. — Der zweite Grund waren die guten Beziehungen zu den Behörden.

China erscheint uns als der verkörperte Gedanke der Centralisation; aber es ist kein Frankreich, wo fast jeder Gensdarm die Idee der Reichseinheit personificirt. Hier hängt Alles von persönlichen Beziehungen und Verbindungen ab, und die Formlosigkeit derselben erinnert sehr an die asiatischen Chanate. Da, wo die Reichsordnung auf rein familiäre, patriarchalische Anfänge gegründet ist, kann es eben nicht anders sein. Nicht nur die Statthalter und Generalgouverneure der Provinzen erscheinen als die vollständigsten Satrapen, sondern selbst jeder „Sjan“ (Kreisvorsteher, Landrath) ist allen Ernstes eine Größe, die im Stande ist, Einem alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Auf eine geschriebene Klage hin sucht er sich stets schriftlich herauszuschwindeln, weil er sich ja sein halbes Leben lang mit dem Studium der Literatur beschäftigt hat; eine persönliche Revision oder Inspection durch einen höhern Beamten existirt aber nicht. Denn wie es für den höchsten Sohn des Himmels, den Kaiser, sich nicht ziemt, die Mauern seiner Paläste zu überschreiten, so ist es auch unpassend, daß Localbeamte zur Besichtigung einer Provinz herumreisen. Diese Eindrücke nahm ich aus meinen persönlichen Beobachtungen mit; doch kann ich auch eine Menge fremder Beispiele anführen. Es ist ja bekannt, daß die chinesische Regierung kein anderes Mittel fand, einen ungehorsamen Sohn und berüchtigten Seeräuber zu beruhigen, als indem sie ihn zum Generaladmiral der kaiserlichen Flotte erhob. Auch der berühmte Li-tschung-tang befand sich anfangs auf Seiten der Taiping-Rebellen und ging erst später zur kaiserlichen Partei über. Augenblicklich ist er Generalgouverneur von Tschili und nimmt den thätigsten Antheil an der Gesammtregierung. Die französische Expedition kam ferner nur darum vorwärts und erreichte ihren Zweck, weil sie dem Generalgouverneur von Yün-nan einen Vorrath von Kriegsmaterial zum Kampfe gegen die Panthays überließ. Und endlich ein sprechender Beweis in Rußland selbst: es ist bekannt, daß der Amurbezirk durch den dortigen Statthalter abgetreten wurde, und daß der Tsung-li-yamen erst später widerwillig die vollendete Thatsache sanctionirte.

Was drittens zum Erfolge unseres Zuges mitwirken konnte, das sind die traditionellen langjährigen, friedlichen Beziehungen; der russische Name erfreut sich wirklicher Sympathien, während andererseits die Erinnerung an den englisch-französischen Krieg im Volke noch nicht erloschen ist; ebenso sehr begreift dasselbe das ganze Unglück, welches der Opiumhandel veranlaßt. Und nicht die letzte Rolle spielten schließlich meine Geldunterstützungen an Arme und der Vertrag, den ich wegen Lieferung von Proviant nach Gutschen *) mit Tso-tschung-tang schloß, mit dem Wunsche, durch eigenes Beispiel dem Handelsverkehre einen Weg zu bahnen.

*) Ende November 1875 ist die erste Getreidekarawane von 300 Kameelen von Semipalatinsk nach Gutschen abgegangen. Allein Tso's Abberufung wird wahrscheinlich diesen Handel wieder unterbrechen.

Land und Volk von Akem.

I.

W. E. Die durch den englischen Feldzug gegen Aschanti im Jahre 1873 und 1874 hervorgerufene Literatur hat unsere Kenntniß der Goldküste und ihres interessanten Hinterlandes nicht in dem Maße bereichert, als man ihrem Umfange nach vermuthen könnte. Es liegt dies zum Theil an der großen Eile, mit der die Mehrzahl der einschlägigen Werke abgefaßt wurde, um nicht nach Erkaltung des durch den abenteuerlichen Zug im Heimathlande hervorgerufenen Interesses auf den Markt zu kommen. So giebt Capitän Henry Brackenbury in dem Vorwort zu seinem „Ashanti War“ (London 1874) selbst an, daß er sein 800 Seiten starkes Buch unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges in sechs Wochen geschrieben habe. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nur der militärisch allerdings vorzugsweise interessante

Zug Sir Garnet Wolseley's eingehend beschrieben wird. Die Diversionen der Capitäne Dalrymple, Butler und Glover, die auf geographisch weit weniger bekanntem Gebiet westlich und östlich von dem seit Edward Bowdich's Gesandtschaftsreise nach Kumassi im Jahre 1817 genugsam bekannten Wege Wolseley's stattfanden, werden daneben ziemlich stiefmütterlich behandelt. Auch die Mittheilungen, die Capitän John Glover selbst in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 11. Mai 1874 über seine Expedition vom Volta nach Kumassi machte, sind mehr geeignet, unsere Neugier zu erregen als sie zu befriedigen *).

Ein ausführlicher Bericht über die angeblich seit langer Zeit, thatsächlich wohl erst seit dem Friedensschluß von 1874, zum britischen Protectorat gehörige Landschaft Akem ist daher keineswegs überflüssig, zumal da auch Seitens der Baseler Missionsgesellschaft, die seit 1855 in Akem Fuß gefaßt hat, wenig Zusammenhängendes über dieses Wirkungsfeld berichtet worden ist. Und doch besuchte schon 1839 der Missionär Rüs von der zu Akropong im Gebiet der Akuapem begründeten Station aus die Hauptstadt von Akem, Kjebi, ohne aber den Versuch zu einer Niederlassung zu machen **). Später aber ist es gelungen, drei Stationen in Akem zu begründen: Asiakwa, Kukurantumi und Kjebi, und Capitän Glover, dem 1873 die schwere Aufgabe zufiel, die Einwohner des östlichen Akem zu organisiren und gegen die Aschanti zu führen, rühmt in dem oben erwähnten Vortrage den in jeder Beziehung günstigen Einfluß, den die Mission auf ihre Zöglinge geübt.

Was vollends die älteren Berichterstatter über die Goldküste, namentlich der dänische Kaufmann L. F. Römer in seinen Nachrichten von der Küste Guinea (Kopenhagen 1769), von Akem zu sagen wissen, beruht lediglich auf Hörensagen und beschränkt sich wesentlich auf Hervorhebung des ungewöhnlichen Goldreichthums gerade dieses Gebiets.

Akem, das etwa zwischen 6° und 6° 30′ nördl. Br. und zwischen 20′ und 1° westl. L. v. Gr. liegt, wird vom Volta durch das kleine Gebiet der Krobo, von der Küste durch das Akuapem- und Fantiland getrennt; im Westen grenzt es an Asen, im Norden endlich bildet der Prah die Grenze gegen das Aschantireich. Dieser letztern bedrohlichen Nachbarschaft der Aschanti verdanken wir indirect den neuen Bericht, dessen Mittheilung Zweck dieser Zeilen ist.

Schon während der Friedensverhandlungen im März 1874 beschwerte sich der Aschantikönig, Kofi Karakari, daß die Könige von Akem bemüht seien, ihm seine Unterthanen, namentlich den Fürsten von Dwaben ***), abspenstig zu machen, und bald darauf hören wir von dem Abfall dieses mächtigsten Vasallen des Aschantireichs, dessen stattliche Hauptstadt nur 3 Meilen östlich von Kumassi liegt. Doch scheinen die Aschanti trotz der ihnen von den Engländern zugefügten schweren Verluste diesen Empörern gewachsen gewesen zu sein, da gegen Ende 1875 die hartbedrängten Dwaben den Prah überschritten, um auf britischem Gebiet, in Akem, Schutz zu suchen.

Um Verletzungen der Grenze durch die siegreichen Aschanti zu verhindern, entsandte der Gouverneur der Goldküste eine Truppenabtheilung nach Akem, deren Befehlshaber, Capitän J. S. Hay, in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 26. Juni dieses Jahres über die während seines Aufenthaltes in Akem gemachten Wahrnehmungen berichtet hat. Diese Schilderung ist es, die wir unseren Lesern nach dem im Sitzungsbericht gegebenen Auszuge mittheilen wollen. Zur Orientirung über Akem bieten selbst die besten Karten der Goldküste kaum mehr als das oben über Lage und Begrenzung Angeführte. Eine Ausnahme macht nur das wahrscheinlich auf Berichten der Baseler Missionäre beruhende Kärtchen in dem interessanten Werke der Missionäre Ramseyer und Kühne: „Vier Jahre in Asante. Basel 1875", das, beiläufig gesagt, über die Zustände des Aschantireichs während des letzten Krieges den reichsten Aufschluß gewährt, da die Verfasser während ihres unfreiwilligen Aufenthalts in Kumassi nur zu gute Gelegenheit hatten, diese barbarischen Verhältnisse kennen zu lernen.

Lassen wir nun Capitän Hay selbst das Wort nehmen.

Ich verließ — sagt er — Accra am 17. November und erreichte Kjebi, die Hauptstadt von Akem, am 21. nach einem fünftägigen beschwerlichen Marsch von 150 Meilen *), meist durch Schlamm und Wasser. In den drei Monaten, während deren mein Hauptquartier in Kjebi war, hatte ich ausgiebige Gelegenheit, mich mit dem interessanten, bisher so gut wie unbekannten District Akem vertraut zu machen. Was ich während meines Aufenthalts zu beobachten im Stande war, will ich hier in der Kürze zusammenstellen.

Der District Akem in Westafrika liegt zwischen 6° und 7° nördl. Br. Er wird in seiner ganzen Ausdehnung von dicht mit Urwald bestandenen Bergketten eingenommen, mit Ausnahme eines kleinen Gebiets im Südosten und eines noch kleinern im Westen. Die Städte und Dörfer liegen meist auf oder dicht an den Gipfeln der Hügel. Die größere Ebene im Südosten enthält nur zwei kleine Städte, Osanease und Asâmang, und ist im Uebrigen bis auf einige zerstreute Jägerhütten gänzlich unbewohnt. Die Beschreibung einer dieser Städte genügt für alle, da Unterschiede zwischen den einzelnen kaum zu entdecken sind. Führt der Weg durch den pfadlosen Wald, so verkündet keine Vorstadt oder irgend ein anderes Anzeichen dem Wanderer die Nähe menschlicher Wohnplätze, da Urwaldbäume sie verdecken, bis man sie völlig erreicht hat **). Meist bestehen sie aus einer einzigen langen Straße, in der die Häuser getrennt stehen. Diese bestehen aus einem Bambusgerüst mit einem Dach aus Palmen- und Pisangblättern. Die mit Lehm bedeckten Seitenwände haben selten Fenster oder Oeffnungen. Der Eingang geschieht durch eine Seitenthür, die in den zugleich als Küche benutzten Hofraum führt. An seinen drei Seiten sind die sehr kleinen und niedrigen Innenräume vertheilt. Im Mittelpunkt der Stadt befindet sich gewöhnlich ein Fetischbaum, der als Wohnort der Localgottheiten gilt. Unter zwei anderen Bäumen sind Bänke oder hölzerne Klötze aufgestellt, welche die Könige und Häuptlinge zu ihren Palavern und Empfangsfeierlichkeiten benutzen.

Das ganze Gebiet ist gut bewässert; die bedeutendsten Flüsse sind der Berem, der Densu, der Bompong und der Pompong ***). Die Betten dieser Flüsse sind niemals trocken,

*) Vergl. Proceedings of the R. Geogr. Society. Vol. 18, p. 286.

**) Vergl. Evangelisches Missions-Magazin. Neue Folge. Jahrgang 18, S. 308 ff. Basel 1874.

***) Fast wie Dschwaben gesprochen. Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante, S. 54. Die Engländer schreiben Juabin, Janbin.

*) Diese Zahl kann nicht richtig sein, da die directe Entfernung nicht über zwölf deutsche Meilen beträgt.

**) In Uebereinstimmung hiermit erzählt Capitän Glover, daß er auf seinem Marsche vom Volta nach Kumassi, der ihn mitten durch Akem führte, seit dem Eintritt in die Waldregion bei Odumassie, mit Ausnahme der Lichtungen in der Umgegend der Aschantihauptstadt keinen Ort fand, von dem aus er 100 Yards in irgend einer Richtung hätte sehen können. (Proceedings of the R. Geogr. Society. Vol. 18, p. 288. 289.)

***) Nach der oben erwähnten Karte bei Ramseyer und Kühne fließt der Berem, an dem unter Anderm die Hauptstadt Djebi liegt, in den Prah. Ein Bompong vereinigt sich mit dem Densu, der sich westlich von Akra ins Meer ergießt. Ein anderer Bompong fließt in den Volta. Die feine Nüance zwichen B und P scheint den deutschen Ohren entgangen zu sein.

da sie beständigen Zufluß von den Bergketten erhalten, auch häufig durch Regen anschwellen. Infolge von zahlreichen Wasserfällen und Untiefen wären sie nur für leichte Canoes schiffbar. Die Eingeborenen wenden auch diese nicht an, da sie keinen Verkehr haben und zu träge sind, ihn ins Leben zu rufen.

Nach dieser Schilderung der charakteristischen Züge in der natürlichen Gestaltung des Landes komme ich zum zweiten Theil meines Gegenstandes, der Bodenbeschaffenheit, dem Baumwuchs, den Producten des Mineral- und Pflanzenreichs, den Eigenthümlichkeiten des Klimas.

Das ganze Gebiet von Akem ist in hohem Grade goldführend. Die Eingeborenen sind aber zu unwissend und zu träge zu einer regelmäßigen Ausbeutung. Sie begnügen sich damit, runde 16 bis 20 Fuß tiefe Löcher zu graben, und erhalten das Gold in kleinen Stücken und in Form von Staub *). Letztern finden sie auch in den Flüssen, wo ich sie selbst ihn habe waschen sehen. Das Land ist in manchen Theilen so von diesen Goldlöchern durchsetzt, daß es schwierig, manchmal gefährlich wird, es zu durchwandern **).

Der Boden ist ein zäher, rother Thon, in dem vielfach rother Sandstein und Quarzschichten auftreten.

Das Land ist reich an Bäumen, welche gewaltige Höhe und Stärke erreichen. Ich habe selbst Stämme von über 200 Fuß Höhe gesehen. So lange der Wald in seinem Urzustande belassen wird, ist jeder Anbau unmöglich. Und doch wäre der reiche Boden bei nur geringem Aufwand von Thätigkeit und Intelligenz im Stande, Baumwolle, Reis, Ingwer und Kaffee, um Anderes unerwähnt zu lassen, in beliebiger Quantität hervorzubringen. Trotz der Faulheit der Eingeborenen gedeiht die Oelpalme ***) üppig, und zöge man sie in Plantagen, so würde sich das Oel als lohnender Artikel für den Handel mit der Küste erweisen. Taback wächst wild in üppiger Fülle, uncultivirt und ungenützt, da die Eingeborenen für ihren eigenen Bedarf zubereitete amerikanische Blätter an der Küste kaufen. In der Nähe von Begoro, der nördlichsten Stadt des Districts, giebt es zahllose Gummi- und Federharzbäume †). Beide würden sich als reiche Quelle des Wohlstandes erweisen, wenn die Eingeborenen genug Menschenverstand und Fleiß besäßen, um die Schätze nutzbar zu machen, welche die Natur mit so verschwenderischer Hand über sie ausstreut.

Das Klima von Akem ist das ganze Jahr hindurch feucht. Während der drei Monate meines Aufenthalts (vom November bis zum Januar), in der sogenannten trockenen Jahreszeit, verging kein Tag ohne Regen, der gewöhnlich am Nachmittag begann und von heftigem Donner und Blitz begleitet war.

Ich komme nun zum dritten und letzten Theil meines Gegenstandes, der persönlichen Erscheinung, den Gebräuchen und der Religion der Eingeborenen.

Die Männer sind gewöhnlich von mittlerer Größe, die Frauen wohlgebildet, aber klein. Ihre Farbe ist heller als die der Küstenstämme, der Negertypus ist weniger ausgebildet. Die Männer sind, obgleich schwächlich gebaut, großen Anstrengungen gewachsen, wenn diese unvermeidlich sind. Doch sind sie von so unverbesserlicher Trägheit, und, wenn sie irgend Rum in genügender Quantität erlangen können, dem Trunke so ergeben, daß sie meist alle Arbeit den Frauen überlassen. Diese haben die Nahrung herbeizuschaffen, sammeln Zweige zur Feuerung und waschen das Gold aus den Flüssen *). Bei den Männern habe ich häufig eine außerordentliche Vergrößerung der Backenknochen unter den Augen wahrgenommen. Sie nehmen die Gestalt von Hörnern zu beiden Seiten der Nase an und werden so lang, daß mir Fälle vorgekommen sind, in denen der Mann stark schielen mußte, um überhaupt noch zu sehen. Das Wachsen der Backenknochen beginnt in der Kindheit. Die Haut zerreißt nicht, sondern erscheint über dem Horn ausgespannt wie ein Handschuh. Diese Erscheinung ist, wie ich glaube, dem Stamm eigenthümlich, da ich sie nirgends sonst wahrgenommen habe.

Nahrung. Sie haben eine besondere Vorliebe für Palmöl, können es aber selten bekommen, da sie zum Anbau zu faul sind. Sie genießen es als Suppe, mit Schnecken oder Affenfleisch. Ihr gewöhnliches Gericht führt den Namen „Fou-Fou“ und besteht aus gekochtem, unreifem Pisang, der in einem ausgehöhlten Baumwollbaumstamm **) mit einem Zusatz von etwas kaltem Wasser zu Brei gestampft wird ***). Hiervon verzehren sie ungeheure Quantitäten,

*) Diese primitive Art der Goldgewinnung in Akem beschreibt schon Römer; Nachrichten S. 152 ff. Vergl. auch den Bericht von Andreas Riis aus dem Jahre 1839 im Evangelischen Missions-Magazin. Neue Folge 18, S. 308: „Sobald der Boden nach dem trockenen Harmattan durch einige Regengüsse erweicht ist und die Flüsse reichlich Wasser enthalten, findet dieses Goldgraben statt, also im Mai oder April. Zu dem Graben werden so elende Werkzeuge gebraucht, als sie die Neger haben oder selber machen können; das Eisen dazu kaufen sie von den Weißen an der Küste. Mit diesen Instrumenten machen sie ein Loch, gewöhnlich zirkelförmig $1^1/_2$ bis 2 Fuß im Durchmesser, werfen den ersten Boden und den nachfolgenden so lange weg, bis die goldhaltige Erde anfängt. Von dieser sammelt man einen handlichen Haufen in eine große, runde Holzschüssel, geht damit an den nahen Bach und wäscht ihn weg bis das Gold allein zurückbleibt. Zu dieser Arbeit braucht ein jeder Hausvater nicht nur seine ganze Familie, sondern kauft auch dazu so viel Sklaven, als sein Geld erlaubt; sie bezahlen solche gewöhnlich mit 30 Thalern, zuweilen theurer. Außer den genannten Gruben machen sie auch viereckige von 6 bis 8 Fuß in Breite und Länge, mit denen sie dann auf ähnliche Weise verfahren. Ueberhaupt graben sie so tief als es das Hereintreten des Wassers erlaubt, das an den meisten Orten ziemlich bald in die Grube tritt. Die goldhaltige Erde hat eine gelbe Farbe und ist mit einer Anzahl weißer Steine vermischt. Das Gold, das hier gefunden wird, ist außerordentlich fein und daher den Kaufleuten besonders lieb.“

**) Diese Gefahr schildert in drastischer Weise Capitän Glover, s. Proceedings 18, p. 288.

***) Diese (Elais Guineensis) ist hier wohl unzweifelhaft mit dem unbestimmten „palm-tree“ des Originals gemeint.

†) Gum tree and india-rubber sind etwas unbestimmte Bezeichnungen. Ob letzteres hier Ficus elastica oder eine Siphonia bezeichnen soll, ist nicht auszumachen.

*) Zum Vergleich mag das Urtheil hier Platz finden, welches Riis (a. a. O. S. 308) über die Bewohner von Akem fällt: „Die Nation ist ein munteres und rüstiges Volk, lügenhaft und betrügerisch, im Glück stolz und übermüthig, in Gefahr furchtsam und verzagt, zum Theil dem Spiel und dem Branntweintrinken ergeben; es sind Leute von guter Gesichtsbildung, mittlerer Größe und ziemlich schwarz. Ihr Erwerb ist Bearbeitung des Bodens, Jagd, Handel und Goldgraben. Welcher von diesen Erwerbszweigen am meisten einbringt, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; der eine scheint den Leuten zu ihrem Durchkommen so nöthig als der andere, doch dürfte das Goldgraben noch am ergiebigsten sein, so lässig und so kurz es auch, nur einmal des Jahres, betrieben wird.“ Ueber die schimpfliche Feigheit der Bewohner von West- und Ost-Akem klagen übereinstimmend die Capitäne Butler und Glover; Beiden gelang es nur nach endlosen Verhandlungen einen Theil der streitbaren Männer über den Prah den Aschantis entgegenzuführen. Dem erstern liefen aber alle seine Leute am Schlachttage von Amoafui im entscheidenden Augenblick davon, ohne einen Feind gesehen zu haben, und Capitän Glover hält unter 700 Akims nur 100 für muthige Leute. (Brackenbury, Ashanti War II, S. 254 u. 258.)

**) „Cotton-tree“, wahrscheinlich Eriodendron.

***) Fast mit denselben Worten beschreibt der dänische Arzt Paul Erdmann Isert (Reise nach Guinea. Kopenhagen 1788, S. 289) die Zubereitung dieses nach ihm „Foi Foi“ genannten Gerichts, sowie der Suppe aus in Palmöl gekochtem Fleisch bei den Bewohnern von Akuapem. Er fügt hinzu: „Ich muß gestehen, daß mir dieses Essen der Neger vorzüglich wohlgefallen hat. Es machte allein meine Nahrung aus, so lange ich mich in Akuapem aufhielt.“

wonach sie häufig 24 Stunden fasten. Bisweilen rösten sie Pisang über einem Holzfeuer.

Die Ehegebräuche sind sonderbar und interessant. Polygamie herrscht unstreitig und der Reichthum eines Mannes bemißt sich nach der Zahl seiner Weiber. Der Bewerber erhält keine Aussteuer von der Familie der Braut, sondern zahlt vielmehr dem Vater eine Summe von 5 bis 10 Pfund in Goldstaub, Zugaben an Zeug und Rum ungerechnet. Von diesem Herkommen ist nur der regierende Häuptling des Gebiets ausgenommen, der das Recht hat, die Tochter jedes Mannes ohne die sonst übliche Bezahlung zu verlangen. Der jetzige König des östlichen Akem hat ungefähr 30 Frauen, von denen aber einige hochbetagt sind, da es Sitte ist, daß der König, der den „Stuhl" besteigt, die Hauptfrauen seines Vorgängers beibehält. Der jetzige König, der in Uebereinstimmung mit der Erbfolgeordnung seinem Oheim gefolgt ist *), hat eine Anzahl von Frauen seines Vorgängers im Harem.

Eine Tochter aus der königlichen Familie kann bei allen Stämmen sich jedem Manne antragen, und dieser darf sie nicht zurückweisen, meist bei Todesstrafe. Wählt eine Prinzessin, wie dies bisweilen vorkommt, einen Bauer, so wird dieser sofort Häuptling. Er behält wie alle übrigen das Recht, sich andere Frauen zu nehmen. Wenn aber die Prinzessin gegen eine derselben eine Abneigung faßt, so befiehlt sie dem Mann einfach, die Mißliebige fortzuschicken. Bei Todesstrafe hat er zu gehorchen. Sie haben auch das Vorrecht, eine Scheidung von ihren Männern bewirken zu können, ohne vor einem Tribunal zu erscheinen. Etwas weißer Thon, dem Manne überreicht, gilt als Zeichen der Entlassung. Das gemeine Volk dagegen muß vor den Häuptlingen erscheinen, die den Fall entscheiden. Bewilligen sie der Frau die Scheidung, so behält die Familie den Kaufpreis und die Häuptlinge schenken der Frau ein Stück weißen Thon, mit dem sie die Bäume der Hauptstraße bezeichnet als Zeichen, daß sie nicht mehr Ehefrau ist. Wird die Scheidung dem Manne bewilligt, so muß die Familie der Frau die erhaltene Summe zurückgeben.

Mit Ausnahme der Wenigen, die auf der Jagd beschäftigt sind und eine Woche oder länger in der geringen Aussicht auf Beute in den Wäldern zubringen *), hat die große Masse der männlichen Bevölkerung keinerlei regelmäßige Beschäftigung. Sie vertändeln und verschlafen die Zeit in den Städten und Dörfern, während die Frauen an der Arbeit sind. Bei Eintritt der Dunkelheit, der während des ganzen Jahres ungefähr zur selben Zeit erfolgt, ziehen sie sich in die Häuser zurück. Sie fürchten sich gewaltig, bei Nacht auszugehen. Und bei den Gängen, die der König mit seinen Offizieren macht, um überall nach dem Rechten zu sehen, trifft jeden, den er draußen findet, die Prügelstrafe, da angenommen wird, daß kein gutes Vorhaben ihn bei Nacht hinausgeführt haben kann, wo die bösen Geister unterwegs sind.

*) Vergl. über das Neffenerbrecht: Bastian, Die deutsche Expedition an der Loangoküste I, S. 165.

*) Die Armuth an Thieren in diesen Gegenden erwähnt Glover, Proceedings 18, S. 289 u. 296.

Aus allen Erdtheilen.

Geographisches Material in den sibirischen Archiven.

R. K. Im neuesten Hefte der „Nachrichten der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft" (XII, 1876, Heft 2, S. 222 ff.) veröffentlicht M. Wenjukow einen ihm von dem bekannten Reisenden G. N. Potanin überschickten Auszug aus dem Actenfascikel Nr. 1153 der Hauptverwaltung von Westsibirien, welches den Titel „Ueber den Grenzhandel in den Jahren 1824 bis 1828" führt. Wenjukow schickt voran, daß die russischen Grenzbehörden im orenburgischen Kreise und in Westsibirien von jeher die Gewohnheit hatten, theils zu Regierungs- und Handelszwecken, theils aus persönlichem Interesse Nachrichten über die angrenzenden Theile Centralasiens zu sammeln, welche großentheils in die Archive kamen. So hat A. v. Humboldt eine ganze Anzahl handschriftlicher Marschrouten von den semipalatinskischen Beamten Klostermann und Korlenko erhalten. So hat der frühere Grenzvorsteher Gens in Orenburg eine treffliche Sammlung von Manuscripten zusammengestellt, in denen er alle geographischen und ökonomischen Nachrichten aufzeichnete, die er mit großem Fleiße den nach Orenburg gelangten innerasiatischen Kaufleuten resp. den russischen, welche Centralasien besuchten, abgefragt hatte. Eine ähnliche Sammlung befindet sich jetzt im Besitze von L. N. Sobolew, der lange in Turkestan gedient hat und jetzt in Orenburg lebt. Vereinzelte derartige Aufzeichnungen finden sich fast in jedem Archive an der Grenze, und einige davon sind schon durch Nebolsin, Golubew, Helmersen und Grigoriew veröffentlicht worden.

Jener Auszug giebt nun eine Aufzählung von den 49 Stationen der Straße von Aksu in Osttnrkestan über Yarkand nach Ladak, giebt die Entfernungen (in Werst) zwischen den einzelnen Orten an, beschreibt mit kurzen Worten die zu durchwandernde Gegend und namentlich, wie es auf jeder Station mit Wasser, Brennmaterial, Weide und dergleichen beschaffen ist. Die von Wenjukow hinzugefügten Erklärungen und Anmerkungen geben hauptsächlich an, wie die einzelnen Orte, in Distanz und Orthographie nur wenig abweichend, sich fast alle auf Walker's neuester Karte jener Gegenden wiederfinden und welche vortreffliche Bestätigung die vor etwa 50 Jahren schon in Omsk vorhandenen Nachrichten durch die englischen Reisenden des letzten Jahrzehntes (Hayward, Shaw, Henderson, Forsyth, Bellew) erhalten haben. Zu bedauern ist nur, daß jene werthvolle Route nicht früher zur Veröffentlichung gekommen ist und den Engländern zur Orientirung dienen konnte. Wenjukow's Wunsch, daß den verschiedenen sibirischen Archiven mit ihren kostbaren geographischen Materialien vorzüglich aus dem 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts von nun an eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werde, ist darum gewiß berechtigt. Jene sammelnden Beamten betrachteten ihre Errungenschaften als „Staatsgeheimnisse" und stellten ihr Licht unter den Scheffel, wodurch Rußland einer-, die Wissenschaft andererseits zweifellos viel verloren hat.

Und wie noch unlängst mit solch werthvollen Dingen in Sibirien umgesprungen wurde, davon erzählt Wenjukow aus der Zeit seines Aufenthalts in Sibirien einige schlagende Beispiele. „So wurde bei einer Untersuchung des Omsker Stabsarchivs im Jahre 1859 befohlen, Originalroutenaufnahmen Nasarow's, Teljatnikow's und Anderer, eine große Manuscriptkarte des Narynschen Kreises von Nifantew und viele andere alte und darum „unnütze" Zeichnungen hinauszuwerfen. Einige davon übergab ich der Geographischen Ge-

sellschaft; wo aber die anderen geblieben sind, weiß ich nicht. Unter den ausgemusterten Manuscripten fand ich ein ganzes Heft mit den Texten nicht nur der russisch-chinesischen Grenzverträge, sondern auch mit nie gedruckten „Instrumenten" (d. i. Grenzbeschreibungen) von Kolytschew, Glasunow u. s. w. Ein nicht sehr altes Manuscript über den Kiachtaer Stadtbezirk sandte ich der Geographischen Gesellschaft zu, welche dasselbe als „merkwürdig" anerkannte; aber wo es jetzt ist weiß ich nicht."

* * *

— Ende Juli veröffentlichte, wie die A. A. Z. berichtet, nach langem Warten das „Diritto" amtliche Nachrichten über die auch von uns früher erwähnte italienische Expedition nach Innerafrika, die aber ziemlich trüber Natur sind. Danach waren die Reisenden, wie früher in Aden, wo sie einen Monat auf die Geleitbriefe des Vicekönigs von Aegypten warten mußten, so jetzt in Zeila bis zum 16. Juni aufgehalten worden, und zwar nur Dank den Schwierigkeiten, die ihnen der Gouverneur des Distriets in den Weg gelegt, der sich ihnen trotz der vicekönigliehen Empfehlungsbriefe sehr feindlich bezeigte. Nun stellt es sich heraus, daß der Ferman des Chedive an seinen Statthalter keineswegs sehr empfehlend war und wohl den üblen Empfang in Zeila erklären konnte. Die Reisenden konnten nur mit Zurücklassung der für den Fürsten von Schoa bestimmten Geschenke Victor Emanuel's bei sehr vorgeschrittener Jahreszeit und nachdem die Gelegenheit, sich einer Karawane anzuschließen, vorübergegangen war, aus dem unwirthlichen Lager von Zeila wegkommen. Auf diese Nachricht hin und besonders als Marchese Antinori, der Führer der Expedition, sich direct bei der Italienischen Geographischen Gesellschaft beschwerte, hat der Minister des Aeußern den italienischen Generalconsul in Alexandrien telegraphisch angewiesen, vom Chedive, gegen welchen man in Rom sehr aufgebracht zu sein scheint, energische Maßregeln für die Sicherheit seiner Landsleute und das Fortkommen des Unternehmens zu verlangen. Nach den neuesten Nachrichten hat die Expedition auf dem Wege nach Schoa jetzt Amba Eissa erreicht, wo sie gut empfangen wurde und Führer und Escorte erhielt. Die Italienische Geographische Gesellschaft beabsichtigt, einen Vertreter nach Zeila zu senden, um mit ihren Reisenden in besserer Verbindung zu bleiben.

— Die Samoa-Affaire, über deren Anfänge wir früher berichteten, hat ihren ersten Abschluß gefunden. Als der nordamerikanische Oberst Steinberger, welcher von den Häuptlingen zum lebenslänglichen Präsidenten und Premierminister gewählt worden war, sich weigerte, des Königs Schwester zu heirathen, wurde dieser seiner überdrüssig. Er erklärte ihn für einen Betrüger und überantwortete ihn dem Capitän Stevens vom britischen Kriegsschiffe „Barracouta", welches gerade im Hafen vor Anker lag. Dieser war unbedachtsam genug, ihn arretiren zu lassen und an Bord als Gefangenen festzuhalten. Die Häuptlinge, sämmtlich des Obersten Freunde, verjagten nun den König Malietoa, worauf Capitän Stevens auf Wiedereinsetzung desselben bestand. Eine berathende Versammlung wurde am 13. März in dieser Angelegenheit abgehalten, zu welcher Stevens Zutritt verlangte. Er erschien in der Begleitung von funfzig bewaffneten Marinesoldaten und befahl, die ebenfalls bewaffneten einheimischen Truppen, welche das Sitzungshaus umgeben hatten, zu entwaffnen. Diese aber gaben Feuer und tödteten vier Matrosen, während andere zwölf verwundet wurden. Stevens zog sich zurück und ließ dann in der nächsten Nacht Apia besetzen und das britische Consulat verschanzen. In dieser Stellung verharrte er bis zum 27. März, nachdem er den Häuptlingen seine Bedingungen gestellt hatte. Stevens verließ nun die Samoa- (Schiffer-) Inseln, um sich nach Auckland auf Neuseeland zu begeben, wohin er den gefangenen Steinberger transportiren wollte. Auch den Zwölfpfünder und alle anderen Waffen, welche sich auf der dem Obersten gehörigen Jacht befunden hatten, nahm er mit sich, um sie dem nordamerikanischen Consul in Auckland zu überweisen, während er die beiden Kanonen, die der Expräsident in Apia aufgepflanzt hatte, vernageln ließ. Schon in Levuka (Fidschi-Inseln), wo die „Barracouta" einlief, unterrichtete der dortige Gouverneur, Sir Arthur Gordon, den Capitän Stevens, daß er gegen das internationale Recht gehandelt und nicht befugt gewesen sei, den Nordamerikaner gefangen zu nehmen. Er zog daher vor, dem Steinberger sofort in Levuka die Freiheit zu geben und ließ ihn, als er sich weigerte, das Schiff zu verlassen, mit Gewalt ans Land bringen. In Auckland angelangt, erhielt Stevens von dem Commodore Hoskins, welcher das Obercommando über die in Sydney stationirte Flottille der Südsee führt, nicht nur einen gehörigen Verweis, sondern es wurde ihm auch anbefohlen, mit seinem Schiffe nach England zurückzukehren, um sich dort vor der Admiralität zu verantworten.

Hoskins begab sich bald darauf auf der „Pearl" nach den Samoa-Inseln, weigerte sich aber dem Obersten Steinberger, welcher mit dem nächsten Postdampfer ebenfalls in Auckland eingetroffen war, eine Rückfahrt auf der „Pearl" zu gestatten.

Diese Angelegenheit kann leicht zu internationalen Verlegenheiten führen, da Steinberger, der ein ganz specieller Freund des Präsidenten Grant ist, willens ist, sein Recht bis aufs Aeußerste zu verfolgen. H. G.

— Am 16. März dieses Jahres traf mit dem Schiffe „Durham" eine große Sendung von Lachseiern auf gemeinschaftliche Kosten des Sir Samuel Wilson in Ereildoun (Colonie Victoria) und der Provinzialregierung von Otago (Neuseeland) in Melbourne ein. Sir S. Wilson beabsichtigte, mit seinem Antheile die Flüsse in Victoria zu besetzen. Dieser Versuch ist nun vollständig fehlgeschlagen. Obgleich die Sendung, unter Beobachtung der größten Vorsicht, in einem im Zwischendecke des Schiffes angelegten Eishause expedirt wurde, so zeigte sich doch schon bei der Ankunft die Mehrzahl der Eier verdorben und die unter sachkundiger Behandlung aus dem Reste gewonnenen jungen Lachse gingen sämmtlich bald nach dem Ausschlüpfen zu Grunde. Man giebt jedoch die Hoffnung nicht auf, bei einem neuen Versuche zum Ziele zu gelangen. Die Nachrichten über die nach Neuseeland gelangte Sendung lauten günstiger. Die Besetzung verschiedener Flüsse mit Forellen ist daselbst so vollständig gelungen, daß dieselben schon regelmäßig gefischt werden.

— In Russisch-Chokand sind reiche Petroleumquellen gefunden worden.

Inhalt: Peking und Nordchina. II. (Mit vier Abbildungen.) — S. M'Farlane's neueste Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876. II. (Mit einer Karte.) (Schluß.) — J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875. I. — Land und Volk von Akem. I. — Aus allen Erdtheilen: Geographisches Material in den sibirischen Archiven. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 22. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 11.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Peking und Nordchina.

III.

Am Kai der englischen Concession fand Choutzé die beiden Barken, welche ihn den Pei-ho bis Tung-tschau (20 Kilometer genau östlich von Peking) hinaufführen sollten. Alles ist dort schon bereit: Bett und Koffer stehen in dem vordersten Fahrzeuge; Bedienung und Küche haben sich es in dem zweiten bequem gemacht. Nur die Bootsleute fehlen noch, und es nutzt nichts, zu fragen, wo sie sind; denn der Schiffsherr giebt unfehlbar zur Antwort: „maë-mien-tsiu-liao“ (sie sind gegangen, Mehl zu kaufen). Denn an den Proviant denken sie stets erst im letzten Augenblicke, wenn sie auch das Sprichwort: „Man muß mit dem Ausbessern des Daches nicht bis zum Regen warten“ immer im Munde führen.

Mit der Fluth fährt man rasch den Pei-ho aufwärts bis zur östlichen Brücke; dort aber muß man, wenn einem nicht gewichtige Empfehlungen zur Seite stehen, alle möglichen Leiden und Mühen ausstehen, ehe die Schiffbrücke sich öffnet. Allerdings wird dadurch auch der Verkehr der Fußgänger auf mehr als eine Stunde gänzlich abgeschnitten. Natürlich benutzen die Schiffer, die schon seit dem frühen Morgen vergebens auf Oeffnung der Durchfahrt gewartet haben, die günstige Gelegenheit, und ein Schiff an das andere gedrängt folgen sie den Booten des bevorzugten Fremden und stoßen singend mit den langen Ruderstangen ihre Fahrzeuge hindurch, während von oben her die Brückenwächter schreien und fluchen.

Nördlich liegen dann die Trümmer der 1870 niedergebrannten katholischen Kirche und des Consulats; von ersterer stehen die Mauern trotz aller Sprünge noch aufrecht und auf ihnen thront noch das Kreuz, was dem abergläubischen Sinne der Chinesen nicht entgangen ist. Die Reste des Consulats, eines ehemaligen kaiserlichen Absteigequartiers, wurden hinweggeräumt, und dort die Opfer der Volkswuth, welche am 21. Juni 1870 gefallen, bestattet. Dieser Punkt liegt dort, wo der Kaisercanal oder richtiger der Wei-Fluß, welcher auf eine weite Strecke den Canal ersetzt, in den Pei-ho mündet. Derselbe ward zu Ende des 13. Jahrhunderts angelegt, um auf ihm der Hauptstadt aus den südlichen Provinzen Reis zuzuführen. Noch vor zwanzig Jahren erfüllte er diesen Zweck; seitdem versandete er in seinem mittlern Laufe dadurch, daß der ihn speisende Hwang-ho sein Flußbett so gewaltig veränderte; er wurde ebenso von der Regierung vernachlässigt und ist seitdem durch den neu entstandenen Dampferverkehr überflüssig gemacht worden.

Endlich erreicht das Boot den katholischen Kirchhof und läßt Kokn, die letzte, stark befestigte Vorstadt von Tien-tsin, hinter sich. Dorthin flüchtet sich die Hefe der Bevölkerung, und dort treffen sich die Nun-sin-tze (d. i. matte Sterne), so oft sie irgend einen bösen Streich beabsichtigen. Es ist das eine ausgedehnte Verbrüderung, eine Art Kamorra oder Mafia, zu welcher Bootsleute, Auslader, Packträger und namentlich die Gerichtsdiener gehören. Gruppenweise in den einzelnen Stadtvierteln vertheilt, üben sie dort eine wahre Tyrannis aus. Choutzé hat es selbst erlebt, daß sich einer ihrer Vorsteher bei einem ihm befreundeten Kaufmanne beschwerte, daß derselbe beim Ausladen eines Schiffes Leute aus einem

andern nicht dazu berechtigten Quartiere verwendet habe, Entschädigung verlangte und andern Falles mit Rache, ja mit dem Niederbrennen seiner Speicher drohte. Und alles dies sagte er in einem Tone, daß man sah, wie er an keine Gegenrede gewöhnt war. Hätte man ihn angezeigt, so wäre doch keine Gefängnißzelle für ihn da gewesen; die Behörden würden sich damit begnügt haben, daß er sein Haar lang in die Stirn hätte wachsen lassen, damit er sich am Gerichtstage nicht von den wirklichen Untersuchungsgefangenen, denen diese Haartracht vorgeschrieben ist, unterschiede. Oefters begegnen so die höheren Beamten ihren Gefangenen auf der Straße, wagen aber nichts zu sagen. Die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Verbindungen führen selbst zu Kämpfen, die aber meist ziemlich unblutig enden.

Noch weit oberhalb Tien-tsin spürt man die Fluth; dann aber wird der Fluß seicht und die Schifffahrt ebenso schwierig wie langweilig. Auch an Bord ist wenig Unterhaltung; eine alte Megäre prügelt das Kind des Schiffseigners die ganze Nacht hindurch und kocht keifend und schimpfend für die drei Bootsleute. Das Boot selbst ähnelt von außen einer Gondel; sein Inneres ist 2 bis 2,2 Meter hoch und 3 Meter lang. Eine Erhöhung von der Breite der Kammer ($1^1/_2$ Meter) und 60 Centimeter hoch nimmt zwei Drittel seiner Länge ein, und dort steht das Bett mit seinem Moskitonetze. Unter dieser Plattform wird das Gepäck untergebracht. Der Boden der Kammer liegt in der Höhe der Wasserlinie, d. h. zwei Fuß unter dem Vorder- und Hintertheil des Bootes. Sein Mast ist beweglich und wird

Barken des Pei-ho.

nur bei Wind aufgerichtet; sonst setzt man an seine Stelle ein einfaches Stück Holz von 6 Fuß Höhe, an welches die Leine befestigt wird, mittels deren ein Theil der Bemannung das Fahrzeug vorwärts zieht. Der Mann am Steuerruder regiert auch das große, einzige Segel des Bootes; dasselbe ist auf eine Anzahl Bambusstangen befestigt, um es je nach der Stärke des Windes wie einen Fächer größer oder kleiner machen zu können. Die Wände des Schiffes bestehen nur aus einer Anzahl von Füllungen, die man nach Belieben und je nach dem Wetter vorschiebt oder fortnimmt. Kein Wunder, daß der scharfe Knoblauchsgeruch von den Speisen der Matrosen hindurchzieht, und nach dem Essen der noch unangenehmere des Opiums, dessen Genusse sich der Schiffspatron, zusammengekauert wie ein Hund, wegen der Enge seiner Zelle, hingiebt.

Der Opiumgenuß ist in China nicht viel älter als ein Jahrhundert; damals soll ein indischer Vicepräsident Whaler das schon lange bei Persern und Indern verbreitete Laster bei den Chinesen eingeführt haben. Dort hat es eine reißende Verbreitung gefunden: während 1798 nur 333 Tonnen verbraucht wurden, erreichte die Einfuhr von Malwa, Patna, Benares, der Türkei und Persien im Jahre 1866 schon 3903 Tonnen, mithin das Zehnfache. 1863 wurden 50,087 Pikul (zu circa $60^1/_2$ Kilogramm) oder 3029 Tonnen eingeführt; 1864 52,083 Pikul (3151 Tonnen); 1865 56,133 Pikul (3336 Tonnen) und 1866 64,516 Pikul (3903 Tonnen); 1874 endlich 67,468 Pikul im Werthe von $193^3/_4$ Millionen Mark. In diesen Zahlen, welche den „Reports on trade by the foreign commissioners at the ports in China“ entlehnt sind, ist aber gar nicht einbegriffen, was

das Land selbst an Opium erzeugt, wo viele arme Leute wegen der billigern Beschaffung selbst Mohn bauen. Sind doch nach Rey Elias viele Chinesen in die Mongolei ausgewandert, um dort in Ruhe Opium bauen und rauchen zu können, so daß augenblicklich der Opiumbau die gewinnbringendste Cultur daselbst ausmacht.

Nach dem schon mehrfach angeführten Buche von F. Ratzel (S. 40 ff.) werden sogar gegenwärtig zwischen 8 und 10 Millionen Kilo Opium in China eingeführt und mehr als halb soviel im Lande selbst erzeugt. Woher diese Angaben stammen, ist leider nicht angegeben. Nach demselben nimmt man an, daß jährlich 300 Millionen Mark für Opium in China ausgegeben werden, wovon drei Viertel ins Ausland gehen. In Peking findet man Opiumraucher

Opiumraucher. (Nach Photographien.)

von allen Altersstufen — und dennoch hat man im Allgemeinen das Gefühl, daß es eine Unsitte, wenn kein Laster ist *). Man raucht bei sich zu Hause oder bei den Comödianten und namentlich in den eigentlichen Kneipen, welche als Aushängeschild vom Opiumrauche gebräunte Papierblätter an die Mauer oder Thür geklebt haben. Eine solche Verbreitung und Allgegenwärtigkeit wie das Tabackrauchen in Europa und Amerika kann jedoch der Opiumgenuß in China nicht erlangen, weil man ihm nur im Liegen huldigen kann;

*) Das Einkommen, welches die indische Regierung aus dem Opiumhandel bezieht, — so schreibt die „Allgemeine Zeitung" unter dem 24. August 1876 — ist durch den Umstand gefährdet, daß einige von den anderen Mächten, welche England zu gemeinsamen Schritten behufs Revision der Verträge mit China eingeladen hat, erklärt haben: die Opiumfrage schwäche die allgemeine Stellung der westlichen Mächte in ihren Beziehungen zu China, und der Gewinn, den eine einzige europäische Nation aus dem Opiumhandel ziehe, habe eine Einbuße in der moralischen Kraft zur Folge, welche die Gesammtheit der anderen Mächte andern Falles der chinesischen Regierung gegenüber zur Geltung bringen würde.

es ist barer Unsinn, wenn neuerdings berichtet wurde, daß die chinesischen Soldaten auf dem Marsche Opium rauchten.

Man braucht nämlich verschiedene Dinge, um dem Genusse fröhnen zu können: eine kleine Lampe in der Art unserer Oelnachtlampen, eine 12 bis 14 Centimeter lange Nadel, eine Pfeife, deren Röhre (im Durchmesser 3 Centimeter, in der Länge 30 bis 35 Centimeter haltend) am Ende mit einer Porcellankugel bedeckt ist, durch welche ein Canal von der Dicke einer Haarnadel führt, und endlich Opium im wässerigen Zustande, welches meist in einer Muschel aufbewahrt wird. Davon nimmt man mit der Nadel einen Tropfen, erwärmt denselben ein wenig an der Lampe und legt ihn, wenn er anfängt, blasig und trocken zu werden, auf die Oeffnung in der Porcellankugel. Dann streckt man sich aus, legt den Kopf auf ein Kissen, hält die Pfeife mit der linken Hand an die Lampe und legt mit der rechten mittels der Nadel von Neuem erhitztes Opium auf die Oeffnung, dessen Rauch mit einem einzigen langen Zuge eingesogen wird.

Eine Statistik der Opiumraucher ist ziemlich unmöglich. Ratzel giebt an, daß man nach englischen amtlichen Actenstücken in der Mitte der fünfziger Jahre ihre Anzahl in China auf 4 Procent der männlichen Bevölkerung berechnete, daß dieselbe aber seitdem beträchtlich zugenommen haben müßte, da die Klagen über die rasche Verbreitung des Lasters nach und nach aus allen, auch den entferntesten Theilen des Reiches sich haben vernehmen lassen. Ebenso schwer läßt sich die durchschnittlich pro Mann und Tag verbrauchte Menge des Narcoticum angeben, die von 1 bis angeblich 60 (?) Gramm wechselt. Täglich 6 bis 7 Gramm zu rauchen gilt schon für eine seltene Ausschweifung. Nun kosten $3^1/_2$ Gramm des

Palankin eines hohen Beamten. (Nach einer Photographie.)

rohen Opium, wie es im Handel vorkommt, etwa 24 Pfennig; dieselbe Menge gereinigten, das durch Auflösen im Wasser und Wiedereindicken auf die Hälfte concentrirt ist, etwa 36 Pfennig. Arme Leute machen sich aus Abfällen und den Resten des schon einmal geranchten Stoffes eine Mischung, die etwa auf die Hälfte des Preises des rohen Opiums zu stehen kommt.

Diese anscheinend geringen Kosten, welche das Laster verursacht, erscheinen aber in einem ganz andern Lichte, wenn man dagegen die Durchschnittslöhne der niederen chinesischen Classen betrachtet. Dieselben betragen nach Syrski (s. Ratzel a. a. O. S. 35) in der centralen Ebene, dem volkreichsten und fruchtbarsten Theile Chinas, inclusive Beköstigung jährlich für einen gewöhnlichen Arbeiter 48 bis 72 Mark, für Tagelöhner bei wenig dringenden Arbeiten täglich 24 bis 32 Pfennig, in dringenden Arbeitszeiten 40 bis 50, bei der Seidenzucht 60 bis 80 Pfennig, beim Seidenhaspeln 1,20 bis 2 Mark. Besser sind die Löhne im menschenärmern Süden, bei Canton, wo ein Tagelöhner in gewöhnlichen Zeiten pro Tag 32 bis 44 Pfennig, zur Zeit der Reispflanzung 60 bis 80 Pfennig erhält. Viel schlechter stehen sich die Arbeiter in den großen, volkreichen Städten: in der großen europäischen Seidenspinnerei zu Schanghai verdienen Weiber und Kinder je nach der Geübtheit von 8 bis 56 Pfennig, ferner die mit Zubereitung der Theeblätter beschäftigten Kinder 12 bis 20, junge Männer 24 bis 36 Pfennig, und zwar ohne Kost. (Eine große Anzahl weiterer Beispiele siehe ebendaselbst.) Schon aus diesen Angaben geht hervor, welch' bedeutenden Theil ihrer Gesammteinnahme die niederen Classen opfern müssen, um jener Lust zu fröhnen. Das Opium

kostet oft mehr, als die tägliche Nahrung, was man von dem Reizmittel der Europäer, dem Taback, nicht sagen kann, höchstens von dem Schnapse, der in gewissen Gegenden im Uebermaße genossen wird. Auch das Opium wirkt nur im Uebermaße genossen schädlich — und wie man bei uns nach dem Essen ohne schlimme Folgen ein Gläschen Likör nimmt, so vermögen auch die höheren Classen in China fast täglich einige Gramm Opium zu verrauchen, ohne daß ihre Gedanken dadurch verwirrt und ihre physischen Kräfte geschwächt werden. Choutzé hält es für eine große Uebertreibung, wenn Reisende in dem wachsenden Opiumverbrauche eine große Gefahr für China erblicken. Ebenso gut, meint er, könnte man sagen, daß Taback, Bier und Wein manche europäischen Nationen oder die Nordamerikaner ihrem Verderben entgegenführen. Betrachte man die Gesammtheit, so sei man über ihre Beharrlichkeit erstaunt, wie sie geradezu ihre Energie und Thätigkeit verdoppele. Individuen freilich unterlägen dem Laster, und das in übergroßer Zahl, aber die Nation schreite ruhig auf der ihr vorgezeichneten Bahn weiter.

Dem gegenüber ist doch hervorzuheben, daß ein so genauer Kenner des Landes wie F. von Richthofen in dem vermehrten Opiumgenusse ein mögliches Hinderniß der zuletzt geradezu rapiden Vergrößerung der Volkszahl erblickt und meint, daß derselbe das Geschlecht herabbringe und dem Lande in den letzten Jahrzehnten mehr Schaden zugefügt habe, als die gesammte Auswanderung. Ratzel (a. a. O. S. 41) legt besondern Nachdruck darauf, daß gerade die Haupttugenden des Chinesen, Geduld, Genügsamkeit und Fleiß, durch das Opiumrauchen untergraben werden, und hält es nicht für fraglich, „daß an der Verarmung und Zerrüttung, welche sich heute dem Auge des Beobachters in China nicht minder häufig aufdrängen, als vor hundert Jahren Wohlstand und Ordnung, das Opium neben den Kriegen und Aufständen keinen geringen Theil der Schuld trägt.“

Choutzé führt auch die Ansicht des Dr. Armand an, wonach der Opiumrauch bei gewissen Affectionen der Athmungswege eine heilsame Wirkung ausübt, und giebt an, daß man in China damit gegen den Rheumatismus und die Periodicität der Fieber ankämpft, wie man ja auch in Europa viele Gifte in der Heilkunde verwende. Aber die colossale

Chinesischer Karren. (Nach einer Photographie.)

Zunahme im Verbrauche läßt diesen Einwand als nichtig erscheinen; solche Quantitäten dienen nicht als Arzneien, sondern als Genußmittel.

Den Rauch selbst einzuathmen ist höchst unangenehm. Neulinge verspüren danach wie nach dem Genusse zu vielen starken Kaffees eine nervöse Ueberreizung, welche bei täglichem Genusse drei Jahre lang wieder erscheint und dann mehr und mehr an Dauer abnimmt, so daß es dem Raucher, der es anfänglich genommen hat, um wach zu bleiben, nach fünf Jahren zum Einschlafen unumgänglich nöthig ist. Denn der Ueberreizung folgt eine Reaction, während welcher das Nervensystem sich ausruht; man verfällt dann in einen Zustand der Kraftlosigkeit, welche bis zu vollkommener Stumpfheit und Abgestorbenheit führen kann.

Zwischen Tien-tsin und Tung-tschau begegnet man außer einigen kleinen Dörfern nur vier großen Flecken, Jang-tsun, bis wohin man noch die Fluth spürt, Nan-tsaë-tsun, Ho-si-wu und Ma-töu. Bei jedem legten Choutzé's Bootsleute an, um ihre Vorräthe an Mehl, Reisbranntwein und Melonen zu erneuern. Von Ho-si-wu aus schossen die Chinesen 1860 auf das am andern Ufer des Pei-ho belegene Lager der Franzosen, so daß diese gezwungen waren, jenen reichen Ort niederzubrennen. Noch heute erinnern die Trümmer einiger Häuser und einer Pagode an jenes Ereigniß.

Jene vier Flecken liegen am rechten, westlichen Ufer des Pei-ho und an der großen, staubigen Straße von Peking nach Tien-tsin, welche dem Flusse beständig folgt und nur seine vielfachen Krümmungen abschneidet. Auf der Straße herrscht wenig Verkehr; nur ab und zu sieht man einige Karren oder Fußgänger, die aus Furcht vor Räubern in Gesellschaft reisen und meistens eine Waffe zur Schau tragen, irgend einen alten Säbel ohne Scheide, den sie mit Bindfaden sich an den Gürtel knüpfen, oder dergleichen. Mitunter auch zieht ein Beamter in seinem officiellen Palankin vorbei, voran zwei tatarische, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Vorreiter, welche im Trabe jedermann zur Ordnung verweisen, der sich nicht beeilt, der hohen Persönlichkeit Platz zu machen.

Viel bedeutender ist der Verkehr auf dem Flusse, wo sich lange Züge von Dschunken folgen, von derselben Art wie

die, welche in Tien-tsin und Ta-ku Reis für Tung-tschau laden, wo ein hoher Beamter sitzt und den Getreidezoll Namens des Kaisers erhebt. Dann begegnet man wieder großen Flößen mächtiger Holzstämme, aus denen die Chinesen ihre schweren Särge schnitzen. Dieselben kommen aus den Wäldern der Mandschurei nach Ta-ku und werden von dort an ihren Bestimmungsort geflößt. Mitunter fährt auch eine riesige Dschunke vorbei, welche vorn ein Gestell voll Lanzen mit rothen Quasten und die Abzeichen irgend eines hohen Beamten, der sich an Bord befindet, trägt. Solch ein Fahrzeug ist in mehrere Gemächer getheilt und ist sehr bequem, braucht aber für die Strecke, welche ein Boot in 36 Stunden zurücklegt, nicht weniger als 14 Tage. Ein fremder Diplomat, der zum ersten Male nach Peking reiste, wurde einst von dem Consul seines Landes in solch einen schwimmenden Palast gepackt; aber am zehnten Tage war seine Geduld zu Ende, er hielt den ersten besten Wagen, der am Ufer vorbeikam, an, und vollendete damit in wenigen Stunden seine Reise. Er schwur, daß er die hohen chinesischen Beamten ferner nicht mehr um ihr Ansehen beneide, das sie zu so viel Aufwand von Geduld und Langeweile verdamme.

Endlich zeigt sich in der Ferne der große Thurm einer Pagode in Tung-tschau. Das Boot verläßt den Pei-ho, tritt in seinen engen Nebenfluß, den Scha-ho, ein und muß sich durch eine Legion von ankernden Dschunken seinen Weg bis zum Kloster Ta-wang-miao im nordöstlichen Theile der Stadt Tung-tschau bahnen, dessen Bonzen sehr reinliche Zimmer für Reisende und Magazine für den nach Kiachta bestimmten Thee halten.

Tung-tschau steht mit Peking durch einen 22 Kilometer langen Canal, den Ta-tung-ho, in Verbindung; aber wegen der Schleusen, welche ein fünfmaliges Umladen der Waaren erfordern, ist seine Befahrung sehr umständlich, weshalb die Reisenden es vorziehen, von Tung-tschau aus zu Pferde oder Wagen die Residenz in etwa drei Stunden zu erreichen. Beide Orte verbindet eine belebte Chaussée, welche zu beiden Seiten mit zahlreichen Weilern, Gehöften, Gast- und Theehäusern besetzt ist.

Chontzé bemerkte beim Hinausfahren aus Tung-tschau, daß zwei Zinnen der Stadtmauer mit Mauerwerk ausgefüllt waren; damit soll angedeutet werden, daß innerhalb der Stadt zwei schwere Verbrechen, wie Vatermord oder dergleichen, begangen wurden.

Zuerst erreicht man in einer Entfernung von 8 Li Pa-li-kiao (d. h. Acht-Li-Brücke), deren Namen wegen des dort erfochtenen Sieges dem Marschall Montauban als Herzogstitel von Napoleon III. gegeben wurde; sie führt über den Ta-tung-ho und ist in trefflichem Zustande, obwohl einige Löwen auf dem Geländer noch die Spuren der französischen Kugeln tragen. Weiterhin liegt eine Pagode, wo alle Beamte, die nicht zu der ersten Classe gehören oder, zur zweiten zählend, nicht über 60 Jahre alt sind, ihre Palankine verlassen müssen, deren sie sich in der Hauptstadt nicht bedienen dürfen. Dort richten auch diejenigen, welche vor dem Kaiser erscheinen sollen, ihren Anzug her, um sich allenfalls sofort in den Palast begeben zu können, während sie doch in Wirklichkeit erst in einigen Tagen vorgelassen werden. Natürlich muß ihr Gewand recht staubig sein, um die Eile anzudeuten, mit welcher sie sich zu der Person des Souveräins begeben haben.

Je mehr man sich der Hauptstadt nähert, um so mehr wird die Landschaft durch zahlreiche Klöster, baumumpflanzte Begräbnißplätze und große Marmordenkmäler belebt. Erst kurz vor Peking sieht man die zinnengekrönte Stadtmauer und den mehrstöckigen Thurm über dem Thore Tung-pien-men, durch welches man die berühmte Residenz betritt.

Stanley in Central-Afrika.

(Nach seinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 7., 10. und 14. August 1876.)

I.

Weiterfahrt auf dem Victoria Nyanza. — Verrätherei der Eingeborenen von Bambireh. — Rückkehr zum Lager.

Laut der Notiz auf Seite 112 sind endlich nach langem Schweigen fünf Briefe von Henry M. Stanley in England angelangt, welche eine Schilderung der Thätigkeit seiner hochwichtigen Expedition während der zwölf Monate vom April 1875 bis zum 24. April 1876 enthalten.

Der erste Brief (datirt von der Mahyiga-Insel, circa 6 engl. Meilen südlich von der großen Insel Bambireh im See Victoria Nyanza, am 29. Juli 1875) nimmt den Bericht der Umschiffung des Sees wieder bei dem Kagera-Flusse (am Westufer, Speke's Kitangule) auf, an welchem Punkte der letzte Brief (s. „Globus" XXVIII, S. 378) schloß. Stanley's Boot, die „Lady Alice", wurde von zwei Canoes des Königs Mtesa begleitet, während der „Admiral" Magassa ihn später mit einer Escorte von 30 anderen einholen sollte. Am Abend nach Passirung der Mündung des großen Kagera-Flusses wurde auf dem flachen Sandufer bei Kagya am Fuße des Usongora-Plateaus gelagert; die Eingeborenen zeigten sich freundlich und gastlich. Auch am nächsten Tage wurde Stanley bei Makongo von den Einwohnern gut empfangen, welche eifrig mit Pombe- (Bier-) Trinken beschäftigt waren, welches sie durch lange Strohhalme einsaugten. Aber schon während der Nacht erhob sich Getrommel und Geschrei und als die Sonne aufging, fand sich die kleine am Ufer lagernde Truppe im Halbkreis von etwa 500 Kriegern mit Bogen, Schild und Speer umgeben, welche zuerst eine drohende Haltung einnahmen, bis ihr Häuptling erschien, der sie mit einem langen Stocke zurücktrieb, worauf mit seiner Hülfe das Boot ins Wasser geschoben wurde, da das Hinaufziehen desselben aufs Ufer die Ursache der Feindseligkeit gewesen war. Nachdem auch die Uganda-Escorte sich unter der Deckung der Stanley'schen Gewehre, aber nicht ohne vieles Lärmen Seitens der feindlichen Eingeborenen, in ihren beiden Canoes eingeschifft hatte, fuhr die Expedition nach der 4 Meilen vom Festlande gelegenen Mufira-Insel hinüber, wohin auch der Makongo-Häuptling nachkam und zur Versöhnung drei Bündel Bananen mitbrachte.

Am Nachmittage sah man die große Uganda-Canoeflotte in der Entfernung vorbeifahren, und segelte Stanley nach der 35 Meilen entfernten Alice-Insel ab, um jene einzuholen. Nach wenigen Meilen schon kehrten aber die beiden Escortcanoes um, da ihre Mannschaft vor dem drohenden Wetter Angst bekam. Erst um Mitternacht langte Stanley in einer kleinen wohlgeschützten Bucht der Alice-Insel an, in welcher einige Fischer von Bambireh am Fuße

einer riesigen überhängenden Felsmauer an einem Feuer Fische trockneten. Am Morgen kamen die Eingeborenen mit kleinen Bündeln grünen Grases als Friedenszeichen herbei; aber trotz ihrer Freundlichkeit brachten sie keine Nahrungsmittel, so daß Stanley Mittags wieder abfahren mußte, mit der einzigen Hoffnung, auf der großen und volkreichen Insel

Autogr. v. C. L. Ohmann.

Bambireh (25 Meilen nach Südwesten) Proviant zu finden. Während eines heftigen Gewitters ankerte die „Lady Alice“ um Mitternacht unter der Leeseite von Barker's-Insel, doch regnete und donnerte es die ganze Nacht weiter, so daß nur durch fortwährendes Ausschöpfen das Boot flott erhalten wurde. Bei Tagesanbruch erhob sich ein günstiger Wind aus Nordosten, vor dem das Boot in drei Stunden das Südostende von Bambireh erreichte.

Grüne Abhänge mit Platanenwäldern, in welchen große Herden fetten Viehes weideten, zeigten sich auf allen Seiten; als das Boot aber in die kleine Bucht einlief, an welcher das Dorf Kadschuri liegt, erschienen auf dem Plateau über demselben die Eingeborenen in großer Anzahl und es ertönte der Kriegsruf. Trotzdem kamen sie ans Ufer herab und luden Stanley mit großer Freundlichkeit zum Landen ein. Kaum hatte jedoch das Boot das Ufer berührt, als die Eingeborenen ins Wasser stürzten und das Fahrzeug mit der Mannschaft und allem Inhalt, im Ganzen ein Gewicht von fast 4000 Pfund, hoch und trocken ans Land schleppten. Zweimal erhob Stanley seine Revolver, um zu tödten und dann getödtet zu werden; doch überredeten ihn seine Begleiter, daß keine Gefahr vorhanden sei. Mittlerweile vermehrte sich die Anzahl der Wilden immer mehr und es erhob sich ein betäubender Lärm um das Boot. In ihrer Wuth schlugen die Eingeborenen den Boden und das Boot, schäumten am Munde und fletschten und knirschten die Zähne; Speere wurden geschwungen, Pfeile zum Zielen erhoben und der letzte Augenblick der Expedition schien gekommen. Stanley blieb wachsam im Hintertheile des Schiffes sitzen, während seine Dolmetscher mit den Wilden unterhandelten und deren Häuptling, Schekka, sie auch von Thätlichkeiten zurückhielt. Drei Stunden lang dauerte dieser fürchterliche Aufruhr, bis endlich ein Geschenk von vier Tüchern und zehn Halsbändern aus großen Perlen als Friedensgabe festgestellt wurde. Kaum waren dieselben jedoch dem Häuptlinge übergeben, als auf dessen Befehl die Eingeborenen sämmtliche Ruder des Bootes fortnahmen, ehe die Mannschaft sich dessen versehen konnte. Nach diesem verrätherischen Gewaltstreich ging die ganze Bande langsam in das Dorf zum Mittagsessen zurück. Bald darauf näherte sich ein Weib und rieth Stanley, mit Schekka Honig zu essen, da dies das einzige Mittel sei, sein und seiner Leute Leben zu retten. Der Steuermann des Bootes wurde hierauf ins Dorf geschickt und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß Schekka nichts Feindseliges vorhabe und am nächsten Tage mit Stanley Honig essen und dadurch feste Brüderschaft schließen wolle, worauf jedoch Stanley mit Recht kein Vertrauen setzte.

Um 3 Uhr fing die Kriegstrommel zu ertönen an, so daß binnen einer halben Stunde gegen 500 Krieger auf einem niedrigen Hügel, 100 Yards vom Boote, um Schekka versammelt waren, welcher, in ihrer Mitte sitzend, sie anredete. Plötzlich liefen gegen 50 der Wilden auf das Boot zu, nahmen Stanley's Trommel und riethen ihm, sich vorzubereiten, da sie jetzt kämen seine Gurgel abzuschneiden. Kaum waren dieselben jedoch wieder mit der Trommel bei Schekka angelangt, als Stanley seinen Leuten zurief, das Boot ins Wasser zu schieben. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung hoben die 11 Männer, lauter ausgesuchte Leute, das Boot auf und schoben es so weit in den See hinaus, daß alle ins tiefe Wasser gezogen wurden. In demselben Augenblicke kamen die Wilden mit lautem Kriegsruf den Hügel herab auf ihre Canoes zugelaufen, aber kaum hatte Stanley dem ersten seiner Leute ins Boot geholfen, als er zuerst seine schwere Elephantenbüchse mit ihren beiden großen conischen Kugeln und dann sein doppelläufiges Schrotgewehr mit schrecklichem Erfolge in das dichteste Gedränge der Feinde abschoß; ohne einen Speer zu werfen oder einen einzigen Pfeil abzuschießen, zogen sie sich eiligst vom Ufer zurück. Mittlerweile rissen Stanley's Leute in Ermangelung der Ruder die Sitze und Bodenbretter auf, um mit denselben das Boot fortzurudern, während Stanley fortfuhr, die hervorragendsten und muthigsten der Wilden niederzuschießen. Zweimal traf er Männer, welche die Canoes zur Verfolgung flott machen wollten, und mit einer Kugel der Elephantenbüchse schoß er einen Unterhäuptling, den Räuber der Trommel, und zwei hinter demselben stehende Krieger todt. Aber noch war nicht alle Gefahr vorüber; denn kaum war das Boot aus der Bucht heraus, als zwei Canoes voller Krieger von einem benachbarten Eilande hervorkamen. Stanley ließ sie bis auf 100 Yards herankommen, dann schoß er auf sie mit der großen Büchse und explodirenden Kugeln; vier Schüsse tödteten fünf Mann und versenkten die Canoes. Damit war auch das Gefecht entschieden, in welchem die Wilden für die geraubten acht Eschenruder und eine Trommel einen Verlust, wie Stanley später erfuhr, von 14 mit Kugeln und Schrot Getödteten und Verwundeten erlitten.

Da sich eine leichte Brise erhob, konnte das Segel aufgesetzt werden, und am Abend war das Boot schon 8 Meilen südöstlich von der feindlichen Insel. Während der nächtlichen Windstille mußte die Mannschaft jedoch angestrengt rudern, so daß Bambireh bei Sonnenaufgang 20 und Mittags schon 25 Meilen nordwestlich lag, worauf eine sich erhebende Nordwestbrise das Boot mit einer Schnelligkeit von fünf Knoten per Stunde durch das Wasser trieb. Mit Sonnenuntergang war es nur noch 12 Meilen nördlich von der Sosua- oder Gosua-Insel entfernt, und hoffte Stanley vor Mitternacht einen Hafen zu erreichen. Um 8 Uhr nahm der Wind jedoch so sehr an Stärke zu, daß das ohne Ruder schwer steuerbare Boot trotz der größten Anstrengungen der Mannschaft an der Insel vorbeigetrieben und die ganze Nacht mitten zwischen unbekannten Inseln und Felsen von den ungeheuren Wellen umhergeschleudert wurde. Am Morgen fand sich Stanley in der Straße, welche Sosua von der großen Insel Mysomeh (Meisomeh) trennt und gelang es bald, vor einem leichten Westwinde bei Sosua vorbei die westwärts gelegene Refuge- (Zufluchts-) Insel zu erreichen. Dieselbe ist gegen 2 Meilen im Umkreise und scheint früher bewohnt gewesen zu sein; denn zur großen Freude der durch 48stündiges Fasten fast verhungerten Mannschaft fanden sich grüne Bananen und an Farbe und Größe kirschenähnliche, aber nach Datteln schmeckende Früchte im Ueberfluß vor; auch gelang es Stanley, mehrere große, fette Enten zu erlegen. Einen Tag und eine Nacht lang blieben die erschöpften Reisenden auf dem schmalen Sandufer gelagert, dann wurde nach der Singo-Insel hinübergesegelt. Eine Landung an der eine Meile südlich von jener gelegenen mit grünen Platanen bedeckten Insel Ito verhinderten die mit Steinschleudern bewaffneten Bewohner.

Zwei Tage später erreichte das Boot die Wiro-Halbinsel, das südwestliche Ende der Insel Ukerewe, wo in einer kleinen Bay Fleisch, Kartoffeln, Milch, Honig, grüne und reife Bananen, Eier und Geflügel gekauft, und während das Boot vor Anker lag, an Bord gekocht und verzehrt wurden. Um Mitternacht setzte die „Lady Alice“ wieder das Segel auf, um über die grauen Wellen des Speke-Golf nach dem 22 Meilen südlich gelegenen Usukuma und dem Lager der Expedition zu fahren. Aber schon um 3 Uhr Morgens stellte sich mitten im Golfe ein Sturm aus Nordnordost mit haselnußgroßem Hagel ein, an dem pechschwarzen Himmel zeigte sich kein einziger Stern, und unter schrecklichem Donner und Blitz wurde das Boot wieder ein Spielzeug der wild erregten Wellen. Am Morgen des 5. Mai zeigte sich die Nuvoma-Küste 10 Meilen nach Süden entfernt, während das Lager bei Kagehyi noch 20 Meilen nach Südosten lag. Endlich erhob sich ein günstiger Wind, vor dem das Boot pfeilschnell auf sein Ziel zusteuerte. Schon von Weitem erschallte Jubelgeschrei aus dem Lager, das sich beim Nähern des Bootes in Flintensalven und Fahnenschwenken verwandelte, während sich das Ufer mit den wild umherspringenden Negern der Expedition bedeckte. Und als der Kiel der „Lady

Alice“ endlich nach 57tägiger Abwesenheit den Strand berührte, sprangen 50 Mann ins Wasser, hoben Stanley aus dem Boote und trugen ihn unter fortwährendem Freudejauchzen, Gewehrschüssen und Hurrahrufen durch das Lager.

Die erste vollständige Umschiffung des Victoria Nyanza war vollendet.

II.

Besuch beim Könige von Ukerewe. — Züchtigung der Wilden von Bambireh. — Ankunft der Expedition in Uganda.

Der zweite Brief ist vom 15. August 1875 aus Duma, einem Hafen im südwestlichen Uganda, datirt. Bei der Rückkehr ins Lager bei Kagehyi fand Stanley, wie schon früher berichtet, daß ihm nur noch ein weißer Begleiter geblieben, da der andere während seiner Abwesenheit am Fieber gestorben, daß ferner die Expedition nur durch den Tod eines Häuptlings einem Ueberfall Seitens der umwohnenden Stämme entgangen und daß einen Tag später, am ersten des neuen Mondes, die Expedition ohne seine Ankunft die Rückkehr nach Unjanjembe angetreten hätte, da die falsche Nachricht seines Todes ins Lager gebracht worden war.

Nach neuntägigem, vergeblichem Warten auf das Erscheinen des „Admirals“ Magassa mit König Mtesa's Flotte, vermittelst welcher die ganze Expedition nach Uganda überfahren sollte, entschloß sich Stanley, zu Lande am Westufer des Sees entlang nach Uganda zu marschiren. Schon waren fast alle Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen, als eine Gesandtschaft von Nvoma, dem Häuptlinge des südlichen Usinsa (oder Mwari), anlangte und dessen peremptorisches Verbot des Durchzuges durch sein Land überbrachte. Da Nvoma 150 Gewehre und mehrere Tausend Speerträger und Bogenschützen zur Ausführung seiner Befehle zur Verfügung hatte und auch mit dem gefürchteten Häuptling Mirambo verbündet war, mußte Stanley den Landmarsch aufgeben; aber wo sollte er die große Anzahl Canoes zur Fahrt über den See finden? Nach vielen Erkundigungen über die Seemacht der verschiedenen am Speke-Golf wohnenden Stämme hörte er, daß bei König Lukongeh von Ukerewe, nach Sasse der größten Insel des ganzen Victoria Nyanza, am meisten Aussicht auf Erfüllung seines Wunsches sein würde. Da er selbst von den Anstrengungen der Seeumschiffung ernstlich krank geworden, sandte er seinen englischen Begleiter Pocock mit Geschenken und der Bitte um 40 Canoes nach Ukerewe hinüber. Nach zwölftägiger Abwesenheit kehrte derselbe mit einer Flotte von 50 Canoes und etwa 300 Wakerewe unter dem Befehl eines Bruders des Königs zurück. Doch hatte dieser die Weisung, die Expedition nach Ukerewe hinüberzubringen, was Stanley bestimmt verweigerte. Da er wieder wohler geworden, segelte er selbst mit der „Lady Alice“ in zwei Tagen nach Lukongeh's Kibuga (Hauptstadt) hinüber. Am zweiten Tage nach der Ankunft fand die Audienz statt, zu welcher Stanley mit seiner Bootsmannschaft in ihren besten Anzügen und mit reichen Geschenken unter den Klängen der Hörner hinmarschirte. Nach zehn Minuten wurde ein Feld erreicht, in welchem Lukongeh auf einem kleinen Hügel inmitten von Hunderten seiner Krieger saß. Der König, ein junger Mann mit heller Hautfarbe, zeichnete sich durch seine Kleider aus rother und gelber Seide und Damasttuch aus. Nachdem sich beide eine Zeitlang angesehen, trat der König mit einigen auserwählten Häuptlingen zu einem nahegelegenen Steinhaufen, worauf Stanley durch seinen Dolmetscher seine Wünsche vortrug. Der König hörte aufmerksam zu, war freundlich und liebenswürdig, zögerte jedoch zuerst mit der Zusage, indem er seine Canoes für zu alt und verfault für eine so lange Reise hielt, schloß aber endlich dennoch mit dem Versprechen, die gewünschten Fahrzeuge zu liefern. Auf seine dringende Einladung blieb Stanley noch 15 Tage auf Ukerewe, während welcher die Gastfreundschaft des Königs ihn täglich mit Vieh, Ziegen, Hühnern, Milch, Eiern, Bananen und Platanen im Ueberfluß versorgte, und auch große Quantitäten Pombe-Bier für die Mannschaft geliefert wurden. Eine nähere Schilderung der Insel Ukerewe mit ihrem König, Volk und Geschichte verspricht Stanley später zu liefern. Am letzten Tage besuchte Lukongeh, nur von seinem Hauptrathgeber begleitet, Stanley's Zelt und theilte ihm im Geheimen mit, daß er bereits 50 Canoes nach dem Lager in Usukuma abgesandt habe; da jedoch seine Leute sich jedenfalls weigern würden, die weite Reise nach Uganda mitzumachen, wäre ihnen gesagt worden, die Expedition wolle nach Ukerewe herüberkommen, und somit müsse Stanley sich mit Gewalt in den Besitz der Fahrzeuge setzen.

Nach Kagehyi zurückgekehrt, fand Stanley, daß nur 23 Canoes angelangt seien, aber obgleich diese Zahl viel zu klein für alle seine Leute war, beschloß er, sie dennoch zu benutzen. Auf ein Hornsignal nahmen seine Leute alle Ruder fort, zogen die Fahrzeuge hoch aufs Land herauf und trieben die überraschten Wakerewe mit den Büchsenkolben, aber ohne ihnen Schaden zuzufügen, vom Lager und Hafen fort. Drei Tage später schiffte Stanley zwei Drittel seiner Leute und Waaren in die Canoes ein und erreichte mit denselben nach fünftägiger Fahrt die 25 Meilen von Bambireh und halbwegs nach Uganda gelegene Zufluchts-(Refuge-) Insel. Der feindlichen Nachbarschaft halber, und da das Festland nur 6 Meilen entfernt lag, ließ er ein stark befestigtes Lager auf den Felsen der Insel bauen. Mit Zurücklassung von 50 Soldaten zur Vertheidigung desselben kehrte er nach 15tägiger Abwesenheit mit allen Canoes nach Kagehyi zurück, schiffte den Rest der Expedition ein und entkam glücklich den Häuptlingen von Usukuma, welche gern vor der Abfahrt ein schweres Lösegeld erpreßt hätten. Auf der Fahrt litten die verfaulten Canoes so stark von Sturm und Wellen, daß bei der Ankunft an der Zufluchtsinsel nur noch 15 übrig waren. In dem Lager wurde alles in bester Sicherheit gefunden; der Häuptling von Itawaguemba auf dem Festlande und Kidschadschu, sein Vater, der „Sultan“ aller Inseln zwischen Ukerewe und Ihangiro, hatten die Garnison mittlerweile mit Lebensmitteln versorgt; auch lieferten sie Stanley einen Führer nach Uganda und verkauften ihm drei weitere Canoes. Nach mehreren Ruhetagen auf der Zufluchtsinsel wurde die ganze Expedition in mehreren Fahrten nach der Mahyiga-Insel übergesetzt, welche 5 Meilen südlich von Bambireh und 1 Meile von der dazwischen liegenden Iroba-Insel liegt. Stanley hatte nämlich die Züchtigung der Wilden von Bambireh für ihren verrätherischen, wenn auch mißglückten Ueberfall auf ihn beschlossen.

Mittlerweile waren sieben große Uganda-Canoes in Iroba angelangt, welche Mtesa nach Usukuma schickte, um einen arabischen Händler mit seinen Waaren über den See zu bringen. Der Befehlshaber Sabadu ließ sich von Stanley überreden, vor der Weiterfahrt ihm zum Uebersetzen der Expedition nach Uganda behülflich zu sein; er theilte Stanley mit, daß Admiral Magassa mit den geraubten Rudern und der Nachricht von Stanley's Ermordung zu Mtesa zurückgekehrt und dafür in Ketten gelegt worden sei, nachher aber mit vielen Truppen über Land ausgesandt wurde, um bestimmte Nachrichten über den weißen Mann einzuziehen. Nach langen, gänzlich zwecklosen Unterhandlungen mit den Häuptlingen des Festlandes und der umliegenden Inseln, um Geiseln zu erhalten, beschloß Stanley den Kriegszug gegen Bambireh um so mehr als die Leute Sabadu's, seines Verbündeten, bei

einem dortigen Besuche, um Lebensmittel zu holen, mörderisch angefallen wurden. Am folgenden Morgen fuhr er mit einer Kriegsmacht von 50 mit Gewehren und 230 mit Speeren bewaffneten Leuten in 18 Canoes nach Bambireh hinüber, wo er um 2 Uhr anlangte. Die Wilden waren jedoch nicht unvorbereitet; auf jedem Hügel stand ein Wachtposten. — Es kann nicht Zweck dieses Artikels sein, die leider von Stanley angewandten strategischen Manöver mit derselben Ausführlichkeit zu schildern, wie er es selbst in seinem Briefe thut; es genüge die Thatsache, daß in dem sich entspinnenden Gefechte die Gewehrsalven aus der in geringer Entfernung vom Ufer in Schlachtordnung liegenden Flotte den Eingeborenen, welche mit Speeren, Bogen und Schleudern tapfer ihre Insel vertheidigten und zur Verhinderung eines vermeintlichen Landungsversuchs dicht ans Wasser herabkamen, einen Verlust von 42 Todten beibrachten, welche man, auf dem kurzen Rasen liegend, zählen konnte, während über 100 Verwundete sich mit den Fliehenden zurückzogen; auf Stanley's Seite fielen nur zwei Verwundungen durch geschleuderte Steine vor. Ohne hier über das Recht oder Unrecht dieses Blutbades abzuurtheilen, steht jedenfalls die Thatsache fest, daß die Insel Bambireh durch Stanley's Handlungsweise auf lange Zeit jeder weitern Forschung verschlossen worden ist. Ohne zu landen kehrte die siegreiche Flotte mit der Dunkelheit ins Lager zurück, wo sie mit Jubelgeschrei und Triumphgesängen empfangen wurde.

Durch die Ankunft weiterer Uganda-Canoes fand sich Stanley jetzt im Besitze von 32 Fahrzeugen, mit welchen die ganze Expedition am nächsten Tage nach dem Festlande übersetzte, wo sie einen Tag lang von dem Häuptlinge Kattawa wohl verpflegt wurde. Das nächste Lager wurde auf der schon besuchten Musira- (Mfira-) Insel aufgeschlagen. Von dem nahen Makongo auf dem Festlande kam eine Sendung von 5 Stück Vieh, 4 Ziegen und 100 Bündeln Bananen sowie Honig, Milch und Eier an, wahrscheinlich als Versöhnungsgeschenk für den früher beabsichtigten Angriff auf Stanley. Auch Kajossa, der König von Usongora, bot 100 Stücke Vieh an; doch bat Stanley statt dessen um zehn Canoes, die ihm auch mit ihren Mannschaften zugesandt wurden. Am fünften Tage nach der Abfahrt von Bambireh landete die Expedition in Dumo, einem Hafen am Westufer des Sees, je zwei Tagemärsche von dem Kagera- und Katongo-Flusse entfernt, und schlug dort ihr Lager auf. Während dieser Fahrt über den See, welche von Usukuma bis Uganda mit allen Aufenthalten und Abstechern 56 Tage dauerte, verlor Stanley sechs Leute durch Ertrinken, fünf Gewehre, eine Kiste Munition und drei der Reitesel, da letztere in den Canoes gebunden werden mußten, so daß ihm nur noch ein einziges dieser nützlichen Thiere blieb. Fast das einzige Nahrungsmittel der Expedition bildete auf der ganzen Fahrt das Getreide, welches Stanley vor der Abreise von Usukuma für einen Ballen Zeug dort gekauft hatte.

Stanley hatte vorzugsweise Dumo zum Lager gewählt, weil er von dort aus die größte Auswahl eines Weges nach Nordwesten, Westen oder Südwesten zu dem nun bevorstehenden Marsche nach dem Albert Nyanza treffen konnte. Vorher wollte er Mtesa einen nochmaligen Besuch in Ulagalla abstatten, um sich mit ihm wegen der Führer, Escorte und des einzuschlagenden Weges zu verständigen.

Franz Birgham.

J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875.

II.

R. K. Von Lan-tschau-fu konnte Oberstlieutenant Sosnowski in Folge der vielseitigen Unterstützung, die er bei den Behörden fand, zum ersten Male einen Bericht direct durch die Gobi nach dem Saisanposten abschicken, anstatt denselben, wie bisher, über Peking und Kiachta expediren zu müssen. In 50 Tagen legte sein Bote, der Kosackenunteroffizier Pawlow, die 3000 Werst von Lan-tschau-fu bis an die russische Grenze zurück, ein seltenes Reiterstückchen. Am 21. Juli verließ die Expedition die Hauptstadt von Kan-su und ging in nordwestlicher Richtung über Liang-tschau-fu und Su-tschau nach Ngan-si-fan-tschau, das schon außerhalb der Großen Mauer gelegen ist. Tso hatte den Reisenden die Fuhrwerke zur Verfügung gestellt, welche, 8000 an der Zahl, zu militärischen Zwecken zwischen Lan-tschau-fu und Kia-yü-kwan, dem westlichsten Thore der Großen Mauer, aufgestellt waren. Zwei Werst hinter Ngan-si-fan-tschau überschreitet die Straße den Steppenfluß Bulungir-gol, und alsbald verschwindet mit einem Schlage die ganze Vegetation: die Gobi beginnt. Dieselbe ist übrigens keineswegs eine solche trostlose Einöde, wo man die äußersten Entbehrungen und Strapazen zu erdulden hätte. Der Weg führt bald auf ebener, mit Steintrümmern übersäeter Fläche, bald über niedrige Felsrücken dahin. Wasser findet sich sehr nahe der Oberfläche. Um solche Quellen und Gebirgsketten herum wächst viel Gras nicht nur für Kameele, sondern auch für Pferde; auch kleine Straucharten kommen vor. Stellenweise erstreckt sich die Pflanzendecke über einen beträchtlichen Raum und dort weiden dann ungeheure Herden wilder Pferde und Esel. Acht Tagereisen, und es beginnt die fruchtbare Oase von Chami; nochmals ein Tagemarsch über unfruchtbare Ebene, und man befindet sich im Thian-schan, dessen graue Gipfel schon lange vor Chami sichtbar sind. Chami war von jeher ein wichtiger Durchgangspunkt. Hierher kam die Wolle aus Turfan und die Producte Turkestans, von Norden aus Barkul die Erzeugnisse der mongolischen Steppe und von Süden die Schätze des centralen Chinas. Die mohammedanische Bevölkerung hat sich aus Auswanderern von Dshitischar, Buchara und Samarkand und aus Nachkommen von Uiguren zusammengesetzt. Früher hatten die Bewohner vielfache Verbindung mit Turfan, von wo viele den Lob-nor besuchten, über welchen sie merkwürdige Angaben machten. Das nördliche Ufer dieses Sees wird von Dulanen bewohnt, unter denen es Mohammedaner und Lamaisten giebt, das westliche von Torguten. Die Dulanen haben beständige Wohnsitze; Sprache, Sitten und Gewohnheiten der mohammedanischen Dulanen sind wie die der Bewohner von Turfan. Im See liegt eine Insel, wo sich Reste von Kirgisen erhalten haben, die mit dem Namen

„Lob" bezeichnet wurden; sie kommen mitunter nach Turfan, bis wohin sie zwölf Tage unterwegs sind, und leben von Viehzucht und Fischfang.

Der Uebergang über den Tshian-schan von Chami nach Barkul ist für Räderfuhrwerk sehr bequem. Seine absolute Höhe, durch den Thermobarometer bestimmt, beträgt 8980 Fuß, die von Barkul 6700 Fuß und die von Chami 3150 Fuß. Von Barkul führt dann in der Richtung nach der russischen Grenze ein alter, in sehr gutem Zustande befindlicher Weg über Gutschen und Buluntochoi und weiter im Thale des Schwarzen Irtysch hinab. Am 23. Januar 1875 hatte die Expedition Han-kau verlassen und schon gegen Ende Octobers befand sie sich in Saisan auf russischem Gebiete, nachdem sie 4000 Werst, davon 1200 zu Wasser, zurückgelegt hatte.

Die Forschungsresultate sind in Kürze folgende. Mit Ausnahme einer Strecke von 300 Werst ist der Weg in seiner ganzen Ausdehnung fahrbar. Er führt durch bewohnte Gebiete, ausgenommen acht Tagereisen in der Gobi. Gegenüber der Kiachtaer Straße ergiebt diese westliche Route eine Abkürzung von 1600 Werst, wenn man von Tjumen (Gubernium Tobolsk) bis Han-kau rechnet, aber bis zu den Theepflanzungen von Sz'-tschwan insgesammt 2800 Werst. Große wasserlose Tagemärsche kommen nicht vor. Formirt man die Karawane in Kan-tschau-fu (in Kan-su, nordwestlich von Lan-tschau-fu), so kann sie ohne umzuladen bis Tjumen gehen. Diese Route müßte natürlich durch Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf dem Irtysch und Erbauung einer Eisenbahn bis Tjumen noch eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Die Entfernungen unterwegs wurden mit dem Hodometer gemessen. Die Routenaufnahme wurde im Maßstabe von 5 Werst auf den Zoll ausgeführt und besteht in einem Streifen von circa 13 Faden Länge. An zwölf Punkten wurden astronomische Bestimmungen der Breite und Länge vorgenommen. Zwar sind die Berechnungen derselben noch nicht abgeschlossen; allein Sosnowski glaubt doch, daß die Karten dadurch stellenweise große Verbesserungen erfahren werden. An zehn Punkten wurden vollständige magnetische Beobachtungen durchgeführt. Eine ganze Reihe von Höhen wurden mit dem Aneroid gemessen, Punkte, die in orographischer Hinsicht ein größeres Interesse hatten, mittelst des Kochthermometers. Regelmäßig jeden Tag wurden die Thermometerstände aufgezeichnet. An photographischen Aufnahmen, Ansichten und Typen, wurden circa 300 gefertigt; außerdem besitzt Dr. Pjasezki eine beträchtliche Sammlung von Aquarellen. Ferner Proben der Hauptartikel des dortigen Handels und Verkehrs sowie Modelle, welche die verschiedenen Seiten des Volkslebens darstellen; endlich botanische und zoologische Sammlungen. In der letzten Zeit brauchte die Expedition für ihr Gepäck 50 Kameele, obwohl sie einen beträchtlichen Theil der Sammlungen durch die Post voraus abgeschickt hatte.

* * *

Sosnowski wendet sich dann zu dem Begriffe des Chinesenthums, das bei den Europäern fast durchweg identisch ist mit dem Begriffe des Stillstandes, der Unbeweglichkeit und des Verfalls. Gegen diese landläufige Anschauung macht er nun vielerlei geltend.

Der Ackerbau und das System der ländlichen Oekonomie*) steht in China auf einer solchen Stufe der Vollkommenheit, wie man sie nur selten selbst in Europa antrifft. Ruhe kennt der Boden nicht, und die ihm entzogenen Kräfte werden ihm durch sorgfältige Düngung ersetzt; Düngmittel sind ein regelmäßiger, bedeutender Handelsartikel. Die Bewässerung der Felder geschieht mittelst Canälen, die selbst an Bergabhängen entlang geleitet werden; und wo es unmöglich ist, unmittelbar Wasser hinzuschaffen, da hilft man sich mit Schöpfrädern. Ganze Genossenschaften von Arbeitern wandern von Gehöft zu Gehöft, von Feldmark zu Feldmark und beschäftigen sich mit dem Bewässern der Felder, wozu sie temporäre Brunnen und Wasserschöpfmaschinen einrichten. Ueberhaupt ist es ein unterscheidendes Merkmal der chinesischen Landwirthschaft, daß sie den größtmöglichen Nutzen aus dem Boden zieht, ohne ihn zu erschöpfen. Mit welcher Mühe und welchem Fleiße bearbeitet aber auch der Chinese sein Feld! Man muß es sehen, wie er auf schwerzugängliche Höhen mühsam hinaufklettert, die Steintrümmer hinwegräumt, künstliche Flächen herstellt und sich nicht selten selbst an den Pflug spannt. Die Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse ist überraschend; bei der beschränkten Benutzbarkeit des Bodens und der merkwürdigen Dichtigkeit der Bevölkerung erfordert sie eben rationelle Landwirthschaft und eine ungeheure Menge producirender Arbeit unter der Bevölkerung. Nach unseren Vorstellungen ist 1 Tschoch oder $^1/_5$ Kopeke eine Größe von unermeßlicher Werthlosigkeit; aber in China kann man für einen Tschoch einen Brotfladen kaufen; für 50 Tschoch kann eine Familie ihren Tagesunterhalt bestreiten.

Die Industrie*) hat sich selbständig entwickelt und in vieler Hinsicht einen unnachahmlichen Grad von Vollendung erreicht. Die Organisation der Arbeit, die Zertheilung der Fabrikation in kleinste Zweige und die Mannigfaltigkeit der Handwerke ist bewundernswerth. Die Seidengewebe zeichnen sich durch Glanz, Festigkeit und Trefflichkeit der Farben aus; die Porcellanarbeiten genießen einen Weltruf; die Schnitzereien setzen durch die Feinheit und Vollendung der Ausführung in Erstaunen. Wenn Viele einen Verfall gewisser Industrien bemerken, so erklärt sich dies vor allem durch die Unruhen und Aufstände der letzten Jahre. So fingen z. B. die guten Porcellansorten an seltener zu werden, weil die besseren Fabriken (in Kiang-si) 1860 durch die Taipings zerstört wurden. Die feinwolligen Felle, welche bei den Russen als „tibetische" berühmt sind, kamen zur selben Zeit aus dem Verkehre; sie wurden in der Umgegend von Ning-hia-fu hergerichtet, aber beim letzten Aufstande wurden die Schafe verzehrt und die Mehrzahl der Arbeiter getödtet. Es gehört doch eine große Portion von Vertrauen auf die angeborenen, intellectuellen Fähigkeiten des Volkes dazu, um ohne eine ordentliche, fachmäßige Vorbereitung solch complicirte Sache, wie die artilleristische Technik ist, anzugreifen. Nach der letzten englisch-französischen Expedition machten sich die Chinesen an die Organisation ihrer Arsenale und Fabriken. Fremde Maschinen wurden verschrieben, Ausländer, besonders Engländer und Franzosen, richteten Fabriken ein und waren die ersten Werkmeister und Instructeure. Nur kurze Zeit ist verstrichen, und jetzt besteht fast in allen Arsenalen das technische Personal in seiner Hauptsache aus Chinesen, welche stählerne Hinterladekanonen anfertigen, ganz europäisches Pulver fabriciren und Fregatten bauen.

Der Handel**) basirt auf höchst vernünftigen Principien. Die Chinesen unternehmen En-gros-Geschäfte in Compagnien. Gewöhnlich eröffnet ein Capitalist ein Handlungshaus und stellt das nöthige Personal gegen Gehalt an.

*) Vergl. hierüber F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung. Breslau 1876, S. 25 bis 31.

*) Vergl. darüber und über den Mangel eines Großbetriebes chinesischer Industrien F. Ratzel a. a. O. S. 31 bis 35.

**) S. Ratzel a. a. O., S. 44 ff.

Außer der jährlichen Abrechnung wird alle drei Jahre eine Generalrevision vorgenommen. Der Gewinn wird folgendermaßen vertheilt: $^3/_{10}$ wird dem Reservefond der Firma zugewiesen, von $^3/_{10}$ bis $^5/_{10}$ erhält der Herr, $^1/_{10}$ der älteste Cassirer, worauf der Rest nach Verhältniß unter die übrigen Bediensteten vertheilt wird. Jedem steht es dann frei, seinen Antheil entweder an sich zu nehmen oder in den Geschäften der Firma zu belassen als ihm gehörige Actie, und damit wird er Compagnon. In anderen Beziehungen sind die Erfolge nicht weniger bemerkenswerth: das Wechselgeschäft und die nach Möglichkeit erleichterten Uebertragungen werden ohne jegliche Beschränkungen und Formalitäten effectuirt. Private Darlehenscassen oder sogenannte Versatzbanken haben eine strenge Organisation, beschränken sich auf bestimmte, sehr mäßige Procente und haben vor Ablauf von drei Jahren kein Recht, ein Pfand zu verkaufen, und wenn die Sache auch nur auf ein paar Tage verpfändet gewesen ist. In jeder Stadt oder beträchtlichem Orte bilden die Kaufleute einer Provinz ihre besondere Corporation, welche ihr eigenes Haus besitzt, wo die Versammlungen der speciellen Vertreter der einzelnen Handelszweige und die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte aller Kaufleute stattfinden. Dort werden die Preise festgesetzt, Geschäfte abgeschlossen, Streitigkeiten zwischen Mitgliedern ohne Appellation entschieden und so fort. Alles dies wird durch die Bemühungen privaten Unternehmungsgeistes eingerichtet, geordnet, unterhalten und der Controle der Selbstverwaltung unterstellt ohne jegliche Theilnahme der Regierung.

Daß ein Wettstreit im Handel mit den Chinesen selbst für die Engländer kein leichtes Ding ist, dafür kann als bester Beweis folgendes Factum dienen. Bald nach dem Kriege hatten die Engländer den Handel wieder aufgenommen und überall Firmen und Agenturen eingerichtet. Die Neuheit, die Menge von Capitalien und die energische Thätigkeit verdutzte anfangs die Chinesen, und sie verhielten sich der auf ihren eigenen Märkten entstandenen Fremdherrschaft gegenüber anscheinend passiv; als aber die Erkenntniß von den damit verknüpften Vortheilen anfing in die große Masse einzudringen, da begann auch die Reaction, langsam, ohne Ueberstürzung, nach dem chinesischen Ausdrucke „langsam eilend". Und wenn jetzt nach Angabe der Consuln die Gesammtsumme des englischen Umsatzes in China sich nicht vermindert, so läßt doch Jahr für Jahr die directe Theilnahme der Engländer daran mehr nach: unternehmende Eingeborene verdrängen und ersetzen sie. In Han-kau z. B. sind von 200 Handlungshäusern, die anfangs existirten, nur 50 bis 60 übriggeblieben; im russischen Sabaikal (Trans-Baikalien) werden schon seit einigen Jahren in Folge der Chinesen-Ueberschwemmung die Klagen immer lauter, daß sie den ganzen Handel in ihre Hand nähmen. Das industrielle Amerika selbst hat seine Chinesenfrage und spricht seine Befürchtungen gegen den gelben Mann aus. Es ist eine interessante Thatsache, daß sogar in den Küstenplätzen, wo es den Ausländern gelang, völlig unabhängige Territorien zu bilden, alle Handelsoperationen, von den größten bis zu den kleinsten, nur durch Vermittelung chinesischer Commissionäre, der sogenannten Compradores, ausgeführt werden, und es unmöglich ist, sie zu umgehen *).

Und so haben wir als allgemeines Resultat: eine hohe Entwickelungsstufe der praktischen Seiten des Volkslebens, eine Masse productiver Thätigkeit und so bedeutende intellectuelle Kräfte, daß sie im Stande sind, sogar in der Berührung mit civilisirten Nationen zu concurriren. Kann man bei solcher Sachlage den Gedanken an einen todten Organismus gelten lassen? Andererseits sagt uns die Geschichte, daß China schon in alten, fast könnte man sagen vorgeschichtlichen Zeiten eine sehr bedeutende Cultur besaß; die großen Erfindungen des 14. Jahrhunderts, welche der Renaissance in Europa vorangehen, waren in China lange vor Christus bekannt. Giebt man die angeführten Thatsachen zu, so muß man eins von beiden anerkennen: entweder die Cultur, welche in alten Zeiten erarbeitet worden ist, war lange nicht in dem vollkommenen Zustande, in welchem sie sich jetzt darstellt, und folglich hat es einen Fortschritt gegeben, den wir nicht wahrgenommen haben wegen der geringen Bekanntschaft mit dem Lande und weil die Annahme einer Unbeweglichkeit nicht statthaft ist; oder zweitens, daß hier im Verlaufe ganzer Jahrtausende ein dunkeler, aber hartnäckiger Kampf mit irgend einer unbekannten Kraft stattfindet, welcher das Wachsthum aufhält, und daß das Factum dieses Kampfes selbst nicht nur jede Vorstellung von der Kränklichkeit des Organismus ausschließt, sondern vielmehr beweist, daß dieser Organismus im höchsten Grade lang- und zählebig ist.

Welches sind nun diese unbekannten Kräfte? Ich stelle die Frage, sagt Sosnowski, ohne es irgend wie auf mich zu nehmen sie zu lösen, was bei meinem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte im Lande selbst auch ein Leichtsinn wäre. Andererseits lassen sich aber auch die Eindrücke nicht verschweigen, welche jeder, der in fremdem Lande reist, unvermeidlich davon trägt.

Den China-Reisenden setzt ein gewisser Zwiespalt, ein gewisser Widerstreit der beiden Elemente, aus welchen die Bevölkerung besteht, in Erstaunen: es ist die Beamtenschaft auf der einen und die Ranglosen, d. h. Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute, auf der andern Seite. Dieser Zwiespalt ist offenbar durch das Erziehungssystem bedingt, welches als seinen einzigen Zweck die Heranbildung von Beamten für den kaiserlichen Dienst verfolgt. Nur für diese trägt die Regierung die Kosten für Schulen und Lehrer, während sie das übrige Volk seinen eigenen Bestrebungen überläßt, welches denselben durch Hauslehrer und Volksschulen Genüge thut. Dort lernt der Ranglose Rechnen und die erforderliche Menge von Schriftzeichen, was beides zusammen ihm einige materielle und wissenschaftliche Kenntnisse beibringt, weil die Schrift ideographisch ist, und tritt dann in das Leben ein. Da er sich seine angeborenen Geisteskräfte unberührt von jenem gesetzlich geordneten Erziehungswesen erhalten hat, so bildet er jene producirende Classe und erreicht in allen praktischen Thätigkeiten jenen hohen, oben geschilderten Grad von Vollkommenheit. Die Bildung der Beamten dagegen geht einen andern, streng geregelten Weg. Wenn sie in den Volksschulen oder bei Hauslehrern genügende Vorkenntnisse gesammelt haben, werden sie in ihre Kreis- oder Bezirksstädte geschickt, wo sie sich einem Examen unterwerfen müssen. Bestehen sie dasselbe, so beziehen sie als „Studenten oder Sütsai" die Staatsschulen. Student können sie wohl an 30 Jahre bleiben; als solche sind sie von allen öffentlichen Diensten und Abgaben befreit, verlieren aber das Recht, sich ihren Stand wählen zu dürfen, müssen vielmehr als Candidaten des Staatsdienstes ihre weitere Bildung unter Leitung von Staatslehrern sich erwerben. Dazu werden sie in Poesie, Literatur, guten Sitten, religiösen Gebräuchen, Musik und Mimik unterrichtet und zwar aus vier classischen und fünf canonischen Büchern, welche wegen ihres Alters und wichtigen Inhalts als solche anerkannt sind. Alljährlich findet

*) Das mehrerwähnte Ratzel'sche Buch giebt in seinem Hauptabschnitte eine sehr eingehende und interessante Darstellung der chinesischen Auswanderung und des chinesischen commerciellen Einflusses in den gesammten Nachbarländern, ihrer Besiedelung der Mandschurei, Mongolei und Formosas, ihres Verkehrs mit dem Amurlande, Korea, Japan und den Philippinen, ihres dominirenden Einflusses in Hinterindien und ihrer Auswanderung nach Amerika, Australien ꝛc.

ein sogenanntes Jahresexamen statt, und nach Verlauf von zwei Jahren im dritten eine einleitende, vorläufige Prüfung. Es werden zur Bearbeitung Themata aus jenen vier und fünf Büchern gegeben, politische Aufgaben und fünfwortige Verse von 4 bis 10 Zeilen. Mit diesem Ballast beschwert wird der Student in seine Provinzialhauptstadt geschickt und von da behufs Erlangung der höheren wissenschaftlichen Grade (Candidat oder Tsai-shin, Gelehrter oder Gun-schi und Magister oder Tsin-schi) nach der Residenz und ins Staatsexamen, worauf er in den kaiserlichen Dienst tritt. Auf solche Weise wird künstlich jenes ausgeartete Geschlecht von Schmarotzern und bestechlichen Beamten erzogen, welches in Wahrheit unseren Begriffen von Chinesenthum entspricht. Tüchtige liberale Männer, wie z. B. der oben erwähnte Tso-tschung-tang, sehen die Verkehrtheit dieses Systems, das solche unbrauchbaren Beamten erzeugt, wohl ein; sagte er doch von denselben: „Ihre Arbeit besteht in Essen, Trinken und Verse machen." So schickte Sosnowski in Gutschen seinen Dolmetscher aus, um Nachrichten über den Weg einzuziehen. Derselbe kommt zurück und erzählt, daß er die Localbehörden zwar vollzählig versammelt angetroffen, aber keinen Bescheid von ihnen habe erhalten können, weil sie gerade in ernstem Dispute über die Frage begriffen gewesen seien, ob es richtiger wäre, in einem Verse zu sagen: „Der Wind heult" oder: „Der Wind pfeift." Und das ereignete sich 120 Werst von Urumtsi, dem Herde des Aufstandes, und zu einer Zeit, wo die chinesischen Soldaten Hungers starben! In solchem Grade kann ein unsinniges System gute natürliche Anlagen herunterbringen.

Zum Glücke für das Land ist die Zahl der Beamten gering im Vergleiche zu der der Bevölkerung; man zählt ihrer circa 14,000, also eine verschwindende Menge. Man braucht keine Prophetengabe zu besitzen, um behaupten zu können, daß, wenn die Regierung einmal von ihrem Systeme abläßt und den Weg der Reformen betritt, dann China das Schauspiel, welches jetzt Japan bietet, wiederholen wird. Denn religiöse Intoleranz und Fanatismus, wie man sie im Mohammedanismus findet, giebt es hier nicht.

Zum Schluß einige Bemerkungen über die Stellung und Bedeutung Chinas zu und für den Mohammedanismus im Osten. Die Dschungarei und Ostturkestan werden vorzugsweise von Mohammedanern bewohnt; ebenso machen dieselben in den drei nördlichen Provinzen des innern China einen beträchtlichen Procentsatz der Bevölkerung aus. Hier ist es unmöglich, den Mohammedaner an seiner äußern Erscheinung von dem gewöhnlichen Chinesen zu unterscheiden: er hat dasselbe schiefe Auge, trägt dasselbe Kleid und beobachtet alle die bestimmten Sitten und Gebräuche. Es ist den Chinesen in manchen Gegenden gelungen, sich jene so zu assimiliren, daß sie beim Auflodern des Aufstandes sich offen auf die Seite der Regierung schlugen. Diese Empörung ist in Europa aus nicht ganz triftigen Gründen als die der Dunganen bekannt. Sie begann 1860 in der Provinz Schen-si, verbreitete sich rasch nach dem benachbarten Kan-su und von dort bis in die Grenzländer. Anfangs war die Lage der Regierung schwierig: die Truppen gingen wegen der im Intendanturwesen herrschenden grenzenlosen Unordnung bataillonsweise zu den Aufständischen über. 1868 wurde dann Tso-tschung-tang zum Höchstcommandirenden ernannt; folgerichtig unterwarf er zunächst die wichtigsten Centren der Feinde Tsin-tsi-nu, Ho-tschau und Si-ning-fu. 1872 nahm er zuerst Su-tschau und stellte die Verbindung mit den nördlichen Gebieten wieder her, so daß sich gegenwärtig die Insurrection nur auf die Districte von Urumtsi und Manas und auf Ostturkestan erstreckt. Im Mai dieses Jahres gedachte man, zunächst erstere beiden energisch anzugreifen und dann die Waffen gegen Yakub-Beg von Kaschgar zu kehren (hat aber einstweilen böse Verluste erlitten. Neuerdings sollen die Chinesen Manas erobert haben.). China schont so weder Mühen noch Opfer und nicht zum ersten Male macht es diese Prüfungen durch. Wenn man deshalb die Befürchtungen, welche wegen der raschen Ausdehnung des Islam in Indien gehegt werden, und den religiösen Fanatismus, welcher in Turkestan unaufhörlich kriegerische Expeditionen herausfordert, in Erwägung zieht, so muß man anerkennen, daß China, indem es seine eigenen Ziele verfolgt, dabei dem Allgemeinen und Rußland vielleicht im Besondern treffliche Dienste erweist.

Land und Volk von Akem.

II.

W. E. Religion. Im Folgenden gebe ich einige der Hauptzüge ihrer Religion, wie sie mir von dem eingeborenen Missionär David Asante schriftlich mitgetheilt worden sind. Die unter den Europäern allgemein verbreiteten Vorstellungen über den Fetischismus der Bewohner der Goldküste sind völlig irrthümliche. Ihre Religion geht nach dieser Ansicht auf in der Anbetung von Stücken Holz und Stein. Man spricht ihnen jede Kenntniß von einem Alles beherrschenden Gott und Schöpfer ab *). Dies alles stimmt mit den Thatsachen durchaus nicht überein. Sie haben, das ist nicht in Abrede zu stellen, eine Menge von Gottheiten, wiewohl sich auch deren Verehrung, wie sich gleich zeigen wird, wesentlich von den gemeinhin darüber verbreiteten Vorstellungen unterscheidet. Lange aber bevor die christliche Lehre in ihr Land gebracht wurde, hatten sie eine klare und auffallend entwickelte Vorstellung von dem einen höchsten Gott, den sie als Schöpfer und Erhalter aller Dinge ansahen. Er ist allgegenwärtig in dem sichtbaren Himmelsgewölbe, das ihnen als Theil seines unermeßlichen und unendlichen Wesens gilt. Er ist allwissend, sieht und hört alles, während er dem Menschen in seiner persönlichen Gestalt unsichtbar bleibt. Da er ohne Geburt und Tod ist, so ist er weder alt noch jung. Er ist der Vater, die Erde ist die Mutter der Welt. Wenn er tödtet, kann Niemand schützen; wenn er schützt, kann Niemand

*) Diese Behauptung ist sehr übertrieben. Fast alle früheren Berichterstatter constatiren die Verehrung eines von den Fetischen verschiedenen höhern Wesens bei den Stämmen der Goldküste; vergl. unter Anderen Henry Meredith: Account of the Gold Coast, London 1812, p. 35 u. 115. H. Monrad: Bidrag til en Sxildring af Guinea Kysten, Kopenhagen 1822, p. 1 ff. Ersterer erwähnt z. B., daß die Fanti in Abrah den Hauptgegenstand ihrer Verehrung als „Meister, Meister, Vater Aller" anrufen. Auch die Loango-Neger verehren ein höchstes Wesen neben ihren Fetischen, das unter dem Namen Zambi-ampungu im Himmel wohnt. Bastian a. a. O. I, S. 367.

tödten. Unveränderlich und unwiderruflich setzt er das Schicksal jedes Individuums vor der Geburt fest, so daß bei dem Chwee-Volk der Satz sprichwörtlich verbreitet ist: „Das Schicksal ist eine unabänderliche Bestimmung.“ Sie nennen den höchsten Gott Aniankôpong und geben diesen Namen niemals einer der kleineren Gottheiten, brauchen ihn auch nie in der Mehrheit. In ihm sehen sie nicht nur den Schöpfer aller unbelebten Dinge, sondern ebenso den der unsichtbaren Geister der Luft, welche, da er selbst zu fern vom Menschen wohnt, den Verkehr zwischen Gott und dem Menschen vermitteln, böse Thaten strafend, gute belohnend. Von diesen Geistern giebt es drei Arten oder Classen, von denen zwei persönlich sind. Die dritte ist zwar unpersönlich, aber nichtsdestoweniger mit einem gewissen Vermögen begabt, ihrem Anbeter Gutes und Böses zuzufügen. Zu dieser dritten unpersönlichen Classe gehören die Amulete, die man am Hals, am Bein und an der Hand trägt und in den Häusern aufstellt. Die kleineren Fetische oder Geister, welche die zweite Classe bilden und augenscheinlich nichts sind als eine Nachahmung der ursprünglich vorhandenen großen Fetische, haben ihren Wohnort hauptsächlich in Odum- oder Baumwollenbäumen, bisweilen auch in einem hölzernen Napf oder einer metallenen Pfanne, die mit einer Masse von Thon und Blättern angefüllt ist. Diese kleineren Fetische haben Priester, die als ihre Dolmetscher fungiren, ihren Willen dem Menschen verkünden, auch öffentlich vor dem gemeinen Volk tanzen. Auch werden sie als Wahrsager verehrt und in Fällen von Krankheit und Mißgeschick vom Volk um Rath befragt. In Krankheitsfällen sind sie besonders nützlich, da sie, im Besitz einer ganz guten Kenntniß der Wirkungen der Pflanzen, in jedem Dorf als die angesehensten Aerzte fungiren.

Eine Person, die von einem der kleineren Fetische als Priester oder Priesterin auserwählt wird, springt wie toll und besessen herum, meidet Speise und Trank, sogar das Sprechen, bis ein älterer Priester den Namen des Fetischs ausgefunden hat. Ist ein kleinerer Fetisch entdeckt, so erhält er einen Wohnort, indem er in einen Napf oder eine Pfanne gestellt wird, auf der ihm Opfer dargebracht werden. Der neu bestellte Priester wird dann einem ältern übergeben, mit dem er drei Jahre zubringt, um in seinem Amte unterwiesen zu werden. Priester werden stets in der Jugend auserwählt und dürfen sich während der Zeit der Unterweisung nicht verheirathen. Sie sind gehalten, sich ihr Leben lang nicht scheeren zu lassen. Dies Priesterthum ist nicht erblich. Stirbt ein Priester oder eine Priesterin, so kann der Fetisch, dem sie dienten, sich den Nachfolger aus jeder Familie mit Ausnahme der des Königs wählen.

Die gewöhnlichen, den kleinen Fetischen dargebrachten Opfer bestehen aus Schafen, Ziegen, Hunden, Vögeln, Yams und Trankopfern aller Art. Außer an den großen jährlichen Festen werden diese Opfer an bestimmten Tagen jeder Woche dargebracht, oder auch so oft das Volk sie beliebt.

Die erste Classe, die der großen Fetische oder Geister, besteht aller Wahrscheinlichkeit nach aus den ursprünglichen Gottheiten des die Bewohner der Goldküste bildenden Chwee-Volkes. Sie werden nicht in Abbildern verehrt, nicht in Näpfe oder Pfannen eingeschlossen wie die kleinen Fetische oder Geister, auch schreibt man ihnen weder einen dauernden noch einen zeitweiligen Aufenthalt in Bäumen zu, sondern glaubt, daß sie in Felsen, Höhlen, Wäldern und anderen wilden und romantischen Orten ihren Wohnsitz haben. Bis zu einem gewissen Grade schreibt man ihnen dieselben Eigenschaften zu wie dem großen Gott und Schöpfer. Sie sind unsichtbar, sogar für ihre Priester. Nur in den seltenen Fällen werden sie gesehen, wo sie erscheinen, um eine übelgesinnte Person zu Tode zu schrecken oder um eine Grausamkeit zu ahnden, die ein mit ihrem Aufenthaltsort unbekannter Sterblicher gegen sie zu begehen sich unterfangen hat. Andererseits heirathen sie, zeugen Kinder und thun überhaupt alles, was menschliche Wesen thun. Diese großen Fetische erwählen ihre Priester nicht aus dem Volke wie die kleinen. Ihre Priesterschaft, die eine besondere Classe bildet, ist erblich und überhaupt der des alten Bundes in hohem Grade ähnlich. Im Gegensatz zu den Priestern der kleinen Fetische tanzen sie nicht öffentlich, fungiren auch nicht als Wahrsager. Bei Antritt ihres Amtes werden sie von einem ältern Priester in Gegenwart anderer geweiht. Ein Opfer wird dem großen Fetisch, dessen Priester neu berufen wird, dargebracht, und der die Weihe vollziehende Priester ruft im Gebet den Fetisch an und nennt seinen neuen Diener: „Gott, Erde, großer Fetisch . . ., ich weihe jetzt Deinen Sohn . . ., auf daß er Dein Priester sei. Verleihe ihm eine große Familie und viel Wohlstand. Beschütze ihn und die Seinen vor allem Uebel. Segne seine Freunde, die ihm wohl wollen, und verfluche seine Feinde, die ihm übel wollen. Gieb ihm Beredtsamkeit, wenn er seine Gebete beim Opfer spricht u. s. w.“

Die Hauptaufgabe dieser Priester ist, an bestimmten Tagen in der Woche ihren großen Fetischen Opfer darzubringen und dasselbe mit den für die besondere Gelegenheit geeigneten Gebeten zu begleiten, mit denen sie sich sorgfältig vertraut gemacht haben müssen. Ihre gewöhnlichen Opfer bestehen aus Stierkälbern, Schafen, Ziegen und Palmwein. Die dargebrachten Thiere müssen ohne Gebrechen und ohne Flecken, die weiblichen dürfen nicht trächtig sein. Opferplätze für die Trankopfer befinden sich in den Wohnungen und Hofräumen der Priester. Andere Spenden, die aber auch immer mit Trankopfer verbunden sind, werden an die Aufenthaltsorte der Fetische gebracht. Diesen Plätzen naht Niemand, auch nicht der Priester, ohne ein Opfer, welches auf einem Altar aus unbehauenen Steinen dargebracht wird. An dem Tage der Darbringung hat sich der Priester des Umgangs mit Frauen sowie aller thierischen Nahrung zu enthalten. Uebertritt er dies Gebot, wissentlich oder unwissentlich, so ist er befleckt und untauglich, an diesem Tage zu opfern. Diesen Priestern ist die Ehe mit einer Wittwe untersagt; auch ist ihnen die Berührung eines todten Körpers aufs Strengste verboten. Hat ein Priester dem Leichenbegängniß eines Freundes oder Verwandten beigewohnt, so muß er am Abend durch geweihtes Wasser geheiligt werden, mit dem er dreimal sich selbst besprengt oder von einem andern Priester seiner Classe besprengt wird. Er ist auch befreit vom Fasten, sogar beim Tode seiner nächsten Verwandten. Diese Priester haben eine Rangordnung, die sich nach der Bedeutung ihrer Fetische regelt, und genießen daher nicht alle dieselben Vorrechte. Hoherpriester ist der Priester des höchsten oder wichtigsten Fetischs. Er hat mehr Macht als der Häuptling einer Stadt oder eines Districts, ja in mancher Hinsicht mehr als der König einer ganzen Landschaft. Seine Befehle müssen ohne Zögern ausgeführt werden, da Ungehorsam gegen seinen Willen gleichbedeutend ist mit Ungehorsam gegen den großen Fetisch, dem er dient. Mißhandelte Sklaven können ihre Freiheit erhalten durch Anrufung eines der großen Fetische. Sie machen ein bestimmtes Zeichen und rufen den großen Fetisch namentlich an, sie hinfort als seine Sklaven anzunehmen. Der Priester oder Hohepriester besprengt dann den Sklaven mit Weihwasser, und dieser ist frei oder wenigstens nur Sklave des Fetischs. Es steht ihm dann frei, bei dem Priester oder Hohenpriester zu verbleiben oder sich irgend anderswohin zu wenden.

Dies sind die Hauptpunkte der Religion der Goldküste.

Aus allen Erdtheilen.

Tonkin (Tongking).

E. S. Diese Nordprovinz des Königreiches Annam ist durch den Handelsvertrag vom 31. August 1874 zwischen Frankreich und Annam dem Handelsverkehre aller Nationen eröffnet; das „Journal officiel" vom 27. Februar 1876 enthält den Wortlaut des Originalvertrages sammt der Nachtragsconvention, deren Ratificationen sämmtlich am 26. August 1875 zu Hue, der Hauptstadt Annams, ausgetauscht wurden. Die gewährten Vergünstigungen bestehen darin, daß der Hafen von Haiphong (20° 53′ nördl. Br., 104° 25′ östl. L. von Paris) und einige Hafenorte geringerer Bedeutung nicht nur dem französischen, sondern überhaupt dem auswärtigen Handel geöffnet und die Zölle, Leuchtthurm- und Ankergelder sowie die Freiheit des Lotsendienstes für alle Nationen geregelt ist. Der Zolltarif ist ein sehr mäßiger. Die Waaren zahlen bei der Ein- und Ausfuhr einen Zoll von 5 Procent ad valorem; nur Salz und Getreide zahlen 10 Procent und das letztere darf nur auf Grund besonderer zeitweiliger Erlaubniß ausgeführt werden. Dem französischen Handel wird lediglich der Vorzug eingeräumt, daß die von ihm nach Saigon ein- und von Saigon ausgeführten Waaren bloß den halben Zoll zu entrichten haben. Endlich verpflichtet sich Frankreich, der Regierung von Annam ein geeignetes Zollpersonal zur Verfügung zu stellen und bei Beschützung des Seehandels gegen die Piraten hülfreiche Hand zu bieten. Zur Ausführung dieser Schlußbestimmung wurde in Haiphong, welchem die berüchtigten Pirateninseln vorgelagert sind, aus Kanonenbooten, die von Saigon aus abgezweigt sind, eine französische Marinestation unter dem Befehle eines Fregattencapitäns errichtet, der die kleine Flottille unter dem Oberbefehle des Gouverneurs von Cochinchina leitet. — Reisende, namentlich der Franzose Dupuis, welche das Land neuerdings besuchten, machen über die daselbst obwaltenden Verhältnisse die nachstehenden Angaben. Tonkin, ungefähr zwischen 20 und 23° nördl. Br. gelegen, wird von dem Songka (Nhi-ha, chinesisch Hongkiang) durchzogen, welcher von Nordwesten aus der angrenzenden chinesischen Provinz Yünnan kommt und sich unterhalb Haiphong bei der Insel Hon dau in den Golf von Tonkin ergießt. Der Hafen von Haiphong ist bei hohem Wasserstande für Schiffe von 2,75 bis 3 Meter Tiefgang zu erreichen; von hier bis zur Provinzialhauptstadt Hanoi oder Keschо (21° 1′ nördl. Br., 103° 35′ östl. von Paris) bringen sehr unvollkommene Dschunken chinesischer Bauart die Waaren, doch hat eine Hongkonger Firma Anstalten getroffen, kleine Flußdampfer zum Bugsiren der Cargoboote und zur Passagierbeförderung dorthin zu senden. Die Schifffahrt auf dem Songka ist bis zur chinesischen Grenzstadt Lao Kai gestattet; bis dahin können jedoch nur Schiffe von 1 bis 1,25 Meter Tiefgang gelangen; jenseits wird er bis Mungkao als schiffbar für flache Boote bezeichnet, dann aber ist er wegen Stromschnellen nicht mehr schiffbar. Der Wasserweg nach Yünnan bietet sohin nicht die großen Vortheile, welche die Franzosen nach der ersten Beschiffung in Aussicht stellten; überdies liegen die werthvollen Zinndistricte an 75 Kilometer von Mungkao entfernt, die Kupferbergwerke Yünnans sogar noch weiter. Tonkin ist reich an mineralischen Lagern wie vegetabilischen Erzeugnissen. Geöffnet, aber nur oberflächlich betrieben sind 14 Goldminen, 7 Silberminen, 3 Kupferminen, 1 Zinnmine, 17 Eisenminen, 3 Salzminen. Unberührt sind Kohlenlager an der Oberfläche, darunter in der Nähe der Meeresküste. Der Boden ist sehr fruchtbar; angebaut werden Maulbeerbaum (für eine stark entwickelte Seidencultur, die allein in der Umgegend von Hanoi bis zu 20,000 Pfund Rohseide liefern soll), Zuckerrohr, Baumwolle, Mais, Taback, Rüben und vor allem Reis, der zwei Ernten liefert: erste Aussaat December, Ernte März bis April; zweite Aussaat Juli, Ernte Anfang November. Die Qualität des Reises ist verschieden und bald gleich dem von Saigon, bald dem von Birma, bald rother Reis; letzterer wird pro Centner durchschnittlich mit 3,5 Mark bezahlt. An Medicinal- und Farbestoffen ist Tonkin überreich; Cassia, Cardamon, Sticklack und Sternanis können für den Handel am beachtenswerthesten werden; noch sind sie aber im Einkauf theurer als anderswo. Am lohnendsten für den Export sind Baumwolle und Stoffe daraus, Seidenstoffe, Taback und einzelne Medicamente. Dem Kaufmann darf es an Geduld nicht fehlen; die Eingeborenen sind an den Verkauf an Europäer noch nicht gewöhnt, ziehen vor an chinesische Unterhändler zu verkaufen und geben nur in kleinen Quantitäten ab. Consumtionsgebiet ist die dünn bevölkerte Provinz nur in geringem Grade; ein lebhafter Handel wird sich erst entwickeln, wenn einst Yünnan für Europäer erschlossen ist und zu den Landesproducten noch Thee, Rhabarber und Opium als Waaren des chinesisch-europäischen Handels kommen.

Ueber Haiphong bringt ferner die „Allgemeine Zeitung" vom 21. Juli 1876 nach der „Overland China Mail" unter anderm Folgendes. „Gleich seinem Schwesterhafen Hoihau in Hainan (s. „Globus" XXX, S. 78) scheint Haiphong nicht geeignet, die mercantile Unternehmungslust in besonderm Grad an sich zu ziehen. Vor allen Dingen muß Haiphong, so zu sagen, erst geschaffen werden. Wenn die ersten Anzeichen einer amerikanischen Ansiedelung in der Errichtung eines Gefängnisses, eines Zeitungsbüreaus und einer Kirche auf der ausgesuchten Stelle zu finden sind, so können die einer französischen Occupation mit gleicher Richtigkeit in der Herstellung von Soldatenbaracken, eines Regierungsgebäudes und eines Marktplatzes zu erkennen sein. Bisher entbehrt jedoch Haiphong dieser charakteristischen Kennzeichen, welche hier hauptsächlich in einer ungeheuren schlammigen Uferstrecke bestehen, die von zwei Forts beherrscht wird, in welchen alle officiellen, ärztlichen und kirchlichen Factoren dieses Hafens untergebracht sind. Ein merkwürdig schmutziges Dorf oder eigentlich eine Verkettung von Dörfern bildet das jetzige wirkliche Haiphong, und die vornehmliche Beschäftigung der Bewohner desselben scheint in der ununterbrochenen Anstrengung zu bestehen, Leib und Seele beisammenzuhalten. Einen Vortheil über Hoihau, den Hafen von Hainan, hat Haiphong jedenfalls: die Schiffe können in einer annehmbaren Entfernung vom Ufer vor Anker gehen, und obwohl es gelegentlich von Orcanen heimgesucht wird, so scheinen diese doch nicht so destructiver Natur zu sein als jene, die man in Hainan fühlt. Man könnte jedoch nicht sagen, daß einheimische Dschunken diesen Vortheil zu würdigen wissen; denn in der Regel sind dort nie mehr als ein Dutzend derselben vor Anker zu sehen. Dennoch ist für Haiphong in dieser Hinsicht die Möglichkeit vorhanden, eine wichtige Verkehrsstation zu werden. Dies könnte unter zwei Bedingungen der Fall werden, nämlich: daß die in der unmittelbaren Nachbarschaft vorhandenen Kohlenwerke eröffnet und ausgebeutet werden oder daß die Reisausfuhr gestattet würde — welche letztere die annamitische Regierung soeben zeitweilig gestattet hat. Wir müssen hier noch bemerken, daß Haiphong der Hafen von Hanoi ist. Hanoi, die jetzige Hauptstadt und der wirkliche commercielle Mittelpunkt von Tonkin, ist ein von Haiphong sehr verschiedener Platz. Es hat eine zahlreiche Bevölkerung, ist sehr sauber und treibt lebhaften Han-

del sowohl mit der Außenwelt als auch mit dem Innern. Der fremde Verkehr versprach seinen Handel mehr zu entwickeln. Der Vertrag specificirt eine gewisse Zolltaxe, welche von den Importen und Exporten erhoben werden soll. Was die ersteren anbelangt, so entziehen sie sich der fremden Einmischung, da jedoch nur Haiphong und Hanoi als die Einschiffungspunkte für die Exporte specificirt wurden, sahen die eingeborenen Mandarinen hierin ein Mittel zu einer ergiebigen Erpressung, indem sie jeden Artikel, der zur Einschiffung in einen der beiden Häfen gesandt wurde, mit einer hohen Taxe belegten. Die natürliche Folge daher ist, daß der Handel in einer Weise daniederliegt, die den Kaufleuten nur geringe Vortheile verspricht. Warum die Franzosen, die sonst gewohnt sind, mit den asiatischen Racen in einer Weise zu verfahren, die einen kräftigen Arm bekundet, einen solchen Zustand der Dinge dulden, ist schwer zu erklären. Es heißt, die französische Regierung finde sich keineswegs veranlaßt, ihre Verantwortlichkeiten in Cochinchina zu vermehren, und sie hätte sogar gewünscht Tonkin noch eine Zeit lang sich selbst zu überlassen. Wie dem auch immer sein mag, eine Thatsache ist es, daß die eingeborenen Beamten den Geist des Vertrags in jeder möglichen Weise verletzen. Die Hauptstadt liegt über 50 (englische) Meilen in directer Linie von Haiphong entfernt; aber die vielen Krümmungen, welche beladene Boote in ihrem Laufe verfolgen müssen, machen die wirkliche Distanz dreimal so groß. Selbstverständlich ist dies auch die Ursache, warum die Kriegsschiffe die Hauptstadt nicht so oft besuchen können, und die Mandarinen machen sich diesen Umstand in reichlichem Maße zu Nutzen. Hanoi importirt eine geringe Quantität Baumwollwaaren, bezog jedoch dieselben bisher aus Pakhoi oder Canton. Die Besuche fremder Dampfer werden wohl eine Aenderung in dieser Hinsicht hervorbringen; allein es sind noch keine Anzeichen irgend einer Thätigkeit in dieser Richtung von Seite localer Häuser wahrnehmbar. Die Exporte sind unbedeutend, mit Ausnahme von unechtem Gambier, welcher im südlichen China leichten Absatz findet, weil er zum Färben des Baumwollzeugs verwendet wird, mit welchem sich die Kulis bekleiden. Andere Exportartikel sind Häute, Rotang, Thee, Muscatnüsse und Firniß. Aber der Umsatz dieser Artikel ist noch zu gering, um lohnende Frachten zu bieten. Die Wichtigkeit von Haiphong und Hanoi besteht, wie die Franzosen selbst zugeben, darin, daß sie an der Hauptstraße nach Yünnan liegen. Vorderhand läßt sich wegen der desorganisirten Zustände dieser Provinz aus diesem Umstand noch kein Nutzen ziehen. Banditen jeder Gattung, schwarze, weiße und gelbe, machen die Straße unsicher und die Entwickelung des Handelsverkehrs unmöglich. Wenn es Frankreich ernstlich daran gelegen wäre, Tonkin zu eröffnen, so würde es mit diesem Raubgesindel kurzen Proceß machen. Allein wir fürchten, ein solches Unternehmen sei nicht die Sache Frankreichs. Die Unterdrückung des Räuberunwesens und die Einführung wirksamer aber freisinniger Einrichtungen in Betreff des Handelsverkehrs sind nützliche Unternehmungen, aber sie versprechen wenig Ruhm. Abgesehen davon würden solche Erfolge anderen Nationen mehr zugute kommen als den Franzosen, welche die besten militärischen, aber die schlechtesten commerciellen Colonisten sind. Bisher haben die allerwärts verbreiteten Chinesen den größten Vortheil aus der französischen Occupation gezogen. Etwa 900 Chinesen haben sich in Haiphong angesiedelt und monopolisiren gänzlich alles, was Geschick, schwere Arbeit oder commercielle Findigkeit erheischt. „Träge wie ein Annamite," ist beinahe zum Sprichwort geworden, und es scheint, mit Recht. Die wenigen Franzosen, die sich die Eröffnung des Landes zu Nutzen machen, begnügen sich damit, mit Artikeln zu handeln, welche zwar einen hübschen Gewinn geben, aber keine Opportunität für Geschäfte in ausgedehntem Maßstabe bieten. Ein paar fremde Agenten in Hanoi würden gute Gelegenheit finden, fremden Stückgütern Eingang zu verschaffen, und der unternehmende Mann, dem es glücken würde, eine gute Ladung nach Yünnan zu bringen, dürfte zweifelsohne einen sehr guten Gewinn ernten; was aber Haiphong selbst anbelangt, so zweifeln wir sehr, daß es ein günstiger Platz für ein commercielles Etablissement sein dürfte. Es kann das Whampoa eines blühenden Canton werden, aber schwerlich etwas anderes, ausgenommen es würden seine Kohlenwerke ausgebeutet. Annam ist in der That China sehr ähnlich. Es ist obstructiv und übermüthig, wenn es dies sein darf, und findet außerdem große Schwierigkeiten, um die Ordnung im eigenen Gebiet aufrechtzuerhalten. Soll es je das Feld eines regen Handelsverkehrs mit der Außenwelt werden, so müssen die Banditen erst ausgerottet und die Mandarinen ehrliche und fortschrittsfreundliche Männer werden.

* * *

— Der Pera-Correspondent der „Allgemeinen Zeitung", wohl der über Land und Leute und Zustände in der Türkei am besten unterrichtete unter den vielen, die über jene Themata jetzt schreiben, spottet über die officiellen Berichte des englischen Botschafters in Konstantinopel und die officiellen Erklärungen der englischen Minister im Parlamente, daß „wohl einzelne Fälle vorgekommen sein mögen, wo Tscherkessen Kinder als Sklaven verkauften, aber gewiß nicht in regelmäßiger Weise." „Haben denn" — fragt er — „die Tscherkessen jemals ein anderes Gewerbe betrieben als Sklavenhandel? Und weiß die englische Botschaft nicht, daß nur in einer Entfernung von höchstens 10 Minuten vom englischen Botschaftshotel von uralten Zeiten her bis auf den heutigen Tag sich der tscherkessische Sklavenmarkt und die Sklavenhändler-Börse befinden? Das weiß doch jeder Schuhputzer in Konstantinopel".

Im selben Berichte vom 4. August schreibt er zum Schluß: „Ganz unglaublich und doch buchstäblich wahr ist es, daß seit einiger Zeit Seeräuber das Marmora-Meer, also ein in jeder Beziehung mare clausum und noch dazu kleines Meer, unsicher machen und also geradezu der Hauptstadt und der colossalen Panzerflotte Hohn sprechen."

(Nach neueren Berichten vom 15. August sind zwei dieser mit Lazen bemannten Boote bei Armudly am Meerbusen von Gemlik gefangen worden, während ein drittes nach dem Schwarzen Meere entkam.)

— Am 15. August ist im Beisein von etwa 10 Verwandten des Reisenden die Bronzestatue Dr. Livingstone's in East Prince's-street Gardens zu Edinburgh enthüllt worden. Der Missionär ist im Reisekleide dargestellt, in der rechten Hand eine Bibel und die Linke auf den Griff einer Axt gestützt.

Inhalt: Peking und Nordchina. III. (Mit vier Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. (Nach seinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 7., 10. und 14. August 1876.) I. und II. (Mit Karte.) — J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875. II. (Schluß.) — Land und Volk von Akem. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Tonkin (Tongking). — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 30. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: Literarischer Anzeiger Nr. 8. — Verzeichniß der im Jahre 1874, 1875 und 1876 im Verlage von Karl Scholtze in Leipzig erschienenen naturwissenschaftlichen Werke.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1876.

Peking und Nordchina.

IV.

Peking ist eine der ältesten Städte des Landes und wird schon im zwölften vorchristlichen Jahrhundert unter dem Namen Ki erwähnt als Hauptstadt eines Fürstenthumes Jen. Alte, rechtwinklig zu einander laufende Erdwälle im Norden der heutigen Stadt scheinen dieser ältesten Gründung in der Ebene zwischen Pei-ho und Hun-ho anzugehören. Mehrfach wechselte sodann die Stadt im Laufe der Geschichte ihren Namen und ihre Lage, wenn sie auch nie weit von ihrer alten Stelle fortgerückt wurde. Seit 937 war sie fast ohne Unterbrechung Residenz, namentlich der Kitan und ihrer Liao-Dynastie, der Kin-Dynastie, des großen Kubilai-Chan, unter dessen Herrschaft sie der berühmte Venetianer Marco Polo besuchte, der Ming-Dynastie, welche seit 1368 zwar regierte, aber erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts ihre Residenz vom heutigen Nan-king dorthin verlegte. Seitdem erst führte die Stadt den Namen Pe-king (d. h. nördliche Residenz), den sie jedoch im Munde des Volkes wieder verlor, als 1644 die aus dem Norden stammende Mandschu-Dynastie auf den Thron gelangte und der Name „Nördliche Residenz“ keinen rechten Sinn mehr hatte. Gegenwärtig versteht ihn nur noch der gebildete Chinese, während das gemeine Volk die Stadt schlechtweg King-tscheng, d. h. Residenzstadt, nennt. Dieselbe Bedeutung hat auch die officielle Bezeichnung King-tu. (Wer sich näher über diese Dinge zu unterrichten wünscht, dem empfehlen wir die bündige, treffliche Abhandlung Dr. E. Bretschneider's: „Die Pekinger Ebene u. s. w.“ S. oben S. 130.)

Der Grundplan der Stadt, wie man ihn ganz im Rohen auf der Karte auf S. 120 dieses Bandes angedeutet findet, besteht aus zwei an einander geschobenen Vierecken, einem größern im Norden, dessen längste Ausdehnung genau von Norden nach Süden gerichtet ist, und einem kleinern, südlich daran stoßenden, dessen ostwestliche Erstreckung die nordsüdliche übertrifft. Jenes nennen die Europäer die Tataren- oder Mandschu-Stadt (chinesisch nei-tscheng, d. i. innere Stadt, oder tscheng-li-tou = innerhalb der Stadt), dieses die Chinesenstadt (chinesisch wai-tscheng = die äußere Stadt oder tscheng-wai-tou = außerhalb der Stadt, wie sie denn anfänglich in der That außerhalb derselben lag und nur Vorstadt war). Bretschneider hält jene Ansicht für richtig, wonach die Mauern der gegenwärtigen Mandschu-Stadt ungefähr auf demselben Flecke stehen wie diejenigen von Chan-balig (d. i. Stadt des Chans), der Residenz Kubilai-Chan's, welche Marco Polo beschreibt. Sein ursprünglich französisch niedergeschriebenes Werk ist mehrfach, zuletzt und am besten von dem gelehrten und scharfsinnigen englischen Obersten Yule herausgegeben worden. In vieler Hinsicht ist des Venetianers Beschreibung noch heute zutreffend, während sich in den seitdem verstrichenen $5^3/_4$ Jahrhunderten (er dictirte sein Buch 1298) manches auch geändert hat. So berichtet er, nachdem kurz von der Neubegründung der Stadt durch Kubilai-Chan, 3 Li nordöstlich von der schon bestehenden, die Rede war: „Sie ist so groß, wie ich euch sagen werde; denn sie mißt im Umfange 24 Milien. Und an jeder Viereckseite mißt sie 6 Milien; denn sie ist ganz quadratisch, von der einen wie von der andern Seite. Und

Generalansicht der Befestigungen von Peking. (Nach einer Photographie.)

sie ist mit Erdthürmen ummauert. Sie hat 12 Thore und über jedem Thore einen großen, sehr schönen Palast. Und in diesen Palästen sind viele große Räume, wo die Waffen derer, welche die Stadt bewachen, sich befinden."

Die angegebene Ausdehnung stimmt ganz gut zu den Dimensionen der heutigen Mandschu-Stadt; die Umfassungsmauern der alten Chan-balig wurden zwar 1368 beim Sturze der Mongolen verkleinert, aber 1421 wieder erweitert und gleichzeitig mit Ziegeln überkleidet. Vor einigen Jahren stürzten dieselben an mehreren Stellen zusammen, und da zeigte es sich, daß sie in ihrem Innern wirklich nur aus Erde bestehen, wie die chinesischen Annalen und Marco Polo angeben. Dagegen stimmt die Zahl der Thore nicht; denn die heutige Mandschu-Stadt hat deren statt der angegebenen 12 nur 9, von denen 3 nach Süden in die Chinesenstadt, je 2 nach den drei anderen Himmelsrichtungen führen. Diese letzteren, wie alle übrigen und wie die sieben Thore der erst 1544 ummauerten Chinesenstadt tragen über sich feste Gebäude oder Pavillons, welche, wie zu des Venetianers Zeiten als Waffenmagazine, jetzt speciell für die Artillerie dienen. Es ist beachtenswerth, daß die Mandschu-Stadt auch gegen die Chinesenstadt hin von ebenso starken Befestigungen umgeben ist, wie nach allen anderen Seiten, und daß die Mandschu nicht daran dachten, dieselben zu beseitigen, vielmehr ihren Palast inmitten der Stadt zu einer Festung umwandelten und nur Abkömmlinge der einstigen Unterthanen ihrer Vorfahren um sich dulden. Bei dem geringsten Aufstande in der Stadt draußen würde

Das Thor Tsien-men zwischen Mandschu- und Chinesen-Stadt in Peking. (Nach einer Photographie.)

Alles dort im Palaste bereit sein, eine Belagerung auszuhalten, von der übrigens Niemand eine rechte Idee hat. Diese Kluft zwischen Regierung und Volk macht sich auch augenblicklich fühlbar: werden doch in Amoy von Agenten der geheimen Gesellschaften Freiwillige für eine beabsichtigte Erhebung gegen die Regierung geworben, und prophezeiet doch — wenn auch etwas allzu voreilig — die aufgebrachte anglo-chinesische Presse den bevorstehenden Sturz der Mandschu-Dynastie; Englands Freund, der Emir von Kaschgar, werde bald vor den Thoren von Peking erscheinen und mit Hülfe der zahlreichen mohammedanischen Unterthanen des Kaisers den Thron desselben besteigen!

Die Mandschu-Stadt hat 24 Kilometer im Umfange; ihre Ringmauer ist 14 Meter hoch und $14^1/_2$ Meter dick, von außen mit schönen Ziegeln (30 Centimeter dick 50 Centimeter lang und 50 Centimeter breit) bekleidet und oben gepflastert. So bildet sie einen in der Welt einzig dastehenden Spazierweg, der an die Befestigungen Babylons erinnert. Alle 200 Meter springt ein viereckiger Thurm, der mit der Mauer gleiche Höhe hat, 20 Meter weit vor, um etwaige Angreifer an jeder Stelle unter Kreuzfeuer nehmen zu können. Die neun Thore, von denen wir schon gesprochen, sind wahre Festungen. Ueber der volle 7 Meter hohen Thorwölbung in der Mauer erhebt sich ein mächtiges Gebäude von etwa 15 Meter Höhe, aus Holz und Backsteinen erbaut und mit dreifachem Dache aus glasirten Ziegeln, welches als Artilleriemagazin, Beobachtungs- und Wachtposten dient. Das doppelflügelige und mit Metallplatten gepanzerte Thor wird noch durch ein halbmondförmiges Außenwerk, das eine der Stadtmauer ähnliche Umfassungsmauer besitzt, gedeckt.

In dasselbe führen je zwei Pforten; nur das Hauptthor Tsien-men, genau südlich von der kaiserlichen Residenz und genau in der Mitte der die beiden Stadthälften von einander trennenden Mauer, hat deren drei, deren größte sich nur vor dem Kaiser öffnet. Jener Halbmond dient gegebenen Falls den Truppen zur Zuflucht und ist in Friedenszeiten mit herumziehenden Krämern erfüllt. Trotz aller Vernachlässigung haben die Befestigungswerke der Tatarenstadt noch immer ein imposantes Aussehen. An ihren vier Ecken erhebt sich in vier Stockwerken eine Art Bastion, die ganz aus Backsteinen erbaut und wie ein Schiff von vier Reihen Stückpforten durchbrochen ist, hinter denen Kanonen oder Scharfschützen postirt werden könnten. Augenblicklich freilich sind die Oeffnungen mit Läden geschlossen, auf denen Kanonenmündungen — aufgemalt sind. Ein gewaltiger Graben von 20 Meter Breite und 10 Meter Tiefe läuft rings um die Stadt; mit Wasser gefüllt gäbe er ein treffliches Vertheidigungsmittel ab, aber die Leitungen sind in so schlechtem Zustande, daß seine Auffüllung fast unmöglich ist. Die Mauer der Chinesenstadt ist nach Westen, Süden und Osten weniger hoch als die der Tatarenstadt, aber gleichfalls mit Gräben umgeben.

Das Thor Tsien-men ausgenommen führen die acht Thore der Mandschu-Stadt zu großen Straßen von 30 Meter Breite, welche geradlinig die ganze Stadt von Norden nach Süden resp. von Westen nach Osten durchschneiden und dem-

Straße der französischen Gesandtschaft in Peking. (Nach einer Photographie.)

nach bis 6000 Meter Länge erreichen. Das sind die großen Communicationswege; andere von nur 20 Meter Breite und von 2 bis 4 Kilometer Länge laufen parallel oder senkrecht zu ihnen. So bietet die schachbrettartig bebaute Stadt den Nord- und Südwinden in ihren Straßen beständig freien Spielraum; der Wille eines Einzigen muß bei Anlegung derselben gewaltet und diese auffallende Regelmäßigkeit veranlaßt haben, wie sie die aus römischen Lagern erwachsenen oder die amerikanischen Städte zu zeigen pflegen.

Weniger regelmäßig ist das Chinesenquartier erbaut, dessen nördlichen Theil — der südliche wird von den ausgedehnten Gärten der Tempel des Himmels und des Ackerbaues, von Seen, Begräbnißplätzen, Einöden und Aeckern erfüllt — winkelige, krumme Straßen und an einander gedrängte Häuser erfüllen. Doch auch hier führt eine nicht weniger als 7500 Meter lange Straße quer durch das Gewirr von Westen nach Osten und eine zweite bedeutend kürzere von Norden nach Süden hindurch.

Eine dritte, wohlbefestigte Stadt erhebt sich in der Mitte der Tataren- oder Mandschu-Stadt: die kaiserliche Burg, auch die „Gelbe Stadt“ genannt, die große Gärten, Berge, Paläste u. s. w. umschließt und nur zum kleinern Theile städtisch bewohnt wird.

Folgendes sind die genauen Größenverhältnisse Pekings: die Mandschu-Stadt mißt von Norden nach Süden 5500 Meter, von Osten nach Westen 6500, im Umfang 24 Kilometer, im Flächeninhalt 3375 Hectaren; die unregelmäßigere „Gelbe Stadt“ 668 Hectaren. Die Chinesenstadt mißt von Norden nach Süden 3350 Meter, von Westen nach Osten 7500 Meter, im Umfang 21 Kilometer, im Flächeninhalt 2500 Hectaren. Beide Theile zusammen, also Gesammt-Peking, haben 6000 Hectaren Flächeninhalt (d. h. ein Drittel

weniger als die Enceinte von Paris) und 32 Kilometer Umfang (Paris 36 Kilometer).

Schwieriger läßt sich die Bevölkerungsziffer angeben. Die Steuern geben dafür keinen Anhalt, da nicht die Individuen, sondern die Familien besteuert werden, und deren Kopfzahl von 2 bis 20 und 30 schwanken kann, da sie außer Vater und Mutter noch Kinder, zweite Frauen, jüngere Brüder und deren Kinder, Dienstboten u. s. w. umfassen kann. Ebenso wenig würde eine Anfrage bei den Mandarinen zum Ziele führen, deren Geiste der Sinn für Genauigkeit ganz abgeht; sie würden etwa antworten: „Zehntausend mal Zehntausend!“, was so viel sagen will als „eine unzählige Menge“. Choutzé möchte die Einwohnerzahl von Peking jetzt auf 800,000 bis 1 Million schätzen. Frühere Schätzungen geben ihr freilich bedeutend mehr, so Sacharoff 1845 1,648,814, die preußische Expedition 1861 1,300,000, Lockhart $1\frac{1}{2}$ Mill., Walker 1,200,000, während neuerdings Bretschneider (a. a. O. S. 4) ihr höchstens eine halbe Million zugestehen will. Schenkt man den Berichten aus dem vorigen Jahrhundert, welche von $1\frac{1}{2}$, 2, ja $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern sprechen, Glauben, so wäre hier allerdings ein gewaltiger Rückschritt zu verzeichnen, den die zahlreichen Trümmerstätten innerhalb der so stattlich sich ausnehmenden Mauern vollauf bestätigen. Nähert man sich der Stadt, so findet man die zumal schlecht gehaltenen Wege mit großen Marmorplatten gepflastert, freilich einer sehr gewöhnlichen Art; aber dennoch freut man sich, die je nach dem Wetter und der Jahreszeit kothigen oder staubigen Landstraßen, deren Zustand nicht selten den Verkehr ganz unterbricht, hinter sich zu haben. Fast ebenso schlecht sind die Straßen der Stadt, namentlich des tatarischen Theiles, wo sich nur in nächster Nähe der Thore etwas Pflaster findet und sonst der bloße Erdboden dasselbe ersetzt. Im Chinesenquartier sorgen die Ladenbesitzer etwas mehr für die Straßen; aber die wenigen Bäume in denselben sterben ab und werden nicht wieder ersetzt. Eine Promenade giebt es nirgends, und die Chinesen fühlen auch das Bedürfniß einer solchen nicht; sie bewegen sich nicht zur Erholung und zum Vergnügen, sondern nur in Geschäften, und haben auch die Tataren zur Annahme dieser Sitte oder Unsitte gebracht, welche das so lange nach ihrem Eindringen noch gepflegte Reiten und Jagen fast aufgegeben haben. Ein Mann, der nur irgend etwas auf sich hält, fährt stets im eigenen oder gemietheten Wagen oder besteigt wenigstens ein Maulthier; aber zu Fuße, wie ein Bettler, kann er nicht gehen.

Die Chinesen sehen es als eine Art Privileg an, auf welches sie nicht wenig stolz sind, Eingeborener der Reichshauptstadt zu sein. Fragt man ein Pekinger Kind nach seiner Heimath, so wird er entzückt sein, voller Nachdruck antworten zu können: „Schang-tëu“, d. h. ich bin von oben, von Peking, der Hauptstadt des Reiches der Mitte, jenes Reiches, welches seine Eroberer stets unbewußt absorbirt hat, welches viel mehr die Mandschurei sich einverleibt zu haben, als von derselben erobert worden zu sein scheint. Es ist erst ein Jahrhundert verstrichen, seitdem Kien-lung, der vierte Kaiser aus der noch jetzt regierenden Mandschu-Dynastie, die Grundzüge einer Mandschu-Grammatik und -Prosodie verfaßte — und doch wird das Mandschu bald eine todte Sprache sein. Verlöre die jetzige Dynastie ihren Thron, so würde ihr auch ihr altes Heimathland nur noch zum Theile gehören. Erstlich ist die Auswanderung der Mandschu von dort sehr stark gewesen, weil die Mandschu-Kaiser sich möglichst mit Landsleuten zu umgeben suchten und dieselben nach China zogen; und zweitens weil sie die dort entstandenen Lücken durch Chinesen auszufüllen strebten. Diese Aus- und Einwanderung hat seit 1644, also seit $2\frac{1}{4}$ Jahrhundert, bewirkt, daß die Mandschus als Sondervolk in raschem Verschwinden begriffen und die Mandschurei dagegen mit 10 bis 12 Millionen Chinesen erfüllt ist. (Vgl. F. Ratzel a. a. O. S. 75 bis 83.) So hat China an Stelle des Thrones, den es dem Mandschu-Geschlechte überließ, das ganze Land desselben sich zugeeignet.

Oberbonze eines buddhistischen Klosters. (Nach einer Photographie.)

Aber noch ein anderes Zugeständniß mußten die Chinesen nach vierjährigem Kampfe den Eindringlingen machen: sie mußten nach Mandschu-Weise den Vorderkopf rasiren und hinten die Haare lang wachsen lassen, um sie in den bekannten Zopf zu flechten. Und heute würden sie sicherlich ebenso empört sein, wollte man ihnen diese Zierde rauben, als sie es im 17. Jahrhundert waren, als sie zur Annahme derselben gezwungen wurden. Hat sich doch in San Francisco eine Abnahme in der Zahl der chinesischen Gesetzesübertreter bemerkbar gemacht, seitdem man ihnen im Gefängniß die

Zöpfe abschnitt trotz alles Protestirens und ohne auf ihre Geldanerbietungen zu hören. Und was soll der Nutzen dieses Kopfschmuckes sein? Im Kampfe, sagt man, schützt er den Nacken gegen Säbelhiebe und bei Flußübergängen kann man die Waffen daran befestigen und trocken hinüberbringen.

Sonst aber hüteten sich die tatarischen Eroberer wohl, an irgend einer der alten und veralteten chinesischen Institutionen zu rütteln, sondern richteten anscheinend ihr ganzes Bestreben darauf, die Spuren der gewaltsamen Eroberung zu verwischen und vergessen zu machen. Und wenn die Pekinger Regierung jetzt von dem fremden diplomatischen Corps angetrieben wird, diese oder jene Maßregel mit den modernen Anschauungen mehr in Uebereinstimmung zu bringen, so ist sie die wärmste Vertheidigerin des chinesischen Herkommens, welchem sie sich seit 1644 nach und nach und oft nur widerwillig anbequemte.

Heutigen Tages sind Sieger und Besiegte fast völlig mit einander verschmolzen, so daß schon ein sehr geübtes Auge dazu gehört, sie von einander zu unterscheiden. Das können selbst viele Mandschu und Chinesen nicht; und die große Menge der Pekinger Bevölkerung wäre gewiß höchlichst erstaunt, wenn man ihr sagte, daß das Reich seit 1644 von einem fremden Fürsten beherrscht wird.

Sehr häufig wurde auch die Bevölkerung durch Zuführung fremder Elemente modificirt. Zu allen Zeiten haben nordasiatische Wanderstämme Einfälle nach Süden gemacht und sind mitunter dort sitzen geblieben. So kamen 937 die tatarischen Kitan und eroberten das nördliche China; damals stand etwa auf der Stelle Pekings ihre südliche Residenz (Nan-king). Sie wurden zu Beginn des 12. Jahrhunderts von den Tschurtsche, einem Volke der nördlichen Mandschurei, vertrieben; endlich folgten 1215 die Mongolen unter Dschingis-Chan und 1644 auf die wiederum chinesische Ming-Dynastie die Mandschu, welche von einem chinesischen Feldherrn gegen Rebellen herbeigerufen worden waren. Mit Geschick und Energie haben dieselben bis jetzt ihr Herrschergeschlecht auf dem Throne zu erhalten gewußt. Nach ihrer Absicht sollten sich die Tataren vor jeder Vermischung mit den Chinesen hüten, um stets eine ausgesuchte und zum Herrschen bestimmte Race zu bleiben. Darum in den gro-

Triumphbogen auf der Brücke, welche über die Seen des Pekinger Palastes führt.
(Nach einer Photographie.)

ßen Städten die stete Trennung des tatarischen vom chinesischen Theile. Wenn diese Sonderung aber auch in den höheren Ständen befolgt wurde, so doch nicht von der großen Menge des Volkes. Der Tatar erwählt zwar zu seiner rechtmäßigen Gattin stets eine Landsmännin; ist er aber reich genug, um noch eine zweite und dritte ernähren zu können, so trifft er seine Wahl unter Chinesinnen.

In Folge dieser Umstände weicht der nordchinesische Typus von dem classischen, wie man ihn in den mittleren und südlichen Provinzen findet, bedeutend ab. Im Norden ist der Wuchs höher, die Farbe weißer, die Augen gerader, das Gesicht weniger abgeplattet und der Bartwuchs reichlicher.

Unter der Bewohnerschaft Pekings befinden sich etwa 10,000 Mohammedaner, einige wenige russische Katholiken und eine stets schwankende Anzahl von Mongolen und Tibetanern. Ferner zählt man darunter an 70,000 Bettler, welche quartierweise vertheilt sind und eine Art fast unabhängigen Gewerkes bilden. Der asiatische Bettler ist meist viel weniger bekleidet als sein europäischer College, und oft hat er nur einige zerfetzte Lumpen am Gürtel hängen (s. Bild auf S. 149). Ja, Choutzé ist einmal einem begegnet, welcher statt aller Kleidung nur einen Bindfaden um den Leib trug, von welchem hinten und vorn je ein Ziegelstein herabhing!

In Peking giebt es keinen Handel, wenn man von dem Verkaufe der für den täglichen Bedarf der Bewohner nöthigen Lebensmittel und Waaren absieht. Nur die Wohlhabenden können übrigens den weißen Reis zu ihrer Hauptnahrung machen, während die unteren Classen Dank der kaiserlichen Gnade den in den kaiserlichen Magazinen beschädigten und verdorbenen Reis sich verschaffen können. Die arbeitende Classe in Nordchina, abgesehen von Peking, nährt sich nur von Hirsebrei, Mehl, Mais und gegohrenen Bohnenkuchen.

Unter den Fleischsorten ist das vom Schweine am billigsten und den meisten Börsen erschwingbar; dann kommt Hammelfleisch und Geflügel, Enten, Hühner und Tauben. Vor dem Ochsen scheinen die Chinesen dieselbe Scheu zu hegen wie die alten Aegypter oder die Hindu; er ist für sie die Personification des Ackerbaues. Aber trotzdem zieht der

chinesische Bauer es doch wohl vor, den Ochsen, der nicht mehr zur Arbeit tauglich ist, zu verzehren, als ihn hülflos auf der Erde liegen zu lassen. Ueberdies finden die in Peking ansässigen Europäer ohne Schwierigkeit und jeder Zeit in gewissen Schlächtereien so viel Rindfleisch zu kaufen, als sie irgendwie brauchen.

Stanley in Central-Afrika.

III.

Marsch nach dem Albert Nyanza. — Der Gambaragara-Berg und seine hellfarbigen Bewohner. — Lager am Albert Nyanza. — Rückkehr nach Uganda.

Fünf Monate nach der Ankunft der Expedition im Hafen von Dumo schreibt Stanley seinen dritten Brief, datirt aus dem Grenzdorfe Kawanga zwischen Unjoro und Uganda, vom 18. Januar 1876. Am Tage vorher war er von dem zweiten Nilbecken, dem Albert Nyanza, zurückgekehrt, freilich ohne seinen Zweck erreicht zu haben, denselben gleich dem Victoria-See in seinem Boote zu befahren und aufzunehmen.

Schon im August ließ Stanley das in einem großen Bananengehölze erbaute Lager bei Dumo unter Pocock's Aufsicht zurück, und marschirte in fünf Tagereisen wieder zu „Kaiser" Mtesa, wie er ihn jetzt nennt, bei dem er drei Monate blieb. Trotzdem das nordwestwärts gelegene Reich Unjoro, welches er, um zum Albert-See zu gelangen, durchkreuzen mußte, jedem Blaßgesichte, sei es Araber, Türke oder Europäer, verschlossen ist, indem der König Kabarega, der Nachfolger des schon von Speke und Baker besuchten Kamrasi, seit Jahren mit den ägyptischen Truppen der Paschas Baker und Gordon im Kriege liegt, behauptete Mtesa doch, daß eine Escorte von 2000 Waganda Stanley hinreichend schützen würde, um so mehr als Kabarega seinen Thron Mtesa verdanke. Weitere zwei Monate gingen mit Vorbereitungen zu dem Marsche hin, und erst am 1. Januar 1876 brach die Expedition in Begleitung von 2000 Speerträgern Mtesa's unter dem Befehl des Uganda-„Generals" Sambusi nach dem Albert-See auf.

Während des Marsches in westlicher und nordwestlicher Richtung über die wellenförmigen, wildreichen Hügelreihen West-Ugandas erlegte Stanley nicht weniger als 27 Hartebeests. Am 5. Januar wurde die Unjoro-Grenze überschritten; überall flohen die Eingeborenen mit Zurücklassung ihrer Lebensmittel beim Nahen der Expedition. Am 9. schlug dieselbe ihr Lager in einer Höhe von 5500 Fuß über dem Meere am Fuße des ungeheuren Kabuga-Berges auf. Derselbe bildet dort die Wasserscheide zwischen den beiden Nyanzas; denn östlich von dem niedrigen Höhenzug, auf welchem Stanley's Zelte standen, wendet sich der Katonga-Fluß in seinem Lauf zum Victoria-See vom Norden her nach Osten, während auf der andern Seite der Rusango über viele Wasserfälle und Stromschnellen donnernd nach Westen dem Albert-See zustürzt. Von einem der vielen Ausläufer des Kabuga-Berges erlangte Stanley einen kurzen Blick auf den auch schon von Speke gesehenen Bergriesen Gambaragara, dessen 13,000 bis 15,000 Fuß hoher Gipfel oft, wenn auch nicht während des ganzen Jahres, mit Schnee bedeckt ist. Was Stanley hierauf über die hellfarbigen Bewohner dieses Berges sagt, ist von so hohem ethnologischen Interesse, daß die betreffende Stelle eine wörtliche Uebersetzung verdient. „Auf seinem Gipfel wohnen Kabarega's Haupt-Medizin-Leute, ein Volk von europäischer Hautfarbe. Ich habe etwa ein halbes Dutzend derselben gesehen, und wurde daran erinnert, was König Mukamba von Usige Livingstone und mir über ein weißes Volk erzählt hatte, welches weit nördlich von seinem Lande lebe. Es ist ein schöner Menschenschlag, und manche der Frauen sind merkwürdig hübsch. Ihr Haar ist wellig mit einem Anflug ins Braune. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, die Lippen schmal, aber die Nase, obgleich wohlgeformt, ist an der Spitze etwas dick. Mehrere ihrer Abkömmlinge sind in Unjoro, Aukori und Ruanda zerstreut, und es ist mir gesagt worden, daß die königliche Familie des letztern sich durch blasse Gesichtsfarbe auszeichnet. Die Königin der Sesse-Inseln im Victoria Nyanza stammt von diesem Volke ab. Ich habe nicht erfahren können, wo dieses sonderbare Volk herkommt; nur die Waganda sagen, daß der erste Unjoro-König ihnen das Land am Fuße des Gambaragara-Berges gab, in welchem sie trotz vieler Wechsel seit Jahrhunderten gelebt haben. Bei dem Nahen einer einfallenden Macht ziehen sie sich bis auf den Gipfel des Berges zurück, dessen durchdringende Kälte selbst den entschlossensten ihrer Feinde Trotz bietet. Vor zwei Jahren schickte Kaiser Mtesa seinen ersten Minister mit 100,000 Mann nach Gambaragara und Usongoro, aber obwohl der große Uganda-General die Abhänge einnahm und eine weite Strecke zur Verfolgung hinaufstieg, zwang ihn endlich das rauhe Klima zur Umkehr, ohne mehr als ein paar schwarze Sklaven abgefangen zu haben, indem sich das blaßfarbige Volk bis in ihre uneinnehmbare Festung auf dem Gipfel zurückgezogen hatte. Es scheint, daß der Berg ein ausgebrannter Vulcan ist; denn auf der Spitze ist ein krystallklarer See von etwa 500 Yards Länge, aus dessen Mitte sich ein säulenartiger Felsen zu großer Höhe erhebt. Ein Steinrand umgiebt den Gipfel wie eine Mauer, innerhalb welcher mehrere Dörfer sind, in denen der Haupt-Medizin-Mann und sein Volk wohnen. Zwei Männer dieses Stammes, welche man auf den ersten Blick für Griechen in weißen Hemden halten würde, begleiteten Sekadschugu, einen Unterhäuptling Sambusis, und unsere Expedition zum Albert-See und zurück nach Uganda; aber sie waren außerordentlich unmittheilsam, und konnte ich von ihnen nichts über die Geschichte ihrer Nation erfahren. Ihre Nahrung bestand aus Milch und Bananen, und waren sie die einzigen Leute von Stand in der ganzen Macht unter Sambusi, die mehr als zwei Milchkühe besaßen, um sie auf dem Marsche mit Milch zu versorgen. Sekadschugu, gegen den sie freundschaftlich waren, und welchem sie sich angeschlossen, sagte, daß sie sich gegen Kabarega erhoben und um dessen Rache zu entgehen bei, ihm Zuflucht gesucht hätten. Ein anderes Exemplar dieses weißhäutigen Volkes sah ich an Mtesa's Hof in der Person des Prinzen Namiondschu, des Bruders des regierenden Königs Nakka von Gambaragara. Als ich diesen Mann zuerst traf, hielt ich ihn für einen jungen Araber aus Kairo, der aus unbekannten Gründen in Uganda lebte, und erst nachdem ich mehrere Leute von derselben blassen Farbe gesehen, konnte ich glauben, daß im Herzen von Afrika, fern von den Wegen der Reisenden und Handelskarawanen, ein großes und zahl-

reiches Volk von dieser eigenthümlichen Farbe lebe. Hätten sie nicht negerartiges Haar, so würde ich sagen, daß es Europäer oder hellfarbige Asiaten, wie z. B. Syrier oder Armenier, seien." (Der „Telegraph" setzt hinzu: „Es können nicht Albinos sein, da es ein ganzes Volk ist. Stanley sagt, es wären weder die hellbraunen Warundi noch Araber; und wenn es Wahuma, die Abkömmlinge der Abyssinier, wären, könnten sie nicht die merkwürdige Eigenschaft des Widerstands gegen die Kälte zeigen.")

Der Weitermarsch der Expedition führte am Südufer des Nsango-Flusses entlang, welcher sich über schäumende Kataraкte durch tiefe Thäler hindurch windet. In zehnstündigem Eilmarsch wurde eine unbewohnte Strecke des feindlichen Ankori gekreuzt und bei dem wohlbebauten und dichtbewohnten Bezirke Kitagwenda das Reich Unjoro wieder erreicht. Bei dem Anblick der Expedition mit ihren Trommeln, Hörnern und Fahnen flohen die Eingeborenen so eilig, daß in vielen Hütten der Mehlbrei noch über dem Feuer und große Töpfe voller Milch für das Abendessen gefunden wurden. Der See war noch drei Meilen entfernt, aber nirgends zeigte sich ein Eingeborener zum Auskunftgeben, so daß Sambusi einen Streifzug von 200 Mann ausschicken mußte, der am nächsten Tage fünf Gefangene einbrachte, welche mit einer Friedensbotschaft an ihren Häuptling abgesandt wurden. Obgleich derselbe sich auf einem nahegelegenen Berge befand, schickte er keine Antwort zurück. Am Morgen des 11. näherte sich die Expedition bis auf eine Meile dem Rande des Plateaus, unter welchem 1000 Fuß tief der Albert-See liegt. Hier wurde das Lager aufgeschlagen, und dann 500 Waganda und 50 von Stanley's Leuten an den See geschickt, um alle Canoes an der Küste mit Beschlag zu belegen und einen Ort für ein befestigtes Lager am Fuße des Plateaus zu suchen. Schon nach drei Stunden kehrten die Kundschafter mit der Nachricht zurück, daß sie nur fünf kleine Canoes vorgefunden, und daß überall die Eingeborenen sich zum Widerstande gegen die fremden Eindringlinge zusammenschaarten. Am nächsten Tage suchte Stanley vergeblich den Uganda-Befehlshaber zu bewegen, an den See zu marschiren und am Ufer ein festes Lager anzulegen, während er mit seinem Boote den See befahre; da die Haltung der umwohnenden Eingeborenen aber immer drohender wurde, weigerte sich Sambusi entschieden, länger zu bleiben. Einen Augenblick dachte Stanley daran, das Boot auf dem See flott zu machen und die Expedition ganz zurückzulassen, aber bei dem Gedanken, daß seine Forschungsreise dann ihr Ende erreicht hätte, dagegen ihm noch die Hoffnung bliebe, von einer andern, minder feindseligen Seite den See zu erreichen, gab er mit schwerem Herzen seine Zustimmung zum Rückzuge, der dann auch am Morgen des 13. ohne Belästigung seitens der Eingeborenen angetreten wurde. Erst am nächsten Tage wagten die Wilden bei Benga in Unjoro aus einem Walde einen Angriff, der aber mit wenigen Flintenschüssen zurückgewiesen wurde. Vier Tage später erreichte die Expedition wieder die Grenze von Uganda.

Trotz seines kurzen Aufenthalts gelang es Stanley, viele wichtige Nachrichten über den Albert Nyanza zu sammeln. Das Lager befand sich in dem District Unjampaka (31° 24′ 30″ östl. L. und 0° 25′ 0″ nördl. Br.*) am Ostufer eines ungeheuern Golfs, den er zu Ehren der englischen Prinzessin „Beatrice Golf" taufte. Derselbe ist fast ein See für sich selbst und wird durch das 15 Meilen westlich gelegene große Vorgebirge Ufongora gebildet, welches sich etwa 10 geographische Meilen nördlich von Unjampaka vom Festlande aus in südwestlicher Richtung 30 Meilen weit in den See hineinschiebt. Das östliche Ufer des Golfs bilden vier Districte des Reiches Unjoro, welches das ganze Ostufer des Albert Nyanza von dem Victoria-Nil im Norden bis Mpororo im Süden einnimmt. Auf der Westseite des Sees ist das von Cannibalen bewohnte Ukondschu, nördlich davon das große Reich Ulegga, während das ganze Südende zwischen Mpororo im Osten und Ukondschu im Westen von Ruanda eingenommen wird. Zwischen Mpororo und dem Vorgebirge Ufongora liegen die Inseln des Seestaates Utumbi. Ufongora gehört zu Kabarega's Reich, wird aber von Naiika, dem Könige von Gambaragara, regiert. Es soll einen Vulcan, einen großen Salzsee und mehrere Salz- und Alkalihügel und Felder enthalten. Die Eingeborenen, die ihrer Tapferkeit wegen sehr gefürchtet werden, leben von den anderen Stämmen ganz abgeschlossen und besitzen einen ungeheuren Viehstand.

Bei Kawanga an der Grenze trennte sich Stanley von Sambusi und seinen 2000 Waganda und marschirte mit seinen eigenen Leuten auf Speke's und Grant's Route nach Süden auf Karagwe zu, um einen neuen Weg nach dem Albert-See zu suchen.

Franz Birgham.

*) Nach Gessi's Angaben (dessen Brief an Sir R. Alcock wir in einer der nächsten Nummern bringen werden) ist der nördliche Anfang des das Südende des Albert-Sees einnehmenden Ambatsch-Sumpfes schon 50 englische Meilen südlich von Baker's Vacovia, d. h. etwa unter 0° 40′ nördl. Br., zu suchen. Ist Stanley's Breite richtig, so würde der Beatrice-Golf, den Gessi nicht erwähnt, noch südlich von dem unbefahrbaren Ambatsch-Sumpf zu suchen sein. Beide Reisende stimmen sehr wenig mit einander überein.

Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien.

III.*)

Die Dschisteppe und ihre Vogelwelt. — Lodkafahrt auf dem Schwarzen Irtysch. — Reiches Thierleben. — Ein glücklicher Fischzug. — Mückenplage. — Der Saissansee und seine Fischereien. — Fischadler. — Unfall. — Trostlose Steppe. — Wilde Pferde. — Fata Morgana. — Vegetation. — Geognostisches. — Die Vorberge des Altai. — Zusammentreffen mit dem Gouverneur von Westsibirien. — Das Hochthal von Maiterek.

Maiterek, 5. Juni.

Wir verließen Saissan in Begleitung unseres Gastfreundes, Major Tschanoff, Chef des Kreises Saissan, am 31. Mai Nachmittags. Ein früheres Aufbrechen war wegen des starken Anschwellens der Zuflüsse des Kara Irtysch nicht möglich. Wir fuhren in drei Tarantassen und hatten diesmal Artilleriepferde als Vorspann, die sich indeß kaum lenksamer als nie eingespannte Kirgisenpferde erwiesen. Der Weg führte durch eine öde mit Dschi, einer drei Fuß hohen, jetzt noch trockenen Grasart, bestandene Steppe, die hier und

*) S. die beiden ersten Briefe in Nr. 6, S. 87, u. Nr. 7, S. 103.

da mit halbvertrocknetem Morast und weißschimmernden Salzflächen abwechselt. Der Rückblick auf die schneebedeckten Saiirgebirge, die östliche Fortsetzung des Tarbagatai, und die plastisch schönen Vorberge Saikan hinter Saissan gab indeß ein prächtiges Bild, ebenso der Blick vorwärts auf die weit ausgedehnte schneebedeckte Reihe des Altai. In der Dschisteppe sind Charaktervögel: grau- und schwarzköpfige Bachstelzen, rothkehlige Wiesenschmätzer und ein prachtvoller in seiner Färbung an gewisse afrikanische Webervögel erinnernder, mir unbekannter Ammer. An den einzelnen jetzt verlassenen Winterquartieren der Kirgisen treibt unsere Rauchschwalbe wie zu Haus im friedlichen Dörfchen ihr zutrauliches Wesen. Die Steppe gewann nach und nach dadurch ein ihrem Charakter fremdes Ansehen, daß sich einzelne Bäume zeigten; gegen Abend sahen wir einen ganzen Baumgürtel vor uns, und nachdem wir noch ein paar über steile Abhänge fließende kleine Flüsse passirt, langten wir um 8 Uhr am Kara Irtysch an, der, angeschwollen, sich als mächtiger Strom zeigte. Bekanntlich ist er noch 200 Werst nach China hinein schiffbar, aber diese Verbindung ist vorläufig unbenutzt und wird es wahrscheinlich noch lange bleiben. Unser Lager selbst befand sich an einer Krümmung des linken Ufers auf chinesischem Gebiete. Wer wie wir seit dem Ala Tau keinen Baum mehr gesehen, fühlte sich inmitten der herrlichen Espen und Pappeln und des mannichfachen Strauchwerks, aus dem der Gesang des Sprossers herrlich ertönte, wie neu geboren. Die Steppe ist wie die Prairie und die Tundra großartig, wird aber auf die Dauer doch langweilig.

Eine schwerfällige, wohl 25 Fuß lange Lodka (Boot) stand zur Weiterreise bereit, geführt von ihrem Besitzer, einem ansehnlichen Kirgisen, Mendi Bey, der die Fischerei auf dem Saissan-See betreibt. Da unsere Kameele mit dem Gepäck erst am andern Morgen 6 Uhr ankamen, konnten wir erst um 7 Uhr abfahren. Es war Gegenwind, und so wurde die Lodka außer durch die starke Strömung mittelst zweier großer Ruder bewegt, an denen acht Kirgisen oder abwechselnd unsere acht Kosacken arbeiteten. Die Fahrt auf dem Kara Irtysch, dessen Wasser übrigens in Folge der Schneeschmelze gelbbraun aussah, gestaltete sich zu einer äußerst genußvollen. Zu beiden Uferseiten wechselten üppige urwaldartige Baum- und Gestrüppdickichte, deren Wurzeln in Folge der Ueberschwemmung meist unter Wasser waren, mit Rohrbeständen und grünen Wiesen ab. Und dabei das Thierleben! Auf den Gipfeln der Bäume sahen wir überall Horste großer Raubvögel, Gänse, Enten (unter ersteren Anser grandis mit Jungen), Pelikane, große Möven, Seeschwalben, Kormorane; dazu ertönte der Gesang unzähliger Rohrsänger, der wohlbekannte Ruf des Kuckucks und Pirols, das lustige Geschwätz der Dohlen und Staare, kurzum es war ein Eldorado für den Naturforscher. Leider hieß es für uns „weiter“! Allmälig nimmt die Schnelligkeit der Strömung und Breite des Flusses ab. In Rohrwäldern verengt er sich mehr und mehr. Gegen 7 Uhr Abends kamen wir zu einer kirgisischen Fischerniederlassung: ein paar elende Jurten, in deren Nähe Gerüste, ähnlich wie in Norwegen, zum Trocknen der Fische standen; die hier an die Luft gehängten Fische verbreiteten eben keinen angenehmen Geruch, desto verlockender aber waren sie für schwarze Milane. Wir schoffen einen; es war die indische Form (Milvus mela-notis). Die Fischer mußten uns einen Fischzug zum Besten geben. Sechs braune, halbnackte Kerle springen in ein großes roh gezimmertes Boot, wir selbst in ein Baumstammcanoe, welches seine natürliche Krümmung unverändert beibehalten hat. Die Leute werfen ein sehr langes, großmaschiges Netz mit hölzernen Schwimmern aus; mehrere waten am schilfigen Ufer, die anderen ziehen im Boote den Kreis des Netzes enger und enger zusammen, und nach kaum einer halben Stunde sind eine Menge der herrlichsten Fische erbeutet. Da prangen vor unseren Augen mehrere an 75 Centimeter lange herrliche Nelmas (eine Coregonusart mit köstlichem Fleisch), eine 68 Centimeter lange Quappe, mehrere riesige Schleien (bis 48 Centimeter lang), Barsche (40 Centimeter lang), Karpfen (wohl der echte) und ein paar Weißfischarten. Aber den köstlichen Sterlet und einen an 3 Fuß langen Hausen nicht zu vergessen! Gegen 8 Uhr gingen wir nahe der Mündung des Kara Irtysch innerhalb riesiger Rohrdickichte an Land, und diese Nacht gab uns einen kleinen Vorgeschmack der Mückenplage, welche uns am Ob erwartet; namentlich war ich, wie gewöhnlich, das begehrteste Opfer, und Gesicht, Hände und Arme zeigen noch heute die eclatantesten Spuren. Beiläufig: weder Rosmarin- noch ein anderes Oel, noch Fechthandschuhe und Schleier sind Specifica dagegen; die Thierchen dringen eben überall durch.

Am 2. Juni wurde frühzeitig eine Excursion nach dem nahen See gemacht, an dessen flachen Ufern eine Anzahl Leute mit Fischen beschäftigt war. Auf zahlreichen todten Baumstämmen saßen Fischadler, oft paarweis. Es war nicht der unsere, sondern die östliche indische Art (Haliaetus leucoryphus). Pelikane blieben, wie Kormorane, Löffler, Nimmersatte und das Heer der Enten und Gänse, außer Schußweite, dagegen fiel eine unserer Mantelmöve ähnliche Möve in unsere Hände. In den Rohrdickichten erlangten wir den dickschnäbeligen Rohrammer (Emberiza pyrrholoides), und ein unserer Bartmeise ähnlicher Vogel trieb in Gesellschaft sein lustiges Wesen. Bevor wir in den eigentlichen See eintraten, dessen jenseitiges Ufer nicht zu erkennen war, legten wir bei einem Fischerplatze an, wo unzählige Fische trockneten und wo man aus dem köstlichen Rogen des Hausen schlechten versalzenen Caviar bereitete. Die Fischerei des Saissan-Nor ist als kaiserliches Geschenk ein Monopol der Kosacken Westsibiriens und für 4000 Rubel jährlich verpachtet. Sie wird an circa 20 verschiedenen Stellen betrieben, und wie ergiebig dieselbe trotz des elenden Verfahrens ist, erhellt daraus, daß jeder der 20 Fischereiberechtigten jährlich an 4000 Rubel gewinnt, bei enorm billigem Preise der Fische. So kostet das Pud (20 Kilo) getrocknete Nelma 2 Rubel, Hecht $^1/_2$ Rubel, Schleie $^1/_2$ Rubel, Hausen 3 bis 4 Rubel, Caviar 20 Rubel. Die Fische gehen meist nach Ustj Kamenogorsk am Irtysch und selbst bis Semipalatinsk. Was ließe sich bei verständiger Bewirthschaftung und guter Zubereitung aus diesem herrlichen See erzielen! Die Fahrt über den gelbbraunen See gestaltete sich zu einer ebenso angenehmen wie langsamen, denn der Versuch zu segeln mißlang wegen der Windstille. Wir hatten alle Muße, die schönen Gebirgsketten im Süden (Saiir und Manrak) und im Norden den Altai zu betrachten und dabei die erlegte Beute zu präpariren. Leider befinden sich keine Fische des Saissan darunter, da alle gefangenen viel zu groß für Spiritusconservation waren. Abends $8^1/_2$ Uhr bei Sonnenuntergang landeten wir an dem sandigen mit unzähligen Unioniden bedeckten Strande, hinter dem sich eine ziemlich hohe Düne erhob. Wir wurden hier von Kirgisen begrüßt, die uns mit Pferden und Kameelen bereits erwarteten. Nachdem der Lärm des Anspackens der Kameele, die bei dieser Gelegenheit wie üblich ihr abscheuliches Geschrei hören ließen, vorüber, setzten wir uns gegen 6 Uhr (3. Juni) zu Pferde und zogen über die trostloseste aller Steppen nach Norden. Diese Steppe hat einen mit spärlichster Vegetation bedeckten Kieselboden, der nur im ersten Theile hier und da mit verkrüppeltem Baumgestrüppe des Saik-Saul von myrthenartigem Ansehen bedeckt ist. Hier fanden wir seit Sergiopol zuerst die tatarische Lerche (Alauda tatarica) wieder, deren uniforme schwarze Färbung dem

Graugelb des Steppenbodens wenig angepaßt ist. Weiterhin fand sich auch kein Saik-Saul mehr und der reine Kieselboden war unser Weg, ein landschaftlicher Charakter, der, wie uns Augenzeugen versichern, ganz der Wüste Gobi entspricht. Diese öde Steppe war auf sieben Stunden gänzlich wasserlos, und ist im Frühjahre unpassirbar, weil dann von den Bergen herab sich Wasser ergießen, die an lehmigen Stellen Sümpfe und Teiche bilden. Wir passirten oft das ausgetrocknete Bett solcher Teiche, die wegen der unzähligen Sprünge ein mosaikartiges Ansehen hatten. Als Bewohner dieser mehr Wüste als Steppe fanden wir außer dem Rosenstaare hauptsächlich die kurzzehige Lerche, außerdem drei Arten Eidechsen, darunter eine von geckoartigem Habitus, die wir schon am Ala Kul erhielten. Ferner bekamen wir hier die ersten Ziesel (Spermophilus), welche Thierchen wir auf unserer so langen Steppenreise bisher noch nicht gesehen hatten. Bald sollte uns aber eine größere Ueberraschung zu Theil werden; drei Kulans, der wilde Einhufer (mehr Pferd als Esel) dieser Gegenden Asiens, zeigten sich, und zwar im Verein mit einem Jungen. Da gab es eine wilde Jagd der Kosacken und Kirgisen, selbst die Kerls, welche die Handpferde zum Wechseln führten, sprengten mit diesen im Carrière nach, so daß die Hetze bald unseren Augen entschwand. Als wir die Jäger später im leichten Galop wieder erreichten, fanden wir zu unserer Freude, daß ein Kosack das Junge eingeholt und gefangen hatte. Ein Versuch, durch dasselbe die Alten herbeizulocken, mißlang. Wir beobachteten sie lange, bis sie endlich in einer Fata Morgana zu Giraffen vergrößert verschwanden. Noch nie sahen wir die Fata Morgana, obwohl wir sie jeden Tag auf der Steppe beobachten, so schön als hier: herrliche blaue Seen mit Bäumen am Ufer spiegelte sie uns vor, so frappant, daß man sie deutlich vor sich zu haben glaubte. Noch mehrere Male sahen wir Kulans, einmal sieben, auf die allsogleich eine vergebliche Hetzjagd unternommen wurde, sowie Saiga-Antilopen, und langten gegen 1 Uhr nach einem ermüdenden Ritt bei großer Hitze in einer salzigen, mit Dschi bestandenen Niederung an, wo sich eine schlechte, aber willkommene Quelle fand. Herrliche blaue Schwertlilien breiteten sich an den saftigen Stellen gleich Hyacinthenbeeten aus. Um 5 Uhr wurde wieder aufgebrochen; wir passirten von Neuem eine Strecke Wüste und traten dann in eine mit anstehendem Schiefer bedeckte Hügelgegend ein. Die Gegend war geologisch sehr interessant: unmittelbar auf den Schiefer folgte Granit, in letzterm trat zuweilen wiederum durchbrechend Schiefer auf, nach diesem Quarz, weißer und grauer, und neben diesem ein grobkörniger Sandstein. In den Niederungen fand sich dichtes Buschwerk, in welches Tausende von Rosenstaaren zur Nachtruhe einfielen. Wir bezogen, wie gewöhnlich, ein Jurtenlager, aßen auch wiederum, wie gewöhnlich, die gebratene fette Schafsbrust, Suppe von Schafsfleisch und tranken dazu den obligaten Thee.

Unser Weg am 4. Juni (ich sehe erst jetzt, daß es der Pfingstsonntag war) führte durch hügelige Gegend mit kleinen Flüssen und kurzgrasiger Steppe in die Vorberge des Altai, die bald die schneeigen Kuppen des Hochgebirges verdeckten; da, wo die kleinen Flüsse inmitten reicher Baum- und Strauchvegetation dahin rauschten, fanden sich reiches Thierleben und zahlreiche Niederlassungen der Kirgisen mit ihren Herden. Diese Vorberge bestehen aus Granit, krystallinischem Schiefer und einem Hornblendeporphyr und bieten phantastische, obschon kahle Formen, die nicht ohne malerischen Reiz sind. Hier trieben der Trauersteinschmätzer (Saxicola leucomela) und ein unserm Gartenammer ähnlicher Vogel ihr Wesen, ebenso fanden wir die Maskenbachstelze (Motacilla personata) als echten Gebirgsvogel wieder. Indem wir immer bergauf dem Zickzackpfade folgten, öffnete sich uns plötzlich ein Blick in ein fernes mit Bäumen lieblich begrüntes Thal, und mit dem Ausrufe „Maiterek“ sprengte unser kirgisischer Führer im Galop voran, wir ihm nach, und bald langten wir nach einem scharfen Ritte bei einem Jurtenlager in der Nähe eines Espenwäldchens und eines murmelnden Baches an, wo sich ein malerisches buntes Leben entwickelte. Dies war der Platz, wo Se. Excellenz, der Gouverneur von Westsibirien, General Poltaratzky, erwartet wurde. Unser kleines Gefolge von acht Kosacken und einem Dutzend Kirgisen verschwand gegen die Menge der versammelten Kirgisen und derer, die noch kamen. Es waren Alles hervorragende Persönlichkeiten, im besten Staate, viele mit Ehrenmedaillen; ihre Pferde trugen reichen Silberschmuck, dazu die Kameele und Schlachtschafe; kurzum, es war ein sehr lebhaftes Bild. Bald kam der Vortrapp des Zuges des Gouverneurs: zahlreiche Kirgisen und wohl 50 bis 60 ungezäumte Stuten mit Füllen, die wegen der Kumisbereitung herbeigetrieben wurden. Dann erschienen verschiedene Offiziere, darunter mancher Bekannte von Semipalatinsk, welche die Frau Gouverneurin und ihre Tochter, beide kühne Reiterinnen, geleiteten, und endlich wiederum, von zahlreichen Kirgisen begleitet, der Gouverneur. Es gab ein herzliches und, wie es in dieser liebenswürdigen Familie nicht anders sein kann, ungezwungenes Wiedersehen. Bald saßen wir, im Austausche des Erlebten, in der gastlichen Jurte. Nach kurzem Aufenthalte wurde aufgebrochen, denn es galt noch 15 Werst bis zum Piket Maiterek zurückzulegen. Wir sprengten den Damen folgend dahin, die mächtige Suite von Kirgisen vor, neben und hinter uns. Der Weg geht thalauf thalab zwischen schönen Eschen und Birken, häufig überschreitet man kleine rauschende Wässerchen, eine liebliche Gegend von parkartigem Charakter, gegen welche die dunklen Berge mit ihren weißen Schneeflecken zur Rechten und zur Linken um so schärfer contrastiren. Nach einem Ritt, meist im Galop, der wegen der vielen und tiefen Löcher des Blindmolls (Spalax) nicht ungefährlich ist, kamen wir endlich in Maiterek an. Eine halbe Sotnie, 50 Kosacken in Parade, standen zum Empfang des hohen Herrn bereit, weniger zur freudigen Ueberraschung unserer kirgisischen Renner, die bei dem ungewohnten Anblick zum Theil wild auseinander stoben, so daß man sie kaum halten konnte. Selbst die Kosackenoffiziere hielten es für angezeigt, eine Strecke vor der Front abzusteigen, denn den Anblick des „Präsentirt das Gewehr“ können selbst die besten Kirgisenpferde nicht ohne Scheu ertragen. Prächtige Jurten standen schon für uns bereit, und bald waren wir in gewohnter Weise untergebracht. Am Abend gab es eine zahlreiche Versammlung der Kirgisen, mit denen der General Geschäfte abzuwickeln hatte, und ich zählte in der langen Linie, die im Halbkreise vor der Jurte des Gouverneurs hockte, 120 Personen. Dies waren allein die Vornehmen. Nun kamen noch ihre Dienstmannen dazu, man denke sich also, was dies für eine Versammlung war. Maiterek ist ein spärlich mit Lärchen bestandenes Hochthal (circa 4000 Fuß hoch) und gleicht einer grünen Wiese. Es befindet sich hier eine Baracke, in welcher während des Sommers 50 Kosacken, ein sogenanntes Piket, stationirt sind. Neben der Baracke stehen an 13 Jurten und verschiedene turkmenische rothe Zelte, in welchen die vielen Menschen untergebracht sind. Rechts und links weiden Pferde, wohl an 250; die unvermeidlichen Hammel nicht zu vergessen. Heute war große Parade vor dem General, Scheibenschießen, Reitübungen und Aehnliches, da der Gouverneur seine jährliche Inspection abhielt. Ich sah freilich wenig davon, da es galt, die gestern gesammelten Sachen zu präpariren und zu verpacken. Vor Allem mußte das junge Kulan gerettet werden,

das ein wichtiger Beitrag zu unserer Sammlung junger Säugethiere ist, von denen wir interessante Sachen besitzen, so das Junge der Saiga, des Steinbocks und der Kropfantilope; heute kam ein junger Wolf und ein Fuchs dazu. (Der folgende Tag — 5. Juni — war regnerisch und wurde zum Niederschreiben des vorstehenden Berichts verwendet.)

Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada*).

I.

Durch einen Vertrag vom Jahre 1818 wurde bereits als Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada westlich vom Lake of the Woods der 49. Grad nördlicher Breite festgestellt; allein mehr als ein halbes Jahrhundert verging, ehe sich die Nothwendigkeit einer Vermessung derselben ergab. Außer mehreren nebensächlichen Differenzen war es besonders das fruchtbare Thal des Red River sowie ein Posten, den die Hudsons-Bay-Compagnie zum Zwecke des Pelzhandels mit den Chippewa-Indianern vor etwa zwanzig Jahren gegründet hatte, deren Zugehörigkeit von beiden Staaten beansprucht wurde und deshalb eine Richtigstellung nothwendig machte. Es beschlossen deshalb beide Regierungen, ihre Grenze vom Lake of the Woods (etwa in $95^1/_2{}^0$ westl. L. v. Gr.) bis zu den Rocky Mountains vermessen zu lassen. Die englische Commission wurde im Juni 1872 organisirt und bestand aus dem Commissär Major Cameron von der königlichen Artillerie, 4 Genieoffizieren und 44 Mann des Geniecorps, wozu die canadische Provinzialregierung noch eine Anzahl Geometer mit deren Assistenten, sowie einen Arzt, einen Veterinärarzt und einen Geologen hinzufügte. Im August verließ die Expedition England, ausgestattet mit den vorzüglichsten Instrumenten, und langte Ende September in Pembina (Dacota, am Red River) an der Grenze an, wo sie von den canadischen Beamten und der amerikanischen Commission bereits erwartet wurde. Der Ausgangspunkt der Beobachtungen, also die Grenze, sollte zuerst bei Pembina und zwar von beiden Commissionen getrennt bestimmt werden, um eine größere Genauigkeit zu erzielen. Das hierzu benutzte Instrument war das in Amerika erfundene Zenithteleskop, das zu Vermessungen durch seine Transportfähigkeit und die Leichtigkeit der Ablesungen und Berechnungen vorzüglich geeignet ist. Die Zeit, welche erforderlich war, um die geographische Lage eines Punktes zu bestimmen, betrug durchschnittlich sieben Tage, da drei klare Nächte für die astronomischen Beobachtungen genügten. Die Differenz der beiden Bestimmungen am Red River betrug nur 32 Fuß, die friedlich getheilt wurden, worauf man fand, daß der ermittelte Punkt mit demjenigen, der früher von Capitän Palliser bestimmt worden war, übereinstimmte.

Bald nach ihrem Eintreffen hatte die Expedition einen heftigen Schneesturm zu überstehen, der drei Tage lang währte, aber von einem ganzen Monat warmen, schönen Wetters gefolgt wurde, das dort wie überall im nördlichen Amerika um diese Jahreszeit eintritt und „Indianersommer“ genannt wird.

Die weiteren Operationen begannen etwa zwei Längengrade westlich von Pembina am nordwestlichen Ende des Lake of the Woods, wo die frühere Commission vom Jahre 1826 ihre Arbeiten beendet hatte. Dieser Punkt war als in einem Sumpf gelegen beschrieben worden, und da kein fester Grund dort zu finden war, hatte man etwa eine Meile südlich davon in genau bestimmter Entfernung eine hölzerne Pyramide erbaut. Der eben erwähnte Punkt war von der Commission des Jahres 1826 als das in dem Vertrage von 1818 stipulirte nordwestliche Ende des Lake of the Woods festgesetzt worden.

Alle Spuren dieser Pyramide waren verschwunden, aber die Erinnerung an ihren Aufbau noch frisch in den Traditionen der Indianer. Ein alter Mann des Chippewastammes ließ die Commission durch seine jüngeren Familienmitglieder auf den betreffenden Platz führen, der nun 18 Zoll unter Wasser stand und wo richtig auch vor den Augen der Beamten ein behauener Eichenbalken ausgegraben wurde. Eine Bestätigung dieses Fundes erfolgte durch den zufällig noch lebenden britischen Regierungscommissär der Commission von 1826, Mr. Barclay, der trotz seiner neunzig Jahre mit wunderbarer Schärfe die einzelnen Umstände der damaligen Bestimmung noch in der Erinnerung hatte und einen Ort bezeichnete, der nur 400 Fuß von dem Fundorte des Balkens entfernt war, so daß die Commission also den letztern als das wirkliche Nordwestende des Sees sicher annehmen durfte, welches in einem grasigen, von 3 bis 4 Fuß Wasser bedeckten Sumpfe liegt. Von diesem Punkte an geht nach den Vertragsbestimmungen die Grenzlinie gerade nach Süden (26 englische Meilen), bis sie auf den offenen Gewässern des Sees den 49. Grad schneidet: die ersten 16 englischen Meilen dieser Linie trennen ein Cap des westlichen Ufers (das somit zu den Vereinigten Staaten gehört) vom Festlande und gehen durch ausgedehnte Sümpfe, die mehr oder weniger bewaldet sind. Diese Wälder sind im nördlichern Theile dichter und bestehen aus Birken und Tamarac, einer Lärchenart, deren bereits gefallene Stämme wüst durch einander liegen und dem Fuße nur einen trügerischen Halt bieten. Der Sumpf selbst trägt eine schwache Moosdecke. Das Aushauen und Vermessen dieser Linie war mit großen Mühsalen und Schwierigkeiten verknüpft; außerdem mußten sämmtliche Lagergeräthe und Provisionen auf dem Rücken transportirt werden. Zu diesen Arbeiten wurden größtentheils Indianer vom Lake of the Woods verwendet, allein es war nothwendig, ihnen in mancher Hinsicht nachzugeben, um sie bei der Arbeit festzuhalten, welche knietiefes Waten im Schlamme und Wasser den Tag über nöthig machte; denn sie waren zu anhaltender harter Arbeit weder geneigt noch geeignet. Sie wollten auch nur unter der Bedingung arbeiten, daß die Expedition die Sorge für ihre Familien während ihrer Abwesenheit übernähme, und so fanden sich etwa 12 bis 14 Familien ein, die ihre Zelte beim Lager aufschlugen und denen hier und da etwas Mehl und Speck verabreicht wurde.

Der Frost trat früh im November ein und die Bestimmung des Punktes, wo die südlich gehende Grenze den 49. Grad schneidet, wurde auf der gefrorenen Oberfläche des Sees vorgenommen, der hier 30 Fuß tief war. Sechs Meilen westlich von diesem Punkte erreicht die Grenzlinie, d. i. der 49. Breitengrad, wieder das Seeufer, wo auf einem kleinen Sandrücken, der einige Pappeln trug und der einzige

*) Eine Karte dieser Aufnahmen vom 95. bis 107. Grad westl. Länge Greenwich s. im Geographical Magazine, October 1874.

trockene Lagerplatz im meilenweiten Umkreise ist, von der vereinigten Commission eine Reihe von Bestimmungen vorgenommen wurden. Von hier aus sah man am südlichen Ufer des Sees die Niederlassung eines unabhängigen Indianerstammes, der dort einige kleine Felder bebaute und ein paar Kühe besaß, — die einzigen Ueberbleibsel des civilisatorischen Einflusses der früheren französischen Händler, welche sich am Lake of the Woods hundert Jahre vor der Eroberung Canadas niedergelassen hatten. Der lebhafte Handel, der vor zweihundert Jahren hier in Pelzwaaren und Fischereiproducten getrieben wurde, ist beinahe ganz erloschen; theilweise weil sich deren Vorrath vermindert hat, theilweise weil die Indianer durch Krieg und Blattern decimirt wurden.

Der Punkt, wo der 49. Grad das westliche Seeufer berührt, wurde von den beiden Commissionen im November 1872 durch eine Anzahl der ausführlichsten Experimente selbständig bestimmt und auf dem Boden ausgesteckt, und man fand, daß die Differenz bloß 29 Fuß betrug, die man abermals in guter Freundschaft theilte, indem man die Mitte als Grenze annahm. Die Vermessung und Absteckung der Grenzstrecke von über neunzig Meilen, welche zwischen dem Lake of the Woods und dem Red River liegt, geschah während des Winters 1872 bis 1873 durch astronomische Abtheilungen, die von den beiden Enden dieser Linie sich entgegenarbeiteten. Diese Gegend war bis jetzt von Weißen noch unerforscht und wurde von den Indianern als ein gefährlicher Sumpf bezeichnet. Sie war auch während der wärmern Jahreszeit für Pferde oder Wagen unpassirbar; jedoch konnte durch einen Umweg von 25 Meilen in südlicher Richtung wieder eine Stelle der Grenze erreicht werden, die 57 Meilen östlich vom Red River liegt. Von diesem Punkte war das Vordringen in westlicher und östlicher Richtung durch Sümpfe sehr erschwert und verursachte viele Mühseligkeiten, die erst mit Eintreten des Winters und dem Zufrieren der Sümpfe ein Ende nahmen. Sobald genügend Schnee gefallen war, wurden an die Expeditionsmitglieder lederne Kleider und Ueberröcke aus Büffelhaut ausgetheilt, und bald hatten sich die Leute auch an Schneeschuhe gewöhnt, während der Transport von Geräthen und Lebensmitteln zur Versorgung der einzelnen Vermessungsabtheilungen durch Hundeschlitten bewerkstelligt wurde.

Hatte man vorher erwartet, daß der Frost den Operationen im Freien sofort ein Ende machen würde, so fand man vielmehr, daß derselbe sie nur unterstützte, indem er Menschen und Thieren die Mühsal ersparte, im kalten Wasser der Sümpfe arbeiten zu müssen; bald kam man zur Ueberzeugung, daß der Winter die einzige Jahreszeit sei, in welcher die Gegend zwischen dem Lake of the Woods und dem Red River vermessen werden könne, da die Sümpfe sich über die ganze Gegend erstrecken und nur hier und da von schmalen Streifen Waldes unterbrochen werden.

Wenn auch oft eine intensive Kälte herrschte und die Thermometer auf 45° F. unter Null, ja einmal sogar auf 51° standen, so waren doch die Leute während der Nacht durch die Bäume einigermaßen geschützt und am Tage herrschten selten Winde, welche die Kälte fühlbarer gemacht hätten. Traten solche jedoch ein, so hatten sie stets Frostschäden im Gefolge. Man mußte sich in Acht nehmen, die Metalltheile der Instrumente nicht zu berühren, und die Beobachter fanden nicht selten ihre Augenlider an die Oculare angefroren. Am 7. Januar 1873 begann ein dreitägiger, furchtbarer Schneesturm, der die Abtheilungen an ihren Arbeitsplätzen überraschte, aber glücklicherweise kein Opfer forderte, trotzdem zwei Mann, die einen Proviantschlitten führen, in der offenen Prairie vom Sturme überholt wurden. Es war ihnen unmöglich vorwärts zu kommen oder umzukehren; sie ließen deshalb ihre Pferde laufen und brachten zwei Tage auf dem Boden ihres Schlittens zu. Die Pferde fanden ihren Weg richtig in das Lager zurück und veranlaßten die Absendung einer Hülfsexpedition, welche jene Beiden aus ihrer schrecklichen Lage errettete, ehe sie noch bleibenden Schaden erlitten hatten.

Das Wetter während des Winters war im Allgemeinen stürmisch und der Himmel bewölkt; in Nächten, wo dies jedoch nicht der Fall, zeigte sich die größte Kälte, und in den Wäldern fror der Saft in den Stämmen und Aesten der Bäume, deren Rinde dann mit einem lauten Knall zersprang. Die Anzahl und Heftigkeit dieser Detonationen während der Nacht ließen auf die Kälte vergleichend schließen. In diesen klaren Nächten boten die Nordlichter ein wunderschönes Schauspiel; das merkwürdigste bildete ein Dach im Zenith und schoß nach allen Seiten gegen den Horizont Lichtstrahlen hin, die, in ihrer Länge und Breite verschieden, bald verschwanden, bald sich wieder zeigten.

Damit die geographische Lage der Grenze genau festgestellt werden konnte, benutzte man eine Telegraphenlinie, welche die Red-River-Niederlassung mit den Vereinigten Staaten verbindet, um dort Signale mit dem Observatorium in Chicago auszutauschen, wodurch die Zeitdifferenz ermittelt wurde. Neunhundert Meilen Draht wurden direct verbunden und Bestimmungen der Ortszeit an beiden Enden auf astronomischem Wege in fünf aufeinanderfolgenden Nächten mit gleichzeitiger Vergleichung der Resultate durch den Telegraphen ausgeführt. Die Vorbereitungen und Mühen, welche es erforderte, an beiden Enden zu gleicher Zeit das nöthige Personal bereit zu haben, sowie die Linie von anderen Depeschen während der Beobachtungszeit frei zu halten, waren nicht geringe. In der Mitte des Winters war die Isolirung der Linie vollständig, so daß diese bedeutende Drahtlänge ohne Schwierigkeiten benutzt werden konnte. Es kann deshalb auch die Bestimmung der Lage der astronomischen Station am Red River als eine sehr genaue betrachtet werden. Der Meridian von Greenwich war vorher mit demjenigen von Chicago in Uebereinstimmung gebracht worden, weshalb die Vergleichung der Red-River-Station mit diesem Orte erfolgte. Es ist diese letztere Bestimmung übrigens von nicht geringer Wichtigkeit für die Zukunft, da sie wohl als Basis für derartige Arbeiten im centralen Theile Nordamerikas dienen wird, wo die geographische Lage wichtiger Oertlichkeiten noch so wenig bekannt ist, daß z. B. die officielle Karte den nordwestlichen Punkt des Lake of the Woods an einem $4^1/_2$ Meilen von seiner wirklichen Lage entfernten Orte angab.

Zu Anfang des Frühjahres, im ersten Theile des April, konnten keine Arbeiten im Freien ausgeführt werden, da die ganze Gegend durch den schmelzenden Schnee überschwemmt wurde. Die Vegetation machte bis Mitte Mai wenig Fortschritte, wo die Nachtfröste seltener wurden. Zu dieser Zeit genügte ein warmer Tag und eine warme Nacht, um mit einem Male die Prairie mit frischem Grün zu überziehen; zugleich aber begann auch die Mosquitoplage, die mit zunehmender Wärme immer ärger wurde.

Um den nur fünf Monate langen Sommer möglichst auszunutzen, fand man es für nothwendig, die Gesellschaft in mehreren Detachements gleichzeitig auf neunzig Meilen der Grenze zu vertheilen. Um diesen Detachements jedoch in geeigneter Weise vorzuarbeiten, wurde eine Erforschungsexpedition organisirt, die aus dreißig berittenen Halbblutindianern bestand, welche dem befehligenden Offiziere zur Escorte dienten. Der letztere stellte die nöthigen astronomischen Beobachtungen zur Bestimmung der geographischen Lage der Punkte an und fertigte eine Kartenskizze, welche die wichtigsten Gesichtspunkte berücksichtigte, die besten Lagerplätze

und die einzuschlagenden Richtungen sowie die ungefähre Lage der Grenze angab, so daß die astronomischen Abtheilungen ihre Instrumente ohne Weiteres an den richtigen Orten aufstellen konnten.

Das im Westen des Red River liegende Land war vorher sehr wenig bekannt. Das fruchtbare Alluvium des Red-River-Thales erstreckt sich 35 Meilen nach dieser Richtung und wird dann durch die erste Prairiesteppe begrenzt, die Pembina Mountain genannt wird und ein altes Meerufer ist, dessen ununterbrochener Abhang schon von Weitem sichtbar ist, und auf dessen Höhe das oben erwähnte Hochplateau liegt, das mit einem zwar niedrigen aber dichten Pappelwald bedeckt ist. Auf der westlichen Seite des Pembina Mountain fließt in einer drei Meilen breiten, 350 Fuß tiefen Schlucht der Pembina River, dessen westliche Ufer sich wieder ebenso hoch erheben und den Anfang des Hochplateaus bilden, das sich ohne viele Unterbrechungen 700 Meilen weit bis zu den Rocky Mountains erstreckt. In den Pembina Mountains fand die Expedition im Juni 1873 Heuschreckenschwärme im ersten Lebensstadium, die sich besonders an sonnigen Stellen und auf den Stämmen gefallener Bäume in endlosen Schaaren tummelten. Die „Großen Ebenen", wie man sie nennt, ähneln einem Landmeere; manchmal sind sie vollständig flach; manchmal sind sie von Erdwellen bedeckt und hier und da erheben sich einzelne Hügel von 30 bis 40 Fuß Höhe mitten aus dem umliegenden Flachlande, von deren Spitze aus man auf 10 bis 12 Meilen Entfernung den Horizont sieht und erst recht die Ausdehnung und Einsamkeit dieses Gebiets begreifen lernt. Der Boden dieser Prairie besteht aus sandigem Lehm, der mageres, büschelweise stehendes Prairiegras ernährt. Ueberall sieht man die von Büffeln ausgetretenen Wege, und an vielen Plätzen liegen die gebleichten Schädel und Knochen derselben zerstreut, die zugleich ein Zeugniß der Schaaren sind, welche ehemals auf diesen Gründen weideten, und der unvernünftigen Jagd, welche sie hier ausrottete. Innerhalb der letzten 16 Jahre waren die Büffel 200 Meilen weit westwärts zurückgetrieben worden. Die einzigen Lebenszeichen, welche nun die Aufmerksamkeit der Reisenden erregen, sind die unzähligen Baue der Prairiehunde, welche den Boden durchlöchern und dem Reiter gefährliche Fallen bereiten.

Evangelische Colonien in Galizien.

A. C. W. Wenn es richtig, daß noch manche österreichische Länder auf einer niedrigen Culturstufe sich befinden, so ist diese Behauptung jedenfalls bezüglich Galiziens, im sogenannten cisleithanischen Staatsgebiete Oesterreichs der größten Provinz, zutreffend. Sie umfaßt nämlich einen Flächenraum von 1425,58 Quadratmeilen mit 5,444,689 Einwohnern. Die polnische Bevölkerung besitzt in compacter Masse nur den westlichen Theil des Landes bis etwa zum Sanflusse, während sich jenseits desselben, in der Mitte sowie im ganzen östlichen Theile, der ruthenische oder richtiger kleinrussische Volksstamm ausbreitet, der in Sprache, Religion und Sitten von den Polen wesentlich verschieden ist.

Während das polnische Schriftthum des lateinischen Alphabets sich bedient, schreiben und drucken die Ruthenen mit russischen Schriftzeichen, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen der ruthenischen und großrussischen Sprache kaum so groß ist, als der zwischen dem allemannischen Schweizerdialekt und dem norddeutschen Hochdeutsch. Ueberdies bekennen sich die Ruthenen, im Gegensatze zu den römisch-katholischen Polen, ausschließlich zur griechisch-unirten Kirche, deren Abzweigung von der griechisch-orthodoxen auch nur durch die frühere polnische Politik, zumal durch die Thätigkeit des Jesuitenordens herbeigeführt wurde.

Der östliche von den Ruthenen bewohnte Theil Galiziens gehörte auch historisch Jahrhunderte lang zu Rußland und hatte sich wiederholt polnischer und ungarischer Einfälle zu erwehren, wodurch Polen und Ungarn jenes in handelspolitischer Beziehung wichtige Grenzland erobern wollten. Nach vielfach blutigen Kämpfen mit den kleinrussischen Fürsten wurde 1349 die vollständige Unterwerfung Ostgaliziens unter die polnische Krone vollzogen. Zur Zeit der polnischen Herrschaft war auch die gegenwärtige Landesbenennung — Galizien — unbekannt. Es hieß vielmehr Rothrußland (Czerwona Rosia), was etwa auch Schönrußland bedeutet, weil im polnischen, zumal aber im russischen Sprachgebrauche der Ausdruck „roth" oftmals identisch mit schön ist.

Was das Zahlenverhältniß der verschiedenen Volksstämme Galiziens betrifft, so zerfällt dasselbe: in 2 Millionen Polen, 2,300,000 Ruthenen, 575,918 Juden und 165,000 Deutsche.

Der Rest besteht im östlichen Theile des Landes aus wenigen Magyaren, Rumänen, Armeniern und Zigeunern. Der Confession nach zählen 2,509,015 zur römisch-katholischen, 2,315,782 zur griechisch-unirten, 1369 zur griechisch-orthodoxen und 2102 zur armenischen Kirche. Die Protestanten Galiziens zerfallen in 33,992 augsburgischen und 5711 helvetischen Bekenntnisses und haben ihren Superintendenten in Lemberg. Die Protestanten sind fast ausschließlich deutscher Nationalität. Die ersten Deutschen haben sich in diesem völlig slavischen Lande urkundlich im dreizehnten Jahrhundert angesiedelt, wo sie mehrere Ortschaften gründeten, deren deutsche Namen noch heute, wiewohl durch die polnische Schreibweise verunstaltet, an ihre Heimath erinnern. So Lancut (Landshut), Lanckorona (Landskron), Pilzno (Pilsen) und andere. Noch stärker wurde die deutsche Einwanderung unter Kasimir dem Großen, welcher durch deutschen Gewerbefleiß, Handel und Industrie die Wohlfahrt des Landes zu heben versuchte. Als Krakau 1430 Hansastadt wurde, gewann das deutsche Element noch größere Ausbreitung.

Indeß war das Land, als es späterhin nach dem Untergang des polnischen Reiches, 1772, an Oesterreich fiel, durch die Kriege und Unruhen, welche der Theilung Polens vorangegangen, in eine Wüste mit einer decimirten, halbverhungerten Bevölkerung verwandelt. Kaiser Joseph II. berief deutsche Colonisten, größtentheils aus Württemberg, welche in die Verkommenheit und das unsägliche Elend des Landes wieder die ersten Keime der Cultur legen sollten. Von dieser deutschen Einwanderung während der Regierungszeit Joseph's II. sind gegenwärtig noch 134 Ansiedelungen, zumeist im Lemberger Kreise, erhalten. Sie bilden in religiöser wie nationaler Beziehung Oasen sowohl im polnischen wie im ruthenischen Sprachgebiete. Nach dem Tode Joseph's II. kümmerte sich indeß die österreichische Regierung nicht weiter um jene deutschen Ansiedelungen und dachte auch nicht daran, sie zu vermehren. Die geringen Versuche, in Galizien bes-

sere Culturzustände herbeizuführen, geriethen wieder ins Stocken. Die großen Güter des Adels waren entwerthet und verschuldet, der Landmann kämpfte mit Noth und Elend, kurz der ganze öffentliche Wohlstand war vernichtet und nur die zahlreiche Judenschaft verstand es im Trüben zu fischen und sich den Säckel zu füllen.

Dieser trostlose Zustand des Landes währte mehr oder minder fühlbar über ein halbes Jahrhundert; ja erst im Laufe der Neuzeit vermochte sich in Galizien ein neuer Culturabschnitt Bahn zu brechen, der indeß bis zur Stunde kaum über die ersten Anfänge hinaus ist.

Wiewohl nun die deutschen Ansiedelungen unter solchen höchst ungünstigen Verhältnissen ihrem Schicksale überlassen wurden, so wußten die Colonisten dennoch durch deutschen Fleiß, Beharrlichkeit und rationelle Bewirthschaftung des in der Regel fruchtbaren Bodens sich eine erträgliche, ja theilweise sogar wohlhabende Existenz zu schaffen. Die deutschen Ansiedelungen boten bald einen vortheilhaften Gegensatz zu der sie umgebenden Indolenz, Armuth und Verkommenheit des polnisch-ruthenischen Elements, das nur die Hände rührte, wenn es nicht thatsächlich zu verhungern galt. Man hätte glauben sollen, das Emporblühen der deutschen Ansiedelungen wäre gerade im Hinblicke auf die sonst so gedrückten Landesverhältnisse geeignet gewesen, für Oesterreich als Hinweis zu dienen, wie und wodurch das Land emporzuheben und bezüglich seines Bodenreichthums auszunutzen sei. Es geschah indeß wenig oder nichts, welche Nichtbeachtung der Landesinteressen Galizien noch heute zu beklagen hat.

Dennoch wußten sich die deutschen Ansiedelungen bis zur Stunde in ihrer günstigen wirthschaftlichen Lage zu erhalten, welche dem Beobachter gelegentlich eines Besuches der Colonistendörfer sofort in die Augen springt.

Wir hatten zwar nicht Gelegenheit, jene in der Umgebung Lembergs zu besuchen, sondern beschränkten unsere Wahrnehmungen nur auf mehrere im westlichen Rzeszower (sprich Rscheschower) Kreise gelegene Ansiedelungen, welche indeß bezüglich ihres Aeußern und übrigen Charakters, nach der Versicherung kundiger Gewährsmänner, von den übrigen Colonien nächst Lemberg nicht verschieden sind. Zumal besuchten wir wiederholt die Dörfer Wildenthal, Ranischau (eigentlich Rheinischau) und Stein, welche innerhalb des Rzeszower Kreises sich befinden, der längs des Sanflusses das polnische Westgalizien von dem ruthenisch-östlichen Landestheil abgrenzt.

Schon das Aeußere dieser deutschen Dörfer ist von dem der polnischen und ruthenischen völlig verschieden. Wenn auch die deutschen Wohnhäuser wie die der slavischen Landleute wegen der Billigkeit des Holzes aus diesem gezimmert sind, so besitzt das deutsche Colonistenhaus doch stets ein freundliches, nettes Aussehen, während die Hütte des Polen oder Ruthenen, in der Regel schlecht gebaut, mehr einem Stalle als einer Menschenwohnung ähnlich und im Innern überaus unrein ist. Die polnische wie die ruthenische Bauernfamilie bewohnt oftmals auch wirklich mit ihrem Viehstande, zumal während des Winters, den einzigen Raum ihrer Hütte, wo für die Familie nicht einmal Betten, sondern nur schmutzige, mit einem alten Schafpelz oder einigen Lumpen bedeckte Strohlager vorhanden sind. In der Stube des deutschen Colonisten sieht es dagegen stets rein und wohnlich aus. Die Fensterscheiben sind blank geputzt und hin und wieder giebt es auch Gardinen, zwischen welchen blühende Blumen hervorblicken. Die hohen Federbetten in der Ecke der Stube, die buntbemalten Kleiderkisten und oftmals blank gescheuertes Zinngeschirr, ein Erbstück von den Vorfahren aus der fernen schwäbischen Heimath, verleugnen keinen Augenblick ihre germanische Herkunft. Da die Colonisten gläubige Protestanten, so fehlt in keiner Stube das Gesangbuch, in dem Sonntags von Alt und Jung fleißig gelesen wird. Der Küche ist stets ein besonderer Raum angewiesen, während Stall- und Wirthschaftsgebäude immer nach dem Hofe zu liegen. Hinter diesem befindet sich in der Regel ein kleiner Obst- und Gemüsegarten, dazwischen ein Blumenbeet oder wenigstens einige Zierpflanzen. Das ganze Haus- und Wirthschaftsgeräth ist sauber gehalten und in musterhafter Ordnung, während es bei dem Polen oder Ruthenen immer unrein, liederlich oder schadhaft ist. Man kann den deutschen Colonisten schon in seinem Wagen auf der Landstraße von seinem slavischen Nachbar unterscheiden, wiewohl jener, wenigstens an Wochentagen, ziemlich dieselbe Kleidung wie letzterer, indeß im reinlichern Zustande, trägt.

Was das innere Leben dieser Colonisten betrifft, so bilden die Bewohner eines jeden Dorfes gewissermaßen eine große Familie, welche unter sich stets in deutscher Sprache verkehrt. Eigenthümlich ist, daß im Laufe der Zeit ihr ursprünglich alemannischer Dialekt ganz verloren gegangen. Sie sprechen gewöhnlich ein ziemlich gutes Deutsch mit etwas breiter slavischer Aussprache, welche daher rühren mag, daß sie, jenachdem sie in West- oder Ostgalizien wohnen, auch fertig polnisch oder ruthenisch sprechen, was zum allgemeinen Verkehr im Lande jedenfalls nothwendig ist.

Ehen werden Seitens der Colonisten stets innerhalb ihres Dorfes oder doch ihrer Landsmannschaft geschlossen, was nicht allein in nationaler, sondern noch vorwiegender in religiöser Beziehung bedingt ist, weil, wie wir schon bemerkt, die Colonisten sämmtlich Protestanten im Gegensatze zu ihren polnisch-katholischen und griechisch-unirten Nachbarn sind. Selbst solche Colonisten, welche ihr Heimathdorf verlassen und sich zum Betriebe eines Gewerbes in einer Stadt niedergelassen haben, pflegen niemals eine Ehe mit einer Polin oder Ruthenin zu schließen, sondern kehren in der Regel zur Brautwerbung nach ihrem Dorfe oder doch innerhalb des Kreises ihrer Landsleute zurück.

Wiewohl der Pole, zumal der Edelmann, dem Deutschen und Allem, was deutsch, unfreundlich, ja oftmals gehässig gesinnt ist, so vermag er doch nicht die überaus vortheilhaften Eigenschaften in Abrede zu stellen, welche den deutschen Colonisten vor dem polnischen oder ruthenischen Bauer auszeichnen. Gelegentlich unserer vielfältigen Besuche auf polnischen Gutshöfen in der Nachbarschaft der großen Colonistendörfer Wildenthal, Ranischau und Stein haben wir bei polnischen Gutsbesitzern häufig Colonisten als Wirthschaftsbeamte, Arbeiter und Diener beschäftigt gefunden und zwar jedesmal zur vollen Zufriedenheit ihrer polnischen Dienstherren.

Wenn nun auch diese Colonisten im fernen slavischen Osten für Deutschland verlorene Landsleute sind, so kann es doch mit Befriedigung und Stolz auf jene Ansiedelungen blicken, weil diese auch dort dem deutschen Namen Achtung und Ehre erworben.

Aus allen Erdtheilen.

Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle.

Unter dieser Ueberschrift bringt das „Archiv für Anthropologie" (Bd. IX, 2. und 3. Vierteljahrsheft, S. 173 bis 179) einen kurzen Aufsatz von L. Lindenschmit, der das allgemeinste Aufsehen erregt hat. Unseren Lesern sind jene Zeichnungen durch Bild und Wort in Nro. 12 des vorigen Bandes bekannt geworden; gerade durch dieselbe Nummer ist nun zufällig ihre Unechtheit entdeckt und die Fälschung aller derartigen Kunstproducte aus der Renthierzeit, auch jener südfranzösischen, deren Authenticität schon R. Andree im „Globus" XX, S. 215, Spalte 2 anzweifelte, wie es früher auch Lindenschmit selbst bei der Pariser Weltausstellung gethan, höchst wahrscheinlich gemacht worden. Mit jener Nummer 12 des „Globus" legte Lindenschmit's Sohn ihm zugleich einige Holzschnitte nach Zeichnungen des Herrn Leutemann in „Die Thiergärten und Menagerien mit ihren Insassen" (Welt der Jugend, Nro. 15, Leipzig. Verlag von Otto Spamer 1868) vor: sieht man die angeblichen Thayinger Artefakte, den Bären und den Eisfuchs, unmittelbar neben den Leutemann'schen Zeichnungen, wie wir sie hier zusammen

Der Bär von Thayingen.

Der Leutemann'sche „Schwermuthsbär". (Die Thiergärten und Menagerien ꝛc. Fig. 14, S. 16.)

Der sogenannte Eisfuchs von Thayingen.

„Allerwege ein Duckmäuser". Von Leutemann. (Die Thiergärten ꝛc. Fig. 23, S. 22.)

abbilden, so schwindet allerdings jeder Schimmer von Hoffnung, die Echtheit der ersteren noch weiterhin aufrecht erhalten zu können.

Mit vielem Humor und dann mit großem Ernste legt Lindenschmit dar, wie hoch hinaus das Streben des Fälschers gegangen ist, eine weit umfassendere Darstellung der urweltlichen Fauna zu liefern, als seine südfranzösischen Cumpane, und wie er sich durch diese Vielseitigkeit das Verdienst sicherte, „den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß schon allein durch Zeichnungen, gleichviel von welcher Verläßlichkeit, die Existenz von Thiergattungen nachweisbar sei, von welchen sonst keine sicher bestimmbaren Reste oder nicht einmal Spuren vorliegen, wie von dem wilden Pferde, dem Schwein und dem Moschusochsen."

Lindenschmit führt sodann weiter aus, wie er bei der Pariser Weltausstellung die derartigen französischen Funde genau geprüft und seine Zweifel an ihrer Integrität ausgesprochen habe, da es sich z. B. bei dem berühmten Mammuthe herausstellte, „daß nahezu alle Striche, aus welchen der Umriß des Thieres gebildet ist, über den ganzen Knochen fortlaufende Risse, Kritzen und Sprünge sind, von welchen mit einem geschickten Eklektieismus nur diejenigen Theile mehr markirt und in Verbindung gesetzt sind, welche für die Darstellung des gewünschten Bildes geeignet waren." Damals schon wies Lindenschmit darauf hin, daß den angeblich troglodytischen Sculpturversuchen (Knochengriffe aus liegenden und springenden Hirschen und Renthieren) Elfenbeingriffe mit ebensolchen Gazellenfiguren in der ägyptischen Abtheilung der Louvre-Sammlungen als Vorbilder gedient haben möchten, und wies an den in der betreffenden Abtheilung (L'histoire du travail) der Pariser Ausstellung befindlichen Denkmalen aller Zeiten nach, daß „eine feine Beobachtung, eine gewählte Beschränkung auf das Charakteristische der Formen, wie sie manche Darstellung des Renthiers und des Mammuth zeigen, überall sonst nur auf einer Stufe der Bildung zu Tage treten, welche Jahrtausende weit von jenen sogenannten ältesten Naturstudien abliegt" und „daß Alles, was zwischen diesen vermeintlich ersten Versuchen von Darstellungen der Thierwelt und den Leistungen einer um Jahrtausende vorgeschrittenen Bildung liegt (die Pferde der ältesten italischen Erzarbeit, die Fabelthiere der gallischen Münzen, die Reiterfiguren der germanischen Goldbracteaten u. s. w., nur den Charakter unbeholfenster Barbarei zeigt." Es sei unmöglich — fährt Lindenschmit fort — anzunehmen, daß nur in der bildenden Kunst seit der Renthierzeit solch ein Rückschritt stattgefunden habe und in allen übrigen Bildungszuständen ein so unermeßlicher Fortschritt, und auch der Hinweis auf ähnliche neuere Thierzeichnungen wilder Völker (Rothhäute, Buschmänner, die alten Felsensculpturen der Skandinaven und am Rio San Juan) sei unstatthaft, da jene Darstellungen, insofern ihre Urheber in der That von jeder Berührung mit Culturvölkern ausgeschlossen waren, sich nicht über die ersten Versuche von Kindern erheben. „Der Ochse wird durch seine Hörner, das Pferd durch Schweif und Mähne, das Rhinoceros durch zwei Stacheln auf der Nase, die Antilope durch rückwärts gebogene Hörner (s. die

Buschmannszeichnungen in „Globus" XXIX, S. 183) gekennzeichnet; in allem Uebrigen bleiben der Körper und die Füße der Thiere bei verschiedenem Größenverhältniß doch im Ganzen durchgehend immer dieselben."

Und mit folgenden Worten beschließt Lindenschmit seine kurzen, aber hochwichtigen Ausführungen, deren Studium wir unseren Lesern angelegentlich empfehlen:

„Eine mit vollstem Zweckbewußtsein ausgeführte Täuschung liegt unverkennbar vor. Mag man sich warnen lassen oder nicht, mag man, wie so oft schon in ähnlichen Fällen, dahin übereinkommen, der Entdeckung zunächst keine weitere Bedeutung als für den vorliegenden Fall beizulegen; diese Bekanntgebung wird doch jedenfalls die Folge haben, die Thatsache klarzustellen, daß die Fälschung alterthümlicher Funde jetzt eine weit gefährlichere Richtung auf die Verwirrung wissenschaftlicher Untersuchungen einschlägt als bei ihren früheren Versuchen, welche nur die Täuschung von Sammlern und dilettirenden Alterthumsfreunden mit unechten Münzen und Bronzen im Auge hatten. Diese Thatsache muß und wird die Vorsicht schärfen. Ebenso gewiß wird sich die Ueberzeugung geltend machen, daß so wenig den hochverdienten Gelehrten, welche bisher diesen nur zufällig zu entdeckenden Täuschungen Glauben schenkten, dies in irgend einer Weise zur Last fallen kann, eben so wenig aber auch fernerhin Gegenstände so bedenkenerregender Art, auf irgend eine wissenschaftliche Autorität hin, so unbedingt von jeder Prüfung ausgeschlossen bleiben können wie bisher diese Thierzeichnungen, welche vermöge des Ansehens der ausgezeichneten Forscher, unter deren Auspicien sie veröffentlicht wurden, geradezu als unantastbar betrachtet worden sind."

Goldumsatz der Münze zu Sydney in Neusüdwales von 1855 bis 1875.

Zum Ausmünzen wurden eingeliefert:

		Goldstaub u. Klumpen	Werth		
		Unzen	Pf. St.	Sch.	P.
1855	14. Mai bis 31. Dec.	217,589·205	871,300	2	6
1856	1. Jan. bis 31. Dec.	239,491·990	939,776	1	5
1857	" " "	228,215·890	879,181	19	4
1858	" " "	342,540·530	1,332,034	3	1
1859	" " "	358,127·000	1,380,402	14	10
1860	" " "	470,464·300	1,823,637	16	11
1861	" " "	477,607·470	1,863,632	2	0
1862	" " "	696,311·580	2,700,452	1	1
1863	" " "	493,332·110	1,908,526	17	6
1864	" " "	728,019·350	2,878,398	17	10
1865	" " "	598,606·740	2,351,402	0	10
1866	" " "	739,362·930	2,935,928	7	9
1867	" " "	629,721·990	2,501,368	19	9
1868	" " "	605,806·840	2,359,525	10	1
1869	" " "	346,003·940	1,323,487	8	8
1870	" " "	317,527·960	1,218,730	4	8
1871	" " "	778,627·290	2,887,601	16	5
1872	" " "	558,342·450	2,063,774	12	10
1873	" " "	436,624·910	1,611,940	17	1
1874	" " "	551,046·650	2,073,666	19	11
1875	" " "	547,484·680	2,061,070	16	5
		10,855,855·805	39,965,835	15	6

Ausgegeben wurden während dieser Periode in Sovereigns 36,045,500 Pf. St., in Halbsovereigns 3,867,000, in Barren 1,935,081 Pf. St. 2 Sch. 6 P.

Der Ertrag dieser Anstalt war währenddem 385,519 Pf. St. 18 Sch. 4 P.

* * *

— Schon längst ist das Streben der russischen Regierung dahin gerichtet gewesen, die russische Sprache zur allgemeinen Schrift- und Umgangssprache für die Gebildeten, wenn auch zunächst nur bei allen zum russischen Reiche gehörigen slavischen Stämmen, zu erheben, und daher den verschiedenen Dialekten nur die Bedeutung als Sprache des gemeinen Mannes zuzugestehen. Aus diesem Streben ist neuerdings eine Verfügung der zum Ressort des Ministers des Innern gehörigen Hauptverwaltung der Preßangelegenheiten in Betreff des kleinrussischen Volksdialekts hervorgegangen, durch welche sowohl die Einführung von kleinrussischen Büchern und Broschüren nach dem russischen Kaiserreich ohne besondere Erlaubniß der Hauptverwaltung der Preßangelegenheiten, als auch der Druck und die Herausgabe von kleinrussischen Originalwerken und Uebersetzungen innerhalb des russischen Kaiserreichs verboten wird (!). Ausgenommen von diesem Verbot sind historische Documente und Memoiren, sowie Werke der schönen Literatur, jedoch nur unter der Bedingung, daß bei ersteren die Schreibweise der Originale beizubehalten ist, bei letzteren von der allgemeinen russischen Schreibweise sich keine Abweichungen finden. Durch die Verfügung sind ferner verboten Theatervorstellungen und öffentliche Vorträge im kleinrussischen Volksdialekt und der Druck kleinrussischer Texte zu Musiknoten. Diese unterm 30. Mai d. J. erlassene Verfügung hat der ziemlich starken kleinrussischen Partei, die, wenn sie auch die Stammverwandtschaft der Kleinrussen mit den Großrussen und die russische Herrschaft anerkennt, dennoch nach selbständiger Entwickelung der kleinrussischen Nationalität und Sprache strebt, viel böses Blut gemacht. Es leben in Rußland 14 Millionen Kleinrussen. (A. Z.)

— Der französische Bautenminister hat am 2. August der Abgeordnetenkammer zwei Gesetzentwürfe vorgelegt, betreffend die Regulirung der Seine zwischen Paris und Rouen und der Rhone zwischen Lyon und Marseille. Beide Ströme sollen durchgehend eine Tiefe von mindestens 3,20 Meter erhalten, d. h. für Seeschiffe fahrbar gemacht werden. Man beabsichtigt, mit anderen Worten, Paris und Lyon zu Seehäfen umzuwandeln. Die Kosten dieser Arbeit sind auf 45 Millionen Francs veranschlagt.

— Am 21. August segelte von Rouen ein Schiff nach den La-Plata-Staaten ab, dessen untere Räume zur Aufbewahrung frischen Fleisches eingerichtet sind und selbst unter dem Aequator nahezu die Temperatur eines Eiskellers sich erhalten. Es ist das ein für die Verproviantirung von Paris wichtiger Versuch.

— Nach der jetzt erst veröffentlichten letzten Volkszählung der Capcolonie (vom März 1875) vertheilt sich die Gesammtzahl von 720,984 Einwohnern (davon 369,628 männlich und 351,356 weiblich) folgendermaßen auf die verschiedenen Racen: Europäer und Weiße 236,783, Kaffern u. s. w. 214,133, Hottentoten 98,561, Mischlinge 87,184, Fingos 73,506 und Malaien 10,817.

Inhalt: Peking und Nordchina. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. III. — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. III. — Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada. I. — Evangelische Colonien in Galizien. — Aus allen Erdtheilen: Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle. (Mit vier Abbildungen.) — Goldumsatz der Münze zu Sydney in Neusüdwales von 1855 bis 1875. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 9. September 1876).

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 13.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Peking und Nordchina.

V.

Die Kleidung der Bewohner von Peking ist ungemein einfach, und man kann dreist behaupten, daß es für die Beamten, Soldaten, Bürger und Handwerker insgesammt nur einen einzigen Kleiderschnitt giebt. Nur im Stoffe und der Anzahl der Gewänder finden Unterschiede in der Tracht statt. Die Strümpfe bestehen allgemein aus Kattun oder weißem Nanking und haben die Naht am Spann. Zur Winterszeit sind diese Strümpfe wattirt und gesteppt, was das Waschen erschwert. Ueber dem Strumpfe wird das Bein der tuchenen oder seidenen Hose mit einem meist blauen oder sonst hellfarbigen Bande zusammengebunden; diese Hose rafft man in Gürtelhöhe vorn in eine dreifache Falte zusammen, deren oberes Ende nach innen umgeschlagen wird, und befestigt sie mit einem Gürtel, dessen betroddelte Enden, so ärmlich sie auch sein mögen, stets nach Eleganz streben und auf der linken Seite getragen werden. Unmittelbar auf der Brust wird ein doppelter Latz oder ein Schild von Tuch oder Seide getragen, der nach unten zu spitz ausläuft, mittelst einer Schnur am Halse hängt und um den Leib mit zwei hinten verknüpften Bändern befestigt wird. Das darüber getragene Hemd fällt lose über die Hose herab; es ist ein kurzes nur wenig über die Hüften herabreichendes Gewand, vorn ganz offen und an den Seiten anschließend. Aus den genannten Stücken besteht im Sommer die gesammte Kleidung der arbeitenden Classe und im Allgemeinen die Untergewandung aller übrigen Stände. Es gilt für elegant, über den Hosen Gamaschen zu tragen, die unten am Spann mit Schnüren und oben mittelst Tragbändern jede für sich an dem Hosengurt befestigt werden. Ueber das Hemde zieht man noch ein langes Gewand, das man zur Bequemlichkeit lose hängen läßt, in Gesellschaft aber mit einem Gürtel umschlingt, dessen Schloß oft mit Edelsteinen besetzt ist.

Im Winter ist dieses Gewand wattirt oder mit Pelz besetzt, ebenso wie die Gamaschen. Das niedere Volk wattirt einfach die Hosen und das Hemde, so daß seine ganze Leibwäsche nur in jenem Brustlatz besteht. Bei Staatsvisiten ziehen die Reicheren über jenes erste Gewand noch einen kürzern, dunkelfarbigen Ueberwurf, der vorn zugeknöpft und hinten und an den Seiten aufgeschlitzt ist; dazu kommt um den Hals ein himmelblauer Kragen.

An Stelle dieser Staatsgarderobe tragen die Pekinger häufig ein kurzes, sehr weitärmeliges Kleid, aus welchem die langen Aermel des Untergewandes herausfallen. Letztere reichen um mehrere Zoll über die Fingerspitzen hinaus und schützen so die Hand gegen Staub und kalte Luft, wie Handschuhe. Manche, die sich mit dem einen langen Gewande genügen lassen, tragen darüber eine Art ärmelloser Weste oder einfach nur ein Stück Zeug, das vorn offen, aber zugeknöpft ist und vorn und hinten bis in den Gürtel reicht. Dasselbe dient dazu, daß der hinten hängende Zopf das Hauptgewand nicht schmutzig macht. Das Oberkleid der Beamten ist auf Brust und Rücken mit einer Art Schild geschmückt, dessen Goldstickereien je nach Rang und Würde verschieden sind. Nur bei gewissen Gelegenheiten tragen sie auch ein gesticktes Unterkleid, nämlich am ersten und funfzehnten Tage jedes

Monats, wenn sie im Amte sind, ferner an Opfertagen und bei Hoffesten. Die Kopfbedeckung wechselt mit der Jahreszeit, und jedesmal bestimmt ein kaiserliches Decret den Tag, an welchem der officielle Winterhut dem Sommerhute weichen muß, und umgekehrt. Der Sommerhut hat einige Aehnlichkeit mit einem Lichtschirme und besteht aus Stroh oder einem Gazegewebe; von der Spitze, die bei Mandarinen mit einer Kugel geschmückt ist, fällt eine rothe Haarpuschel oder eine Seidenfranse herab. Der Winterhut ist schwarz, von Tuch oder Pelzwerk, mit nahezu senkrecht gegen den Hutkopf umgeschlagener Krämpe und ebenso wie der andere verziert. Nur sehr hohe Beamte dürfen diese Hüte mit Besatz von Marderfell tragen.

Außerdem haben die Chinesen noch allerlei Phantasiehüte, deren Zierrathe von Europäern oft fälschlich für Rangabzeichen gehalten werden. Es sind das kleine Käppchen von schwarzem, blauem oder gelbem Atlas mit einem rothen oder blauen Knopfe, oder auch schwarze oder graue Hüte von weichem Filze, an der Krämpe mit einer Goldborte verziert und hinten etwas höher als vorn. Im Winter tragen die Pekinger gern die mongolische Kopfbedeckung, eine einfache Kappe mit zwei pelzbesetzten Ohrenklappen, während sie auch zeitweise gar keinen Hut tragen, sondern nur ihren Fächer und Sonnenschirm.

Was das weibliche Geschlecht in China anlangt, so giebt es auch dort neben häßlichen niedliche Gesichter, welche überall als solche gelten würden, aber keine schönen, und ihr Reiz ist auch nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer. Jene Zwischenperiode, in welcher Europäerinnen noch nicht so alt erscheinen, als sie in Wahrheit sind, existirt in China nicht. Vor Kurzem noch jung und frisch, werden sie ohne Uebergang alsbald bleich, dürr und quittengelb. Aber so ohne

Chinesischer Gelehrter. (Nach einer Photographie.)

Mandarin. (Nach einer Photographie.)

Weiteres strecken sie nicht die Waffen, und jede alte Chinesin, gleichviel ob Prinzessin oder Bettlerin, wird sich alltäglich, so lange es ihr die zitternden Hände erlauben, Blumen auf den wackelnden, kahlen Kopf stecken. Denn unglücklicherweise kennen die Chinesinnen in Peking weder den Schmuck fremder Haare, noch Hauben oder Hüte, sondern gehen stets barhaupt. So will es die Sitte und die Mode.

Die Tatarin von Peking trägt eben solche Beinkleider wie die Männer, welche auch auf dieselbe Weise über den Strümpfen befestigt werden. Das baumwollene oder seidene Hemd ist ebenso kurz wie bei den Männern, und auf der Brust trägt sie denselben Latz, der nur mehr oder weniger reich gestickt ist. Um die Taille wird eine gefältelte Schürze gebunden, welche wie ein Unterrock um den ganzen Körper herumreicht, und darüber ein langes Kleid ohne Gürtel getragen, welches den Fuß bedeckt und nur die hohe, weiße Schuhsohle unverhüllt läßt. Dieselbe ist etwa 3 Zoll dick und besteht aus zwei Stücken, so daß sie nur unter Hacken und Fußspitze zu liegen kommt. Jenes lange Kleid ist an allen vier Seiten aufgeschlitzt und läßt beim Gehen die gefältelte Schürze sehen; darüber wird dann noch eine zweite kürzere Tunica von anderer Farbe als die des Kleides und der Schürze angelegt. Alle diese Kleidungsstücke der Tatarinnen sind gewöhnlich einfarbig, aber mit einer breiten, gestickten Borte besetzt.

Sie, sowie die Chinesinnen schminken sich: die Schminke ist in Peking der Schleier oder besser die Maske, welche keine Frau, die etwas auf sich hält, beim Ausgehen vorzulegen vergessen darf. Es gilt sogar für anständig, die Farbe in Weiß oder Roth etwas zu übertreiben und namentlich auf der Unterlippe stark aufzutragen. Nur schamlose Frauen entstellen sich nicht durch Weiß, Roth und chinesische Tusche. In Peking verwendet man beim Schminken Honig. Die Dame setzt sich zu ihrer Morgentoilette vor einen Klapp-

spiegel, welcher den Deckel eines Toilettenkastens bildet, nimmt ein Stück Honig von der Größe einer Haselnuß in die flache Hand, zerreibt es dort und salbt damit ihr ganzes Gesicht und einen Theil des Halses. Darüber kommt eine Schicht von gepulvertem Spanisch-Weiß, das völlig auf dem süßen Untergrunde haftet; dann wird ein mit Carmin getränkter kleiner Tuchlappen angefeuchtet und auf die Lippen gedrückt. Endlich reibt sie etwas Carmin in der flachen Hand fein und drückt dieselbe gegen die Wangen und Grübchen. Damit ist die von der Sitte verlangte Bemalung vollendet; dieselbe hält 2 bis 3 Tage, bröckelt dann ab und muß von Neuem ersetzt werden. Das Non plus ultra der Modedamen besteht darin, daß sie sich einen kleinen, wagerechten Strich mit Carmin zwischen den Augen ziehen und sich Schönpflästerchen auf die Schläfen kleben. Dieselben sind von grüner, schwarzer oder blauer Seide, mitunter mit einem Edelstein geschmückt oder mit ein Paar kleiner Fühlfäden, an deren Enden sich beim Gehen feine Perlen schaukeln.

Die jungen tatarischen Mädchen sowie die Chinesinnen tragen Zöpfe, aber die verheiratheten Tatarinnen haben eine eigene Haartracht. Dieselben ziehen auf der Mitte des Kopfes den Scheitel, theilen so die Haare in zwei Theile, die oben auf dem Kopfe befestigt werden, und legen horizontal auf die Vereinigungsstelle ein Metallbrettchen von 25 Centimeter Länge, über welches rechts und links die Haare aufgethürmt werden. Schleifen von rothem Bande halten das Kunstwerk fest, das außerdem mit natürlichen und künstlichen Blumen, langen Nadeln und echten oder phantastischen Schmetterlingen besteckt wird.

Goldene und silberne Fingerlinge tragen sowohl Tatarinnen wie Chinesinnen über ihren langen Nägeln, deren längste nach Choutzé 3 Centimeter lang waren. (Vgl.

Tatarische Frau. (Nach einer Photographie.)

Jung verheirathete Chinesin. (Nach einer Photographie.)

„Globus“ XXX, S. 7.) Auch wenn die Nägel nur ihre gewöhnliche Größe besitzen, werden doch solche Etuis als Schmuck angelegt. Ebenso tragen sie Arm- und Halsbänder, Finger- und Ohrringe und kleine Beutel aus durchbrochenem Silberfiligran, die mit Mustern aus den Federn des Eisvogels verziert sind und natürliche Blumen enthalten. Jasmin, Olea fragrans und Tuberosa sind neben dem am allgemeinsten verbreiteten Moschus die beliebtesten Gerüche.

Das Benehmen der Tatarinnen ist lebhafter als das der Chinesinnen; in der Jugend tragen sie gern ein Costüm, das dem der Männer ähnlich ist, und einen koketten Filzhut. Ihr Kleid ist kürzer und das in eine einzige Strähne geflochtene Haar fällt auf eine mit Arabesken verzierte Weste herab. Die Chinesinnen kleiden sich ungefähr ebenso; nur ihr Oberkleid ist kürzer und reicht nur wenig über das Knie herab. Das Haar tragen sie glatt gescheitelt und außerdem einen Chignon, der wagerecht hinten absteht. Letzterer ist mit langen Spangen geziert, welche Blumen oder einen rothen Sammetputz mit einer kleinen Schelle tragen. Auch vergrößern sie sich ihre Schläfen und Stirn durch Rasiren, damit die Haare eine recht gerade Linie und zwei Winkel bilden, und helfen dabei noch mit Tusche nach.

Was aber die Chinesinnen vor den Tatarinnen nicht nur, sondern vor allen Frauen der Welt auszeichnet, sind ihre kleinen Füße, auf denen sie sich schaukeln. Wir besitzen darüber im Recueil des mémoires de médecine militaire, 3. série, tome XI eine Abhandlung des Dr. Morache, der in seiner Eigenschaft als Arzt sich von Frauen wie Mädchen und Kindern die nackten Füße hat zeigen lassen können, die sonst Niemand, selbst nicht der Gatte, in diesem Zustande sehen darf. Diese Verstümmelung des Fußes, welche die Chinesen als „Goldene Lilien, innerer Schmuck u. s. w.“

bezeichnen, ist nicht in ganz China gleichmäßig verbreitet; denn während sie im Süden unter den Wohlhabenderen die Regel bildet, ist sie im Norden und speciell in Peking wegen des Zusammenwohnens mit den Tataren, denen sie verboten ist, und wegen der größern Armuth viel seltener. Außerdem hat jede Provinz ihre eigene Art der Verstümmelung, deren schönste Exemplare man in Kwang-si und Kwang-tung findet. Reiche chinesische Familien leisten sich aber überall diesen Luxus, der ihren Töchtern die glänzendsten Partien verheißt.

Es giebt zwei Hauptarten der Verstümmelung. Bei der einen, häufig beschriebenen, die als das Ideal gilt und im Norden am seltensten ist, werden die Zehen unter die Sohle umgebogen, während der große Zeh frei bleibt. Die Sohle bildet dann eine starke Höhlung, die mehr oder weniger sich mit Zellgewebe anfüllt, und das Fersenbein verändert seine horizontale in eine verticale Richtung. Daher alle die Störungen in der Gelenkfügung der Fußwurzel. Im Norden sieht man meist einen geringern Grad der Verstümmelung, wo-

Chinesische Dame beim Putz. (Nach einer Photographie.)

bei die vier kleinen Zehen zwar umgebogen werden, ohne jedoch die Richtung des Fersenbeins zu ändern. Mit einer straff angezogenen Bandage bringt man eine Verkürzung des ganzen Fußes hervor, eine Art von vorn nach hinten gehender Senkung des Fersenbeines, eine Uebertreibung der Fußwölbung, während das Fersenbein intact bleibt. Dabei kann das Individuum immer noch arbeiten und sich, wenn auch gezwungen, fortbewegen.

Die Weichtheile des Mittelgliedes des Fußes sterben ab und erfüllen dafür jene übertriebene Sohlenhöhlung. Die darüber gespannte Haut ist oft geröthet und mitunter selbst voller Geschwüre. Dadurch wird nun auch die Gangart sehr geändert; die Bewegung der Fußgelenke hört auf und die Muskeln sterben ab. Selbst manche Muskeln des Schenkels schwinden ein, und das Gehen gleicht demjenigen eines an beiden Schenkeln Amputirten. In Folge dessen sind die chinesischen Frauen leicht dem Hinfallen, Verrenkungen und Beinbrüchen ausgesetzt, zumal auch die Knochen an Kraft und Widerstandsfähigkeit verlieren. Und obwohl die Frauen der Wohlhabenderen unter ganz günstigen hygienischen Ver-

hältnissen leben, so sind sie doch meist blutarm, was sich auf die mangelhafte Bewegung und in zweiter Linie auf jene Verstümmelung zurückführen läßt. Um nun den Fuß stets klein zu erhalten, muß selbst bei erwachsenen Frauen die Compression fortgesetzt werden; bei kleinen Mädchen, die Dr. Morache im Institut der barmherzigen Schwestern in Peking behandelte, nahm der von jeder Binde befreite Fuß nach einigen Wochen schon seine normale Gestalt an. Aber solche Versuche stoßen meist auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da sie die Kinder fast sicher zu dauernder Ehelosigkeit verurtheilen. In reichen Familien beginnt die Operation nach vollendetem vierten Lebensjahre, sonst erst im sechsten oder siebenten. Bis dahin tragen die kleinen Mädchen große, weite Pantoffeln. Dann aber geht die Mutter, bei vornehmen Familien eine als Heilkünstlerin, Hebeamme und dergleichen bewährte Dienerin an die Verstümmelung, deren Procedur wir hier nicht des Nähern beschreiben wollen. Es sei nur bemerkt, daß wenn die Zehen schon an ihre unnatürliche Lage mittelst darumgelegter Bandagen gewöhnt sind, man oft noch ein halbcylindrisches Metallstück von entsprechender Größe unter die Sohle bindet und dann den Fuß darüber biegt und knetet, um ihm die höhere Vollendung zu geben. Dabei soll dann öfters ein Bruch der Fußwurzelknochen vorkommen, ja durch Schlagen mit einem Stein absichtlich herbeigeführt werden. In gewissen Provinzen endlich soll es Gebrauch sein, einen Knochen, wahrscheinlich das Kahnbein, herauszunehmen, nachdem es durch verschiedene Manipulationen, entschieden schon in zerbrochenem Zustande, herausgetreten ist. Im ersten Stadium der Verstümmelung trägt das Kind einen Schuh, dessen vorderes Ende immer schmaler und schmaler und schließlich vollkommen spitz gemacht wird. Derselbe reicht ziemlich hoch hinauf und wird vorn zugeschnürt; die Sohle ist platt und ohne Absatz. Die Form des Schuhes bleibt stets dieselbe, nur seine Größe nimmt mit dem trotz der Verstümmelung ununterbrochen fortschreitenden Wachsthume des Fußes zu. Im zweiten Stadium, jenem mit dem Metallcylinder, hat der Schuh eine stark convexe Sohle, welche zuerst die Krümmung der Fußsohle befördert, später aufrecht erhält.

Zur Erklärung dieser wunderbaren Unsitte erzählt man, daß sie ums Jahr 1100 v. Chr. durch eine mißgestaltete Kaiserin zum Gesetz erhoben worden sei, weil sie wünschte, daß keine ihrer Schwestern vor ihrem Klumpfuß etwas voraus haben sollte. Andere erklären sie mit der Absicht, die Frauen auf das Haus zu beschränken. Beide Erklärungen sind wenig stichhaltig: die erste ist nicht bezeugt, und was die zweite anlangt, so kennt der Chinese die mohammedanische Sitte der Einschließung der Frauen nicht, und diese haben volle Freiheit, zu gehen, wohin sie wollen. Die Kleinheit des Fußes, das eine steht fest, ist ein Kriterium weniger für die Schönheit, als für den Kaufwerth der Frau. Nach der Kleinheit des Schuhes ihrer zukünftigen Schwiegertochter bemessen die Eltern des Bräutigams deren Kaufpreis. Den Fuß einer vorübergehenden Frau zu betrachten gilt für sehr unanständig, und wohlerzogene Leute sprechen nicht von dem Fuße einer Dame, der auch auf Gemälden stets von dem Kleide bedeckt wird. Wenn ein christlicher Chinese beichtet, wird ihn der Missionär stets fragen, ob er einen Frauenfuß betrachtet hat.

Prinz Kung. (Nach einer Photographie.)

Alle Bemühungen, diese Sitte abzuschaffen, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Die betreffenden Verbote mehrerer Mandschu-Kaiser sind todte Buchstaben geblieben, und die Bischöfe, welche auf ihre Christen einen größern moralischen Einfluß ausüben, als der Kaiser, haben mit ihren Hirtenbriefen nur bei einigen in der Mongolei ansässigen Chinesen Erfolg gehabt.

Zur vollständigen Toilette gehören noch einige Dinge, die wir hier noch kurz erwähnen wollen. Wenig elegant sind sicherlich die Brillen, die mit ihren großen, runden Gläsern von weißem oder rauchfarbenem Krystall selbst Greisen ein so komisches Ansehen verleihen. Merkwürdig sind besonders

die Ohrenfutterale, außen gestickt, innen mit weichem Pelze gefuttert, die man bei großem Frost anlegt. Pfeife und Nargileh gehören ebenfalls zum Inventar einer Frau.

Ein unzertrennlicher Gefährte des Chinesen ist der Sonnenschirm, und zwar von der auch bei uns gewöhnlichen Form und Ausstattung. Beamten werden mitunter bei ihrem Amtsaustritt von ihren Untergebenen scharlachfarbene, seidene Schirme mit chinesischer Schrift in Goldstickerei als Zeichen der Anerkennung überreicht, und die so Geehrten tragen die seltene Auszeichnung sehr gern zur Schau.

Ferner ist der Lichtschirm oder Wedel zu erwähnen, dessen geschätzteste Art aus Sperberfedern besteht, deren weiße Flecken womöglich so angeordnet sind, daß sie ein Muster oder einen Schriftcharakter bilden. Er ist größer und leichter als die anderen, und macht die 42 Grad Fahrenheit des staubigen Pekinger Sommers erträglich. Solche Schirme macht der Kaiser seinen Günstlingen zum Geschenke; selbige tragen zwar nicht ein allerhöchstes Autograph, sind aber dafür stets von Sr. Majestät Aquarellmaler verziert worden und werden sehr hoch gehalten.

Viel mannigfaltiger in Form und Verzierung, als die Schirme, sind die Fächer, welche an der Seite in gestickten Taschen getragen werden. Beim Reiten wird er hinten in den Nacken gesteckt, so daß nur der obere Theil beim rechten Ohre hervorsieht. Der Fächer dient aber nicht nur zum Fächeln, sondern noch zu vielerlei anderen Dingen. Man schreibt Gedichte darauf, philosophische Gedanken, einzustudirende Lectionen, Notizen zur Auffrischung des Gedächtnisses, Liebeserklärungen, Freundschaftsbetheuerungen, das Lob einer hohen Person, für welche der Fächer bestimmt ist, Danksagungen an eine eben solche, welche einem Untergebenen einen Fächer geschenkt hat u. s. w. Als Liebesbeweis gilt es, wenn zwei Chinesen ihre Fächer tauschen. Kunst und Kalligraphie wenden alles Mögliche auf, dies Allerwelts-Instrument zu schmücken. Da findet man Scenen aus der beliebtesten Comödie, oder einen Plan von Peking aufgemalt, eine Allegorie, eine Landschaft, die dem gleichfalls daraufgeschriebenen Gedichte entspricht, Blumen, die die Flora einer Provinz charakterisiren, Heiligenbilder mit Anrufungen, das Blutbad von Tien-tsin (vgl. Karl Andree, Ein Mordfächer von Tientsin in „Globus“ Bd. XIX, S. 7 und 26. Mit Abbildung) u. s. w.

In China kommen übrigens alle Europäer schließlich doch dahin, sich wie die Eingeborenen zu fächeln, und Chontzé erzählt, wie ihn Se. kaiserliche Hoheit Prinz Kung selbst dazu bekehrt hat, als er ihm bei drückender Hitze im Auswärtigen Amte, dessen Vorsitzender der Prinz ist, seinen Besuch abstattete. Der Fremde suchte sein in Schweiß gebadetes Gesicht mehremals mit dem Taschentuche zu trocknen, worauf der Prinz bemerkte, daß sein Thun die Transpiration nicht beseitigen, und er besser und leichter seinen Zweck erreichen würde, wenn er zum Fächer seine Zuflucht nehmen wollte. Er unterstützte diese Bemerkung damit, daß er ihm seinen Fächer anbot und, als ihn Chontzé voll Ehrerbietung nicht annahm, ihm einen andern reichen ließ. Von dem Augenblicke an fühlte der Fremde sich behaglich und entsagte seinem europäischen Vorurtheile.

Demselben Prinzen hat es übrigens das fremde Element zu danken, daß es sich funfzehn Jahre in China hat halten können. Prinz Kung ist nicht mehr jung; er muß jetzt nahe an funfzig Jahre sein. Er ist der Bruder des verstorbenen Kaisers Hien-fung, der 1859 den Westmächten den Krieg erklärte, und dessen Sohn, Kaiser Tung-tsche, im vorigen Jahre als achtzehnjähriger Jüngling starb. 1860 erschien Kung zuerst auf der politischen Bühne und hat seitdem ununterbrochen den Vorsitz im Auswärtigen Amte geführt. Er, Li-tschung-tang (s. S. 148), und der jüngst verstorbene Wensiang sind in der Gegenwart unbestreitbar Chinas bedeutendste Persönlichkeiten.

Seinem Aeußern nach könnte Kung sowohl Chinese wie Tatar sein. Seine Kleidung ist einfach: ein langes Gewand von hellgrauer Gaze und ein blauer Gürtel mit einem Schlosse von smaragdgrünem Jet. Sein Wuchs ist elegant; auf feinem Gesicht, das etwas Katzenartiges hat, malt sich zugleich stolze Verachtung und leutselige Barschheit; sein Blick ist etwas convergirend. Die Nase ist krumm, der Schnurrbart dünn, die Brauen wie vor Ungeduld gerunzelt. Seine lange schmale Hand und die kleinen Füße verrathen eine aristokratische Natur. Auf seinem kegelförmigen Hute, der mit rothen Seidenfranfen bedeckt ist, sieht man nicht den rothen Korallenknopf, das Abzeichen der höchsten Beamten, sondern nur einen rothen Seidenknopf. Beim Anblick dieser Persönlichkeit stutzt der Besucher und zögert. Plötzlich aber verleiht ein Lächeln diesem Gesichte einen bezaubernden Ausdruck und hilft dem Aengstlichen über alle Verlegenheit fort. Er geht ihm einen Schritt entgegen und ladet ihn mit einer graziösen Handbewegung zum Sitzen ein.

Charakteristisch für ihn ist folgender Zug. Im Jahre 1870 stattete Prinz Kung eines Tages aus irgend einem Grunde sämmtlichen fremden Gesandten in Peking einen Besuch ab und begann seine Runde bei dem französischen Geschäftsträger, Grafen Rochechouart. Dieser hatte soeben die Nachricht von Sedan erhalten und theilte sie dem Prinzen mit. Dieser ließ sofort einen Beamten aus seinem Gefolge rufen und befahl demselben, seine Visitenkarte nach der preußischen Gesandtschaft zu tragen und seinen Besuch für heute abzusagen; er werde den folgenden Tag kommen. Dann wandte er sich an den Grafen mit den Worten: „Am selben Tage, wo ich Frankreichs Vertreter mein Beileid ausgedrückt habe, kann ich doch nicht passender Weise dem preußischen Gesandten Glück wünschen.“

Prinz Kung würde eben überall ein Fürst sein.

Stanley in Central-Afrika.

IV.

Nach Karagwe. — Der Kagera-Fluß. — Die heißen Quellen von Magata.

Der vierte Brief ist vom 26. März 1876 datirt, zu welcher Zeit Stanley sich in der arabischen Handelsstation Kafurro in der Nähe der Hauptstadt des Reiches Karagwe befand.

Nach der Rückkehr von dem äußerst anstrengenden Marsche nach dem Albert Nyanza — denn 16 Tage lang mußte von 2 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang marschirt werden — trennte sich Stanley am 18. Januar von König Mtesa's

Escorte, wobei ihn der Häuptling Sambusi noch um drei Lasten Perlen bestahl. Kaum war jedoch Stanley's Klage zum Könige gelangt, als sämmtliche Besitzthümer Sambusi's, seine Weiber, Kinder, Sklaven und Vieh, confiscirt und er selbst in Ketten gelegt wurde. Auch erbot sich Mtesa, zwei verschiedene Armeen von je 40,000 und 50,000 Mann Stanley zu einem neuen Marsche nach dem Albert-See zur Verfügung zu stellen, was derselbe jedoch mit schwerem Herzen ausschlagen mußte, da er sich doch nicht darauf verlassen konnte, nach der Umschiffung des Sees sein Lager noch unter dem Schutze der Waganda-Häuptlinge wiederzufinden, und weil er sich zur Zeit auch schon auf dem Marsche nach Karagwe am Kagera-Flusse befand, von wo aus er drei Monate zum Rückmarsch gebraucht hätte.

Die Expedition marschirte auf dem schon 1861 von Speke und Grant in entgegengesetzter Richtung zurückgelegten Wege nach Süden und passirte wie diese den Kagera-Fluß bei dem Orte Kitangule, wo derselbe 14 Faden oder 84 Fuß tief und 120 Yards breit gefunden wurde. In der Hauptstadt wurde Stanley sehr freundlich von dem „sanften alten Könige Rumanika" und einigen dort wohnenden Arabern empfangen. Speke's Name war noch in ganz Karagwe in gutem Andenken. Nach langen Erkundigungen fand Stanley, daß es auch von hier aus ganz unmöglich sei, nach dem Albert Nyanza durchzudringen, indem die Einwohner sämmtlicher westwärts gelegener Länder, als Mpororo, Utumbi, Ruanda, Urundi und Uzige, äußerst feindselig gesinnt seien und weder ihren eigenen Nachbarn noch arabischen Karawanen den Durchzug gestatteten, sondern letztere schon zu verschiedenen Malen angegriffen hatten.

Demnach beschloß Stanley, die Gelegenheit zur Erforschung des von Speke entdeckten Windermere-Sees, sowie des großen Kagera-Flusses zu benutzen, wozu er auch bereitwilligst von Rumanika nicht allein die Erlaubniß, sondern auch Canoes, Escorte, Führer und Proviant erhielt. Sein eigenes Boot, die „Lady Alice", wurde wieder zusammengesetzt und damit in Begleitung von sechs Canoes der Wanjambu (Eingeborene von Karagwe) der Windermere-See umfahren. Derselbe hat eine Länge von 9 englischen Meilen und ist 1 bis 3 Meilen breit; seine Durchschnittstiefe ist 40 Fuß. „Der Siedepunkt ergab eine Höhe von 3760 Fuß über dem Meere (nach Speke 3639) und gegen 320 Fuß über dem Victoria Nyanza" (wohl falsch, da doch Stanley selbst die Höhe des letztern auf 3808 Fuß angegeben hat). Hierauf fuhr Stanley in den den See durchfließenden Kagera-Fluß ein, welcher nie, wie Speke irrthümlich angiebt, Kitangule heißt, sondern von seiner Mündung in den Victoria-See bis Urundi von den Eingeborenen auf beiden Ufern immer Kagera genannt wird und bei dem Orte Kitangule vorbeifließt. Bei dem Einfluß in den See war der Fluß, obgleich nur 50 Yards breit, doch 52 Fuß tief. Indem Stanley drei Tage lang den Strom hinauffuhr, entdeckte er auf der rechten Seite einen zweiten See von neun Meilen Länge und einer Meile Breite. Nachdem das Boot etwa zwei Meilen weit durch dichte Papyrusfelder gedrungen war, fand sich am Südende dieses Sees die Insel Unjamubi, die etwa anderthalb Meilen lang ist. Von dem höchsten Punkte derselben erkannte Stanley endlich die wahre Formation des Kagera und seines Seennetzes. Von seinem Aussichtspunkte in der Mitte der Insel sah er, daß die Karagwe-Küste drei Meilen nach Osten und diejenige von Kischakka ebenso weit nach Westen entfernt lag, so daß der Fluß sich hier auf eine Breite von 6 Meilen erweitert hatte, während er nach Norden zu sich noch mehr ausdehnte. Große Strecken waren von schwimmenden Papyrus-Inseln und Feldern bedeckt, unter welchen das 9 bis 14 Fuß tiefe Wasser mit starker Strömung entlang floß. Die Stellen offenen Wassers werden von den Eingeborenen Nwerus genannt, von welchen Stanley 17 zählte und später noch entdeckte, während die dieselben verbindenden labyrinthähnlichen Lagunen und Canäle sowie die von Papyrus bedeckten Stellen Ingesis heißen, welchen Namen Speke aus Versehen auf einen Nebenfluß des Kagera bezog. Die ganze erweiterte Wasserfläche des Kagera mit allen Nwerus und Ingesis bildet demnach einen einzigen großen See von 80 englischen Meilen Länge und einer wechselnden Breite von 5 bis 14 Meilen. Der Windermere selbst ist nur ein solcher Nwern; einen andern fand Stanley 5 Meilen unterhalb der Unjamubi-Insel auf der linken Seite; derselbe war 13 Meilen lang mit einer Breite von 14, von welchen jedoch sechs von den hin- und herschwimmenden Papyrus-Inseln bedeckt waren. Stanley drang in seinem Boote bis an das Südende des großen Seebeckens zwischen die Länder Kischakka und Ruanda vor, wurde aber beim Landen durch das Kriegsgeschrei der Warnanda zurückgetrieben. Von dem äußersten Südende des Sees bei Uhimba liegt das äußerste Nordende Nord bei Ost. Karagwe nimmt das ganze Ostufer ein, südwestlich liegt Kischakka, westlich Muwari in Ruanda, nordwestlich Mpororo und nordöstlich Ankori *). An der Stelle, wo Ankori und Karagwe zusammentreffen, tritt der Kagera aus dem See heraus und stürzt sich mit großem Lärm in vielen Stromschnellen und Kataraften über eine 10 bis 12 Fuß hohe Felsmauer als schäumender Wasserfall, welchen die Eingeborenen deshalb Morongo oder „Lärmender Fall" nennen, um dann als größter Quellfluß des Victoria Nyanza, wie Stanley jetzt angiebt **), diesem See zuzuströmen.

Nach der Rückkehr von dieser Forschungsfahrt, auf welcher Stanley und seine Leute in großmüthigster Weise während der ganzen Zeit auf Rumanika's Befehl mit Lebensmitteln versorgt wurden, erbat er sich Führer nach den heißen Quellen von Mlagata. Nach zweitägigem Eilmarsch nach Norden erreichte er die tiefe, dichtbewaldete Gebirgsschlucht, in welcher dieselben liegen; überall zeigte sich die reichste, üppigste Vegetation, die er je gesehen. Es sind im Ganzen sechs kochende Quellen, von welchen die beiden heißesten am Fuße eines Felsenhügels ausströmen; das Fahrenheit'sche Thermometer ergab für dieselben eine Temperatur von 129 Grad. Die vier anderen kommen durch einen Niederschlag von dunkeler Erde aus der Tiefe und markirten 110 Grad, und ist es das Wasser dieser letzteren allein, welches als heilkräftig von den Eingeborenen angesehen wird, von welchen Kranke in großer Anzahl ohne Trennung der Geschlechter halb schlafend in den heißen Bassins umherlagen. Stanley campirte drei Tage dort, während welcher er häufig badete, ohne, abgesehen von ungewöhnlicher Reinlichkeit, eine Wirkung auf seinen Körper zu spüren; über den innerlichen Gebrauch berichtet er, daß das Wasser kein Purgativ enthält. Uebrigens nahm er eine Flasche voll des reinsten Wassers mit, um es bei seiner Rückkehr einer chemischen Analyse unterwerfen zu lassen.

Am 25. März kehrte Stanley nach Kasurro zurück und beschloß, da er weiter nichts in Karagwe zu erforschen fand, und der Weg nach Osten hoffnungslos geschlossen war, zwei Tage später am Ostufer des Großen Sees entlang nach Süden weiterzumarschiren. Franz Birgham.

---

*) Eine Skizze des ganzen Gebietes gab soeben E. G. Ravenstein im September-Hefte des „Geographical Magazine".

**) Als solche bezeichnete er früher den im Süden des Sees mündenden Schimiju. s. „Globus" XXVIII, S. 374.

Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada.

II.

Verfolgt man die Grenzlinie gegen Westen, so findet man, daß die erste Unterbrechung der Ebene erst in einer Entfernung von siebenzig Meilen stattfindet. Dieser District ebenso wie die ganze Ebene des centralen Theiles des Continents hat während der Sommermonate außer bei einzelnen Gewittern keinen Regenfall und das Wachsthum des Prairiegrases im Mai und Juni hängt nur von der Quantität des Schmelzwassers des Schnees ab, das sich an einzelnen Stellen in Tümpeln sammelt und der unmittelbaren Umgebung die nöthige Feuchtigkeit liefert. Nur dieser Umstand verhindert, daß die Prairie eine sterile Wüste ist. Einzelne Strecken guten Weidelandes finden sich überall; aber die Sommerdürre und die scharfen Nordwestwinde machen das Land zur Getreideproduction unbrauchbar. Das kurze Gras der feuchten Bodensenkungen ist so nahrhaft, daß Thiere leicht dort gemästet werden könnten, wenn es nicht wegen der Mosquitoplage unmöglich wäre, welche die Thiere nahezu wahnsinnig macht, die stärkeren verhindert Fleisch und Fett anzusetzen und die schwächeren geradezu tödtet, zumal wenn sie nebenbei schwere Arbeiten verrichten müssen.

Am westlichen Ende dieser Ebene, welche durch eine große Fluth der Urzeit erzeugt wurde, die große Granit- und Kalksteinblöcke überall zerstreut zurückließ, erhebt sich der Turtle Mountain (zwischen 100° und 100½° westl. L. v. Gr.), der nach seiner sonderbaren Form so benannt wurde, welche dem Kopfe und Leibe einer Schildkröte ähnlich ist, in den Vereinigten Staaten anfängt und acht Meilen weit über den 49. Breitengrad nach Norden und somit ebensoviel über die Grenze in britisches Gebiet hinüberragt. Dieser Berg wird von der Grenze in einer Länge von 34 Meilen durchschnitten und ist dicht mit Pappeln bis zu 2 Fuß Stammesdicke sowie auch Eichen und Weißbirken bewachsen. Das Innere desselben birgt viele Seen und Flüsse, die so groß und zahlreich sind, daß die Indianer es für unmöglich hielten, die Grenze in einer ununterbrochenen Linie über den Berg zu ziehen. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit waren von den Indianern keineswegs überschätzt worden, denn die Grenzlinie überschreitet auf der erwähnten Strecke fünfundsechzig Wasserflächen, von denen fünfundzwanzig wirkliche Seen mit sandigen Ufern sind und eine trigonometrische Vermessung nöthig machten, während sonst gewöhnlich die leichter und rascher zu handhabende Meßkette gebraucht wurde.

Eine Abtheilung englischer Geometer und Arbeiter war die ganze günstige Jahreszeit hindurch damit beschäftigt, die Grenze 24 Meilen weit von Westen gegen Osten über den Berg zu ziehen und traf dann mit einem Theile der amerikanischen Commission zusammen, welche den Berg auf der östlichen Seite betreten hatte, aber nach 10 Meilen nicht weiter vordringen konnte, da ein mehr als eine Meile breiter See vorlag. Rothwild und Bären bewohnen den Berg und werden von einigen Familien des Siouxstammes gejagt, die eigentlich amerikanische Unterthanen sind, allein auf dem englischen Gebiete Zuflucht suchten, nachdem sie im Jahre 1862 die amerikanischen Einwanderer im obern Thale des Red River niedergemetzelt hatten.

Der District des Turtle Mountain hat für zukünftige Niederlassungen in dieser Gegend eine große Bedeutung, da er Holz zu Bauten und den Herden Schutz im Winter liefert, während sie im Sommer auf den umliegenden Prairien weiden können. Auch die klimatischen Verhältnisse dieser Gegend sind einer besondern Erwähnung werth, indem sie zur Erledigung einer immer noch offenen Frage beitragen. Der Turtle Mountain hatte im Sommer Regen, während die umgebende Prairie regenlos blieb; ebenso zog er die Gewitter an, welche sich mit furchtbarer Kraft über ihm entluden. An den heißesten Tagen waren die Gewitter manchmal von Hagelschlägen begleitet, und zwar hatten die Hagelkörner eine so beträchtliche Größe, daß sie die Leinwandzelte durchschlugen und die Pferde zur wildesten Flucht veranlaßten. Der Sturm riß oft alle Zelte nieder und verwandelte die Ebene in einen großen See, hatte sich aber stets binnen einer halben Stunde wieder gelegt. Vom höchsten Punkte des Turtle Mountain kann man die Grenzzeichen mit einem Teleskope 15 Meilen weit sehen und zwar erkennt man deutlich die Curve, welche diese mit dem 49. Grad nördl. Br. identische Linie beschreibt. Es ist dies eine praktische Illustration der Form des Erdballes.

Die Großen Ebenen (Great Plains) setzen sich vom Turtle Mountain in westlicher Richtung 138 Meilen weit in einer ungefähren Höhe von 2000 Fuß über dem Meere fort, und nur der Lauf des Souris-Flusses (Nebenfluß des Assiniboine, der beim obern Fort Garry in den Red River mündet), welcher ein sich schlängelndes Thal von durchschnittlich zwei Meilen Breite durchfließt, und den 49. Breitengrad viermal durchschneidet, unterbricht ihre Einförmigkeit.

Dieses Thal ist 150 Fuß tiefer als die umliegende Ebene und deshalb vor den Stürmen geschützt, weshalb auch zu allen Jahreszeiten dort gute Weide vorhanden ist und Waldbäume ihren Standort haben. Die Operationen der Gesellschaft wurden durch dieses Thal sehr erleichtert, da es die Grenze mehreremale durchkreuzt und immer gute Lagerplätze gewährte. An einer Stelle dieses Thales (102° 48′ westl. L. Gr. und nur 5 engl. Meilen nördlich vom 49. Grad nördl. Br.) befinden sich die eigenthümlichen Felsen, welche Les roches percées genannt worden sind und bei den Indianern in abergläubischer Verehrung stehen. Die ruinenartige Beschaffenheit dieser Felsen entstand dadurch, daß härtere Schichten auf weichem Sandstein lagern, der durch Verwitterung stärker angegriffen wird. Der weichere Theil dieser Felsen ist an mehreren Stellen von groben Reliefarbeiten der Indianer bedeckt, welche die Darstellung von Vögeln und anderen Thieren versucht haben.

Auf der Großen Ebene gingen die Vermessungen rasch vorwärts, trotzdem wegen der fortwährenden Luftspiegelungen die Beobachtungen meist nur am Morgen und Abend angestellt werden konnten; die Luft war während des Tages in fortwährender, vibrirender Bewegung, so daß die ausgesteckten Stäbe zu tanzen schienen. Waren Abends und Morgens die Stäbe auch ruhig, so waren dafür die Mosquitos alsdann um so lebendiger.

Hundertzwanzig Meilen vollkommen flache Ebene liegen zwischen dem Turtle Mountain und dem Hochplateau Grand Coteau, das die zweite nordamerikanische Steppe bildet und sich von Nordwesten nach Südosten zieht. Das Plateau erreicht eine durchschnittliche Höhe von 2250 Fuß über dem Meere und ist von Hügeln, Thälern und Mulden bedeckt. Die Grenze durchschneidet dieses Gebiet auf eine Länge von 30 Meilen (zwischen 103° 40′ und 104° 15′ westl. L. Gr.),

und auf dieser ganzen Strecke ist kein ausgesprochener Wasserlauf nach irgend einer Richtung hin vorhanden. Westlich von diesem Districte ist der Boden mehr wellenförmig und trägt große Salzseen, die in einer Kette von Osten nach Westen liegen und ebenso wie der Grand Coteau keinen Abfluß zum Ocean haben. Dort liegt also die centrale Wasserscheide des Continents, indem alle Flüsse und Bäche, welche die Expedition weiter westwärts kreuzte, dem Missouri und damit dem Golfe von Mexico tributär sind, während die eben verlassenen Gewässer durch den Red River in die Hudsons-Bay fließen. Alsbald macht sich in der topographischen Gestaltung ein großer Wechsel bemerklich. Der Boden besteht hier aus sehr bröckligem Lehm und ist von tiefen Wasserfurchen durchzogen, deren Wände von der Sonnenhitze ausgebrannt werden. Die Spitzen und Rücken der Lehmhügel sind durch Witterungseinflüsse zu den verschiedensten thurmartigen, kegelförmigen u. s. w. Gestalten geformt und oft sind sie buchstäblich von den in Selbstentzündung gerathenen hier zerstreut vorkommenden Lignitlagern (Tertiärkohle) ziegelroth gebrannt. Der Boden ist unfähig, irgend eine Vegetation zu ernähren und wird von den Halbblutjägern „Les mauvaises terres“ genannt. Dieser District enthält eine Oase, welche nicht größer als etwa 36 Quadratmeilen ist und bis vor kurzer Zeit der Winteraufenthalt von etwa achtzig Familien Halbblutindianern war, die anfänglich zur Red-River-Niederlassung, fünfundzwanzig Tagereisen östlich, gehört hatten, aber durch das Zurückweichen der Büffel gezwungen worden waren, hierher zu kommen. Diese Gegend, Woody Mountain genannt, ist reich an Holz, Wasser und guter Weide und liegt 22 Meilen nördlich von der Grenze und 416 Meilen westlich von der Red-River-Niederlassung (zwischen 106° und 107° westl. L. v. Gr.). Bis dahin war es zweifelhaft gewesen, ob sie auf britischem Territorium liege.

Ende August wurden die verschiedenen Abtheilungen von einem Prairiefeuer überrascht, das sich erst durch eine höher werdende Lufttemperatur und dann durch den Geruch brennenden Grases bemerklich machte. Mit großer Anstrengung gelang es ihnen ohne bedeutenden Schaden durchzukommen, indem sie einen größern Umkreis um die Lagerplätze mit der gehörigen Vorsicht abbrannten.

Der Schneesturm, welcher als Einleitung des Indianersommers gewöhnlich auftritt, fing am 23. September an und dauerte sieben Tage. Die Expeditionen befanden sich während dieser Zeit auf der schutzlosen Prairie und hatten deshalb viel zu leiden. Die Wagen wurden in Hufeisenform zusammengeschoben und Leinwand auf der innern Fläche ausgespannt, um den Menschen und Thieren einigen Schutz zu gewähren; allein Feuerungsmaterial war keines vorhanden, und es blieb den Leuten deshalb nichts anderes übrig, als sich unter ihren Decken zu verkriechen. Die Pferde wollten nicht zur Weide hinaus und kamen deshalb so herunter, daß einige für den Rest der Campagne unbrauchbar waren. Dieser Sturm hinterließ eine achtzöllige Schneedecke, welche die Vermessungen sehr verzögerte. Von der Wuth des Sturmes kann man sich einen Begriff nach dem Umstande bilden, daß ihm einige Halbblutindianer zum Opfer fielen, die ihren Weg nicht zum Lager zurückfanden und später erfroren unter den Häuten gefunden wurden, welche sie den eben erlegten Büffeln abgezogen hatten, um sich vor dem Unwetter zu schützen.

Am 8. October wurden die Arbeiten geschlossen, nachdem man 400 Meilen Grenze vermessen hatte, und die verschiedenen Abtheilungen gingen dann für den Winter 1873/74 nach der Red-River-Niederlassung zurück.

Im ersten Frühjahre 1874 marschirte die ganze Commission in 32 Tagen nach dem Woody Mountain zurück und stellte dort die neue Basis fest. Von hier aus wurden den in den Mauvaises Terres arbeitenden Abtheilungen Vorräthe gesandt. Die nächsten hundert Meilen der Grenze führten durch rauhes und unwirthliches Terrain, und oft mußten sehr beträchtliche Umwege gemacht werden, um vorwärts zu gelangen; so z. B. konnte der Mud River erst sechszehn Meilen nördlich von der Grenze in einer Furth überschritten werden. An einem Punkte, der 500 Meilen westlich vom Red River liegt, gelangt die Grenzlinie auf eine sandige Ebene, wo wenig Vegetationskrume vorhanden ist und deshalb auch nur wenig Gras wächst; dagegen gedeiht eine Cactusart sehr üppig. Hier sah man zuerst ungeheure Büffelherden, und die Expeditionen waren oft in großer Gefahr, von ihnen auf ihrem Zuge gegen Norden überrannt zu werden. Außerdem weideten sie das ohnehin sehr sparsam vorhandene Gras ab, so daß die Zug- und Reitthiere der Gesellschaft schlecht daran waren.

An einigen Süßwasserseen fand die Commission 150 Familien von Halbblutjägern, die eine Gemeinde bildeten und sich durch Ordnung in ihren Angelegenheiten auszeichneten. Ihr Hauptrathgeber schien ein französischer Priester zu sein, der bei ihnen lebte. Diese Leute nährten sich ausschließlich von der Büffeljagd.

Die 50 engl. Meilen lange Cactusebene wird im Westen durch die merkwürdige Schlucht des Milk River begrenzt, die auf eine Strecke von vierzig Meilen erforscht werden mußte, ohne daß eine Passage ausfindig zu machen war; denn obgleich der Fluß selbst unbedeutend ist, fallen die Ufer beinahe überall 300 Fuß senkrecht ab. Ein nacktes Plateau von 25 Meilen Breite folgt auf den Milk River, ist reich an wilden Truthühnern und Klapperschlangen und ähnelt sehr der Großen Ebene des Columbia westlich von den Rocky Mountains. Die Trois Buttes oder Sweet Graß Hills, an welche die Expedition jetzt gelangte, ist die hervorragendste Erhebung der westlichen Ebenen, und schon zu ihren Füßen zeigt sich an der üppigern Vegetation der Einfluß der Regen, welche täglich in diesem Districte fielen, während die umliegenden Prairien trocken blieben. Ein mehrtägiger Aufenthalt zum Zwecke der Anlage eines Depots gab dem Geologen der Expedition, Mr. Dawson, Gelegenheit festzustellen, daß die Trois Buttes aus Urgestein bestehen; sie bilden einen selbständigen kleinen Gebirgsstock, dessen höchste Spitzen 6800 Fuß über Meer hoch sind. In den Bergschluchten, welche reich an Quellen waren, sah man gehörnte, wilde Schafe und auf den grünenden Abhängen Büffel in großen Mengen.

Diese Region ist in Folge der tödtlichen Kämpfe zwischen den Schwarzfuß- und Krähenindianern, welche stattfanden, wenn sie sich auf der Büffeljagd hier trafen, eine Art neutrales Gebiet geworden; allein es mußte doch in der letzten Zeit eine Schlacht geschlagen worden sein, denn die Leichen von zwanzig Krähenindianern (Crows) wurden in der Nähe gefunden. Sie waren alle skalpirt, aber sonst durch die große Trockenheit der Luft vollständig erhalten. Von den Abhängen der westlichen Butte erblickt man zuerst die schneeigen Gipfel der Felsengebirge.

Westlich von den Buttes ist das Terrain kiesig und wellig, und bildet die Wasserscheide zwischen den nord- und südwärts fließenden Wassersystemen. Der Anblick des klaren und reißenden, nordwärts strömenden St.-Mary-Flusses war für die Mitglieder der Expedition ein wahrer Genuß, da sie schon seit zwei Jahren nur die lehmigen Gewässer der Großen Ebenen gesehen hatten. Steinkohle trat hier zu Tage und auf dem nahen Plateau fand man Granitblöcke, die mindestens 700 Meilen von ihrem Ursprungsorte

entfernt waren. Nach Ueberschreitung des St. Mary River tritt die Landesgrenze in den fruchtbaren, 25 Meilen breiten Gürtel, der die Rocky Mountains umschließt und aus wellenförmigem Terrain besteht, das sich gegen die Berge hin in Hügel verwandelt. Das Klima hier ist trotz der hohen Lage (4000 Fuß) milder, als am Red River und zum Getreidebau wohl geeignet; auch kann das Vieh hier den Winter im Freien zubringen. In der Nähe der Grenze fand man als Beweis dafür eine Herde verwilderter Rinder vor, die aus den amerikanischen Niederlassungen am Missouri entkommen waren und sich in gutem Zustande befanden. Nur hatten manche die Spitzen ihrer Ohren erfroren. Die Rocky Mountains steigen steil bis zu 10,000 Fuß über dem Meer empor und die horizontalen Schichten der Ebene werden plötzlich durch die 5000 Fuß über die letztere sich erhebenden zerrissenen Bergkämme überragt, die aus Kalkstein bestehen, während an der Basis sich bunter Sandstein befindet.

Die Vermessungen mußten bis zu einem Punkte auf der Höhe der Rocky Mountains fortgeführt werden, wo die Grenzcommission vom Jahre 1861 ihre Arbeiten, von Britisch Columbia aus kommend, mit Errichtung eines Denkmals beendigt hatte. Hierzu wurde ein Train von Packthieren organisirt und der alte Pfad der Kootenay-Indianer benutzt, welcher über einen 6700 Fuß hohen Paß führt. Von dieser Höhe umfaßt das Auge ein Meer von Spitzen und wilden Graten, die hier und da von circusartigen Kesseln unterbrochen werden, deren Wände 3000 bis 4000 Fuß jäh abfallen und tiefe blaue Seen enthalten. Im Osten sieht man Theile der baumlosen Prairie und im Westen Berge und bewaldete Thäler, die sich beinahe ununterbrochen bis zum Ufer des Stillen Oceans 400 Meilen weit hinziehen.

Alle Arbeiten wurden mitten durch das indianische Gebiet hindurch ausgeführt; allein die englische Expedition, immer des Angriffs gewärtig, erfuhr keinerlei Belästigung, obgleich sie keine specielle Escorte hatte. Die Amerikaner hatten sich dagegen mit 500 Mann Soldaten versehen. Die ganze Grenze vom Lake of the Woods bis zu den Rocky Mountains ist nun auf den „Großen Ebenen“ von drei zu drei Meilen mit Stein- oder Erdhaufen; die Grenze Manitobas, der Provinz der Zukunft, welche sich rasch mit Niederlassungen überzieht, durch eiserne Säulen in Entfernungen von je einer Meile auf 135 Meilen Länge bezeichnet.

Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien.

IV.

Aufbruch von Maiterek. — Schwierige Gebirgspfade. — Empfindliche Kälte. — Sicherheit der Kirgisenpferde. — Vegetation. — Der Blindmoll. — Vogelleben. — Der See Marka Kul. — Sumpfwiesen. — Der weißköpfige Seeadler. — Nachtlager. — Die Lachsforellen des Marka Kul. — Zusammentreffen des Gouverneurs mit chinesischen Grenzbeamten. — Waldungen. — Im Hochgebirge. — Winterlandschaft. — Anhaltend schlechtes Wetter. — Der Gebirgspaß Burchat. — Jäher Abstieg. — Lärchenwaldungen. — Pflanzenleben. — Von Maiterek über den See Marka Kul nach der altaischen Staniza.

Jurtenlager im Thale des Tau-Teke-Gebirges, im chinesischen Hochaltai, etwa 5000 Fuß hoch, den 11. Juni 1876.

Der anhaltende Regen verhinderte uns, am Pfingstmontage (den 5. Juni) aufzubrechen. Wir benutzten den Tag, um unsere Sammlungen und die Tagebücher zu ordnen. Leider hielt das schlechte Wetter, in einen feinen Sprühregen übergehend, auch noch am 6. an, aber trotzdem brachen wir gegen 10 Uhr Vormittags auf. Der Weg führte in dem Flußthale des Kuldschelik aufwärts, dessen prächtige Lärchenwälder uns bald aufnahmen. Wir erhielten hier einen kleinen Vorgeschmack von dem, was uns hinsichtlich des Weges noch bevorstehen sollte: der kleine aber reißende Fluß und sein steiniges Bett mußten wohl vierzehn Mal passirt werden, dabei ging es über umgefallene Baumstämme und oft so schroff abwärts, daß man nur im Zickzack reiten konnte. Gegen 12 Uhr waren wir mit Ausnahme der Herren, die (für den Altai unentbehrliche) Ledermäntel trugen, bereits so durchnäßt, daß wir unter fünf großen Lärchen und einem der kleinen mennigrothen Kaschgar-Zelte, die in wenigen Minuten aufgeschlagen sind, Schutz suchten und ein mächtiges Feuer anzündeten. Wir erkannten hier die Richtigkeit der Rathschläge des gründlichen Altaikenners, Prof. Radloff in Kasan, der uns für diese Tour Ledermäntel und hohe Wasserstiefel gerathen. Glücklicherweise ließ der Regen etwas nach, so daß wir unsern Weg bald weiter fortsetzen konnten, der keineswegs besser wurde und eigentlich gar kein Weg genannt werden konnte. Er führte fast immer unmittelbar an dem Flusse oder den steilen Hängen des Ufers hin, die Schneefelder in den Schluchten waren eben so wenig angenehm als die vielen reißenden Flußpassagen. Aber schon jetzt konnten wir uns von der Sicherheit altaischer Kirgisenpferde überzeugen, die wir später so oft bewunderten. Gegen 3 Uhr machten wir in einem grünen, von Felsen umschlossenen Thalkessel Halt, nachdem wir mühsam von der Höhe herabgestiegen waren. Die Packpferde — denn Kameele waren auf diesen Gebirgspfaden nicht mehr brauchbar — waren eben so schnell entladen als die Jurten aufgestellt, eine Arbeit, mit der sechs Kirgisen in kaum 20 Minuten fertig sind. Bei einer Temperatur von nur 5 Grad sind Jurten mit ihrer Filzbekleidung indeß doch sehr luftige Wohnungen, und selbst beim lodernden Feuer, in den Pelz gehüllt, wird man kaum warm. Unser Lager befand sich in einer Höhe von etwa 5000 Fuß schon auf chinesischem Grund und Boden, den wir für die nächsten Tage nicht verlassen sollten. In der Nacht fror es, so daß wir am 7. Juni in der Frühe gegen 6 Uhr unsern Weg über frischen Schnee fortsetzten. Letzterer verschwand bald unter einigen milden Sonnenstrahlen, die leider nicht lange anhielten. Wir verfolgten anfangs ein Flußbett, welches aber noch weit heillosere Passagen als das des vorhergehenden Tages bot. Der Pfad führte oft längs der steilen felsigen Ufer auf kaum fußbreiter Bahn voller Gerölle und Steine dahin; auch die Flußübergänge waren bei Weitem schwieriger, namentlich wegen der durch das Wasser glattgeschliffenen großen Rollsteine. Oft besinnt sich das Pferd eine Minute lang, ehe es den Fuß vorwärts setzt, und man thut gut, es gewähren zu lassen, wenn es auch immer nöthig bleibt, den Zügel straumm zu halten, um das Pferd beim Ausgleiten schnell emporreißen zu können. Es muß bemerkt werden, daß Kir-

gisen- und Kosackenpferde alle diese schwierigen Passagen auf unbeschlagenem Hufe machen. Die Lärchen wurden, je höher wir stiegen, desto seltener und kleiner, wenn auch nicht krüppelhaft wie auf unseren Hochgebirgen; als wir gegen 11 Uhr die Paßhöhe erreicht hatten, die wohl über 6000 Fuß betragen mochte, fanden wir keine mehr. Wir waren nun auf den mit reichem, obwohl noch unentwickeltem Graswuchs bedeckten höchsten Kuppen und genossen von hier aus einen wundervollen Fernblick auf das Saik-Saur-Gebirge hinter Saissan, vor dem sich gleich einem Meere ein fahlgelber Streif ausdehnte: die Steppe. Die schönen Wiesen der Hochthäler, in die wir sahen, zeigten hier und da hölzerne Gräber (Magils) der Kirgisen, die an Sennhütten erinnerten und den Charakter einer Alpenlandschaft noch mehr hervortreten ließen. Weniger konnte dies in Bezug auf die Thierwelt gelten; denn auf den mit gelben und veilchenblauen Stiefmütterchen teppichartig bestandenen Wiesen machte sich in erster Reihe unsere Feldlerche bemerkbar, auf den einzelnen Schieferkuppen zeigte sich der graue Steinschmätzer und nur in der Ferne bemerkten wir schwarze Vögel, die nach Flug und Stimme nur Alpendohlen sein konnten. Auffallend war, daß selbst in diesen Höhen der Blindmoll (Spalax) zahllose Haufen aufgeworfen hatte. Nicht minder häufig waren Löcher von Murmelthieren, oft mitten und neben Schiefergestein in die Tiefe führend, doch bekamen wir leider keinen ihrer Bewohner zu Gesicht. Die Freude, auf fast ebenem Wege dahin zu reiten und der Genuß der schönen Aussicht dauerten übrigens nicht lange, denn bald stiegen wir in eine wohl 500 bis 600 Fuß tiefe Thalschlucht hinab, um an der andern Seite eben so steil emporzuklimmen. Da große Schneefelder den eigentlichen Saumpfad theilweise verlegt hatten, so mußten wir oft an den jähen Abhängen so steil abwärts steigen, daß die Pferde beständig auf den Hinterbeinen saßen oder vielmehr rutschten, eine ziemlich unbehagliche Situation, wenn man bedenkt, daß auf dem schlüpfrigen Wege ein einziger Fehltritt das Thier zum Fall bringen konnte. Für Kirgisen schienen diese mindestens ungemüthlichen Passagen reine Spielerei, denn wo es nur irgend anging, trabten sie, oft zwei Handpferde am Zügel, an den Abhängen dahin, ja es kam uns so vor, als wenn sie oft wie zum Spaß gerade die schwierigsten Stellen wählten. Wir hatten eine Reihe solcher von Nord nach Süd streichender Thalschluchten, auf der Sohle derselben ebenso viele reißende Bäche zu passiren, und machten gegen Mittag in einer derselben Halt, um den Koch und mit ihm ein Frühstück zu erwarten, leider vergeblich; statt dessen mußten wir mit einem heftigen Hagelwetter vorlieb nehmen. An den steilen, oft mit dichtem Gestrüppe bewachsenen Abhängen trafen wir wiederholt eine unserm Hänflinge verwandte, aber weit schönere Art, die wir indeß Angesichts der mißlichen Situation unbehelligt lassen mußten. Weiterhin traten wieder Lärchenbäume auf, die umgefallenen Stämme derselben besserten indeß unsern Pfad nicht. An dem steilen Felsabhange einer Schlucht trafen wir ein Steinadlerpaar, von dem das Männchen unsere Beute wurde. Eine unserm Wasserpieper am nächsten stehende Art entging uns leider im Schneegestöber. Die reißenden Flüsse und Bäche belebte unsere Gebirgsbachstelze, aber vergebens sahen wir uns nach Flußvögeln um, von denen der Altai eine eigenthümliche Art besitzt.

Endlich erblickten wir das westliche Ende des Sees Marka Kul (etwa 5000 Fuß hoch), unser heutiges Reiseziel; aber erst gegen 3 Uhr stiegen wir die steile Höhe zu seinem Ufer unweit des Flusses Kuldschir hinab. Dieses Gewässer ist der einzige Ausfluß des Sees und strömt dem Schwarzen Irtysch zu; an ihm befindet sich ein chinesisches Grenzpiket ohne Soldaten. Der Blick auf den großen hellblauen See war in der That prächtig. Rings von schneebedeckten, zum größten Theile bewaldeten Bergen begrenzt, die wohl noch 1500 Fuß über den Spiegel des Sees sich erheben, dehnt er sich in länglicher Form von West nach Ost aus, hier und da steil abfallende Ufer und einzelne bewaldete Buchten bietend. Ueber der Mitte des Sees lagerten graue Wolken, die gleich einem riesigen Geyser sich dampfartig nach oben zertheilten und dem Ganzen einen eigenthümlich fremdartigen Anblick verliehen. Auch um die Gipfel der mit weit herabreichendem frischen Schnee bedeckten Berge zogen gespensterhaft uns ungünstige Wolken. Da wo wir die Thalsohle, auf jähem Abhange niedersteigend, erreichten, breitete sich eine weite schöne Wiesenfläche aus, von zahlreichen Wässerchen durchflossen, die vielfach unpassirbare Sümpfe bildeten. Dieses Terrain mußte in weitem Bogen umritten werden. Auch kleine waldige Baumpartien von Birken und Pappeln, noch unentwickelt und dürr, standen an wegen des sumpfigen Terrains unzugänglichen Orten, und die zahlreichen Horste von Adlern und Milanen blieben somit vor uns gesichert. Nachdem wir diese Sumpfwiesen hinter uns hatten, erreichten wir das aus feinen Kieseln gebildete Gestade des krystallhellen Sees, der von Enten belebt war und aus welchem Fische lustig emporschnellten. Leider fanden wir die erwünschten Jurten an dieser Stelle nicht vor, mußten also abermals trotz Hunger und Durst unsern Weg fortsetzen (wir hatten seit früh 6 Uhr nichts gehabt). Gegen 5 Uhr erreichten wir das Lager in einem leider äußerst sumpfigen Thalkessel. Vorher führte der Weg hart an dem steilen Ufer des Sees hoch hinauf und bergab und durch einen Bruchwald, in dem es von schwarzen Milanen (die östliche Art: Milvus melanotis) förmlich wimmelte; auf einem einzigen dürren Baume saßen zehn Stück. Nicht weniger häufig war der schöne weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leucoryphus), der in unseren Sammlungen immer noch zu den Seltenheiten gehört.

Unser Lager befand sich wie immer unmittelbar an einem kleinen Flüßchen, unweit des Sees, getrennt von diesem durch einen Bruch, dessen Birken, Pappeln und Weiden (letztere begannen zu blühen) zahlreichen Vögeln zum Aufenthalte dienten. Am interessantesten für uns war die gelbköpfige Spornbachstelze (Motacilla citreola), ein kleines unbekanntes Goldhähnchen und ein Ammer; als lieben Heimathsgenossen begrüßten wir den Staar. Um die Fische des Marka Kul zu erlangen, wurde unser nur kleines, kaum über 30 Fuß langes Netz ausgeworfen, d. h. mit Hülfe eines berittenen und einiger badender Kosacken in das seichte Wasser so weit hineingezogen, als es langte. Der erste Gang war sehr entmuthigend, denn er lieferte nichts; aber um so erfolgreicher waren die folgenden. Schon der zweite Zug brachte fünf stattliche, unserer Lachsforelle ähnliche Fische, und beim fünften hatte sich der Erfolg bis auf 22 Fische gesteigert, darunter eine fünfpfündige Lachsforelle. Neben diesen schönen großen Fischen kam eine kleine Grundelart so häufig in das Netz, daß sie Eimer voll eingeheimst werden konnte. Die Kosacken waren inzwischen an dem kleinen Flüßchen nicht faul gewesen, sie hatten hier, meist mit den Händen, etliche zwanzig große schöne Aeschen gefangen, eine unserer deutschen ähnliche, aber doch davon verschiedene Art. Zum Abendbrot gab es also diesmal Abwechselung in der einförmigen Schaffleischkost. Der Fischreichthum des Marka Kul ist in der That ein ganz enormer, bleibt aber für jetzt so gut als unausgenutzt. Außer chinesischen Kirgisen kommen russische Altai-Bauern an seine Ufer und fangen große Mengen Fische, die, ohne Salz an der Luft gedörrt, für uns ungenießbar zubereitet werden. Ebenso roh und einfach als diese Zubereitung ist die Fischerei selbst; man leitet gewöhn-

lich einen der kleinen Zuflüsse ab und fängt darin, was in dem Bett desselben geblieben.

Am 8. Juni konnten wir erst nach Mittag aufbrechen, einmal weil das Regenwetter leider noch unverändert anhielt und dann, weil der Gouverneur chinesische Abgesandte erwartete, die ihm auf ihrem Grund und Boden ihre Reverenz machten. Gegen 10 Uhr nahte sich in der That ein langer Zug Berittener, die etliche hundert Schritte von unserm Lager ihre rothen Kaschgar-Zelte aufschlugen und nach den üblichen Formalitäten zu Fuß nach der Jurte des Gouverneurs kamen. Es war der chinesische Beamte des Grenzpostens Kuldscha, begleitet von seinem Schwertträger, vier bis fünf anderen Chinesen und einem großen Gefolge chinesischer Kirgisen, die wie ihr Chef in ausgewählter Tracht glänzten. Die Verhandlungen, welche eigentlich nur die jährliche Revision der Grenze betrafen, wurden in der Jurte des Gouverneurs geführt, und zwar durch dessen Dolmetscher, einen Kosackencapitän, der vierzehn Jahre in Kuldscha lebte und vollkommen Chinesisch spricht. Der Genuß der malerischen Scenerien und wildromantischen Partien, welche der Marka Kul bietet, wurde uns leider sehr durch den Regen verbittert, wenigstens erlaubte er es weder zu photographiren noch zu skizziren. Unser Weg führte über noch zerweichte Hochwiesen, welche die Kirgisen im Sommer beweiden lassen, und über Berge, die zuweilen steil und hart am See sich erheben. An seinem Ufer stehen hier und da, unterbrochen von Sumpfniederungen, dichte Wälder (Tannen mit Lärchen, Pappeln und Birken gemischt), die einen wahren Urwaldcharakter tragen, und ohne Zweifel großem Wilde (Marals, d. h. Hirschen, Bären u. s. w.) zum Aufenthalte dienen. Leider war eine Jagd für uns unmöglich; die Kirgisen konnten durch das Dickicht des Unterholzes und die vielen durch Windbruch chaotisch über einander gestürzten Bäume mit ihren Pferden nicht durchdringen; theilweise war der Grund in den Wäldern noch mit Schnee bedeckt oder weithin sumpfig. Schon um 5 Uhr mußte Halt gemacht werden, leider wieder in einem sumpfigen Thale, welches kaum einen trockenen Fleck zum Aufstellen der Jurten bot; trotz mächtig lodernder Feuer verbrachten wir eine sehr kalte und nasse Nacht. Bei so anhaltendem Regen durchweicht der beste Filz und ein beständiges Tröpfeln dient eben nicht zum Einschläfern des auf feuchtem Teppich Gelagerten. Freilich waren wir im Vergleiche zu den Kosacken und Kirgisen noch sehr zu beneiden, da diese ohne Zelte, nur in ihre Mäntel resp. Pelze gehüllt, im Freien schlafen mußten; aber diese Söhne der Steppe und Gebirge erfreuen sich gewöhnlich einer guten Natur, und beim Aufbruche singen die Kosacken so fröhlich, als hätten sie in den besten Federbetten geschlafen.

Der Weg, den wir am 9. Juni verfolgten, führte theils durch Wälder, theils über Hochwiesen, die uns den Anblick des Sees hier und da gestatteten. Ueberall bot er ein malerisches Bild. Wir hatten viele sumpfige Stellen und unzählige kleine und größere Flüßchen zu passiren, deren durch die Regengüsse angeschwollene Gewässer oft mächtig dahin brausten. Die Passage derselben erfordert unausgesetzt die Aufmerksamkeit des Reiters. Wir gelangten gegen Mittag auf ein Wiesenplateau, wo viel Vieh, auch Kameele weideten und sich mehrere Auls befanden. Hier genossen wir den letzten Blick auf den prächtigen See, dessen östliches Ende nun hinter uns lag. Wir wandten uns wieder dem Hochgebirge zu, wie gewöhnlich in einem Flußthale aufwärtssteigend. Als die Höhe erreicht war, bot sich uns der Anblick mächtiger schneebedeckter Gebirge aus nächster Nähe. Das trug freilich nicht dazu bei, die ohnehin niedrige und dabei feuchte Temperatur zu erhöhen. Der Abstieg ins Thal, durch Wälder über ziemlich breite reißende Ströme und Moorwasser, in welche die Pferde bis zum Bauche einsanken, gehörte mit zu den Annehmlichkeiten dieses Tages. Schon um 4 Uhr mußte Halt gemacht werden. Wir lagerten auf üppiger ausgedehnter Alpenwiese nahe einem von einem Flusse durchrauschten Fichtenwalde; ringsum hohe theilweise mit Schnee bedeckte Berge, um deren Gipfel die Wolken phantastische Gebilde schufen. Sie überschütteten uns bald mit Regen, bald mit Schnee. Bei so abscheulichem Wetter schien auch die Thierwelt zu frieren, nur der Lockruf der schwarzkehligen Drossel (Turdus atrogularis) und unseres Baumpiepers ließen sich sowie das Gezirpe von Goldhähnchen und der hänflingartige Ruf des Karmingimpels (Pyrrhula erythrina) vernehmen. Am Abend wurden große Wachtfeuer, ja auch ein paar einsame Fichten angezündet. Letzteres gewährte einen unvergleichlich großartigen Anblick, trug aber zur Erhöhung der Temperatur nichts bei. Als wir am Morgen des 10. vor die Jurte traten, setzte uns der Anblick einer ringsum schneebedeckten Winterlandschaft in Verwunderung. Die Heftigkeit der Regen- und Schneefälle erlaubte uns erst gegen Mittag aufzubrechen. Der Weg, welcher auf halber Höhe einer jähen Thalschlucht dahinführte, war durch die anhaltende Nässe schlecht, und man mußte sich nur darüber wundern, daß die Pferde nicht öfter ausglitten, als es thatsächlich der Fall war. Auf der Höhe angekommen, ritten wir meist längs dem Gebirgsrücken, rechts und links gähnten Abgründe von 800 Fuß Tiefe; dann passirten wir noch mehrere Schluchten und zogen durch eine mit Strauchwerk bewachsene Ebene nach einer grünen Wiese, auf welcher im Angesichte der schneebedeckten Tau-Teke-Gebirge unser Lager aufgeschlagen wurde. Die wohl 8000 bis 9000 Fuß hohen Gipfel erhoben sich malerisch vor uns. Tau Teke bedeutet auf Kirgisisch Steinbock, und in der That ist dieser Gebirgsstock in der Menge von diesem edlen Wilde bewohnt. Doch blieb eine in der Frühe des 11. Juni trotz Regen und Schnee unternommene Jagd, bei der an dreißig berittene Kirgisen als Treiber dienten, leider erfolglos. In Folge dieser Verzögerung brach das Lager erst gegen Mittag, unter fortwährendem Sprühregen, auf. Allmälig auf morastigem mit Zwergbirken bestandenem Grunde aufsteigend, erreichten wir nach ungefähr einer Stunde die Höhe des Passes Burchat, und sahen als Wahrzeichen zwei Steinhaufen mit Stangen vor uns, die chinesischen Grenzpfähle. Hier nahmen wir wohl für immer vom Himmlischen Reiche Abschied und ritten wieder in Sibirien ein. Große Schneefelder bezeichneten unsern Weg auf der öden, wohl an 8000 Fuß hohen Paßfläche, wo der Holzwuchs aufhört. Bald jedoch stiegen wir auf sanften Gebirgshängen wieder zu der von Lärchen und spärlichen Arven gebildeten Baumgrenze hinab. Die sich zertheilenden Wolken boten uns einen flüchtigen Blick selbst auf die schneeigen Häupter des kleinen Altai, aber leider blieb uns ihr höchster Gipfel, die Belucha mit ihren Gletschern, verhüllt. Der anfangs bequeme Abstieg wurde nach und nach abschüssiger und nahm endlich so rapid an Schroffheit zu, daß ein Absitzen von den Pferden, selbst für Kosacken und Kirgisen, nöthig wurde. Der schmale Pfad führte über Steingewirre, oft mit Schnee bedeckt und jähe Wendungen machend, oder längs dem Rande von Schlünden so steil dahin, daß es gerathener schien, auf eigenen Füßen zu gehen, besonders da der Schnee den Pfad noch schlüpfriger machte und umgestürzte Baumstämme zu passiren waren. Eine Stunde Abstiegs, und wir erreichten allmäliger sich senkendes Terrain, auf dem wir inmitten mächtiger Lärchenwaldungen nach weiteren zwei Stunden fast zur Thalsohle gelangten. Hier entwickelten sich, wie der Baumwuchs, so auch die Strauchvegetation und der Blumenflor weit üppiger; während wir am Ala Tau unsere Pfingstrose (Päonie) schon

vor längerer Zeit in Blüthe gefunden hatten, sie aber auf der Paßhöhe nur in Knospen stand, war sie hier wieder in weit üppigerer Blüthe entfaltet. Aehnlich war es mit Enzian und anderen Blumen.

Der Gouverneur wurde, schon ehe wir uns der Thalsohle näherten, von einer zahlreichen Kirgisendeputation, wie immer zu Pferde, ehrfurchtsvoll begrüßt, und bald waren wir, inmitten grüner Bäume und üppiger Sträucher, auf einem freien Platze, wo uns mehrere Jurten zur Einkehr einluden. Nachdem wir uns hier gestärkt, setzten wir unsere Weiterreise nach der altaischen Stanize, einem Militärposten, fort, über den sich nur berichten läßt, daß unsere Ankunft dort bei einbrechender Dunkelheit und beständigem, heftiger und heftiger werdenden Regen erfolgte.

Die Colonie Tasmanien.

(Geschichtliche Rückblicke und statistische Uebersicht.)

H. G. Die vom australischen Continente durch die Baßstraße getrennte große Insel hieß bis zum Jahre 1854 Vandiemensland. Als Strafcolonie beherbergte sie den Auswurf der Menschheit, welcher vor keinem Verbrechen zurückschreckte und namentlich das Handwerk des sogenannten „bushranging“ mit Erfolg betrieb. Dies hatte den Namen „Vandiemensländer“, welchen man häufig in „Vandämonsländer“ travestirte, in sehr üblen Ruf gebracht, und alle anständigen Colonisten auf der Insel fingen an, sich desselben zu schämen. So kam es, daß, als 1854 bei der officiellen Bestallung eines Bischofs zum ersten Male der Name „Tasmanien“ angewendet ward, diese Benennung von den Colonisten sofort allgemein adoptirt wurde. Heutzutage ist die geographische Bezeichnung „Vandiemensland“ gänzlich außer Gebrauch und als veraltet anzusehen.

Die Insel ward am 20. November 1642 von dem bekannten holländischen Seefahrer Abel Jansen Tasman entdeckt, welcher am 14. August desselben Jahres mit seinen beiden Schiffen Heemskirk und Zechaan von Batavia aus eine Forschungsreise angetreten hatte. Er benannte das neu entdeckte Land — daß es eine Insel sei, ahnte er nicht — nach dem damaligen Gouverneur des holländischen Ostindien, Anthony Van Diemen. Im Jahre 1772 landete der französische Seefahrer Marion in Frederick Hendrik Bay (42° 55′ südl. Br. und 147° 35′ östl. L. Gr.). Vergeblich suchte er nach Wasser und hatte dabei noch einen heftigen Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen. In den Jahren 1773 und 1777 landete Capitän Cook in Adventure Bay (43° 18′ südl. Br. und 147° 22′ östl. L.) und in den Jahren 1788 und 1792 wurde die Insel von dem übelbeleumundeten Lieutenant William Bligh vom Kriegsschiffe Bounty besucht. Im Jahre 1793 segelte D'Entrecasteaux, als er nach dem unglücklichen La Pérouse suchte, im „Recherche“ die Flüsse Huon und Derwent, an der südöstlichen Küste, hinauf. Im Jahre 1798 erforschte Baß, Arzt auf dem britischen Kriegsschiffe Reliance, das Küstenland näher und stellte zuerst die Insularität fest. Die Straße, welche die Insel vom australischen Continente trennt, benannte der Gouverneur Hunter, welcher vom 7. September 1795 bis zum 27. September 1800 die Convictansiedelung am Port Jackson, Neu-Süd-Wales, commandirte, nach ihrem Entdecker die Baßstraße.

Im Jahre 1803 nahm Capitän Bowen von Sydney aus mit einer kleinen Abtheilung Marinesoldaten, im Namen der britischen Krone, Besitz von der Insel. Er gründete, wie er beauftragt war, am linken Ufer des Derwent, am Risdon Cove in 42° 49′ südl. Br. und 147° 20′ östl. L. Gr., eine Zweigconvictniederlassung und wurde deren erster Gouverneur. Schon im folgenden Jahre trat Colonel Collins an seine Stelle. Dieser war zu Ende des Jahres 1803 auf dem Schiffe Calcutta mit einem Trupp Verbrecher an Port Phillip Heads — so genannt im Jahre zuvor von Capitän Flinders nach dem ersten Gouverneur von Neu-Süd-Wales — eingetroffen und hatte am Point Nepean eine erste Landung bewirkt, hielt sich aber überzeugt, daß diese Gegend für eine Ansiedelung gänzlich unbrauchbar sei und segelte nach Vandiemensland, wo er den Capitän Bowen ablöste. Collins verlegte die Ansiedelung am Risdon Cove nach der rechten Seite des Derwent, und gründete so am 19. Februar 1804 das jetzt blühende und zur Hauptstadt der Colonie gewordene Hobart Town in 42° 53′ südl. Br. und 147° 22′ östl. L. Gr. Die Benennung geschah zu Ehren des damaligen britischen Colonialministers Lord Hobart. Die Ansiedelung zählte unter Collins 500 Personen, nämlich 400 Verbrecher, 50 Marinesoldaten und 50 Beamte. Ebenfalls im Jahre 1804 gründete Colonel Patterson von Sydney aus eine zweite Convictansiedelung am Port Dalrymple im Norden der Insel, welche aber nach Verlauf von zwei Jahren dorthin verlegt wurde, wo jetzt die wichtige Stadt Launceston, am Zusammenflusse des nördlichen und südlichen Esk-Flusses, in 41° 30′ südl. Br. und 147° 14′ östl. L. Gr. liegt.

Die Colonie machte anfänglich nur geringe Fortschritte und war öfters großen Entbehrungen ausgesetzt, weil die Lebensmittel, welche importirt werden mußten, nicht immer zu rechter Zeit anlangten. Erst nach drei Jahren wurden Rindvieh, Schafe und Schweine eingeführt. 1810 erschien als erste Zeitung „The Derwent Star“. Colonel Collins starb am 24. März 1810. Als stellvertretende Commandanten der Ansiedelung folgten ihm der Reihe nach Lieutenant Lord, Capitän Murray und Lieutenant-Colonel Geils.

Im Jahr 1813, am 4. Februar, wurde Colonel Davey zum Gouverneur ernannt und bekleidete diese Stelle $4^1/_2$ Jahre. Die Colonie machte unter ihm gute Fortschritte. Im Jahre 1816 konnte der erste Mais nach Neu-Süd-Wales exportirt werden, und im Derwent wurden Walfische gefangen. Vom 9. April 1817 bis Ende 1823 hatte Colonel Sorell die Gouverneurstelle inne. Unter ihm machte die Colonie insofern eher Rück- als Fortschritte, als bushranging auf der ganzen Insel zur höchsten Blüthe gelangte. Der Census, welcher im Jahre 1821 gehalten wurde, ergab eine Bevölkerung von 7185 Seelen. Der Viehbestand belief sich auf 70,000 Schafe, 35,000 Stück Rindvieh und 350 Pferde, und unter Cultur befanden sich 14,940 Acres. Im selben Jahre traf das erste Schiff „The Emerald“ mit Passagieren direct aus England ein und überbrachte auch eine Anzahl Merinoschafe und Böcke, von denen die heutigen Herden an der Ostküste abstammen. Ein oberster Gerichtshof für Civil- und Criminalfälle wurde eingerichtet.

Im Mai 1824 folgte Colonel Arthur als Gouverneur, welcher bei seiner außerordentlichen Energie wieder bessere

Ordnung herstellte, wiewohl in manchen Gegenden der Insel das Banditenwesen doch noch andauerte. Zu Anfang des Jahres 1824 hatten die Colonisten an die englische Regierung petitionirt, die Insel, welche bis dahin eine Pertinenz von Neu-Süd-Wales bildete, zu einer selbständigen Colonie zu erheben. Das Gesuch wurde günstig aufgenommen, und am 3. December 1825 ward die Selbständigkeit von Tasmanien officiell erklärt. Im Jahre 1827 fand eine Eintheilung der Colonie in Districte statt, und an die Spitze einer jeden ward eine besoldete Magistratsperson gestellt.

Der nächste Gouverneur war der später so berühmt gewordene Polarreisende Sir John Franklin, welcher die Stelle am 5. Januar 1837 antrat und in derselben bis Mitte August 1843 verblieb. Unter ihm machte die Colonie rasche Fortschritte, und dazu trug nicht wenig seine ausgezeichnete Gattin, Lady Franklin, bei. Ihm folgte am 21. August 1843 Sir J. E. Wilmott, welcher durch seine Anordnungen die Colonisten derartig gegen sich aufbrachte, daß er im October 1846 abberufen werden mußte. Er starb am 3. Februar 1847 in Hobart Town. Sein Nachfolger war am 25. Januar 1847 Sir William Denison. Am 24. October 1851 fand die erste Wahl zum Legislative Council statt. Die Entdeckung der reichen Goldfelder in der nahen Colonie Victoria auf dem australischen Continente veranlaßte eine sehr starke Auswanderung, so daß die Bevölkerung, welche im Jahre 1850 schon auf 70,164 Seelen gestiegen war, im Jahre 1854 auf 64,874 sank. Vom 27. August 1853 ab hörte die Transportation von Sträflingen nach Vandiemensland auf. Als Sir W. Denison zum Generalgouverneur von Neu-Süd-Wales ernannt wurde, ward Sir Henry Fox Young, bis dahin Gouverneur von Südaustralien, mit der Gouverneurstelle dieser Colonie betraut. Unter ihm erhielt Tasmanien eine constitutionelle Verfassung mit Parlament, welchem ein vom Gouverneur gewähltes Ministerium verantwortlich ist. Das Parlament besteht aus dem Legislative Council mit sechszehn Mitgliedern, deren Wähler ein Grundeigenthum im Werthe von wenigstens 50 Pf. St. besitzen müssen, und aus dem House of Assembly mit 32 Mitgliedern, welche von denjenigen Colonisten gewählt werden, die entweder einen Grundbesitz von 7 Pf. St. Werth haben oder eine jährliche Rente in gleicher Höhe für gepachtetes Eigenthum zahlen. Das erste Parlament ward am 2. December 1856 eröffnet und nun traten bald Ministerkrisen und Parlamentsauflösungen ein, wie sie in den australischen Colonien so außerordentlich häufig geworden sind. Am 2. August 1857 wurde der erste Telegraph errichtet, und ein am 7. April 1861 abgehaltener Census ergab eine Bevölkerung von 89,977 Seelen.

Sir Henry Young trat im December 1861 ab und hatte zum Nachfolger den Colonel Gore Browne, vom 10. December 1861 bis zum 25. November 1868. Am 15. Januar 1868 wurde der erste Spatenstich an der Launceston and Western Railway — der ersten Eisenbahn der Colonie — gethan, und am 19. August 1869 der erste Zug abgelassen. Am 15. Januar 1869 ward Mr. Charles Du Cane als Gouverneur der Colonie eingeschworen und gewann bald eine außerordentliche Popularität unter den Colonisten, wie kein Gouverneur zuvor. Am 3. März 1869 starb der letzte männliche Eingeborene Tasmaniens, und im April desselben Jahres wurde ein submarines Kabel zwischen Tasmanien und der australischen Colonie Victoria gelegt. Die Volkszählung vom 7. Februar 1870 ergab eine Bevölkerung von 99,328, wovon 52,853 dem männlichen und 46,475 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Seit zwei Jahren ist der frühere Gouverneur der Colonie Westaustralien, Mr. F. A. Weld, Gouverneur von Tasmanien. Am 23. Mai laufenden Jahres ist die Race der eingeborenen Tasmanier mit der „Königin" Lidgiwidgi Trucaninni erloschen *).

Wir wollen nun dieser geschichtlichen Uebersicht kurze Angaben über den Stand der Colonie am Schlusse des Jahres 1874, bis wohin die veröffentlichten officiellen Statistiken reichen, anreihen, unter Vergleichung mit dem Vorjahre. Tasmanien umfaßt ein Areal von 26,215 englischen Quadratmeilen oder ziemlich genau siebzehn Millionen Acres, und hat damit die ungefähre Größe der Insel Ceylon. Wahrscheinlich hing es in Urzeiten mit dem australischen Continente zusammen, und die Inseln in der Baßstraße sind wohl die Ueberreste des Gebirges, welches einst beide Länder mit einander verband. Die Küste weist vortreffliche Häfen und Ankerplätze auf, und das Innere ist paradiesisch. Das Klima Italiens, die Schönheit der Apenninen und die Fruchtbarkeit Englands vereinigen sich in Tasmanien. Man hat es auch wohl den Garten von Melbourne genannt, weil es diese große City jenseits der Baßstraße hauptsächlich mit Gemüse und Früchten versorgt.

Die Bevölkerung belief sich am 31. December 1874 auf 104,176 gegen 104,217 im Vorjahre. Die Auswanderung des Jahres überstieg die Einwanderung um 1449 Köpfe. Auf jedes Tausend der Bevölkerung entfielen nur 29·72 Geburten, ein Verhältniß, welches beträchtlich niedriger ist, als in allen anderen australischen Colonien. Unter Cultur befanden sich 326,486 Acres gegen 324,105 im Jahre 1873. An Weizen wurden 1,066,861 (à 60 Pfund), an Hafer 877,243, an Gerste 125,469 und an anderen Cerealien 112,342 Bushels producirt. Der Ertrag an Kartoffeln ergab 26,169 und der an Heu 41,144 Tonnen (à 2000 Pfund). Der Viehstapel bezifferte sich auf 23,208 Pferde, d. i. + 596; 110,450 Stück Rindvieh, d. i. + 4142; 1,714,168 Schafe, d. i. + 223,430, und 51,468 Schweine, d. i. — 8160 gegen das Vorjahr.

Die Revenue ergab die Höhe von 327,925 Pf. St., d. h. 3 Pf. St. 2 Sch. $11\frac{1}{4}$ P. pro Kopf der Bevölkerung gegen 293,753 Pf. St. Davon flossen 215,233 Pf. St. oder 2 Pf. St. 1 Sch. $3\frac{3}{4}$ P. pro Kopf aus der Taxation gegen 211,172 Pf. St. oder 2. Pf. St. 0 Sch. $6\frac{1}{4}$ P. im Vorjahre. Die öffentlichen Ausgaben stellten sich auf 374,078 Pf. St. oder 3 Pf. St. 11 Sch. $9\frac{1}{2}$ P. fürs Individuum. Die öffentliche Schuld war dieselbe geblieben und summirte sich auf 1,476,700 Pf. St. Dies auf die Seelenzahl repartirt, ergiebt 14 Pf. St. 3 Sch. 6 P. pro

*) Dahin ist unsere Notiz auf S. 96 dieses Bandes, nach welcher noch mehrere weibliche Eingeborene leben sollten (was auch von dem französischen Consul in Sydney behauptet wurde), zu berichtigen. Lidgiwidgi Trucaninni (Lalla Rookh) war fünfmal verheirathet, und zwar jedesmal wieder an einen König. Ihr letzter Gemahl, King Billy, starb im März 1869 und war der letzte männliche Repräsentant. Mitte der dreißiger Jahre wurden die damals schon auf 111 gesunkenen Eingeborenen, um den Colonisten völlig freie Bahn zu machen, nach Flindern Island, im Osten von der Baß-Straße, geschafft. Schnell lichteten sich ihre dünnen Reihen in dem rauhen Klima dieser Insel, bis die Regierung der Colonie im Jahre 1847 doch so viel Erbarmen hatte, daß sie den Rest der armen Geschöpfe, 45 an der Zahl, nach Oyster Bay unweit Hobarttown schaffen ließ, wo unter einem mildern Klima eine Aboriginal-Station, beaufsichtigt von competenten Personen, gegründet ward. 1860 zählten sie nur noch sechzehn. Der Protector of Aborigines, Mr. Dandridge, siedelte vor etlichen Jahren von Oyster Bay nach Hobarttown über und nahm seine letzte Pflichtbefohlene dahin mit. In dieser Familie genoß sie treue Pflege und wurde überhaupt wie ein Familienglied angesehen. Sie war begabter als sonst ihre Race zu sein pflegte, und konnte ganz hübsche zusammenhängende Geschichten aus ihrem langen Leben — sie starb im 73. Lebensjahre — erzählen, was sie immer mit vielem Vergnügen that. Die Regierung von Tasmanien zahlte ihre Pension bei Mr. Dandridge mit jährlich 80 Pf. St. und trug auch die Kosten ihres öffentlichen Begräbnisses, bei welchem die angesehensten Colonisten ihr das letzte Geleit gaben.

Kopf. Der Export repräsentirte den Werth von 925,325 Pf. St., d. h. 8 Pf. St. 17 Sch. 7¼ P. gegen 893,556 Pf. St., d. h. 8 Pf. St. 11 Sch. 5¾ P. pro Kopf. An Wolle wurden 17,223 Ballen exportirt. Dagegen wurde im Werthe von 1,257,785 Pf. St. oder 12 Pf. St. 1 Sch. 5 P. pro Kopf importirt gegen 1,107,167 Pf. St. oder 10 Pf. St. 12 Sch. 5½ P. Der gesammte Handelsverkehr, Export und Import zusammen, weist durchschnittlich nur 20 Pf. St. 19 Sch. ½ P. auf den einzelnen Colonisten aus gegen 19 Pf. St. 3 Sch. 11¼ P. im Vorjahre. Dies ist ein auffällig niedriger Satz in Vergleich zu den übrigen australischen Colonien, welche sämmtlich — mit Ausnahme von Westaustralien, wo sich dies Verhältniß auf 30 Pf. St. 10 Sch. 5¼ P. stellt — über 40 Pf. St. pro Kopf (in Queensland sogar 45 Pf. St. 11 Sch. 6 P.) hinauskommen. Es deutet dies entweder einen Mangel natürlicher Hülfsquellen an, oder es muß in Tasmanien an jenen energischen Fortschreiten fehlen, durch welches sich sonst englische Colonien auszuzeichnen pflegen.

Die Colonie besaß, wie im Vorjahre, fertige Bahnen in der Länge von 45 englischen Meilen, während noch 121 Meilen, unter der Garantie von 5 Procent auf 650,000 Pf. St., im Bau begriffen waren. Das Telegraphennetz hatte eine Länge von 291 Meilen, und war damit dasselbe geblieben, wie zu Ende des Jahres 1873.

Fußspuren.

Als ich jüngst auf dem Granitfelsen der Roßtrappe am Harze stand, wo die colossale Spur eines Pferdehufeisens, ein natürliches Mal, eingedrückt ist, und der Führer die bekannte Geschichte vom Hufschlage des Rosses der Brunhild erzählte, die hier, um Bodo's Nachfolgungen zu entgehen, in gewaltigem Sprunge über das Thal setzte — da war es weniger die wohl verhältnißmäßig moderne Volkssage, die mich interessirte, als die Analogie der Vorstellung von einer im Stein haftenden Fußspur, welche sich allenthalben in fast identischer Form nachweisen läßt.

Bei Regillum, wo sie erschienen waren, zeigte man den Eindruck der Hufspuren von den Pferden der Dioskuren, und Richard Schomburgk ward bei den Granitfelsen des Essequibo in Guiana an die Roßtrappe erinnert. Dort fand er den täuschenden Abdruck eines Fußes mit allen fünf Zehen, von dem die Indianer mit einer gewissen Scheu erzählten, es seien dies die Spuren, die der große Geist zurückgelassen, als er noch unter ihren Vorvätern gewohnt habe und durch diese Gegend gewandelt sei [1]). So hinterließ auch der Gott Sumé, der den Brasilianern den Bau des Maniok gelehrt, das Gepräge seiner Füße im Felsen eingedrückt, als er von der Erde schied, wie Vasconcellos, der die Fußspuren sah, berichtet [2]).

Im Lande der Mixes (Mexico) erschien schon lange vor der Conquista ein bärtiger Mann vom Südmeere her und predigte vom wahren Gotte; aber die Indianer glaubten ihm nicht und wollten ihn ermorden. Da flüchtete er auf den Gipfel des Berges Zempualtepec, verschwand vor den Augen seiner Verfolger und ließ nur die Eindrücke seiner Füße zurück, die man jetzt noch sieht [3]). Wenden wir uns nach Norden: Am Pfeifensteinbruch von Coteau des Prairies, dem gemeinsamen Heiligthum vieler Sioux- und Algonkinvölker, sind noch die Fußspuren zu sehen, die dort der große Geist zurückließ, als er noch unter den Menschen wandelte [4]).

Wie der große Geist süd- oder nordamerikanischer Rothhäute es verstand, den härtesten Fels mit seiner Fußspur zu zieren, so auch die christlichen Heiligen männlichen wie weiblichen Geschlechts. Die zarten Füße der heiligen Agathe sieht man noch im Steine des Gefängnisses zu Catania, wo sie ihr Martyrium erlitt; die Steine erweichten dort wie Wachs, um ihre Fußspuren aufzunehmen [5]). Der heilige Jakob muß dieselbe Eigenschaft besessen haben, Steine zu erweichen, wenigstens wurde dem tschechischen Herrn Leo von Rožmital (15. Jahrh.) selbiger Stein zu St. Jago di Compostella gezeigt. „Auf demselben hat der lieb Herr Sant Jacob auf dem Mer gesaren und ist sein schiff gewest und der Stein ist ob geschwummen. Do sieht man noch heutstags innen sein Fußtritt“ [6]). Uebrigens hatten die alten Heiden dieselbe Vorstellung wie die mittelalterlichen Christen, denn bei Pandosia in Japygien hinterließ Herakles Sardon seine Fußspur als Merkzeichen seines ehemaligen Aufenthalts, und die Skythen am Tyras zeigten die Fußtapfe des Herakles [7]).

Mohammedaner und Buddhisten blieben nicht zurück. Auch deren Heilige und Religionsstifter vermochten dauernd die Spuren ihrer Füße zu petrificiren. Mohammed wollte einst in Damaskus absteigen und betrat schon mit einem Fuße den Boden, als der Engel Gabriel ihm mittheilte: daß, wenn er im irdischen Paradies (Damaskus) einkehre, er auf das jenseitige verzichten müsse. Schnell stieg der Prophet wieder auf, aber da, wo er den felsigen Boden berührte, ist seine Fußspur noch heute nahe dem Thor der nach Hauran führenden Straße sichtbar [8]). Buddha's zahlreiche Fußspuren sind natürlich älter als die christlichen und mohammedanischen. Am berühmtesten ist die Sripada, die heilige Fußspur auf dem Gipfel des Adamspiks in Ceylon; hier berührte nach der Legende Buddha zum letzten Male die Erde, ehe er ins Nirwana einging. Die Spur selbst ist eine rohe Vertiefung, bei der durch Meißel und Mörtel Aehnlichkeit mit einem menschlichen Fuße hervorgebracht wurde [9]).

Auch die Neger fehlen bei dieser Vorstellung nicht. In Unyamesi ging ein Mann mit seiner Braut in einen Felsen, der sich hinter ihnen schloß und nie wieder öffnete. Aber auf der Felsenspitze sieht man noch seine Fußspur [10]).

Richard Andree.

---

[1]) Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. Leipzig 1847. I, 326.
[2]) Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855. S. 272.
[3]) Mühlenpfordt, Mejico. Hannover 1844. I, 254.
[4]) Waitz, Anthropologie, III, 179.
[5]) Ed. Charton, Voyageurs anciens et modernes, Paris 1863. II, 75.
[6]) Bibl. d. liter. Ver. in Stuttgart VII, S. 178.
[7]) Sepp, Das Heidenthum. Regensburg 1853. II, 463.
[8]) Palgrave, Central and Eastern Arabia II, 19.
[9]) Schmarda, Reise um die Erde I, 440.
[10]) Journ. Anthrop. Inst. I. CLI (1872).

Aus allen Erdtheilen.

Gäste aus Ostasien.

A. K. Petersburger Blätter melden, daß zum bevorstehenden Orientalistencongreß bereits drei Jakuten und vier Buriaten in Petersburg angelangt sind. Von den drei Jakuten ist, nach dem „Sibir", der eine als Delegirter der jakutischen Häuptlinge, der zweite als Repräsentant der jüngern Generation (er hat eben den Cursus des Progymnasiums in Jakutsk absolvirt), der dritte aber auf eigenes Ansuchen hingesandt worden. Bezüglich des jungen Gymnasiasten haben die Jakuten das Gesuch an die Regierung gerichtet, denselben auf Staatskosten in irgend eine höhere Lehranstalt zur Erziehung aufzunehmen, damit er späterhin zur Verbreitung von Bildung unter seinen Stammgenossen beitragen könne. Falls dieser Bitte gewillfahrt wird, hat ein reicher Jakut dem jungen Manne für seine spätere Studienzeit bereits die Summe von 1000 Rubel ausgesetzt. Für die Reisekosten dieser Expedition haben die Stammhäuptlinge eine Summe von ungefähr 3000 Rubel gewährt.

Herr Dr. Neumann, in dessen Begleitung die asiatischen Gäste gekommen sind, hat eine sehr bedeutende und interessante Sammlung von Gegenständen mitgebracht, welche die Cultur und Lebensweise der sibirischen Stämme namentlich aus dem transbaikalischen Gebiete und aus dem Lande der Jakuten veranschaulichen. Sowohl die sibirische Abtheilung der Geographischen Gesellschaft als auch verschiedene Privatpersonen haben sehr reiche Beiträge zu dieser Sammlung geliefert.

* * *

— Seit dem 21. August besitzt die Donau Rheinlachse. An jenem Tage hat der erste Fischerclub für Oberösterreich in Linz die in der Fischzuchtanstalt aufgezogenen jungen Rheinlachse an der Einmündung der Traun in die Donau ausgesetzt.

— Seit mehreren Jahren ist infolge der Tatarenauswanderung aus der Krim dort viel Land entvölkert und der fruchtbare, für Wein- und Weizenbau und Viehzucht vorzüglich geeignete Boden enorm im Preise gesunken. Auf Anregung einiger in Odessa ansässigen schweizerischen Banquiers hat sich nun in der Schweiz ein Consortium gebildet und in der Krim große Territorien angekauft, und bereits treffen über Odessa dort ländliche Arbeiter, Winzer, Gärtner und Käsemacher aus der Schweiz ein. Dem Unternehmen, das durch große Geldmittel gesichert ist, kann nur ein günstiges Prognostikon gestellt werden. (A. Z.)

S. China giebt Zeichen einer Bewegung für Schulunterricht, welche man einen Wendepunkt in der Entwickelung dieser volkreichsten und ältesten Nation der Erde nennen muß. Träger der Bewegung, der zuerst mit einem umfassenden Schulprogramme hervortrat, ist Yung Wing, ein chinesischer Gelehrter, der seine Erziehung 1854 im Yale College vollendete, einer vorzüglichen amerikanischen Lehranstalt in New Haven (Connecticut), 1701 gegründet und neben Schülercursen mit Facultäten nach dem Muster deutscher Universitäten ausgestattet. Hier erwarb sich Yung Wing schöne Kenntnisse und erhielt einmal selbst den Preis für Aufsätze im Englischen. In seine Heimath zurückberufen, wurde er von dort 1866 nach Amerika gesandt, um die besten Maschinen zur Darstellung von Feuerwaffen anzukaufen. Mit den erworbenen Einrichtungsgegenständen und Arbeitern wurden sodann die Armeewerkstätten in Gang gebracht, die seither China mit Schiffen, Kanonen und Handfeuerwaffen neuerer Construction versehen. Yung Wing war es bei dieser Thätigkeit vor Allem darum zu thun, den leitenden Beamtencollegien die große Ueberlegenheit der Barbaren klar zu machen, und der Erkenntniß Bahn zu brechen, daß ihre Erfindungen im Maschinenwesen für China nutzbar gemacht werden müssen, soll das Land nicht auf einer sehr niedrigen Stufe der Wohlfahrt und Macht verharren, und daß dies ausgiebig nur durch Chinesen erfolgen kann. Auf seinen Vorschlag hat nun die Regierung neuerdings den Plan genehmigt, 120 Schüler nach Amerika zur Ausbildung in dortigen Schulen zu senden; sie haben dort 15 Jahre zu bleiben und einen vollständigen theoretischen Lehrcursus, dann praktische Uebungen in Laboratorien und Werkstätten durchzumachen. Vier chinesische Gelehrte überwachen als Commissäre ihre Fortschritte, und ertheilen ihnen einen Tag in der Woche Unterricht in den chinesischen Classikern, damit die heimathliche Sprache und Literatur ihnen geläufig bleibe. 1875 traf die erste Reihe von dreißig Zöglingen ein, und wurde in Connecticut wie Massachusetts untergebracht; dreißig sind 1876 eingetroffen, sechzig folgen 1877 nach. Schulrath Northrop zu New Haven, der zur Leitung ihres Unterrichtes berufen wurde, rühmt an den Knaben, die sichtlich mit großer Sorgfalt ausgewählt sind, rasche Auffassungsgabe und großen Fleiß. „Ich kann mir nicht anders denken, als daß dieser Sendung von Knaben eine solche von Mädchen nachfolge; wer die verfeinernden Sitten unserer Gesellschaft annahm und ihre Bedürfnisse sich aneignet, wird von selbst danach streben, sich eine Gefährtin gleicher Denkungsart zur Gattin zu erwählen."

— Nach dem dem Argentinischen Congresse überreichten Jahresberichte sind 1876 43,000 Personen in die Republik eingewandert und 23,000 ausgewandert, so daß dem Lande ein Ueberschuß von 20,000 Menschen verblieb, ansehnlich genug, wenn man die allgemeine Handelsstockung und das Darniederliegen jeden Verkehrs im Lande bedenkt. Das unter Cultur befindliche Land hat sich 1875 um mehr als 30 Procent vermehrt und die Wollschur verspricht ein Ergebniß von 250 Millionen Pfund, also bedeutend mehr als in irgend einem frühern Jahre.

Weitere Nachrichten von Buenos Ayres melden die Vollendung der Eisenbahn nach dem 190 Miles von der Hauptstadt entfernten Azul. Dieser neue im Juli 1876 zu eröffnende Zweig der prosperirenden Südbahn erschließt ein werthvolles Gebiet, wo Viehzucht und Ackerbau rasche Fortschritte machen. Nicht weniger wichtig ist die 30 Miles lange Verlängerung der Westbahn bis Bragado, welche noch vor Ablauf dieses Jahres dem Verkehr übergeben werden soll.

Inhalt: Peking und Nordchina. V. (Mit sechs Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. IV. — Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada. II. (Schluß.) — Reisebriefe von Dr. Finsch aus Westsibirien. IV. — Die Colonie Tasmanien. — Fußspuren. — Aus allen Erdtheilen: Gäste aus Ostasien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 16. September 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Peking und Nordchina.

VI.

Zwei wichtige Institutionen hängen unmittelbar vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welchem Prinz Kung vorsteht, ab: die Schule der gesammten occidentalischen Wissenschaften (Tung-wen-kwan) und die Generalinspection der Seezölle. Erstere, 1863 gegründet, war anfänglich nur zur Bildung von Dolmetschern des Englischen, Französischen, Deutschen und Russischen bestimmt. Aber nach und nach ist der Unterricht in der Mathematik, Astronomie, Chemie, Physik, Anatomie und anderen Naturwissenschaften hinzugekommen. An der Spitze dieses stark besuchten Instituts steht ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Martin, und unter den Lehrern ist der Chemiker Billequin zu erwähnen, welcher ein vollständiges Lehrbuch der Chemie in chinesischer Sprache abgefaßt hat. Kein kleines Stück Arbeit, wenn man bedenkt, daß er erst für die zahllosen technischen Ausdrücke und die Namen bisher in China unbekannter Substanzen chinesische Bezeichnungen aufstellen und erfinden mußte. Dr. Martin ist unermüdlich in Neuerungen, durch welche er die alte Mauer von Vorurtheilen zwischen Orient und Occident schließlich zu Falle zu bringen hofft. Durch Austausch mit den fremden Regierungen hat er eine internationale Bibliothek zu Stande gebracht; er hat eine Druckerei errichtet, wo die chinesische Regierung ein umfangreiches officielles Werk über die Taiping-Revolution hat herstellen lassen; er hat eine illustrirte chinesische Zeitschrift herausgegeben, um das Volk mit den Fremden und ihren Einrichtungen und Gebräuchen bekannt zu machen; auch eine Buchbinderwerkstätte verdankt ihm ihre Entstehung.

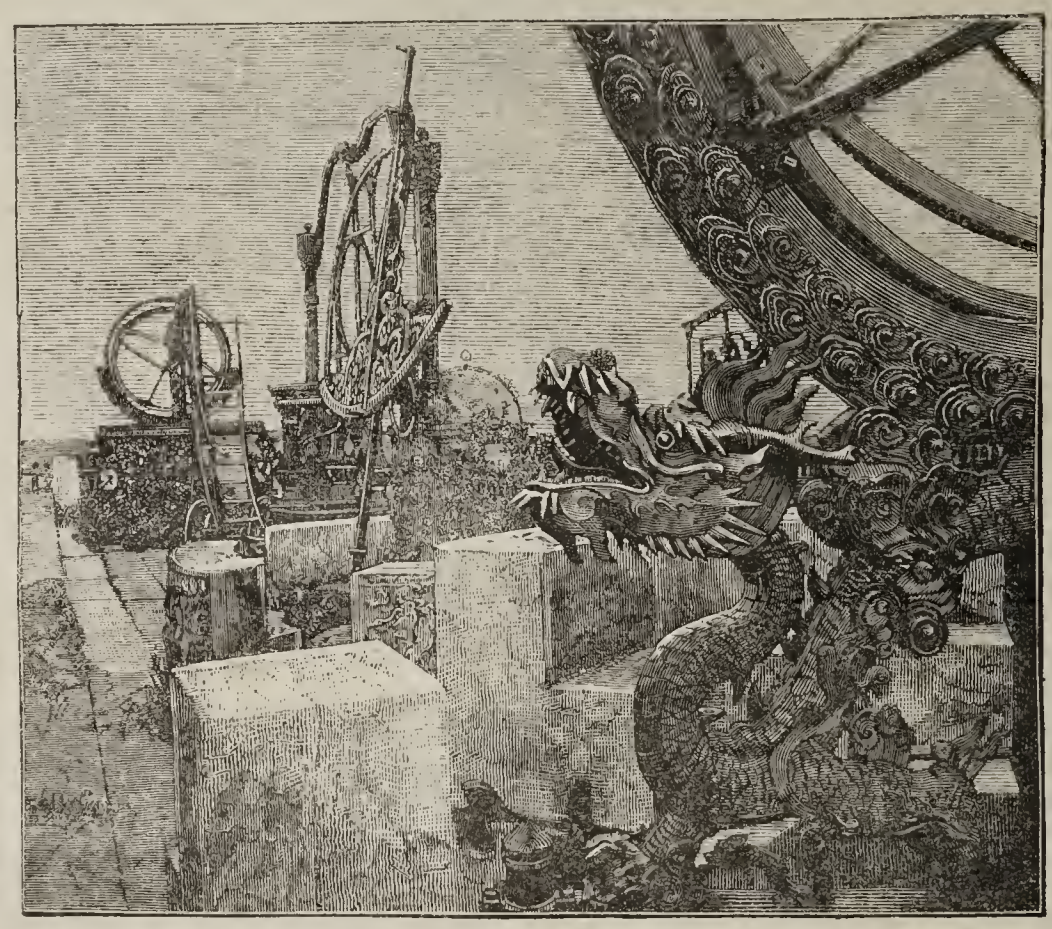
Während diese Schule nahe beim Auswärtigen Amte liegt, befindet sich die von 1860 her datirende Zollinspection weiter entfernt in der Straße Kiu-lan. Damals mußte China den Westmächten Kriegskosten bezahlen. Eine Anzahl Häfen war gleichzeitig dem fremden Verkehre eröffnet und natürlicher Weise Zolltarife festgesetzt worden. Man kam also überein, daß die chinesische Regierung an England und Frankreich so und so viel Procent ihrer Zolleinkünfte bezahlen und daß bis zur völligen Abtragung der Kriegsschuld europäische Commissäre die Erhebung der Gefälle überwachen sollten.

Schon 1867 war infolge des rapiden Aufschwungs, welchen der fremde Handel nach China nahm, jene Schuld vollständig getilgt. In der Zwischenzeit hatte aber die chinesische Regierung die Vortheile dieses Systems und die rechtschaffene Verwaltung jener Einnahmequelle so schätzen gelernt, daß sie nicht zu dem hergebrachten, einheimischen Schlendrian zurückkehren wollte, vielmehr bis heutigen Tages im Zollwesen neben Eingeborenen noch immer ein zahlreiches Personal von Fremden beschäftigt. An der Spitze steht der Generalinspector Robert Hart. Die Beamtenstellen sind sämmtlich gut bezahlt, werden sehr gesucht und nur mit trefflichen Leuten besetzt. Mehrere darunter zeichnen sich durch wissenschaftliche Leistungen aus, wie die Deutschen Dr. F. Hirt, der unseren Lesern schon bekannte Herr C. C. Stuhlmann (jetzt auf Hainan) und Andere. Aspiranten müssen eine gute Bildung nachweisen können, die chinesische Sprache erlernen und zeitweilig sehr strenge Prüfungen bestehen.

1864 betrugen die Einkünfte aus den Zöllen an 50

Millionen Mark und zehn Jahre später (1874) schon 74 Millionen.

Verfolgt man die Straße Kiu-lan, wo Herr Hart wohnt, von Westen nach Osten, so kommt man zum Thore Tung-tschi-men, dem nördlichsten in der Ostseite der Stadtmauern, und verfolgt man letztere innerhalb der Stadt, so trifft man auf eine große Bresche, über deren sanft geneigte Schuttmassen hinweg man die Mauerzinne ersteigen kann. Von dort oben bemerkt man südwärts die Sphären und Quadranten auf dem Thurme des Observatoriums, welches an das südliche Ende der bestiegenen Mauer anstößt. Das Pekinger Observatorium ist dem mathematischen Tribunal unterstellt, dessen Präsident der fünfte Prinz, Tun-tsin-wang, ein älterer Bruder des Prinzen Kung, ist. Es wurde 1279 durch den ersten Mongolenkaiser errichtet und mit arabischen Astronomen ausgestattet, deren Nachkommen bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fortdauernd die Leitung der Anstalt in Händen hatten. Damals lenkten die katholischen Missionäre, darunter Pater Verbiest, die Aufmerksamkeit des Kaisers Schun-tsche auf die Fortschritte, welche die mathematischen Wissenschaften in Europa gemacht hatten. Natürlich suchten die Mohammedaner die Kenntnisse der Jesuiten zu verdächtigen, und um zwischen den Rivalen entscheiden zu können, ließ der Kaiser eines Abends ein halbes Dutzend Pfeile in eine gegen Süden gekehrte Wand stecken, so daß jeder mit der Mauer einen andern Winkel einschloß. „Bis zum morgenden Sonnenaufgang — sagte er dann den Rivalen — gebe ich Euch Zeit, auszurechnen, wohin zur Mittagsstunde die Schatten aller dieser Pfeile weisen.“ Das war natürlich den Jesuiten ein Leichtes, und infolge ihres Sieges wurde Pater Verbiest zum Präsidenten des mathematischen Tribunals ernannt und in den Adelsstand erhoben. Das betreffende Decret wurde auf eine reichverzierte, mit vergoldeten Drachen eingerahmte Tafel eingegraben, welche im Observatorium aufgestellt wurde und heute sich im französischen Gesandtschaftshotel befindet. Pater Verbiest war es auch, welcher die herrlichen, bis jetzt erhaltenen Instrumente aus Bronze gießen ließ, welche wegen eines Verbots der Regierung leider nicht auf der Pariser Ausstellung von 1867 erschienen, darunter namentlich eine Himmelskugel von 6 Fuß Durchmesser und 2000 Pfund Gewicht, die so geschickt aufgehängt ist, daß ein Kind sie in jede beliebige Elevation stellen kann. Ein großes ehernes Fußgestell trägt vier ungestalte Drachen, auf deren flatternder Mähne ein prächtiger, breiter und kunstvoll verzierter Horizont ruht. Amphitheatralisch ansteigende Marmorstufen umgeben zur Bequemlichkeit des Beobachters diese Instrumente, deren meiste über 10 Fuß in der Höhe messen.



Bronze-Instrumente des Pekinger Observatoriums.

Prinz Tun macht es wie die Fremden: er betritt sein Institut niemals und treibt die Astronomie nur bei sich zu Hause als Liebhaber. Die Sterne betrachtet er angeblich nur, um sie poetisch zu besingen, und seine einschlägigen Werke druckt er sich selbst mittelst Typen, welche die Jesuiten im siebenzehnten Jahrhundert für den Hof verfertigt haben. Politik und Aemter verabscheut er und betrachtet sie nicht als Mittel zur Bereicherung. Ja, die Fama erzählt, daß er mitunter, wenn er kurz gehalten wird, seinem Bruder gehörige Gegenstände auf dem Leihhause versetzt. In einem Lande, wo Hoch und Niedrig nur auf seinen Vortheil bedacht ist, verleiht eine solche Gesinnung Popularität. Obendrein ist das Versetzen in China etwas sehr Gewöhnliches, dessen man sich nicht zu schämen braucht. Alle Stände versetzen im Winter ihre Sommergarderobe und im Sommer ihr Pelzwerk u. s. w. Werden doch zugleich die versetzten Stücke gut conservirt, nicht weil die Pfandleiher dazu verpflichtet wären, sondern in ihrem eigenen Interesse, da die Sachen in gewissen Fällen ja ihr Eigenthum werden. (Ausführlicheres über die chinesischen Pfandleiher s. in den eben erschienenen „Chinese Sketches by Herbert A. Giles.“ Trübner & Co. London.)

Von jenem Standorte auf der Mauer, welcher die Terrasse des Observatoriums um 10 bis 12 Fuß überragt, überschaut man den ganzen Zug der Ringmauern und die Stadt mit ihren zahlreichen Bäumen, welche die Höfe der einstöckigen Häuser beschatten. In Peking hat noch, anders als bei uns, jeder Bürger sein Haus für sich, seinen Hof und seinen Baum darauf. Von dort oben erblickt man am Südende der Chinesenstadt die blaue Kuppel des Tempels des Himmels; ferner gerade zu seinen Füßen die langen parallelen Häuserreihen mit ihren 10,000 Zellen, in denen die Magister-Candidaten von der Vorbereitung zum schriftlichen Examen an, jeder für sich, eingeschlossen sind; dann im Centrum der Stadt die funkelnden gelben Dächer des kaiserlichen Palastes, den buddhistischen Obelisken auf dem Hügel Pai-ta-schan und die Kioske auf dem etwas höhern Kohlenhügel. Letzterer, der zu den kaiserlichen verbotenen Gründen gehört, heißt officiell zwar King-schan, gewöhnlich aber Mei-schan, d. i. Kohlenberg. Denn im Volksmunde erhält sich nach Bretschneider eine Tradition, nach welcher dieser Berg künstlich aufgeführt worden und in seinem Innern Steinkohlen bergen soll, welche im Falle einer langen Belagerung von Nutzen sein könnten. Im Norden sieht man das große buddhistische Kloster Jung-ho-kong, einst ein Palast des nachmaligen Kaisers Jung-tscheng, und im Westen am andern

Ende der Stadt heben sich die Thorthürme der Mauer von dem Hintergrunde der fernen, blauen Berge ab.

Den Chinesen ist das Betreten der Mauer verboten und man begegnet oben nur einigen Wachen, deren ganzer Sold im Erlöse aus den oben zwischen ihren jämmerlichen Hütten wild wachsenden Brustbeeren (Zizyphus vulgaris) besteht. Das Erscheinen eines Europäers begrüßen die armen Teufel stets mit Freude, weil es ihnen die Aussicht auf einige kleine Silberstücke eröffnet.

Beim Herabsteigen von der Mauer gelangte Choutzé auf einen kleinen Platz und zum Eingang in den ersten Hof des Observatoriums. Kaum hatte er die Thür hinter sich, so sah er auch drei, vier tatarische Mädchen, die beim Nahen von Fremden stets unruhig werden, die Flucht ergreifen, und traf dann auf zwei Wächter, welche ihre Partie Schach spielten. Der eine verliert beim raschen Aufblicken seine Brille und richtet seine blinzelnden Augen auf den Ankömmling, während der andere zwischen den Zähnen murmelt, daß er keinen Fremden einlassen dürfe. Choutzé aber bat seine „beiden älteren Brüder“ — so nannte er sie höflicher Weise — einfach um die Erlaubniß, ihrem Spiele zusehen zu dürfen, und erhielt dieselbe auch.

Das chinesische Schachbrett ist von einer Seite zur andern durch einen Streifen von der Breite eines Feldes durchgetheilt. Dieser Streifen heißt „ho“, d. i. Fluß, und theilt das Schachbrett in zwei Hälften von je 32 Feldern. Die Figuren bestehen aus einfachen runden Scheiben, theils schwarzen, theils weißen, die mit ihrem Namen beschrieben

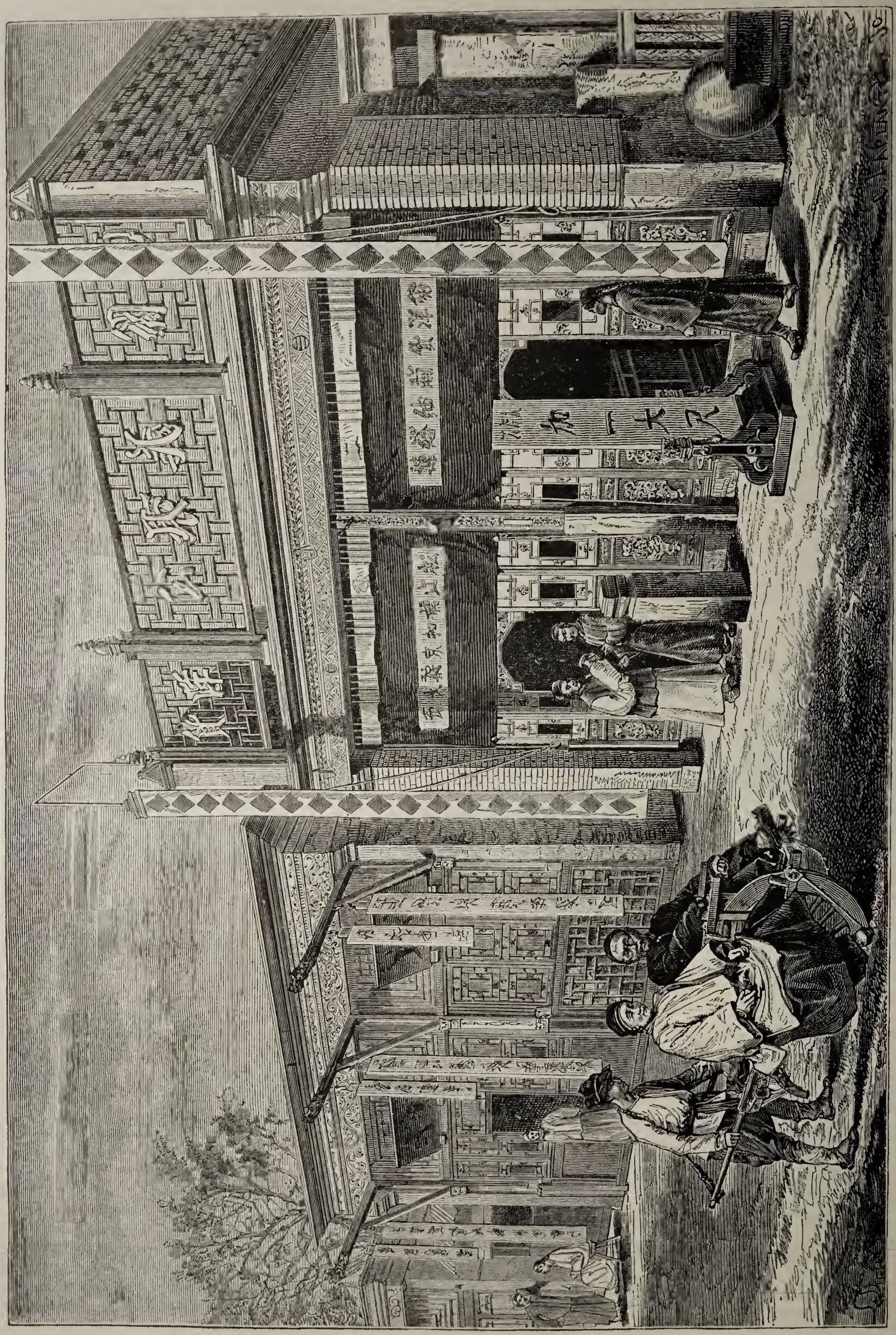
Schachspieler. (Nach einer Photographie.)

sind; man stellt sie übrigens nicht mitten auf das Feld, sondern auf den Durchschnittspunkt der Linien, welche die Felder begrenzen, so daß, obwohl das Brett in der Breite nur acht Felder besitzt, doch in jeder Reihe neun Steine Platz haben. In der ersten Reihe stehen der „tsiang“ (General), unserm König entsprechend, zwei „sse“ (Minister), deren jeder unsere Dame vertritt, zwei „siang“ (Elephanten), die unsere Läufer ersetzen, zwei Pferde und zwei „tsche“ (Wagen) mit ähnlicher Bestimmung wie unsere Thürme. Vor jedem Pferde steht in der zweiten Linie ein „pao“ (Kanone), welcher über die anderen Figuren fortspringen kann, ja zwischen sich und der angegriffenen Figur eine dritte haben muß, so daß z. B. der von einem „pao“ bedrohte „tsiang“ sich frei zieht und damit der Kanone die Stütze ihres Angriffs raubt. — In der dritten Reihe stehen auf den ungeraden Durchschnittspunkten fünf „ping“ (Fußsoldaten, Bauern), so daß die beiden „pao“ (Kanonen) in der zweiten und die beiden „sse“ (Minister) in der ersten Reihe ganz frei bleiben, wie es folgendes Schema veranschaulicht:

B.		B.		B.		B.		B.
	K.						K.	
W.	P.	E.	M.	G.	M.	E.	P.	W.

Manche von den Figuren sind nur zur Vertheidigung bestimmt und dürfen den „Fluß“ nicht überschreiten.

Die beiden Spieler gaben ihrem Besucher zu verstehen, daß seine Anwesenheit besser motivirt sein würde, wenn er den Einsatz des Spieles bezahlte, um so mehr, da ihnen eine Bastonnade in Aussicht stehe, wenn ein Inspector ihn bemerkte. Und worin bestand der Einsatz? Der Verlierende



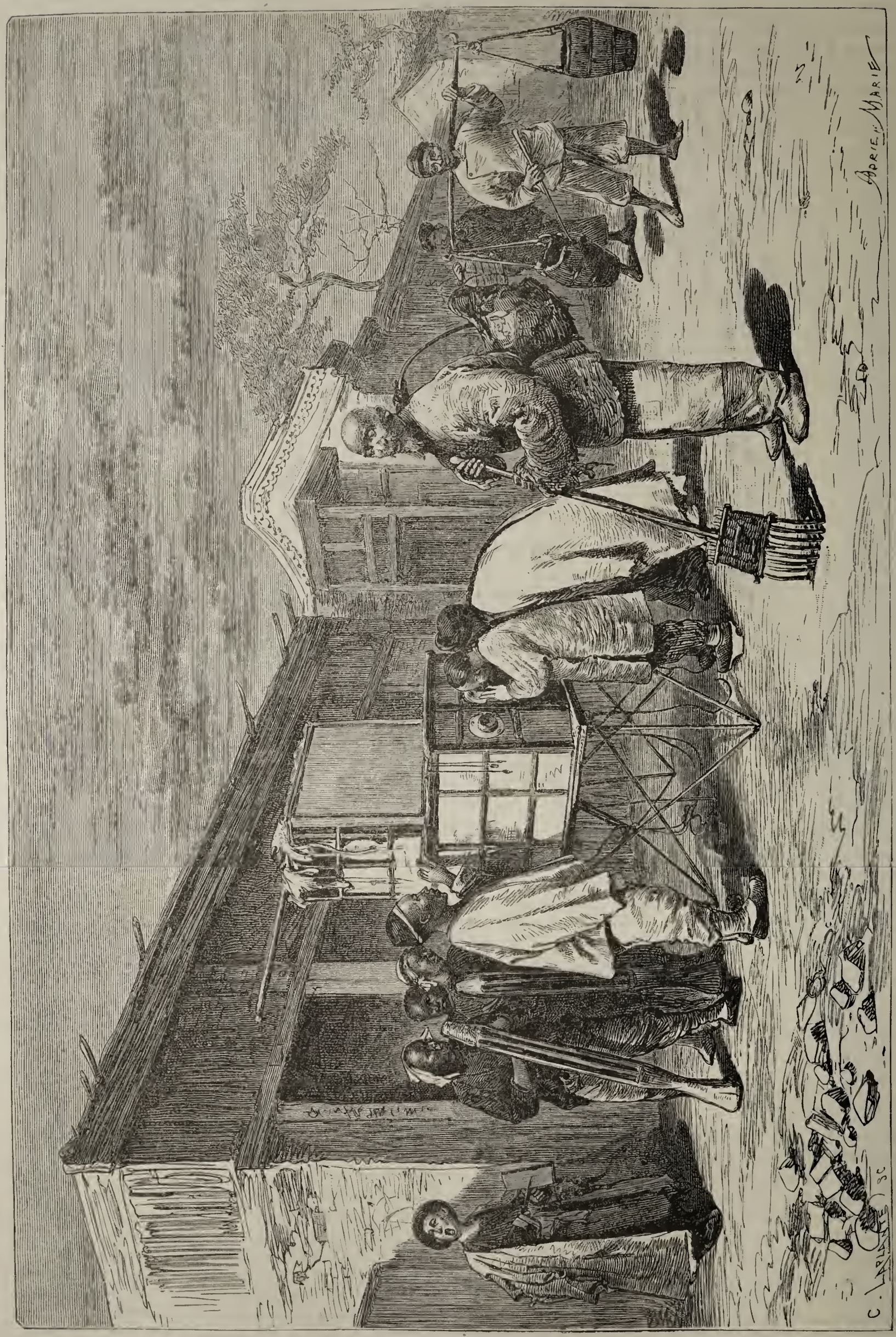
Chinesischer Schubkarren. (Nach einer Photographie.)

sollte den Barbier bezahlen, der soeben eintrat, um an den Spielern seine Kunst auszuüben. Auf der Schulter trug derselbe einen Stock, von welchem auf der einen Seite eine cylindrische Holzschachtel mit Fächern und Becken, auf der andern eine Bank herabhing, die mit Schubladen versehen war. Statt Seife und Rasirpinsel braucht der chinesische Barbier heißes Wasser und einen kleinen, grauen, wenig einladenden Lappen. Und dabei giebt es nicht, wie bei uns, gewöhnlichere und feinere Haarkünstler, sondern nur eine Sorte, die für Hoch und Niedrig dieselbe ist und Jedermann zuerst das Gesicht wäscht, dann bis zur Nase und den Augenlidern hinauf rasirt, die Brauen ausrupft und die Glieder knetet, gleichviel, ob drinnen im Hause oder auf offener Straße, und das Alles für 10 bis 15 Pfennige. Als Choutzé seinen „älteren Brüdern“ das Vierfache gab, war ob dieser Großmuth ihres Dankes kein Ende.

Die Umgebung des in der südöstlichen Ecke der Tatarenstadt belegenen Observatoriums sieht über alle Maßen trau-

Diener bei feierlichen Begräbnissen. (Nach einer Photographie.)

rig und öde aus. Vor einigen Jahren suchte eine Feuersbrunst dieses Quartier heim, das sich seitdem mehr und mehr entvölkert und zum großen Theile aus Ruinen besteht. Die Regierung verbot zwar, um der drohenden Entvölkerung vorzubeugen, den Besitzern, die Steine ihrer zusammengestürzten Häuser fortzuschaffen, erreichte aber damit nicht den Wiederaufbau des betreffenden Quartiers. Durchschreitet man dasselbe von Osten nach Westen, so gelangt man in die große Straße Ha-ta-men, welche der Fremde immer von Neuem gern betritt, weil sie ihm stets eine Menge der verschiedensten Lebensbilder und Volksscenen darbietet. Da fahren die chinesischen Omnibus hin und her, armselige Karren, von einem Manne gestoßen, die zu beiden Seiten des einen großen Rades einen Sitz für je eine Person haben. Es sind das jene Karren, deren Benutzung zur Fortschaffung des Gepäcks Dr. Schweinfurth für die Güßfeldt'sche Expedition empfahl (s. „Globus“ XXVII, S. 345), und welche, für die schmalen Negerpfade Centralafrikas wie gemacht, vielleicht die so schwer zu beschaffende Menge einheimischer Träger bedeutend reducirt haben würden. Diese bescheidenen Vehikel



Straßenscene in Peking. Guckkasten. (Nach Photographien.)

bringen den zahlreichen Waarenständen keine Gefahr, welche beständig beide Seiten der Straße einnehmen. Da sieht man Jahrmarktsmusikanten, Theebuden, Schlächter, Guckkastenmänner, Geschichtenerzähler, Bänkelsänger, Trödler, Nekromanten, Phrenologen, öffentliche Schreiber, Bücherantiquare, Verkäufer von kalten Getränken u. s. w. Ueber den meisten dieser vielgestalteten Verkaufsstände ist ein riesiger, viereckiger Sonnenschirm ausgespannt, der in die Erde gesteckt wird und entweder mit weißer Leinewand oder mit unzählig vielen und kleinen zusammengestückelten Läppchen überzogen ist. Diese Flickarbeit macht wohl der chinesischen Geduld, selten aber der Reinlichkeit ihrer Besitzer Ehre. — Viel umdrängt sind die Dioramas, in denen man Bilder aus europäischen Modezeitungen und illustrirten Journalen, schlechte Lithographien und sehr bedenkliche Photographien zu sehen bekommt. Maurer stehen daneben, ein Taschentuch um den Kopf, um ihren sorgfältig um das Haupt gewickelten Zopf gegen Staub und Gyps zu schützen. Auf ihre hölzernen Rammen gelehnt ruhen sie von ihrer Arbeit aus und theilen sich ihre Ansichten über das photographische Verfahren mit. „Da hat der fremde Teufel — sagt der eine — einen hölzernen Kasten und setzt eine Glastafel hinein; dann betrachtet er Dich mit seinem Instrument und verbietet Dir, Dich zu rühren. Dabei besieht er seine Uhr und spricht Gebete — und dann ist's fertig." — „Nein — sagt der andere —, er wäscht seine Glastafel mit Medicin." — „Ja, ja — ergänzt der dritte —, damit der Kasten ganz allein sehen und malen kann, muß die Medicin mit Menschenaugen bereitet sein. Dazu kommen ja die Christen mit vielen Kosten hierher und sammeln die verlassenen chinesischen Kinder auf. Sie wollen sie nur aufziehen, sagen sie — aber das können sie mir nicht weismachen!" (Ganz dieselbe Erklärung des Photographirens, die Prschewalski in der Mongolei fand, und die wahrscheinlich absichtlich von den Mandarinen verbreitet worden ist.)

Plötzlich erregt ein mißtönendes Geräusch, Gebrüll und tolle Musik, abwechselnd mit Tönen des Tam-tam, die allgemeine Aufmerksamkeit. Banner und Sonnenschirme zeigen sich, es ist ein Leichenbegängniß, und umgekehrt wie bei uns zieht *vor* dem Sarge des Todten die Reihe seiner Verwandten und Freunde einher. Auf ein Kilometer weit ist mit einem Male die Straße zu beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Leichendienern eingefaßt. Jeder von ihnen trägt ein Emblem, als da sind blaue oder weiße Sonnenschirme, seidene Wedel, Hellebarden, Scepter mit einer Hand, Fahnen mit den Titeln des Verstorbenen und Tafeln mit Inschriften, welche das Publicum auffordern, Platz zu machen, sich zu sammeln und Stillschweigen zu beobachten. Diese Diener sind Bettler, die man hier und da auf der Straße aufgegriffen und nur für diesen bestimmten Zweck gemiethet hat; sie tragen ein schwarzleinenes Gewand mit weißem Gürtel und auf dem Kopfe einen schwarzen Filzhut mit rothem Federbusch. Zwischen diesen Leichendienern bewegt sich der Zug, voran ein ganz in rothes Tuch gekleideter Mann, der durch Tam-tam-Schläge die Leute zum Platzmachen auffordert. Dann folgt in einem von acht Dienern getragenen Schrein das Bild des Verstorbenen in halber Lebensgröße und in einem zweiten seine Ehrenauszeichnungen. Nun folgen die Verwandten im weißen Büßerhemde, den officiellen Hut, aber ohne die rothen Quasten, auf dem Kopfe. Alles, selbst die Schuhe, ist an ihnen weiß. Freunde und Bekannte halten und unterstützen die nächsten Leidtragenden, die dem Gebrauche gemäß vor Schmerz anscheinend nicht gehen können und die Luft mit ihrem Schluchzen erfüllen. Alle zwanzig Schritt reicht man ihnen Kissen zu, auf denen sie bequem in Ohnmacht fallen können. Junge Leute, die unter einem blauen und goldenen Baldachin einherschreiten, bestreuen den Weg mit runden, durchbohrten Scheibchen aus weißem Papier, die Münzen vorstellen. Dadurch sollen wohl die bösen Geister unterhalten und betrogen werden, daß sie dem Leichenzuge unterwegs keine Possen spielen und dem Verstorbenen bis in seine letzte Behausung nachfolgen. Gleichfalls um sie zu schrecken, sind auf den violettseidenen Behängen des riesigen Katafalks, der den Sarg enthält, große vergoldete Drachen dargestellt, die sich die Seiten peitschen. Dieser Katafalk ist ein colossaler Palankin, der von etwa sechzig Dienern getragen wird. Zu seinen Seiten gehen buddhistische Bonzen in grauen, gelben und rothen Gewändern und sprechen oder singen unter Triangelbegleitung tibetanische Gebete, von welchen sie selbst nie ein Wort begreifen, und wenn sie aufhören, so erhebt sich alsbald ein entsetzliches Getöse von Gongs, Trommeln, Flöten und sechs Fuß langen Posaunen.

Der Zug schließt mit einer Reihe Wagen, welche mit weißer Leinewand überzogen sind und die weiblichen Familienglieder enthalten. Auch sie sind weiß gekleidet und tragen Werg auf dem Kopfe, der mittelst einer Binde von grober, weißer Leinewand befestigt ist.

Abgesehen von dem, was durch die Sitte geboten ist, verräth nichts den Schmerz bei dieser Ceremonie: die Leichendiener rauchen ruhig ihr Pfeifchen, lachen und schwatzen wie die Freunde und Verwandten auch. Liefert doch dasselbe Magazin die Hochzeitsbehänge wie die Begräbnißtücher, den Katafalk wie die Laternen und den rothen Palankin der Braut. Solch ein Laden hat zur Aufschrift: „Hier weint und lacht man," und die starkgeistigen Chinesen vereinen gern beides, ohne jedoch von den althergebrachten Ceremonien zu lassen. Selbst die höchsten Beamten nehmen beim Tode ihrer Mutter auf drei Jahre ihre Entlassung aus dem Staatsdienste, rasiren sich 100 Tage lang nicht und schlafen 49 Nächte in einem hanfenen Kleide auf dem Erdboden neben dem Sarge der Verstorbenen. Kniend nahen sie sich ihren Freunden und Verwandten, wenn sie dieselben zum ersten Male wieder sehen, ja selbst den niedrigen Trägern des Sarges, über deren Wohl und Wehe sie sonst nach Belieben schalten können. Jetzt aber erflehen sie von ihnen eine Gunst, welche durch keine Strenge zu erlangen wäre, die Gunst nämlich, daß sie die Leiche ohne Erschütterung transportiren. In bestimmten Zeiträumen kehren sie dann zu dem Grabe der Mutter zurück und versöhnen ihren Geist durch Opfer von Früchten, Gemüsen und Schweinefleisch.

Stanley in Central-Afrika.

V.

Weitermarsch nach Süden. — Resultate und Pläne.

Stanley's letzter Brief ist aus Ubagwe im westlichen Unjamwesi (etwa 15 Tagereisen nordöstlich vom Tanganjika-See) am 24. April 1876 datirt. Am 27. März verließ die Expedition die Hauptstadt von Karagwe und marschirte am rechten Ufer des Kagera-Flusses hinauf nach Süden weiter. Da die zu passirende Gegend als breite, unbewohnte Wildniß geschildert worden, erhielt jeder Mann

eine Last Getreide als Proviant für zehn Tage. Am zweiten Tage erreichte Stanley das östliche Ufer des zu einem langen, schmalen, sich schlängelnden See erweiterten Kagera, an welchem entlang er in drei Tagen eine Entfernung von 36 Meilen zurücklegte. Am vierten und fünften Tage schloß ein Höhenzug die Aussicht auf den Strom ab, aber von gelegentlichen Aussichtspunkten konnte man sehen, wie derselbe sich noch immer nach Süden und Südwesten weiterzog. Am sechsten Tage erreichte Stanley bei Ubimba die Grenze von Karagwe, wo er endlich das äußerste Südende des Sees hinter einer Hügelreihe fand, welche sich zwischen Ubimba und dem Kagera hinzieht. Auch zeigte sich hier eine entschiedene Veränderung in der Formation des breiten Flußthals. Die Bergketten, welche südlich von Mpororo das Westufer des Kagera in südwestlicher Richtung begrenzen, werden im südlichen Kischakka verworren und unterbrochen, während sich nach Nordwesten ein breites Thal öffnet, durch welches herab der ebenfalls seeähnliche Akanjaru-Fluß sich in den Kagera ergießt. (Speke's Akenjara-See, welcher auf dessen Karte aber nach Norden abfließt.) Nach Südwesten zieht sich der obere Lauf des Kagera weiter, welcher aber oberhalb des Zusammenflusses mit dem Akanjaru nur noch einen schnellfließenden Strom von geringer Breite und Tiefe bildet und ohne Zweifel den ganzen Wasserabfluß des östlichen Urundi und westlichen Ubba aufnimmt.

Da einige Eingeborene die merkwürdige Mittheilung machten, der Akanjaru sei ein Ausfluß des Kagera und ergieße sich in den Albert Nyanza, drang Stanley bis zum Zusammenflusse beider Ströme vor, wo er freilich feststellen konnte, daß der Akanjaru in den Kagera einfließe. Weiter als die Mündung durfte er nicht gehen, da die Eingeborenen von Kischakka auf dem linken Ufer und diejenigen von Ugufu auf dem rechten sehr feindselig sind, und, wie überhaupt alle Stämme westlich von Uganda, Karagwe und Ufui, eine tödtliche Abneigung gegen alle Fremden haben, was sich aus ihrer merkwürdigen Liebe zu ihrem Vieh und der damit verbundenen Furcht vor Bezauberung desselben erklärt, die ihnen sogar verbietet, einem Fremden einen Tropfen Milch zu geben.

Stanley resümirt nochmals seine Kenntniß der dortigen Bodenbildung und Wasserläufe wie folgt: von einem Hügel bei den heißen Quellen von Mlagata (6500 Fuß über dem Meere) sah er in westnordwestlicher Richtung den 40 geographische Meilen entfernten Bergriesen Ufumbiro, dessen zwei zuckerhutförmige Kegel mit verbindendem Bergsattel eine Höhe von etwa 12,000 Fuß erreichen und die Grenze zwischen Mpororo und Ruanda bilden (Speke's Mfumbiro, gegen 10,000 Fuß hoch). Sämmtliche Bergketten und Querthäler zwischen Ruanda und dem Victoria Nyanza — wie überhaupt auch alle diejenigen zwischen Alexandria im Norden (?) bis zum Nyassa-See im Süden — scheinen die Richtung von Südwesten nach Nordosten einzuhalten. Auf dem Ufumbiro-Berge entspringt der Navarongo-Fluß, welcher in süd-bei-westlichem Laufe zwischen Muwari und Ruanda in den Akanjaru-See fällt. Derselbe soll etwa 20 Meilen breit und 30 lang sein und ergießt sich durch den gleichnamigen Fluß zwischen Kischakka und Ugufu, wie schon erwähnt, in den Kagera, welcher selbst mit noch unbekannten Quellen von Südwesten herkommt. Westlich soll noch ein großer See liegen; aber ob derselbe mit dem Kagera oder dem Albert Nyanza in Verbindung steht, vermag Stanley noch nicht anzugeben.

Die Feindschaft der Warundi sowie die in Ufui herrschende Hungersnoth zwangen Stanley südwärts nach Udschidschi weiterzumarschiren, von welchem Orte er, wie bemerkt, bei Abgang des Briefes nur noch 15 Tagemärsche entfernt war. Bis zu diesem Halteplatze Ubagwe hatte ihn von Karagwe aus ein Araber mit seiner Karawane begleitet, welcher ihn jetzt verließ, um über Unjanjembe die Sansibar-Küste zu erreichen; demselben verdanken wir die sichere Ueberbringung der fünf Briefe des Reisenden.

Mit Ausnahme einiger englischen Zeitungen vom December 1874, welche er gerade ein Jahr später durch Gordon's Vermittelung in Dunno erhielt, hatte Stanley seit seinem Abmarsch von der Küste im November 1874 keine Nachrichten aus Europa erhalten. Aus einem der Blätter ersah er, daß der ägyptische Oberst Long-Bey nach seinem Besuche in Uganda im Juli 1873 den Victoria Nyanza als kleines, nur 12 Meilen breites Becken schildert, und schließt Stanley seinen Brief mit einem energischen Widerspruch gegen diese Behauptung; seine Berufung auf den unglücklichen Linant de Bellefonds, dessen gewaltsames Ende er noch nicht kennt, hat freilich nur ein melancholisches Interesse.

Es folgen hierauf noch mehrere Briefe seines weißen Begleiters Pocock an dessen Eltern, in welchen sich als einzige Stelle von Werth die Schilderung seiner Fahrt nach der Insel Ukerewe (s. S. 169) findet: „Ich fuhr mit zehn Mann hinüber. Da die Eingeborenen noch nie einen weißen Mann oder ein Boot gesehen, waren sie sehr erstaunt und folgten mir zu Hunderten überall nach. Es ist ein schöner Menschenschlag, und gehen fast Alle gänzlich nackt. Der König heißt Lukongeh und ist über sechs Fuß hoch. Als ich zu ihm kam, saß er, von 2000 bewaffneten Leuten umgeben, auf einem Stein; weder ich noch meine Leute trugen irgend eine Waffe. Er berührte mein Haar und wollte das übrige sehen; als ich meinen Hut abnahm, lachten Alle, auch über meine Schuhe wunderte er sich sehr. Er trug gegen 20 Faden (120 Fuß) leichten Messingdrahts um die Beine gewunden und große Ringe an den Armen, Perlen um den Hals und ein feines Tuch; der Kopf war unbedeckt. Er und sein Volk waren sehr freundlich zu mir und brachten viele Nahrungsmittel; am häufigsten sind Bananen; meilenweit sieht man nur Bananenwälder. Unter meinen Geschenken war auch eine Decke von verschiedener Farbe auf beiden Seiten; dies schien ihn mehr als alles Andere zu überraschen. Das Lager bei Kagehyi wurde am 19. Juni 1875 verlassen."

Fassen wir die soweit von Stanley erlangten geographischen Resultate zusammen, so finden wir, daß dieselben jetzt schon an Wichtigkeit denjenigen kaum irgend eines andern Afrika-Reisenden nachstehen. Er hat auf einem neuen Wege den Victoria Nyanza erreicht, denselben umfahren und uns — sein Hauptwerk — die erste vollständige Karte des Sees mit allen seinen Inseln, Quellflüssen und Uferländern geliefert. Er hat das unbekannte Plateau zwischen beiden Nyanzas zweimal gekreuzt und bringt uns zuerst die für die Ethnologie hochwichtige Nachricht von den hellfarbigen Bewohnern vom Berge Gambaragara. Seine Nachrichten über den Albert-See haben unsere Kenntniß desselben um ein Beträchtliches vermehrt, und er zuerst hat die heißen Quellen in Karagwe besucht und die wahre Natur des Kagera-Stromes und seiner Nebenflüsse erkannt, während er auch jetzt auf ganz neuem Wege nach Süden weiterzieht. Jedenfalls gebührt Stanley jetzt schon einer der ersten Plätze unter den erfolgreichsten Afrika-Reisenden. Aber noch ist sein Werk nicht vollendet, denn trotz dem schon 17 Monate langen Marsche ist die Expedition noch stark und reich genug, um lange Zeit die so erfolgreich begonnene Forschungsreise fortzusetzen. Stanley selbst wollte nach Erreichung des Tanganjika denselben vollständig umfahren und aufnehmen (was freilich unlängst in weit zuverlässigerer Weise, als er es vermag, durch Cameron geschehen ist), und dann entweder nordwärts durch

Uzige oder nordwestlich durch gänzlich unbekannte Gegenden zum Westufer des Albert Nyanza durchdringen. Wie der „Telegraph“ aber annimmt, hat Stanley im Juni dieses Jahres Udschidschi erreicht, wo er durch Vermittelung des Sultans von Sansibar ihm nachgesandte europäische Briefe und Zeitungen vorgefunden hat, aus denen er den Verlauf der Cameron'schen Reise erfahren wird, „so daß es wahrscheinlich ist, daß er alles Andere der wichtigsten Aufgabe nachsetzen wird, von Nyangwe (und hoffen wir, schon vom Tanganjika aus) den Lualaba hinabzufahren, was bekanntlich Cameron nicht gelungen ist, um somit auf die einzige sichere Weise die letzte (?) der Hauptfragen afrikanischer Geographie (das Räthsel der Kongo-Quellen) zu lösen.“ Und da heutzutage die Verbindungen Udschidschis mit Sansibar durch arabische Handelskarawanen nicht allzu selten sind, dürfte es wohl dieses Mal nicht so lange dauern, bis wir weitere Nachrichten von dem kühnen Forscher erhalten.

Franz Birgham.

Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875.

Von **A. Czekanowski** *).

I.

R. K. „In dem Berichte über die Olenek-Expedition des Jahres 1874 (vergl. „Globus“ XXVIII, S. 236 bis 238) hatte ich die Absicht geäußert, im Sommer 1875 den Unterlauf der Lena und des Olenek zu besuchen; ich habe dieselbe ausgeführt. Mein Unternehmen wurde mit Erfolg gekrönt und die gesammten Materialien alle unversehrt aus dem Norden mit heimgebracht. Ich halte es darum für passend, jetzt einen vorläufigen Bericht über den Zweck, den Verlauf und die hauptsächlichsten Resultate meiner Lena-Olenek-Reise zu geben.

Die Olenek-Expedition der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft (des Jahres 1874) erreichte den hohen Norden zur Winterszeit, was nebst anderen Umständen in mir den Wunsch erregte, dieselben Gegenden nochmals, aber zu einer günstigern Jahreszeit zu besuchen. Als ich nun mit diesem Gedanken vom Olenek zurückkehrte, fand ich in Jakutsk die Nachricht, daß die Geographische Gesellschaft die Erforschung der Flüsse Anabara und Chatanga beschlossen und deshalb die Dauer meiner Expedition noch um ein Jahr verlängert habe. Zu dieser neuen Reise hätte ich sofort wieder aus Jakutsk aufbrechen müssen. Wie angenehm auch für mich dieser Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft und wie erwünscht für mich der Besuch jener beiden Flußgebiete war, so konnte ich mich dennoch nicht entschließen, die Verantwortlichkeit für den Ausgang des Unternehmens auf mich zu nehmen, da ich alle Umstände kannte, von denen der Erfolg wissenschaftlicher Untersuchungen im Norden abhängt, und nachdem ich alles erwogen, wodurch ich denselben irgend zu sichern vermochte. Die Verwirklichung meines Wunsches, den Norden nochmals zu besuchen, schob ich also bis zu einem günstigern Zeitpunkte auf; allein einige unvorhergesehene Umstände zwangen mich, die Ausführung meines Vorhabens zu beeilen.

Die Fragen, welche mich zu einer zweiten Reise in den Norden Sibiriens verlockten, hatten ihren Ursprung in meinen früheren Forschungen. Bekanntlich war die erste Olenek-Expedition mit veranlaßt worden durch die wissenschaftliche Bedeutung der Frage nach dem genauen Alter der mesozoischen Ablagerungen in Nordsibirien, auf deren Vorhandensein die Versteinerungen deuteten, die man zu verschiedenen Zeiten aus dem taimyrschen Districte, von den neusibirischen Inseln, vom Flusse Olenek und aus dem Thale des Jenissei erhalten hatte. Schon diese Aufzählung der Fundorte beweist klar, daß die in Rede stehenden Gesteinsarten in Nordsibirien eine sehr bedeutende Verbreitung haben; bis in die jüngste Zeit war aber von allen nur ein ursprüngliches Auftreten von Schichten dieses Alters bekannt, nämlich an der Mündung des Jenissei, wo sie Lopatin fand. Andererseits wurde trotz der hier angedeuteten allmäligen Vermehrung des paläontologischen Materials die Frage nach dem Alter jener Schichten, welche unter anderm durch das Vorkommen von Ceratites und Inoceramus charakterisirt werden, nicht nur nicht endgültig gelöst, sondern vielmehr derartig verwickelt, daß zu ihrer Beantwortung stratigraphische und paläontologische Specialuntersuchungen nöthig wurden, und zwar dort, wo man auf das Vorkommen solcher Schichten sicher rechnen konnte. Dahin gehörte unter anderen das System des Olenek. Auf Antrag des Akademikers Herrn Schmidt wurde dann eine Expedition dorthin gesendet. Dieselbe brach von der Untern Tunguska im kirenskischen Kreise auf. Ihr stand bis zu den Quellen des Olenek noch ein weiter Landweg bevor. Die Reise wurde zwar zeitig begonnen und der Polarkreis rechtzeitig erreicht; aber die Expedition, welche keine Einwohner dort antraf, wo sie allen Grund hatte, auf deren Anwesenheit zu rechnen, verirrte sich und gerieth in das Gebiet der Chatanga, anstatt des Olenek. Der Fehler wurde zwar entdeckt und der Olenek aufgefunden, aber nur unter Zeitverlust. Dazu war der Lauf des Flusses länger, als man hatte annehmen können, und auch das erforderte wiederum mehr Zeit. Die Expedition ersetzte diesen Zeitverlust freilich, weil der Astronom Herr Müller*) an ihr Theil nahm, durch sehr ansehnliche wissenschaftliche Resultate, welche sie in einer bis dahin völlig unbekannten Gegend, wo die Gebiete des Olenek, der Untern Tunguska, der Chatanga und des Wilui zusammenstoßen, erhielt. Andererseits aber gelang es ihr in Folge des Zusammentreffens besagter Gründe nicht, rechtzeitig den Unterlauf des Olenek zu erreichen, ja nicht einmal aus dem Gebiete silurischer Formationen herauszukommen, wie solche am ganzen Flußlaufe von da an, wo die Expedition ihn zuerst erreichte, bis an die nördlichste Waldgrenze existiren. Darum entsprach diese Expedition hinsichtlich der Erforschung der mesozoischen For-

*) Aus dem Russischen in den „Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellsch.“ XII (1876), Heft 2, S. 161 bis 171. Vgl. „Globus“ XXIX, S. 384.

*) Dessen erster Bericht zählt neben magnetischen und meteorologischen Beobachtungen 10 Breitenbestimmungen, sein zweiter Bericht deren nicht weniger als von 34 meist am Olenek gelegenen Punkten auf, außerdem einige Längenbeobachtungen durch Monddistanzen und 22 Zeitbestimmungen.

mationen am Olenek — die, wie wir jetzt wissen, nur an seinem Unterlaufe auftreten — der auf sie gesetzten Hoffnung nicht.

Statt dessen hat sie andere, unerwartete Ergebnisse aufzuweisen, nämlich aus der Umgebung von Werchojansk. Schon lange war es mir bekannt, daß sich in dem dortigen Gebirge Fossilien finden. Wirklich gelang es mir dort auch, trotz der vorgerückten Jahreszeit eine Collection davon zusammenzubringen, deren Studium zu sehr interessanten Resultaten geführt hat. Bekanntlich hat Meglicki, welcher gleichfalls dort Versteinerungen fand, die Zusammensetzung des Werchojanskischen Gebirges sehr ausführlich beschrieben. Nach seiner Bestimmung charakterisiren diese Fossilien das Gestein als zur Steinkohlenformation gehörig. Meine Untersuchungen haben jedoch zu einem völlig andern Ergebniß geführt. Schon auf der Reise von Norden nach Werchojansk wurde ich dadurch überrascht, daß ich nirgends Anzeichen traf, nach denen ich aus Gebieten mesozoischer Formation auf einen Boden von anderer Zusammensetzung gekommen wäre. Dennoch rührten die von mir gesammelten Fossilien aus Zweigen des Werchojanskischen Gebirges her und zwar aus Gesteinen, die augenscheinlich mit den von Meglicki beschriebenen identisch waren. Deshalb übersandte ich sofort bei meiner Rückkehr nach Irkutsk meine Sammlung dem Akademiker Herrn Schmidt mit der Bitte, mir seine Ansicht über das Alter der betreffenden Formation mitzutheilen, und fügte hinzu, daß ich Grund hätte zu vermuthen, daß die Gesteine, aus denen die Sammlung herrührte, in ihrer Zusammensetzung mit denen am Unterlaufe des Olenek identisch wären. Bald darauf traf dann Herrn Schmidt's Antwort ein: „Die werchojanskischen Muscheln sind identisch mit jenen der Trias von Spitzbergen, die vom Olenek wahrscheinlich ebenfalls."

Mithin wurde durch die Arbeiten der Olenek-Expedition der Fehler in den Schlüssen früherer Untersuchungen, das Alter der Gesteine des Werchojanskischen Gebirges betreffend, berichtigt; es wurde ferner nachgewiesen, daß die mesozoische Formation unvergleichlich viel ausgedehnter ist, als man Grund hatte zu glauben, und schließlich hat jene Reise aus dieser Formation so viel Material geliefert, daß es danach möglich war, ihr Alter*) zu bestimmen und sie sogar mit der spitzbergischen, die schon im wissenschaftlichen Systeme ihre Stelle angewiesen erhalten hat, zu identificiren. So lieferte die Olenek-Reise der Wissenschaft einen wichtigen Beitrag zur Lösung der Frage vom Alter der sibirischen mesozoischen Formationen.

Nun aber eröffneten sich mir derartige Seiten dieser Frage, daß sie mir die weitere Verfolgung derselben wünschenswerth machten, namentlich hinsichtlich der großen, noch unerforschten Ausdehnung. So bildete schon nur das Sammeln weitern Materials zu der neu entstandenen Frage wegen Identität der werchojanskischen und olenekischen Gesteine eine Aufgabe für sich, welche jenen Wunsch rechtfertigte. Die Hinweise auf Präcisirung der Aufgabe ergaben sich mir aus meiner Bekanntschaft mit den Eigenschaften der am untern Olenek und Lena sowie der auf der Strecke von der Lena bis Werchojansk verbreiteten Gesteine, aus den analogen geologischen Erscheinungen, welche ich mir in früheren Jahren in angrenzenden Gebieten notirt hatte, ferner aus literarischen Angaben und den zahlreich eingezogenen Erkundigungen. Eine besondere Bedeutung maß ich dem Charakter der kohlenführenden Gesteine an den genannten Stellen bei, indem ich zugleich berücksichtigte, daß Slobin am ganzen Laufe der Lena von Jakutsk abwärts Kohlenlager und daß Meglicki ein eben solches oberhalb Jakutsk, und zwar mit den charakteristischen Fossilien der Steinkohlenzeit und mit Angabe des Fundorts am Flusse Sinja angiebt. Indem ich diese Erwägungen weiter verfolgte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auch auf jene so zahlreichen Kohlenlager im Innern Sibiriens, von denen mir die bei Irkutsk besonders nahe waren. Dort fand ich zahlreiche Reste, welche schon auf den ersten Blick die Haltlosigkeit der frühern Ansicht, als ob jene Schichten in der Steinkohlenzeit entstanden wären, darthaten. Diese Fossilien sind bis jetzt noch nicht bearbeitet und ihr Alter noch nicht definitiv festgestellt; nur so viel ist bekannt, daß sie mesozoisch sind und der Formation, wenigstens jener um Irkutsk herum, den Charakter der Süßwasserbildungen verleihen. Wenn aber in den Gewässern des Continentes eine so beträchtliche Menge von Landpflanzen begraben sein konnte, wie sie sich z. B. in den Gesteinen um Irkutsk findet, so muß man doch auch annehmen, daß die fließenden Theile jener Gewässer, wenn es solche gab, dem Meere, das die Ufer jener Periode bespülte, dieselben fossilen Reste zuführen mußten. So fragte ich mich denn: Werden sich nicht in dieser offenbar neptunischen Formation, welche ich im Norden sah und welche auch nach Slobin's Angabe anscheinend an der Lena aufwärts verbreitet ist, werden sich nicht darin unter anderen auch Reste einer continentalen Flora finden? Und so entstand eine Frage von kaum geringerer Tragweite als die frühere, insofern man berücksichtigt, daß kohlenführende, mesozoische Schichten mit Pflanzenresten außer aus der Umgegend von Irkutsk auch von der Untern Tunguska bekannt sind, ferner am Amur, in Sabaikal (Transbaikalien), am Witim und am untern Jenissei, und daß dieselben unter einander identisch sind, soweit man die vorhandenen Nachrichten beurtheilen kann *).

Mir war es also erwünscht, die Lena unterhalb von Jakutsk zu erforschen und auch den untern Olenek nochmals zu besuchen. Um aber dieses neue Gebiet mit den schon früher von mir erforschten Gegenden, dem Pribaikal (Land am Baikal-See), der untern Tunguska und Theilen des Olenek, zu verbinden — für welche es mir gelungen war, die Verbindung mit den Forschungen im Kirenskischen Kreise herzustellen —, so glaubte ich auch noch den zwischen Kirensk und Jakutsk liegenden Gebieten einige Aufmerksamkeit widmen zu sollen. Meiner obigen Auseinandersetzung zufolge war es mir erwünscht, an der Lena bis zu ihrer Mündung hinabzugehen und, falls es möglich wäre, zur See nach dem Olenek behufs Erforschung seines Unterlaufes zu fahren. Eine solche Reise konnte mir auch die Möglichkeit zu botanischem und entomologischem Sammeln gewähren, vorzüglich in der nördlichen Tundra, welche bei meiner frühern Anwesenheit zu Beginn der späten Jahreszeit nach jenen beiden Richtungen hin ganz unerforscht geblieben war.

Nachdem ich meinen Plan entworfen und die Möglichkeit ihn auszuführen erlangt hatte, hielt ich es für meine Pflicht, dem Executivausschuß der Sibirischen Section der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft von meiner bevorstehenden Reise Mittheilung zu machen, und dieser versorgte mich, ohne mir irgend welche Verpflichtungen aufzuerlegen, mit offenen Befehlen (behufs der Verpflegung 2c.) und einem Kronspasse (behufs Beförderung mit Postpferden).

Mit Allem versehen, beabsichtigte ich, am 1. Mai (1875)

*) Unter den von mir gefundenen Muscheln herrscht nach Herrn Schmidt's Bestimmung Monotis salinaria vor, eine in der Trias sehr verbreitete Art. Sie ist bekannt aus Californien, Aljaska, Spitzbergen, Neuseeland, dem Himalaya und Oesterreich.

*) So stand die Frage bei meiner Abreise. Jetzt weiß ich, daß Prof. Oswald Heer die Bearbeitung der Irkutsker und Amurischen Pflanzenreste übernommen und vollendet hat. Die Arbeit wird bald im Drucke erscheinen. Nach Heer's Ansicht ist dies unter den bekannten Floren aus der Periode des braunen Jura die reichste.

von Irkutsk abzureisen; aber eine plötzliche Erkrankung und andere von meiner Macht unabhängige Umstände zwangen mich, die Abreise bis zum 15. Mai aufzuschieben. Diese Zeit war übrigens nicht verloren, da ich während derselben in Herrn S. J. Wenglowski einen thätigen Mitarbeiter erhielt, der, von dem Verlangen getrieben, den fernen und schwer zugänglichen Norden persönlich kennen zu lernen, mir seine Theilnahme an allen bevorstehenden Mühen und Arbeiten anbot.

Am 15. Mai verließen wir Irkutsk und erreichten schon am 1. Juni Jakutsk, wo es mir gelang, den Gouverneur, W. P. de Witte, für mein Unternehmen zu interessiren. Die Sorge für die definitive Ausrüstung zur Reise in weite, menschenleere Gebiete hielt uns einige Tage in Jakutsk auf, welche Zeit ich benutzte, um die Umgegend der Stadt kennen zu lernen. Bei einem dieser Ausflüge besuchte ich das Skopzendorf Marka, wo ich billig den Erfolg und die Ausdehnung des Ackerbaues in einer Gegend bewundern mußte, welche noch vor nicht gar zu langer Zeit nach dem Ausspruche von Autoritäten bestimmt zu sein schien, niemals von der aufgewendeten Arbeit und Energie und dem hineingesteckten Capitale ordentliche Früchte zu ernten. Nicht weniger interessant war es für mich, die erfolgreichen Anfänge der Bienenzucht in Jakutsk kennen zu lernen; und beim Besuche verschiedener Landgüter hatte ich Gelegenheit, mich des Gedeihens der noch so jungen Anfänge der Landwirthschaft, der Schaf- und Pferdezucht zu freuen. Damit vergingen die Tage. Am 7. Juni endlich war alles bereit und am selben Tage begann unsere Fahrt und zugleich unsere regelmäßigen Forschungen auf der Lena.

Wir reisten in einem ausgezeichneten Postboote, einem sogenannten „Dewjaterik“, in Begleitung eines Kosacken, jenes unumgänglichen Gefährten im Urwalde und auf der Tundra des Nordens, ferner eines erfahrenen Lotsen, der schon mehr als zwanzig Male eine Barke auf der untern Lena geführt, und mit zwei Ruderern. Man hatte uns viel von Winden erzählt, welche die Schifffahrt auf der Lena hindern sollten; dennoch bezeichneten Kenner des Stromes, nachdem sie alle gewöhnlichen Zufälligkeiten bei der Schifffahrt in Rechnung gezogen, den 1. Juli als den äußersten Termin für die Erreichung von Bulun, so daß ich hinsichtlich der für eine eingehende Erforschung der Tundra erforderlichen Zeit ganz sichergestellt war. Aber der Charakter des Sommers täuschte diese Berechnungen; es war ein außergewöhnlicher: selbst alte Leute konnten sich keines zweiten entsinnen, wo die fast unveränderlich nördlichen Winde so ununterbrochen geweht hätten wie im Sommer 1875. Anfangs kamen wir mit der Strömung zwar langsam, aber doch merklich vorwärts. Am 16. Juni passirten wir die Mündung des Wilui. Dann aber fingen die Frühlingswasser an zu sinken, die kleineren Zuflüsse wurden seichter und auf den größeren verursachten nun die Winde mehr Schwierigkeit. So gelangten wir bis zum 1. Juli mit Mühe bis Shigansk. Dort wurde, da der Strom größer wurde, die Fahrt in Wahrheit wegen der Versäumniß peinlich und selbst gefährlich. Ein Vorwärtskommen war überhaupt nur in den windstillen Zwischenpausen möglich und diese waren meist sehr kurz. Der weitaus bedeutendste Theil der Zeit ging mit Aufenthalten in irgend welchen Altwassern am sandigen Ufer zwischen Sandweiden hin, also bei solcher Beschaffenheit des Haltepunktes in fast vollkommener Unthätigkeit. Solcher erzwungener Zustand dauerte meist nicht unter 24 Stunden, oft auch länger und sogar bis volle vier Tage. So vorrückend erreichten wir am 23. Juli mit Mühe Siktjach und am 26. endlich Bulun.

Das Thierreich am obern Jacuhy *).

Von **Oscar Cannstatt.**

Es ist nicht mehr wie recht und billig, nachdem früher Stein- und Pflanzenreich der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne einer genauen Betrachtung unterworfen wurden, auch das Thierreich daselbst etwas näher ins Auge zu fassen.

Südbrasilien! Wer denkt dabei nicht an ein Verschlingen durch einen Kaiman oder Erdrosselung durch eine mächtige Boa constrictor, an Leoparden, welche dem Colonisten im Dunkel des Waldes auflauern, und Tiger, welche sich tückisch zum todtbringenden Sprunge anschicken! Aber nichts von alledem entspricht der Wirklichkeit. Südbrasilien gehört nicht zu den Regionen der südlichen Hemisphäre, in welchen man auf Schritt und Tritt von Gefahren umringt ist, sofern man nur die nöthige Vorsicht nicht außer Acht läßt und sich willig den Landesbräuchen accommodirt.

Entschieden am unangenehmsten berührt das Vorkommen von Schlangen in den genannten Gegenden, deren es wohl eine Menge von Arten giebt, worunter einige wirklich giftige und gefährliche. Aber der Biß von keiner einzigen Schlange ist absolut tödtlich, sobald rechtzeitige Hülfe geleistet wird. In der Regel genügt ein sofortiges Aussaugen und Ausschneiden der Wunde, in welche etwas Ammoniak eingeträufelt wird. Gleichzeitig nimmt man etwas mit wenig Wasser verdünnten Ammoniak innerlich zu sich. Auch ein Unterbinden oberhalb der Wunde, so daß die Circulation des Blutes sofort gehemmt wird, ist zu empfehlen. Dr. Blumenau, der Director der gleichnamigen Colonie in der Provinz S. Catharina, empfiehlt vor Allem eine Mischung von 5 Theilen Salmiakgeist, 2 Theilen Schwefeläther und 1 Theil rectificirtem Bernsteinöl, womit die ausgesogene Wunde betupft oder besser betropft wird. Zur Sicherheit werden von derselben Mischung 5 bis 8 Tropfen in Wasser oder Branntwein gemischt eingenommen und das Ausbrechen eines heftigen Schweißes hierdurch hervorgerufen. Nächst dem Ammoniak sind nicht minder gute Mittel gegen den Schlangenbiß: Cauterisation der inficirten Stelle durch Glüheisen, Excision der ganzen Stelle mit nachfolgender Aetzung und langer Unterhaltung der Eiterung, innerlich aber alle Emetica, Analeptica und Säuren. Wir unterlassen es, eine Menge von Mitteln anzugeben, deren sich außerdem die Eingeborenen bedienen, denn es sind ihrer zu viel. Die meisten derselben sind sympathischer Natur oder beruhen auf großem Aberglauben.

*) Vergl. die vier ersten Artikel in Bd. XXIX, S. 205 u. 331 und Bd. XXX, S. 44 u. 92.

Eine Schlange, welche es auch sei, beißt nicht so leicht, wenn man nicht muthwillig derselben zu nahe kommt oder sie gar reizt. Wir haben zwar gesehen, daß Schlangen beim Eindringen in den Urwald an dem vorbuschenden Arbeiter in die Höhe sprangen, doch ist anzunehmen, daß dieser die Schlange zufällig durch seine Axthiebe berührte oder aus dem Neste aufschenchte. Es gehört entschieden zu den Seltenheiten, daß ein Colonist so unglücklich ist, von einer Schlange gebissen zu werden. Hörmayer führt als Beleg dessen in seinem Werke über Südbrasilien an, daß von 12,000 Einwohnern der Colonien von S. Leopoldo in zehn Jahren nur die geringe Anzahl von neun Personen durch Schlangen gebissen wurde. Der beste Schutz ist ein Paar dicker Stiefel, durch welche der Biß nicht einer einzigen in den Colonie-districten vorkommenden Schlangenart hindurchdringt. — Wir können nun die Schlangen füglich in zwei Classen eintheilen, in die der Wasserschlangen und der Landschlangen. Keine derselben wird länger als 1 bis 2 Meter. Die giftigste, berüchtigtste und zugleich die größte Gattung der Landschlangen ist die „Jararaca“ (Lachesis rhombeata). Sie ist von grauer Farbe mit schwarzen Streifen und hält je nachdem 3 bis 4 Centimeter im Durchmesser bei einer Länge von etwa 1 Meter. Ferner finden wir in den Colonien wie in ganz Südbrasilien die sehr schöne bald roth, gelb und weiß gesprenkelte, bald farbig gestreifte Korallenschlange (Cobra coral oder cobra coraës). Man bezeichnet mehrere Arten, die jene bunte Zeichnung haben, mit dem Namen Korallenschlange. Naturwissenschaftlich unterscheidet man vier Arten, von welchen hauptsächlich in der Umgebung der Colonien Coluber fulvius L. oder Elaps corallinus vorkommt. Einige Naturforscher halten diese Species für giftig, andere bezeichnen sie als gänzlich unschädlich. Zu letzterer Ansicht neigen auch wir, ohne indessen beweisführend diese Ansicht vertreten zu können. — Im Allgemeinen hält man in Brasilien jede Schlange für giftig. Prinz Maximilian von Neuwied behauptet jedoch in seiner Reise durch Brasilien, unter etwa 50 Arten von Schlangen nur fünf wirklich mit Giftzähnen versehene gefunden zu haben, und will gerade die Korallenschlange, von der wir sprechen, häufig lebendig selbst in den Händen umhergetragen haben.

Außerdem kommt bei S. Cruz die „Surucucu“, eine schwarz- und gelbfarbige Schlange von ansehnlicher Länge und Stärke, vor. Weniger häufig sind die kleinen Varietäten. Am zahlreichsten vertreten dürfte dagegen eine große schwarze Wasserschlange sein, die sich an und in den Waldbächen im Ufergesträuch aufhält, bei ihrem gänzlich ungefährlichen Charakter aber nicht zu fürchten ist. Ja, diese und mehrere andere Schlangengattungen werden sogar nützlich durch Vertilgung einer Menge von Ungeziefer. — Riesenschlangen und Klapperschlangen kommen in Südbrasilien mit Ausnahme einer kleinen Varietät der letztgenannten Familie nicht vor. Als bezeichnend für die geringe Gefährlichkeit der Schlangen in den Colonien sei bemerkt, daß der Colonist es in S. Cruz und Mont' Alverne wie in fast allen deutschen Ansiedelungen dortselbst sogar wagt, nach heimathlichem Brauche den Urwald barfuß zu betreten.

Da wir einmal von Amphibien gesprochen, so wollen wir gleich der Krokodile oder Alligatoren mitgedenken. Unter dem Namen „Jacaré“ giebt es einige unschädliche Krokodilarten, die in den größeren Flüssen, Seen (Lagoas) und ausgedehnten tieferen Sümpfen zu finden sind. Die Jacarés, welche eine Größe von etwa $2^1/_4$ Meter erreichen, greifen eben so wenig wie die Schlangen den Menschen an. Sie sind durchaus ungefährlich, im Gegentheil, eher von Nutzen, indem sie das Aas, welches hier und da in den Gewässern schwimmt, vertilgen und eine Anhäufung verwesenden Fleisches in und an den Flüssen verhindern. Sie sind übrigens nicht so häufig, daß man sie zu jeder Zeit, selbst da, wo sie zahlreicher vertreten sein sollen, wahrnähme. Wir selbst haben uns über Jahresfrist in der Gegend jacaréhaltiger Flüsse aufgehalten, bis wir nur eins jener Thiere zu Gesicht bekamen.

Am lästigsten von allen Südbrasilien eigenen Thiergattungen sind verschiedene Insecten, Scorpione und Spinnen. Spinnen sind sehr häufig; einige davon stehen auch in dem Rufe giftig zu sein. Man findet sie dort von den gewöhnlichsten Arten bis zur großen Busch- oder Vogelspinne, und wollten wir ausführlich sein, so würde es uns schwer genug fallen, alle Gattungen namhaft zu machen. — Gefährliche Folgen hat die Verletzung keiner einzigen Art, nur verursacht der Biß der großen Buschspinne, welche Handtellergröße erreicht und mit einem förmlichen Pelz überzogen ist, starke Anschwellungen und heftige Entzündung mit Fieber. Die Entzündung wird durch Oeleinreibung gehoben. Auch ihre Haare bringen auf der Haut einen Reiz hervor. Die in Rede stehende Spinne ist in der Zoologie bekannt unter dem Namen Mygale Blontii (Latreille) und ist eine der interessantesten Erscheinungen in dieser Thierclasse.

Von den Scorpionen kommt nur eine kleine Species vor, von der Länge eines Daumens, Scorpio americanus L., dessen Biß auch eine kleine Anschwellung zur Folge hat, welche indessen mit Oeleinreibung und Umschlägen von nassem Lehm sich leicht vertreiben läßt. — Besonders zahlreich sind die Insecten, von denen wir natürlich nur wenige, und zwar diejenigen, welche vornehmlich dem Menschen zur Last fallen, oder jene, welche durch ihre Größe die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, erwähnen können, wenn wir nicht das vorliegende Capitel übermäßig ausdehnen wollen. Die vielberüchtigten „Mosquittos“ in erster Linie sind nichts anderes als unsere deutschen Schnaken und bilden eine der größten Plagen Brasiliens, da sie Menschen und Thiere bis in ihre Behausungen verfolgen und vorzüglich des Nachts peinigen. Namentlich in der ersten Zeit ist die Haut neuer Ankömmlinge aus Europa besonders empfindlich gegen das Stechen dieser in Schaaren auf dieselben eindringenden lästigen kleinen Thierchen. Hat die Haut einmal den ersten Reiz überwunden, so ist das Uebel zu ertragen. Verhältnißmäßig treten in S. Cruz und Mont' Alverne die „Mosquittos“ nur spärlich in der Nähe von Gewässern auf. Das einzige Mittel, welches wir als ein sicheres Palliativ gegen die Schnaken kennen, ist anhaltendes Rauchen von scharfem Taback. Die Thierchen sind übrigens bei Weitem nicht so schlimm als sie verschrien werden. Wir kennen einzelne Orte in Deutschland, wo die Menge der Schnaken zu gewissen Jahreszeiten keine viel geringere ist als in S. Cruz und Mont' Alverne. Von den verschiedenen Abarten, welche unter dem Collectivnamen „Mosquittos“ herumschwärmen, ist die bösartigste die sogenannte lästige Schnake, Culex molestus. Namentlich die Weibchen sind die eigentlichen Blutsauger und hinterlassen recht empfindliche Stiche. Bei offenem Fenster kann man unter diesen Umständen natürlich nicht schlafen, sonst ist es um die Ruhe geschehen. Sind die „Mosquittos“ in der Gegend von S. Cruz und Mont' Alverne auch nicht sonderlich schlimm, so erzählt dagegen Dr. Pohl in seiner Reise durch Brasilien von Gegenden, welche von den Menschen bloß der „Mosquittos“ wegen verlassen wurden, weil sie, zum Theil auch das Rindvieh, bis zur gänzlichen Abmagerung, ja sogar bis zum Tode gepeinigt worden waren.

Ein höchst lästiges Ungeziefer nächst den „Mosquittos“ sind die mitunter, namentlich in sandigen Partien der Colonie-

districte, häufigen Sandflöhe (bichos de pé), Pulex penetrans L. Sie sind von mikroskopischer Größe und setzen sich zwischen den kleinsten Fältchen am Fuße in Löchern fest. Besonders gern nisten sie sich an den Zehen ein und legen daselbst Hunderte von kleinen länglichen Eiern, die in einer sackartigen Erweiterung eingebettet sind. Erst nachdem sich ein solcher Sandfloh gehörig am Fuße festgesetzt hat, macht er sich durch heftiges Jucken bemerkbar, und in der Regel wird das Dasein desselben erst entdeckt, wenn die Eier schon abgelegt sind. Das Herausnehmen eines Sandflohes, durch den leicht bei zu geringer Vorsicht Leute die Zehe oder den ganzen Fuß einbüßen, ja unter Umständen sogar das Leben verlieren können, soll man sehr behutsam bewerkstelligen, indem man mittelst einer Nadel den sichtbaren schwarzen Knotenpunkt in der Mitte löst, sodann rundum den Eiersack lockert und ihn so heraushebt, daß kein Ei in der Höhlung zurückbleibt. Am besten geschieht diese Manipulation durch einen Brasilianer, oder Neger, oder überhaupt durch Eingeborene, die damit trefflich umzugehen verstehen und ein großes Geschick gerade bei derartigen Operationen entwickeln. Empfehlenswerth ist es, nach Hebung des Eiersackes in die kreisrunde Wunde etwas Tabacks- oder Cigarrenasche zu streuen oder den Fuß in einem Tabacksabsud zu baden. Als Präservativmittel ist nicht genug gehörige Reinlichkeit der Füße und öfteres Nachsehen sowie warme Fußbäder bei dem Aufenthalt in diesen Gegenden anzurathen. Der Sandfloh gehört nach alledem nicht nur zu den lästigsten, sondern auch zu den gefährlichsten Insecten Südbrasiliens. Oken behauptet in seinem Lehrbuch der Naturgeschichte, das Thier wäre kein eigentlicher Floh, sondern sei eine Milbenart, Rodschied und Dr. Pohl dagegen führen den Sandfloh als einen nahen Verwandten unseres gewöhnlichen Flohes auf, wenn er auch bei Weitem nicht so scheu und flüchtig ist als dieser. Diese Meinungsverschiedenheit müssen wir auf sich beruhen lassen. Jedenfalls sind sich beide Thiere sehr ähnlich. Auch hier scheint das Weibchen insbesondere Thieren und Menschen gefährlich zu werden, wie aus dem anfangs Gesagten hervorgeht.

Ein höchst widerwärtiges, aber ungefährliches Thier, die Plage in den Häusern und Wohnstätten, auf Schiffen und in geschlossenen Räumen ist die „Baratta“, die sich in großer Gesellschaft fast überall in Brasilien und somit auch auf den Colonien einstellt, um ihrer Genäschigkeit an Zucker, Milch, Fett und Eßwaaren aller Art zu fröhnen. Die Baratten sind dieselben Insecten, welche wir in Deutschland mit dem Namen „Schwaben“ bezeichnen, nur übertreffen dieselben in Brasilien ihre deutschen Stammesverwandten an Größe. Diese großen dunklen Käfer ohne Flügeldecken, mit ihren langen Fühlern und den hervorstehenden Augen sind in der Regel die ersten Vertreter des Ungeziefers, mit welchen der Ankömmling aus Europa in Brasilien gezwungen ist Bekanntschaft zu machen. Ein wirksames Mittel zur Vertilgung oder Vertreibung der Baratten kennt man eigentlich nicht, doch helfen öfters Schaaren von Wanderameisen dem Menschen die lästigen Gäste von den Speisevorräthen vertreiben. Es giebt mehrere Abarten von Baratten, unter welchen eine große Species mit hartem, fettigem Körper von hellbrauner Färbung ganz besonders ekelhaft ist. Die Thiere sind übrigens ungemein lebhaft und nicht leicht zu fangen.

Die größte Plage für die Colonisten und solche, welche auf den Ackerbau angewiesen sind, ist das massenhafte Auftreten der verschiedensten Ameisenvölker. Auch in den Städten hat man mit diesem Uebel zu kämpfen, und selbst bei der größten Vorsicht sind Ameisen von den Speisevorräthen nicht ganz fern zu halten. Hierbei gehört in erster Reihe die kleine rothe Ameise unter die Hauptmissethäter. Süßigkeiten ziehen vornehmlich diese Thierchen herbei, und da man den festen Zucker in Hüten in Brasilien kaum dem Namen nach kennt, so ist es begreiflich, daß sich in dem losen rohen Zucker, wie er im Gebrauch ist, dergleichen Ameisen kaum fernhalten lassen. Mit der Zeit gewöhnt man sich hieran so, daß man ohne Scheu den Kaffee oder Thee mit Ameisen genießt. Nichts widersteht der Freßbegierde dieser Thiere. Man behauptet zwar, daß sie sich leicht von Zucker und Süßigkeiten abhalten ließen, indem man die Speisen hoch hinge oder die Töpfe in Wasser stelle, so daß die Ameisen trockenen Fußes die Vorräthe nicht erreichen könnten, aber wir haben uns überzeugt, daß selbst diese Vorsicht nutzlos war und die Thierchen ungescheut durch das Wasser schwammen, um ihren Zweck zu erreichen. Nach Linné ist diese Art wohl die Formica obscura, brunnea, auch unter dem Namen „die Alles verzehrende Ameise“ bekannt. Eben so lästig, ja bedeutend nachtheiliger als diese kleinen, sind die großen rothen Ameisen (Formica castannea, brunnea, pubescens), die gefährlich für jede Pflanzung, für Gemüse- und Blumengärten, Weinstöcke und Obstbäume werden. Mit enormer Schnelligkeit haben dergleichen Ameisen die schönsten Pflanzungen vernichtet, und sind dann eben so rasch scheinbar verschwunden als sie gekommen waren. Hier hilft allein, sobald man nur das geringste Vorkommen der Räuber gewahr wird, das ganze Nest aufzusuchen und Alles mit kochendem Wasser auszubrühen. Auch kaltes Wasser soll gute Dienste thun. Dasselbe gilt von einer kleinen schwarzen Art, welche die nämliche Liebhaberei für Blumenstöcke, Obst, Gemüsepflanzen und dergleichen mehr hat, auch ebenso schwer sich davon abhalten und vertilgen läßt. Außer diesen hauptsächlichsten Arten giebt es noch minder gefährliche Varietäten, wie die große Holzameise und die Wanderameise. Letztere ist, wie es scheint, besonders in S. Cruz zu Haus. Mehr als einmal wurden wir selbst von Wanderameisenschwärmen daselbst auf das Unangenehmste überrascht. Die Wanderameisen sind die gründlichsten Insectenvertilger, welche man kennt, doch gehört es eben nicht zu den Annehmlichkeiten, wenn eine Schaar dieser Thierchen auch den menschlichen Körper einer gründlichen Untersuchung unterwirft und Einen juckend und beißend halb zur Verzweiflung bringt. Sie lassen sich zum Glück leicht durch starken Rauch, den man mit einer Hand voll Stroh oder Reisig in der Stube macht, vertreiben und haben jedenfalls das Gute an sich, daß sie sich nicht wie andere Gattungsverwandten an den Speisevorräthen vergreifen. — Hier und da kommen auch Termiten vor. Sie leben wie die übrigen Ameisen in Gesellschaft und großen Familien und machen ihre Wohnungen meist an Baumstämmen und unter der Erde. Besonders hervorzuheben ist für die Gegenden von S. Cruz und Mont' Alverne wie für die ganze Provinz: Termes cumulans, eine Termite, die ihren Bau kegelförmig oft bis zu bedeutender Höhe (mitunter 2 Meter hoch) über dem Boden erhebt und die sogenannten Cupimhaufen erbaut, welche aus Erde und einem eigenthümlichen Schleim so fest zusammengefügt sind, daß sie eher für das Werk eines starken großen Thieres als eines so unscheinbaren Insectes gelten könnten. Als besonders schädlich kann man diese Termiten nicht bezeichnen, wenngleich sie sich mitunter auch an Geräthschaften aus Holz, an Kleidern, Papier und Naturalien vergreifen. Man kennt zwei Arten von Termiten, die besonders häufig dort vorkommen, und zwar T. devastans und jene T. cumulans.

Ein selteneres Thierchen ist der Tausendfuß, Scolopender, von den Brasilianern Japuruca genannt, dem man aber leicht aus dem Wege gehen kann, da er sich fast nur zwischen Diehlen, Ritzen und Mauerspalten verborgen hält.

Schwieriger ist es, dem Ungeziefer des Feldes und Wal-

des auszuweichen, welches an gewissem Strauchwerk auf der untern Seite der Blätter sitzt und bei der Dichtigkeit des Waldes leicht vom Menschen abgestreift wird. Es nistet sich dann an diesem selbst oder an seinen Kleidern ein. Hierher gehören die Carabaten, welche etwa unseren europäischen Zecken analog sind. Diese Thierchen kommen hier in Unmassen vor und sind in mehreren Varietäten von verschiedener Größe und Zeichnung vertreten. Sie saugen sich, sobald sie auf der Haut eines Thieres oder am menschlichen Körper Fuß gefaßt haben, mit ihrem Saugapparat so fest, daß der Kopf vollständig in der Haut verschwindet und die elastische Haut des Leibes nur, sobald sie sich beginnt mit Blut zu füllen, wie ein dicker Knopf scheinbar auf der Haut sitzt. Wir haben hier Carabaten gesehen, die sich bis zur Größe eines Fingerhutes angesaugt hatten. Mit einem scharfen Ruck lassen sie sich dann leicht herausreißen. Die in Rede stehenden Zeckenarten sind Ixodes americanus L. und Ixodes crenatus (Kollar).

Nächst den Carabaten müssen wir die Micquins erwähnen; mikroskopisch kleine Thierchen, die sich ebenfalls fest in die Haut setzen und nach deren Entfernung das heftige Jucken noch wochenlang anhält. Der Hauptaufenthalt dieser kleinsten Ixodesart ist, so viel wir leider bei uns selbst Gelegenheit hatten zu beobachten, der Pfirsichbaum.

Zu all' diesem Ungeziefer kommt noch eine erkleckliche Anzahl von weniger bekannten, nur hier und da beobachteten Thierplagen, wie z. B. plötzlich auftretende Schwärme von Eintagsfliegen, Grillen und dergleichen. Auch Heuschrecken erscheinen oft in colossalen Schaaren und hausen dann allerdings erbarmungslos in den Feldfrüchten. Die Masse der Raupen und des übrigen Ungeziefers wird übrigens durch eine Menge von nützlichen Vögeln gemindert.

Reich ist die Gegend, wie überhaupt ganz Brasilien, an den schönsten Käfern und Schmetterlingen. Unter den ersteren zeichnen sich besonders die prachtvollen Arten von Bupresten und Elateren aus. Wer hätte nicht von brasilianischen Prachtkäfern gehört, wer nicht in irgend einer Sammlung oder auf Abbildungen die smaragdgrünen glänzenden Thierchen gesehen, die hier zu Hause sind und kaum beachtet werden. In schönen Sommernächten glänzt und leuchtet es in der Luft von wer weiß wie viel Arten der herrlichsten Leuchtkäfer, die wie kleine Irrlichter auf- und niedersteigen und deren größte Exemplare (Elater) im Stande sind, ein Zimmer vollständig zu erleuchten.

Nicht minder prächtig durch die mannigfachsten Farben in Blau und Roth, Violett und Goldiggelb sind die Schmetterlinge, die in Massen den Wald beleben und die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Der Raum gestattet es nicht, auf eine nähere Beschreibung all' dieses Reichthums der kleinen Thierwelt einzugehen, doch können wir versichern, daß derjenige, welcher Freude an der Natur und deren Leben hat, sich um deren Mannigfaltigkeit willen trotz aller übrigen Misèren stets von Neuem angeregt fühlt und über vieles Schlimme hinwegsetzt. Auch an größeren Thieren ist die Gegend ziemlich reich. Die Jagd ist jedoch wegen der Undurchdringlichkeit der Wälder, ferner wegen des Mangels an guten Hunden eine so außerordentlich beschwerliche und so durchaus verschieden von der deutschen Jagd, daß wir öfter wahrgenommen haben, wie die Passion der von Europa kommenden leidenschaftlichen Jäger sehr bald nachließ und endlich ganz erkaltete. Diesem Umstande ist es auch wohl zu verdanken, daß in einer verhältnißmäßig so gut bevölkerten Gegend, wie die der Coloniedistricte von S. Cruz und Mont' Alverne, noch keines der landeseigenthümlichen Thiere vollständig verschwunden ist, ja daß sogar einzelne Wildgattungen in solchen Massen vorkommen, wie wir sie sonst nirgends gefunden haben.

Die reißenden Thiere sind sammt und sonders scheu und feig; nur wenn sie gereizt oder verwundet werden, greifen sie den Menschen an. Von diesen kommen ab und zu vor: die Onça parda, die gelbe, und die Onça pintada, die gefleckte Unze.

Die gelbe Unze, ein zum Tigergeschlecht gehöriges Thier, erreicht die Größe eines großen Fleischerhundes und ist, wie der Name schon andeutet, ganz gelb. Sie ist nicht so häufig als die gefleckte Unze, welche ziemlich oft von den Colonisten in den entfernteren Bergen und Wäldern erlegt wird. Dies Raubthier, welches durch sein schön gezeichnetes Fell bekannt ist, entwickelt eine besondere Liebhaberei für Geflügel, Schweinefleisch ꝛc., doch muß es vom äußersten Hunger getrieben sein, ehe es sich an stärkere Thiere, wie Ochsen und Pferde, wagt. Menschen greift es nicht so leicht an, und selbst mit Hunden, die es bellend am Baum, auf den es sich geflüchtet hat, umstehen, bindet es nicht gern an. Ferner kommen noch mancherlei Tiger und wilde Katzenarten vor, auf welche ihres schönen Pelzes wegen Jagd gemacht wird. In die Classe der Raubthiere gehört auch das hier ziemlich häufige Surillo oder Stinkthier, welches gern die Hühnerställe besucht und ein schlauer, nicht ungefährlicher Feind des Geflügelstandes ist. Den Namen „Stinkthier" hat das Surillo von dem unerträglichen Gestanke, den es vermittelst einer am After befindlichen Stinkdrüse entwickelt und welcher sich dem ganzen Thier sowie Allem, was mit ihm nur in die entfernteste Berührung kommt, mittheilt. Wir haben oft von deutschen Colonisten und Brasilianern erzählen hören, daß sie Kleider und Stiefeln, welche einem Stinkthier zu nahe gekommen waren, nicht mehr tragen konnten und wegwerfen mußten, da sich der widerliche Geruch auf keinerlei Art mehr daraus entfernen ließ.

Von sonstigen Raubthieren ist uns nichts bekannt geworden. Doch fehlt es nicht an anderen großen Säugethieren, unter denen am zahlreichsten Affen, Tapire und Wildschweine sich finden.

Der Tapir oder die Anta kommt namentlich in den weiten Thälern der Flußniederungen vor. Es ist ein äußerst harmloses, scheues Thier, welches höchstens den Pflanzungen, aber niemals fast dem Menschen gefährlich wird.

Auch an Wildschweinen ist für Jäger reiche Ausbeute in den besprochenen Gegenden zu finden. Wir kennen deren zwei Arten, eine größere und eine kleinere. Beide sind bei Weitem nicht so ansehnlich als die europäischen Wildschweine und wiegen selten über 50 bis 70 Pfund. — Rothwild giebt es nicht. Auch der Rehstand ist unbedeutend. Die Rehe sind ebenfalls kleiner als die europäischen, und Schwarzwildpret wie Rehbraten sind lange nicht so schmackhaft als unsere heimischen Wildbraten. Dagegen soll das Antenfleisch einen nicht zu verachtenden Braten liefern.

Waschbären (Coatis), Gürtelthiere (Tatús) und Apacas (letzteres ein dachsartiges Thier) findet man auf den Colonien in großer Zahl. Ameisenbären (Tamanduas) sind schon seltener. Reichbevölkert sind die Wälder mit Affen, unter denen der große rothe Brüllaffe und der kleine Pfifferaffe numerisch überwiegen. Das Gebrüll der rothen Affen ist das ständige Morgen- und Abendconcert der Gegend, dem man sich nicht entziehen kann. Ein alter Affe brüllt dabei immer vor und die anderen 40 oder 50 fallen im scheußlichen Chor ein.

Auch Lagarten, eine Art Rieseneidechsen, sind häufig.

Im Allgemeinen leben die Thiere des Feldes und Waldes ziemlich verborgen, so daß man mitunter tage- und wochenlang umherschweifen kann, ohne eines einzigen Vierfüßlers ansichtig zu werden.

Ungenirter ist jedenfalls die Menge der Vögel.

Die Papageien beleben die Wälder, namentlich zu gewissen Jahreszeiten, in zahllosen Schaaren und sind kaum durch unausgesetztes Darunterschießen von den Maispflanzungen fernzuhalten. Es giebt beiläufig in S. Cruz und Mont' Alverne mehrere Arten von Papageien, unter denen die ganz grünen kleinen und größeren grünen mit rothen Flecken am Kopf und violettem Schwanzgefieder zu den häufigsten gehören. Die letzteren sind leicht zu zähmen und zum Sprechen zu bringen. Am beliebtesten aber sind die sogenannten Perroquitos. Das Gefieder ist das Schönste und Beste am Papagei, das Fleisch ist zäh und hart. Ebenso massenhaft fast als Papageien giebt es wilde Tauben. Sie sind aber ungemein schwierig zu erlegen.

In den sumpfigen Gegenden finden sich Taucher, Enten, Wasserhühner, Schnepfen, Reiher, Störche und andere Sumpf- und Wasservögel in Menge. Am häufigsten aber ist auf den Campos und auf waldfreiem Terrain der Kibitz (brasilianisch „Queroquoo", d. h. „ich will, ich will"), der mit unaufhörlichem Geschrei der wahre Jagdverderber ist, da er jedem andern Thiere die Ankunft eines Menschen verräth. Der Kibitz wird nicht gegessen, dagegen ist es nichts Ungewöhnliches, die kleinen Käutzchen, welche auf den Campos vorkommen, zu verspeisen.

Zahlreich sind ebenfalls die Rebhühner, eine kleine und eine größere Art. Eine Eigenthümlichkeit beider Varietäten ist es, daß sie niemals in Ketten oder Völkern, wie bei uns, sondern stets einzeln, höchstens paarweise, ihrer Nahrung nachgehen und daher viel schwieriger zu finden und zu jagen sind als in Europa.

Als interessant ist auch das Vorkommen des amerikanischen Straußes auf den Campos zwischen Rio Pardo, Taquari und S. Cruz zu erwähnen. Der Strauß ist ungemein schnell und ausdauernd im Laufe, wird aber nichtsdestoweniger leicht zu Pferde gejagt und mit dem Lasso eingefangen. Gezähmt bildet er häufig eine Zierde der Gehöfte.

Im Walde finden wir Spechte, Pfefferfresser, Macucas (eine Art Waldhuhn), das Jacú und Jacutinga. Letzteres wird von Kennern dem Fasan an Geschmack vorgezogen.

Eine besondere Zierde der Wälder bilden die schön gefiederten Tucane, der Ferreiro (Schmied) und die bekannten, auch in den Gärten allerwärts in Brasilien herumschwärmenden Colibris (brasilianisch Beixaflores, d. h. Blumenküsser).

Der Gesang der zahlreichen Vögel ist kein so melodischer wie bei uns in Deutschland, doch darum gerade kein unharmonischer.

Bäche und Flüsse, deren diese Gegenden eine große Menge besitzen, sind schließlich belebt von einer Masse verschiedenartiger Fische, Krebse und Muscheln, deren Beschreibung wir indessen übergehen, da uns dies allzuweit führen und die Geduld der Leser erschöpfen würde.

Aus allen Erdtheilen.

Ein christlicher Begräbnißplatz auf der Insel Hainan.

Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann.

Auf halbem Wege zwischen Kiung-tschau-fu und Hoi-hau, etwa 200 Schritte südöstlich von dem alten über der Fahrstraße aufgeführten thorartigen Gebäude, welches die Engländer das half way house, die Chinesen aber Wu-Li-Fing, das heißt Fünf-Meilen-Thor, nennen, liegt inmitten einer weiten, mit unzähligen Heidengräbern übersäeten Ebene ein katholischer Begräbnißplatz. Derselbe ist von Jesuiten angelegt, deren Orden im Jahre 1633, der Einladung eines sich zum Christenthum bekennenden in Hainan stationirten Mandarins folgend, hier eine Mission eröffnete. Die neue Lehre fand bald zahlreiche Anhänger und während der Regierungen der ersten Kaiser der jetzigen Dynastie verbreitete sich in Hainan das Christenthum fast eben so schnell wie der Zeit in vielen festländischen Provinzen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts gab es auf der Insel fünf blühende zahlreiche christliche Gemeinden. Nicht allein das geringe Volk, sondern oftmals hochgestellte Beamte gehörten zu denselben, ja sogar der damalige Gouverneur Hainans war ein in Kwang-si getaufter Christ.

Ob nun gleich die katholische Mission seit jener Zeit mit kurzen Unterbrechungen Stationen auf der Insel unterhalten hat, ist doch jetzt hier wie im ganzen übrigen China die Zahl der eingeborenen Christen nur gering, und diese recrutiren sich fast nur aus den allerniedrigsten Ständen. Häufig sind es auch nur materielle Rücksichten, welche einen Neophyten die Taufe nehmen lassen. Im Volk, selbst unter denen, die dem Christenthum angehören, ist die bedeutende Stellung, welche jenes hier einst errungen hatte, vergessen und verschollen.

Der Begräbnißplatz ist ein großer, offener Raum, welcher ehedem von vier großen Steinen, von denen jetzt nur noch zwei vorhanden sind, begrenzt wurde. In der Mitte stehen die Trümmer eines großen Steinkreuzes und unfern davon, in südlicher Richtung, befinden sich die Grabmäler von drei während der Regierung des Kaisers Kang-Hsi (1662 bis 1723) hier verstorbenen Missionären, eines Deutschen, eines Italieners und eines Franzosen. Diese Monumente sind in Form eines Sarcophags aus behauener Lava aufgeführt und aus gleichem Material, das im Norden Hainans allgemeine Verwendung findet und an den Abhängen und in den Schluchten von zwei ungefähr $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen landeinwärts gelegenen erloschenen Vulcanen in großen Massen lagert, bestehen drei vor den Grabmonumenten aufgestellte große Tafeln. Auf jeder derselben ist oben ein Kreuz eingemeißelt, in dessen vier Winkeln mit chinesischen Schriftzeichen steht: das heilige Zeichen der allein wahren Religion. Unter dem Kreuz befindet sich und zwar in chinesischer und in lateinischer Sprache die Grabschrift, deren Buchstaben, gemäß der im südlichen China allgemeinen Sitte, mit Vermillion roth gefärbt sind. Vor jeder Tafel stehen zwei gleichfalls aus Lava gefertigte Candelaber und eine kleine Vase zum Verbrennen von Räucherkerzen. Die Grabschrift des deutschen Paters lautet:

P. Joachim Calmes Germanus Societatis Jesu obiit hic in Deo 2°. missionis anno die 9. Octobris 1686. Aet. 34. Soc. 8.

In Chinesisch: Grab des während der Ching-Dynastie verstorbenen Paters der Gesellschaft Jesu, Dr. Calmes. Geboren in Deutschland. Von dem Wunsch getrieben, die Tugend zu verbreiten, verließ er die Heimath um Andere zu lehren. Er war acht Jahre Mitglied der Gesellschaft Jesu und kam im Jahre 1684 als Missionär nach China, wo er ein Alter von 34 Jahren erreichte. Gestorben in Kiungtschau-fu am 22. Tage des achten Mondes des Jahres 1686. Begraben im Herbst des Jahres 1686 an einem Tage guter Vorbedeutung. — Errichtet von seinem Collegen François de Vega.

Die Grabschriften des Italieners, dessen Name Stanislaos Torrens, sowie des Franzosen Fouget sind derjenigen des Paters Calmes fast gleichlautend. Vor diesen Gräbern liegen zerstreut die Trümmer eines vierten, welches wahrscheinlich einen Priester der ersten Mission aufgenommen hat.

An der südlichen und östlichen Seite des Platzes befinden sich die Grabstätten der chinesischen Christen. Deren Zahl beträgt zur Zeit etwa 120, doch sollen in früherer Zeit weit mehr vorhanden gewesen sein und zeigen sich hiervon auch noch viele Spuren. Einige der Grabstätten ähneln denjenigen der Missionäre; die meisten bestehen jedoch aus einer einfachen, aufrecht stehenden Lavaplatte, in die oben ein Kreuz, oftmals auch noch das Wort Deus sowie eine im christlichen Sinn verfaßte chinesische Grabschrift eingemeißelt ist. Hinter jeder solchen Gedächtnißtafel ist, wie das auch bei anderen chinesischen Grabstätten gebräuchlich, ein kleiner Erdhügel aufgeworfen.

Seit Jahren haben die Feldnachbarn des Begräbnißplatzes immer weitere Strecken desselben annectirt und so gedeihen denn auch zwischen den Gräbern und selbst unmittelbar um diejenigen der alten Kämpen des heiligen Ignatius lustig Indigo, Melonen und Kartoffeln. Der seit langen Jahren in Kiung-tschau-fu stationirte französische Missionär Père Chagot hat sich wiederholt bei den chinesischen Behörden um die Erlaubniß bemüht, eine Mauer um den Platz aufführen zu dürfen; es ist ihm aber solches nicht gestattet worden.

* * *

— Eine der letzten Nummern des „Geological Magazine" bringt eine Karte von Helgoland, welche von einer alten Karte im Besitze des Gouverneurs der Insel copirt ist. Durch drei verschiedene Schattirungen wird die Größe von Helgoland zu drei verschiedenen Zeiträumen angegeben. Im Jahre 800 hatte die Insel 120 engl. Meilen im Umkreis, im Jahre 1300 nur 45 und im Jahre 1649 sogar bloß 4 Meilen, während sie seitdem sich auf weniger als eine Drittel Quadratmeile Oberfläche vermindert hat. Fast nur in einer Richtung ist die Abnahme vorgeschritten, indem auf der Nordostseite das Meer 30 Meilen, auf der südwestlichen dagegen nur eine eingedrungen.

— Die neuesten Nachrichten vom Ogowe vom 17. Juli dieses Jahres gewähren einige Hoffnung, daß die beiden Expeditionen des Dr. Lenz und des Grafen di Brazza, welche zu so langer Unthätigkeit verurtheilt waren, doch noch vorwärts dringen werden. Sie haben mit den feindlichen Osyeba Frieden geschlossen und einen Theil ihres Landes erforscht, auch Führer nach dem Osten von ihnen erhalten. Wahrscheinlich haben die Reisenden jetzt schon den fernsten bisher von Europäern erreichten Punkt hinter sich.

— Die chilenische Corvette „Chacapuco" wird zu einer wissenschaftlichen Weltumseglung ausgerüstet.

— Das englische Kriegsschiff „Façon" ist nach Zanzibar abgegangen, um die neue Aufnahme der Westküste Afrikas fortzuführen; ein anderes geht zu diesem Zwecke nach Suez und ins Rothe Meer.

— Laut der letzten (geschätzten) Volkszählung auf Neu-Seeland vom 31. December 1875 betrug die dortige weiße Bevölkerung (im Jahre 1856 nur 45,540) 375,856 gegen 310,576 am 30. Juni 1874, was somit in anderthalb Jahren eine Zunahme von 65,280 ergiebt.

Vom Büchertische.

Bilder aus Elsaß-Lothringen. Originalzeichnungen von Robert Aßmus. Schilderungen von Karl Stieler. Stuttgart. Paul Neff. Circa 15 monatliche Lieferungen zu 1,25 Mark.

Der wohlbekannte, geistreiche und vielgewanderte Jurist aus München — jener Stadt, welche neben ihm in Ludwig Steub und gewissermaßen Heinrich Noé das trefflichste Kleeblatt, was feine, scharfe Beobachtung beim Wandern und vollendete Darstellung anlangt, unserer modernen Literatur zugeführt hat — Karl Stieler, welchem wir schon fesselnde Schilderungen aus den Alpen, vom Rhein und Oberitalien verdanken, vereinigt sich im oben genannten Prachtwerke mit dem Münchener Landschaftsmaler R. Aßmus, um uns eine Reihe der interessantesten Punkte in den neu erworbenen Reichslanden in Wort und Bild vorzuführen. Ein anziehenderer Stoff kann wohl kaum gefunden werden, wie sich ja an landschaftlicher Schönheit, eigenartigem Volksleben und geschichtlichen Erinnerungen nicht viele deutsche Lande mit den beiden jüngsten Gliedern des Reiches messen können. Der Künstler berücksichtigte bei der Aufnahme nach der Natur neben poetischen Landschaftsbildern und charakteristischen Staffagen ganz besonders auch die zahlreichen kunsthistorischen Denkmäler der Architektur, jene imposanten Zeugen deutscher Baukunst, und das Werk soll nicht wenige derartige Bilder bringen, die bisher noch nie veröffentlicht wurden. Als Proben davon enthalten die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen nebst Prospect das reizende Renaissancehaus des Dr. Levy in Zabern, das deutsche Thor in Metz, jenes Prachtstück mittelalterlicher Befestigungskunst. Die Landschaften, welche neben zahlreichen historischen Bildern und Porträts die Lieferungen sonst bringen, sind zum Theil etwas düster und ernst gehalten, aber doch auch wie der Blick ins Moselthal und die Alte Mühle bei Moulins von hohem poetischen Reiz. Das Werk wird hoffentlich nicht wenig dazu beitragen, was übrigens der ausgesprochene Wunsch des Verfassers ist, die Bewohner der alten Reichslande mit ihren neuen Brüdern und deren Heim bekannter zu machen und die einander noch fremden Stämme mit einander zu verständigen und sie einander näher zu bringen. „Nicht die Gegensätze, sondern die Berührungspunkte sollen den Schwerpunkt bilden."

* * *

Nach Eski-Djumaia. Reiseskizzen aus Bulgarien, von Arnold Hilberg. Wien 1876. A. Hölder. 63 S.

Kurze Schilderung einer im Frühling dieses Jahres nach Bulgarien entsendeten Expedition des Orientalischen Museums in Wien, bestehend aus dem Verfasser und Graf E. Zichy. Der Zweck der Reise war die commercielle Erforschung der Bedeutung, welche die durch F. Kanitz bekannter gemachte Mainesse in Eski-Djumaia westlich von Schumla besitzt. Der genaue von Graf Zichy herrührende Bericht über die dort begehrten Handelsartikel wird ohne Zweifel der österreichischen Industrie, die sich bis dahin fast gar nicht um diesen großen, vor ihren Thoren liegenden Markt gekümmert hat, zu Gute kommen. — Als besonders interessant in dem Schriftchen möchten wir die Erzählung einiger haarsträubenden Bestialitäten der türkischen Soldateska (S. 24, 25), die im vollen Frieden verübt wurden, das Treiben der Tscherkessen (S. 46 ff.) und die Schilderung Schumlas (S. 50 ff.) hervorheben.

Inhalt: Peking und Nordchina. VI. (Mit fünf Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. V. (Schluß.) — Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875. Von A. Czekanowski. I. — Das Thierreich am obern Jacuhy. Von Oscar Cannstatt. — Aus allen Erdtheilen: Ein christlicher Begräbnißplatz auf der Insel Hainan. Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 23. Septbr. 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 15.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874.

I.

Wir hatten in dem vorigen Bande des „Globus“ (S. 158 f.) unseren Lesern das Payer'sche Nordpol-Werk in kurzen Worten zu empfehlen uns erlaubt und auf den ungewöhnlichen Werth dieser Veröffentlichung aufmerksam gemacht. Heute sind wir durch das gütige Entgegenkommen des Verfassers wie des Verlegers, Herrn A. Hölder in Wien, in die Lage versetzt, ein Mehreres und namentlich eine Reihe Abbildungen von Julius Payer's Hand ihnen vorlegen zu können, die unstreitig das Beste und Zuverlässigste sind, was wir in dieser Art aus jenen eisigen Gebieten besitzen. Am angeführten Orte hatten wir den Inhalt der ersten zehn Lieferungen, welche die Schilderung des Unternehmens bis zur unfreiwilligen Auffindung des Kaiser-Franz-Josef's-Landes und zur ersten kleinern Schlittenreise fortführen, kurz skizzirt und wollen nun auf den folgenden Seiten die kühnen Reisenden bei der nähern Erforschung des arktischen Archipels und auf der Rückreise begleiten.

Zunächst ein kurzer Ueberblick über den ganzen Bereich der Entdeckungen, welcher, fast mit Spitzbergen von gleicher Größe, aus mehreren großen Landcomplexen besteht. Wilczek-Land ist das östliche, Zichy-Land das westliche Hauptmassiv; beide sind von zahlreichen Fjorden durchschnitten und von vielen Inseln umlagert. Eine breite Durchfahrt, der Austria-Sund, trennt diese Massen von einander, zieht vom Cap Frankfurt an gegen Nord, gabelt sich in 81° 40′ nördl. Br. unter Kronprinz-Rudolf's-Land und entsendet dort einen breiten Arm, den Rawlinson-Sund, nach Nordosten.

Eine geschlossene Eisfläche breitete sich von Land zu Land aus; sie war zur Zeit von Payer's Reisen zum großen Theil nicht älter als ein Jahr, an vielen Stellen von Sprüngen und breiten Barrièren aufgeworfenen Eises durchzogen und mit zahllosen Eisbergen überfäet, über welche sein Weg hinweg ging. So lange diese Eisdecke festlag, mochte sich jeder Fjord als Winterhafen eignen; wenn sie aber aufbrach, ließ sich längs den besuchten Küsten wenigstens keine einzige Localität dafür finden, da das Land jener kleinen tief eindringenden Buchten entbehrte, welche sich allein dafür empfehlen. Die umstehende Karte wurde mit Hülfe von 15 Breitenbestimmungen, Compaßpeilungen, Zeichnungen und einer Triangulirung entworfen, zu welcher die Schiffslieutenante Weyprecht und Brosch in der Nähe des Schiffes eine Basis von 2170·8 Meter vermaßen. Die Berghöhen wurden mittelst des Aneroïds bestimmt und die auf der Karte eingetragenen Namen von Männern, welche sich um das Unternehmen verdient gemacht hatten, schon während der Reise und Aufnahme den Objecten beigelegt, um sich rasch orientiren und verständigen zu können.

Westgrönland ist ein hohes einförmiges Gletscherplateau, Ostgrönland ein großartiges Alpenland mit relativ reichem Pflanzen- und mannigfaltigem Thierleben. Von Spitzbergen und Nowaja-Semlja erhält man annähernd eine Vorstellung, wenn man sich ein Hochgebirge gleich jenem der Oetzthaler Ferner, emporragend aus einem um 9000 Fuß erhöhten Meeresniveau, denkt. Der Charakter beider Länder besitzt

Autogr. v C.L. Ohmann.

Domine sc.

mehr Lieblichkeit, als arktische Strenge. Nur das Franz-Josef's-Land zeigt den vollen Ernst der hocharktischen Natur; besonders im Anfang des Frühjahres schien es alles Lebens entblößt zu sein. Ueberall starrten ungeheure Gletscher von den hohen Einöden des Gebirges herab, dessen Massen sich in schroffen Kegelbergen kühn erhoben. Alles war in blendendes Weiß gehüllt; wie candirt starrten die Säulenreihen der symmetrischen Gebirgsetagen. Das Gestein trat nicht wie sonst mit seiner natürlichen Färbung zu Tage; selbst die schroffsten Felswände waren in Eis gehüllt, eine Folge der vielen Niederschläge, der Luftfeuchtigkeit und ihrer Condensation an den kalten Felswänden. Diese Luftfeuchtigkeit eines Landes, dessen Jahresmittel der Temperatur etwa — 13° R. beträgt, scheint auf seinen Inselcharakter zu deuten; denn sowohl Grönland als Sibirien zeichnen sich im Winter durch trockene Kälte aus, und es fiel Payer auf, daß selbst nördliche Winde eine Verminderung derselben brachten.

In Folge ihrer ungeheuern Vergletscherung und der sich häufig wiederholenden Plateauformen erinnern diese neuen Länder lebhaft an Westgrönland, durch das tiefe Herabreichen der Firngrenze aber noch mehr an das Victoria-Land am Südpol; im ersten Augenblicke schienen sie auch durch ihre vulcanähnlichen Formen mit diesem verwandt zu sein. Isolirte Gruppen von Kegel- und Tafelbergen, wie solche dem Basalt eigenthümlich sind, bilden die Bergsysteme des Franz-Josef's-Landes, und nirgends waren Kettengebirge zu erblicken. Die Entstehung dieser Berggestalten erklärt sich nur durch Erosions- und Denudationswirkungen, indem selbständige Eruptionskegel nicht bemerkbar waren. Ohne Rivalität, fast alle gleich hoch, ragen die Berge der einzelnen Gebiete auf, im Mittel bis zu 2000 bis 3000 Fuß, im Südwesten bis zu etwa 5000 Fuß.

Die Massenhaftigkeit vulcanischer Formationen im hohen Norden und die Auflagerung sehr junger Schichten in den Niederungen der ersteren ist eine Erfahrung der neueren Nordpol-Expeditionen; in der That scheint eine mächtige vulcanische Zone von Ostgrönland über Island, Jan Mayen und über Spitzbergen nach dem Franz-Josef's-Lande zu reichen. Jedenfalls war die geologische Uebereinstimmung des letztern mit Theilen von Nordostgrönland unverkennbar; auch dessen tertiärer Braunkohlensandstein kam vor, Braunkohlen selbst aber fanden sich nur in geringen Einschlüssen. Doch gehören sie deshalb nicht minder zu den vielen Anzeichen, welche darauf hinweisen, daß das Klima der Polarländer einst zum mindesten ebenso günstig gewesen sein muß, wie in der Gegenwart dasjenige mitteleuropäischer Breiten. Die weitaus vorherrschende Felsart (daneben finden sich noch Sandstein, Thonschiefer und erratisch Quarzite und grüne Schiefer) ist überall krystallinisches Massengestein, welches die Schweden Hyperstenit nennen, das aber mit dem Dolerit Grönlands völlig identisch ist. Derselbe zeigt in allen Stücken Aehnlichkeit mit manchen Doleriten von Spitzbergen; seine horizontal ausgebreiteten Decken, schroffe Tafelberge bildend, erinnern lebhaft an die Amben Abyssiniens und geben dem Lande eine eigenthümliche Physiognomie, wie sie sich im spitzbergischen Nordostlande, im Gillis- und König-Karl's-Lande wiederholt. Dies und die geologische Verwandtschaft scheint darauf zu deuten, daß wir es hoch im Norden Europas, ähnlich den Erscheinungen im Norden Amerikas, mit einem ausgedehnten Inselcomplex zu thun haben, wenn auch ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen der Spitzbergen-Gruppe, von der Gillis- und König-Karl's-Land vielleicht nur die östlichsten Inseln sind, mit dem neuentdeckten Franz-Josef's-Lande nicht sehr wahrscheinlich ist.

Einige der Inseln aus dieser Gruppe müssen von bedeutendem Umfange sein, weil sie die Träger ungeheurer Gletscher sind, wie nur die arktische Welt solche kennt. Ihre über hundert Fuß hohen Abstürze bilden den gewöhnlichen Saum der Küsten. Charakteristisch für alle von der Expedition betretenen Gletscher war ihre ins Graue spielende, seltener matt grünblaue Farbe und geringe Zerspaltung, ihr außerordentlich grobkörniges Eis, ihre geringe Moränenentwickelung, welche wohl durch die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit des Dolerit gegen Verwitterung und namentlich durch die geringe Ausdehnung unbedeckter dem zerstörenden Einflusse der Atmosphärilien ausgesetzter Erdoberfläche zu erklären ist, ihr langsames Vorrücken, ihre anscheinend mächtigen Jahresschichten (zwischen 1 bis $1^1/_2$ Fuß) und ihre schon mit circa 1000 Fuß (in Grönland und Spitzbergen erst bei 2000 resp. 3000 Fuß) beginnende Firngrenze. Fast alle Gletscher reichen bis zum Meere herab. Es verräth die große Disposition des dortigen Klimas zur Gletscherbildung, daß alle kleineren Inseln des Franz-Josef's-Landes blasenartig übergletschert sind und daß viele Eisströme, aus hohen Firnplateaus herabsteigend, sich über Berglehnen ausbreiten und nicht, wie bei uns, ihrer Concentrirung in Thälern und Mulden bedürfen, um zu eigentlichen Gletschern zu werden. Trotzdem fanden sich Gletscher, deren Dicke viele hundert Fuß beträgt (Middendorff-Gletscher), wie dies die Tiefe der Spalten und die Höhe der Eisberge klar erwies. Die Verdunstung der Gletscheroberfläche geschieht in den arktischen Regionen unter dem Einflusse des immerwährenden Tages mit großer Intensität; überall deuteten tiefe Rinnsale darauf hin, daß mächtige Schmelzwasserbäche ihre Oberfläche während des Sommers durcheilen, während sich Spuren winterlichen Abschmelzens durch die Erdwärme, was auch bei dem angeführten Jahresmittel der Temperatur kaum denkbar ist, nicht wahrnehmen ließen. Die Bewegung der Gletscher ließ sich nur in wenigen Fällen direct messen; sie tritt wahrscheinlich in jenen Regionen am intensivsten etwas später, als bei uns, vielleicht Ende Juli und Anfang August ein, weil die Periode der größten Schneeschmelze erst kurz vorher beendet ist, und erreicht im März und Anfang April ihr Minimum. Die sichtbaren Zeichen dieser Bewegung äußerten sich in der Ablösung von Eisbergen selbst im Monat März, häufiger noch im Mai (am Simony-Gletscher), in der Zersplitterung der Meeresdecke an ihrem Fuß im April (am Middendorff-Gletscher) und im Vorkommen von Gletscherschutt (am Forbes-Gletscher) dort, wo zur Moränenbildung jeder Anlaß zu fehlen schien. Gletscherschliffe wurden aber nicht gefunden, ebenso wenig wie Gletscherinsecten.

Die Vegetation des Landes erwies sich in Folge des spärlichen Humus und der lang andauernden Kälte als sehr dürftig und steht tief unter jener Grönlands, Spitzbergens und Nowaja-Semljas. Nirgends zeigte sich eine geschlossene Rasendecke von einigen Quadratfuß Umfang, die an unsere Gegenden erinnert hätte. Selbst ebene Flächen zeigten nur dürftige Gräser von Catabrosa algida, wenige Exemplare von Saxifraga oppositifolia und Silene acaulis, selten das Hornkraut (Cerastium alpinum) und den Mohn (Papaver nudicaule L.); häufiger waren dichte Polster von Moosen, dominirend aber die Flechten. Treibholz, meist ältern Datums, kam zwar gewöhnlich vor, doch nur in äußerst geringer Menge. Die aufgefundenen Holzfragmente, deren Aststümpfe zeigten, daß sie nicht von Schiffen stammten, gehörten vorzugsweise unserer Fichte an, und die Stämme, von welchen sie herrührten, müssen aus den südlicheren Gegenden Sibiriens hingeflößt worden sein, wie dies die großen breiten Jahresringe beweisen.

Im Süden ist das völlig unbewohnte Land mit Ausnahme der Eisbären und Wandervögel auch fast ohne jedes Thier-

leben. Nördlich von 81° nördl. Br. wurden unzählige frische Spuren vom Fuchse bemerkt, einmal auch die eines Polarhasen. Von den großen Säugethieren des Meeres war außer vereinzelten Zügen von Weißwalen nur der Seehund (Phoca groenlandica und barbata) häufig; das Walroß wurde nur zweimal gesehen, von Fischen nur die durch das Schleppnetz gewonnenen Gattungen Liparis gelatinosus und Gadus.

An Vögeln traf die Expedition in dem Gebiete zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josef's-Land sowie meist auch an den Küsten des letztern sechs Mövenarten, den Eissturmvogel, zwei Gattungen Alken, Teiste, Rotjes, Lummen, Eidercenten, Schneeeulen, isländische Strandläufer und Schneeammern.

* * *

Die erste kurze Schlittenreise, welche Payer in der Zeit vom 10. bis 16. März 1874 mit sechs Mann und drei Hunden von dem eingefrorenen Schiffe aus zur Hall-Insel und dem Sonklar-Gletscher unternommen hatte, setzte ihn in den Stand, den Plan zu der großen Reise nach Norden, seinem Lieblingsprojecte, zu entwerfen. Zwar war bald danach das Wetter wieder stürmisch, und dies steigerte die unverscheuchbare Besorgniß, daß das Eis aufbrechen und die Scholle mit dem „Tegetthoff" wegtreiben könnte. Die Gefahr, denselben zu verlassen, um die neugefundenen Länder gegen Norden zu erforschen, mußte daher mit der Dauer des Fernbleibens wachsen. Aber nur mindestens einmonatliche Dauer der Reise konnte namhafte Entdeckungen verheißen, und so versammelte Payer die dazu ausgewählte Mannschaft, setzte ihr die Sachlage und die Gefahren auseinander und verhieß

Cap Tyrol und die normale Form der Bärenjagd auf Schlittenreisen.

für die Erreichung des 81. Breitengrades eine Belohnung von 1000 Gulden, für die des 82. 2500 Gulden. Alle erklärten sich zu dem Wagniß bereit — und nun begann an Bord ein Packen, Schneidern, Zurüsten, wie für einen Feldzug, und unter dem Zeltdache des schneeumwirbelten Schiffes wurden die rostigen Schlittensohlen zur Spiegelglätte geschliffen.

Am 25. März Abends waren alle Vorbereitungen beendet, der Schlitten mit fast sechszehn Centnern beladen. Und zwar wog der große Schlitten 150 Zollpfund, der Hundeschlitten 37, der Proviant (Boiled beef, Brot, Pemmikan, Fett, Fleischextract, condensirte Milch, Kaffee, Chocolade, Reis, Grütze, Salz, Pfeffer, Erbswurst und Zucker) 620, Zelt, Schlafsäcke, Stangen und Bergstöcke 320, Alkohol und Rum 128, Pelz und Pelzhandschuhe 140, Instrumente, Gewehre, Munition, Kochmaschinen u. s. w. 170 Pfund. Die Reisegesellschaft bestand außer aus dem Commandanten Payer aus Schiffsfähnrich Orel, den Tyroler Jägern Klotz und Haller, den dalmatinischen Matrosen Zaninovich, Sussich, Lukinovich und drei Hunden, die insgesammt an dem großen Schlitten zogen. Am 26. März Morgens wurde bei — 17° R. und Schneetreiben aus Nordwest aufgebrochen. Schon in circa 1000 Schritt Entfernung von dem Schiffe nahm dasselbe dermaßen zu, daß die Leute ihre nächsten Nachbarn nicht zu erkennen vermochten und im Kreise umhergingen. Man mußte also das Ende des Sturmes abwarten und das Zelt aufschlagen, obwohl es einfacher, freilich auch entmuthigender gewesen wäre, zum Schiffe zurückzukehren. Am folgenden Tage wüthete das Unwetter fort, so daß sie in Gefahr geriethen, das Gesicht zu erfrieren, und nur wenig vorwärts kamen. Erst am 28. März trat bei — 20·6° R. Windstille ein, und die Marschgeschwindigkeit, als die Expedition über den öden

Sund zwischen der Salm- und Wilczek-Insel nach Nordwesten zog, erhob sich auf 80 Schritte in der Minute. Die Bahn bestand zur Hälfte aus einjährigem Bayeise, zur Hälfte aus älteren Schollen, die mit jenem zu einer geschlossenen Decke verbunden waren. Da und dort erhob sich dieselbe zu meilenbreiten Barrièren von Eishöckern, deren Entstehung den Pressungen unter Land zuzuschreiben waren. Nach Passirung der Südwestspitze der Salm-Insel waren die Wüllerstorff-Berge, die sie bis dahin nur selten und in äußerster Ferne gesehen hatten, ihr nächstes Ziel; von ihren Gipfeln aus hofften sie sich über den nach Norden einzuschlagenden Weg zu orientiren. Inzwischen trat Südsüdwestwind ein, der die Temperatur allmälig bis auf — 7° R. erhöhte, Nebel und dichtes Schneetreiben brachte. Schneeverhüllt und mit einem großen Schlittensegel vor dem Winde laufend, geriethen die Wanderer, trotz des Compasses beständig vom wahren Curse abirrend, bald unter die Gletscherwände der Salm-Insel, bald unter festgefrorene Eisberge oder trabten tief einbrechend dahin. Als der Wind zum Sturm anwuchs, schlugen sie nach 16stündigem Marsche das Zelt auf, um in der größern Wärme darin alsbald von Feuchtigkeit zu leiden. Früh am 29. März ließ der Wind nach, und die Außentemperatur stieg vorübergehend sogar auf — 3·3° R., so daß es beim Kochen des Frühstücks drinnen im Zelte zu regnen begann. Während des folgenden Marsches wurde im Interesse der Landesaufnahme die felsige Höhe der Koldewey-Insel, an deren Fuße das Zelt gestanden, bestiegen und dann die durch schöne Säulenstructur ausgezeichnete und vom emporgepreßten Eise umgebene Schönau-Insel umgangen, in deren schroffen Wänden ein Depot von Lebensmitteln und Alkohol für zwei Tage nebst einigen Kleidern vergraben wurde.

Das Alkencap.

Am 30. sank die Temperatur bei heftigem Nordwinde bis auf — 24° R., und wallende rothe Schneefluthen umtobten die aus dem Zelte Tretenden und verhüllten die aufgegangene Sonne immer mehr. Schwerem Winde entgegen ist aber der Marsch ohne Ausgiebigkeit und mit großer Gefahr des Erfrierens verbunden. Es blieb nichts übrig, als geduldig den ganzen Tag und die folgende Nacht in dem kalten, langweiligen Zelte zu verbringen und erst am 31. bei klarem Wetter und — 25·5° R. den Marsch nach Norden fortzusetzen. Mittags machten sie stets eine kurze Rast, nahmen eine Suppe ein, und so oft die Sonne sichtbar war, wurde ihre Meridianhöhe mit dem Theodolit gemessen, alles sichtbare Land im Umkreise gepeilt und gezeichnet. Am selben Tage noch erblickte Payer von dem Cap Frankfurt aus, das er, mit Haller vorauseilend, behufs besserer Orientirung bestiegen, eine weithin und anscheinend gerade nach Norden zu verlaufende Einfahrt, die er Austria-Sund benannte und frohen Herzens am 1. April betrat. Es kann nur wenig Spannenderes geben — sagt er hierbei — als das Entdecken neuer Länder. Unermüdlich erregt das Sichtbare das Combinationsvermögen über die Configuration, und die Phantasie ist rastlos beschäftigt, die Lücken des Unsichtbaren zu ergänzen. So oft auch der nächste Schritt ihre Irrthümer zerstört, ist sie dennoch sofort bereit, sie wieder zu erneuern. Hierin liegt der große Reiz der Schlittenreisen einer Nordpol-Expedition, gegenüber dem monotonen Einerlei des Schiffslebens; nur dann vermindert sich dieser Reiz, wenn man Tagereisen weit über Schneewüsten zu wandern hat, deren Ufer in solcher Entfernung liegen, daß sie sich nicht hinreichend rasch verändern und dem Errathen des Kommenden keinen Spielraum lassen. Dann stellt sich auch bald der Durst ein und die Langeweile, die von einem Zugthier-

leben dieser Art überhaupt unzertrennlich ist und namentlich den geringen Vorrath an Taback rasch erschöpft. Aehnlich ging es der Expedition auch an jenem Tage, und nur die glückliche Erlegung eines Bären und damit die Erlangung frischen Fleisches stärkte ihr die gesunkenen Kräfte für den Weitermarsch, der am folgenden Tage die Vorstellung von der Größe des Franz-Josef's-Landes mehr klärte, als sich der breite Markham-Sund nach Westen hin öffnete und sich die hohen Berge seiner fjordreichen Küsten in malerischen Höhenzügen bis zum Cap Tyrol erstreckten. Am 3. April wurde letzteres fast erreicht; Schneetreiben aus Süd hielt aber die Dulder Nachmittags und den folgenden Vormittag im Zelte zurück, so daß sie erst am 5. April, dem Ostersonntag, mit aufgehißter Fahne den 81. Breitengrad überschreiten konnten. Am selben glücklichen Tage vermehrte sich auch der Proviant durch Erlegen zweier weiterer Bären, deren Fleisch nun vorzugsweise ihre Nahrung bildete und deren Jagd durch die vielfache Uebung schon in ein bestimmtes System gebracht worden war.

Sobald nämlich ein Bär in Sicht kam, wurde der Schlitten, einer Brustwehr gleich, quer über die Linie, in welcher er daher kam, geschwenkt, worauf Jedermann sich seiner Zuggurte entledigte, die beiden Tyroler und Payer die Gewehre ergriffen und kniend über den beladenen Schlitten hinweg in Anschlag brachten. Das Recht des ersten Schusses wechselte ab; Jeder zielte auf den untern Theil des Schädels und drückte erst dann ab, wenn der Bär nahe war. Ein anderer hatte inzwischen die Distanz von 30 Schritten gegen den Bären hin abgeschritten und einen Handschuh, darauf ein Stück Brot, in den Schnee gelegt. Die Hunde wurden hinter den Schlitten geschafft und mit dem Segel überdeckt, das unmittelbar nach dem Halten war fallen gelassen worden.

Im äußersten Norden. (Cap Fligely, Cap Wien im Hintergrunde.)

Von den übrigen vier Mann hielten zwei die Hunde, ein dritter nahm den Revolver zur Hand, und der vierte versah sich mit Patronen. Nach so beendeter Aufstellung sprach und regte sich Niemand mehr. In der Regel fand die Annäherung des Bären, unmittelbar nachdem er seine Gegner erblickt hatte, in ununterbrochenem Laufe statt; selten geschah es zögernd und im Zickzack; gewöhnlich hielt er für einen Augenblick an der Stelle, wo das Brot lag. In diesem Momente fielen drei Schüsse rasch hintereinander, und fast stets lag der Bär, in den Kopf und in die Lunge getroffen, todt am Boden. Ein furchtbares Geheul drückte nun das Mißvergnügen der Hunde aus, daß ihnen die Jagd verheimlicht worden war; denn weil die Annäherung der Bären immer unter dem Winde erfolgte, so entging sie ihrer Witterung. Ungestüm zerrten sie an den Zugleinen, und wenn sie losgelassen wurden, stürzten sie auf den todten Gegner und zerrauften sein Fell. Beim Zerwirken sahen sie mit gespitzten Ohren zu, tauchten die Zunge in die rothe Lache des noch rauchenden Blutes und verschlangen ihnen zugeworfene Fleischstücke mit eifersüchtiger Gier, während sie es einzeln d. h. ohne Beisein der anderen verschmähten.

Im Laufe der nächsten Tage wurde die Becker-Insel überschritten und hinter den schroffen Felszügen der Coburg-Inseln das Kronprinz-Rudolf's-Land zum ersten Male gesehen. Von Osten her starrte die glänzende Hochfläche des ungeheuren Dove-Gletschers auf Wilczek-Land in einem fast ununterbrochenen Weiß herüber, und demselben Lande gehörte der fernste noch sichtbare Punkt im Nordosten, das Cap Budapest, an. Da es schien, als ob das Kronprinz-Rudolf's-Land im Norden mit dem westlich liegenden Karl-Alexander-Land zusammenhinge, so bogen die Reisenden dort nach Nordnordosten in den Rawlinson-Sund ein.

Doch schon jetzt zeigte es sich, daß das Mißverhältniß zwischen Anstrengung und Erholung die Kräfte der Entdecker geschwächt hatte. Sie hatten täglich nur fünf Stunden geschlafen, waren die übrige Zeit marschirt oder mit Arbeiten beschäftigt, und in demselben Maße, als sich die Tagesleistungen vergrößerten, war auch der Appetit gewachsen. Der fortgesetzte Genuß des Bärenfleisches aber und die Einschränkung des Brotverbrauches erzeugte Durchfall und Schwäche.

Die Bahn lief jetzt (8. April) zwischen unzähligen Eishöckern dahin, deren Höhe bis 40 Fuß erreichte. Die Thäler dazwischen erfüllten tiefe Schneelager und hohe Eisberge überragten das einförmige, sich weiterhin immer wilder gestaltende und irreleitende Chaos, über welche der Schlitten nur mit größter Anstrengung weiter zu bringen war. Immer wilder und wilder wurden die Eishöcker, immer schwieriger das Vorwärtsdringen, und eine Ausschau von der Höhe eines Eisberges vernichtete jede Hoffnung auf Aenderung der Beschaffenheit des Eises. So mußten denn die Reisenden ihren Weg ändern, bogen nach Westsüdwest um und erreichten am Abend des 9. April die weithin sichtbare Felspyramide des Cap Schrötter auf der Hohenlohe-Insel — alle Anstrengungen der letzten Tage waren durch diese Umkehr erfolglos geblieben.

Hier hieß es, sich trennen. Die an 3000 Fuß hohen Gebirge des Kronprinz-Rudolf's-Landes, welche sie von der Höhe jenes Caps überschauten, hätten dem großen Schlitten einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt, und zudem hatte sich die Marschfähigkeit von zweien der Leute so vermindert, daß ihnen eine mehrtägige Ruhe Noth that. Payer selbst aber wollte noch einige Tagereisen weiter vordringen; Orel, Klotz und Zaninovich begleiteten ihn, während die übrigen drei bei Cap Schrötter zurückblieben. Sie erhielten den Auftrag, sich nicht über 300 Schritt vom Cap zu entfernen, gegen Bären in der Defensive zu verbleiben, die Zeit mit dem Trocknen ihrer Strümpfe und dem Repariren zerrissener Stiefel zu vertreiben und zur Schonung derselben auf hölzernen Sandalen einherzugehen. Das Zelt wurde zwischen beiden Parteien getheilt, ebenso der Proviant, von welchem die Weiterziehenden für acht Tage erhielten. Dies nebst Gewehr, Revolver u. s. w. erhöhte die Last des kleinern Schlittens, welchen jetzt die Hunde allein zu ziehen hatten, auf 3 bis 4 Centner. Wie rühmend Payer dieser Thiere gedacht und wie er nur ihnen und ihrer ausdauernden Kraft die Ueberschreitung des 82. Breitengrades zu verdanken hat, haben wir schon früher („Globus“ XXIX, S. 159) erwähnt.

Der Marsch nach Norden begann unter Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art. Als sich Payer mit seinen Gefährten den südlichen Vorbergen des Kronprinz-Rudolf's-Landes näherte, geriethen sie unter zahllose Eisberge von 100 bis 200 Fuß Höhe, in deren Leibern es bei Sonnenschein unaufhörlich knisterte und knackte. Tiefe Schneelager und aufgebrochene Meeresspalten erfüllten die Zwischenräume, und immer häufiger brachen die Vier ein und durchnäßten sich Segeltuchstiefel und Kleider mit Seewasser. Endlich kamen sie in freiere Gegend und überwanden mit vereinten Kräften die Anhöhe des in seinem untern Theile gewaltig zerklüfteten Middendorff-Gletschers. Als sie dort ruhten, erklärte sich Klotz außer Stande, wegen eines schweren Fußübels fernerhin aushalten zu können, und mußte mit dem vierten Theile des Gepäcks nach der Hohenlohe-Insel zurückgeschickt werden. Kaum daß er hinter den Eisbergen verschwunden war und die Anderen sich wieder in Bewegung setzten, so öffnete sich die Schneespalte unter dem Schlitten, und lautlos stürzten Zaninovich, die Hunde und der Schlitten hinab. Aber eine wunderbare Fügung stemmte den Schlitten in etwa 30 Fuß Tiefe zwischen den Eisgebilden des Gletscherspaltes, und zwar genau in dem Augenblicke, wo Payer, der voranging und mittelst eines Seiles mit den unten Liegenden verknüpft war, bis dicht an den Rand des Abgrundes zurückgerissen worden war.

Eine riesige Leistung war es von dem heldenmüthigen Führer der Expedition, wie er mit Orel's Hülfe sich von den Zugriemen löste, den 10 Fuß breiten Spalt übersprang und unbewaffnet, gleichgültig gegen die Eisbären, ein Stück seiner Kleidung nach dem andern fortwerfend, um rascher vorwärts zu kommen, zum Cap Schrötter zurückeilte und die Hülfe der dort Zurückgebliebenen herbeiholte. Nach $4^1/_2$ Stunden und nachdem er 3 deutsche Meilen zurückgelegt, langte er an der Unglücksstelle an, und noch lebend, aber fast erstarrt, wurde Zaninovich durch Haller dem Abgrunde entrissen.

Ein weiter Umweg führte dann zur Westküste des Kronprinz-Rudolf's-Landes, längs welcher jetzt Payer die dritte Route nach Norden einschlug. Als sie das imposante Alkencap erreichten, gab sich ein befremdlicher Wechsel in der Natur ringsum kund. Dunkler Wasserhimmel erhob sich im Norden und seine finstere Dunsthülle wälzte sich heran bis zu den schroffen Vorgebirgen des Karl-Alexander-Landes. Die Temperatur stieg auf — 10° R. (gleichzeitig am Schiffe — 23° R.); die Bahn erweichte, geräuschvoll brachen die Schneewehen unter den Wanderern zusammen und alle Felswände waren mit Tausenden von Alken, Tauchern und Teisten besetzt. Ungeheure Schwärme derselben erhoben sich und alles Land, auf das die Sonne schien, belebte das leidenschaftliche Schwirren der beginnenden Brutzeit. Ueberall zeigten sich Seehunde und Spuren von Füchsen und Bären. Ungerechtfertigt aber wäre es, aus dieser localen Erscheinung eines reichern Thierlebens auf eine absolute Zunahme desselben gegen Norden oder gar auf die Nähe des offenen Polarmeeres zu schließen. (Vergl. „Globus“ XXIX, S. 328 ff.)

Immer unsicherer wurde nun die Bahn, welche ein starker Ostwind zerbrechen konnte; es gab keine winterliche Schollendecke mehr, sondern nur noch Jungeis, salzbedeckt, zolldick, bedenklich biegsam und überlagert von Trümmerwellen jüngerer Pressungen, so daß sich die Entdecker an ein langes Seil banden und unaufhörlich die Eisdecke sondirten. Am 11. April Abends lag das Säulencap vor ihnen; hier begann das offene Landwasser. Dort betraten sie den abfallenden Gletschersaum des Landes und fielen alsbald in tiefen Schlaf.

Der 12. April (— 11° R.) war der letzte Tag ihres nördlichen Vordringens, nun ohne Gepäck, das beim Lagerplatze einstweilen vergraben wurde. Dann ging es hinauf auf die Berge. Um Mittag war das 1200 Fuß hohe Cap Germania in 81° 57′ nördl. Br. erreicht; dann ging es weiter über das Firngebiet eines Gletschers, bis die zunehmende Unsicherheit des spaltenumringten Weges und Proviantmangel ihnen Nachmittags in 82° 5′ beim Cap Fligely Halt geboten. In weiter Ferne lag noch jenseits des 83. Breitengrades das Petermann-Land mit dem Cap Wien vor ihren Blicken; aber nur mit einem Boote hätten sie auf der offenen Meeresstelle noch einige Meilen weiter nach Norden vordringen können, wo eine geschlossene weiße Fläche von Packeis dieselbe begrenzte. Mit stolzer Erregung pflanzten sie die Flagge ihres Heimathlandes zum ersten Male im hohen Norden auf, dann traten sie die Rückreise an, nachdem sie das nachfolgende Document, in einer Flasche verwahrt, in einem Felsenriffe deponirt hatten:

„Die Theilnehmer der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition haben hier in 82° 5′ ihren nördlichsten Punkt erreicht, und zwar nach einem Marsche von 17 Tagen von dem in 79° 51′ nördl. Br. vom Eise eingeschlossenen Schiffe

aus. Sie beobachteten offenes Wasser geringer Ausdehnung längs der Küste. Es war von Eis umsäumt, welches in Nord- und Nordwestrichtung bis zu Landmassen reichte, deren mittlere Entfernung 60 bis 70 Meilen betragen mochte, dessen Zusammenhang und Gliederung sich jedoch nicht ermitteln ließ. Sofort nach der Rückkehr zum Schiffe und nach stattgehabter Erholung daselbst wird die gesammte Mannschaft dieses verlassen und nach Oesterreich-Ungarn zurückkehren. Dazu zwingen sie die rettungslose Lage des Schiffes und Krankheitsfälle."

Cap Fligely, am 12. April 1874.

Antonio Zanunovich, Matrose.
Eduard Orel, Schiffsfähnrich.
Julius Payer, Commandant.

Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875.

Von **A. Czekanowski.**

II.

R. K. Der Wind legte sich nicht. Unter solchen Bedingungen war keine Hoffnung mehr vorhanden, noch zeitig genug zu Wasser die weit entfernte Mündung der Lena zu erreichen. Wir waren auch so schon verspätet: ich hatte mich darauf verlassen, an ihrem untern Laufe Eingeborene anzutreffen, die dort noch Fischfang trieben; unter ihnen hatte ich Freunde und Bekannte, die mir nützlich sein konnten, und ihre Standplätze waren mir bekannt. Aber der Fischfang dauert hier nur bis zum 21. Juli. Mit diesem Tage zieht Alles nach der Tundra und auf die Inseln des Lena-Deltas behufs des Fanges der wilden Renthiere, so daß bei unserer Ankunft in Bulun der ganze Unterlauf der Lena schon verödet war. Obendrein neigte sich der Sommer seinem Ende zu, und in der Nacht vom 22. zum 23. Juli reifte es stark. Die Lärchenbäume trugen schon die Anzeichen des Herbstes zur Schau, wie auch viele andere Pflanzen durch ihr Aeußeres das Ende des Sommers bekundeten. Die Herbstnebel standen bevor und mit dem 15. August kommen die Fröste an die Reihe. Alles zeigte, wie nöthig Eile sei. — Wir nahmen also von der weitern Flußfahrt Abstand, begaben uns am selben 26. Juli nach Ajakit (25 Werst unterhalb Bulun) und beschlossen, dort in der Nähe der Tundra die Ankunft der Reit- und Packrenthiere zu erwarten, um mit ihnen den Olenek zu erreichen.

Zum Glücke hatte ich schon in Siktjach durch Absendung eines Boten Maßregeln getroffen, um Renthiere zu erhalten, weshalb wir nicht lange auf solche zu warten hatten. Am 31. Juli brachen wir auf und schlugen noch am selben Tage unser Nachtlager auf der kahlen Tundra auf, von wo wir in den nächsten Tagen unbemerkt auf die große nördliche Tundra übergingen. Wo letztere mit der erstern zusammenstößt, besitzt sie einen trockenen, bergigen, steinigen, felsigen Charakter. In allen Zügen einen scharfen Gegensatz zu der Tundra Westsibiriens bildend, erforderte sie eine sorgfältige Untersuchung. Wir reisten also langsam und in kleinen Tagemärschen, um an den Halteplätzen mehr Zeit zu Excursionen zu haben. So erreichten wir am 19. August den Olenek an der nördlichsten Grenze des ganz krumm wachsenden und zum Theil kriechenden Holzes und gelangten, immer im Thale dieses Flusses hinziehend, am 26. August an seine Mündung. Hier schlugen wir unser Zelt am Ufer auf, am Beginne des Vorgebirges Tumul, des letzten Felsen auf dem rechten Ufer des Olenek, an einer an alten Erinnerungen reichen Stelle.

Zwei klägliche, geschwärzte, von Flechten überzogene Grabmäler erheben sich dort über uns am Uferfelsen, nicht mehr als vier Faden von uns entfernt. Die halbverfaulten Bretter der Mäler haben die winterlichen Stürme und Schneegestöber in wilder Unordnung rings um die eingestürzten und zusammengesunkenen Grabhügel zerstreut. Ein kleines, unansehnliches, verwittertes, aber nicht verfaultes Kreuz ohne Querbalken steht einsam da wie der Pfahl auf dem Grabe des Selbstmörders. Die Spuren einer Inschrift sind noch sichtbar; ja selbst noch eine Ueberlieferung im Munde der Eingeborenen hat sich erhalten. Es ist das Grab des unglücklichen Prontschischtschew und seiner unerschrockenen Gattin *). Anderthalb Jahrhunderte sind rasch vorübergegangen, seitdem die große nordische Expedition, welche einen Seeweg zwischen dem europäischen Rußland und Kamtschatka aufsuchen sollte, volle zehn Jahre lang das öde Eismeer und seine menschenleeren Gestade belebte. Die Beschreibung der nördlichen Küsten Sibiriens, wie sie die Theilnehmer der Expedition lieferten, hat sich für immer einen hervorragenden Platz in der Geschichte der arktischen Forschungen und eine sympathische Erinnerung im Andenken der Nachwelt gesichert. Die Frage nach der Möglichkeit eines solchen Seeweges wurde freilich im Allgemeinen verneinend beantwortet; und zur Belehrung der Nachwelt erhielt sich nur die entsetzliche Geschichte von Gram, Elend, Unglück und Hunger, wovon die Mitglieder der Expedition betroffen wurden, zugleich aber auch das leuchtende Vorbild ihrer unüberwindlichen Energie.

Jetzt bewegt dieselbe Frage eines Seeweges durch das Sibirische Eismeer wiederum die Gemüther, und ich kann nicht umhin, den Motiven, welche die zeitweilig vergessene wissenschaftliche Frage wieder erweckt haben, meinen Tribut der Achtung zu zollen. Aber der Erfolg des Unternehmens ist noch unbekannt und ein wiederholtes Gelingen (ein Mal ist dasselbe ja vielleicht möglich) **) zweifelhaft. — Aber ist jetzt nicht in Anbetracht der Erneuerung dieser Versuche die Zeit gekommen, das Andenken jener Helden von der großen nordischen

---

*) Er starb am 11. September 1736, seine Gattin zwölf Tage später. Näheres über seine Reise und die große nordische Expedition s. in Fr. Hanemann's Aufsatz „Die Entdeckungsgeschichte der nördlichsten Gebiete von Asien zwischen Lena und Jenissei, 1734 bis 1866", in „Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt." 1873, S. 10 ff. Mit Karte. Red.

**) Laut telegraphischer Nachricht aus Hammerfest vom 18. September ist die hier gemeinte Nordenskjöld'sche Handelsexpedition (vergl. darüber oben S. 128) glücklich durch das sibirische Eismeer nach dem Jenissei hin und zurück gelangt, so daß ihr Leiter, Prof. Nordenskjöld, diesen Seeweg jetzt als eröffnet betrachtet. Der „Ymer" hatte Tromsö erst am 25. Juli verlassen, zur Hin- und Rückfahrt bloß etwa fünf Wochen gebraucht, den Weg schiffbar und eisfrei gefunden und sich sechzehn Tage im Jenissei aufgehalten.

Expedition zu ehren, deren Werk den bedeutendsten arktischen Unternehmungen der Jetztzeit ebenbürtig ist, und ist nicht jetzt die Zeit gekommen, diese Anerkennung kundzugeben? — Deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, den elenden Zustand von Prontschischtschew's Grabe, das der völligen Vernichtung entgegengeht, bekannt zu machen, und ich wünsche, daß dem Andenken des Helden die schuldige Achtung erwiesen werde, der zu Schiffe eine Breite erreichte *), wie nach ihm kein einziger Seefahrer auf dem Sibirischen Eismeere.

An der Olenek-Mündung war eigentlich die Aufgabe meiner Reise beendigt. Aber ich konnte dem Verlangen, das offene Eismeer zu besuchen, nicht widerstehen — denn an der Olenek-Mündung ist es durch das kleine Delta verdeckt. Deshalb begaben wir uns vor Antritt der Rückreise ostwärts zum Krestowoi-Vorgebirge (Kreuz-Cap). Unterwegs konnte ich das Meer an drei Stellen sehen, und das war genügend für meinen nächsten Zweck, seine Ufergestaltung kennen zu lernen. Dann kehrten wir zum Olenek zurück, wo sich inzwischen an sechs Familien versammelt hatten, welche den Renthierfang mit der nun erforderlichen Arbeit, dem Instandsetzen der Eisfuchsfallen, vertauscht hatten. Dort versahen wir uns mit der nöthigen Winterkleidung, traten am 6. September die Rückreise zur Lena an und erreichten dieselbe am 18. September bei Bulun.

Als wir die Tundra wieder betraten, hegten wir ernstliche Besorgnisse: die Jahreszeit war vorgerückt und die einheimischen Wetterkundigen gaben uns die trostlosesten Prophezeiungen. Aber weder diese noch unsere Befürchtungen sollten in Erfüllung gehen. Die Tundra freilich empfing uns mit starkem Reife; darauf aber folgten wieder herrliche, warme, klare, wolkenlose Tage. Die Winde hörten nicht auf; aber sie veränderten ihre Richtung. Nebel kamen gar nicht vor. Auf der offenen Tundra starb die stets verkrüppelte Vegetation wohl schließlich ab; aber in den tiefen, felsigen, malerischen Thälern der die Tundra durchkreuzenden Bäche prangte die Flora in allen Stadien. Nur unbedeutende Schneegestöber kamen vor; aber weder sie noch der Reif hatten hier irgend welchen Einfluß auf die Vegetation. Am 22. August hatten wir unter $72^1/_2{}^0$ nördl. Br. Sommerhitze, Sturm, Gewitter und Platzregen. Bis zum 27. August einschließlich vermehrte sich unser Herbarium ohne Unterlaß. Erst an diesem Datum begann der Schneefall. Derselbe bedeckte die ganze Landschaft mit einer merklichen Schicht; gleichzeitig trat auch Frost ein und die Vegetation ging ein. Nach einigen Tagen wurde das Wetter wieder milder und der Schnee verschwand, aber die Vegetation kehrte nicht wieder zum Leben zurück, während die Insectenwelt in den stillen, ruhigen Mittagsstunden von Neuem sich rührte. Sogar noch am 14. September konnte man unter $71^1/_2{}^0$ nördl. Br. gegen Abend Netzflügeler (Ephemera, Phryganeae) über dem erwärmten Felsboden der Thäler in Schwärmen herumfliegen sehen.

Auf der ganzen Reise von der Lena zum Olenek waren wir keinem einzigen Menschen begegnet. Am Olenek und weiterhin am Meeresstrande war die Gegend weniger öde, weil die Nähe der Herbstkälte einige Familien gezwungen hatte, aus der Tundra in das Thal des großen Flusses überzusiedeln, wo sich angeschwemmtes Brennmaterial in Menge findet. Auch am Meeresstrande ist daran kein Mangel und an günstigen Stellen dauert dort ein kleiner Fischfang bis in den Spätherbst. Durch freundliches Entgegenkommen, Gutherzigkeit und Dienstfertigkeit nehmen diese Söhne der Tundra den Reisenden für sich ein, und wir versäumten die Gelegenheit nicht, sie kennen zu lernen und ihnen näher zu treten. So lernten wir ihre Lebensweise und Existenzbedingungen kennen, studirten das Land, die Formation des Bodens und die Pflanzen- und Thierwelt ohne Unterlaß und hatten dabei über Erwarten schönes Wetter, so daß wir aus der großen nördlichen Tundra die angenehmsten Erinnerungen mitnahmen und die bei den Sandbänken der Lena verlorene Zeit vergaßen und verschmerzten. In Bulun, wo wir das Zufrieren des Stromes, die Eröffnung des Winterweges und die Rückkehr der Eingeborenen an ihre Winterstationen erwarteten, mußten wir fast einen vollen Monat verweilen. Endlich am 11. October stand die Lena. Am 16. verließen wir Bulun, erreichten am 27. Werchojansk und befanden uns am 15. November in Jakutsk, am 20. December in Irkutsk, nachdem wir binnen sieben Monaten rund 11,000 Werst zurückgelegt.

An Material haben wir Folgendes zurückgebracht: I. an geologischen Objecten:

a. Eine Marschrouten-Aufnahme. Sie wurde auf der Lena von Jakutsk abwärts bis Ajakit ausgeführt, dann quer durch die Tundra bis zum Olenek und weiter von dem Punkte, wo wir diesen Fluß erreichten, bis zu seiner Mündung. In kartographischer Hinsicht wird diese Aufnahme durch astronomische Positionen festgelegt, wie sie in jener Gegend theils früher durch die Expedition von Anjou (1823), theils 1874 bei der ersten Olenek-Expedition durch Herrn Müller bestimmt worden sind, namentlich an der Lena Shigansk, Goworowa, Siktjach und Bulun, am Olenek Bolkalak *).

b. Gleichzeitig mit topographischen Details wurden auch alle Daten für eine geognostische Routenkarte gesammelt nebst den nöthigen Erläuterungen hinsichtlich der Zusammensetzung, und der Art der Lagerung der am Wege hervortretenden Gesteine. Dieses Material ist wegen der ungleichen Außenseite der Gesteine sowie auch des zu Anfang oft beträchtlichen Abstandes zwischen den einzelnen freiliegenden Stellen nicht immer ausreichend, um sich über die Zugehörigkeit dieses oder jenes Schichtenkopfes zu einer bekannten geologischen Formation aussprechen zu können; aber nach dieser Seite hin wird es durch die Resultate der paläontologischen Recognoscirungen ergänzt.

c. Die an der Lena, auf der Tundra, im Olenek-Thale und in Werchojansk zusammengebrachte paläontologische Collection, über $1^1/_2$ Tausend Nummern stark und von 24 Fundstätten herrührend **). Das Beste in dieser Sammlung bilden die Arten Ceratites und Inoceramus, die zu zwei stratigraphisch verschiedenen Horizonten gehören, deren einer noch weitere Unterabtheilungen zuläßt. Um diese zwei Arten gruppirt sich die ganze übrige Ausbeute, aus deren Bestand ich hier die mesozoischen Spirifer, Orthoceras, Nautilus und Reste von Sauriern anführe. Außerdem enthält die Sammlung Pflanzenreste (Farren, Schachtelhalme, Tang ꝛc.), welche aus jener Meeresablagerung herstammen.

Dieser Sammlung messe ich ein vielseitiges wissenschaftliches Interesse bei. Wegen ihrer Stückzahl und weil sie auf verschiedenen Horizonten der mesozoischen Formation gesammelt wurde, verspricht sie endlich die noch nicht völlig gelöste Frage wegen des genauen Alters aller Vorkommnisse

*) $77^0\,29'$, wenig östlich vom Cap Tscheljuskin, der nördlichsten Spitze des asiatischen Continents. Red.

*) Vergl. die oben bereits erwähnte, von Fr. Hanemann bearbeitete Karte von Nordsibirien zwischen Jenisei und Lena, wo Anjou's feste astronomische Punkte bezeichnet sind. Red.

**) Die recognoscirende Thätigkeit der Expedition, welche eine möglichst gleichmäßige Verfolgung aller Ziele erforderte, gestattete es nicht, den paläontologischen Forschungen den Vorzug einzuräumen. Trotzdem habe ich an circa 70 Stellen im mittlern Theile Sibiriens Fossilien gesucht. Diese eine Ziffer genügt, um die Haltlosigkeit der frühern Ansicht, als wäre Ostsibirien sehr arm an Versteinerungen, darzuthun.

besagter Niederschlagsformation in Nordsibirien aufzuklären. Andererseits giebt sie keine Ursache, noch fernerhin die Ansicht zu vertheidigen, als wären an der Lena unterhalb Jakutsk Repräsentanten der Steinkohlenepoche entwickelt. Ferner enthält sie alle Daten, um den Grad der Identität zwischen den Gesteinen des Werchojanskischen Gebirges und den Formationen am untern Olenek beurtheilen zu können. Aber auch in einer andern Richtung stellt sie einen neuen geologischen Zusammenhang her: sie beweist das Vorhandensein einer Formation mit Inoceramus an der Lena und setzt so dieselbe quer durch die unerforschten Gebiete der Anabara und Chatanga mit der entfernten Mündung des Jenissei, wo — wie erwähnt — Herr Lopatin das Ausgehende derselben Schicht entdeckte, in Verbindung. Eine besondere Bedeutung verleihen der Sammlung endlich die Reste festländischer Vegetation aus jenen sedimentären Schichten, da sich mit ihrer Hülfe ohne Zweifel die Frage beantworten lassen wird, welcher Grad geologischer Verwandtschaft zwischen den im Norden entwickelten, jetzt von mir erforschten, neptunischen Kohlenschichten und den mesozoischen, kohlenführenden Formationen im Innern des Festlandes besteht, aus denen ich, wie oben erwähnt, eine beträchtliche Menge von Fossilien in der Umgebung von Irkutsk und an der untern Tunguska erhielt.

Zum Schlusse des Berichtes über meine vorjährigen geologischen Arbeiten muß ich auch noch die Beobachtungen an der Lena unterhalb Jakutsk erwähnen, deren Werth darin besteht, daß sie die frühere Angabe widerlegen, als ob zwischen Olekminsk und Jakutsk Urkalk vorkommt. Indem ich eine Uebersicht der vorzüglich stratigraphischen Beweise auf später verschiebe, beschränke ich mich hier auf die Bemerkung, daß der Kalk besagter Gegend ein Aequivalent ist für jene rothen Sandsteine, die in den Kreisen Nischni-Udinsk, Balagansk, Wercholensk und Kirensk entwickelt sind, ferner für jene ebenfalls rothen und bunten Gesteine, welche das Quellgebiet der untern Tunguska einnehmen. Das Alter dieser Formation, die paläontologisch noch nicht bestimmt ist *), muß durch die längst bekannten Fossilien von Krivoluzk festgestellt werden, ferner durch Reste, welche ich selbst an der Angara beim Dorfe Padunsk und besonders zahlreich im Quellande der untern Tunguska erhielt. Dazu kommen jetzt noch einige Fossilien desselben Alters, welche aus den rothen Kalkschichten am Flusse Sinja stammen.

II. Die botanische Sammlung zählt 3000 Nummern. Sie wurde auf der Strecke von Jakutsk bis zur Mündung des Olenek (von 62° bis 73° nördl. Br.) zusammengebracht und ist eine Fortsetzung der in früheren Jahren von mir gesammelten Herbarien, die der Akademie der Wissenschaften übersendet wurden, nämlich denen von der Angara (Amtsbezirk Bratskaja Wolost 56° bis 57° nördl. Br.), der untern Tunguska (58° bis 65°) und vom Olenek ($66^1/_2$° bis 70°). Dieselben stammen also aus einem Gebiete, welches 41 Grade der Länge und 17 der Breite umfaßt, was man als Garantie dafür ansehen kann, daß sie nicht nur für die Kenntniß der localen Flora, sondern auch für das Studium der Artenvertheilung in diesem bisher undurchforschten Theile Centralsibiriens reiches Material enthalten werden.

III. Die entomologische Sammlung, fast ganz ein Werk Wenglowski's, umfaßt über 7000 Exemplare. Besonders interessant ist der auf der nördlichen Tundra gesammelte Theil."

Zum Schlusse spricht dann Herr Czekanowski denen seinen Dank aus, die ihm zur Ausführung seiner Reise behülflich waren: dem Ingenieur-Oberstlieutenant Unterberger, seinem Freunde und Kameraden N. A. Hartung und seinem Reisegefährten Wenglowski.

*) Herr Akademiker Schmidt theilt mir mit, daß der bekannte belgische Geologe Dupont bei seiner Anwesenheit in Petersburg 1874 unter anderen meine Collection aus dem Quellgebiete der untern Tunguska gemustert und in ihr einige devonische, mit belgischen identische Arten wiedererkannt hat.

Unterwelt und Elysium der Hervey-Insulaner.

Missionär W. Wyatt Gill hat 22 Jahre auf den Hervey-Inseln in der Südsee zugebracht und während dieser langen Zeit vollauf Gelegenheit gehabt, die Traditionen des Volks zu studiren. Er ist bekannter mit ihm geworden als alle seine Vorgänger und vermag namentlich über die religiösen Vorstellungen der Insulaner eingehend zu berichten, wie ein von ihm am 8. Februar dieses Jahres vor dem Anthropologischen Institute von Großbritannien und Irland gehaltener Vortrag beweist, den wir hier im Auszuge wiedergeben wollen.

Die Unterwelt heißt bei den Hervey-Insulanern Avaiki, im Tahitischen Hawaii und im Neuseeländischen Hawaiki. Die Welt wird von den Hervey-Insulanern als das hohle Innere einer ungeheuren Kokosnuß aufgefaßt, worin viele Länder liegen, die der Aufenthalt unglücklicher Geister und unterirdischer Gottheiten sind. Nahe bei einer Oeffnung an der Spitze der großen Schale liegen an der Außenseite ihre Heimathsinseln. Darüber erheben sich ins Unendliche wenigstens zehn verschiedene Himmel, welche das Elysium der Tapfern bilden. Zuweilen nennt man die düstere untere Region po, d. i. Nacht. Ursprünglich besuchten sich die Menschen und die Einwohner von Avaiki, indem sie durch die Oeffnung an der Spitze der Schale spazierten, doch ist diese jetzt wegen verschiedener Plündereien der Besucher geschlossen.

Seitdem giebt es nur zwei Arten, um in die Unterwelt zu gelangen: 1. man folgt der leuchtenden Spur des Sonnengottes Râ und gelangt hinter ihm in das Gebiet der Nacht, oder 2. man tritt auf einen Zweig des heiligen Bua-Baumes (Fagraea berteriana).

In den heimischen Gesängen und Mythen werden mit Vorliebe die Abenteuer jener erzählt, welche der Geisterwelt ihren Besuch abgestattet haben; namentlich sind die Gesänge reich an Klagen über jene, welche dem Sonnengotte Râ in die düstere Region Avaiki's folgten. Die abgeschiedenen Geister, welche mit Guirlanden und Blumen des Heliotrops geschmückt sind, gehorchen einem besondern Anführer, welcher die Zeit ihrer Abreise bestimmt. Nach der Geheimlehre der Priester verlassen die Seelen bereits den Körper, ehe der letzte Athemzug gethan ist, und reisen zu einer Felsklippe, welche der niedergehenden Sonne (Râ) gegenüber liegt. Nun kommt eine gewaltige Woge, welche gegen die Klippe brandet, und ein riesenhafter Bua-Baum, überdeckt mit wohlriechenden Blüthen, erhebt sich aus Avaiki, um auf seinen Zweigen die

menschlichen Seelen aufzunehmen, welche auf mystische Weise gezwungen sind, an ihm sich aufzuhäufen. Ist der Baum mit dieser lebenden Fracht beladen, dann schwindet er wieder hinab nach Avaiki.

Dort angelangt fängt Akaanga, der Sklave der schrecklichen Unterweltgöttin Miru, die Seelen in einem Netze und wäscht sie in einem See hin und her. Zappelnd gleich Fischen erschöpfen sich hier die Unglücklichen, die Maschen des Netzes halten sie fest und in diesem werden sie schließlich, halb todt, der furchtbaren Miru vorgelegt.

Das Geheimniß der Macht Miru's über ihre Schlachtopfer liegt in der Kava-Wurzel (Piper methisticum). Jedem Besucher der Unterwelt wird von den vier lieblichen Töchtern der Göttin eine Schale des Kava-Trankes kredenzt und berauscht von dem Getränke vermögen sie nicht zu widerstehen und werden in einen großen Ofen geschoben und gekocht. Miru, ihre schönen Töchter, ihr tanzliebender Sohn und ihre Diener leben einzig und allein von den in die Unterwelt geschickten und dort gekochten Seelen. Die Trinkschalen der Miru sind aus den Schädeln ihrer Schlachtopfer gemacht. In den Gesängen heißt sie „Miru die Rothe", weil ihre Wangen stets von der Hitze der Oefen glühen, in denen die Gefangenen gekocht werden.

Solchergestalt, glaubte man, würde das Loos der Feiglinge und der eines natürlichen Todes Gestorbenen im künftigen Leben sein. Ein besseres Schicksal erwartete dagegen die Seelen der Krieger, gleichviel ob Männer oder Weiber. Ihre Heimath war eine Art Paradies im Himmel. Weder im Winter noch in der Regenzeit können jedoch die Seelen der Tapferen zur Seligkeit eingehen; doch wenn im August der Korallenbaum seine blutrothen, auf vergossenes Blut deutenden Blumen entwickelt, dann rüsten sich die Geister der Tapferen zur Fahrt. Wenn alle Seelen auf der großen Felsklippe vereinigt sind, von der aus man das Marai des Kriegsgottes Rongo überschaut, dann erhebt sich plötzlich zu ihren Füßen ein Berg, auf welchen sie hinaufklettern. Der Weg dort hinauf ist aus den Keulen, Speeren und Steinen erbaut, mit denen sie erschlagen wurden. Auf der Spitze des Berges angelangt springen sie in den blauen Weltraum hinein, wo sie als weiße Flecke, gleichsam wie die „Schäfchen" am Himmel, umherfluthen und von wo sie mit Abscheu auf die Unglücklichen in Avaiki hinabblicken. Behangen mit Guirlanden aus süßduftenden Blumen verbringen sie ihre Zeit mit Tänzen und wiederholten Gesängen, in denen ihre tapferen Thaten gerühmt werden.

Die ganz natürliche Folge eines solchen Glaubens war die dadurch erzeugte Vorliebe für den Tod im Kampfe. Man erzählte dem Missionär von bejahrten Kriegern, die kaum noch im Stande waren den Speer zu halten, die aber darauf bestanden, noch in die Schlacht geführt zu werden, um durch den Tod in derselben das Jenseit der Tapferen sich zu erwerben.

Auf der Insel Aitutaki (die auch zu den Hervey-Inseln gehört) wird der „Himmel" als ein Land gedacht, in welchem Tukaitaua seine Freunde fortwährend mit Zuckerrohr füttert. In der „Hölle" dagegen, wo die böse Miru herrscht, müssen die dorthin Verdammten lebende Tausendfüße verschlingen. In dem auf diese Vergiftung folgenden Todeskampfe ersäufen sich die Unglücklichen noch und werden dann von der Hexe Miru gekocht und verzehrt.

Interessant ist es hiermit zu vergleichen, was wir neuerdings von den Eingeborenen an Port Moresby (Neuguinea) kennen gelernt haben. Ihr Elysium, Erema genannt, liegt in der Richtung der untergehenden Sonne, fern jenseit von Cap Suckling. In Erema gedeihen die Sagopalmen, und die Geister der Guten dürfen dort ohne Unterlaß Sago verzehren. Liegt hier eine ähnliche Anschauung wie bei den Hervey-Insulanern vor, so weichen die Eingeborenen der südöstlichen Halbinsel Neuguineas von jenen doch darin ab, daß die Seelen der Abgeschiedenen gelegentlich in ihre alte Heimath zurückkehren und in einem andern Menschen ihren Wohnsitz aufschlagen können.

Am Imandra-See.

(Schilderungen aus Lappland.)

Von **Albin Kohn.**

I.

Wir wollen in den folgenden Zeilen an der Hand eines bewährten Führers, des uns schon von früher bekannten Freundes der lappländischen Volkspoesie, W. J. Njemirowitsch Dantschenko *), einen Ausflug auf die Kola-Halbinsel, in die Gegend des Imandra-Sees, machen und uns dort Land und Leute betrachten.

Wir verlassen Kandalask, das am Kandalasker Meerbusen, dem nordwestlichen Ausläufer des Weißen Meeres, und dem Flusse Kanda liegt. Der Weg führt über wenig schroffe Gebirgszüge, und rechts von ihm sieht man die vereiste Bucht des genannten Busens und die romantischen Ufer des in launenhaften Biegungen dem Meere zueilenden Flusses Kanda und weiterhin die nie zufrierende Niwa, welche beständig von steilen Felsenwänden, die von dunkeln Kiefernwäldern gekrönt sind, begleitet wird, häufig in kleinen Cascaden über niedriges Gestein strömt, aber auch ebenso häufig sich von Felswänden herabstürzt und bedeutende Wasserfälle bildet. An diesem Flusse beginnt so recht die lockende, geheimnißvolle Oede Lapplands, die von wundervollen Bildern der nördlichen Natur überfüllte Wüste, welche den Neuling mit ihrer wilden Schönheit, mit ihrer Freiheit, ja sogar mit ihrer Oede bezaubert. Von hier aus ziehen sich bis ans Eismeer auf einem unübersehbaren Raume großartige Gebirgszüge hin, in deren Thälern sich Seen befinden, die aus der Ferne wie ungeheure Smaragden und Saphire erscheinen, während sich von den mächtigen Gipfeln Hunderte kleiner, glänzender Wasserfäden, bald reizend durch ihre Schönheit, bald grauenerregend durch das Getöse, welches sie verursachen, herabstürzen und ebenso viele Wasserfälle bilden.

In den einsamen Thälern dieser Gegend, an stillen

*) S. „Globus" Bd. XXVIII, S. 334. Wir folgen hier seinem Buche: „U Okeana. Shisn na krainjem sjäwerjä", d. h. „Am Ocean. Das Leben im äußersten Norden." St. Petersburg 1875.

Buchten der Seen oder auf einer bewaldeten Insel derselben, auch wohl an einem romantischen Bergabhange sieht man von fern zerstreut die Sommerzelte oder die Winterwohnungen, „Pyrty“, der Lappländer. Hier findet man sie in kleinen Gruppen zusammengedrängt, dort wiederum vereinzelt, aber immer in der Nähe einer Capelle und eines Gewässers, an dessen Ufern sich die ganze Familie des Loparen (so nennt sie der Russe) während des Sommers mit Fischfang beschäftigt und im Schutze der schattigen, grünen Haine dem Geschrei der Möven, Taucher und anderer Wasservögel zuhört, das während des langen heitern Tages nicht aufhören will.

Anders freilich sieht das Bild während des langen, langen Winters und der eben so langen Nacht aus. Das blaue Himmelszelt verändert seine Farbe in ein unbestimmtes Aschgrau, die Erde bedeckt ein weißes Leichentuch aus tiefem Schnee, der in mikroskopischen Flöckchen zu Boden fällt; Bäche, Flüsse und Seen sind erstarrt, die Bäume des Waldes mit Schnee beladen, und man erkennt sie kaum durch den bläulichen Duft, den das Grün der Nadeln ihm verleiht. Auch der frohe Lärm der Vögel ist verstummt; ihn ersetzt das Geheul der hungrigen Wölfe, welche Beute suchen, und das häufig nur vom Heulen der Windsbraut übertönt wird. Dieses traurige Bild wird nur durch das Nordlicht, das in wundervoller Schönheit in den phantastischsten Formen bis zum Zenith emporsteigt, beleuchtet und belebt, und dieses Licht ermöglicht es dem Loparen, einzeln oder in einer „Najda“, d. h. in einer langen Reihe, in der leichten „Kjereschka“ (Renthierschlitten) vom Imandra-See nach Kola oder Kandalask zu fahren, um sich dort den einzigen Genuß zu verschaffen, den ihm die europäische Civilisation gebracht hat — um sich in Branntwein oder „norwegischem Rum“ zu betrinken.

Der Lopar, zu dem sowohl vom Süden als vom Westen, von Rußland und Norwegen aus, die Cultur vorgedrungen ist, ist trotz alledem ein Naturkind geblieben. Man hat ihm den Christengott gebracht, ihm auch den Glauben an einen persönlichen Teufel aufgedrungen, es jedoch nicht vermocht, ganz seine alten Götter zu entthronen, aus seinem Herzen, oder seiner wenig glühenden Phantasie zu verdrängen. Die europäische Civilisation hat nur die Zahl der Götter des Loparen vermehrt und ihm den Branntwein gebracht, den er so leidenschaftlich liebt, daß, wenn er nichts weiter hat, das er für ein Gläschen Schnaps bieten könnte, er seine Kjereschka und seine Renthiere hingiebt.

Doch noch eins hat dem Loparen die europäische Civilisation gebracht — die russische Bauernkleidung, welche er jedoch nur während des Sommers trägt, und die russische Sprache, welche selbst die am weitesten gegen Norden und Westen vorgeschobenen Loparen ziemlich geläufig sprechen, von der jedoch die Frauen meist kein sterbendes Wort verstehen, oder es doch sehr schlecht sprechen.

Ueber die Frauen der Lappländer äußert sich Dantschenko in äußerst vortheilhafter Weise. Sie sind, sagt er, scheu und sittsam. Es giebt viele sehr schöne Lappländerinnen, und der Typus ihrer Männer und Brüder würde ganz an den russischen erinnern, wenn ihr Bart dichter, ihr Wuchs größer wäre *). Die lappländische Frau ist ihrem Manne unbedingt treu und die Jungfrau für den Fremden unnahbar. Im Allgemeinen könnte das Familienleben des Loparen als Beispiel und Ideal selbst für höher civilisirte Racen dienen, und es ist kein Fall bekannt, daß der Mann seine Frau geschlagen hätte. In der elenden Hütte hört man nie Zank und Streit; es herrscht im Gegentheil beständig Frieden und Eintracht. Wenn wir dieses berücksichtigen, so möchten wir uns doch wohl die Frage stellen, wer denn eigentlich der Wilde ist: der Lappländer, den wir so zu nennen gewohnt sind, oder der russische, polnische und deutsche Bauer, der jederzeit bereit ist, seine Frau zu prügeln, und sie häufig bis aufs Blut mißhandelt, während jener Naturmensch wahrhaft edel und chevaleresk mit seinem Weibe, mit seiner Schwester und Tochter umgeht. Eine Folge hiervon dürfte sein, daß, während in den russischen Ansiedelungen, namentlich um Murman, in Kandalask und Kola geheime Krankheiten grassiren, sie in den Hütten der Lappländer zu den Seltenheiten gehören und wahrscheinlich nur durch eine gewaltthätige Handlung eingeimpft worden sind.

Der Lappländer verändert viermal im Jahre seinen Wohnort. Am Tage des heiligen Jegory verläßt er sein Winterquartier, welches immer in romantischen Gebirgsthälern aufgeschlagen ist. Einige ziehen in ihre Frühlingslagerstätten an Flüssen, um sich dort mit Fischfang zu befassen, Andere schlagen in den Wäldern ihre Wohnsitze auf, in welchen sie sich mit der Jagd, besonders auf Vögel, beschäftigen, während noch Andere ans Meer ziehen. Am Tage des heiligen Elias werden auch diese Ansiedelungen verlassen und die Sommerwohnungen bezogen, welche sich an großen und kleinen Seen und Flüssen in wahrhaft reizenden Lagen befinden. Von nun an lebt der Lappländer bis zum Herbste vereinzelt. Er schlägt sein Zelt am Ufer des Flusses oder Sees auf, der ihm auf Grund angestammter Rechte gehört. Hier ruht er, umgeben von der schönsten, wenn auch nordischen Natur, nach der schweren Arbeit aus, oder flickt seine Netze, um wieder arbeiten zu können. Morgens und Abends aber fängt er Forellen, Aeschen, Hechte und andere. Der Fang pflegt reichlich auszufallen; aber er bringt dem Fischer keinen Nutzen. Was soll er mit den Fischen machen? Noch hat er es nicht gelernt, sie zu räuchern, und wenn er es auch verstände, woher soll er das Geld nehmen, um auch nur eine sehr einfache Räucherkammer zu erbauen? Die Hitze aber ist furchtbar — und die Fische verderben. In diesen Kesseln, welche in jenen Gegenden die Seen und Thäler überhaupt bilden, sammeln sich die Sonnenstrahlen, indem sie sich an den schroffen Felsenwänden der benachbarten Gebirge brechen, wie im Brennpunkte eines Hohlspiegels, und der arme Lopar ist wider seinen Willen genöthigt, sich oft zwanzigmal während eines Tages zu baden. Wenn er die Forellen auch nur drei Tage in dieser glühenden Atmosphäre lassen wollte, so würden sie zum Gebrauche untauglich werden, und deshalb verkauft er nur Fische, die er im Herbste gefangen und gleich dem Froste ausgesetzt hat. Was im Sommer gefangen wird, wird verbraucht, und es wird eben nur so viel gefangen, als für das eigene Bedürfniß nothwendig ist. Im August beziehen die Loparen wieder ihre Herbstwohnungen, wo sie sich sowohl mit Fischfang als mit Jagd beschäftigen. Da die Herbstwohnungen nahe bei einander liegen, werden auch die Jagden auf Renthiere, Marder, Füchse, Fischottern, Fjälfraße und Bären gemeinschaftlich betrieben. Die Winterquartiere werden gegen Weihnachten, spätestens aber kurz nach Neujahr bezogen. Dieses Wanderleben ist mit den Besitzrechten eng verbunden. Alle Flüsse, Bäche, Seen, Wäldereien sind vertheilt, und jede Familie hat ihr bestimmtes Eigenthum. Der Lappländer ist hierdurch gezwungen, den Fischfang und die Jagd an ver-

*) Vergl. hierzu, was Virchow in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. vom 20. Februar 1875 über „die physischen Eigenschaften der Lappen“ sagt (Zeitschrift für Ethnologie VII, 1875, Heft I u. II). Manches, was sich dort und hier zu widersprechen scheint, erklärt sich wohl dadurch, daß sich Virchow's Angaben auf Lappen aus der schwedischen Provinz Westerbotten, Dantschenko's auf solche vom Imandra-See, der über 90 Meilen davon entfernt ist, beziehen.

schiedenen Stellen zu betreiben. Wenn diese Art Eigenthumsrechte aufhören würden, würde auch der Lappländer aufhören Nomade zu sein — aber auch wahrscheinlich aufhören zu existiren.

Wenn der Lappländer mit seiner Familie an einem See oder Flusse angelangt ist, wird auch gleich die Hütte erbaut und am Ufer ein Pfahl in die Erde geschlagen, an welchen der Hund angebunden wird. Die Netze und sonstigen Fischereigeräthe werden auf Stangen gehängt, die kleinen Kähne oder Boote in Buchten gebracht, und schon am folgenden Morgen beginnt unter Glückwünschen die Arbeit. Fische werden nicht geangelt; diese Art des Fischfanges ist den Lappländern unbekannt. Die einfachen Hütten werden so nahe wie möglich am Walde errichtet, um Brennholz in der Nähe zu haben. Die Standquartiere der Lappländer werden nach der Gegend benannt, in welcher sie angelegt sind. So heißt eins Imandra, vom See, an dem es errichtet ist, ein anderes Masselga, vom See gleichen Namens, ein drittes Noto, weil es am Noto-See steht, u. s. w. Eine solche Ansiedelung besteht gewöhnlich aus 6 bis 20 Hütten, die oft näher, oft auch ferner von einander errichtet sind. Neben jeder Hütte befindet sich ein kleiner Speicher. Solche Speicher werden häufig auch an versteckten Orten, im Walde, oft sogar auf einem hohen Baume angelegt; es hängt dies vom größern oder geringern Werthe der Gegenstände ab, welche man in ihm aufbewahrt. Diese Gewohnheit hat sich seit der Zeit bei den Lappländern eingebürgert, als die weißäugigen Tschudj Lappland verwüsteten; später haben russische Fischer die Rolle der Tschudj übernommen; nach ihnen kamen Schweden und Norweger. Obgleich jetzt das Eigenthum der Loparen nicht gefährdet ist, bewahren sie es doch noch immer in geheimen Verstecken auf.

Den Mittelpunkt der Ansiedelung *) bildet unbedingt eine Capelle, welche aus unbearbeiteten Balken errichtet und mit einem nach zwei Seiten abschüssigen Dache versehen ist, auf welchem sich ein Kreuz erhebt. Die Hütten, in denen die Lappländer den Winter verbringen, sind ein Mittelding zwischen der leichten Sommerhütte, die einem Zelte oder einer Jurte gleicht, und dem kleinen russischen Hause, das nur aus einer Stube besteht. Sie sind aus rohen Balken errichtet, haben ein schmales Fenster und eine niedrige Thür. Die Balken sind auf einander gelegt und die Zwischenräume zwischen ihnen werden nicht verstopft. Das Dach ist nach einer Seite abhängend. Im Innern ist aus Steinen eine Art Kamin gemacht, über welchem sich in der Decke ein Loch befindet, durch das der Rauch entweicht. Einen Schornstein errichtet der Lappländer nicht. Dieses Wohnhaus, das der Lappländer „Pyrt“ nennt, hat eine Länge von 5, eine Breite von 4 und eine Höhe von 1 Meter. Die Decke ist häufig mit Rasen belegt. In der Nähe des Einganges steht eine Art Regal zur Aufbewahrung des Küchengeräthes, neben ihm ein Gefäß zum Waschen desselben und ein Wasserständer. An den beiden freien Wänden sind Pritschen angebracht, von denen die an der Hauptwand für den Hauswirth und seine Frau bestimmt ist, während weiterhin die Söhne und überhaupt nur Mannspersonen liegen; die Töchter liegen nahe am Eingange. Diesem gegenüber befinden sich im sogenannten Hauptwinkel, wie beim Russen, Bilder von Heiligen, unter denen sich manchmal auch erotische Sachen befinden, wenn sie nur recht bunt sind. Dantschenko sah in einer Loparenhütte unter den Heiligen auch das roth, grün und gelb gemalte Bild des Fürsten Paschkiewicz, der so jenseits des Polarkreises Heiligenverehrung genießt. In manchen Hütten findet man einen Hausflur, in welchem die Schafe untergebracht, auch wohl verschiedenes Wirthschaftsgeräth, Kleidungsstücke u. s. w. aufbewahrt werden.

Jeder Speicher hat zwei Stockwerke; im untern werden die Schafe untergebracht; das obere dient zur Aufbewahrung von Vorräthen. Die Schafe befinden sich übrigens größtentheils im Freien; sie werden nur unter Dach gebracht, wenn der Eigenthümer und seine Familie sich zur Ruhe begeben. Der Lappländer liebt die Reinlichkeit des Körpers. Während des Sommers badet er sich, wie wir gesehen haben, an einem Tage gegen zwanzig Mal; während der Winterszeit wäscht er seinen Körper an der Stubenthür, der dann durch einen Vorhang verdeckt wird.

In einem Pyrt leben oft bis sechs Familien; häufig sogar noch weit mehr. Eine Folge hiervon ist eine starke Ueberfüllung des engen Wohnraumes. Diese Ueberfüllung ist jedoch ein Zeichen des Reichthums des Eigenthümers; denn je begüterter der Lopar ist, desto mehr Arme, besonders aber verarmte Verwandte, sammelt er in seiner Wohnung an. Ein Zeichen des edelmüthigen Charakters und der Gutmüthigkeit dieses Volksstammes dürfte übrigens sein, daß kein armer Verwandter abgewiesen wird. Es giebt auf der Kola-Halbinsel und am Imandra-See keinen Bettler. Wenn ein Lopar durch Unglücksfälle oder eigene Schuld verarmt ist, geht er in aller Seelenruhe mit seiner ganzen Familie in den Pyrt seines Onkels, Bruders, Schwagers oder Gevatters, läßt sich dort nieder und ist mit den anderen Familienmitgliedern vollkommen gleichberechtigt. Während des Sommers treibt dieses verarmte Familienmitglied Fischfang und Jagd, wenn es will für eigene Rechnung, und kommt zum Winter wieder in die Hütte seines Beschützers. Es ist dies durchaus keine Erniedrigung für den Verwandten, und es macht ihm Niemand auch nur den leisesten Vorwurf. Die Russen, welche sich auf der Halbinsel Kola angesiedelt haben, mißbrauchen häufig dieses Zartgefühl; sie kommen massenweise in die Ansiedelungen der Lappländer und lassen sich von ihnen während des Winters füttern. Doch auch hiermit begnügen sie sich gewöhnlich nicht; sie bestehlen häufig noch ihren Gastfreund. So erzählte ein Lopar Dantschenko, daß sie ihm drei ausgearbeitete Renthierfelle, welche als Matratzen dienten, gestohlen hätten, und als ihn Dantschenko fragte, warum er den frechen Dieb nicht angehalten, sagte er: „Ich habe mich geschämt! Hätte ich ihm ein Wort gesagt, so wäre es ja, als ob ich ihn einen Dieb geschimpft hätte, und dieses wäre nicht schön; es wäre erniedrigend.“

Diese Sinnesart ist aber durchaus keine Folge von Feigheit, denn in der Ansiedelung leben ja viele Loparen, während häufig nur ein Russe in die Wohnung kommt und hier einen Diebstahl verübt.

Man wundert sich, daß kein Lappländer ein ordentliches Haus erbaut, trotzdem es doch unter ihnen recht begüterte Leute, ja sogar in gewissem Sinne Capitalisten giebt. Dieses ist ziemlich leicht erklärlich. Der Reichthum der Loparen besteht hauptsächlich in Renthierherden; er ist also noch Nomade, der sich dahin begiebt, wo seine Herden die besten Weiden finden. Gewöhnlich verzehren nun aber die Renthiere während eines Zeitraumes von fünf bis sechs Jahren das Moos der Tundra, in deren Nähe die Ansiedelung angelegt worden ist, und nun begiebt man sich in eine andere Gegend, die manchmal bis 30 Kilometer entfernt ist. Alle sechs, höchstens alle zehn Jahre ein neues Wohnhaus zu erbauen ist aber selbst in den Gegenden am Imandra-See zu kostspielig, und dieses um so mehr, als es doch nur für den Winter dient. Des Lappen Sommer- und Herbstwohnung, „Pojat“ genannt, ist eine enge, aus Stangen oder Brettern

*) Abbildungen lappländischer Typen, Wohnungen und Landschaften brachte der „Globus“ in Bd. XXII u. XXIII.

gemachte Bude, die mit Rasen belegt ist und oben eine Oeffnung hat, durch welche der Rauch entweicht. Im Innern ist ein Herd errichtet, auf welchem ein Dreifuß steht; hinter dem Herde steht das ärmliche Haus- und Küchengeräth; die Wände sind mit Heiligenbildern behängt und rechts und links vom Herde befindet sich das Lager der Bewohner. Auch bei diesen Wohnungen werden kleine Speicher errichtet, die gewöhnlich auf Stubben, oder gar auf hohen Pfählen erbaut werden. In diesen Speichern werden Netze, Fische, geschossene Vögel, Mehl, Salz u. s. w. aufbewahrt und so vor Mäusen und Fjälfraßen gesichert, die sich vergebens bemühen, in sie einzudringen. Das Haus- und Küchengeräth des Lappländers ist ziemlich einfach; es besteht aus gußeisernen Kesseln, in denen die Fischsuppe gekocht wird, aus Schöpfen und Schüsseln aus Holz oder Birkenrinde, einem flachen Schöpflöffel, mit welchem die Fische aus dem Kessel geholt werden, einem Salzgeschirr aus Birkenrinde und einer Tischdecke aus demselben Materiale. Ein halbrundes Brett, die „Kara“, dient statt einer flachen Schüssel und bildet den Schluß des Tafelgeschirrs. Teller kennt der Lappländer nicht; ihre Stelle vertritt ein Stück Birkenrinde oder ein flacher Stein; doch beginnen die Reicheren jetzt schon Steingutgefäße einzuführen. Während des Essens sitzt die ganze Gesellschaft auf dem Boden.

Die Speisen des Lappländers sind im Ganzen elend und ekelhaft. Nur während des Sommers, während dessen er keinen Absatz für seine Fische hat, wird oft auf einmal ein ganzes Pud davon gekocht. Dafür wird im Winter und wenn Jagd und Fischfang wenig bringen, gehungert. Vielleicht interessirt sich der eine oder der andere Leser für das Menu des Lappländers, da ja die culinarischen Fähigkeiten und Genüsse für die Civilisation eines Volkes charakteristisch sind. Der beste Speisezettel lautet: 1. Fischpastete, zu welcher saurer Teig aus Roggenmehl genommen wird. 2. „Linda“, d. h. Fischsuppe mit Renthiertalg. 3. „Rjeska“, d. h. Fladen aus Roggenmehl. 4. Renthiersfleisch oder Wildpret mit Talg. 5. „Pojda“, d. h. Renthiertalg. 6. Knochen mit Mark. 7. Weizengrütze mit Butter. 8. Weizengrütze mit Talg. 9. Als Dessert — geschmolzene Butter. Die Fladen, „Rjeska“, sollen zwar aus Roggenmehl zubereitet werden; da jedoch das Mehl in jenen Gegenden stets sehr theuer ist, geht man sehr sparsam mit ihm um und mengt es immer zur Hälfte mit fein gestoßener Kiefernrinde. Aus diesem Gemenge wird Teig bereitet und die aus ihm gemachten Fladen werden auf einen heißen flachen Stein gelegt, der noch überdies in die Nähe des Feuers gebracht wird. Wenn eine Seite gebacken ist, wird der Fladen umgekehrt und die andere Seite der Hitze ausgesetzt. Die Rjeska vertritt dem Lappländer unser Brot, das für ihn die größte Delicatesse ist und welches nur derjenige kennt, welcher in die russischen Ansiedelungen (Städte kann man die Orte nicht nennen) Kola und Kandalask kommt. Ein ähnlicher Teig wird auch zu den Pasteten verwendet, nur wird er vorher gesäuert. Diese Pasteten wären wohl schmackhaft, wenn eben anderer Teig zu ihnen verwendet würde und der Lappländer Gewürz zu ihnen hätte, denn ins Innere kommen immer Forellen. Häufig werden diese aber auch ohne Teig gebraten, wobei die Lappländerin folgendermaßen verfährt. Vor allen Dingen reinigt sie die Fische mit dem Messer, das immer an einem schmalen Riemen an ihrer Seite hängt. Dann werden sie an ein dünnes Stäbchen gesteckt und am Feuer dermaßen gebraten, daß auch kein Tröpfchen Fett von ihnen auf den Boden fällt, denn die lappländische Köchin versteht es, den in die Erde gesteckten hölzernen Spieß so geschickt zu drehen und zu wenden, daß kein Verlust entsteht. Die Forelle ist gar, wenn die gebräunte Haut vom Fleische absteht, und sie soll vorzüglich schmecken.

Zur „Linda“ werden, jenachdem Ueberfluß oder Mangel an Fischen ist, mehr oder weniger Fische verwendet. Wenn diese zerkocht sind, wird Mehl mit feingestampfter Kiefernrinde oder Grütze und Talg hinzugefügt. Statt der Fische wird auch wohl Fleisch von Vögeln oder Wild genommen; doch erlaubt man sich einen solchen Luxus gewöhnlich nur an Festtagen oder wenn Gäste da sind; denn der Lappe liebt es nicht, allein zu essen oder zu trinken. Im Gegentheil freut er sich, wenn er einen Gast hat, den er bewirthen, mit dem er seinen Schmaus theilen kann. Die Pastete sowie die anderen im Speisezettel aufgeführten Gerichte kommen nur an hohen Festtagen oder während einer Hochzeit auf den Tisch, oder besser auf den Fußboden des Lappländers.

Aus allen Erdtheilen.

Zur freien Auswanderung nach Australien.

H. G. Eine Hamburger Auswanderungsfirma kündigt an, daß sie Passagiere ohne Nachzahlung für den Preis von 33 Mark nach Australien befördere, während sonst die Fahrt dahin im Zwischendeck 330 bis 380 Mark kostet. Man hat nun geglaubt, daß dahinter etwas Aehnliches stecke wie bei der berüchtigten Auswanderung nach Brasilien. Dieser öffentlich ausgesprochenen Vermuthung muß ich entgegen treten. Ich bin als alter Australier mit den dortigen Verhältnissen und Zuständen sehr genau bekannt und kann versichern, daß die Regierungen der australischen Colonien in ihren Handlungen so offen und ehrlich sind, wie nur eine Regierung sein kann. Die dortigen Gesetze und das dortige Gerichtswesen sind so vortrefflich und so wohl geordnet, daß es auch einer Regierung sehr schlecht bekommen würde, wollte sie List und Treulosigkeit gegen Einwanderer ausüben oder nur dulden. Die in Hamburg verheißene freie Auswanderung nach Australien bezieht sich auf Südaustralien und hat es damit folgende Bewandtniß. Diese Colonie ist die zweitgrößte auf dem Continente und umfaßt ein Areal von 914,730 Quadratmiles. Befindet sich darauf auch viel unbrauchbares Land, so ist doch immerhin das culturfähige von sehr beträchtlichem Umfange. Die Bevölkerung betrug aber am 1. Juli 1876 erst kaum 215,000 Seelen. Die Ansiedelungen reichen bis jetzt wenig über 100 Miles von der Küste ab ins Innere hinein, und ein großes Hinderniß für das weitere Eindringen bildet der Mangel an Communicationswegen. Australien und namentlich der Süden ist bekanntlich sehr arm an schiffbaren Flüssen, denn was man von Flüssen auf den Karten verzeichnet findet, sind meistens in der Regenzeit reißende Ströme, in der Sommerzeit aber wasserlose Flußbetten. Um auch das Innere anzusiedeln, müssen Eisenbahnen gebaut werden, damit der Farmer seine Erzeugnisse nach der Küste schaffen und dort absetzen kann. Dem letzten Premierminister, Mr. James P. Boucaut, gebührt der Ruhm, die bisherige Kirchthurmpolitik beseitigt und eine progressive Politik in großem Maßstabe eingeführt zu haben. Auf seine Veranlassung

hat das jetzt in Adelaide tagende Parlament eine Anleihe von 2,000,000 Pf. St. genehmigt, und sollen damit hauptsächlich Eisenbahnen in der Länge von ungefähr 400 Miles gebaut werden. Wenn es nun auch unter gewöhnlichen Verhältnissen keineswegs an Arbeitern in Australien fehlt, so erfordern doch solche außerordentliche Bauten, welche mit aller Energie betrieben werden sollen, sehr viel Arbeitskräfte. Um theils diese, theils gute Colonisten zu gewinnen, hat das Parlament beschlossen, daß in diesem Jahre 100,000 Pf. St. und ebenso auch im Jahre 1877 für freie Einwanderung aus Europa verausgabt werden sollen. Bisher bestand nur assistirte Einwanderung, d. i. die aus Großbritannien nach Südaustralien Auswandernden zahlten für die Fahrt je nach ihrem Alter nur 3 bis 8 Pf. St., während das Uebrige von der Colonialcasse getragen wurde. Als dies Experiment wenig Erfolg gab, beschloß das Parlament, allen nützlichen Handwerkern, Gärtnern, Bergleuten und namentlich den ländlichen Arbeitern und Dienstmädchen, welche noch in der Blüthe ihres Lebens ständen und kräftige, körperlich und geistig gesunde, fleißige, nüchterne und überhaupt gut beleumundete Personen wären, völlig freie Fahrt nach Australien zu gewähren. Man schickte sogenannte Reiseapostel, welche die Colonie genau kannten und dabei eine gute Suade besaßen, nach England, um dort im Lande herumzureisen und auf öffentlichen Meetings den Leuten die Vortheile einer Auswanderung nach Südaustralien zu schildern. Freilich wurde dabei viel in Hyperbeln gesprochen. Man ging dann, um bessere Erfolge zu erzielen, noch einen Schritt weiter. Während das Parlament sich bis dahin entschieden geweigert hatte, die Vortheile einer freien Fahrt von Europa nach Australien auch auf Deutschland auszudehnen, warf es plötzlich, gewissermaßen durch die Noth dazu gedrungen, alle seine guten Gründe über Bord und übertrug diese Berechtigung auch auf Deutsche. Der Generalagent der Colonie in London, Mr. Francis S. Dutton (8. Victoria Chambers, Westminster S. W.), erhielt von seiner Regierung den Auftrag, von Zeit zu Zeit von Hamburg ein Schiff nach Adelaide abgehen zu lassen, welches Deutsche obiger Qualification völlig frei nach Südaustralien befördern solle. Wenn nun dennoch 33 Mark für die Fahrt berechnet werden, so wird das ein Theil der Gratification sein, welche dem Auswanderungsagenten pro Kopf der von ihm engagirten Personen zugesichert ist. Bestimmten Verpflichtungen unterwirft sich der so Auswandernde in keiner Weise, ich betone es: in keiner Weise. Australien ist nicht Brasilien. Wenn er in Port Adelaide anlangt, so gehört er sich allein an und kann über sich frei verfügen, wie er will. Was man natürlich von ihm erwartet, ist, daß er die Colonie, welche ihn frei befördert hat, wenigstens für die ersten Jahre nicht wieder verlasse. Daß er gebunden sei, das Passagiergeld durch Arbeit an den Eisenbahnen wieder abzuverdienen, ist eine Unwahrheit. Er mag arbeiten, wo und wie er will, und der volle Verdienst gehört ihm. Höchstens wird er indirect gezwungen sein, an den Eisenbahnen Arbeit zu suchen, weil den zahlreich nach der Colonie beförderten Arbeitern wohl oft kein anderer Weg für Verdienst übrig bleiben wird.

Die Preise für Lebensmittel waren in Adelaide um Mitte Juli dieses Jahres folgende. Ein Laib Brot, 2 Pfd., 30 Pfg., Mehl 15 Pfg. pro Pfund, Rindfleisch 50 bis 75 Pfg., Hammelfleisch 41 Pfg., Schweinefleisch 50 bis 70 Pfg., Kalbfleisch 50 bis 70 Pfg., Schinken 1 Mark 25 Pfg., Speck 1 Mark, Butter 1 Mark 85 Pfg., ein Dutzend Eier 1 Mark 50 Pfg., Milch 43 Pfg. pro Quart, Aepfel 25 Pfg. pro Pfund, Birnen 30 Pfg. pro Pfund, Kartoffeln 1 Mark für 14 Pfd., ein Kohlkopf 40 Pfg., ein Blumenkohl bis zu 75 Pfg., Zwiebeln 18 Pfg. pro Pfund u. s. w. Ein Glas Ale, ungefähr ½ Seidel, 25 Pfg., eine gewöhnliche Cigarre 20 bis 25 Pfg., eine kleine Wohnung, aus Stube, Kammer und Küche bestehend, 8 bis 9 Mark pro Woche u. s. w.

Was die Löhne anlangt, so galt um Mitte Juli 1876 folgende Höhe. Ohne Kost und Logis erhielt ein gewöhnlicher Arbeiter 5 bis 6 Mark und ein Gärtner 6 Mark pro Tag, Schuhmacher 40 Mark, Tischler 40 bis 50 Mark, Sattler 48 Mark, Bergleute 42 Mark pro Woche, Schneider 75 Pfg. pro Stunde, Dienstmädchen bei freier Station 8 bis 12 Mark pro Woche, ja tief im Innern der Colonie sogar 16 Mark pro Woche.

Wer in Südaustralien Land erwerben und Ackerbau betreiben will, darf nicht ohne Geldmittel sein. Alles auf den öffentlichen Auctionen nicht verkaufte Land (das Angebot muß mehr als 1 Pf. St. pro Acre betragen) kann auf Credit, zum Preise von 1 Pf. St. pro Acre, erstanden werden. Kein Creditkäufer erhält aber mehr Land als 640 Acres, d. i. eine englische Quadratmeile. Er hat dann sofort 10 Procent der Kaufsumme zu erlegen, welche als Pacht für die nächsten drei Jahre angesehen werden. Nach Ablauf dieser Zeit mag er aufs Neue gegen Zahlung von 10 Procent einen dreijährigen Credit beanspruchen. Ist auch dieser Zeitraum verstrichen, so muß er wenigstens den halben Kaufpreis in Baar erlegen, während die andere Hälfte auf weitere vier Jahre gegen jährlich 4 Procent Zinsen gestundet werden kann. Zur ausdrücklichen Bedingung wird dabei gemacht, daß er sich sofort auf dem Lande ansiedele, es einhäge und cultivire. Geschieht dies nicht in vorgeschriebener Weise, so fällt das Land wieder an die Regierung zurück.

Ich kenne Australien aus meinem eigenen Leben daselbst genau und kann Jedem, der nun einmal auswandern will, namentlich die Colonien Südaustralien und Victoria aus Ueberzeugung empfehlen. Er wird besonders in erstern sehr geordnete Verhältnisse und sittliche Zustände antreffen. In dieser Colonie herrscht der John-Bull-Typus vor, und darunter lebt es sich immer gut. Nur träume er bei Leibe nicht, er werde in Australien in ein Paradies eintreten; gebratene Tauben fliegen auch dort nicht herum. Er wird dort eben so sauer und fleißig — und das noch unter der Glühhitze des Sommers — arbeiten müssen wie in Europa und dabei viele Genüsse der alten Heimath, welche ihm lieb geworden, entbehren. Wer etwa an die Goldfelder denkt, mag lieber nach Berlin oder Leipzig wandern, um dort ein großes Loos zu gewinnen. Ueberhaupt weiß ich nicht, ob fleißige, sittsame, nüchterne, körperlich und geistig gesunde Menschen Ursache haben, ihre Heimath zu verlassen, um einer sehr ungewissen Zukunft entgegen zu sehen. Sie ahnen nicht, in welche Verhältnisse, namentlich wenn mit Familie, sie gerathen können, und wissen nicht zuvor, ob sie Energie genug besitzen, sich darin aufrecht zu halten. Und Freiligrath hat Recht, wenn er dichtet:

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern
Und seinen Rebenhügeln ziehn!

Aus Aegypten.

Oberst Mason, welcher, wie wir in Bd. XXVII, S. 57 berichteten, im December 1874 zusammen mit Oberst Purdy eine Expedition nach dem neu erworbenen Dar-Fur anführte und von Alt-Dongola am Nil eine neue, gerade Straße nach Fascher einschlug, ist, wie die „Allgemeine Zeitung" meldet, unlängst in sehr leidendem Zustande wieder in Kairo eingetroffen. Er und Purdy haben ganz (?) Darfur kartographisch aufgenommen; letzterer unternahm eine Forschungsreise südwärts bis zu den Grenzen von Dar-Fertit, welches Schweinfurth 1871 durchwandert hat, und nach den berühmten Kupferminen Hofrat-el-Nahas (in circa $9\frac{3}{4}^0$ nördl. Br. und 25^0 östl. L. v. Gr.).

Dr. Pfund, welcher die Colston'sche Expedition nach dem Sudan als Naturforscher begleitete (s. a. a. O. S. 57), ist dagegen am 21. August 1876 in Fascher, der Hauptstadt der Provinz Dar-Fur, gestorben. Er war von Geburt ein

Hamburger, aber schon seit einem Vierteljahrhundert in Aegypten ansässig. 1875 hatte er namentlich den Nordwesten von Kordofan besucht und botanische Sammlungen gemacht.

Sonst wird gemeldet, daß sich Dar-fur und Kordofan völliger politischer Ruhe erfreuen, und daß selbst die Negerstämme am Weißen Nile sich allmälig in die neue Ordnung der Dinge finden. M'tesa von Uganda, Stanley's Freund, will Gesandte nach Kairo schicken, wo kürzlich auch solche aus dem Somali-Lande eintrafen. — Zwischen Suez, Zeila und Berbera wurde eine regelmäßige Postverbindung durch Dampfboote eingerichtet.

Volkszählung in Südaustralien.

Am 26. März 1876 wurde der achte Census in Südaustralien aufgenommen und wies eine Seelenzahl von 213,271 aus. Die erste Zählung fand im Jahre 1844 statt und hatte eine Bevölkerung von 17,366 ergeben. Die übrigen wurden gehalten im Jahre 1846 mit 22,390, im Jahre 1851 mit 63,700, im Jahre 1855 mit 85,821, im Jahre 1861 mit 126,830, im Jahre 1866 mit 163,452 und im Jahre 1871 mit 185,626 Seelen. Der letzte Census vom 26. März dieses Jahres mit 213,271, ausschließlich der Ureinwohner, begriff 110,491 Personen männlichen und 102,780 weiblichen Geschlechts. Auf die Pastoraldistricte entfielen davon 3987 und auf die in den verschiedenen Häfen liegende Schiffsmannschaft 1552. Das Northern Territory (Port Darwin) zählte erst 743, d. i. 560 Europäer (467 männliche und 93 weibliche) und 183 Malayen und Chinesen. Davon waren ungefähr 190 Europäer und 80 Coolies und Chinesen auf den Yam Creek Diggins mit Goldsuchen beschäftigt. Während sich in den zehn Jahren von 1851 bis 1861 die Bevölkerung verdoppelt und in dem Decennium von 1861 bis 1871 um 47 Procent zugenommen hatte, hat in den letzten fünf Jahren nur eine Vermehrung von kaum 15 Procent stattgefunden. Der Grund liegt zum Theil in der verminderten freien Einwanderung aus Europa auf Kosten der Colonialcasse, meistens aber in der großen Depression im Verkehrsleben, welche in diesem Zeitraume vorherrschte. Die City of Adelaide, Hauptstadt der Colonie, zählte 31,573 Einwohner, davon 15,104 männliche und 16,469 weibliche. Dann folgen die Städte Norwood und Kensington mit 6576, Hindmarsh mit 4120, Port Adelaide mit 2885, Kapunda mit 2272, Unley mit 1560, Glanville mit 1285 u. s. w.

* * *

— Bekanntlich unternahm der am 9. November 1875 verstorbene Capitain W. H. Hovell in Gemeinschaft mit dem am 20. April 1873 verstorbenen Mr. Hamilton Hume im Jahre 1824 die erste große Entdeckungsreise von Yaß, im Süden der Colonie Neu-Süd-Wales, nach Port Phillips, damals lauter unbekannte und von zahlreichen wilden Eingeborenen bewohnte Gegenden. Die Wittwe desselben, Sophia Hovell, hat nun am 13. Mai 1876 die von ihrem Manne auf sie vererbten großen und werthvollen Ländereien in der Nähe von Goulburn der Universität Sydney als Eigenthum überwiesen, mit der Bestimmung, daß aus der sehr bedeutenden jährlichen Revenue eine Professur für Geographie und Geologie, für welche ihr Mann stets das größte Interesse gezeigt, an der Universität errichtet werde.

— Säwerzow, der bekannte russische Naturforscher und Reisende, beabsichtigt im Herbst 1876 eine Forschungsreise in das neuerworbene Land Ferghana (Chokand) und die umliegenden Berge zu unternehmen, im folgenden Sommer das Alai-Plateau und die Ferghana im Süden begrenzenden Gebirge zu besuchen und im Herbste 1877 südwärts bis zur Pamir vorzudringen. Ihn sollen der Astronom Schwartz, welcher die astronomischen Beobachtungen bei der vorjährigen Hissar-Expedition anstellte, der Mineningenieur Muschketow, der Botaniker Smirnow und Andere nebst sechs Kosacken begleiten.

— Der ausgezeichnete Geolog Mr. Brough Smyth, welcher im vorigen Jahre eine interessante geologische Karte Australiens (die erste dieser Art) publicirte, bekleidete bis Ende Mai dieses Jahres die wichtige Stelle eines „Secretary for Mines" in der Colonie Victoria. Infolge mancherlei Collisionen mit seinen Unterbeamten resignirte er. Wie berichtet wird, hat ihn der Premier der Colonie, Sir James M' Culloch, veranlaßt, sein angefangenes größeres Werk über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen in Victoria jetzt bei größerer Muße zu vollenden. Es sind dafür bereits bedeutende Mittel aus der Colonialcasse bewilligt worden, und das vollendete Werk wird um so werthvoller sein, als es eine Race betrifft, die in schnellem Aussterben begriffen ist.

— Die neu gegründete Universität Adelaide in der Colonie Südaustralien trat am 27. Juni dieses Jahres ihr zweites Semester an. Die Zahl der Studenten belief sich auf 32, von welchen 16 dem schönen Geschlechte angehörten. Im ersten Semester waren 18 Studenten und 16 Studentinnen immatrieulirt gewesen.

— Laut einer Depesche aus San Francisco ist am 15. Juli der San-Fernando-Tunnel (mit Ausnahme des Hoosac-Tunnels in Massachusetts der längste Tunnel in den Vereinigten Staaten) vollendet worden. Es ist dies der achtzehnte und letzte Tunnel der Süd-Pacific-Eisenbahn auf der Strecke zwischen San Francisco und Los Angeles. Ueberhaupt herrscht augenblicklich in ganz Californien eine große Betriebsamkeit im Eisenbahnbau und namentlich an der genannten Bahn, welche zur Zeit innerhalb Californiens noch aus drei getrennten Stücken besteht, nämlich von San Francisco bis Soledad, von Goshen nach Caliente und von San Fernando über Los Angeles nach Indian Wells. Diese drei Strecken gilt es jetzt mit einander zu verbinden. Man hoffte noch zu Beginn des laufenden Jahres, die Bahn von San Francisco bis Los Angeles am 4. Juli einweihen zu können; aber die großen zu überwindenden Schwierigkeiten haben diesen Termin bis in den September verschoben. Im nächsten Frühjahr soll dann die erste Locomotive von Westen her die Ufer des Colorado-Stromes erreichen. Gleichzeitig läßt die betreffende Eisenbahncompagnie längs ihrer Linie in Kern und Los Angeles County mehrere neue Stadtplätze vermessen.

— Im Juli dieses Jahres sind 800 Auswanderer aus Island im canadischen Bezirk Manitoba angelangt.

Inhalt: Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874. I. (Mit einer Karte und drei Abbildungen.) — Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875. Von A. Czekanowski. II. (Schluß.) — Unterwelt und Elysium der Hervey-Insulaner. — Am Imandra-See. (Schilderungen aus Lappland.) Von Albin Kohn. I. — Aus allen Erdtheilen: Zur freien Auswanderung nach Australien. — Aus Aegypten. — Volkszählung in Südaustralien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 30. September 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874.

II.

Nachdem die drei Entdecker jenes Document an dem nördlichsten Punkte ihrer kühnen Wanderung niedergelegt, wandten sie sich zur Rückkehr nach dem Schiffe, 160 Meilen fern im Süden. Lag es aber noch an der frühern Stelle oder war es inzwischen weggetrieben? An das Seil gebunden, kletterten sie über die Gletscher zurück, erquickten sich auf Cap Germania an etwas geschmolzenem Schneewasser und erreichten spät Abends ihr Nachtlager nahe dem Säulencap. Nur eine dreistündige Ruhe gönnten sie sich dort; denn jeder Windhauch konnte das Eis aus der Teplitzer Bay aufbrechen und wegtreiben. Jetzt erschienen die bei der Hinreise leicht überwundenen Hindernisse schwierig; Hunde und Menschen waren erschöpft und letztere wanderten fast mit geschlossenen Augen, Orel wegen Schneeblindheit, die Anderen aus Schlafmangel. Es war ein beständiges Auf- und Abladen des Schlittens, ein Anrücken und Heben und Zusammenbinden der gebrochenen Theile; selbst die Flächen ebenen Eises waren des dichten, nassen Salzschneebreies wegen lästig, der sich auf seiner Oberfläche mehr als ehedem gebildet. Aber glücklich wurde das Alkencap und Cap Brorock passirt und nach langem, ermüdendem Wandern gegen Abend Cap Schrötter und die dort Zurückgebliebenen erreicht. Es war charakteristisch zu sehen, wie wenige Tage ohne Arbeit und Aufsicht hinreichen, Menschen unter solchen Umständen zu demoralisiren: sie waren kaum mehr zu erkennen. Geschwärzt vom Thrankochen, matt, vom Durchfall befallen und von Langeweile heimgesucht, krochen sie ebenso erfreut als verwahrlost aus dem geschwärzten Zelte; wenige weitere Tage hätten sicher genügt, sie ernstlich krank zu machen. Doch hatten sie genau nach Payer's Weisungen gehandelt und den Proviantgebrauch möglichst eingeschränkt. Vor seinem Aufbruche hatte er ihnen alle Mittel hinterlassen, sich in der Einöde zu orientiren und den Rückweg nach dem Schiffe zu finden, falls sie fünfzehn Tage vergeblich auf sein Eintreffen gewartet hätten. Als aber Payer sie jetzt fragte, welche Richtung sie nach dem „Tegetthoff" eingeschlagen hätten, wiesen sie zu seinem Entsetzen auf den Rawlinson-Sund anstatt auf den Austria-Sund, nach Nordosten anstatt nach Süden.

Zwei Dinge trieben zur höchsten Eile, die Befürchtung, daß die Zeit plötzlicher Schneeerweichung und Trennung des Landeises bereits begonnen habe und den Rückzug ungemein erschweren dürfte, und die starke Abnahme des Proviants, der, abgesehen von den Depots, nur noch auf zehn Tage reichte. Ohne Weiteres wurde behufs schnellern Fortkommens der gemeinsame Schlafsack, das Hundezelt, alle Pelzhandschuhe u. s. w. zurückgelassen, das getheilte Zelt wieder zusammengenäht und am 14. April bei — 12° R. nach Süden aufgebrochen. Eishöcker, Schneeblindheit einzelner Leute und Faulheit der Hunde ließen den Rückmarsch nicht so rasch von Statten gehen als es wohl wünschenswerth gewesen wäre. Erst am folgenden Tage, der auch den Pro-

viant durch das Fleisch eines erlegten Eisbären vergrößerte, wurde südlich von den Coburg-Inseln ebenere Bahn erreicht. Inzwischen hatten übermäßige Anstrengung, Schlafmangel, der namentlich im Laufe der nun folgenden Woche eintrat, und das Uebergewicht von Fleischnahrung ihre Kräfte sehr vermindert. Letzteres erzeugte Hungergefühl, und dieses steigert die Reizbarkeit der Nerven ebenso wie es die Muskelkraft herabsetzt. (Die Eskimos dagegen pflegen bis 20 Pfund Fleisch, also einen kleinen Seehund, an einem Tage zu verzehren, und da sie sich dabei wohl befinden, so zeigt dies, wie unnachahmlich civilisirten Menschen die Lebensweise der Wilden ist.) Mehrere Leute, welche das Bärenfleisch nicht vertrugen, wurden während des Marsches öfters vom Schwindel befallen und deshalb auf „halbe Diät" gesetzt. Daher kam es, daß namentlich die nachmittägigen Marschstunden ungemein beschwerlich fielen und die doch verringerte Schlittenlast anscheinend unverändert blieb.

So waren sie längs der Andree-Insel ($81^1/_2{}^0$ nördl. Br.) nach Süd hinabmarschirt, hatten das flache Eisgewölbe der Rainer-Insel überschritten und erblickten im Westen die mit vielen Eisbergen erfüllte Back-Einfahrt und im Norden noch einmal das Kronprinz-Rudolf-Land. Als sie dann wieder auf die Eisfläche des Meeres hinabstiegen, brachen sie, peinlich überrascht, überall tief in *schneeüberdeckte Meerwassertümpel* ein, die sie gänzlich durchnäßten, und fanden erst nach längerm Irrgehen Abends eine trockene Lagerstelle. Am 17. April zog Orel mit dem großen Schlitten voran, während Payer mit dem Hundeschlitten nach Cap Hellwald abbog, die schroffen, festgefrorenen Hänge dieses 2200 Fuß hohen, aus einem feingeschichteten Thonschiefer, in seiner Spitze aus Basalt bestehenden Berges erklomm und von oben eine Reihe von Messungen und Beobachtungen vornahm. Von den dort nistenden Tauchern und Teisten schoß er eine Anzahl, aber einer der Hunde fraß sie in einem unbewachten Augenblicke sammt den Handschuhen des Arbeitenden auf. Nur zwei Stück wurden für das gemeinsame Mittagsmahl gerettet. Halbe und ganze Fasttage wechselten von da an mit einander ab; denn der Proviant bestand nur noch in Brot und Bärenfleisch für $2^1/_2$ Tage. Das hinderte aber den kühnen Entdecker nicht, das imposante fast 3000 Fuß hohe Cap Tyrol auf der Insel Wiener Neustadt, welches weite Umsicht und wichtige Aufschlüsse für die Aufnahme verhieß, mit Haller in einem beschwerlichen Gletschermarsche zu erklimmen (18. April bei — $23^1/_2{}^0$ R.). Beim Hinabsteigen fanden sie zuerst einen ganz mit Flechten (Usnea melaxantha) bedeckten Trümmerhang, dann aber eine von der Sonne beschienene, mattgrüne Berghalde ohne Schnee, ein Anblick, der den Alpen anzugehören schien, nicht dem 81. Breitengrade. Gräser, deren untere Halmtheile bereits zu grünen begannen, Steinbrech, Mohn u. s. w. standen da in dichteren Gruppen als sonst versammelt und ermöglichten ihnen, sich ein Bild des Sommers in diesem Lande zu vergegenwärtigen. Schneequellen ohne Zahl mögen dann diese spärlichen Grasfluren antreiben, sich sommerlich zu schmücken, Wildbäche in geschäftiger Hast die öden Schnee- und Trümmerschluchten hinabstürzen. Zur Zeit aber war noch Alles starr und auch in seinem Sommerkleide ist dieser Erdenfleck im Vergleich mit anderen arktischen Ländern eine Wüste.

Lange Zeit suchten die Beiden ihre Gefährten vergebens; einiges Schneetreiben hätte hingereicht, sie für immer von jenen zu trennen. Sie fanden sie jedoch nahe dem Forbes-Gletscher im Zelte wieder, und weil die Mannschaft schon seit zwei Wochen keinen Taback mehr besaß, so begrüßte sie die von Haller oben am Cap gesammelten Flechten als willkommenen Ersatz.

Die Kälte hatte in den letzten Tagen abermals zugenommen; daher sie nun bei Tage schliefen und Nachts marschirten. In der Nacht vom 18. zum 19. April zogen sie bei 20^0 Kälte einem heftigen, ihren erfrorenen Nasen höchst empfindlichen Südwestwind entgegen, stundenlang bemüht, die Fußsohlen durch starke Bewegung vor Erfrieren zu schützen. Als dies einigermaßen gelungen, nahm die Tiefe und Erweichtheit des Schnees so zu, daß sie Schritt für Schritt tief einbrachen. Wasser erfüllte die tieferen Lagen und drang in ihre Stiefel ein, und weil diese Erscheinung in Anbetracht der tiefen Temperatur nicht durch das Schmelzen des Schnees erklärt werden konnte, so thaten sie jeden Schritt mit mißtrauischem Zögern und in beständiger Furcht vor unsichtbaren Abgründen. Anfangs schrieben sie das Wasser Gletscherbächen zu oder dem Umkippen der Eisberge, welches die Eisdecke des Meeres hier und da aufgebrochen hätte; daß aber letztere selbst und zwar auf eine große Ausdehnung hin *zersprungen* und die Nässe emporbringendes Meerwasser sei, daran wollten sie nicht eher glauben, als bis das plötzliche Versinken der Vorangehenden keinen Zweifel mehr darüber ließ. Der Tyroler Klotz ging nun mit einem Bergstocke voran und führte sie mit großer Geschicklichkeit, beständig sondirend und häufig einbrechend, zwei Stunden lang sicher durch die Klüfte bis auf noch unzerbrochene Bahn. Die Sonne war jetzt zum ersten Male auch um Mitternacht zu sehen; die Berge des Markham-Sundes empfingen ihr röthliches Licht.

Einbrechen in Meeresspalte.

Im Süden lag schwarzer Wasserhimmel, die Länder zur Seite waren in Nebel gehüllt; bald vernahmen sie auch das unzweideutige Geräusch von Eispressungen und naher Brandung. In $80^0\,36'$ schliefen sie einige Stunden, bis das Näherrücken des Geräusches sie weckte. Entlang der wiedergefundenen alten Schlittenspur zogen sie weiter; aber schon nach wenigen hundert Schritten hatten sie den niederbeugenden Anblick *offenen Meeres* vor sich. Kein weißer Saum war jenseits zu sehen. Wälle hoch empor gepreßten Eises umringten dieses Wasser, das, von heftigem Winde bewegt, sich in hohen Wellenkämmen schwang; 30 Schritt weit peitschten die Flugwasser seiner Brandung den Eisstrand.

Und die Dulder standen da — ohne Fahrzeug, fast ohne Proviant, fünfundfunfzig Meilen vom Schiffe entfernt!

Wohin sollten sie sich nun wenden? Verzehrten sie die Hunde und schmolzen sie den Schnee mit ihren zertrümmerten Schlitten, so konnten sie noch acht Tage leben. Ihr Gepäck mußten sie dann tragen. Doch die wichtigste Frage lag in dem Wohin! In welcher Richtung lag das Eis noch ungebrochen? Bot das Land im Westen zusammenhängende Brücken? Communicirte das Meer vor ihnen mit seinen südlicheren Außentheilen, dort wo das Schiff lag? Nur eine Wahl blieb, der Ausweg über Land, und weil sich das offene Wasser noch über die nackten Riffe der Hayes-Inseln hinaus nach Südwesten verfolgen ließ und schwere Dünste über dem Markham-Sund darauf hinzudeuten schienen, daß auch dieser bereits aufgebrochen sei, so entschied sich Payer für den Ausweg über die Gletscher des Wilczek-Landes. Alles hing davon ab, daß das Eis im Süden des Austria-Sundes noch geschlossen lag.

Glücklich erreichten sie zunächst in südöstlicher Richtung das Land. Bald darauf aber war alles in Nebel gehüllt; die Temperatur stieg auf — 11° R., Schneetreiben kam, wuchs zum Schneesturm an, und um nicht abgeschnitten zu werden, mußten sie sich eng an einander halten. Kein Gedanke daran, zu rasten; es galt ja, einen Ausweg zu finden, bevor der Wind alle Brücken ihres Rückzuges durchriß. Entlang ungeheurer Gletschermauern zogen sie, vom dichten Schnee umwirbelt, dahin; oft im Kreise umhertappend, entgingen sie nur mit Noth den Abgründen; kaum vermochten sie Athem zu schöpfen und sich gegen den Wind zu halten.

Ankunft vor offenem Meere.

Die Kleider waren im Nu dicht mit Schnee bedeckt, das Gesicht, Augen und Mund mit Eisrinden verschlossen, das dunkele Meer unten zur Rechten den Blicken entzogen. Alle hundert Schritte wurde für Augenblicke gehalten, um, sich umwendend, die erstarrten Glieder zu erwärmen und das Eis aus dem Gesichte zu entfernen. Erst nach siebenstündigem Marsche war der Gletscher überschritten und eine steinige Berglehne erreicht, wo das Zelt aufgeschlagen wurde. Völlig erschöpft, von Eis starrend und hungrig legten sich die Armen schlafen; denn der Proviant mußte gespart werden: trennte sie das offene Wasser oder ein breiter Sprung bei Cap Frankfurt vom Schiffe, so mußten sie diesseits auf den einförmigen Gestaden des Wilczek-Landes umkommen.

Nach wie vor raste der Schneesturm. Am 20. April (bei — $13^1/_2{}^0$ R.) verließen sie nach dem denkbar dürftigsten Frühstück das Zelt in dampfenden Kleidern, die draußen sofort zu Panzern gefroren. Beim Weitergehen blies das Unwetter fast den Rest ihrer Standhaftigkeit hinweg. Erst Abends ließ es nach und sie hatten das Glück, den ihr letztes Depot bergenden Eisberg nahe dem Strande unverrückt zu finden, und in ihm, von den Hunden geleitet, den dort versteckten Eisbären und 45 Pfund Boiled beef. 3 Pfund Fleisch verzehrte jeder; dann ging es weiter. Zu ihrer unbeschreiblichen Freude hatte sich das offene Wasser nach West zurückgezogen; in einem großen, südlich gerichteten Bogen vermochten sie es zu umgehen. Noch hatten sich die mit ihm communicirenden Spalten in ihrer Bahn nicht unüberschreitbar erweitert; von Eisbergen aus gelang es ihnen, ihren Weg so zu wählen, daß sie glücklich Cap Frankfurt in 80° 20′ nördl. Br. erreichten. Mit hoher Befriedigung betraten sie an seinem Fuße den ununterbrochenen Zusammenhang des Landeises bis zum Schiffe hin und feierten dieses

rettende Ereigniß durch einen Grog aus Wasser und Spiritus.

Am 21. April machte Payer, während die Anderen vorauzogen, von der Höhe des Caps Messungen. Bei Cap Berghaus holte er sie ein. Ein Streifen Eishöcker war zu überwinden, dann tiefer Schnee, so daß häufige Rasten nothwendig waren. Selbst den ausdauernden Zaninovich ergriffen vorübergehende Anfälle von Ohnmacht, die Folge übergroßer Anstrengung; und der Tyroler Klotz prophezeite: „Nit acht Tog kunnt m'r so fortmochen, mieh zappeln wie de Anter (Enten) am Eis rum, bis m'r alle umfallen!"

Am 22. April bald nach Mitternacht erreichten sie die 400 Fuß hohe Schönau-Insel, wo das Proviantdepot von Bären unberührt gefunden wurde, und auf deren günstig gelegenen Gipfel Payer die Aufnahmearbeiten dieser Reise beendete. Nun war die Zeit des Darbens vorbei; nach siebenstündigem, prächtigem Schlafe ging es weiter.

25 Meilen (es sind stets nautische gemeint, 60 = 1°) trennten sie noch vom Schiffe; diese Strecke beschloß Payer mit dem Hundeschlitten vorauszugehen, um zuerst zu erfahren, ob es noch auf derselben Stelle liege. Der Tag war von ungewöhnlicher Klarheit; alles Land, vor einem Monate noch der Herd der Stürme und Schneebedeckung, schimmerte mit seinen braunen Felswänden jetzt im Sonnenlichte. Träge und verdrossen liefen die Hunde, bis sie die alte, größtentheils verwehte Schlittenspur wiederfanden und den Eintritt in bekannte Gegenden zu errathen schienen. Rasch ging es nun vorwärts, 180 Schritte in der Minute. An der südwestlichsten Ecke der Salm-Insel machte Payer an der windgeschützten Seite eines anscheinend gestrandeten Eisberges

Schlittenziehen.

kurze Rast, um etwas Boiled beef auf der Kochmaschine aufzuthauen, als der Eisberg plötzlich einstürzte. In mehrere Theile gespalten, wälzten sich seine krystallenen Kolosse in dem Eise, das sie in starren Wogen aufbrachen. Die brennende Kochmaschine und die Hunde erfassend, entkam er nur mit Mühe.

Das Umkippen der Eisberge ist die naheliegende Erklärung dafür; aber es kam häufiger vor, als er es vermuthete, und es ist sehr zu widerrathen, im Umkreise eines Eisberges ein Zelt oder ein Depot zu errichten.

Dann zog er weiter durch die Straße zwischen der Salm- und Wilczek-Insel und langte um Mitternacht bei dem weithin sichtbaren Orgelcap an, von dessen Gipfel er das Schiff im fernen Eismeere erblicken mußte, wenn es überhaupt noch da war. Schweren Herzens stieg er hinan und zog die Hunde nach. Ein steiniges Plateau dehnte sich vor ihm aus; bei jedem Schritte, mit steigender Aufregung nach vorn gethan, sank das Land vor ihm, der ferne Horizont des Eismeeres stieg empor, weithin seine unermeßliche weiße Oede. Höhe für Höhe stieg er hinan; plötzlich tauchten drei feine Masten vor ihm auf und das Schiff war gefunden; drei Meilen fern im Eismeere erschien es nicht größer als eine Mücke. Bald hatte er es selbst erreicht und stieg hinab in die Cajüte, um die Schlafenden zu wecken, die mit großer Freude die Nachricht von der hohen erreichten Breite und den gemachten Entdeckungen empfingen. Nach einigen Stunden waren alle Fragen beantwortet; Jedermann verließ das Schiff, um den ankommenden Schlittenreisenden entgegenzugehen. Sie hatten die Flagge auf dem Mast des Schlittens gehißt; festlich wurden sie bewillkommnet, und der Appetit der Abgemagerten nach Weißbrot, Kartoffeln und Milch bildete eine Woche lang die bekümmerte Aufmerksamkeit der Uebrigen.

Auf dem Schiffe hatte inzwischen die regste Thätigkeit geherrscht: Weyprecht und Brosch hatten ihre mit seltener Ausdauer und Pünktlichkeit durchgeführten magnetischen Beobachtungen zum Abschluß gebracht und die schon erwähnte Basis auf dem Eise gemessen. Die Mannschaft hatte die Ausrüstung der Boote für die Rückreise nach Europa begonnen und den Proviant wasserdicht verpackt. Auch die Gesundheitsverhältnisse hatten sich wesentlich verbessert, und die Jagd lieferte nun so reichliche Erträgnisse, daß sie fortan vor Schüsseln gedünsteter Vögel und gebratenen Bärenfleisches, welches letztere freilich nur schlechtem Rindfleische gleichkommt, im Ueberflusse schwelgten.

Die letzten Tage des April waren so lieblich und verhältnißmäßig warm, daß sich Payer behufs Vervollständigung der Aufnahme zu einer kurzen, dritten Schlittenreise nach Nordwesten entschloß. Am 29. April brach er mit Brosch, Haller und dem Hundeschlitten nach Cap Oppolzer auf der Insel Mac Clintock auf, bestieg in fünfstündigem, mühseligem Klettern von dort über den Simony-Gletscher das 2500 Fuß hohe Cap Brünn und stellte von oben bei 18° Kälte und stürmischem Winde seine Messungen an, die er erst nach mehreren Stunden der härtesten Arbeit zu Ende führte. Das Resultat derselben war die Darstellung des Gebiets zwischen 80 und 81° nördl. Br. und zwischen 51 bis 57° östl. L. v. Gr., wie es die Karte zeigt. Schon am 3. Mai waren sie wieder beim „Tegetthoff".

Die folgenden Tage bis zum Antritt des Rückzuges waren der Erholung und dem Wohlleben gewidmet. Aber emsiger noch suchten sie die erworbenen Erfahrungen in Sicherheit zu bringen. Weyprecht ließ den reichen Schatz

Abschied vom Lande.

der gesammelten meteorologischen und magnetischen Ablesungen, die Logbücher und Schiffspapiere am 14. Mai in einer Blechkiste verlöthen, während Payer auf 20 Blättern seine gesammten Vermessungen ins Reine zeichnete und dieselben mit den zoologischen Zeichnungen und etwa 200 Skizzen des Landes, des Eismeeres und der Erlebnisse, seinen Tagebüchern und der Flagge der Schlittenreisen gleichfalls in eine blechgefütterte Kiste verpackte und verlöthete. Von der zoologischen Originalsammlung konnten leider nur eine kleine Auswahl des leichter Transportabelen und die Grundproben mitgenommen werden. Jedermann war ferner damit beschäftigt, seine Kleidung für den Rückzug in Stand zu bringen; unausgesetzt wurde im Raume der Mannschaft genäht, Berge von Zwirn verschwanden unter ihren Händen, um in massivem Zickzack die defecte Kleidung zu durchirren. Das Schiff — nicht mehr gepflegt wie sonst — wies Spuren zunehmenden Verfalles auf und war umgeben von den Resten der zahlreich erlegten Bären, von denen nur Gehirn, Zunge und die ausgewähltesten Theile noch in die Küche wanderten, während das Uebrige den Hunden preisgegeben wurde.

Kleinere mit den Hunden unternommene Excursionen nach dem Lande beendeten die durch die große Tiefe des Schnees überall sehr erschwerten Untersuchungen über die Gletscherbewegung. Die letzte dieser Wanderungen fand am 15. Mai statt, und hier, an der Stelle, wo sie es zuerst betraten, nahmen sie Abschied von dem Grabe ihres abgeschiedenen Gefährten Krisch und von dem Lande, das die glückliche Laune einer Scholle ihnen geschenkt hatte, um ihnen eine Rückkehr ohne demüthigende Enttäuschung zu ermöglichen. Damit waren alle Aufgaben der Expedition unter den herrschenden Umständen als erloschen zu betrachten; alle Gedanken galten nun dem Rückzug nach Europa, über dessen Verlauf noch jede klare Vorstellung ihnen abging.

Die längst berathene Ausrüstung dazu basirte auf dem

trefflichen Material der Schlittenreisen; dazu kam zweckmäßige Verpackung des Proviants und möglichste Verminderung des Gepäcks. Letztere wurde in Folge der nun raschen Abnahme der Kälte zum Theil durch leichtere Bekleidung erreicht. Ferner sollten drei der Boote, auf einer Schleife ruhend, den Rückzug begleiten; zwei davon norwegische Fangboote, 20 Fuß lang, 5 Fuß breit, $2^1/_2$ Fuß hoch. Das eine sollte Weyprecht und Dr. Kepes, das zweite Payer und Orel, das dritte Brosch besteigen, und außerdem jedes noch sechs Mann enthalten.

Zu jedem der Boote, welche mit allen möglichen Werkzeugen, Instrumenten, Gewehren und Munition belastet waren, gehörte ein großer Schlitten mit circa 17 Centner Lebensmitteln (namentlich Pemmikan, Erbswurst und Boiled beef) und einer Kochmaschine. Das gesammte Gepäck wog etwa 90 Centner. Nur drei der Hunde wurden mitgenommen, die übrigen erschossen. Die persönliche Ausrüstung bestand während des Marsches in zwei Wollhemden, einer wollenen Unterhose, drei Paar Strümpfen, ledernen Wasserstiefeln und Mützen und einem Schlafpelze. Reine Schafwollwäsche war ein sehr gesuchter Artikel, seine Erwerbung geschah durch listige Manöver, deren redlichstes die Ueberredung war. Jeder trug außerdem noch ein großes Messer, einen Löffel und ein Paar Schneebrillen bei sich. Keinen andern Luxus gestatteten die Umstände als die Mitnahme eines Tabacksbeutels per Kopf; jeder aber wurde mit solcher Kunst gefüllt, daß er an Schwere einem Steine glich. Es war nicht gestattet, auch die Röcke mit Taback zu füttern.

Der Reiseplan war einfach und galt in Hinsicht der einzuschlagenden Route dem Lebensmitteldepot bei den Barentz-

Das Verlassen des Tegetthoff.

Inseln (an der Nordküste von Nowaja-Semlja), also in fast genau südlicher Richtung. Dort wollten sie den Proviant ergänzen und dann längs der Küste Nowaja-Semljas hinabfahrend eines jener Schiffe erreichen, welche die Lachsfischerei in den Flüssen dieses Landes bis zum Beginn des Herbstes zurückhält. Unter allen Umständen sollten die Boote trachten, beisammen zu bleiben; für den möglichen Fall der Trennung wurden die Wilhelm's-Inseln (südwestlich von den Barentz-Inseln) bis Mitte August als Sammelplatz bezeichnet. Zum Marsche selbst wurde anfangs die Nacht gewählt, die Tageszeit diente zum Schlafen, ein Verfahren, das im Verlaufe der Reise immer weniger innegehalten wurde. Allen Erfahrungen nach hing das Gelingen des Rückzuges davon ab, daß bis Ende August das eisbedeckte Meer überwunden war. Die größten Schwierigkeiten waren von der Schneeerweichung zu erwarten; denn wenngleich das Thermometer noch Anfangs Mai auf 14 bis 17 Grad unter Null fiel, und scharfe Nordostwinde die Auflösung des Schnees noch etwas hinausschoben, so näherten sich die mittleren Tagestemperaturen doch schon dem Nullpunkt und überschritten denselben zum ersten Male am 16. Mai. Im Anfang der Reise durften also nur geringe Fortschritte erwartet werden, zumal zwei der Leute noch immer dienstunfähig waren.

Mit Freude wurde der 20. Mai, der Beginn des Rückzuges, derselbe Tag, an welchem einst (1855) Kane sein Schiff verlassen hatte, begrüßt; denn er führte zur That. Doch es war ein ergreifender Anblick, als die Flaggen an die Masten des „Tegetthoff" genagelt wurden, und die Rückreise begann, tausend Meilen entfernt von den ersten Niederlassungen der Menschen. Ein Document mit der Begründung des Verlassens wurde auf den Cajütentisch des Schiffes niedergelegt, das in seinem Innern noch bedeutende Schätze barg: die zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen, die Instrumente, die kostbare Bibliothek, Proviant

für länger als ein halbes Jahr und 67 zubereitete Eisbärenfelle. Einige hatten dagegen die mitgebrachten Photographien ihrer Freunde oder Bekannten aus Land getragen und an einer Felswand aufgehängt, um sie dem Schicksale des Schiffes zu entziehen, von welchem man annahm, daß es binnen Kurzem aus Land gedrängt und zerpreßt werden müsse.

Am Tage (20. Mai) hatte die Besatzung geschlafen und Abends das letzte Mahl auf dem Schiffe eingenommen; dann war sie in leichtem Reisecostüm ausgezogen, um sich vor den Booten zu versammeln (9 Uhr). Dunkle Wolkenmassen, die über dem Lande lagen, hatten die Sonne verhüllt, und der Weg nach Süden hin führte in das trostlose Einerlei schneebedeckter Eishügel — drei Monate lang war es fortan ihre Welt. Die Leistung des ersten Tages bestand darin, daß sie, elf und zwölf Mann, vor ein Boot oder einen Schlitten gespannt, diesen mühevoll eine Meile weit nach Süden schafften, auf den „Tegetthoff" zurückgekehrt nochmals Thee tranken und nach dreimaliger Wiederholung dieses Weges sich in der Nähe des Schiffes zur Ruhe begaben.

Am Imandra-See.

(Schilderungen aus Lappland.)

Von **Albin Kohn.**

II.

Ich habe schon oben gesagt, daß die europäische Civilisation dem armen Loparen blutwenig gebracht hat; Gutes hat sie ihm wohl überhaupt nicht gebracht, da sie seine Lebensweise, seine Sitten nicht geändert hat; aber sie hat ihn mit dem Branntwein bekannt gemacht, dem er sein ganzes Vermögen zu opfern bereit ist. Um Branntwein zu bekommen reist der Lopar, aber nicht allein, aus der reizenden Montsch-Tundra am Imandra-See nach Kola oder Kandalask. Die Bewohner einer ganzen Ansiedelung spannen ihre besten Renthiere an die leichten Schlitten, und nun geht die Cavalcade, eine „Najda" bildend, d. h. einer hinter dem andern fahrend, wie im Fluge in die russischen Ansiedelungen. Hierher werden gefrorene Fische, Pelzwerk oder auch Renthiere gebracht und verkauft. Schon beim Handel wird der unwissende Lappländer hintergangen, da er ja keinen Begriff von dem Werthe seiner Waare hat und sich auf die Rechtschaffenheit seines Handelsfreundes verlassen muß, der ihm, nachdem das Geschäft abgeschlossen ist, den größten Theil des Betrages in — Branntwein auszahlt, der größtentheils gleich an Ort und Stelle ausgetrunken wird. Männer, Frauen und Kinder bleiben übrigens so lange in der russischen Ansiedelung, bis das, was sie mitgebracht haben, vertrunken ist, und oft ereignet es sich, daß der Unglückliche auch die Kiereschka und die Renthiere vertrinkt, welche ihn zu den Russen gebracht haben. Die betrunkene Gesellschaft fährt, wenn Alles verjubelt ist, singend und lärmend wieder nach ihrer Ansiedelung zurück. Leider kommt es häufig vor, daß ein völlig betrunkener Lappländer von seiner Kiereschka stürzt und die Renthiere mit dieser allein der „Najda" folgen. Da die ganze Gesellschaft betrunken ist, merkt Niemand den Vorfall, und der Unglückliche wird eine Beute der Wölfe, Füchse und Krähen.

Wenn, was wohl eine große Seltenheit ist, der Lopar einmal genöthigt ist, allein zu trinken, dann schafft er sich, freilich nur in seiner Phantasie, die nöthige Gesellschaft. Vor allen Dingen erinnert sich dann der gute Sohn seines Vaters, schenkt ein Gläschen voll und trinkt es für ihn aus. Nun kommt die Reihe an die längst dahingeschiedene Mutter, an die todten oder lebenden, aber nicht anwesenden Brüder und Schwestern. Er will keinen Bruder, keine Schwester verkürzen, und jede dieser Personen erhält einen Schluck, natürlich per Procura des Trinkenden. Wenn diese bedacht sind, erinnert sich der gemüthliche Lappländer seines theuren Onkels, seiner guten Tante, seiner lieben Freunde, deren Namen er herzählt, und jede der genannten Personen erhält, was ihr zukommt — einen Schluck. Der Trinkende will Keinen beleidigen, Niemandem Unrecht thun! Jetzt erst, nachdem schon alle seine imaginären Gäste befriedigt sind, denkt der Trinkende auch an sich und thut den ersten Schluck auf die eigene Gesundheit. Hierbei erinnert er sich dann der schönen Lappländerin, welche einst ein englischer Schiffer in seine ferne Heimath entführt hat; er weiht auch ihr einen kräftigen Schluck und singt das Volkslied, das sie verherrlicht *). Doch schon nach der ersten oder zweiten Strophe besinnt er sich. Was kümmert ihn die fremde Lappländerin, welche er nie gesehen hat? Er beginnt nun, immer in kurzen Intervallen trinkend, sein eigenes Lied zu singen, bis er vollständig berauscht zu Boden sinkt.

Da, wie wir gesehen haben, nicht in jedem Jahre der Fischfang und die Jagd so lohnend sind, daß sie hinreichende Nahrungsmittel verschaffen, und von den wenigen Nahrungsmitteln noch ein großer Theil vertrunken wird, so entsteht oft eine solche Hungersnoth, daß häufig ganze Ansiedelungen aussterben **). Dantschenko erzählt einen herzzerreißenden Fall dieser Art. In einer Hütte, sagt er, lag die Leiche eines soeben verstorbenen Loparen. Rund herum standen die Frau und die Kinder. Die Kleinen schauten mit stumpfer Verzweiflung auf die unbeweglichen und gleichzeitig scharf hervortretenden Züge. Die Lappländerin, welche die Hände auf die Brust gelegt hielt, verwandte keinen Blick vom Todten. Sie schwieg; man hörte nicht das Geheul, welches man bei den Russen hört, wie man auch die frommen Redens-

*) Ueber die Lieder der Lappen siehe Schott in der oben angeführten Sitzung des Berliner Vereins für Anthropologie u. s. w.

**) Virchow a. a. O. (S. 33) nennt den Ernährungszustand der von ihm untersuchten Lappen einen überaus kümmerlichen. „Sie sind alle mager und namentlich die Runzelbildung im Gesichte ist eine so starke, daß selbst die Jüngeren den Eindruck eines höhern Alters machen." Ihre Haut hat „wegen des geringen Fettpolsters eine Feinheit, wie wir sie bei den übrigen europäischen Gesichtern sehr selten sehen. — — Es erinnert das in gewissem Maße an die Beschreibungen, welche wir von den Buschmännern haben. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die Ernährungsverhältnisse der Lappen in manchen Beziehungen sich denen der Buschmänner anschließen. — — So scheint es mir, daß auch bei den Lappen im Laufe der Jahrhunderte die einseitige und mangelhafte Ernährung auf die ganze Constitution einen solchen Einfluß ausgeübt hat, daß man sie in gewissem Sinne als pathologische Race bezeichnen könnte."

arten nicht vernahm. Nur Thränen strömten aus den gerötheten Augen der Frau, deren Lider geschwollen waren. Ein furchtbarer Hunger herrschte. Eine andere Lappländerin in derselben Ansiedelung stürzte sich vor Russen, welche durch diese Ansiedelung zogen, nieder und hielt ihnen ihr kleines Kind entgegen, während sie selbst den Kopf auf die Brust senkte. Gewiß hat weder sie noch ihr Kind das ihnen von den Mitleidigen gegebene Brot vom Hungertode gerettet, der die ganze Ansiedelung dahinraffte. Häufig ereignet es sich sogar in solchen Fällen, daß die Frauen ihre Männer nicht überleben wollen und keine Nahrung annehmen, um ihnen in den Tod zu folgen.

Man sagt, daß sämmtliche Lappländer sich haben taufen lassen und zur orthodoxen Kirche übergetreten sind. Da sie, wie wir gesehen haben, von Natur ein harmloses, gutes Völkchen sind, konnten sie durch den Glaubenswechsel nicht gebessert werden. Durch die Annahme des neuen Glaubens ist nur der Aberglauben gewachsen und die Zahl der Höllenfürsten hat sich vergrößert, denn die ehemaligen guten Götter der Lappländer wurden von den Popen aus ihrem Himmel vertrieben und zu den christlichen Teufeln Lucifer, Beelzebub und Satanas verbannt.

Unter den abergläubischen Sagen nehmen zwei einen hervorragenden Rang ein, welche ich hier mittheilen will.

Wenn der Sturm vom Pole daherbraust und Berge von Schnee zusammenweht, dabei laut durch Schlucht und Wald heult, dann sind die „Tschudj“ entfesselt *), von denen sich der Lopar Folgendes erzählt:

Vor langen, langen Jahren lebten in den Bergen, welche den Imandra-See umgeben und die ganze Halbinsel Kola durchziehen, die Tschudj. Da kamen denn die Getauften (Christen), schlugen die Tschudj und diese verbargen sich in dem Felsen, wo sie auch heute noch leben. Abends oder während eines Schneetreibens hört man, wie sie sich im Innern des Berges unterhalten. Sie rufen einander zu und unterhalten sich mit dumpfer Stimme. Während der Nacht singen sie Lieder; es giebt aber auch Tage, an denen die Tschudj aus den Felsen herauskommen, in der vollen Freiheit sich belustigen und durch Schneetreiben und Sturm die Zeit vertreiben. Aber die Tschudj lieben es nicht, wenn der Mensch von ihnen spricht, denn dann stürmen und brausen sie nur desto stärker und wüthen mit teuflischer Gewalt, die nur der Beschwörung weicht. Doch nicht jedem ist die Beschwörungsformel bekannt und wehe dem, der sie herzusprechen versucht und nicht die rechten Worte findet. Die Tschudj reißen ihm die Mütze vom Kopfe, werfen ihn selbst zu Boden oder treiben ihm große Schneemassen in die Augen, so daß er fast erblindet. Dann ziehen sie über ihn laut lachend hin und berühren sein Gesicht mit ihrem im Winde flatternden Kleide.

Auf der Westseite des Imandra-Sees liegt die in ganz Lappland berühmte Moustsch-Tundra, in welcher sich eine Menge kleiner Seen befinden. Alle diese Seen, alle Flüßchen und Wälder der Gegend sind belebt; an jedem See- oder Flußufer, in jedem Haine haust eine reine, glänzende Jungfrau, und man hört Glockentöne, wenn der Sturm die Fluthen bewegt, welche immer ebenso plötzlich wie der Wind verstummen. Wenn man aber bei Sonnenaufgang den Berg Trisou besteigt und sich auf seinen kahlen Scheitel setzt, dann hört man die Steine sprechen und ein dumpfer Lärm läßt sich ringsum vernehmen; es ist zum wahnsinnig werden, und man bemerkt, aber zu spät, daß man sich auf einem Tschuder Grabhügel befindet. Diese Tschudj haben jedoch, ehe sie von den Getauften besiegt und in die Berge getrieben wurden, lange Zeit mit den Loparen gekämpft und ihnen besonders während der Frühlingsunwetter stark zugesetzt.

Doch nicht bloß in den Bergen hausen die Tschudj; auch im Meere lebt dieses Volk!

Die Alten erzählen, daß unterm Wasser eben solche Gebirge und Wälder sind wie auf der felsigen Feste von Lappland. In diesen Wäldern leben Renthiere, in den Schluchten treiben sich Wölfe umher und auf den Rücken der nicht abschüssigen Berge findet man eben solche Ansiedelungen wie auf dem festen Lande in Lappland. In diesen Ansiedelungen leben die „unterirdischen Tschudj“. Ihre Sprache ähnelt dem Hundegebelle; sie unterscheidet sich nur von diesem durch häufigeres Ertönen und durch Heiserkeit. Diese Tschudj haben auch Pyrten, aber aus Stein, erbaut; sie brauchen auch keine Renthiere, sondern besitzen große Herden von Seehunden, Seepferden, Seekälbern und Delphinen. Doch haben die Tschudj auch einen furchtbaren Feind — den Haifisch, auf den sie, mit großen eisernen Bogen bewaffnet, Jagd machen und den sie mit steinernen Pfeilen erlegen. (Die Seehunde haben ihre Sprache, sagt der Lappländer, und unterhalten sich mit einander, wenn Niemand in der Nähe ist, wenn die Polwüste schweigt und am Himmel das Nordlicht spielt, das Meer ruhig ist und sich keine Welle bewegt.)

Die zweite Sage ist wo möglich noch interessanter und deshalb will ich sie in wortgetreuer Uebersetzung nach Dantschenko hier wiedergeben.

„In Lappland lebt ein großer Berggeist, Aroma-telle, dessen Größe zehn alte Kiefernbäume überragt. Er geht mit seinen Hunden, welche die Größe von Ochsen haben, auf die Jagd des großen weißen Renthiers mit schwarzem Kopfe und goldenen Hörnern. Diese Jagd dauert nun schon unberechenbar viele Jahre und wenn Aroma-telle's erster Pfeil das weiße Renthier treffen wird, wird das erste Erdbeben stattfinden. Dann werden alle alten Felsengebirge bersten und Feuer speien, die Flüsse werden rückwärts fließen, das Wasser der Seen hinwegströmen, das Meer verarmen, austrocknen. Wenn dann Aroma-telle's zweiter Pfeil das weiße Renthier in die schwarze Stirn zwischen die beiden goldenen Hörner treffen wird, dann wird Feuer die ganze Erde umgeben, die Berge werden kochen wie Wasser, an der Stelle des Meeres werden sich andere Berge erheben und sie werden wie Fackeln brennen, und die Polarländer, zu denen jetzt von dort aus Eis und Nordwinde kommen, erleuchten. Wenn sich aber die Hunde auf das Renthier stürzen und es zerreißen werden, wenn Aroma-telle sein Messer in dessen zitterndes Herz stoßen wird, dann werden die Sterne vom Himmel fallen, der alte Mond wird dann erlöschen, die Sonne weit, sehr weit von hier ertrinken und auf der Erde nichts Lebendes verbleiben. — Es wird dies das Ende der Welt sein.

Aroma-telle aber thut den Menschen nichts Böses. Wenn jedoch ein Mensch das Unglück hat, die Augen des Renthiers zu sehen, erblindet er fürs ganze Leben; wer den Tritt seiner Hufe hört, wird taub fürs ganze Leben, und wen der glühende Athem des Renthiers trifft, der wird stumm fürs ganze Leben. Gehör, Gesicht und Sprache erhält der Unglückliche einige Augenblicke vor seinem Tode erst wieder, auf daß er seiner Umgebung mittheile, was er in sich selbst gesehen, in sich selbst während dieser Zeit gehört hat.“

Ich muß hier auf zwei Angaben dieser lappländischen Sage aufmerksam machen, deren Aehnlichkeit mit christlichen sich wohl schon dem Leser aufgedrängt hat. Wen erinnert Aroma-telle und sein weißes Renthier mit schwarzem Kopfe und goldenen Hörnern nicht an die durch die katholische Kirche ins Breviarium Romanum aufgenommene und dadurch

*) In „Tschudj“ scheint der Begriff eines untergegangenen Volkes, mit welchem die Loparen zu kämpfen gehabt, und böser körperhafter Kobolde gemischt zu sein.

für wahr oder wahrscheinlich anerkannte Legende vom heiligen Hubertus? Noch auffallender ist die Beschreibung der Erscheinungen, welche nach dem Glauben der Loparen das Weltende begleiten werden, mit der biblischen Beschreibung derselben.

In Bezug auf die Bedeutung und Entstehung der Aroma-telle-Sage verweise ich auf die Abhandlung Prof. A. Kuhn's: „Der Schuß auf den Sonnenhirsch" in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" (1868). Wenn der gelehrte Forscher auch nicht direct von Aroma-telle spricht, so bietet er doch eine Menge ähnlicher Sagen bei anderen Volksstämmen und erklärt dieselben. Gleichzeitig weise ich hier auf S. 42 und 75 von Dr. Schwartz's „Naturanschauungen" hin, wo auseinandergesetzt ist, wie der Blitzzickzack die Vorstellung weckte, ein mit einem Geweih versehenes Thier (Hirsch und dergleichen) werde im Gewitter gejagt. Das halb weiße, halb schwarze Renthier trägt mit dieser doppelten Bezeichnung die Beziehung auf Sonne und Gewitterwolke an sich, wie der himmlische Jäger bald einen Schimmel, bald einen Rappen reitet.

Zum Schlusse noch eine für den Glauben des Lappländers charakteristische Bemerkung. Er behauptet, daß es gefährlich sei, Abends zu singen, laut zu reden und überhaupt Lärm zu machen, denn „der Unreine lebt im Wasser". Es giebt nun, sagt er, sehr verschiedene „Unreine". Es giebt langhaarige, welche in Gewässern leben; sie lieben nicht, daß Netze ausgeworfen werden oder Lärm gemacht wird. Noch schlimmer ist es, wenn man nächtlicher Weile Steine ins Wasser wirft; wer dieses thut, den ziehen sie sofort ins Wasser. Es ereignete sich einmal, sagen die abergläubischen Loparen, daß Kinder Steine ins Wasser geworfen haben; die Teufel haben sie alle ins Wasser gezogen. Nun giebt es aber auch noch ein Teufelsweib, welches schwarz und ganz behaart ist, sich auf einen Felsen, welcher sich in der Mitte des Imandra-Sees befindet, setzt und ihre Haare mit einem goldenen Kamme kämmt. Deshalb athmet auch der Lappländer kaum, wenn er Abends in der Nähe des Sees fährt; er verhält sich mäuschenstill. Im Walde ist es gar nicht besser; denn auch dort sind Teufel; es giebt große, sehr große! Manchmal erscheint er größer als der größte Baum, manchmal sitzt er aber auch auf einem Steine und wird klein und immer kleiner, wie ein Finger. Dann erscheint er wieder als Greis mit grauem Barte. Auch zwischen den Wurzeln liebt er es sich aufzuhalten. Da rollt er sich wie eine Faust zusammen und schläft. Welche Gestalt er aber auch annehmen mag, immer ist es leicht, ihn zu erkennen. Er hat ein rothes Mützchen auf dem Kopfe, dessen Spitze (Kolpak) erhoben ist, und er trägt immer einen langen Stock in der Hand. Mit ihm muß man ebenfalls äußerst vorsichtig verfahren. Lache nur im Walde — und sogleich betäubt er dich mit seinem Lachen, das von allen Seiten erschallt; schreie, und er erhebt ein donnerähnliches Geschrei. Manchmal treibt aber der Teufel auch mit dem sein höllisches Spiel, der ruhig seines Weges zieht, denn er erschreckt ihn plötzlich durch Händeklatschen, das von allen Seiten ertönt. Er lebt auch in gewissen Felsen auf hohen Gebirgen. Wenn man bei solchen Felsen oder Bergen vorbeifährt und an Böses denkt, da stürzt er gleich einem Sturm auf den Menschen, sendet ihm ein Schneetreiben entgegen, umringt ihn mit dichten Wolken oder schreckt ihn durch Blitze. Die größte Anzahl dieser Unreinen hält sich in der Gegend von Chibina auf. Da sind Seen auf den Gebirgsrücken und in den Seen sind solche Felsen, die ganz gerade und wie Häuser mit Fenstern versehen sind. In diesen Felsen leben sie.

Einmal gerieth, so erzählt die Sage, ein Lopar während der Jagd in diese Gegend. Er war erschrocken. Er sah, wie aus einem solchen Felsen Rauch aufstieg und er vernahm Stimmen, als ob dort viele Menschen versammelt wären. Diese Unreinen sind böse und machen, daß eine Rajda während einer ganzen Woche den rechten Weg nicht findet. Besonders geschieht dies, wenn man sich am Freitag oder Sonnabend auf den Weg macht. Wenn man dies aber obenein am Ostersonntag thut, dann ertränken sie den Uebelthäter oder führen ihn in so dichtes Gebüsch, daß er nicht hinauskommen kann.

Dieses erzählen sich die Lappländer am Imandra-See vom Unreinen, vom Teufel, und — unser deutscher und polnischer Bauer erzählt sich mit vollem Glauben an die Wahrheit, wenn auch mit anderen Worten, dasselbe von seinem bösen Gotte.

Geffi's Umschiffung des Albert Nyanza.

F. B. Die Royal Geographical Society in London hat von Geffi einen ausführlichen Bericht *) über seine im April dieses Jahres ausgeführte Umschiffung des Albert-Sees erhalten, welchen wir hiermit mit einigen Kürzungen in der Uebersetzung wiedergeben:

Kerri, 5. Mai 1876.

„Ich hatte meine beiden Boote als Kutter getakelt und mit 18 Matrosen und 12 Soldaten bemannt. Ich verließ Dufli am 7. März 1876 und erreichte den Ausfluß des Sees am 18. desselben Monats; die Gegenwinde, unaufhörliche Regengüsse und die Strömung waren schuld an unserer langsamen Reise. Meine Aufgabe war, den Theil des Flusses zwischen Dufli und dem See zu erforschen, Magungo zu besuchen und den See zu umfahren. — Von Dufli bis zum See ist es 164 englische Meilen, und ist der Fluß auf der ganzen Entfernung schiffbar, tief und breit, an manchen Stellen über 700 Yards. Bei zwei Drittel der Entfernung von Dufli ist ein großer Zweigarm, welcher in nordnordwestlicher Richtung läuft und wahrscheinlich nach Makraka in dem Lande der Niam-niam fließt. Das Land ist sehr reich; die Eingeborenen sind mit Fellen von Antilopen und Ziegen bekleidet und die Bodenerzeugnisse sind mannigfaltig, da sie aus Hirse, dem Weizen des Landes, Sesam, Honig, Taback, Bananen, Bohnen u. s. w. bestehen. Vieh ist zahlreich und Bequemlichkeit und Ueberfluß scheinen unter dem Volk zu herrschen. — Wir erreichten die Einfahrt zum See zur Zeit der Sonnenwende und wurden durch das stürmische Wetter zum Warten genöthigt. Am 20. März suchte ich, verführt durch die Aussicht auf einen schönen Tag, die Nordostecke des Sees in der Richtung nach Magungo zu kreuzen." (Ein sich erhebender Sturm trieb jedoch die Boote ans Land und versenkte eins derselben, so daß viel Zeit mit der Hebung und Instandsetzung desselben verloren ging.) „Am 30. März erreichten wir unsern Bestimmungsort, aber

*) S. kürzere Nachrichten oben auf S. 55 und 95.

die Feindseligkeit der Eingeborenen zwang mich, den Victoria-Nil hinaufzufahren. In der Nähe des Murchison-Falls fand ich einen der ägyptischen Regierung unterworfenen Häuptling, zehn Tage später kamen die Truppen an und am 12. April war ich wieder unterwegs."

Auszüge aus meinem Tagebuch.

12. April. Um 4 Uhr Morgens erreichten wir die ersten Eilande, welche 5 bis 7 Meilen vom Ufer entfernt liegen; es sind Sandbänke, auf welchen etwas Vegetation ist, und gewähren sie Schiffen guten Schutz gegen alle Winde.

13. April. Setzten unsern Weg bis zum letzten der Eilande fort. Das Festland des Sees ist niedrig, die Ufer sandig und das Innere reich an Vegetation und Baumwuchs. Wir passirten drei Katarakte. Es war ein Dorf da und erhielt ich von den Einwohnern folgende Information: Der erste Katarakt heißt Huima, der zweite Wahambia und der dritte Nanza. Sie rühren von einem großen Flusse her, der niemals trocken wird und Tisa heißt. Ich zweifele nicht, daß dies Sir Samuel Baker's Kaiigiri-Fluß ist *). Die Eingeborenen sagen aus, daß, obgleich sie weit bis ins Innere von Uganda nach Elfenbein gewesen sind, sie niemals die Quelle dieses Flusses erreicht haben.

15. April. Fortsetzung der Fahrt.

16. April. Um 2 Uhr Morgens führten wir unsere Boote vor einem starken Winde aus Osten in einen kleinen Hafen, den ich Port Schubra benannt habe. Er enthält viele Dörfer und bin ich sicher, daß dies Baker's Vacovia ist **); aber der Name ist verschwunden, indem andere Stämme die früheren Bewohner vertrieben haben. Dieser Hafen ist 250 Yards breit und 600 bis 700 Yards lang. Die Ufer des Festlandes bilden ins Wasser abfallende Klippen.

17. April. Ich blieb den ganzen Tag in diesem Hafen, indem wir das Wasser aus unseren Booten schöpften und unsere Kleider nach dem 36stündigen Regen trockneten.

18. April. Setzten unsere Reise mit günstigem Winde fort. Nach einer Fahrt von etwa 40 Meilen ***) bemerkte ich Inseln und Vegetation in der Entfernung. Das Wasser hatte die Farbe gewechselt und war weißlich geworden; vom Mastkorb aus gesehen hatte es eine röthliche Farbe, und beim Auswerfen des Senkbleies zeigte sich eine Tiefe von nur 12 Fuß mit schlammigem Boden. Ich hatte keinen Zweifel mehr, daß wir in der Nähe eines Flusses seien. Nachdem wir 10 Meilen weiter gefahren †), liefen wir auch in denselben (den Missisi-Fluß) ein, und als wir 7 englische Meilen denselben hinaufgefahren, hielten uns der dichte Papyruswuchs und andere Wasserpflanzen auf. Von der Höhe stürzte sich ein großer Wasserfall, viel größer als die drei früher gesehenen, herab. Der Fluß ††) endete in dieser Sackgasse. Die Eingeborenen waren aus dem nahegelegenen Dorfe geflohen; als ich jedoch ein Flußpferd erschoß, kamen drei der Wilden langsam herbei, und nachdem ich ihnen das Fleisch geschenkt, stellten sich bald über funfzig ein. Sie sagten aus, daß der Wasserfall von den Wassern herkomme, welche während der Regenzeit sich in den Bergen ansammeln und einen Fluß bilden, aber in der trockenen Zeit, zugleich mit dem Flusse, austrocknen. Sie fragten mich, wohin ich gehe, und als ich das Ende des Sees als mein Ziel angab, sagten sie: „Ihr seid schon am Ende des Sees, Ihr könnt nicht über den Ambatsch hinaus gelangen, denn das Wasser ist nur so tief," wobei sie auf ihre Knie zeigten. Als ich dann den am Ende des Sees vorhandenen Fluß sehen wollte, versicherten sie mich, es sei kein Fluß am Ende des Sees außer demjenigen, auf welchem wir uns befanden, auch kein Wasserfall. Ein Sturm erhob sich und wir kehrten gerade rechtzeitig an Bord zurück, um den Anker aufziehen zu können und einer schwimmenden Insel zu entgehen, welche mit unglaublicher Geschwindigkeit auf uns zukam. Das Land heißt Quando und seine Bewohner sind der Menschenfresserei verdächtig.

19. April. Wir verließen den Fluß und suchten den Ambatsch zu durchdringen, aber gänzlich ohne Erfolg, da der Ambatschwuchs sehr dicht und das Wasser sehr seicht war. In dieser Weise fuhren wir an dem Ambatsch entlang, wobei der Kiel des Bootes von Zeit zu Zeit den Boden berührte. Das Wasser hatte überall schwarze Farbe in Folge der Ambatsch-Wälder und war nicht trinkbar; nirgends war irgend eine Strömung zu bemerken und der Boden war sandig. Indem wir so an dem Rande der Ambatschfelder blieben, kreuzten wir den See von Osten nach Westen, eine Entfernung von 40 Meilen, ohne eine Durchfahrt zu finden. Von dem Maste sah ich, daß der Ambatschwald sich noch sehr weit ausdehnte und daß dahinter ein Feld oder Thal mit Pflanzenwuchs folgte, welches bis an den Fuß der Berge reichte. — Wir befanden uns jetzt an dem gegenüberliegenden (westlichen) Ufer und suchten bei einem vor uns liegenden Dorfe Erkundigungen einzuziehen. Aber die feindselig gesinnten Einwohner trugen alle ihre Besitzthümer fort und die Nogaras riefen ihre Krieger zusammen. — Bei Eintritt der Dunkelheit zogen wir uns ein wenig vom Ufer zurück.

20. April. Am nächsten Tage näherte ich mich wieder dem Ufer, sah aber keine Eingeborenen. Vom Mastbaum dagegen waren Hunderte sichtbar, in den Büschen im Hinterhalte versteckt. Ich verließ den Ort und erreichte nach einstündigem Segeln ein anderes großes Dorf. Von den gleichfalls geflüchteten, aber friedfertigen Eingeborenen kamen einige so nahe ans Ufer, daß ich sie durch den Dolmetscher auffordern lassen konnte, mir einen Häuptling zu schicken. Nach einer halben Stunde kam ein alter Mann von etwa 60 Jahren und setzte sich auf den Strand. Auf meine Fragen gab er sodann folgende Information: „Ihr könnt nicht durch den Ambatsch dringen, das Wasser ist nur so tief (wobei er seine 15 Zoll lange Pfeife vorzeigte). Es giebt weder einen Fluß noch einen Wasserfall am Ende des Sees; aber wenn Ihr weiter fahrt, trefft Ihr drei Fälle eines Flusses, welcher am Ende des Harif zugleich mit den Fällen eintrocknet; der Fluß hat keinen Namen. Am Ende des Sees, wo der Ambatsch aufhört, ist Sand und Gebüsch; das Wasser endet in der Mitte des Ambatsch. Das Wasser im See steigt nicht, selbst nicht während der großen Regen." — Das stehende, schwärzliche Wasser, der sandige Boden, die gänzliche Abwesenheit einer Strömung, die Seichtigkeit, alles beweist, daß kein Fluß am Ende des Sees vorhanden ist. Von Vacovia bis zum Ende, und auch auf der Westseite, fallen die Berge senkrecht ins Wasser ab und sind nur mit Buschwerk bekleidet, in welchem große Bäume ganz fehlen. Mit günstigem Winde passirten wir die drei Fälle, welche der alte Häuptling erwähnt hatte. Während der Nacht nahm der Wind an Heftigkeit zu und um Mitternacht blies ein

*) Mündet unter $1^0 43'$ nördl. Br. in den See.

**) Liegt nach Baker's Karte unter $1^0 15'$ nördl. Br.

***) Diese Stelle wäre etwa unter $0^0 48'$ nördl. Br. zu suchen. Die beiden von Gessi aufgenommenen und vom ägyptischen Generalstabe publicirten Karten, deren eine den Lauf des Nil zwischen Dufli und dem See, deren zweite letztern selbst darstellt, beruhen nur auf sehr rohen Skizzen und stimmen auch nicht mit Gessi's eigener Beschreibung, weshalb wir von ihrer Reproduction Abstand nehmen. Er giebt z. B. den Abstand von Port Schubra bis zum Missisi-Flusse auf zusammen 50 englische Meilen an, während derselbe auf seiner Karte nur 28 beträgt, und macht auf derselben den Albert Nyanza 170 Miles lang und 52 breit, während er im Berichte diese Dimensionen mit 141 resp. 80 Miles ansetzt.

†) Also etwa unter $0^0 40'$ nördl. Br.

††) D. h. so weit er befahrbar ist.

Orkan. Die ganze Nacht und den folgenden Tag waren die Boote in größter Gefahr, alle schweren Gegenstände wurden über Bord geworfen, und wir mußten das eindringende Wasser ausschöpfen. Es gab keinen einzigen Hafen oder Zufluchtsort an der ganzen Küste und wurden wir 40 Meilen aus dem Curs getrieben. Endlich wurde der Wind günstiger und gegen 5 Uhr Abends kamen wir in Sicht von Mkaroli *).

Ich bemerkte keine Strömungen während meiner Reise, außer daß bei starkem Südwestwind das Wasser nach Nordosten trieb und umgekehrt. Ich bemerkte eine Linie an den Felsen etwa 4 Zoll über dem jetzigen Wasserstand, doch kann ich nicht sagen, ob dieselbe den höchsten Wasserstand im See bezeichnet, da mich die Eingeborenen überall versicherten, daß das Wasser weder steige noch falle. Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß nur diejenigen, welche den Albert Nyanza während der Regenzeit besucht haben, sich einen Begriff von der ungeheuern Masse des Regenfalls in dieser Region machen können.

Länge des Sees 141 englische Meilen; größte Breite 60 Meilen.

Romolo Gessi,
beigeordnet dem Generalstab Gordon Paschas.

* * *

Durch den oben auszüglich mitgetheilten Bericht Gessi's über seine Fahrt von Dufli bis zum Südende des Albert Nyanza ist eine weitere fühlbare Lücke in unserer Kenntniß des Nil-Laufs ausgefüllt worden, wenn es auch von Dr. E. Behm (Petermann's Mittheilungen 1876, Heft VII, S. 266) nach unserer Ansicht etwas zu viel behauptet ist, daß es die letzte noch übrig gebliebene Lücke gewesen, und daß nun die Nilquellenfrage abgeschlossen sei. Ebenso lag bei diesem trefflichen Kenner afrikanischer Geographie und Entdeckungsgeschichte wohl allzu viel Vorsicht vor, wenn er noch im November 1875 (a. a. O. 1875, Heft XII, S. 457) es für denkbar hielt, daß Victoria Nyanza und Albert Nyanza dem Congo-System zugehörten und der Nil nicht aus Seen, sondern aus vielen kleinen Quellarmen, die zum Theil von dem Gebirge im Westen des Mwutan herabkommen könnten, entspränge. So leicht es jetzt auch ist, diese Vermuthung zurückzuweisen, so konnte doch schon damals nach Speke's und Grant's Erkundigungen (1862 bis 1863), nach Baker's Aussagen und Karten (1863 bis 1865 und 1871 bis 1873) und besonders nach Lieutenant Chippendall's Reise (Februar 1875, s. „Globus" XXVIII, Nro. 18, S. 287) schwerlich ein Zweifel mehr über die Herkunft des Weißen Nil aus dem Albert Nyanza obwalten. Wir sagten damals, „der Albert Nyanza scheint demnach an seinem Nordende ein Delta zu haben, durch dessen verschiedene Arme der Weiße Nil nach Norden strömt" (a. a. O. S. 288), und diese Annahme ist durch Gessi's Forschungen, wie sie auf S. 95 dieses Bandes mitgetheilt sind, völlig bestätigt worden. Gessi's Ruhm, den Nil zwischen Dufli und dem Albert-See zuerst befahren und jene Gabelung gefunden zu haben, bleibt darum ungeschmälert, auch wenn Chippendale 1875 oder gar die Brüder Poncet schon 1868 (s. den Brief des Mr. Hayaux du Tilly in L'Explorateur Nro. 77, S. 102) dieselbe in Erkundigung gebracht haben.

Andererseits ist aber auch die Nilquellenfrage noch keineswegs gelöst und es ist noch nicht an der Zeit, Speke als denjenigen zu bezeichnen, dem dieser große Wurf gelungen. So bedeutend der Einfluß des Victoria Nyanza auf das Regime des Nil unzweifelhaft ist, so bleiben doch immer noch der Fragen genug zu lösen übrig. Könnte man dann nicht mit demselben Rechte — wenn es erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen — den Genfer See als die Quelle der Rhone, den Bodensee als die des Rheins bezeichnen? Sind es nicht vielmehr alles Regulatoren der Wassermenge der betreffenden Ströme? Und regt nicht Stanley selbst neue Fragen der Art an, indem er früher den im Süden des Victoria Nyanza mündenden Schimiju als größten Zufluß desselben angiebt, neuerdings aber den von Westen kommenden Kagera (s. oben S. 199), so daß einer von diesen beiden zunächst als der eigentliche Quellfluß des Nil zu gelten hätte? (Vergl. dazu, was Behm über den Schimiju sagt in den Mittheilungen 1875, S. 456.) Welche Aufgaben harren endlich noch der Reisenden in den ausgedehnten Gebieten im gesammten Westen, Süden, Osten und Nordosten des Victoria Nyanza, im Gebiete des Sobat, hinüber nach dem Kilimandscharo und Kenia und im Lande der Galla, ehe man von einem Abschluß der Nilquellenfrage sprechen darf! Red.

* * *

Eine Anfrage veranlaßt uns, auf ein Buch zurückzukommen, welches schon 1874 zu Berlin erschien, aber nicht die entsprechende Beachtung erfahren hat, die ihm zukommt: „Dr. O. Dittmer, Kemi und das Nilsystem unter Ergründung der wahren Quellen nebst seinen Monumenten und Inschriften." Da der Nachdruck des Inhalts strafrechtlich verfolgt wird, ist es uns leider unmöglich, besonders interessante und erheiternde Stellen desselben unseren Lesern in extenso vorzulegen. Nur so viel sei bemerkt, daß der Verfasser auf S. 172 bis 179 seine angeblich zwanzigwöchentlichen Forschungen auf dem Albert Nyanza schildert und auf der beigegebenen Karte auch seine Stationen am „Ukerewe-Becken" (Victoria Nyanza) und Mwutan (d. h. Tanganyika) angiebt, mithin als Vorläufer von Cameron, Stanley und Gessi angesehen zu werden beansprucht. Nirgends hat der verdienstvolle Mann die gerechte Anerkennung geerntet, der doch in jenen 20 Wochen nicht weniger als 38,000 Lothungen im Albert-See vorgenommen (d. h. 270 pro Tag!) und denselben überall 80 Fuß tief gefunden, ja der die Breite des Aequators gemessen und sie zu 200 Fuß bestimmt hat. — Das Ganze ist eben ein Scherz und ist von jedem Sachkundigen als solcher aufgefaßt worden; den Beweis für seine Behauptungen ist Dittmer bis jetzt schuldig geblieben und wird ihn auch wohl schuldig bleiben. Red.

*) Gegenüber von Magungo.

Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874 *).

I.

O. S. Am Mittag des 7. März verließen wir Peking durch eines seiner westlichen Thore und erreichten noch an dem gleichen Abend das 80 Li (1 Li = 1/2 Viertelstunde) entfernte Pau-tien. Nachdem wir Lu-ku-tschian, die Brücke über den Wen-ho, passirt, sahen wir die neue Straße, welche eben für die Kaiserreise nach den Gräbern des Westens (westlich von J-tschan im Gebirge gelegen) erbaut wurde. Sie

*) Man vergleiche zur Orientirung die Karte auf S. 120, wo die wichtigeren der hier erwähnten Orte Aufnahme gefunden haben.

war damals erst 6 Zoll hoch und von gelber, leicht hingeworfener und geglätteter Erde. Bei Tschong-tschin-tien bemerkten wir auf dem alten Sandwege zwei große Marmorblöcke. Der eine, 25 Fuß lang, 6 Fuß breit und 3 Fuß dick, war auf Rollen gesetzt und mit einem 5 bis 6 Zoll dicken Hanfseile umschlungen. An diesem großen Seile war eine Menge kleiner Stricke befestigt, mittelst welcher 300 Thiere den Stein immer ruckweise ein paar Schuh vorwärts zogen. Der zweite Block war 15 Fuß lang und $4^1/_2$ Fuß breit und dick, lag auf einem achträdrigen Wagen und wurde von einer großen Anzahl Thiere gezogen. Die Steine kamen auf diese Art 200 Li weit her und waren natürlich lange unterwegs. Als wir um 10 Uhr Abends in Pau-tien ankamen, weigerte man sich in vier Gasthäusern uns einzulassen, unter dem Vorgeben, es sei bereits voll. Im fünften sagten sie, sie hätten noch Platz; wie sie aber uns sahen, schlossen sie uns eiligst das Thor wieder vor der Nase zu und erklärten, sie könnten uns nicht aufnehmen. Im sechsten fanden wir endlich Unterkunft. Die Chinesen reisen nämlich selten nach Eintritt der Dunkelheit, und da in den späten Stunden verdächtiges Volk herumzieht, ist man gegen alle Reisenden sehr mißtrauisch.

Am 8. passirten wir unter anderen Lu-li-ho-tien, Tso-tschan, Kan-pei-tien, Ting-hing-hsien und kamen bis Pei-ho-tien. Der am Flusse liegende Theil von Lu-li-ho-tien hatte durch die letzten Ueberschwemmungen sehr gelitten, fast alle Häuser waren dort weggespült worden, und man hatte jetzt auf einem höher gelegenen Bauplatz einige solidere Bauten errichtet. Hier ist das Depot für die Anthracitkohle und den Kalk von Fang-schan für Tien-tsin; auch die Kohle von Tschaitang nimmt auf dieser Straße den Weg nach Tien-tsin.

Am 9. kamen wir bis Pau-ting-fu, am 10. über Fang-schun-tschian und Wang-to-hsien bis Ting-tschan. Wang-to-hsien präsentirte sich als ein sehr armer Ort. In Tsching-feng-tien war Markttag, wobei Pferde, Baumwolle und Getreide die Hauptrolle spielten. An Markttagen bieten diese sonst langweiligen Orte ein geschäftiges und belebtes Bild. Ueber den 33 Ellen breiten sehr rasch und tief strömenden Fluß Tang-ho führte bei Ting-tschau eine niedere Holzbrücke von 78 Ellen Länge. Es war schon ganz dunkel als wir in Ting-tschau anlangten. Wir passirten die Stadt in der Richtung von Norden gegen Westen. Die Thorwege waren wie gewöhnlich zerfallen; man sah nur wenige Häuser oder Lichter, aber viele schöne alte Bäume und große Wasserlachen. Die Wirthshäuser befinden sich wie gewöhnlich in der Vorstadt; hier auf der Westseite. Die Stadtmauern sollen 44 Li im Umfange haben, und die Bevölkerung innerhalb der Mauern 30,000 bis 40,000 Seelen betragen. Man sieht hier vielen und schönen weißen Marmor, z. B. in der Vorstadt viele schöne marmorne Pailaus. So heißen die in den Städten oder auf freiem Felde an den Kreuzungspunkten zweier Hauptstraßen aufgestellten Ehrenbogen, die zu Ehren von Wittwen und Greisen errichtet werden.

Am 11. Mittags passirten wir Sin-lo-hsien. Der Boden von Ting-tschau bis hierher ist sandig. Bis jetzt hatten wir von Peking an stets das Gebirge gerade vor uns gehabt; hier machte es eine scharfe Wendung nach Westen und war von der Hauptstraße aus nicht mehr zu sehen. Auch Sin-lo-hsien hat während der letzten zwei Jahre viel durch Ueberschwemmungen gelitten; das Wasser stieg so hoch, daß es in die Stadt eindrang und viele Häuser und Grundstücke zerstörte. Eine niedere Holzbrücke geht hier über den Sin-lo-ho; der Fluß hat in der Regel nicht viel Wasser und keine starke Strömung. Während der Ueberschwemmung aber wurden wenigstens ein paar Meilen in der Breite von den Fluthen bedeckt, so flach ist das Land hier. Abends erreichten wir Fu-tscheng-i.

Am 12. Abends 9 Uhr kamen wir nach Tsching-ting-fu. Beim Gastwirth erkundigten wir uns nach der von anderen Reisenden erwähnten Eisengießerei und wurden nach einer Schmiede gewiesen, wo man Spaten macht. Wir besuchten auch die hiesige katholische Kirche, ein imposantes Gebäude, das auf einem große Platze steht. Es machte den Eindruck, als ob es gut unterhalten würde. Stände nicht noch ein großer und schöner rother Tempel hart bei der Kathedrale, so müßte diese als eine besondere Merkwürdigkeit der öden, 40 Li im Umfang messenden Stadt bezeichnet werden. Der bekannte Missionär Dr. Williamson erwähnt in seiner Reisebeschreibung ein hier befindliches 80 Fuß (71 Fuß chinesisch) hohes bronzenes Götzenbild. Ich besuchte den Tempel nicht selbst, aber der hiesige Bischof versicherte mich, es sei von Holz. Ein ebenso großes Götzenbild steht im Lamatempel zu Peking; auch von diesem hieß es, es sei von Bronze; bei näherer Betrachtung sieht man jedoch deutlich, daß es von Holz ist und nur einen Ueberzug von Bronzefarbe hat. Südlich von Tsching-ting ist die Gegend sandig und ohne ein Zeichen von Cultur. Auf einer Holzbrücke gingen wir über den Pu-tai-ho. Der nasse Sand war hier über eine Meile breit, im Flusse selbst aber befand sich nur wenig Wasser. Der Pu-tai-ho ist in der Provinz Schansi während der Regenzeit der Schrecken der Einwohner; die Ueberschwemmung tritt oft ohne die leiseste Warnung ein und verbreitet weithin Verderben.

Unterwegs kamen wir an einem überlebensgroßen Bronzebild vorbei, welches mit gekreuzten Beinen auf einer Lotusblume saß. Der Guß desselben war schön, Gesicht und Körpertheile fein und scharf, als ob es eben erst aus der Gießform gekommen wäre. Ohne Zweifel war dies Bild ehedem von einem Tempel überbaut gewesen, jetzt aber stand es allen Winden preisgegeben an einer Straßenecke.

Abends 8 Uhr erreichten wir Luang-tsching-hsien. Es giebt hier viel Ackerfeld; an einzelnen Punkten nimmt es 4 bis 5 engl. Quadratmeilen ein. Nachdem wir Tschingting-fu hinter uns hatten, erschien zur Rechten wieder das Gebirge.

Am 13. passirten wir Tschau-tschau. Die Straße war hier möglichst schlecht. Beim Versuch, einen andern festgefahrenen Wagen zu passiren, strebten wir der Hauptstraße zu, vermochten sie aber nicht zu erreichen. Zuerst versank ein Maulthier im Schlamm und dann noch eins, da der Nachtfrost jenem eine trügerische Oberfläche gegeben hatte. Wir mußten die Thiere losschirren und den Wagen rückwärts ziehen. Hier kostet der Morgen (Mau, deren 6 gleich 1 engl. Acre sind) Sandboden 2000 bis 3000 Pfennig, guter Baumwollenboden dagegen 20,000 Pfennig. Am Abend erreichten wir Pai-hsing-hsien, einen armen, unbedeutenden Ort mit vielen Häusern von weißem Kalkstein.

Am 14. passirten wir Lyang-yuen-tien und zwei katholische Kirchen von seltsamer Bauart, welche an einer Straßenkreuzung auf einem beherrschenden Punkte liegen. Jede hatte etwa 200 bis 300 Sitzplätze. Beim Läuten zur Morgenandacht begegneten wir einer Dame, die mit der Matte zum Knien in der Hand Morgens 6 Uhr nach der Kirche ging. Lyang-yuen-tien schien hauptsächlich von Landwirthen bewohnt zu sein; in den Straßen lagen viele Düngerhaufen und die Magazine waren fast alle geschlossen. In den Straßen sah man viele Pailaus, worunter sehr schöne von weißem Marmor. An diesem Morgen überschritten wir zum ersten Mal, seitdem wir Peking verlassen, einen niedern Sandsteinrücken. Hier konnte man Meilen weit wandern, ohne ein Haus zu entdecken. Die Feldarbeiter müssen sehr weit gehen, um den

Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Um 6½ Uhr Abends kamen wir in Schun-ti-fu an. Der Boden zwischen Lyang-yuen-tien und Schun-ti-fu ist arm und sandig, und die Cultur nicht auf der hohen Stufe, wie im Norden. Dörfer giebt es nur wenige, die weit auseinander liegen, und der Handelsverkehr ist gering. Noch in ziemlicher Entfernung von Schun-ti-fu mußten wir die Heerstraße verlassen und einen bedeutenden Umweg machen, da die Straße in einen Sumpf verwandelt war und ein Wasserstrom über die ganze Breite derselben floß. Die ganze nördliche Hälfte von Schun-ti-fu wird von Landwirthen bewohnt, und Weizen und Gemüse nehmen den Raum ein; im südlichen Theil sind Kaufläden zweiten und dritten Ranges. In der südlichen Vorstadt befinden sich die Hauptläden und Magazine, worunter sehr umfangreiche, die gute Geschäfte zu machen schienen.

Am 15. ging es durch Scha-ho-tien, Ta-hen-tien nach Han-tan-tien. Beim Passiren von Scha-ho-tien sahen wir kaum hundert Personen. Wir kamen nun in eine rauhe Sandwüste, die sich eine gute Strecke weit hinzog. Statt der Bäume gab es hier nur niedere verkommene Gesträuche. Nun kam wieder angebauetes Land, dann Sand, dann eine kurze Strecke weit ein Sumpf. Han-tan-tien scheint ein sehr armer Ort zu sein. Er ist lang und schmal, hat viele leere Plätze und verfallene Gebäude innerhalb der Mauern.

Am 16. Morgens 9 Uhr kamen wir in Matau an, dem Einschiffungshafen des Bezirks. Hier verließen wir die Hauptstraße und gingen auf einem rauhen Kiesweg etliche 60 Li westwärts, worauf wir gegen Abend in Pung-tschung-tschien am Fuße des Gebirges in der Südwestecke der Provinz Tschili ankamen. Auf einigen alten Karten wird diese Stadt fälschlich als in der Provinz Honan gelegen angegeben. Die Entfernung zwischen Peking und Pung-tschung würde in einer geraden Linie nicht über 240 engl. Meilen betragen; auf unserm Zickzackmarsch brauchten wir jedoch 1100 Li oder 360 Meilen dazu; wir machten somit täglich durchschnittlich 115 Li oder 38 Meilen. Der Boden ist auf der ganzen Strecke leicht gewellt und verspricht an einzelnen Stellen reiche Ernten, während er an anderen arm und sandig ist. Wasser zum Tränken findet sich überall in reichlicher Menge an der Straße; auch auf dem Felde giebt es zahlreiche Brunnen. Manche derselben sind mit schrägen Rädern und endlosen Eimerketten zum Bewässern des Landes versehen und werden durch Ochsen getrieben; andere haben 2 bis 3 Flaschenzüge, um das Feld nach ebensoviel Richtungen hin zu bewässern. Trotz der trockenen Jahreszeit waren die Straßen sehr schlecht und liegen an den meisten Stellen um mehrere Fuß unter dem Niveau der anstoßenden Felder, so daß sie während der Regenzeit diesen als Abzugscanäle dienen. Nur an wenig Punkten besteht noch ein Verkehr auf der alten Heerstraße, welche ehedem trefflich im Stande und auf beiden Seiten mit Baumreihen eingefaßt war. Der gegenwärtig benutzte Weg läuft im Allgemeinen entlang der alten Straße. Bisweilen mußten wir jedoch große Umwege über angebautes Feld machen, um die schlechtesten Stellen zu vermeiden. Wer diesen Weg in einem Fuhrwerk zurücklegt, vermeidet wo möglich die Hauptstraße. An vielen Stellen findet man Sümpfe mit stehendem Wasser, an anderen Ströme fließenden Wassers mit Brücken darüber, wieder an anderen Kauliang (Moorhirse) oder andere Getreidearten. Die Gasthäuser befinden sich in gleichem Zustand wie die Straße. Von etwa 40 Wirthshäusern, welche wir auf dieser Reise besuchten, konnten nur zwei in europäischem Sinne für sauber gelten; die übrigen standen auf sehr verschiedenen Stufen der Reinlichkeit.

Bei unserer Rückreise, welche gleichfalls 9½ Tage in Anspruch nahm und auf der gleichen Straße vor sich ging, passirten wir einige Städte, die wir auf der Hinreise nicht besucht hatten. Die meisten zeigten sich als sehr arme Orte und waren offenbar ursprünglich gar nicht zu dauernden Wohnsitzen, sondern nur zu Zufluchtsorten in bösen Zeiten bestimmt. Am meisten waren wir über Tsching-ting-fu enttäuscht. Von Norden aus gesehen erinnerte es uns mit seinen zahlreichen, über die Stadtmauer hervorragenden Pagoden, Tempeln und katholischen Kirchen an eine europäische Stadt. Dr. Williamson sagt über sie: „Die Mauern sollen 40 Li im Umfang haben und die Bevölkerung beträgt nach der Schätzung der Eingeborenen 15,000 Familien oder 75,000 Seelen. Ich halte diesen Ansatz für viel zu hoch, doch ist die Stadt ohne Zweifel sehr wichtig.“ Wir passirten Tsching-ting-fu von Süden nach Norden, auf einer Strecke von 5 bis 6 Li im Wagen in 35 Minuten. Wäre die Stadt quadratförmig erbaut, so dürfte ihr Umfang somit 20 bis 24 Li betragen; da die Entfernung von Norden nach Süden aber die größere ist, so glaube ich nicht, daß sie mehr wie 16 Li im Umfange hat. Im Innern der Stadt sind neun Zehntheile des Raumes nicht mit Häusern angelegt, auch befindet sich hier kein angebautes Land, wie dies sonst in der Regel der Fall ist, wohl aber große Sümpfe mit stehendem, grünem Wasser. Die Kathedrale scheint erst nach Dr. Williamson's Besuch erbaut worden zu sein, da er sagt: „Die Katholiken haben den Hiug Kung, einen alten Reisepalast des Kaisers, in Besitz genommen.“ Die einzigen Fuhrwerke, welche wir beim Passiren von Tsching-ting-fu sahen, war ein Wagen mit Bauholz, einer mit Brennholz und Reisig, einer mit Hirsestroh, drei mit Dünger und drei leere Wagen. Ich glaube nicht, daß wir in den Straßen und vor den Thüren im Ganzen 500 Personen sahen und daß mehr als 10,000 Menschen hier leben. Von Thieren begegneten wir nur einem Schweine und zwei Maulthieren; das war der ganze Verkehr von Tsching-ting-fu. Außer dem großen Götzentempel sahen noch ein paar andere recht wohl erhalten aus, die meisten aber gehen dem Verderben entgegen. Die Stadt ist nach allen Richtungen hin von Sand umgeben; da sich auch innerhalb der Mauern kein angebautes Land befindet, so muß das Leben hier sehr theuer sein. Die große Straße von Schansi her führt durch Tsching-ting-fu; zahlreiche Wagen und Lastthiere aber, welche dorther kamen, gingen lieber um die Stadt herum, als durch dieselbe.

Eine andere Stadt, die nach innen und außen enttäuscht, ist Ting-tschau. Nach den Behauptungen der Eingeborenen hat dieselbe 44 Li im Umfang; wir passirten die Westseite jedoch in 15 Minuten, was etwa 4 Li entsprechen mag. Williamson sagt über diese Stadt: „Sie hat wenig Anziehendes, der größte Theil des von den Mauern umschlossenen Raums ist angebautes Feld; die einzig lebhaften Viertel befinden sich in der Mitte.“ Der englische Consul Oxenham führt den Ort, den er 1868 besuchte, als wegen seiner Augensalben berühmt an. Auch diese Stadt ist von einer Sandwüste umgeben. An der Nordseite hat sich der Sand stellenweise bis zum obern Mauerrand aufgehäuft. Die Stadt liegt nämlich unweit des Tang-ho, der eine große Menge von dem Lehmboden mitreißt, den er durchzieht; die schweren Theile lagern sich in der Nähe der Gebirge ab, die leichteren werden als feiner Staub weiter getrieben.

Die meisten Städte dieser Provinz befinden sich in einem Zustand des Verfalls. Volle drei Viertheile der Tempel liegen in Trümmern und sind mit den Resten ihrer Götzenbilder den Elementen preisgegeben. Von dem übrigen Viertel sind nur wenige in ganz gutem Stand, neue oder neu aussehende aber bemerkten wir kein halbes Dutzend. Das Volk hat häufig allen Glauben an seine Priester und

ihren Gottesdienst verloren, leider aber noch keinen bessern Glauben gefunden. Wir bemerkten nur wenige Leute in priesterlichem Gewand, und diese sahen meistens so aus, daß man sich nicht wundern darf, daß das Volk sie nicht hochachtet. Sie gehören allem Anscheine nach in jeder Beziehung einer niedern Classe an. Die Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung hatte ein stumpfes Aussehen; dies war durchaus nicht der Fall bei der handeltreibenden Classe, unter der wir viele aufgeweckte und schmucke junge Leute bemerkten. Obschon man mich überall als Kwei (d. i. Teufel) oder Kwei-tze (d. i. Teufelssohn) anredete, so wurde dies Wort doch nie in einem unfreundlichen Tone ausgesprochen oder von schlimmen Blicken begleitet. Die Leute waren durchweg artig und beantworteten jede Frage sehr bereitwillig.

Die Colonie Westaustralien.

I.

H. G. Der australische Continent umfaßt ein Areal von 2,984,827 engl. Quadratmeilen oder 1,910,289,280 Acres (à 1·5849 preußischen Morgen). Unter den fünf Colonien, auf welche sich dies Areal vertheilt, ist Westaustralien die umfangreichste: sie begreift nahezu ein Drittel des ganzen Continents und überragt die zweitgrößte Colonie, Südaustralien, noch um 63,569 Quadratmiles. Alles Land westlich von 129° östl. L. Gr. mit 978,299 engl. Quadratmeilen (626,111,360 Acres oder 45,898·4 deutschen Quadratmeilen) macht die Colonie Westaustralien aus, die damit ziemlich genau achtmal so groß ist wie Großbritannien und mehr denn siebenmal so groß wie der ganze jetzige preußische Staat. Der besiedelte Theil der Colonie ist von Norden nach Süden ungefähr 600 Miles lang, bei einer durchschnittlichen Breite von 150 Miles, und liegt zwischen Albany im Süden und der Geraldine-Bleimine am Murchison-Flusse im Norden. In Sharks Bay und weiter nördlich in Nickol Bay (Roeburne), wo sich ausgedehnte Bänke mit der echten Perlauster befinden, sind zahlreiche Boote mit ergiebiger Perlfischerei beschäftigt. Man findet dort Perlen, die einen Werth bis zu 150 Pf. St. haben. An der Nordwestküste von Nickol Bay bis zum De-Grey-Flusse haben sich Squatters mit Viehherden niedergelassen. Wie die neuesten Reisen von Warburton, John Forrest und Giles ergeben haben, besteht das Innere von Westaustralien bis zur Grenze in 129° östl. L. aus schwach wellenförmigen, zum Theil offenen, meist aber mit niedrigem Scrub bewachsenen, thierarmen und wasserlosen Wüsten, die sich jeder Cultur entziehen. Die Colonie wird also eine Küstenansiedelung bleiben müssen.

Es war im Jahre 1826, als Major Lockyer, im Namen der englischen Krone, Besitz von Westaustralien nahm. Erst drei Jahre später traf eine Gesellschaft von Colonisten unter Führung des Gouverneurs Captain (später Sir) James Stirling aus England ein und siedelte sich am Swan-Flusse an. Die ersten Jahre waren trauriger Art, und bis zum Jahre 1839, wo sich die Bevölkerung noch nicht auf 3000 Seelen belief, wurden überhaupt sehr geringe Erfolge erzielt. In diesem Jahre wurde Mr. John Hutt (vom 2. Januar 1839 bis December 1845) Gouverneur, und unter ihm machte die kleine Colonie recht gute Fortschritte. Am 16. August 1840 erschien die erste Nummer der ersten Zeitung „Perth Inquirer", noch heute das wichtigste Blatt der Colonie, und am 22. Juni 1841 ward die Bank of Western Australia etablirt. Am 13. Juni 1845 wurde das erste Sandelholz, welches heut zu Tage zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln Westaustraliens gehört, exportirt, und am 16. December desselben Jahres entdeckte man im Victoria-Districte das erste Kupfer.

Auf John Hutt folgten Oberstlieutenant Clarke vom 27. Januar 1846 bis Februar 1847, und dann Oberstlieutenant Irwin bis Juli 1848. Eine Volkszählung in diesem Jahre ergab 4622 Seelen; unter Cultur befanden sich erst 7047 Acres — davon 3316 mit Weizen — und der Viehstand zählte 10,919 Stück Rindvieh, 141,123 Schafe, 2095 Pferde, 2287 Schweine und 1431 Ziegen. Der Import repräsentirte den Werth von 45,411 Pf. St. und der Export 29,598 Pf. St. Captain Charles Fitzgerald war Gouverneur vom 9. August 1848 bis Juni 1855, und Mr. Arthur Edward Kennedy vom 19. Juli 1855 bis zum 17. Februar 1862.

Bei der Gründung der Colonie wurde der große Fehler begangen, daß sehr ausgedehnte Strecken Landes an einzelne Personen abgelassen wurden, in der Hoffnung, diese würden Arbeitskräfte herbeiziehen, um das Land zu cultiviren. Aber dies geschah nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Käufer Leute mit beschränkten Mitteln waren. Da nun keine freien Arbeiter zur Einwanderung nach Westaustralien, welches ihnen zu wenig Vortheile, wenn überhaupt welche, darbot, zu bewegen waren und da die dortige Regierung nicht in der Lage war, eine unterstützte Einwanderung aus Europa ins Leben zu rufen, so entschloß man sich im Jahre 1848, die englische Regierung um Uebersendung von Sträflingen (convicts) anzugehen. Dies Gesuch wurde sofort bewilligt, und so ward Westaustralien von da ab eine Pönalstation für Deportirte. Die Noth, nicht der gute Wille trieb dazu. Der dabei gemachten Zusage, daß mit der Sendung von Verbrechern immer eine gleiche Anzahl von freien Auswanderern nach Westaustralien befördert werden solle, ist die englische Regierung nie nachgekommen, wohl weil Niemand dahin auswandern wollte. In den neun Jahren von 1850 bis 1859 wurden so 5169 Verbrecher nach Westaustralien geschafft, und außerdem noch 6364 Personen, meistentheils Familienangehörige der ersteren. Es kam dadurch selbstverständlich bald eine sehr verdächtige Gesellschaft zusammen, unter welcher es den Colonisten unheimlich wurde, und man stellte dann das Verlangen, daß nur die relativ bessere Sorte der Convicts aus England nach dort deportirt werde. Allein an der Wegführung dieser lag dem Mutterstaate sehr wenig, und so mußte man sich denn mit dem Auswurfe der Menschheit zufrieden geben. Diejenigen Verbrecher, welche ihre Strafzeit verbüßt hatten, erhielten natürlich ihre Freiheit wieder und konnten gehen, wohin sie wollten, nur nicht nach Großbritannien zurück. Aber auch solchen Verbrechern, die auf längere Zeit ein gutes Betragen gezeigt, wurde eine bedingte Begnadigung zu Theil — man nannte sie dann ticket-of-leave men — und sie erhielten die Erlaubniß, selbst in den östlichen Colonien ihren Aufenthalt zu nehmen. In den Jahren 1850 bis 1864 haben über 3000 Verbrecher Westaustralien verlassen und sind in die anderen Colonien des Continents eingewandert, wo sie dann nicht selten ihre alten Gewohnheiten wieder aufnahmen. In Westaustralien waren sie ehrlich gewesen, weil sie dort keine Gelegenheit hatten

unehrlich zu sein. Dieses System der ticket-of-leave men rief natürlich in den Colonien des Ostens große Unzufriedenheit hervor. In Victoria und auch in Neu-Seeland wurde verordnet, daß den Sträflingen Westaustraliens erst drei Jahre nach Verbüßung ihrer vollen Strafzeit der Eintritt erlaubt sein solle, während in Südaustralien nur die bedingungsweise Begnadigten von der Einwanderung ausgeschlossen waren. In Neu-Süd-Wales existirten dergleichen Beschränkungen überhaupt nicht.

Im Jahre 1863 ernannte die englische Regierung eine Commission in London, welche über Deportation und Strafcolonien zu berichten hatte. Dieselbe schlug vor, daß alle männlichen Verbrecher, deren Arbeitskraft sich in einer Colonie gut verwerthen ließe, in der zweiten Hälfte ihrer Strafzeit nach Westaustralien deportirt werden sollten, und dies würde nach der ungefähren Berechnung jährlich 1500 Verbrecher ausmachen. Die Commission berief sich dabei auf den einstimmigen Wunsch der freien Colonisten in Westaustralien, einen Zuwachs an Verbrecherarbeitern zu erlangen. Dieser Bericht erregte eine ungewöhnliche Aufregung in den östlichen Colonien Australiens, und man petitionirte in kernigen Worten dagegen. Die englische Regierung erklärte, daß sie zwar dem Antrage der Commission keine Folge geben werde, indeß doch keineswegs beabsichtige, wie es die Colonisten wollten, die Sendung von Deportirten nach Westaustralien sofort oder überhaupt zu sistiren. Ein solches Vorgehen würde nur zum großen Nachtheile der Bewohner Westaustraliens ausschlagen, welche ihre Unternehmungen auf Verbrecherarbeit basirt hätten. Sie werde, wie bisher, fortfahren, alljährlich zwei Schiffe mit je 270 bis 280 Verbrechern nach Westaustralien zu expediren, wolle aber anordnen, daß von denjenigen Deportirten, welche nach dem 1. Januar 1864 einträfen, keiner die Colonie verlassen dürfe, der nicht seine volle Strafzeit verbüßt hätte.

Die australischen Colonien im Osten, Victoria voran, waren jedoch mit dieser Erklärung in Downing Street nicht zufrieden und führten der englischen Regierung gegenüber eine ungewöhnlich derbe Sprache. Man verlangte in peremptorischer Weise das vollständige Aufhören von Verbrechersendungen nach Westaustralien und drohte, daß man nicht bloß jeden Verkehr mit dieser Colonie abbrechen, sondern überdies auch Repressalien ergreifen werde, welche namentlich darin bestehen sollten, daß man seine eigenen Verbrecher der schlimmsten Sorte als Gegengeschenk nach England expediren würde. Diese Drohungen verfehlten ihren Eindruck auf den damaligen Colonialminister, Sir Edward Cardwell, nicht; zwar verbat er sich entschieden den Ton der geführten Sprache, allein zum Schlusse — und darauf kam es ja eben an — zeigte er sich denn doch bereit, dem englischen Parlamente sofort eine Bill vorzulegen, welcher zufolge nach Ablauf von drei Jahren — vom 26. November 1864 an gerechnet — die Transportation von Sträflingen nach Westaustralien aufhören würde, und auch selbst in dieser Zeit sollte nur noch eine beschränkte Zahl davon abgeschickt werden. Dies geschah. Das Parlament votirte die Bill, und so hörte Westaustralien mit dem Jahre 1868 auf eine Strafstation für Verbrecher Großbritanniens zu bilden. Gleichzeitig wurde auch noch bestimmt, daß in die im Jahre 1864 eröffneten neuen Districte im Norden von Westaustralien keine Verbrecherarbeiter sollten eingeführt werden. In der Zeit, wo dieser Kampf ausgefochten wurde, war Mr. Stephen Hamton vom 27. Februar 1862 bis zum 2. November 1868 Gouverneur. Ihm folgte, in Stellvertretung, von da bis zum 30. September 1869 Oberstlieutenant John Bruce, und dann als Gouverneur Mr. Frederick Aloysius Weld. Der jetzige Gouverneur ist Mr. Robinson, welcher am 3. Februar 1875 in der Colonie eintraf.

Aus allen Erdtheilen.

Der Darien-Canal.

Zwischen der Regierung der Republik Columbia und den Herren A. de Gogorza und General Stephan Türr ist am 28. Mai 1876 in Bogota ein Vertrag geschlossen worden, der jetzt dem Congresse zur Bestätigung unterbreitet ist, wonach Gogorza und Türr das Recht erhalten, den Isthmus von Darien zu durchforschen und durch denselben einen Canal zu bauen. Sie verpflichten sich, binnen sechs Monaten ihr Ingenieurcorps zu bilden, binnen weiteren sechs Monaten die Erforschung zu vollenden, den Canal selbst innerhalb zehn Jahren fertig zu stellen und als Caution dafür 150,000 Dollars zu hinterlegen.

Die von Gogorza auserwählte und schon 1866 erforschte Strecke, welche der Canal durchschneiden soll, ist folgende: den Atrato von seiner Mündung in den Golfo de Uraba (Caribisches Meer) etwa 5 deutsche Meilen aufwärts, den dort von Südwesten her einmündenden Cacárica (auch Caquirri genannt) hinauf und aus diesem in den Zufluß des Cacarica, den Tucerlegua oder Tugulegua. Von letzterm aus führt ein Indianerpfad durch eine Einsattelung in vier Stunden nach Paya am gleichnamigen Flusse, der in den schiffbaren Tuira und mit diesem in den Golfo S. Miguel des Stillen Oceans mündet. In derselben Richtung soll auch der zukünftige Canal gehen: die Entfernung zwischen dem Atrato und dem schiffbaren Theile des Tuira soll in gerader Linie nur 52 engl. Meilen, und die höchste zu überschreitende Stelle in jenem Passe, den die Indianer Aquiacue (d. i. Mund), die amerikanischen Zeitungen Cacarica- oder Paya-Paß nennen, nur 58 Meter betragen. Diese Angaben Gogorza's finden allerdings im „Panama Star" Bestätigung und Unterstützung seitens eines Bergmannes James Oates, eines Colonel Wm. D. Farraud und eines französischen Ingenieurs Lacharme, welche alle jenen Paß besuchten, und nach welchen man sogar Boote über denselben ziehen kann. Gogorza führt für die Ausführbarkeit seines Projectes und die Existenz jener Einsattelung ferner ein Document des Madrider Archivs an, wonach im Jahre 1680 über 400 Flibustier in 18 großen Booten den Atrato hinauffuhren, von Indianern geleitet, Sümpfe im Westen dieses Flusses überschritten, indem sie ihre Boote mitschleiften, und so am vierten Tage einen Fluß erreichten, der sie in den Tuira führte. Diesen fuhren sie hinab und überfielen und plünderten dann Santa Maria am Stillen Ocean. Die spanische Regierung ließ diese Gegend 1780 vom Capitän Don Juan Donoso, 1781 vom Obersten Andres Arija und 1789 vom Lieutenant Mata erforschen, und neuerdings ist es Gogorza gelungen, geleitet durch die Berichte jener Männer, diese Einsattelung glücklich wieder aufzufinden.

Sehr viel anders hört sich nun freilich der officielle Bericht an, welchen Capitän Selfridge über diese Gebiete an die Regierung der Vereinigten Staaten erstattet hat (vgl. Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 1875, S. 394 ff.). Derselbe untersuchte auf der Land-

enge von Darien drei Routen für den zu erbauenden Canal, deren südlichste von einem Punkte nördlich der Mündung des Atrato zum Flusse Tuira führt. „Nach eingehendem Studium wurden diese Landstriche als für einen großen Canal gänzlich ungeeignet anerkannt. Die von früheren Projectanten angeblich gefundenen niederen Einsattelungen oder Pässe durch die Hauptkette der Cordilleren erwiesen sich entweder als Traumbilder, oder waren derart mächtig und breit, daß sie unzählige Schleusen bedingen würden" (a. a. O. S. 397). Selfridge schlägt dann eine weit südlichere Stelle dort, wo der Napipi dem Atrato zufließt, als passend für den interoceanischen Canal vor, während eine Commission des Congresses der Vereinigten Staaten der Route durch den See von Nicaragua den Vorzug gegeben hat. Es stehen sich also hier zwei Ansichten oder Behauptungen diametral gegenüber, und Gogorza verfehlt denn auch nicht, die amerikanischen Aufnahmen als unvollständig und Widersprüche enthaltend zu bezeichnen, während die Newyorker Handelszeitung ihrerseits auf die Schwierigkeit, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, hinweist. Anhänger des Unternehmens behaupten freilich, daß der beim Bau des Canals ausgeworfene Erdboden genug Gold enthalte, um das Unternehmen zu bezahlen — eine angeblich von Selfridge gethane Aeußerung. Mag dies sich nun in der That so verhalten oder anders, so wird wohl noch einige Zeit verstreichen, ehe Gogorza's rosige Prophezeiungen in Erfüllung gehen werden: „Die Ausbeutung der reichen Goldminen wird aus Darien ein neues Californien machen, wird die Gründung blühender Städte veranlassen, und ich glaube, ich bin kein falscher Prophet, wenn ich sage, daß binnen sehr kurzer Zeit die Columbische Republik das Centrum des Reichthums und Handels der gesammten Welt (sic) sein wird."

Das von Gogorza vertretene Syndicat besteht übrigens aus Amerikanern, Franzosen, Engländern, Italienern, Deutschen und — Japanesen.

* * *

— R. L. Playfair, englischer Generalconsul in Alger, dessen Forschungen im Dschebel Aurês wir in Bd. XXVIII, S. 287 erwähnten, hat in diesem Jahre eine Forschungsreise in der Regentschaft Tunesien unternommen und darüber auf der Versammlung der British Association in Glasgow berichtet. Bruce, der bekannte Abessinien-Reisende, welcher 1762 bis 1765 Generalconsul in Alger gewesen, hatte nämlich vor seiner großen Reise nach den Quellen des Blauen Nil ausgedehnte Forschungen im nördlichen Afrika angestellt, deren schriftliche Resultate in einem Schiffbruche verloren gingen, während eine große Anzahl trefflicher Zeichnungen von ihm bis heute erhalten blieben. Darunter befinden sich an 120 Blätter, welche die archäologischen Reste Nordafrikas darstellen, und diese hat die jetzige Besitzerin, Lady Thurlow, dem Oberstlieutenant Playfair zur Veröffentlichung übergeben. Kürzlich hat nun letzterer zusammen mit dem Earl of Kingston Bruce's Wanderungen wiederholt und den Zustand jener interessanten, oft wenig oder gar nicht bekannten Ruinen studirt. Bei ihrer Rückkehr nach Algerien, welche an der Nordküste von Tunesien stattfand, durchkreuzten sie das noch nie von einem Europäer besuchte Gebiet des Stammes Chomair, südlich von der Insel Tabarka, die sie ebenfalls besuchten, und der französischen Grenzstadt La Calle. Beide Reisenden waren nur von einigen Leuten des Stammes selbst, der einer der zahlreichsten und mächtigsten in der ganzen Regentschaft ist, begleitet. Derselbe zählt 20,000 Krieger, die völlig unabhängig und dem Bey nicht unterthan sind, nur daß sie ihm die Grenze bewachen, und zwar mit solchem Erfolge, daß bis dahin kein einziger Christ und nur selten ein fremder Araber oder Jude ihr Gebiet hat passiren dürfen, während dies den beiden Engländern durch kleine Geschenke durchzuführen gelang.

Sie kreuzten das Wed-ez-Zan und stiegen das Thal der Ulad Sidera zur französischen Grenze hinan. Das Land, eine hohe Bergkette, ist überaus herrlich und fruchtbar, reich an Flüssen und Wäldern, besonders von Eichen, sowie an Mineralien. So fanden sie Bleierz, welches bei der Analyse 72·7 Proc. reines Metall und 5 Unzen Silber per Tonne enthielt.

— Durch ein unlängst vom Präsidenten Avellaneda veröffentlichtes Gesetz haben die Kaufleute Sanz, Rosas und Bordy auf fünf Jahre das Recht zur Ausbeutung des Guanos erhalten, welcher sich an der Küste und auf den Inseln von Patagonien zwischen Bahia Blanca und dem Hafen S. Julian findet. Die Regierung erhält für jede exportirte Tonne des Düngstoffes während der ersten zwei Jahre 12 Shilling, später 16 Sh., und zwar jährlich mindestens für 10,000 Tonnen, während sich die Gesellschaft außerdem verpflichtet, allmonatlich einen Dampfer von nicht unter 120 Tonnen zwischen Bahia Blanca fahren und in Patagones, Chubut, Port Desire und San Julian anlegen zu lassen.

— Aus Taubate in der brasilianischen Provinz San Paulo wird berichtet, daß auf Ermahnung eines Missionspaters zwanzig Tage lang jegliche Arbeit liegen blieb, und daß am 7. Juli dieses Jahres über 5000 Leute mit nacktem Oberleibe, ein Tuch über dem Antlitz und eine Dornenkrone auf dem Kopfe, sich eine Stunde lang mit Stricken auf offenem Marktplatze gegeißelt haben!

— Paraguays Zustände bessern sich, und die diesjährige Ernte, besonders an Taback, ist eine reichliche. Auch die neu angelegten Kaffeeplantagen gedeihen; der jetzt zwischen Buenos Ayres und Asuncion verkehrende englische Dampfer brachte kürzlich zum ersten Male eine Quantität Kaffee, ein für Paraguay neues Product, mit herab.

— Die Eingeborenen der Natewa Bay auf Neuseeland haben sich wieder vom Christenthum losgesagt und sind zum Heidenthum zurückgekehrt. Ein Priester dieser Eingeborenen veranlaßte hundert derselben, in eine Hütte, welche man zuvor angezündet hatte, zu gehen, indem er versicherte, daß sein Zauber sie vor Schaden schützen werde, aber — Viele trugen Brandschäden und zum Theil lebensgefährliche davon.

— Auch in Victoria herrscht auf den Goldfeldern große Aufregung gegen die Chinesen. Es ist eine bekannte Sache, daß letztere nie darauf ausgehen, in fernen Gegenden neue Goldfelder aufzusuchen, was man „prospecting" nennt, aber immer gleich massenhaft da sind, wo Weiße ein solches entdeckt haben. Man verlangt daher von der Regierung der Colonie, daß sie den Chinesen erst drei Jahre nach Eröffnung eines neuen Goldfeldes den Zutritt zu demselben gestatten solle.

Inhalt: Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Am Imandra-See. (Schilderungen aus Lappland.) Von Albin Kohn. II. (Schluß.) — Gessi's Umschiffung des Albert Nyanza. — Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874. — Die Colonie Westaustralien. I. — Aus allen Erdtheilen: Der Darien-Canal. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 7. October 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 17.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1876.

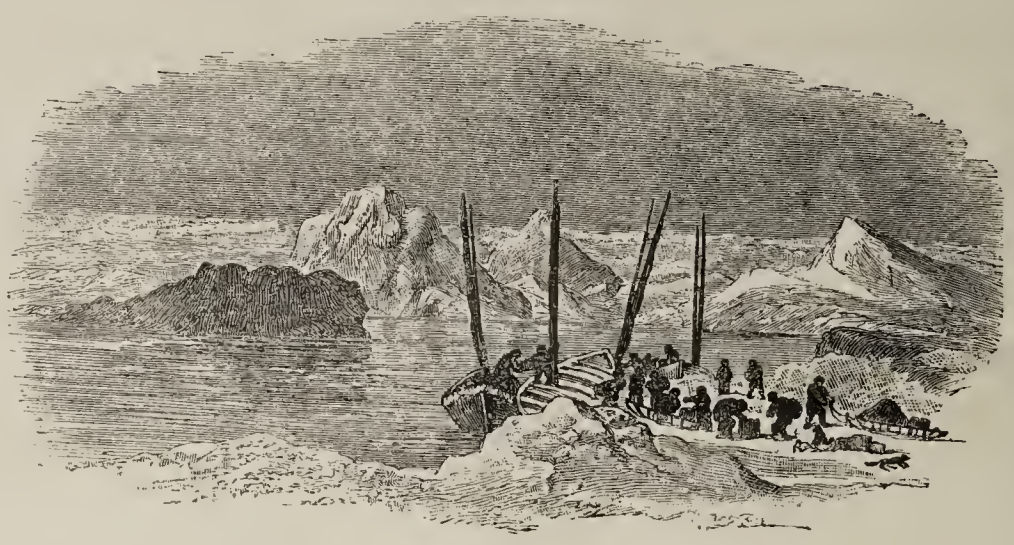
Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874.

III.

Der geringe Fortgang, welchen die Reise nach Süden am ersten Tage hatte, blieb constant; an manchen Tagen aber erreichte er nicht einmal eine halbe Meile, und es half sehr wenig, daß die Reisenden auch den geringsten Wind aus Norden benutzten, um sowohl für die Boote als auch für die Schlitten die Segel zu setzen. Die Ursache davon lag in der Erweichung des Schnees, infolge deren die Schlitten tief einsanken und die Bootsschleifen sich ihrer niedrigen Hörner wegen überall stemmten und eingruben. Es war absolut unmöglich, das ganze Gepäck auf einmal fortzuschaffen; denn die Hälfte der Leute genügte kaum, um einen Schlitten oder ein Boot vorwärts zu bringen, so daß sie den Weg Strecke für Strecke dreimal lastenziehend, zweimal ledig zurücklegen mußten, eine entsetzliche Anstrengung bei dem tiefen Schnee, in welchen sie knie-, ja brusttief einbrachen. Wiederholt mußte ein Schlitten abgeladen werden oder mußten sich alle Leute vor einen solchen vorspannen, wenn er in eine tiefe Schneegrube versunken war. Die Hälfte des Marsches verlief mit ungehindertem Ziehen, die andere unter vergeblichem Anrücken und „Aussingen" zur Erzielung gleichzeitiger Anstrengungen. Dabei rann ihnen der Schweiß von der Stirn und quälte sie der Durst; namentlich bei bedecktem Himmel war die Luft ungemein schwül. In der ersten Woche geschah es jedesmal, wenn Weyprecht das Nachtlager nach beendetem Tagemarsche bezog, daß Payer mit einem Begleiter und den Hunden nach dem Schiffe zurückkehrte, um den Proviantverbrauch zu ergänzen. Eine Strecke, zu welcher die Besatzung mit dem gesammten Gepäcke fast eine Woche bedurft hatte, legten die Hunde, welche überhaupt große Dienste leisteten und später bis zu zehn Centner in einem Tage vorwärts schafften, in einer bis zwei Stunden zurück. Am Schiffe wurden dann Massen von Thee verwendet, um ein Ankerfäßchen mit dem concentrirtesten Getränk davon zu füllen, der Rumvorrath erschöpft, um demselben Stärke zu verleihen. Kehrte dann Payer kurz vor dem Aufbruche der Abtheilungen nach den Booten zurück, so drängte sich Alles herbei, um das noch lauwarme Getränk in Blechtöpfen aufzufangen. Auch drei Bären wurden in den ersten elf Tagen erlegt.

Schon seit einigen Tagen waren dunkele Wolkenmassen in südwestlicher Richtung bemerkbar, wie sie über Stellen offenen Wassers zu schweben pflegen, und es war kein Zweifel, daß sie denjenigen Sprüngen entstammten, welche drei Wochen vorher vom Cap Brünn aus beobachtet worden waren. Man durfte also hoffen, schon in wenigen Tagen das zur Zeit noch festliegende Landeis überwunden zu haben, das Netz der ewig ruhelosen Canäle und Schollen zu erreichen und alsdann zwischen den Eisfeldern hindurch mit wachsender Beschleunigung nach Süden hin zu entrinnen. Diese Hoffnung schien noch durch die Wirklichkeit übertroffen zu sein, als sie am 28. Mai unvermuthet die kleine, flache, ihnen bis dahin unbekannt gebliebene Lamont-Insel erreichten

und von deren höchstem Punkte aus in der Entfernung einer Meile eine nach Südosten führende Wacke erblickten. Allein der am 30. Mai erreichte Eisstrand erwies sich trotz langen Suchens als unzugänglich, und an die Möglichkeit einer Einschiffung war einstweilen noch nicht zu denken, weil die Wackenränder überall mit breiten Barrièren von Eistrümmern umgeben waren, welche den Durchgang der Boote verwehrten. Aber auch die Verwendbarkeit der Schlitten war zu Ende, weil der unübersetzbare Sprung im Eise sich weit gegen Osten hinzog und auch nicht zu umgehen war, da ihn bis 50 Fuß hohe Wälle emporgepreßten Eises umgaben. Deshalb zogen sie sich zunächst auf eine freiere Ebene des Eises zurück und bezogen am 3. Juni in 79° 46′ nördl. Br. eine Art verschanztes Lager, scherzweise der „Hafen von Aulis“ genannt, um günstige Winde zu erwarten, welche das Eis öffnen und zu fahrbaren Canälen zerstreuen würden. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht lange: das Hauptgros zog sich schon am folgenden Tage mit Schlitten und Booten zur Lamont-Insel zurück, während Weyprecht mit Orel und neun Mann noch eine der beim Schiffe zurückgebliebenen Jollen zu holen sich aufmachte, da die Boote für Gepäck und Besatzung nicht Raum genug boten. Auch Payer kehrte in drei Stunden nochmals zum „Tegetthoff“ zurück, um Lebensmittel zu holen. Am 7. Juni kehrten sie mit der Jolle, Proviant, Munition, dem vielbegehrten Taback u. s. w. auf der alten hartgetretenen Bahn zu ihren Gefährten zurück.



Das Uebersetzen über die Canäle.

Der Schnee hatte inzwischen den Charakter von Brei angenommen; die mittlere Tagestemperatur (Ende Mai zwischen — 3 und — 6° R.) war seit Anfang Juni auf 0° gestiegen. Am 3. Juni hatte es zum ersten Male geregnet, und immer entschiedener nahm das Wetter seitdem seine Lieblingsform im Eismeer an, die des Nebels und „Nebelreißens“. Klare Tage waren sehr selten, nur für Stunden durchbrach die Sonne das Gewölk. Aber jener Spalt wollte sich nicht erweitern und blieb geschlossen; am 11. Juni kehrten sie zum „Hafen von Aulis“ zurück, um dort in nächster Nähe auf sein Auseinandergehen zu lauern. Den ganzen Tag hockten sie dort in den engen Booten und warteten, von unbeschreiblicher Langweile gequält, des Morgens auf das Ende des Tages, von einer Mahlzeit auf die andere und auf das langsame Dahinscheiden des Datums. Erst am 14. Juni brachte das Erscheinen und Erlegen eines Bären willkommene Abwechselung in diese ereignißlose Zeit. Die Mitte des Juni kam, aber noch immer herrschten südliche Winde und kein Wasser wollte sich zeigen. Der dritte Theil des Proviants war fast verzehrt; aber von den 250 deutschen Meilen des Rückwegs erst $1\frac{1}{4}$ Meile zurückgelegt! Am 18. Juni kam es endlich zu der ersten Einschiffung auf einer Wacke, deren Längsachse von Osten nach Westen zog. Die Boote wurden hinabgelassen und beladen, die Schlitten auf die Schleifen gebunden und schwimmend nachgezogen. Nachdem sie dann noch etwas Thee und den letzten Rum getrunken, stießen sie ab. Rudernd und segelnd schwammen sie nach Süden, und es war gewiß ein Zeichen der gehobenen Stimmung, daß sämmtliche dreiundzwanzig Tabackspfeifen sich in Thätigkeit befanden.

Der Fortgang war indeß nur sehr gering und betrug kaum eine Meile in der Stunde, weil die Boote schwer belastet waren und außerdem die nachschwimmenden Schlitten ziehen mußten. Nach einer Fahrt von drei Meilen sperrte eine starke Scholle den Weg, und die Boote mußten aufs Eis gezogen werden. Bald darauf fiel Schnee, Westwind setzte ein, der immer mehr nach Süden umschlug; die Schollen trieben zusammen und bald waren selbst die unzusammenhängenden Lücken der Canäle geschlossen. Wieder waren sie zum Warten verurtheilt. Die Schleifen wurden nun beseitigt und verbrannt, weil ihre Bretter sich geöffnet hatten, weil sie minder unentbehrlich waren, als die Schlitten, und weil sie die Bewegungen der Boote im Wasser zu sehr hemmten. Der Fortschritt war nun gleich Null; kaum daß er den einen oder andern Tag ein paar hundert Schritte oder eine Viertelmeile betrug, oder daß das Lager von einer Scholle auf die benachbarte verlegt werden konnte. Diese Monotonie, welche Wochen hindurch andauerte, wurde nur ab und zu durch das Erlegen eines Seehundes unterbrochen, was stets wegen der damit verbundenen Ersparniß von Proviant mit Freuden begrüßt wurde. Es war kein Zweifel, daß eine etwa gebotene Verlängerung ihrer Reise, mithin auch ihres Lebens, zum großen Theile von dem Erfolge dieser Jagden abhing. Bald gewöhnte sich auch Jedermann daran, während der Raststunde ein halbes Pfund Seehundsspeck zum Thee zu genießen, was die Verdauung sehr beförderte, und selbst diejenigen, welche zu Magenbeschwerden hinneigten, von den Uebelständen befreite, welche die consequente Erbswurstnahrung mit sich brachte.

Eine Verschlimmerung dieser ohnehin keineswegs beneidenswerthen Lage brachte die erste Hälfte des nun folgenden Monats Juli. Am 1. Juli war nur ein Sprung übersetzt worden, und die mittägige Breitenbeobachtung (79° 38′) ergab, daß seit den letzten vier Tagen nur eine einzige Minute gewonnen worden war. Die folgenden Tage war der Fortschritt gleich Null; denn was durch Südwärtsziehen gewonnen wurde, ging durch den ungünstigen Südostwind verloren; ja die Breitenbestimmung des 5. Juli (79° $40\frac{1}{2}$′) ergab, daß die Expedition um so viel nach Nordwesten zurückgetrieben worden war, daß sie die mühselige Errungenschaft von drei Wochen wieder eingebüßt hatte. Man sah sich zu Rasttagen gezwungen, welche die Vorräthe verschlangen, ohne vorwärts zu bringen, und auch die Jagd dieser Tage auf Seehunde und Eisbären war nur selten von Erfolg begleitet. Am 7. Juli betrug die Breite schon 79° 43′, also wieder $2\frac{1}{2}$′ Verlust. In gezwungenem Müßiggange verstrichen die Tage bis zur Mitte des Monats. Nur am 14. Juli wurde eine Ortsveränderung von dreihundert Schritt ausgeführt, um einen geeignetern Platz für die Seehundsjagd auszuwählen und wenigstens den Schein des Reisens zu erhalten. Allerdings nur den Schein; denn in Wirklichkeit begann die Lage wahrhaft furchtbar zu werden, nicht durch plötzliche Ereignisse, sondern durch den Eindruck der unaufhaltsam,

ungenutzt verrinnenden Zeit, welche ihnen noch zum Leben vergönnt schien, und die durch den Anblick der täglich schwindenden Proviantmenge auch für die Sinne eine grauenvolle Beredtsamkeit offenbarte, gleich dem vorschreitenden Zeiger einer Uhr. Mit Standhaftigkeit hatten die Dulder bis jetzt die schwere Arbeit des Auf- und Absteigens mit Booten und Schlitten, d. h. mit noch immer 70 Centnern, von Scholle zu Scholle, und das Uebersetzen über die schmalen Sprünge ertragen. Häufig hatten sie dieselben aus dem Wasser gezogen, ein- und ausgeladen, und die geringsten Fortschritte hatten genügt, sie mit Freude und Dankbarkeit zu erfüllen. Jetzt aber hatten die beharrlichen Südwinde selbst die geringen mit ungeheurer Mühe erzielten Fortschritte vernichtet; nach Verlauf zweier Monate voll unbeschreiblicher Anstrengungen war die Entfernung, welche sie vom Schiffe trennte, nicht größer als zwei deutsche Meilen! Deutlich lagen die Höhen der Wilczek-Insel vor ihnen; mit höhnender Klarheit erglänzten ihre Felszüge in dem immerwährenden Tageslicht. Es gewann den Anschein, als müßten sie nach langem Kampfe mit der Uebermacht des Eises, das zwar in Sonnenschein und Regen dahin schmolz, aber sie noch in unüberwindlicher Breite vom offenen Meere trennte, verzweiflungsvoll zum Schiffe zurückkehren und daselbst, jeder Hoffnung bar, einen dritten Winter verbringen. Und fanden sie es nicht wieder, so war das Eismeer ihr Grab!

Keine Maßregel wurde versäumt, welche dazu beitragen konnte, ihr Fortkommen zu erleichtern und ihre Lebensdauer zu verlängern. Das Kochen mit Thran hörte auf und fand nur noch mit Spiritus statt, um die Boote zu entlasten; die Brotrationen waren schon seit einigen Wochen verringert worden und selbst einer der Hunde war am 7. Juli der Noth zum Opfer gefallen. Eine immer größere Rolle in

Scene aus dem Rückzuge.

der Küche spielten fortan die Seehunde, und auch sonst schien Alles von der glücklichen Verwendung von 400 Kugeln abzuhängen, welche sie noch besaßen.

Da, als alle Anzeichen eines Gelingens des Rückzuges geschwunden waren, nahete endlich die Stunde der Befreiung durch regelmäßige und täglich wachsende Fortschritte. Schon am Abend des 15. Juli hatte sich eine Reihe kleiner Canäle nach Südwesten hin geöffnet und den Reisenden gestattet, gegen Wind und Strömung etwa eine Meile weit vorzudringen. Am folgenden Tage aber wehte Nordwest, und sie liefen in einen größern Canal ein. Mittags schon war eine Breite von 79° 39′ erreicht und Abends waren nur noch die höchsten Punkte des Cap Tegetthoff und der Wilczek-Insel zu erkennen. Auch die Art des Vordringens hatte sich plötzlich geändert. Das Eis hatte sich nicht nur etwas geöffnet, sondern es war auch nur noch selten durch den Frost verkittet, so daß die Anstrengung von 15 bis 20 Mann meist hinreichte, durch den Druck mit langen Stangen zwei Schollen auseinander zu schieben oder eine Barrière zu beseitigen, welche einen Canal versperrte. Oft genügte auch das Ausgraben vorstehender Eisstücke, um den Durchgang der Boote zu ermöglichen. In engen Passagen geschah ihre Fortbewegung mittelst Stangen. Schloß sich ein solcher Canal so, daß ein Boot in Gefahr gerieth, zerdrückt zu werden, so sprang seine Besatzung herbei, um es sofort auf das Eis heraufzuziehen. Unsere zweite Abbildung stellt eine jener Alltagsscenen aus diesem Rückzuge dar, das Auseinanderschieben der Schollen, damit das folgende Boot zwischen ihnen hindurch könne; ihre kreisende Bewegung aber schließt den Spalt im Vordergrunde, so daß das Boot hastig daraus befreit werden muß. Das Gepäck der Boote liegt auf einen Schlitten geladen, oder im Schnee; Menschen und Hunde

sollen es über die Scholle zur nächsten Einschiffungsstelle schleppen. Zwei andere Boote, welche den Canal noch unverschlossen gefunden haben, sind bereits voraus; eines derselben lagert auf einem zu übersetzenden Eisfelde und erwartet das Herankommen der anderen.

Hatten die zu übersetzenden Schollen einen Durchmesser von einer oder mehreren Meilen Breite, so nahm die Fortbewegung die ursprüngliche Form des Schlittenreisens an. Zuerst wurde der Proviant mit dem Schlitten auf mehrere tausend Schritte oder bis zum nächsten Wasserrande vorausgeschafft und dann die Boote von der gesammten Mannschaft einzeln auf die zurückgebrachten Schlitten gehoben, festgebunden und nachgebracht. Das kleinste Boot wurde ohne Schlitten durch den Schnee geschoben; die Hunde transportirten wie immer die Brotsäcke und den Spiritus. Die Seen auf dem Eise kamen gar nicht in Betracht; mit großem Gleichmuth wateten sie mitten hindurch, und gleichmüthig nahm es auch jeder auf, wenn er bei irgend einer Canalarbeit ins Wasser fiel.

Bärenjagd im Wasser.

Ein täglicher Fortschritt von vier Meilen genügte ihren Wünschen, und durch die Breitenbeobachtung des 18. Juli (79° 22′) wurden sie freudig überrascht. Derselbe Tag lieferte auch eine Bärin für die Küche. Am 22. Juli ergab die Beobachtung schon 79° 1′, während am 23. sturmähnliche Böen aus Ostnordost mit heftigen Regengüssen sie in den geschlossenen Booten zurückhielten. Am 24., 25., 26. und 27. Juli zogen sie mit gutem Erfolge weiter. Fast ununterbrochen fiel in diesen Tagen der Regen in Strömen herab, und gänzlich durchnäßt und dampfend legten sie sich Abends in den Booten zur Ruhe. Aber dieses Ungemach ertrugen sie mit Freude, weil nichts das Eis so kräftig zerstört, als der Regen.

Ankunft auf Nowaja-Semlja.

Am 27. Juli wurde 78° 48′ erreicht; dann trat Südwestwind ein und nach zweitägiger Arbeit beständigen Herausziehens und Uebersetzens der Boote sahen sie sich am 29. Juli wieder bis auf 78° 50′ zurückgetrieben. Aber so unberechenbar fand die Bewegung des Eises in manchen Fällen statt, daß sie am 30. Juli trotz des noch immer herrschenden Südwestwindes bis auf 78° 32′ nördl. Br. herabgesetzt wurden. Auch in der folgenden Woche hielten südliche Winde und Regen an, welch letzterer das Brot größtentheils durchnäßte und im Verein mit dem Auf- und Abladen in Pulver auflöste. Deshalb blieben sie am 2. August einen halben Tag auf einer Scholle liegen, um es nebst Kleidern und Strümpfen in der wieder erschienenen Sonne zu trocknen. Der Himmel war nun strahlend blau, ringsum lag das Eis in blendendem Lichte, und aus seinen Canälen schaute das tief ultramarinblaue Meer hervor. Dieser Aufenthalt wurde auch zur Jagd auf Seehunde verwendet, welche deren zwei ergab, so daß auch die beiden Hunde wieder ihren Hunger stillen konnten. — Immer seltener wurde nun das Uebersetzen über Eisfelder; immer häufiger ging die Reise in Canälen und Wacken vor sich, die mitunter eine Ausdehnung von zwei bis vier Meilen erreichten. Segelnd oder rudernd glitten sie mit guter Fahrt über diese Flächen hinweg, welche Sonnenschein und Regen, wenn auch nur langsam, doch beharrlich veranlaßten. Mitte Juli waren die Schneelager geschmolzen; zahllose Seen hatten sich auf dem Eise gebildet. Jetzt, Anfangs August, waren diese Seen größtentheils durch die Spalten des Eises hindurchgesickert und ins Meer abgeflossen. Die ausgewaschenen Ränder der Schollen waren durch den Wellenschlag und das Aneinanderdrängen des Eises eingestürzt; ein einziger Regen oder warmer Tag reichte hin, um ihre Bruchtheile im Meerwasser aufzulösen. Die Oberfläche der Schollen war nun mit hartem Firnschnee geringer Tiefe bedeckt, ihre verticale Mächtigkeit hatte sich etwa um die Hälfte vermindert. Aus allen diesen Gründen verringerte sich die Schwierigkeit, die Boote auf das Eis zu ziehen, wuchs aber auch die Gefahr, mit Booten und Gepäck durch dasselbe zu brechen und die schweren Proviantkisten versinken zu sehen, sobald man sich dem Wasserrande näherte. Der Fortschritt wuchs, je mehr der Wechsel heftiger Südostwinde und Windstille dazu beitrug, das Eis zu zertheilen. Das Eismeer verlor immer mehr seinen bisherigen Charakter als Packeis und nahm den eines geschlossenen Treibeises an, welches nur dort nicht zu durchbrechen war, wo es in dichteren Streifen lag. Am 7. August schätzten sie ihren Fortgang sogar auf zwölf Meilen; es war der erste Tag ohne Schlittenziehen und Uebersetzen. Und als sie Mittags unter leichtem, gut vertheiltem Eise hielten, sahen sie eine weitgedehnte Schwingung des Meeresniveaus aus Süden heranziehen, welche das Eis gleichmäßig langsam hob und senkte. „Die Dünung!“ riefen sie jubelnd aus, „das offene Meer in unserer Nähe!“ Unter offenem Meere aber

verstanden sie damals soviel als Rettung. Ihre Ueberraschung, seine Nähe schon unter dem 78. Breitengrade zu fühlen, war so groß, daß sie trotz jenes untrüglichen Anzeichens kaum daran zu glauben wagten, und eine unbeschreibliche Aufregung sich ihrer bemächtigte, die nur für einen Augenblick ihren Gegenstand wechselte, als sie plötzlich hundert Schritte entfernt zwei Bären im Wasser schwimmend erblickten. Die alsbald mit zwei Booten unternommene Verfolgung fiel leider fruchtlos aus.

Auch ihre Hoffnung auf die Nähe des Meeres schien vereitelt zu werden. Denn schon am 7. August hatte der herrschende Nordwind soviel Eis in flachen erbärmlichen Schollen rings um sie versammelt, daß sie eingeschlossen wurden und ihre Versuche der nächsten Tage, diese geschlossen daliegenden und kaum über das Wasser ragenden Hinderuisse zu durchbrechen, erfolglos blieben. Also wiederum hieß die Losung „Warten!“ Dazu hatten nur die Sparsamsten noch etwas Taback, während manche den ausgekochten und wieder gedörrten Thee in Cigarretten aus Packpapier oder gar letzteres selbst rauchten oder etwas Lunte in ihre Pfeifen stopften. Endlos schienen die Tage, welche ohne ernstliche Beschäftigung und doch mit furchtbarer Eile verstrichen. Nur für einen Monat noch reichte der Proviant, und die vorrückende Jahreszeit drängte mehr und mehr auf die Entscheidung hin. Schon seit drei Wochen hatte die Bildung jungen Eises auf dem Meere wie auf den Süßwasserlachen der Schollen begonnen; denn zu allen Zeiten des Sommers war die Nachttemperatur nicht selten 2 bis 3° unter Null gefallen. Bisher hatte die Sonne diese Eisrinden bei Tage stets wieder geschmolzen; jetzt aber begannen sie, die verfallenen Schollenreste zu unlösbaren Hindernissen zu verknüpfen, und die Laune eines Windes konnte sie abermals, wie zwei Jahre früher, nach Norden entführen, mußte diesmal aber sichere Vernichtung bringen.

Erschöpfung.

So verstrichen die Tage bis zum 13. August unter stetem Spähen nach dem südlichen Wasserhimmel und einer Veränderung im Eise und unter beständigem Westwinde. Schon mehrten sich die Anzeichen, daß der Sommer vorüber sei und der kurze nordische Herbst begonnen habe. Endlich am 14. August Nachts öffnete sich das Eis etwas und erlaubte die Fortsetzung der Reise, nachdem kurz vor dem Aufbruche der achtzehnte und letzte Seehund geschossen worden war. Mit vieler Stangenarbeit zwängten sie sich durch eine lange Aufeinanderfolge von Canälen; um Mitternacht machten sie kurz Rast und sahen das letzte Schauspiel der Eismeerwelt vor sich: die Mitternachtssonne, darunter das gelb beleuchtete Meer, die kohlschwarzen Flöße des Eises und ihr Erglühen in starre rosige Flammen nach den Seiten hin. Segelnd ging es weiter; die Wacken wurden immer größer, das Eis nahm ab und die Dünung zu. Die mittägige Breite fiel bis auf 77° 49′ herab; noch öffnete sich eine große Wacke und bei heftigem Seegang zogen die Boote, viel Wasser schöpfend, darüber hin, — es war die letzte. Der letzte Saum des Eises lag vor ihnen, darüber hinaus grenzenlos das offene Meer!

Zum letzten Male zogen sie ihre Boote auf eine Scholle empor (77° 40′ nördl. Br., 61° L. Gr.) und gönnten sich kurze Ruhe. Aber schon um 2 Uhr Morgens weckte sie die Wache. Denn der Ostwind hatte schwere Eismassen herbeigeführt, welche die Dünung mächtig hob und senkte. Schon war der Wasserrand mehrere hundert Schritte entfernt, und jede Zögerung konnte Tage der schweren Arbeit, um wieder frei zu werden, kosten. Nach einiger Stangenarbeit, Ein- und Ausladen war der Meeressaum wieder erreicht, und auf der letzten Scholle trafen sie ihre Vorbereitungen zur Reise über das offene, mit der inbrünstigsten Freude begrüßte Meer. Es war der 15. August, Mariä Himmelfahrt, und wie zu einem Feste schmückten sie ihre Boote mit den Flaggen. Die Boote wurden seefähig gestaut; nur mit Mühe nahmen sie das Gepäck, die Wasserfäßchen und die Menschen auf. Nur die vier Schlitten, deren Unverwüstlichkeit das Gelingen des Rückzuges zu danken war, mußten zurückbleiben, und bald war man auch gezwungen, die beiden letzten der treuen Hunde zu erschießen, weil abgesehen von dem Mangel an Platz und Lebensmitteln sie, von der Seekrankheit ergriffen, die Boote in so unruhige Schwankungen brachten, daß der geringste Seegang gefährlich werden konnte. Eine vorüber schwimmende Scholle wurde ihre letzte Ruhestätte. — Mit drei Hurrahs war vom Eise abgestoßen und die Fahrt über das freie Meer begonnen worden. Ihr glücklicher Verlauf hing vom Wetter und unablässigem Rudern ab; trat ein Sturm ein, so mußten die Boote sinken. Aber mit unendlicher Befriedigung sahen sie zunächst den weißen Saum des Eises nach und nach zur Linie werden und endlich verschwinden. Jeder fühlte es, daß dessen nördliche Lage in dem so günstigen Jahre 1874 ein Hauptmoment war, dem sie ihre Befreiung zu danken hatten. Der Curs wurde mit Süd zu West auf die Barentz-Inseln gerichtet, wo zunächst aus dem Depot des Grafen Wilczek der Proviant ergänzt werden sollte, um dann an der Küste Nowaja-Semljas entlang zu fahren und nach einem Fischerschiffe zu spähen. Das nächste Land war noch funfzig Meilen entfernt; es kam Alles darauf an, seine schützenden Ufer zu erreichen, bevor das Wetter umschlug.

Tagelang ruderten sie nun mit Aufbietung aller Kräfte die offene See hinab, stets sich nahe zusammen haltend. Die Besatzung jedes Bootes war in zwei Wachen getheilt: je vier Stunden wechselten Schlaf und Arbeit ab. Am 16. Au-

gust kam schon Nowaja-Semlja in Sicht, nichts als einige silberglänzende Punkte über der Wasserfluth; es waren die Schneegebirge der Umgebung von Cap Nassau. Und so rasch war jetzt ihr Fortgang in Folge eines günstigen Windes und einer Strömung, daß sie im Nebel des folgenden Tages die Stelle des Depots ungesehen überschritten. Umkehr hätte bei der geringen Vermehrung, deren der Proviant in Anbetracht der überlasteten Boote noch fähig gewesen wäre, den Zeitverlust nicht gelohnt — also weiter! Rastlos wurde der Küste entlang gerudert, da das klippenumgürtete Land eine Landung erschwerte. Im Fahren wurden schwimmende Gletscherstückchen aufgefischt, um Trinkwasser zu haben, wurden Alken geschossen und zubereitet, und nur zum Essen wurde zweimal des Tages für etwa 10 Minuten gerastet. Erst am Nachmittage des 18. August wurde im Süden des Schwarzen Cap gelandet, an einer Stelle, die sich durch ungewohnte Ueppigkeit der Vegetation auszeichnete. Nichts erinnerte mehr an das Polargebiet, weder das Land, noch die Temperatur, oder das Wetter. Seit Monaten war es das erste Land, welches sie wieder betraten; völlig erschöpft, wankend und wie gerädert, lagerten sie sich auf seinen weichen Grasfluren und lauschten dem rhythmischen Brausen der Brandung. Aus gesammeltem Treibholz wurde ein mächtiger Scheiterhaufen errichtet, während manche in den Wasserrissen Blumen sammelten und Kräuter, die sie dörrten und rauchten. Aber bald ging es weiter; denn unaufhörlich donnerten die Gletscher, und wie in den Alpen, so wurde dieses Zeichen auch hier auf eine Verschlimmerung des Wetters gedeutet.

Am 19. August fuhren sie noch bei klarem, ruhigem Wetter längs der Admiralitäts-Halbinsel hinab, die wie die ganze Insel in langsamer Hebung begriffen ist; am 20. er-

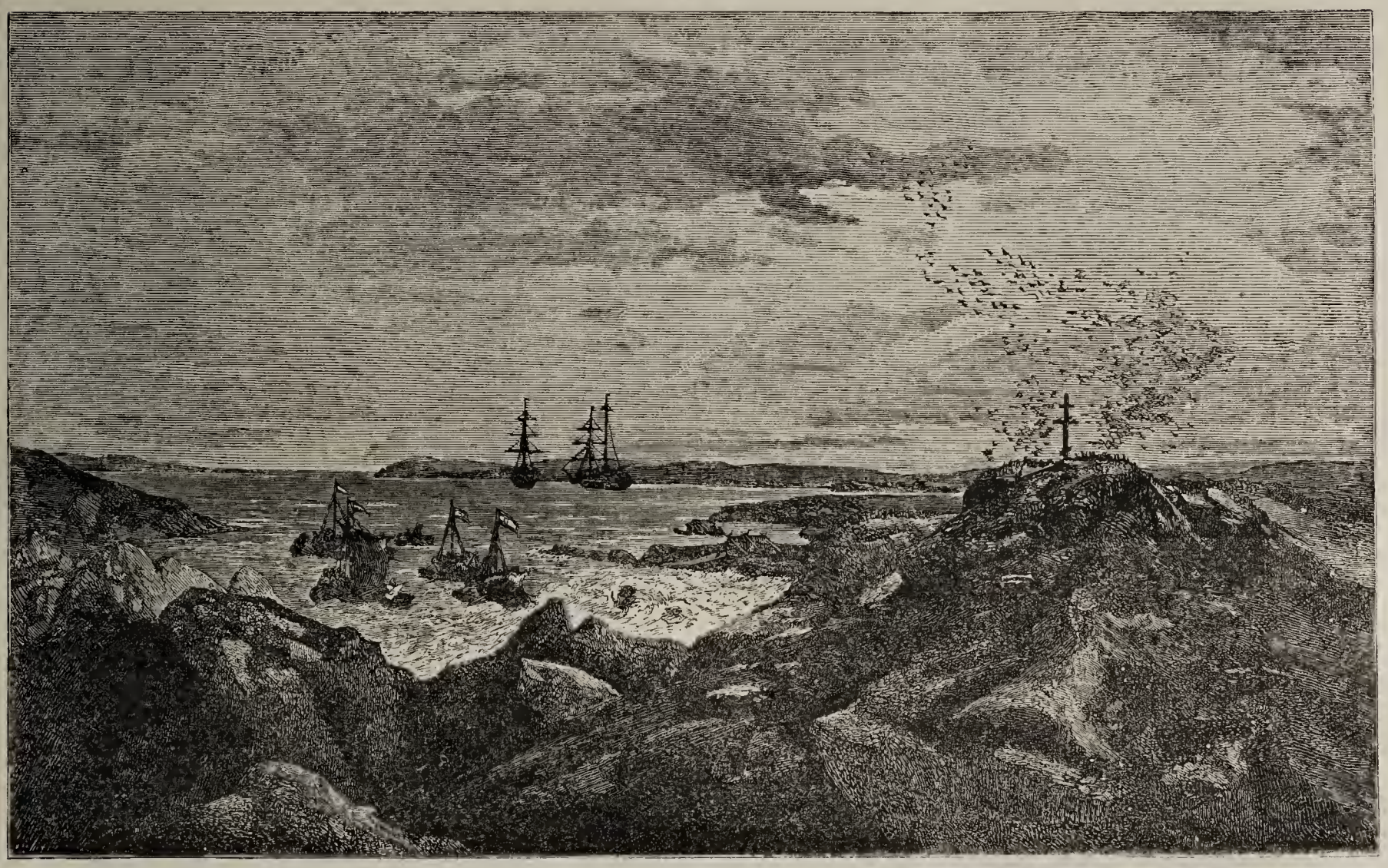
Ein russisches Boot in Sicht.

reichten sie Cap Tschernitzky. Fortan war das Land eine Fülle malerischer Buchten; nur seine Höhen hüllten sich in Wolken. Grüne Gestade zogen sich die Ufer entlang: es waren die gesuchtesten Ueberwinterungsplätze der russischen Expeditionen, deren verfallene Hütten noch hier und da sichtbar waren. Am folgenden Tage erhob sich ein frischer Ostwind; die See wurde bewegt und die Boote füllten sich beim Segeln mit Wasser, so daß die darin Sitzenden gänzlich durchnäßt wurden. Nachdem die Kleider auf dem Lande bei einem Feuer getrocknet, wurde die Straße Matoschkin-Schar erreicht; aber von dem dazu ausgesendeten Boote kein Schiff daselbst entdeckt. Noch ehe dasselbe sich wieder eingefunden, hatten sich die übrigen in die Bucht der Altgläubigen zurückgezogen, auf einem markirten Vorsprung des Landes ein Signal aus Treibholzstämmen und Steinen erbaut und ein Document darin verwahrt, welches den bisherigen Verlauf der Expedition in kurzen Zügen schilderte. Dies geschah zu dem Zwecke, in dieser von Schiffen jährlich besuchten Gegend eine Spur der Expedition zu hinterlassen, deren schon im nächsten Sommer zu erwartende Auffindung alle Aufsuchungsexpeditionen ihrer Landsleute im hohen Norden verhindern mußte, falls sie selbst in der Verfolgung ihrer fernern Reise umkommen sollten.

Und in der That hatten sich die Aussichten ihrer Rettung sehr vermindert, da in der Matotschkin-Schar kein Schiff zu finden gewesen, und es mithin klar war, daß alle Fischer sich bereits aus den hohen Breiten zurückgezogen hatten. Mittags den 23. August ging es weiter, der Entscheidung entgegen; denn der Proviant reichte nur noch für zehn Tage. Nur eine Hoffnung blieb: in der Dunen-Bay ein rettendes Schiff zu finden. Schlug auch diese fehl, so war die 450 Meilen lange Ueberfahrt über das stürmische Weiße

Meer in den kleinen Booten fast unausführbar. Sie segelten also die flache Küste nach dem Gänselande hinab. Stürmisches Wetter erschöpfte ihre Kräfte und trennte die sich mit Wasser füllenden Boote, deren Besatzungen unausgesetzt mit Ausschöpfen beschäftigt waren. Payer's Boot schien den übrigen vorausgeeilt zu sein; deshalb hielt es am 24. August Morgens in einer finstern Felsbucht, um auf die Gefährten zu warten. Völlig durchnäßt und mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte sprangen sie in das seichte Meer und zogen das Fahrzeug an den Strand, sammelten einiges Treibholz, machten ein Feuer und in einer Pfanne eine Art Knödel. Dann sanken sie, von Rauch umhüllt und tief erschöpft, auf die nassen Steine nieder in Schlaf.

Nach vier Stunden zogen sie weiter. Bei Cap Britwin (72° 40') stießen die Boote bei eintretender Windstille wieder zusammen. Die Vertheilung des Lebensmittelrestes wurde ausgeglichen; mechanisch ruderten sie weiter durch die endlose Fluth. Die Stunde der Entscheidung war herangekommen, — noch eine Felsecke, und das rettende Schiff konnte vor ihren Augen liegen, oder sie mußten sich der brutalen Uebermacht des Oceans anvertrauen. Es war Abend geworden, als sie unter den schwarzen, verwitterten Wänden von Cap Britwin dahinglitten, deren Gesimse von Vogelschaaren bedeckt waren, die sich im Flugwasser der Brandung ergötzten. Da, um 7 Uhr, wie mit einer Stimme, erscholl ein Freudenruf aus den Booten: ein fünftes kleines, mit zwei Menschen besetztes Boot lag vor ihnen, und seine Insassen, anscheinend auf der Vogeljagd begriffen, waren nicht minder überrascht, als die Oesterreicher. Es waren Russen, und noch bevor sich beide Parteien verständigt hatten, waren sie zusammen um eine Ecke gebogen, — da lagen zwei Schiffe.



Rettung der Expedition durch russische Schiffe in der Dunenbay von Nowaja-Semlja.

Die Schiffbrüchigen hatten ihre Boote beflaggt, und indem sie den fremden Männern folgten, legten sie unter dem Schooner „Nikolai" an, dessen Deck sich sofort mit bärtigen Russen füllte, die mit Verwunderung und Theilnahme auf sie herabstarrten, und deren Capitän Feodor Worouin wie ein Patriarch unter ihnen stand, die Fremden zu empfangen. Beim Anblick der beiden Ukase, welche diese aus Petersburg erhalten hatten, und die allen Bewohnern des russischen Reiches anbefahlen, den Nordpolfahrern hülfreichen Beistand zu leisten, entblößten diese dürftigen Fischer ihre Häupter und verbeugten sich bis zur Erde. Allein der Empfang war auch herzlich, und alles Köstliche an Bord, Lachs, Renthierfleisch, Eidergänseeier, Butter, Thee, Brot und Branntwein wurde in Schüsseln vor den Hungrigen aufgetragen. Dann kam der zweite Schiffer an Bord, brachte ihnen sein Willkommen und lud sie zu sich; es war die erste einer langen Reihe von Einladungen, die noch bevorstanden. Welch eine Erlösung aus langer Noth! Sechsundneunzig Tage hatten sie auf ihrer Rückreise im Freien zugebracht, — mit den vorangegangenen Schlittenreisen sogar fünf Monate!

Die beiden russischen Schiffe waren aus dem Gouvernement Archangel und hier an der Mündung des Puhova-Flusses mit Lachsfischerei und Renthierjagd beschäftigt. Sie hatten noch wenig gefangen und wollten deshalb noch einen Monat dort und im Süden Nowaja-Semljas verweilen. Das war wenig nach dem Geschmacke der Oesterreicher, jetzt, wo sie sich plötzlich aller Bequemlichkeiten, die es in der Welt giebt, erinnerten, noch einen vollen Monat auf einem Fischerschiffe zu verweilen, unter Weißfischhäuten, unter Bären- und Renthierfellen, unter Bergen von Lachsen und Renthierfleisch, unter Netzen und Thranfässern zu schlafen. So kamen sie mit dem Capitän Woronin überein, daß er die Fischerei

aufgeben und sie sofort nach Vardö in Norwegen bringen sollte, wofür sie ihm ihre drei Boote, zwei Gewehre und 1200 Silberrubel als Entschädigung verhießen. Am 26. August verließen sie bei günstigem Nordost die stille kleine Bay; mit trefflichem Fortgange durchschnitt das Schiff nach Südwesten hinab das Weiße Meer. Es war die Zeit des Briefeschreibens, womit Mancher schon vorher, während der Bootreise begonnen hatte. Am 27. und 28. August trat stürmisches Wetter aus Nordnordwest ein; der Anblick der hohen Wogenberge verkündete ihnen, was ihr Schicksal gewesen wäre, wenn sie in ihren kleinen Booten dieses Meer hätten übersetzen müssen. Am 3. September endlich, nach 812 Tagen, welche die Expedition gedauert hatte, näherten sie sich dem Städtchen Vardö. Die österreichisch-ungarische Flagge wurde am Fockmast des „Nikolai" gehißt; jeder that in der Eile noch das Beste für seinen Anzug, was freilich nicht mehr bedeutete, als daß sie sich in die Pelze hüllten. Das Schiff lief in den Hafen ein, und um 3 Uhr Nachmittags betraten sie den Boden Norwegens mit dem Gefühle der Erlösung aus allen Drangsalen!

Während Weyprecht Geld aufnahm, besorgte Payer die Telegramme in die Heimath. Als dieselben endlich übergeben waren, erfüllte sie das Bewußtsein, daß der elektrische Funke ihre Freunde in der Ferne schon im nächsten Augenblicke zur freudigsten Aufregung entzünden würde.

Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874.

II.

Das ganze Land von Peking nach dem Südwesten dieser Provinz hin eignet sich trefflich für den Eisenbahnbau. Es bedürfte keines Tunnels und nur weniger Einschnitte und Aufschüttungen. Das einzige schwierigere Werk wären die Brücken über die Flüsse; da dieselben aber, mit Ausnahme der Regenzeit, klein sind, so würde auch die Herstellung von Brücken wenig Schwierigkeiten bereiten. Die Sandbänke am Ufer müßten durch feste Dämme ersetzt werden; einige derselben sind aber nur von sehr geringer Mächtigkeit, wie z. B. bei Tsching-ting-fu, wo wir nichts als Sand sahen, während Oxenham bemerkt, daß sich außerhalb der südlichen Mauer eine große Grasebene erstrecke, die noch kein Pflug berührt habe. Dieser Widerspruch erklärt sich dahin, daß die Ueberschwemmungen der zwei letzten Jahre den Charakter des Landes entlang der Flüsse geändert haben und zwar in den westlichen Landestheilen sehr zum Nachtheil derselben.

Die äußeren Verhältnisse des Volkes schienen günstig zu sein. Die Leute waren sauber und warm gekleidet, selbst die Bettler mit Ausnahme einiger vom Handwerk hatten eine gute, bequeme Kleidung an. Hier und da hörten wir von Beraubungen. Einmal hatte eine Bande Bewaffneter mehrere Dörfer beraubt; sie entschuldigten sich damit, daß sie nichts zu essen hätten, weil die Ueberschwemmungen ihre Grundstücke verwüstet hätten. Reisende, die mit größeren Geldsummen von Schansi kommen, haben Bewaffnete bei sich. Diese Wachen erhalten gewisse Procente der transportirten Summen und bürgen dann für den ganzen Betrag. Wagen mit Regierungsgeldern haben immer eine bewaffnete und berittene Escorte bei sich. Namentlich Ting-tschau ist wegen seiner Raubanfälle übel berüchtigt; wir sahen an den Bäumen des Orts fünf Köpfe in Käfigen hängen; das einzige Schauspiel dieser Art, das uns unterwegs aufstieß.

Entlang der großen Heerstraße sind auf kurze Entfernungen Soldaten stationirt. Auf der ganzen Strecke, die wir durchwanderten, sahen wir überall die Stationsflaggen wehen. Wir fanden diese Leute stets artig; sie beantworteten unsere Fragen rasch und nach bestem Wissen; zuweilen luden sie uns auch zu ihrem Thee ein. Ihre fremden Gewehre waren in guter Ordnung, und man sah bei ihnen wenige alte Musketen. Wenn wir spät in der Nacht reisten, wurden wir manchmal von ihren Patrouillen gestellt und gefragt, warum wir noch so spät auf dem Wege seien, da die Chinesen dies fast nie thun. Die Chinesen reisen nämlich in der Regel in Gesellschaft, brechen Morgens sehr früh auf, verwenden zwei Stunden für ihre erste Mahlzeit und langen Abends wo möglich vor Sonnenuntergang, also in dieser Jahreszeit um 5 Uhr, in ihrem Nachtquartier an.

In Pau-ting-fu erregten wir die Galle des Thorhüters, weil wir ihn schon Morgens 5 Uhr heraus citirten. Er sagte, er dürfe Niemand, der ohne Bedeckung reise, so früh herauslassen, weil sich Räuber in der Umgegend herumtrieben. In der That wäre das Terrain südlich Pau-ting-fu für Räuber wie gemacht, indem die Straße 8 bis 10 Fuß tiefer liegt, als die Felder zu beiden Seiten.

Der Zugang nach vielen Städten war sehr schlecht, am schlechtesten wohl der nach Pau-ting-fu von Süden her. Bei unserer Rückkehr war die neue Straße für den Kaiser nach den westlichen Gräbern theilweise vollendet und würde bei trockenem Wetter ihrem Zweck wohl entsprechen. An mehreren Stellen erhielt sie bereits ihren letzten Ueberzug, der Grund wurde aufgehackt, Wasser darüber gegossen und der kaiserliche gelbe Sand, der aus den Bergen kommt, als oberste Lage darüber ausgestreut. Es sah recht hübsch aus, als es fertig war. Nach der Menge Leute zu urtheilen, die so lange an dieser Straße arbeiteten, muß sie große Summen verschlungen haben. Die im letzten Jahre erbaute Straße nach den östlichen Gräbern stellte sich bekanntlich als gänzlich mißlungen heraus, woran allerdings zum Theil die schweren Regengüsse Schuld waren. Mehrere mit Herstellung dieser Straße betraut gewesene Beamte zogen sich hierdurch die kaiserliche Ungnade zu.

Da fast auf dem ganzen Wege von Peking bis Pung-tschung das Gebirge von der Straße aus sichtbar war, so befragten wir häufig die Bewohner der Districte, die wir passirten, über die Mineralien, welche dort vorkämen. Man sagte uns, Kohle komme an verschiedenen Stellen vor, namentlich Anthracitkohle. Der nördliche Theil der Provinz wird von Fang-schan aus damit versehen, der mittlere von Ping-ting-tschau in Schansi aus und der südliche von Wu-yuan-tze in Honan. Wenn wir nach Eisenerzen fragten, kam immer die Antwort: „In Tschili giebt es kein Eisen; unser Eisen kommt alles aus Schansi." Matau war der erste Ort, wo wir erdharzhaltige Kohle sahen. Sie wird von den Bergwerken bei Tung-tschung hierhergebracht und hier aufgestapelt, bis die Flußschifffahrt eröffnet ist, worauf sie dann nach Tientsin verbracht und für Dampfer verwendet wird. Die Kohlen lagerten im Ueberfluß hier; der Fluß

(es ist der Fu-schui-ho oder Fu-jan-ho, ein Zufluß des Hu-to-ho, der seinerseits oberhalb Tientsin in den Pei-ho sich ergießt) war bereits eisfrei, auch war offenbar Wasser genug vorhanden, wie auch Boote in Menge bereit lagen. Gleichwohl geschah nichts. Der Grund dieser Unthätigkeit lag darin, daß die Landwirthe den Fluß bis auf etwa 120 Li stromabwärts zum Behuf der Felderwässerung aufgedämmt hatten und der Ansicht waren, sie brauchten fast alles Wasser für diesen Zweck. So gestatteten sie die Flußschifffahrt erst mit Eintritt der Regenzeit, und die den Winter über in Matau angesammelten Kohlen mußten hier noch Monate lang lagern, wenn nicht der Regen früher als gewöhnlich kam. Kommt aber der Regen, so verdirbt die Kohle, welche nur unzureichend geschützt ist, unter Mitwirkung der Sonne und kommt trotz ihrer ursprünglichen Güte in einem Zustand auf den Markt, der ihrem vollen Werth nicht mehr entspricht.

In Pung-tschung, welches auf einem von drei Seiten mit Gebirgen umgebenen Plateau liegt, waren wir über die zahlreichen und ausgedehnten Töpfereien erstaunt. Das Kaolin zur Fabrikation von Wannen, Krügen ꝛc. wird hier in nächster Nähe unter einer 2 bis 3 Fuß tiefen Lehmschicht im Ueberflusse gefunden. Die Kohlenschichten erscheinen erst nahe bei der Stadt und ziehen auf beiden Seiten derselben Meilen weit fort. Sie enthalten anthracit- und erdharzhaltige Kohle, besonders aber die letztere. Die Gruben sind in der Regel senkrecht, können aber des Wassers wegen nicht tief gemacht werden. Während zweier Tage, ehe wir Pung-tschung erreichten, waren zwei Einwohner dieses Ortes unsere Reisegefährten. Sie versicherten uns, Eisenerze seien dort ganz unbekannt. Auch der Gastwirth und andere Ortseinwohner versicherten uns dasselbe. Ich wußte aber bestimmt, daß hier ein Irrthum obwalten mußte, da ich selbst bei Tsching-schui westlich von Peking auf einem 600 bis 700 Fuß hohen Hügel große Massen Eisenerzes ohne jede Beimischung gefunden hatte. Wie weit dort die feste Masse geht, weiß ich nicht, da sie noch nicht aufgedeckt ist; doch hörte ich aus guter Quelle, daß sich im Bezirk Tsching-tschui das Eisenerz in einer Länge von 40 Li hinziehe. Ein früherer Missionär und gegenwärtig hoher Würdenträger der Kirche in Peking versicherte mich, daß sich unweit Pung-tschung Eisenerze vorfänden. Da ich dort selbst nichts in Erfahrung bringen konnte, verließ ich die Stadt mit dem Sohne meines Gastwirths, einem intelligenten jungen Menschen, als Führer und schlug den Weg nach den Kohlengruben ein. Wir fragten Jeden, der uns begegnete, nach Eisenerzen und wurden endlich für unsere Ausdauer belohnt. Wir trafen nämlich unter Anderen auch einen alten Herrn und frühern Mandarinen, der einige Zeit lang in Schansi gelebt hatte und der das Eisenerz kannte, wenn er es sah. Dieser sagte uns, in seiner eigenen Kohlengrube werde Eisenerz gefunden, und war so gefällig mit uns dahin zurückzukehren und es uns zu zeigen. Wir waren jedoch noch nicht lange gegangen, als ich selbst ein großes Stück Eisenerz auf dem Wege fand, und zu meinem Führer und den Maulthiertreibern, welche die gleiche Straße zogen, sagte: „Dies ist das Mineral, welches ich suche, es ist Eisenerz.“ Mit sichtlichem Erstaunen erwiderten die Maulthiertreiber: „Wenn dies Eisenerz ist, so können wir Euch versichern, daß es hier eine Menge giebt.“ Da wir noch viele Stücke unterwegs fanden, so erkannten wir daraus, daß wir uns in der unmittelbaren Nähe eines eisenhaltigen Gebirges befinden müßten. Unser alter Führer gestand nun, daß sich wirklich Eisenerzgebirge in der Nähe befänden; er glaube aber, setzte er hinzu, daß dies nur wenige Leute wüßten. Als wir die Kohlengrube erreicht hatten, fanden wir einen schräg eingeteuften Schacht, in welchem die Kohle kaum 20 Fuß unter dem Boden lag. In einer kleinen, nur wenige Ellen umfassenden Aushöhlung wenige Schuh vom Eingang der Grube zeigten sich drei 4 bis 9 Zoll dicke Schichten braunen Eisenerzes, nur etwa 6 Fuß unter dem Kaolin, über welchem etwa 3 Fuß Lehm lagen. Unser Führer sagte uns, derartige Schichten kämen in den Kohlengruben hier gewöhnlich vor. Er schien anfangs etwas in Verlegenheit, daß er uns zu dieser Entdeckung verholfen; doch mußte er bekennen, daß er es uns für ein kleines Geschenk versprochen hatte.

Das Eisenerzgebirge lag nahe bei der Kohlengrube. Nur wenige Stufen höher, und wir sahen das Erz in kleinen Stücken über die ganze vordere Partie des Berges hin zerstreut. Das Gleiche war bei einem zweiten und höhern Berge der Fall, auf dessen Spitze der Kalkstein, in welchem das Eisenerz eingebettet liegt, zu Kalk gebrannt oder für Bauzwecke viereckig behauen wurde. Als wir an der Ostseite des Bergrückens hinabstiegen, sahen wir das Eisenerz in großen Brocken auf dem ganzen Wege bis zur Ebene hinab liegen, bis wir an einen höhern, 2000 Fuß hohen Bergrücken kamen. Wir überschritten auch diesen Bergrücken in nordwestlicher Richtung, wobei wir abermals Eisenerz in großen Stücken bis zur Hälfte der Höhe fanden; von da bis zur Spitze dieses Rückens kam es in kleinen Stücken vor. Als ich von der Ostseite niedersah, zählte ich etwa 40 Ortschaften in der Runde; als wir dann an der Westseite wieder herabstiegen, bemerkten wir auch im Thal von Pung-tschung und westlich davon zahlreiche Ortschaften; doch war die Luft zu trübe, als daß wir sie hätten zählen können. Von dem Gipfel dieses Rückens aus sahen wir Meilen weit auf drei Seiten vor uns Kohlengruben.

Hier gewannen wir auch einen Ueberblick über die ausgedehnten Töpfereien von Pung-tschung. Wäre den Bewohnern dieses Bezirks der große Werth des Eisenerzes in ihren Bergen bekannt gewesen, so hätten wir gewiß neben den Töpfereien und Kohlengruben auch ebenso ausgedehnte Eisenbergwerke und Fabriken gesehen.

Es ist dies übrigens nicht die einzige Reihe eisenhaltiger Berge in dieser Gegend: etwa 8 Li gegen Westen liegen ebenso reichhaltige und 30 Li weit sich erstreckende Eisenerzgebirge. Dort sollen neben Kohlen und Eisen auch Quecksilber und andere Metalle vorkommen, während aus einer Entfernung von 30 Li gegen Süden mir von meinem Diener feine Eisenerzmuster gebracht wurden, welche noch weiter nach Süden gleichfalls gefunden werden. Die Quantität des hier vorkommenden Eisens, Kalks oder Kohle darf als eine unerschöpfliche bezeichnet werden, während die Analyse erwiesen hat, daß auch die Qualität dieser Mineralien eine vorzügliche ist und sich zur Fabrikation der feinsten Eisen- und Stahlartikel eignet, welche zu Preisen hergestellt werden könnten, mit denen bei der Niedrigkeit des Taglohns in China keine andere Nation concurriren könnte. Roheisen könnte zu weniger als ein Viertel des Preises hergestellt werden, als es gegenwärtig dort verkauft wird, während die Qualität dem besten eingeführten gleichkäme. Der Kalk ist rein, die Kohle ebenfalls und enthält einen großen Procentsatz flüchtiger Stoffe. Es findet sich somit zu Pung-tschung *) Alles, was die chinesische Regierung brauchte, um Eisen jeder Art und Stahl zu Bahnschienen, Schiffsplatten, Eisenpanzern, Geschützen und Maschinen friedlicher Natur verarbeiten zu lassen.

Als ich meinen jungen Führer fragte, ob er wirklich nicht gewußt habe, daß sich Eisenerz auf zwei Meilen Entfernung

*) Und nach v. Richthofen's Berichten (s. Petermann's Mittheil. 1871, S. 425 ff.) ebenso um Ping-ting-tschau und nördlich von Hwei-king-fu in Schansi.

von seiner Heimath befinde, versicherte er mich, er habe es nicht gewußt, im Gegentheil immer sagen hören, es gebe kein Eisenerz in Tschili.

Man findet hier im Norden Chinas neben einem ruhigen und wohl geneigten Volke jedes materielle Erforderniß, um eine Nation reich und mächtig zu machen. In seinem halbcultivirten Zustande schon bringt das Land Alles hervor, was der Mensch zu seiner Nahrung und Kleidung bedarf. Im Jahr 1866 wurden von Tientsin 136,000 Ballen Baumwolle ausgeführt; bei einem rationellen Anbausystem könnte diese Summe noch bedeutend vermehrt werden. Denn gegenwärtig wird der Boden nur von einem kleinen einstelzigen Pfluge leicht geritzt. Auch die Fabrikationen, welche die chinesische Regierung bisher in die Hand genommen hat, sind in hohem Grade mangelhaft, wie z. B. die Arbeiten in den Seearsenalen und Werften. Es kommt nämlich das zum Schiffbau nöthige Material alles vom Ausland, weshalb die Kosten desselben und der Lohn für die Verarbeitung den Preis weit übersteigt, um welchen vom Ausland Schiffe nach China geliefert werden könnten. Allerdings haben sich die Chinesen durch die Selbstbearbeitung einige Kenntniß im Schiffsbau erworben, das ist aber auch Alles. Würden sie dagegen ihr eigenes Eisen mit den eigenen Kohlen in wissenschaftlicher Weise verarbeiten, so könnten sie dieses Geschäft von Beginn an höchst productiv und gewinnreich machen und statt Geld auszugeben eine große Einnahme erzielen. Die geringen Productionskosten aber würden die Chinesen auch noch den Nationen anreihen, welche diese kostbaren Mineralien ausführen, statt daß sie sie jetzt einführen.

Was in dieser Provinz gleichfalls Noth thut, ist eine Versuchs- oder Musterlandwirthschaft. Es würde dann nicht nur Baumwolle von besserer Qualität producirt werden, sondern man könnte dieselbe auch mittelst der eigenen Kohlen und eisernen Maschinen zu Zeugen verarbeiten, so daß Kunstgewerbe, Handel und Landwirthschaft Hand in Hand gingen, anstatt daß jetzt das erstere fast ganz unbekannt ist und die letzteren sich auf der niedersten Stufe befinden. Statt zerfallener Tempel, heruntergekommener Priester und eines fast ganz aufgegebenen Gottesdienstes würden dann wohl auch bald christliche Kirchen und Geistliche sich über das Land verbreiten (?). Man kann nicht im Innern von China reisen, ohne daß Einem solche Gedanken kommen, und wer nur ein Herz für das Wohl dieses Volkes hat, muß wünschen, daß dieser Wechsel bald eintrete.

Es liegen nun zwar manche günstige Schilderungen europäischer Reisender über die Schiffbarkeit der Flüsse von Tschili vor, wonach sich auf denselben das Verfrachten jener Rohmaterialien vom Gebirge bis an die See leicht und billig ausführen ließe. Die Erfahrung hat uns jedoch belehrt, daß man sich auf die kleinen Flüsse in Nordchina in Betreff der Schiffbarkeit nicht verlassen kann. Bald treten sie aus und die Schiffer fürchten sich, sie zu befahren, weil keine Landmarken vorhanden sind; bald sind sie wieder fast ganz trocken und haben nicht Wasser genug, um ein Boot zu tragen; oder wenn sie es thun, gestatten sie nur eine so schwache Ladung, daß es sich nicht verlohnt, während sie im Winter wenigstens vier Monate lang gefroren sind. Selbst unter günstigen Verhältnissen ist es, wie Dr. Williamson sagt, von manchem Ort zum andern vier-, fünf- und sechsmal weiter zu Wasser als zu Land. Nur Eisenbahnen könnten dem nördlichen China gründlich helfen. Mit der Bahn könnte die Reise, zu der ich zehn Tage brauchte, in zehn Stunden vollendet werden, und die Reisekosten in dritter Classe würden nicht ein Viertel der Wagenmiethen und Wirthshausrechnungen von jetzt betragen. Hoffen wir, daß die Wusungbahn (s. „Globus“ XXIX, S. 320) eine Vorläuferin vieler anderer Bahnen in China und zwar in kurzer Frist werde. Kein Land eignet sich besser hierzu als dieser Theil von China; keines bedarf ihrer mehr und keines könnte sie billiger herstellen, wenn man nur das eigene Eisen dazu verwenden wollte *).

*) Damit würde dann auch solcher Hungersnoth vorgebeugt, wie sie augenblicklich (seit Juli 1876) den größern Theil der Provinz Tschili und einen großen Theil von Schantung heimsucht. Dem Volke, das seine letzten Vorräthe verzehrt hat, bleibt nur der Tod oder die Räuberei, und zu letzterer nimmt es natürlich zunächst seine Zuflucht. Die Mandarinen verwenden zwar einiges Geld zum Ankauf von Getreide, aber die Transportmittel fehlen; und während 50 Meilen landeinwärts die Leute vor Hunger sterben, ist in Tschifu der Weizen billig. Dieselben Transportschwierigkeiten bestehen in Tientsin, wo gleichfalls große Getreidevorräthe lagern. Natürlich haben der Kaiser und die höchsten Mandarinen beständig zum Himmel um Regen gefleht; am 8. Juli hat es auch in Peking stark geregnet, aber nicht auf dem Lande. Der Sitte gemäß wird dieser Zustand als eine Strafe des Himmels für die Sünden der Beamten aufgefaßt und ein Erlaß in der Pekinger Zeitung fordert dieselben denn auch auf, ihren Pflichten nachzukommen zu einer Zeit, „wo die militärischen Operationen an der Westgrenze keinen Frieden herbeigeführt haben (zu Deutsch, wo unsere Truppen geschlagen worden sind) und wo das Staatseinkommen das Gegentheil von reichlich ist.“ Wenn Hungersnoth und Trockenheit wirklich eine Strafe des Himmels für die Vergehen der Beamten sind, so ist es schwer abzusehen, wann es einmal wieder in China regnen wird.

Die Colonie Westaustralien.

II.

In Westaustralien selbst war die Stimmung im Allgemeinen wohl mehr für als gegen Fortsetzung der Transportation von Verbrechern dahin, wenngleich in manchen Districten, und namentlich in Albany, öffentliche Meetings abgehalten wurden, die sich dagegen aussprachen. Es war aber sicherlich eine bedenkliche Sache, daß unter den Erwachsenen der Colonie die Zahl der Sträflinge die der unbescholtenen Leute weit überstieg, und ein nicht minder bedenkliches Moment war das große Mißverhältniß der Geschlechter, welches viele Verbrechen zur Folge hatte, und noch gefährlicher sich gestalten würde, wenn nicht auch weibliche Verbrecher zur Deportation nach Westaustralien gelangten. Am Schlusse des Jahres 1867 befanden sich in Westaustralien 3220 Sträflinge oder 85 weniger als am Ende des Vorjahres. Davon waren 1707 bei öffentlichen Bauten beschäftigt; 1367, welche, nach gutem Verhalten während mehrerer Jahre, einen Urlaubspaß (ticket of leave) für einen bestimmten District der Colonie erhalten hatten, standen in Privatdiensten; 66 befanden sich im Hospital und 21 in einer Irrenanstalt. Die übrigen 1818 wurden in strengster Haft gehalten. Der Unterhalt eines jeden Sträflings kostete der britischen Regierung durchschnittlich 102 Pf. St. 14 Sch. pro Jahr. Das

letzte Schiff mit 279 Verbrechern traf am 10. Januar 1868 in Westaustralien ein. Man war nicht wenig über dessen Ankunft erstaunt, da man geglaubt hatte, daß nach dem 26. November 1867 keine Deportirten mehr anlangen dürften. Die englische Regierung legte aber die obige Bill dahin aus, daß es bis zu diesem Datum erlaubt sei, von England aus Deportirte nach Westaustralien abzuschicken.

Um den gegenwärtigen Stand der Colonie zu documentiren, lassen wir die jetzt publicirten officiellen Statistiken über das Jahr 1874, unter Vergleichung mit Vorjahren, folgen.

Eine vortrefflich redigirte und hoch angesehene Zeitung der Colonie Südaustralien, das South Australian Register, fällt über die Colonie Westaustralien folgendes Urtheil: „Es ist weder ein Paradies noch eine Hölle, aber eine sehr mittelmäßige Colonie, wo etliche tausend Menschen ein trauriges, schläferiges Leben führen, die mit geringem Erfolg von einem ungünstigen Boden die Nothdurft ihrer Existenz gewinnen." Das ist in der That ein hartes Urtheil, aber es liegt Wahrheit darin, und wir können dieser Colonie auch schwerlich eine entfernt ähnliche glückliche Zukunft, wie sie die östlichen Colonien durch ihre riesigen Fortschritte in der zum Theil viel kürzern Zeit ihrer Existenz sich errungen haben, prophezeien. Die Bevölkerung vermehrt sich äußerst langsam. Nach dem Census vom 31. März 1871 belief sie sich auf 24,785 (15,375 männlich und 9410 weiblich). Am Schlusse des Jahres 1872 war sie auf 25,724 (15,680 männlich und 10,004 weiblich) gestiegen, am Ende des Jahres 1873 auf 25,761 und am 31. December 1874 auf 26,209, bei einer mittlern Bevölkerung des Jahres von 25,985. Dies würde erst 0·6 Bewohner auf die deutsche Quadratmeile ausmachen, und doch hatte die Colonie, welche ihren Geburtstag vom 1. Juli 1829 datirt, um diese Zeit schon ein Alter von $35\frac{1}{2}$ Jahren erreicht. Victoria und Südaustralien wurden im Jahre 1836 gegründet, und die erstere Colonie zählte am 31. December 1875 bereits 823,449 und die letztere am 1. Februar 1876 211,137 Seelen. Da manifestirt sich der Fortschritt. Um Einwanderer heranzuziehen, votirte der Legislative Council (siehe unten) im September 1874 die Summe von 10,000 Pf. St. für ‚freie Beförderung geeigneter Personen aus Großbritannien nach Westaustralien.

Die öffentliche Revenue des Jahres 1874 ergab 148,073 Pf. St. oder 5 Pf. St. 13 Sch. $11\frac{1}{2}$ P. pro Kopf der Bevölkerung — gegen 134,832 Pf. St. und 105,301 Pf. St. in den beiden Vorjahren — und dann flossen 82,275 Pf. St. oder 3 Pf. St. 3 Sch. 4 P. pro Kopf aus der Taxation. Die Revenue des Jahres 1875 bezifferte, nach vorläufiger Feststellung, 152,000 Pf. St. gegen Ausgaben von 151,000 Pf. St. Die Ausgaben des Jahres 1874 werden mit 143,266 Pf. St. oder 5 Pf. St. 10 Sch. $3\frac{1}{4}$ P. pro Kopf notirt. Die öffentliche Schuld der Colonie hat sich im Jahre 1874 wesentlich gesteigert und belief sich auf 119,000 Pf. St., d. i. 4 Pf. St. 10 Sch. $9\frac{3}{4}$ P. pro Kopf, gegen 35,000 Pf. St., d. i. 1 Pf. St. 7 Sch. $2\frac{1}{2}$ P., im Vorjahre. Die contrahirte Anleihe sollte auf öffentliche Bauten und auf freie Einwanderung aus Europa verwendet werden. Der Import repräsentirte den Werth von 364,263 Pf. St., d. i. 14 Pf. St. 0 Sch. $4\frac{1}{2}$ P. pro Kopf, gegen 297,328 Pf. St. oder 11 Pf. St. 10 Sch. 10 P., und 226,656 Pf. St. in den Jahren 1873 und 1872. Dagegen stellte sich der Export auf 428,837 Pf. St., d. i. 16 Pf. St. 10 Sch. $\frac{3}{4}$ P., gegen 265,217 Pf. St., d. i. 10 Pf. St. 5 Sch. $10\frac{3}{4}$ P., und 209,197 Pf. St. in den beiden Vorjahren. Die Hauptartikel der Ausfuhr bildeten Wolle, dann Sandelholz und Perlmuscheln. An letzteren wurden im Jahre 1874 für 65,928 Pf. St. exportirt. Der Import des Jahres 1875 soll sich auf 360,313 Pf. St., gegen eine Ausfuhr von 388,450 Pf. St., belaufen haben. Unter Cultur befanden sich erst 45,292 Acres, was nach den Statistiken eine Abnahme gegen die beiden Vorjahre, die mit 51,724 und 53,240 Acres unter Cultur notirt sind, ausweisen würde. An Weizen wurden 281,124, an Hafer 17,072 und an Gerste 75,232 Bushels gewonnen. Diese Abnahme hat ihren Grund vornehmlich in dem rothem Rost (red rust), welcher nun schon Jahre lang die Weizenernte zum größten Theile zerstört und die Farmer ruinirt hat. In Südaustralien herrschte früher dieselbe Krankheit, ist aber dort jetzt so gut wie ausgestorben. Was den Viehstand betrifft, so besaß die Colonie am Schlusse des Jahres 1874 überhaupt 26,636 Pferde, gegen 26,290 und 25,263; ferner 46,748 Stück Rindvieh gegen 47,640 und 44,550, weiter 777,861 Schafe gegen 748,536 und 688,290 und endlich 13,290 Schweine gegen 20,948 und 19,749 in den beiden Vorjahren.

Die fertigen Eisenbahnen der Colonien haben erst eine Länge von 38 Miles. Der Legislative Council hat neuerdings beschlossen, den Gouverneur zu ersuchen, einer Gesellschaft, welche den Bau einer Eisenbahn von Fremantle nach Perth und Guilford, eine Entfernung von ungefähr 20 Miles, auf ihre Kosten ausführt, eine jährliche Zinsgarantie von sechs Procent auf zehn Jahre zu gewähren. Die Telegraphenlänge, welche sich im Jahre 1873 auf 670 Miles belief, hat sich im Jahre 1874 auf 763 gesteigert und dürfte sich mit Ende des laufenden Jahres wieder sehr beträchtlich vergrößert haben. Westaustralien war nämlich bisher telegraphisch isolirt, es wird aber jetzt an einem Landtelegraphen gearbeitet, welcher sich von Albany am King George's Sound aus an der südlichen Meeresküste entlang über Esperance Bay, Culver und Eyre nach Port Eucla, der östlichen Grenze der Colonie, hinzieht, eine Totallänge von 794 Miles. Gleichzeitig errichtet die angrenzende Colonie Südaustralien von Port Augusta an der Spitze des Spencer Gulf aus über Port Lincoln und Fowler's Bay nach Port Eucla eine Telegraphenlinie in der Länge von 780 Miles. Westaustralien verwendet hölzerne Pfähle, Südaustralien dagegen nur eiserne Stangen; die Arbeiten sind so weit vorgeschritten, daß man der Eröffnung der ganzen Linie mit Ende des laufenden Jahres entgegen sieht. Damit wird denn auch Westaustralien in das große Telegraphennetz der Erde eintreten.

Westaustralien ist eine Kroncolonie und besitzt als solche keine Constitution mit Parlament und einem diesem verantwortlichen Ministerium, wie die übrigen Colonien Australiens. Die Gewalt ruht im Gouverneur und dem Legislative Council. Der erstere wird von einem Executive Council, bestehend aus dem jedesmaligen Befehlshaber der Truppen, dem Colonial Secretary, dem Surveyor General und dem Attorney General, assistirt. Der Legislative Council zählt officielle, vom Gouverneur ernannte (nominees) und von den Colonisten gewählte Mitglieder. Die officiellen sind der Colonial Secretary, der Surveyor General und der Attorney General. Die Nominees zählen vier, und ernennt der Gouverneur als solche gewöhnlich die, welche ihm von bestimmten Districten empfohlen werden. Die Zahl der frei gewählten Mitglieder beläuft sich auf vierzehn. Im Jahre 1874 wurde vom Legislative Council in zwei verschiedenen Sessionen der Antrag votirt, die englische Regierung um Einführung einer Constitution mit parlamentarischem Ministerium zu ersuchen. Der zu Anfang Februar 1875 eingetroffene neue Gouverneur Robinson brachte aber eine ablehnende Antwort vom britischen Colonialminister Lord Carnar-

von. Die schwache Bevölkerung, die Revenue und andere für Self-Government erforderliche, aber in Westaustralien noch fehlenden Bedingungen hieß es, berechtigten die Colonie zu solcher Freiheit für die Gegenwart nicht. Diese Antwort, wie verletzend sie auch im Allgemeinen aufgenommen ward, fand doch namentlich in Perth, dem bevölkertsten und intelligentesten Districte der Colonie, viel Vertheidiger, und das mit Recht.

Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien.

V.

Von der Altaischen Staniza nach Barnaul.

Barnaul, 15. (27.) Juni 1876.

Wie ich bereits mittheilte, kamen wir mit Telegen (kleinen offenen Bauernwagen) unter anhaltendem heftigen Regen, daher vollständig durchweicht, am 11. Juni Abends spät in der Altaischen Staniza, also wiederum im Bereiche der Civilisation, an. Der kleine erst vor vier Jahren von General Poltaratzky, Gouverneur von Semipalatinsk, gegründete Ort hat sich sehr erfreulich entwickelt und zählt ohne das Militäretablissement, welches außer aus Kosacken auch aus einer Compagnie Infanterie besteht, bereits achtzig stattliche Holzhäuser, die von ackerbau- und viehzuchttreibenden Kosacken besiedelt sind. Auf der weiten, mit üppigem Gras, dichter und gesegneter als in unseren Marschen, bestandenen Thalfläche der Buchtarma weiden zahlreiche Rinder- und Pferdeherden; es ist indeß noch für unzählige andere Platz. Das Thal der Buchtarma, deren Ufer von stattlichen Hochbäumen eingerahmt sind, wird von schneebedeckten Gebirgszügen begrenzt, während sich der Ort selbst an die weit höhere südliche Gebirgskette resp. den Hochwald derselben anlehnt. Die Lage der Altaischen Staniza ist daher eine äußerst malerische, und sie würde, in einem unserer Gebirge belegen, ein Anziehungspunkt für zahlreiche Touristen sein. Die noch namenlosen majestätisch geformten Spitzen, Hörner und Grate, welche die aus Tannen und Lärchen bestehende Baumregion mächtig überragen, werden Zukunftsaltaisteigern ein dankbares Feld bieten. Einige dieser Bergspitzen scheinen, vom Thale aus gesehen, unersteigbar und werden noch lange ein für die Tau-Teke (Steinböcke) reservirtes Gebiet bilden. Wir sollten den imponirenden Anblick der herrlichen Gebirgskette übrigens erst am Tage unserer Abreise, den 13., genießen, denn am 12. regnete es noch ununterbrochen weiter.

Unter herzlichem Danke nahmen wir am 13. von unseren Wirthen Abschied und fuhren im Gefolge des Gouverneurs und in Begleitung des Bergingenieurs Bastrigin, Chef der Bergwerke von Serianowsk, der uns freundlichst entgegen gekommen war, nach letzterm Städtchen weiter. Auf dieser Tour genossen wir mehrere Stunden ununterbrochen den Anblick herrlicher Gebirgsgegenden. Die Nebel spielten noch phantastisch um die höchsten Spitzen. Da in der Nacht frischer Schnee gefallen war, der bis tief in die Waldregion hinabreichte, erschien die südliche Kette noch großartiger, in wahrhaft alpinem Charakter. Der Weg führt anfangs durch prächtigen Wald, dessen Bestand riesiger Lärchen unsere Bewunderung erregte; weiter hin lichtet sich der Wald mehr, die Gebirge verschwinden nach und nach und grüne Hügel- und Bergreihen treten an ihre Stelle. Zwischen ihnen führt die Straße bald über fastige Wiesengründe, bald zwischen dichten Rosen- und noch üppigeren und hohen Lonicera-gebüschen hindurch; an einzelnen Stellen versucht die Steppe durchzudringen. Wir passirten sechs oder sieben Dörfer, die, von russischen Bauern bewohnt, viel hübscher und freundlicher als in Rußland sind und Wohlhabenheit bekunden. Ueberall waren bei unserer Ankunft die Bewohner zahlreich versammelt; namentlich war das weibliche Geschlecht, welches, in bunte Farben gekleidet, mit eigenthümlicher turbanartiger Kopfhülle, sehr malerisch aussieht und manches hübsche Gesicht aufweist, stark vertreten.

Wir trafen bei wieder eingetretenem Regenwetter spät Abends in Serianowsk ein und fanden im Hause des Herrn Bastrigin gastliche Aufnahme. Das kleine, an 1800 bis 2000 Einwohner zählende Städtchen ist einer der bedeutendsten Bergwerksorte des Altai und gehört wie dieser selbst als Domaine dem Kaiser, eine Domaine, die beiläufig fast so groß als Frankreich ist. Die Werke von Serianowsk wurden zu Ende vorigen Jahrhunderts begonnen und liefern Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn. Nur das erstere wird mittelst Pochwerke und Waschens an Ort und Stelle gewonnen, die übrigen Erze gehen theils auf dem Irtysch, theils mittelst Achse nach Smeinogorsk, Barnaul und anderen Hütten, um hier verschmolzen zu werden. Smeinogorsk liefert jährlich an 725,000 Pud Erze, aus denen 50 Pud Silber und 15,000 Pud Kupfer gewonnen werden. Der jährliche Goldertrag beträgt 3 bis 4 Pud. Das Muttergestein der Erzlagerstätten ist Augitporphyr, der mit Schiefer und mächtigen Quarzstöcken abwechselt; in letzterm kommt vorzugsweise das Gold vor. Die Bergwerke, welche wir unter Leitung des Herrn Bastrigin und des zweiten Bergingenieurs, Herrn Bogdanoff, besichtigten, sind ganz nach deutscher Weise angelegt, doch benutzt man noch keine Dampfmaschinen, sondern die Förderschachte werden mit Pferdegöpel, die Schachtpumpen mittelst Wasserkraft betrieben. Außer einem Obersteiger und fünf Steigern, die auf der Bergschule in Barnaul ihre fachmännische Ausbildung erhielten, sind die Bergarbeiter nur zum kleinsten Theile eigentliche Bergleute in unserm Sinne. Es fahren jetzt 400 Arbeiter ein, davon zur Hälfte Kirgisen, für die eigens zwei Häuser eingerichtet sind, in denen sie, zum Theil mit ihren Weibern, wohnen. Im Winter vermehrt sich die Zahl der kirgisischen Arbeiter bis auf 500; denn so lange es der Kirgise möglich machen kann, auf der Steppe, Schafe oder Rinder treibend, zu verweilen, wird er natürlich anhaltende Arbeit vermeiden. Es überraschte uns eigenthümlich, fast möchte ich sagen wehmüthig, die freien Söhne der Steppe, die wir bisher fast nur zu Pferde kannten, hier tief unter der Erde mit Schlägel und Eisen hantiren zu sehen.

Das starke Regenwetter erlaubte uns erst am 15. aufzubrechen, und Herr Bogdanoff hatte die große Güte, uns die 70 Werst weite Strecke bis Werchnei Pristor zu begleiten, wo unserer ein Schiff zur Thalfahrt auf dem Irtysch harrte. Auf der genannten Strecke passirt man kein Dorf;

die Straße, von dem anhaltenden Regen furchtbar zerweicht und in Schmutzlachen umgewandelt, führt durch grüne Hügelreihen, in denen hier und da Granit zu Tage tritt, die aber durch ihre Monotonie bald langweilig werden. Hat man doch schon längst den herrlichen Gebirgen Lebewohl gesagt! In dem Pflanzenleben zeichnete sich mit gelben Blüthen ein hohes rübenartiges Gewächs aus, während Rosen- und Loniceragebüsche mehr zurücktraten. Auch auf dieser Strecke machten Feldculturen den wohlthuenden Eindruck der beginnenden Thätigkeit des Menschen, diese an Acker- und Wiesenland so reichen Gegenden mehr und mehr auszunutzen, und daß die Bevölkerung eben nicht arm sein kann, bewiesen uns die Ackersleute: es war kaum ein Pflug, an dem nicht mindestens sechs Pferde zogen; man besitzt sie ja vollauf, warum sollte man da nur zwei einspannen.

Werchnei Pristor ist eigentlich kein Dorf, sondern besteht nur aus etlichen Häusern für Beamte und Arbeiter. Große längs dem Irtyschufer lagernde Erzhaufen bezeichnen am besten die Bestimmung des Orts als „Erzlagerstätte", denn von hier werden die Erze nach Ustj Kamenogorsk mit Schiffen verladen, um von dort zum dritten Male, und zwar auf Wagen, nach den Hütten verführt zu werden, eine Transportweise, auf der ein nicht unbeträchtlicher Theil verloren geht, ehe die Erze ihr Ziel erreicht haben; man verladet dieselben nämlich nicht wie in Amerika in Fässern, sondern sie werden in kleinen, meist aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigten Wagen, je von einem Pferde gezogen, transportirt, was natürlich einen ungeheuren Wagenpark erfordert. Wir begegneten oft solchen, die an 300 bis 400 Gefährte, je zu 6 bis 8 Wagen einen Kutscher, bestehen mochten, und dadurch äußerst belebte Bilder boten, daß die meisten Zugthiere, gut genährte und kräftige Stuten, von ihren Füllen begleitet waren, die gleichsam zur Vorbereitung der künftigen Bestimmung bereits die Reise von Ustj Kamenogorsk bis Smeinogorsk oder Barnaul hin und wieder machen. Da Pferde in diesem Lande so sehr billig sind und der Kutscher nicht für Fütterung derselben in unserm Sinne zu sorgen hat, indem er die Zugthiere da weiden läßt, wo es ihm beliebt, so erklärt es sich, daß das Pud (40 russische Pfund gleich 32 Zollpfund) von Serianowsk bis Barnaul (600 Werst, circa $80^1/_2$ deutsche Meilen) nur 35 bis 40 Kopeken Transportkosten macht.

In der Frühe des 16. Juni schifften wir uns, der freundlichen Einladung des Gouverneurs folgend, an Bord einer „Karbaß", wie die Erzschiffe heißen, ein, welches für die Reise so hoher Gäste, denn auch die Gemahlin und Tochter des Gouverneurs hatten wir die Freude zu begrüßen, selbstredend besonders ausstaffirt war. Eine „Karbaß" ist ähnlich gebaut wie ein Bockschiff, aber bedeutend kleiner, führt am hohen Maste ein enorm großes viereckiges Segel, wird mit einem sehr langen Ruder regiert und mittelst zweier Remen, an denen sieben bis acht Knechte arbeiten, bewegt. Freilich haben dieselben bei der Thalfahrt mehr damit zu thun, das Gefährt aus dem Bereiche unangenehmer Strömungen zu bringen, als vorwärts zu treiben, denn die Strömung selbst ist vollkommen ausreichend, um die 150 Werst lange Strecke in zwölf Stunden zurücklegen zu lassen, zumal bei dem besonders hohen Wasserstande, wie wir ihn trafen. Die Fahrt auf dem Irtysch gestaltete sich zu einer ebenso angenehmen als interessanten, abgesehen vom etwas kühlen, zuweilen Regen bringenden Wetter. Anfangs zwischen sanften Wiesengründen dahinfließend, tritt der Fluß, bald nachdem er die wild daherschäumende Buchtarma, deren Hauptort, Ustj Buchtarminsk, man am Fuße eines pyramidalen kahlen Granitberges malerisch liegen sieht, aufgenommen, in Berge resp. Felsen ein, die an malerischen und wildromantischen Scenerien unendlich reich sind. In der That können die Ufer dieses Theiles des Irtysch sehr wohl mit denen des Rheins verglichen werden, ja sie übertreffen die Scenerien dieses unseres deutschen Flusses um Vieles an Großartigkeit, aber sie entbehren des poetischen Hauches, der uns am Rheine entgegenweht, und man merkt an der spärlichen Bewohnung der Ufer, daß man sich auf einem asiatischen Flusse befindet, denn kaum einem halben Dutzend einzelner Fischerhäuser und etwa noch einmal so vielen kleinen Erzschiffen begegnet man auf der ganzen Strecke. Um so reicher ist die Thierwelt vertreten, in erster Linie die der Vögel. Große Seeadler, die auf Uferbäumen hausten, ließen uns so nahe herankommen, daß sie erlegt werden konnten, und in den Löchern der mächtigen Felswände hatten große Colonien von Dohlen, Thurmfalken und Fensterschwalben ihre Nester angelegt; Flügen Rosenstaaren, die nach Hunderten zählten, begegneten wir wiederholt. Die rothbürzelige Schwalbe (Hirundo rufula) trafen wir hier zum ersten Male. Gegen 6 Uhr Abends öffnete sich das graue oder braungraue mit orangefarbenen Flechten bekleidete Felslabyrinth zu einem Blicke auf ebene Gegend; man sieht rechts und links große Auls mit schönen Viehherden, und nachdem wir um eine mit Busch bestandene Insel gebogen sind, haben wir Ustj Kamenogorsk vor uns. Der Chef des Kreises, Herr Oberst Chaldeieff, bemühte sich, uns den Aufenthalt in seiner Residenz so angenehm als möglich zu machen. Unter anderm zeigte er uns die von ihm eingerichtete Kirgisenschule und ließ zugleich eine Prüfung der Kinder vornehmen, die in Geographie und Geschichte sehr gut Bescheid wußten. Der russische Schullehrer, welcher diese Anstalt in so mustergültiger Weise leitet, ermangelte natürlich nicht, die Mitglieder der deutschen Expedition besonders zu begrüßen, und daß der Verfasser des „Thierlebens", dessen Name durch Uebersetzung seines Werkes in die russische Sprache bis ins ferne Sibirien gedrungen ist, ganz besonders erwähnt wurde, versteht sich von selbst.

Wir mußten schneller als uns lieb war von dem freundlichen Ustj Kamenogorsk scheiden und bewegten Abschied von dem Gouverneur, dem wir so viel verdankten, seiner Familie und anderen Freunden nehmen. Begleitet von einem Ispravnik des tomskschen Gouvernements, der uns schon bis zu der Altaischen Staniza entgegengekommen war, fuhren wir noch am Abend des 17. nach Smeinogorsk weiter, wo wir am Abend des 18. anlangten. Der Weg führt durch hügeliges angebautes Land mit vielen und großen Dörfern, in denen uns meist die ganze Bevölkerung, erwartungsvoll harrend, empfing. Es war dies nicht lediglich auf Rechnung des Sonntags zu bringen, sondern die Neugierde wurde durch ein Gerücht angestachelt, welche uns zu hohen, incognito reisenden Herren, mindestens Herzögen oder Königen, machte. Nachdem wir den Ulba-Fluß wiederholt passirt oder demselben begegnet waren, trafen wir im Alej den ersten directen Zufluß des Ob, ein erfreuliches Zeichen des Näherrückens unseres eigentlichen Zieles. Unser Empfang in Smeinogorsk war nicht minder herzlich als bisher, und wir wurden als Gäste der Herren Bergingenieure auf das Beste bewirthet und beherbergt; namentlich verpflichtete uns der Chef des dortigen Bergwesens, Herr Iwanoff, zu lebhaftem Danke. Smeinogorsk, wohl das älteste Bergwerk des Altai, steht als solches jetzt schon seit mehreren Jahren still und betreibt nur die Verschmelzung der in Serianowsk, Rybinsk und anderwärts gewonnenen Erze. Die Erzader sei verloren gegangen, hörten wir sagen, und man habe aus diesem Grunde die Werke „ersäufen" lassen, aber es läßt sich wohl kaum annehmen, daß mit den verhältnißmäßig wenigen im Laufe von kaum hundert Jahren entstandenen bergmännischen Arbeiten die Erzlagerstätten schon vollständig

erschöpft sein sollten. Wie erheblich der Reichthum gewesen sein muß, erhellt aus der Thatsache, daß Herr Iwanoff aus längst verlassenen und als nutzlos betrachteten Eisenschlacken noch mit Nutzen Gold ausscheidet. Jedenfalls läßt sich erwarten, daß Smeinogorsk aufs Neue eine reiche Fundgrube werden kann und wird, wenn die oberste Behörde sich entschließt, zur Wiederaufnahme der bergmännischen Arbeiten die nöthigen Mittel zu bewilligen. Unter Leitung der Herren Ingenieure besuchten wir die Hüttenwerke, welche indeß wegen Baues der Oefen stillstanden; doch lernten wir immerhin Vieles und sammelten manche interessante Notiz. Smeinogorsk (d. h. Schlangenberg) führt übrigens seinen Namen mit Recht; in weniger als drei Stunden wurden uns an anderthalb Dutzend großer Schlangen lebend gebracht, alles giftige Kreuzottern und eine ihr verwandte Art.

Trotz heftiger Nachtgewitter kamen anderen Tages heftige Platzregen der kräftigsten Art nieder; sie erlaubten uns erst am Nachmittage (19. Juni) abzureisen. Da 70 Werst in Sibirien nichts bedeuten, wählten wir einen kleinen Umweg, um die berühmten Steinschleifereien in Koliwan mit zu besuchen, und da die nähere Route über den Berg nicht passirbar war, so mußten wir den Weg um den kleinen Koliwan-See einschlagen. Dieser See, von manchen Reisenden und Eingeborenen als der schönste des ganzen Altai geschildert, ist in der That äußerst lieblich, aber keineswegs großartig. Von unbedeutendem Umfange, sind seine Ufer von grotesken Granitfelsen und grünem Baumschmucke umgeben, der ihm hier und da ein parkartiges Aussehen verleiht. Bei aller Schönheit des Sees im Glanze der Abendsonne mußten wir den gefürchteten Koliwanmücken unsern Tribut reichlich erstatten. Abends spät trafen wir in dem freundlichen, mit malerischen Felspartien umgebenen Koliwan ein und fanden im Hause des Herrn Slobin gastliche Aufnahme. Unser Wirth war zugleich Vorsteher der kaiserlichen Steinschleifereien, welche wir unter seiner Leitung am andern Tage besichtigten. Es werden in dieser Anstalt, welche ebenfalls Privateigenthum des Kaisers ist, die schönsten Porphyre, Jaspis, Marmor ꝛc. verschliffen, aber, wie in der kaiserlichen Schleiferei zu Jekaterinenburg, ebenfalls nur zu kleinen Gegenständen, als Vasen, Kaminesimsen, Spiegelrahmen ꝛc. Gegenwärtig arbeitete man an einer herrlichen Vase aus grünem Porphyr, die, wie Alles, ins kaiserliche Palais kommt oder vom Kaiser verschenkt wird. Die Anstalt beschäftigt 40 bis 50 Arbeiter, zu deren Ausbildung eine Zeichenschule vorhanden ist, welche unter der Leitung eines talentvollen Künstlers, Herrn Iwatscheff, steht; leider findet sie nicht die wünschenswerthe Benutzung. Im Ganzen ist hier das Streben nach Vorwärts noch zu wenig beim geringen Manne entwickelt, oder es fehlt vielmehr ganz. Es kann von einer Steinschleiferei in Koliwan als Industrie nicht die Rede sein; die Steinschleifer sind eben nur kaiserliche Privatarbeiter, welche nur in freier Zeit kleinere Sachen herstellen, um sie gelegentlich Durchreisenden anzubieten. Bei solcher steten Beschäftigung, wobei die Zeit der Fertigstellung kaum eine Rolle spielt, gehen kleine Arbeiten minder schnell durch die Hände und lassen in Form und Geschmack oft viel zu wünschen übrig.

Nachdem wir Alles besichtigt und von dem Rohmaterial, welches nicht allzufern von Koliwan gewonnen wird, durch Güte des liebenswürdigen Herrn Slobin Proben erhalten hatten, setzten wir am Nachmittage die Reise fort. Um auf die große Straße nach Barnaul zu kommen, mußten wir eine Station auf demselben Wege zurückgehen, den wir gemacht hatten. Schon auf der zweitfolgenden fanden wir unsern braven Ivan Semionowitsch, der mit unseren drei Gepäcktelegen vorausgeeilt war, und nun ging's ohne Aufenthalt weiter bis Barnaul, wo wir spät Abends am 21. Juni eintrafen. Ueber die Fahrt selbst läßt sich wenig berichten, als daß der Weg ununterbrochen Steppe ist, die allerdings reicher an Pflanzenwuchs und nicht jedes Baumwuchses bar, dennoch mit den Oeden zwischen Sergiopol und Lepsa, Ala Kul und Saissan, Saissan und Maiterek nicht verglichen werden kann, denn es fehlt ihr der magisch anziehende und unvergänglich schöne Hintergrund jener Gebiete, eine Gebirgskette wie der Ala Kul, Tarbagatai oder Altai vom Süden gesehen.

Als bemerkenswerthes Moment sei noch erwähnt, daß wir Abends gegen $6^1/_2$ Uhr hinter der Station Kolamanka zuerst den blauen Ob, malerisch in saftigen Uferwaldungen dahinströmend, erblickten, den Fluß, der für Monate unser Pfad, das Gebiet und Ziel unserer Forschungen sein soll. Morgen werden wir per Tarantasse nach Tomsk aufbrechen, und uns dann getrost den Obwellen anvertrauen*).

*) Dr. Finsch telegraphirte aus Tobolsk vom 8. October Abends: „Soeben sind wir wohlbehalten mit dem Dampfer von Samarowa hier angekommen, welches wir am 26. September erreicht hatten. Wir befuhren mit einem Ruderboote die Schlutschja und drangen zu Fuß bis zur Baiderata-Bucht vor. Angesichts der Kara-Bai waren wir gezwungen umzukehren. Ausführliche Berichte und reiche Sammlungen werden folgen." Vergl. dazu Latkin's Aufsatz über jene Gebiete, oben S. 11.

Aus allen Erdtheilen.

Wiltshire's Fahrt auf dem Daly-Flusse.

Eine aus sechs Personen bestehende Gesellschaft unter der Führung des Mr. F. D. Wiltshire verließ am 8. Mai dieses Jahres in einem Boote Port Darwin an der Nordküste von Australien. Es handelte sich um die Erforschung der Gegend am Daly River. Dieser vor etlichen Jahren entdeckte Fluß mündet in die Anson Bay (130° westl. L. v. Gr.) an der Nordwestküste des Northern Territory, war aber bislang wenig beachtet worden. Auf der Fahrt dahin bemerkte man fünf Miles südlich von Channel Point, dem Nordende der Anson Bay, zwei Creeks, welche wahrscheinlich die Mündungen des Finniß River sein dürften. Man landete verschiedene Male an der Küste und fand fast überall einen Ueberfluß an gutem Wasser. Man bestieg auch den aus porphyrartigem Sandstein und zerfallenem Schiefer bestehenden Curiosity Peak, von dessen Spitze aus sich eine schöne mit Saltbush (Atriplex nummularia) bestandene Ebene überblicken ließ, durch welche der Wickham River nach Süden zu floß. Feuer der Eingeborenen sah man vielfach und ebenso auch Spuren von ihnen an Stellen, wo sich frisches Wasser befand. In der Nähe von Mount Goodwin (schon südlich von der Anson Bay), wo man landete, stellte man vergebliche Nachforschungen auf Gold an. Bei Cape Ford fuhr man einen großen Creek mit sandigem Bette auf drei Miles hinauf, und am nächsten Tage entdeckte man noch einen zweiten Creek. Man war der

Ansicht, daß beide die Mündungen des Katherine River bildeten. Am 1. Juni langte man endlich beim Daly River an. Man fuhr ihn am ersten Tage zwölf Miles hinauf und fand das Wasser bei niedriger Ebbe frisch. Sehr viel Alligatoren von ungewöhnlicher Größe schwammen umher, und zahlreiche Eingeborene folgten dem Boote in feindlicher Absicht. Das umliegende Land bestand aus schönen und gut bewässerten Grasebenen mit permanenten Lagunen und besserte sich in der Qualität, je weiter man hinauffuhr. Am Ufer des Flusses breitete sich Bambus aus, und allerlei wildes Geflügel war in Ueberfluß vorhanden. Auch Eingeborene bekam man immer mehr zu Gesichte, die den Reisenden Hinterhalte legten, ohne daß ihnen ihre boshafte Absicht gelang. Man stieß auf drei Kähne, die mit scharfen Instrumenten aus Baumstämmen angefertigt waren. Der fernste Punkt, welchen man erreichte, mochte achtzig Miles von der Mündung entfernt liegen. Hier hörten Ebbe und Fluth auf, und damit wohl auch die Schifffahrt auf dem Flusse. Die überaus feindliche Gesinnung der vielen Eingeborenen verhinderte die Reisenden, das Boot zu verlassen und das Land zu inspiciren. Man kehrte also um und landete noch bei einem Hügel, welchen man bestieg und von dem aus man von Norden über Westen nach Südwest zu die herrlichsten Alluvial-Ebenen übersah. Der Graswuchs war ein sehr dichter und schwerer, die sichtbaren Lagunen waren meistens von erheblichem Umfange und Wild zeigte sich in Menge. Auf der andern Seite dagegen zogen sich imponirende Berghöhen hin, welche Mr. Wiltshire für die „finest prospecting (d. i. am meisten Gold versprechende) country in the Northern Territory" erklärt. Zu seinem großen Bedauern erlaubte es die feindliche Haltung der Eingeborenen nicht, mit Provisionen und den nöthigen Geräthschaften dahin zu wandern, um nähere Nachforschungen anzustellen. Zum Schlusse versichert er, daß er noch nie irgendwo in Australien, selbst nicht am Mackay River in Queensland, einen so ausgezeichneten fruchtbaren Boden, mit Lehmdepositen bis zu zwanzig Fuß, angetroffen habe wie am Daly River, und daß alle seine Begleiter einstimmig ausgesagt hätten, daß man das Land nicht genug loben könne. Die Reisenden trafen am 10. Juni wieder glücklich in Port Darwin ein.

Die fünfte Reise von Ernest Giles.

Der berühmte australische Reisende Ernest Giles hat nun auch seine fünfte große Reise vollendet. Wie wir schon in Band XXIX, Seite 186 ff. berichteten, hatte er von Centralaustralien aus den großen unbekannten Westen, so ziemlich zwischen dem 29. und dem 30. Grade südlicher Breite entlang, bis zur Meeresküste durchwandert. Nach längerm Aufenthalte in der Colonie Westaustralien trat er die Rückkehr nach Südaustralien wieder durch den Westen an, aber unter höheren Breitengraden. Eine telegraphische Depesche aus Adelaide vom 24. August gelangt soeben von Sydney aus über San Francisco in unsere Hände und meldet die glückliche Ankunft des Reisenden am 23. August an der Peake-Station des Ueberlandtelegraphen, welche 636 Miles nördlich von Adelaide liegt. Wir wollen des großen Interesses wegen, welches in geographischen Kreisen für diese Reise besteht, den Inhalt dieser Depesche, ohne die in 14 Tagen eintreffende Suez-Post abzuwarten, unseren Lesern sofort mittheilen.

Giles verließ am 10. April Pias Springs am Burgeß und die Wittend's Station, die letzte Ansiedelung von der Westküste aus, in 27° 7′ südl. Br. und 116° 45′ östl. L. Gr., und zog zunächst über Mount Gonld in nordnordöstlicher Richtung weiter, bis er den 24. Grad südlicher Breite erreichte. Hier verfolgte er den Ashburton River und suchte die ganze Wasserscheide der westlichen Flüsse auf, welche sich aber in 120° 20′ östl. L. Gr. als nichts weiter erwies, denn „eine Menge bergigen Landes, das an die Wüste stößt" (a mass of rangy country abutting upon the desert). Vom Depot am Ashburton machte Giles einen Ausflug bis zu 23° südl. Br., ohne irgend welche Wasserläufe nach Osten hin zu entdecken. Vom Ende der Wasserscheide, in 24° südl. Br. und 120° 20′ östl. L. Gr., bis zum Rawlinson Range, welche Giles auf seiner dritten Reise erreichte, bestand die ganze Gegend aus einer offenen Sandhügelwüste mit Spinifex und Stachelschweingras (Festuca irritans). Man senkte einen zehn Fuß tiefen Brunnen am Rande der Wüste und fand Wasser. Während man in dieser schrecklichen Wüste reiste, wurden die meisten Kameele wiederholt vergiftet. Die Pflanze, welche dies verursachte, war keineswegs mit den Giftpflanzen in den angesiedelten Districten von Westaustralien identisch. Giles sammelte mehrere Exemplare derselben. Einmal war man zehn Tage lang ohne Wasser und eine alte Kameelkuh crepirte. Am 8. Mai, bevor man noch den Ashburton erreichte, fiel einiger Regen, und dieser mußte sich auch auf die Wüste erstreckt haben. Der Regen erneuerte sich erst wieder nördlich von den Alfred- und Mary Ranges. Da man zwischen 24° und 25° südl. Br. entlang reiste, so war Giles bemüht, die Reste seines auf der dritten Reise verloren gegangenen Gefährten Gibson aufzufinden, ohne daß es ihm gelang. In manchen Gegenden der Rawlinson und Petermann Ranges hatte es geregnet; je weiter man aber nach Osten vordrang, desto mehr nahm die Dürre und Trockenheit zu. Man stieß dicht bei Mount O'Halloran am Neales River auf den Ueberlandtelegraphen und verfolgte diesen nun nach Süden zu, zunächst nach der 60 Miles entfernten Peake Station. Die ganze Reisegesellschaft litt an Augenentzündung, bevor der Regen im Mai fiel, und Giles wurde auch später noch einmal davon befallen. Der Winter war recht kalt, und das Thermometer zeigte wochenlang des Morgens nur 18° F. (?). Von Mount Gould bis zu den Petermann Ranges sah man keine Eingeborene, und hier waren sie freundlich disponirt. Am Musgrave Range bestahlen sie die Reisenden, während Giles abwesend war. Die Kameele bewährten sich wieder in wunderbarer Weise.

Diese Forschungsreise hat also wieder das klägliche Resultat der früheren Reisen von Giles, Warburton und Forrest bestätigt, daß der große Westen des australischen Continents ein wasserloses Wüstenland ist, theils mit dem dichtesten Scrub und Acaziendickicht bestanden, theils offen und mit Spinifex bekleidet. Oasen sind seltene Ausnahmen. Cultur wird sich in diesen Wüsten schwerlich einbürgern.

* * *

R. A. Die Anzahl der Wenden in Sachsen ist absolut und relativ im Abnehmen begriffen. Die Germanisirung derselben macht unaufhaltsame Fortschritte, wie die jetzt veröffentlichten Ergebnisse der Volkszählung von 1875 beweisen, die wir hier mit den Resultaten früherer Zählungen zusammenstellen:

	Einwohnerzahl.	Wenden.	pro Mille.
1849 . . .	1,894,431	49,217	26
1861 . . .	2,225,240	53,973	24
1864 . . .	2,343,994	53,760	23
1867 . . .	2,423,586	51,895	21
1871 . . .	2,556,244	52,097	20
1875 . . .	2,737,308	50,737	18

Das Wendische hat seinen Höhepunkt in Sachsen schon lange überschritten; die Zunahme desselben ist hinter dem Deutschen zurückgeblieben und seit 1864 ist eine absolute Abnahme bemerkbar. Im Jahre 1849 zählte man auf tausend Einwohner in Sachsen noch 26 wendisch redende Leute — jetzt nur noch 18. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß alle Wenden, mit sehr wenigen Ausnahmen, neben ihrer Muttersprache auch Deutsch reden.

— Der englische Consul Green meldet in seinem Berichte über den Handel der brasilianischen Provinz Para und Amazonas, daß der Ertrag von Kautschuk (India rubber),

welcher 1861 wenig über 2000 Tonnen betrug, seitdem beständig gestiegen ist und 1875 6763 Tonnen erreicht hat. Zwar wird behauptet, daß die den Stoff bis jetzt liefernden Wälder bald erschöpft seien; aber noch sind genug unberührte Gebiete vorhanden, welche der stets wachsenden Nachfrage auf Jahre hinaus genügen können.

— Aus Taschkend wird vom 2. October gemeldet, daß die Truppen des General Skobelew von ihrem erfolgreichen Zuge nach den Hochebenen Pamir und Alai zurückgekehrt seien. Die die letztere bewohnenden Stämme wurden unterworfen und unter eine Art Regierung gestellt.'

Bei Tschemkend sind Bohrungen nach Kohle gemacht worden mit Hinblick auf die zu erbauende centralasiatische Eisenbahn.

— Die Dampfyacht „Pandora", welche am Eingange des Smith Sund von der englischen Nordpolexpedition deponirte Briefe abholen soll, ist am 18. Juli in Upernivik angelangt. Capitän Allan Young schreibt der Admiralität, daß trotzdem die Winde während des Frühlings und Sommers aus Süden und Südwesten kamen, die Melville Bay nach Norden eisfrei sei, und er am folgenden Tage mit 165 Tonnen Kohlen, einem Eskimo-Dolmetscher und einer Bespannung Schlittenhunde an Bord nordwärts weiter fahren werde; von den englischen Polarschiffen „Alert" und „Discovery" unter Capitän Nares war natürlich nicht die geringste Nachricht angelangt.

Vom Büchertische.

Die geographische Verbreitung der Thiere von Alfred Russel Wallace. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. (2 Bände mit 7 Karten und 20 Illustrationen, Verlag von R. v. Zahn, Dresden 1876.)

Die großartigen Fortschritte der Naturkunde in unserer Zeit führen immer mehr zur Nothwendigkeit der Arbeitstheilung, zur Zerspaltung der bisherigen Gesammtwissenschaften und Abtrennung einzelner Theile derselben als selbständige Disciplinen. Neue Wissenschaften sehen wir daher unter unseren Augen entstehen. So hat die vergleichende Anatomie sich frei gemacht; so ist in unserer Zeit die Statistik abgetrennt und schwingt sich zum selbständigen Studiengebiete empor. Ethnologie und Anthropologie haben mit riesenhaften Fortschritten schon jetzt die Gleichstellung mit der Mutterwissenschaft erlangt. Gegenwärtig ist nun wieder ein neuer Zweig der Naturkunde in der Bildung begriffen, und Wallace, der bekannte Reisende und geniale Verfasser bedeutender Arbeiten, hat das Verdienst, in seinem neuesten unter dem obigen Titel erschienenen Werke den Grundstein zu der neuen Wissenschaft gelegt zu haben — zur geographischen Zoologie.

Schon vielfach sind in den letzten Jahrzehnten Anläufe gemacht, dem Studium der geographischen Verbreitung der Thiere eine bestimmte Richtung zu geben, aber immer sind diese Bestrebungen Versuche geblieben. Erst als Sclater im Jahre 1857 seine zoologischen Regionen aufstellte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zugeführt. Doch haben wir nach diesem bedeutenden Fortschritte nur geringe neuere Resultate zu verzeichnen, bis gegenwärtig Wallace uns mit seinem großartigen Werke überrascht. Wie Darwin durch seine „Entstehung der Arten" dem zoologischen Studium eine neue Richtung gab, so ist Wallace durch das vorliegende Werk der Schöpfer einer neuen naturwissenschaftlichen Disciplin geworden, indem er zum ersten Male die Grundzüge der Wissenschaft der geographischen Verbreitung der Thiere auf einer sichern Basis aufbaute.

Die geographische Zoologie ist eine Verschmelzung der Zoologie, Geographie und Geologie, sowie deren Hülfswissenschaft, der Paläontologie. Sich stützend auf die Resultate dieser Wissenschaften bietet sie aber auch wiederum durch ihre Weiterentwickelung neues Material für die Vervollkommnung jenes und wird, je mehr sie sich entwickelt und ausbreitet, ein immer unentbehrlicheres Hülfsmittel insbesondere für die Erdbeschreibung werden. Wie der Geograph in unbekannten Gegenden aus dem Laufe der Flüsse auf vorhandene Bodenerhebungen schließen kann, ebenso scharf läßt die Verbreitung der Thiere Wasserscheiden oder andere trennende Schranken erkennen. Sie giebt wichtige Notizen für die Vereinigung oder Trennung von Ländercomplexen und dient als Führer bei der Vergleichung der Klimate verschiedener Landstriche. Noch größere Bedeutung hat sie für die Kenntniß der frühern Gestaltung der Erdoberfläche. Sie offenbart uns in einer Weise, wie andere Beweise es nicht vermögen, die ältesten und neuesten Umrisse der Erdoberfläche. Sie kann uns die Existenz von Inseln und Continenten erschließen, welche jetzt unter den Ocean gesunken sind und keine anderen Spuren ihres Daseins zurückließen, als die thierischen und pflanzlichen Producte, welche auf die benachbarten Länder überwanderten, und gewährt uns ein Urtheil über die Ausdehnung der versunkenen Länder und die Zeit, welche seit ihrer Unterwassersetzung vergangen ist.

Wir können hier nicht specieller auf die einzelnen Capitel des umfangreichen Werkes (80 Bogen Octav) eingehen, welches ebenso dem Fachmanne zum eingehenden Studium empfohlen werden muß, wie es dem Laien Anregendes und Anziehendes in Fülle bietet. Zwanzig beigefügte Tafeln mit Thiergruppen gewähren auch denjenigen, welche nicht speciellere zoologische Kenntnisse haben, leichte Orientirung. Zur Erläuterung des Textes sind ferner sieben sauber ausgeführte Karten der Verbreitungsregionen und Höhenzonen beigefügt. Der gediegenen Arbeit des Verfassers steht die des Uebersetzers würdig zur Seite.

Das Verdienst des Herrn Dr. A. B. Meyer, dieses hervorragende Werk einem weitern Leserkreise zugänglich gemacht zu haben, ist durch die Klarheit der Uebersetzung an sich erhöht. Es wird dem Leser kein Satz unklar bleiben, was sich nicht immer von derartigen Uebertragungen sagen läßt.

So ist denn die Literatur durch ein Werk bereichert, welches den epochemachenden Arbeiten Darwin's und Häckel's an die Seite gestellt werden muß, welches gleich diesen die Studien auf eine neue Bahn führt, zum Aufbau einer neuen Wissenschaft die Naturforscher zusammenruft. Der Plan des Gebäudes ist vorgezeichnet — bald werden sich auch Arbeiter finden, die einzelnen Theile auszubauen.

Dr. Ant. Reichenow.

Inhalt: Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874. III. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874. II. (Schluß.) — Die Colonie Westaustralien. II. (Schluß.) — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. V. — Aus allen Erdtheilen: Wiltshire's Fahrt auf dem Daly-Flusse. — Die fünfte Reise von Ernest Giles. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 14. October 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

II. *)

Die Jahre 1838, 1839 und 1840 wurden von Frankreich zum Studium der Handelsverhältnisse in Afrika benutzt, wozu die Unterdrückung des Sklavenhandels den ersten Anstoß gegeben hatte. Zunächst handelte es sich wohl für die Franzosen darum, für ihre Kriegsschiffe eine Station zur Verproviantirung zu besitzen, und eine passende Stätte, auf welche kein anderes der seefahrenden Völker einen Anspruch erhob, fanden sie im Gabun. Diese schon 1470 oder 1471 von den portugiesischen Schiffern João de Santarem und João de Escovar entdeckte und benannte Bay war Jahrhunderte hindurch eine völlige terra incognita und sollte erst im laufenden Jahrhundert dem Gesichtskreise der Europäer näher gerückt werden **). Angeblich gründeten zuerst die Portugiesen in den Gabungebieten eine feste Niederlassung und zwar erst im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Säculums auf der Insel Konikay (Coniquet) mitten in der Bay. Sie hatten an den Küsten des Gabun Gold gesucht und als sie solches nicht fanden, gaben sie ihre dortige Niederlassung bald wieder auf und der Gabun blieb nach wie vor unbesucht und unbekannt. Erst 1817 gelang es dem englischen Missionär Edward Bowdich bei einem siebenwöchigen Aufenthalt daselbst, Nachrichten über die Binnenländer einzuziehen und zugleich die Bedeutung des Ogowe richtig zu erkennen. Er schon empfahl eine Expedition nach demselben, konnte es aber nicht hindern, daß Strom und Expedition alsbald der Vergessenheit anheimfielen. Nach wie vor bildete die afrikanische Westküste auf eine Erstreckung von zwei Breitengraden nördlich und südlich vom Aequator nichts weiter als einen Marktplatz des Negerhandels. In derselben Zeit, wo sich von Deutschen Rüppell, Minutoli, Ehrenberg, Hemprich, Parthey, Westphal, Prokesch, Augustin, Katte und Russegger an der Erforschung meist Nordafrikas betheiligten, wo die Franzosen Sauvigny, Tourette, de Beaufort in Senegambien, Pacho in der Cyrenaika, Caillié in Timbuktu, Linant in Nubien, Combes, Tamisier und d'Abbadie in Abessinien reisten, wo fast ein Viertelhundert Engländer, darunter Edmonstone, Laing, Denham, Clapperton, Lander, Wilkinson am Niger und Nil, in Marokko und am Cap thätig waren, und selbst zwei Portugiesen, Monteiro und Gamitto, den Cazembe tief im unbekannten Innern Afrikas aufsuchten, in dieser ganzen Zeit von 1817 bis 1839 blieb die Kenntniß der Gabun- und Ogoweländer auf ihrem frühern Standpunkte stehen, d. h. sie war gleich Null. Da kam die Unterdrückung des Sklavenhandels, infolge dessen die französische Regierung 1838 bis 1839 durch den Schiffslieutenant Bouet-Willaumez den Golf von Guinea erforschen und 1842 am rechten, nördlichen Ufer des Gabun eine Niederlassung, das Fort d'Aumale, gründen ließ, gleichzeitig mit den beiden Colonien an der Aschanti-Küste, Assinie und Bas-

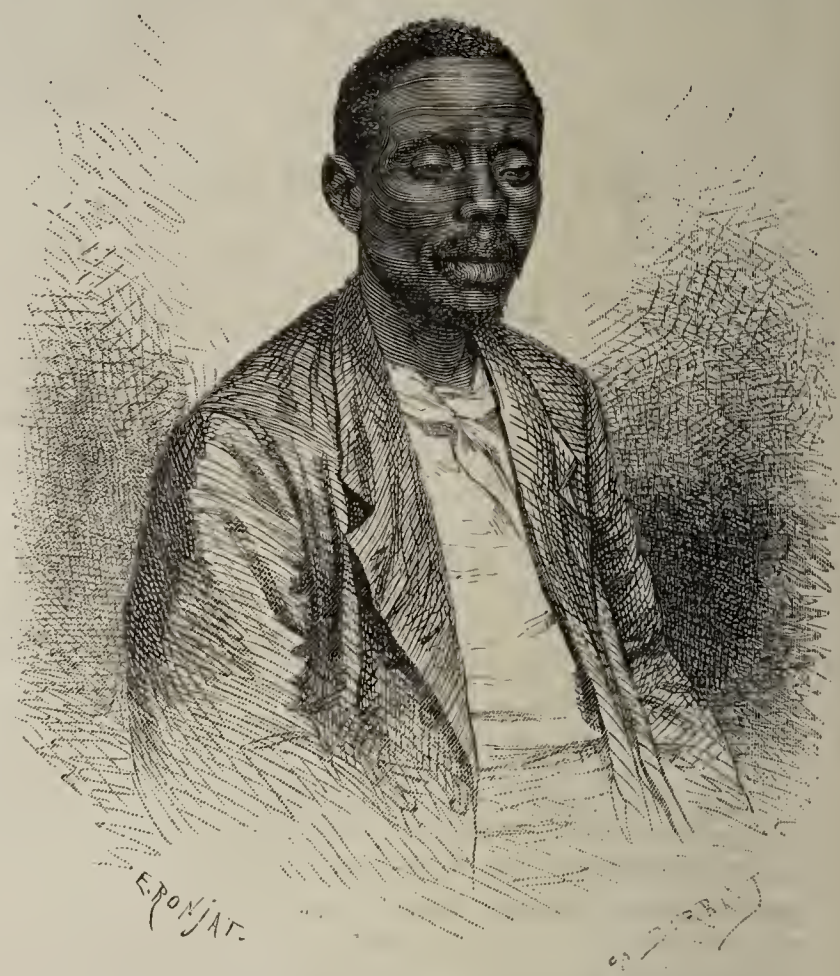
*) Vergl. „Globus" XXX, Nr. 8, S. 113.

**) Vergl. den fleißigen und vortrefflich orientirenden Aufsatz von Dr. Franz Czerny „Entdeckungsgeschichte der Gabun- und Ogowe-Länder und die Ogowe-Quellen" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XI (1876), Heft III u. IV.

sam. Schon im folgenden Jahre begann dort die Thätigkeit des jetzigen Viceadmirals Fleuriot de Langle, dessen Darstellung wir weiterhin meist folgen. Die Engländer hatten schon in den Jahren 1823 bis 1825 unter Owen die Küsten ganz Südafrikas aufgenommen, aber so oberflächlich, daß ihre Karten den Besuch der großen, wenig nördlich vom Aequator gelegenen Gabun-Bay für Schiffe nicht sicher und bequem genug machten. Fleuriot de Langle zeichnete dann 1843, auf eine regelrechte Triangulation gestützt, eine Uebersichtskarte und nahm die von den Engländern übersehenen Sandbänke auf, welche heute durch Bojen und Baken gekennzeichnet sind, so daß jetzt die Postdampfer bei Tage sicher vor der französischen Colonie vor Anker gehen. Proviantmagazine erhoben sich am Strande, Kohlenniederlagen wurden errichtet, 1849 das Dorf Libreville hinter dem Fort d'Aumale gegründet und mit befreiten Negersklaven besetzt, Missionäre der amerikanischen Methodisten und französischen Katholiken fanden sich ein und schon 1846 wurde Bessieux zum ersten Bischofe vom Gabun ernannt.

Aus dem Anfange der vierziger Jahre datiren also die ersten zuverlässigen Beschreibungen der Länder am Gabun und gleichzeitig beginnen die Reisen besonders französischer Seeoffiziere zur Erforschung des Innern, deren erste der Marinechirurg Gonin 1844 zum Berge Kondschoë (5 deutsche Meilen südlich vom Gabun) unternahm, deren jüngste die Expeditionen des nun auch erkrankten und in seine Heimath zurückkehrenden Dr. Lenz *) und der Franzosen de Compiègue, Marche und Savorgnan de Brazza bilden (vergl. „Globus" XXVI, S. 379). So zahlreich auch die Namen von Franzosen sind, welche F. Czerny als Erforscher des Hinterlandes des Gabun anführt, so ist es doch all diesen wackeren Männern nicht gelungen, von zwei Punkten abgesehen, die Grenze des Unbekannten auf mehr als $1^1/_2$ bis höchstens 2 Breitengrade von der Küste aus zurückzuschieben.

Junge Gabunesin. M'Pongwe. (Nach einer Photographie.)



Gabunese. M'Pongwe. (Nach einer Photographie.)

Um nur die wichtigeren dieser Reisen zu nennen, so erreichte Serval 1862 vom Gabun aus den Ogowe, den er schon zuvor bis zum See Jonanga ($10^1/_3{}^0$ östl. L. v. Gr.) befahren hatte, in etwa $10^1/_2{}^0$ östl. L.; 1864 erforschte du Chaillu, welcher schon 1856 bis 1859 am Muni, Gabun und südlich vom Ogowe gereist war, den Ngunië, welcher von Süden her in den Ogowe mündet, und drang 1865 — die eine jener beiden eben erwähnten Ausnahmen und die einzige auf festem Lande — bis Muan Kombo im Lande der Aschavi (in etwa $1^0\,52'$ südl. Br. und $12^1/_2{}^0$ östl. L. v. Gr.) vor; 1866 befuhr der englische Kaufmann Walker, der die Sitten und Sprachen dort vortrefflich kennt, den Ogowe oder Okanda bis zum 11. Längengrade, 1873 noch $^2/_3$ Längengrade weiter bis Lope, und 1867 bis 1868 nahm der „Pionnier" unter dem Commando von Aymes und Hedde den Unterlauf des Ogowe nebst seinem Delta und der großen Kama-Lagune auf. Neuerdings (März 1874) erreichten dann de Compiègne und Marche, welche die zweite Ausnahme bilden, auf dem Ogowe selbst ungefähr dieselbe östliche Länge, wie neun Jahre früher du Chaillu im Lande der Aschavi, nämlich $12^1/_2{}^0$ östl. L. Gr., während es unserm Dr. Lenz mit zweijährigem Hoffen und Harren und Versuchen nicht gelungen ist, über den 12. Grad nach Osten hinauszukommen.

Vom Congo im Süden unter 6^0 südl. Br. an bis hinauf zum Muni unter 1^0 nördl. Br. hat die afrikanische Westküste den eindringenden Forschungsreisenden Hindernisse und Schwierigkeiten entgegengethürmt, wie sie auf dem Erdballe, von den Polen abgesehen, kaum ein zweites Mal vorkommen dürften. Dieselben Ursachen, welche unsere deutsche Expedition an der Loangoküste zum Scheitern brachten, haben auch weiter nördlich am Gabun und Ogowe es verschuldet, daß die fortgesetzten Anstrengungen von mehr als drei Jahrzehnten nicht mehr zur Entdeckung und Aufhellung des unbekannten Innern Afrikas beigetragen haben: es ist die völ-

*) Noch kürzlich konnten wir auf S. 224 günstigere Nachrichten von diesem ausdauernden Reisenden mittheilen, die leider so rasch in das Gegentheil umgeschlagen sind.

lige Untauglichkeit der Neger zu Trägerdiensten, während doch das Fehlen jeden Packthieres den Reisenden zur Fortschaffung seines Gepäcks auf die Eingeborenen anweist; es ist die Unwegsamkeit des Landes und seine Bedeckung mit Urwäldern; es ist die langandauernde Regenzeit, welche Fußwanderungen erschwert, und die politische Zersplitterung und Mannigfaltigkeit der Negerstämme, welche in steter Fehde mit einander liegen. Zieht man alle diese Factoren in Rechnung, so muß man schließlich noch über die Bedeutung des trotzdem Erreichten staunen.

Der Handel am Gabun, welchen anfangs besonders Nantes betrieb, ist den Schiffen aller Länder geöffnet und die Geschäfte genießen vollkommene Freiheit. Ankergelder und Gebühren für Gesundheitsatteste liefern die Mittel zur Erhaltung der Bojen, Baken, Schiffsländen und Wege, welche ohne dies bald in Trümmer fallen würden. Seit 1870 liegt keine Garnison mehr dort, und der Hafenbehörde stehen nur einige Kru-Neger zur Disposition. Das südliche Ufer der Bay besteht aus weiten, von Sümpfen unterbrochenen Savannen, aus welchen Baumgruppen oft von ungeheurer Größe hervorragen. Nicht selten findet man solche bis zu 7 Meter Umfang. Das Nordufer besteht aus niedrigen Bergketten, welche bis 200 Meter ansteigen und eine Anzahl klarer Bäche in die Bay hinabschicken. Die Bevölkerung ist in lauter kleine Bruchtheile zersplittert und wird durch kein politisches Band zusammengehalten, sondern steht unter vielen erblichen Häuptlingen, die Hogas heißen. Darum mußte auch Frankreich, als es in dieser Gegend zuerst festen Fuß faßte, eine ganze Reihe von Verträgen abschließen, bis es sich für gesichert hinsichtlich des Besitzes der Bay und an-

Pahuin-Dolmetscher. (Nach einer Photographie.)

Pahuin. (Nach einer Photographie.)

dere Nationen für ausgeschlossen halten konnte. Zuerst pactirten sie 1839 mit dem Häuptling Denis auf dem Südufer, dann als sie eingesehen, wie ungesund sein Gebiet war, mit einigen Häuptlingen des nördlichen Ufers vom Stamme der M'Pongwe (Pougoues), welche sich wenig von ihren Nachbaren, den Schekiani oder Bulus und den Akelle *), die bis zum Ogowe hin sitzen, unterscheiden; und schließlich schlossen sie 1844 von Neuem Verträge mit allen irgendwie bedeutenden Chefs am Gabun, Mundah und Muni. Dem schlossen sich die Orungu an der Mündung des Ogowe, die Nkomi am gleichnamigen Aestuar, die Ivili, Galoa u. s. w. am Unterlaufe des Ogowe an, und damit war die Bewachung des ganzen Gebietes ungemein erleichtert. Denn seitdem haben sich nur noch vereinzelte Ruderboote hinüber nach der portugiesischen Prinzeninsel gestohlen und dort auf portugiesischem Gebiete ihre lebende schwarze Waare heimlich verkauft; und auch diesem Treiben hat unlängst die Sklavenemancipation in den portugiesischen Colonien angeblich ein Ende gemacht *). So genügen denn heute einige Avisos, um die Verbindungen zwischen Europäern und Eingeborenen dort völlig sicherzustellen.

*) Diese nennt Lenz auch Mbangwe: die Oschcba, Verwandte der von Ost gekommenen Fan (oder Faon, oder Pahuin), aber M'Pangwe. S. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1876. Nr. 6, S. 129.

*) Dagegen berichtete noch unlängst Dr. Lenz (s. Petermann's Mitth. 1875, S. 122): „Jährlich kommen viele Hundert Schwarze aus dem Innern zu den Orungus (an der Mündung des Ogowe) und werden von diesen an die Portugiesen auf St. Thomas und der Prinzen-Insel verkauft. Die Folge davon ist, daß man unter den

Weite, gut gelüftete Gebäude verkünden in Libreville europäische Einflüsse: das Hospital, die Gouverneurswohnung, eine Caserne und eine Capelle umgeben einen Platz, das „Plateau“ genannt. Schon von hoher See aus bemerken die nahenden Schiffer diese rechtwinkeligen massiven Gebäude mit ihren flachen Dächern und blendend weißen Mauern, den Keim einer zukünftigen Stadt (?).

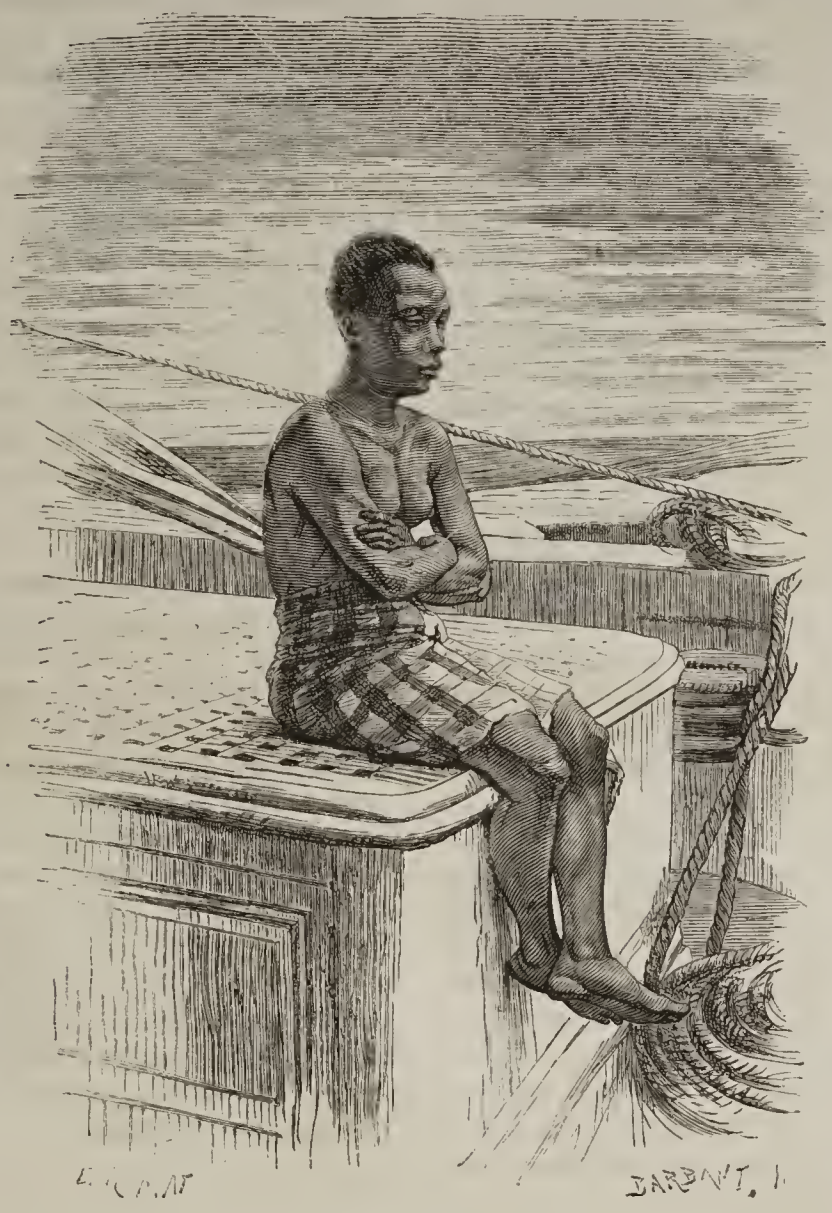
Ob man hofft, daß sich um Libreville Eingeborene des Binnenlandes in Menge ansiedeln werden, Eingeborene, die der Menschenfresserei im höchsten Grade huldigen und das Hexen- und Zaubererunwesen zur höchsten Blüthe gebracht haben, ist wohl schwer glaublich. Europäer andererseits werden aber nie dem dortigen Klima Widerstand zu leisten vermögen. Mitte September setzt nach dreimonatlicher Trockenheit der Regen ein, anfangs fein und nicht übermäßig stark, dann aber anhaltend bis in die ersten Tage des Januar. Dann folgt sechs Wochen lang die kleine trockene Jahreszeit, die aber sehr ungesund ist, worauf wieder bis zum Juni un-

Fans.

ermeßliche Regengüsse unter heftigen, sich rasch folgenden Donnerwettern herabströmen. Im Laufe eines Jahres zählt man also sieben Monate Regen, und zwar während voller sechszehn Wochen sintfluthlichen Regen. Die Hitze ist zwar nicht übermäßig, aber andauernd. Das Thermometer steigt selten über 33°, fällt aber auch selten unter 23°; im Mittel steht es auf 28°. Diese Temperatur wird durch die Feuchtigkeit und die elektrische Spannung unerträglich; das Unbehagen steigert sich während der Regenzeit und der erschlaffte Körper wird immer mehr abgespannt; er ruht sich nicht aus, wenn er auch unbeweglich bleibt, und der Schlaf bringt keine Erquickung. Die geistigen Kräfte ermatten und schlummern ein, auch die Eßlust schwindet. Dieser abschwächende Charakter eines Klimas, dessen Schwankungen 10° nicht übersteigen,

Orungus fast nur reiche Leute findet, und nirgends an der Küste sieht man so viel baares Geld in den Händen der Neger als eben hier.“ Vergl. ebenda S. 128.

zeigt sich auch in den Krankheiten: Dysenterien und Sonnenstiche kommen nicht oft vor, aber viel perniciöse Fieber und Blutmangel. In solchem Lande hat aber der Europäer keine Aussicht sich zu acclimatisiren. Manche Missionäre wohnen freilich Jahre lang dort, aber bei ihrem einförmigen und eingezogenen Leben haben sie nicht direct gegen das Klima anzukämpfen wie der Seefahrer und der Kaufmann. Im besten Falle werden nur einzelne Europäer sich eingewöhnen können, die weiße Race als solche niemals, am allerwenigsten aber eine weiße Frau. Und wenn eine solche den Gefahren trotzen wollte, welche das Mutterwerden dort mit sich bringt, so würde sie das Wagniß vielleicht mit dem Leben büßen und sicherlich würde ihre Nachkommenschaft unfruchtbar sein. — An ein bedeutendes Aufblühen von Libreville ist also nicht zu denken.



Ein Babongo.

Die Häuser dieses Dorfes umgeben jenes „Plateau", und Alleen von Kokospalmen, Wurzelbäumen, Tamarinden und Brotbäumen schmücken die ganze Anlage. Der öde Anblick der afrikanischen Küste ist zwar sprichwörtlich; aber am Gabun reicht der üppige Pflanzenwuchs bis dicht ans Wasser und die Dörfer liegen im Grün gleichsam vergraben. Monseigneur de Bessieux, der erste Bischof, wirkt noch heute dort und unterrichtet die ihm von ihren Familien oder von der Regierung anvertrauten Knaben, während Schwestern von der Unbefleckten Empfängniß von Castres etwa vierzig junge Mädchen erziehen. Die ursprüngliche Bewohnerschaft von Libreville, befreite junge Sklaven beiderlei Geschlechts, welche Bessieux 1850 mit einander vermählte, kam vom Congo und spricht noch die Banda-Sprache, vermischt mit etwas Französisch, Yoloff und M'Pongwe, dem Idiom der eigentlichen Anwohner der Bai. Hinter diesen, d. h. östlich in den Wäldern, wohnen die Schekiani (Sekiani bei Lenz), welche darum von den M'Pongwe als Bulus, d. h. Waldmenschen, bezeichnet werden, dann die Akelle (Bakalai der Franzosen) und endlich die Fan oder Pahuins, welche wohl zuletzt von Osten her anlangten und noch immer in langsamem Vorrücken begriffen sind. (Schon früher wurden alle diese Völker im „Globus" behandelt; die Fan anläßlich der Reisen du Chaillu's [s. Bd. I, S. 43 bis 52], die M'Pongwe, die Bakelle und Fan unter Beigabe zahlreicher Typen in Bd. IX, S. 160, 193 und 225, worauf wir zur Ergänzung des hier Gesagten verweisen wollen.)

Die M'Pongwe geben ihre Töchter nur den Orungu am Cap Lopez und im Ogowe-Delta zur Ehe. Es ist das ein ausnehmend hoch und schlank gewachsener Menschenschlag von nicht schönen Körperformen; die langen schlottrigen Gestalten, in lange, fliegende Gewänder gehüllt, eine Binde um den Kopf und mit langweilig ernstem Gesichtsausdruck machen keinen erfreulichen Eindruck. Ihre Sprache unterscheidet sich von derjenigen der Gabunesen fast gar nicht. Bei ihnen sind die Ehen zwischen Verwandten bis zum vierten Grade verboten, infolge dessen sich viele Mädchen gar nicht verheirathen.

Weit verbreitet sind die Akelle (dies ist der richtige Name; Bakelle oder Bakalai bedeutet den einzelnen Mann dieses Stammes, wie Baduma einen Mann der Aduma, Babongo einen vom Zwergstamme der Abongo): du Chaillu fand sie südlich vom Ogowe zwischen 10° und 11° östl. L. Gr. und Lenz am Jonanga-See. Einen Breitengrad nördlicher zwischen Ogowe und dem Rhamboë, dem südlichen Zuflusse des Gabun, kreuzten Serval und Genoyer ihr Gebiet. Ebenso sitzen sie zu beiden Seiten des untern Ngunië und weit hinauf am Ogowe selbst, nördlich und südlich desselben, wo sie Dr. Lenz besuchte. Am Ogowe westlich und östlich von Lope (in etwa $11^1/_2{}^0$ östl. L. Gr.) sitzt zwischen den Okande und Asimba ein Akelle-Stamm, der Mbangwe heißt und sich von den eigentlichen Akelle fast durch nichts als durch eine kleine Dialektverschiedenheit unterscheidet. Obgleich schwach an Zahl, spielen sie in dem Leben und Treiben der Ogowe-Bevölkerung keine unwichtige Rolle; sie sind kriegerisch, lieben die Jagd, und obgleich sich die Okande ꝛc. als höher organisirt betrachten und die Akelle als Buschmänner von oben herab ansehen, so haben sie doch schließlich vor ihnen gewaltigen Respect und vermeiden jede Gelegenheit, es mit ihnen zu verderben.

Der wichtigste von allen Stämmen im Gabun- und Ogowe-Gebiete sind aber die Fan, neben denen die körperlich kleine Race der Abongo noch ein besonderes Interesse beansprucht. Die Fan sind in Allem den anderen Stämmen überlegen; wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit von Allen gefürchtet, haben sie einen festen Zusammenhalt, wenn es gilt, ein anderes Volk zu vertreiben, trotz der häufigen kleinen Fehden und Streitigkeiten der verschiedenen Familien unter einander. Sie bilden numerisch eine gewaltige Masse, die, sei es infolge eines innern Triebes, sei es wegen der stetigen Kriege in ihrer fernen östlichen Heimath am See Tem, wie sie etwas unglaubwürdig Fleuriot de Langle versicherten, seit 40 Jahren immer weiter von Osten nach Westen vordringt. Bereits befinden sich zahlreiche ihrer Niederlassungen am Muni und Mundah nördlich vom Gabun, an den in letzteren mündenden Flüssen Como und Rhemboë, sowie an der linken, südlichen Seite der Bay von Gabun, ja bereits an der Meeresküste zwischen Cap Pongara (welches die Gabun-Bay im Süden begrenzt) und Cap Lopez sind Fan-Dörfer. Nicht 10 Jahre werden nach Dr. Lenz' Ansicht vergehen, und die M'Pangwe wohnen im Gabun mitten zwischen

M'Pongwe, die entweder weichen oder sich mit ihnen vermischen werden. Dies ist auch die allgemeine Ansicht am Gabun selber, und der dortige französische Gouverneur sieht dieses Vordringen der Wilden gar nicht ungern; er schützt im Gegentheil die M'Pangwe bei jeder Gelegenheit, obgleich dieselben früher mehrmals die französische Macht zu militärischen Expeditionen genöthigt haben. Diese Zerwürfnisse scheinen jetzt ganz zu verschwinden, so daß die Schiffe nach Belieben zwischen den Dörfern der Fan verkehren und das selten gewordene Elfenbein, Farbhölzer, Ebenholz und dergleichen eintauschen können. Trotzdem muß man stets auf seiner Hut sein und die Waffen zur Hand haben, wie auch die Eingeborenen immer im Alarmzustande sich befinden, so daß es rathsam ist, sich stets zuvor mit den Häuptlingen zu benehmen, ehe man ein Dorf betritt.

Gegenüber so activen Charakteren, sagt Lenz, spielen die verschiedenen kleinen Nationen am linken, südlichen Ufer des Ogowe gar keine Rolle, und selbst die zahlreichen und mächtigen Akelle verschwinden den Fan gegenüber, welche das ganze rechte Ufer von Samiketa (10° 50′ östl. L. Gr.) an bis weit hinauf inne haben. Die früher dieses Ufer bewohnenden Okota, Apingi und Okande sind erst im Laufe der letzten Jahre auf die Inseln des Ogowe oder das linke Ufer vertrieben worden, versuchen im Gefühl ihrer Ohnmacht nie, irgend welchen Widerstand zu leisten, lassen sich geduldig selbst von ihren eigenen Häuptlingen als Sklaven verkaufen und wagen es kaum, ihre früheren Wohnsitze zu betreten. Noch in seinem letzten Berichte von Mitte Februar 1876 (s. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1876, Nro. 6, S. 129) kann Lenz einen neuen Beweis für das Vordringen der Oschéba oder M'Pongwe anführen: zu Anfang dieses Jahres haben sie den Ofnë, der etwa unter 12° östl. L. Gr. von Süden her in den Ogowe mündet, überschritten und auf dessen linkem westlichen Ufer ein Dorf gegründet, was für die Okande und deren Unterthanen, die Asimba, von ernsten Folgen sein kann.

Fleuriot de Langle forschte bei den Häuptlingen der Fan, mit denen er zusammentraf, nach ihrer Herkunft und östlichen Heimath und erhielt den steten Bescheid, daß sie aus dem Lande N'dua kämen, wo sich der See Tem befände. Das Land wäre fruchtbar, der See reich an Fischen, aber es wüthe dort ein steter Krieg, so daß sie sich zum Auswandern entschlossen hätten. Manche Dorfschaften hätten 11 Monate zu dieser Reise gebraucht, andere nur fünf, um an den Gabun zu gelangen; aber sie hätten die Gewohnheit, nach drei Marschtagen zwei Tage zu ruhen, so daß die Dauer ihres Marsches um zwei Fünftel zu verkürzen ist. Unterwegs lebten sie von gerösteten und getrockneten Bananen, Mais und Maniocmehl und hatten dabei ausgedehnte, mit hohen Gräsern bedeckte Ebenen zu durchkreuzen. Ihr Wunsch war, sich durch Annäherung an die Weißen eine bessere Lage zu schaffen; in ihren früheren Sitzen hatten sie keine Verbindung mit der Ostküste, sondern Gewehre und Pulver bezogen sie von Westen.

Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, aus so vagen Angaben und aus den Namen von dortigen Flüssen, wie Lomon und Bakul, oder Bergen, wie Mendif und Kolake, die Heimath der Fan zu bestimmen, und wenn jene Namen auch an solche im Süden des Tschad-Sees anklingen, so ist doch die Annahme, als stammten die Fan von dort, entschieden zu verwerfen. Ihre Heimath ist südlicher zu suchen, etwa unter 5° nördl. B., wo nach Nachtigal's Erkundigungen Stämme der Sandeh oder Niam-niam gegen Westen bis zu 20° östl. L. Gr. und wahrscheinlich darüber hinaus sitzen. Mit ihnen ist man geneigt die Fan in Verbindung zu setzen, da sich bei beiden im Aeußern wie in Sitten und dergleichen eine Anzahl auffälliger Eigenthümlichkeiten wiederfinden. An den Augen der Niam-niam hebt Schweinfurth die beispiellose Größe und Offenheit hervor, welche ihrem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von thierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit verleiht (vergl. „Globus" XXIII, S. 3), während Lenz (Correspondenzblatt der afrikanischen Gesellschaft Nro. 9, S. 154) von den Fans sagt: „Ihr Blick hat etwas ungemein Wildes und Starres; den Ausdruck „sehen" kann man bei ihnen kaum anwenden, sie starren auf den Gegenstand ihres Interesses. Charakteristisch für sie ist auch der Ernst ihres Gesichtsausdruckes; selten lachen sie, und dann meistens nur die jüngeren Burschen und Mädchen." Beide Völker feilen sich die Schneidezähne spitz, beide tragen Rindenzeuge, färben sich den Körper mit Rothholz und verwenden große Mühe auf ihren mit vielen Zöpfen versehenen Haarputz. Bei beiden Völkern bedienen sich die Häuptlinge des Leopardenfelles als Zeichen ihres Ranges und bei beiden ist die Grundfarbe des Körpers das nämliche Kaffeebraun. Von den Gebräuchen der Fan erinnern die beim Erscheinen des ersten Mondviertels üblichen Tanzfeste und nächtlichen Orgien am meisten an die Sitten der Niam-niam. Es sind das nur Andeutungen; wirkliche Beweise für die Verwandtschaft beider Völker sind erst von eingehenderen Forschungen der Zukunft zu erwarten.

Die Eisenbahn von Costa-Rica.

Von **Dr. H. Polakowsky.**

In Costa-Rica, der südlichsten der fünf Republiken Centralamerikas, will die Regierung eine Eisenbahn zwischen den Hafenstädten Limon am Atlantischen und Puntarenas am Stillen Oceane erbauen. Das Land ist sehr reich, der Export und Import für die geringe Bevölkerung (150,000 bis 180,000) sehr bedeutend; dennoch kann diese geringe Einwohnerzahl nicht das nothwendige Capital zur Vollendung des Baues auftreiben, und ebenso wenig die mit englischen Capitalisten eingegangenen Verpflichtungen auf Abzahlung u. s. w. heute noch erfüllen. Selbst die ganz fertige Bahn würde sich wahrscheinlich nicht rentiren, da der Weltverkehr doch immer über Panama gehen würde. Export und Import von Costa-Rica selbst genügen aber nicht, um so bedeutende Einnahmen zu erzielen, daß davon, nach Abzug der Selbstkosten durch Verwaltung, Reparaturen u. s. w., die Zinsen für das verausgabte Anlagecapital bezahlt werden könnten.

Auf vielen neueren Karten, so z. B. auch auf der vorzüglichen Karte von Nicaragua, welche Herr Ingenieur P. Lévy herausgegeben, ist die Eisenbahn als vollständig

fertig gezeichnet; in Wirklichkeit existirt aber nur ein kleiner Theil *). Von Puntarenas beginnend geht die Bahn zuerst südsüdöstlich bis zu der Stelle, wo der Rio Grande die Gebirgsmauer des Monte Agnacate durchbricht. Von diesem Punkte, der Garita, an soll dann die Bahn in nordnordöstlicher Richtung nach Alajuela gehen. Dieser ganze Bahntheil existirt erst auf dem Papiere. Von Alajuela nach Heredia, San José und Cartago ist die Bahn fertig und im Betriebe. Der schwierigste Theil wird aber der von Cartago nach dem Atlantischen Oceane, nach Limon, sein. Die Bahn folgt von Cartago aus dem Rio Reventazon bis in die Nähe von Angostura; dort soll derselbe überbrückt werden, und dann geht die Bahn, viele mächtige Flüsse, wie den Pacuare, Chiquieres und Matina, überschreitend, nach Limon. Da der Mangel an Arbeitern und die hohen Arbeitslöhne die Anlage von Tunnels verbieten und Costa-Rica ein Gebirgsland wie die Schweiz ist, so muß die Bahn viele Biegungen machen, und wird der Weg dadurch sehr verlängert und die Kosten sehr vergrößert. Zu diesen Schwierigkeiten gesellen sich noch die häufigen und furchtbaren Regengüsse, besonders in den Tiefebenen nach dem Atlantischen Oceane zu. Diese erschweren die Erhaltung des Materials, befördern das Faulen der Schwellen, machen häufige Reparaturen der Dämme u. s. w. nothwendig. Obgleich Kupferkiese und ähnliche Mineralien massenhaft im Lande vorkommen, man also mit leichter Mühe Kupfervitriol darstellen und so die Schwellen einbeizen könnte, um dieselben widerstandsfähiger gegen Fäulniß zu machen, so ist dies dennoch nicht geschehen, und deshalb befinden sich jetzt bereits die Schwellen der kurzen Strecke Alajuela-Cartago, welche vor 4 resp. 3 Jahren gelegt worden sind, in schlechtem Zustande.

Ein Blick auf die Karte genügt, um zu beweisen, daß der Bau, in ganz sinnloser Weise begonnen, durch diesen Anfang schon halb verloren war. Statt in Limon zu beginnen, wo leicht Arbeiter aus Jamaica zu erhalten waren, wo die Schiffe, direct aus den Vereinigten Staaten kommend (in 6 Tagen von Neuyork), die Materialien abladen konnten und man so immer den fertigen Theil des Schienenweges zum fernern Transporte benutzen konnte, statt in dieser so nahe liegenden, selbstverständlichen Weise das große Werk zu beginnen, ließ man das Material über Colon und Panama bringen, dann mit anderen Schiffen von Panama bis Puntarenas und von dort mit Ochsenkarren auf steilen, schlechten Gebirgswegen bis Alajuela oder San José transportiren. Hohe Beamte der Bahn gaben mir die Versicherung, daß der Transport der Theile jeder Locomotive allein von Puntarenas bis Alajuela 10,000 Dollar (= 40,000 Mark) gekostet habe! In so unsinniger Weise ist das in England zusammengebrachte Geld vergeudet worden, nur um die Bahn im Centrum des Landes auf den Hochebenen beginnen zu können, und damit die Regierung in pomphafter Weise dem armen, unwissenden Volke von dem riesigen, neuen Fortschritte erzählen könne. Obgleich Costa-Rica durch dieses Unternehmen sich eine hohe Schuldenlast aufgebürdet hat und sein Credit in Europa und besonders in England vernichtet ist, so nützt doch der bestehende Theil der Bahn absolut nichts. Schon die früheren Regierungen hatten sehr gute Fahrwege zwischen den jetzt von der Bahn berührten Punkten angelegt, und noch heute geht alle Fracht per Ochsenkarren auf diesem Wege. Die Bahn dient nur dem Personenverkehr, welcher natürlich nicht bedeutend sein kann. Die Züge fahren auffallend langsam; an einzelnen Stellen ist dies durch die mehr als kühne Bauart geboten. Europäische Ingenieure konnten nicht genug diese unmöglichen Curven, unsicheren Brücken u. s. w. bewundern. Die Entfernung beträgt von Alajuela bis Cartago 27 englische Meilen; um diese zurückzulegen gebraucht der Zug fast drei Stunden! In jedem elenden Dorfe wird nämlich angehalten. Interessant ist die Fahrt auf dieser Bahn wegen der wunderbar schönen Scenerien, welche sich in immer wechselnder Weise und Fülle präsentiren. Die Stationsgebäude sind meist elende Holzschuppen. Jetzt seit circa zwei Jahren fängt man endlich an, von Limon aus den Bau nach Cartago zu in Angriff zu nehmen. Verfasser hat diesen Theil der Bahn nicht gesehen, kennt aber über die Hälfte der Entfernung von Cartago bis Limon von Cartago aus gerechnet, und kennt die enormen Schwierigkeiten, welche der Anlage einer Bahn in diesem mit furchtbaren Urwäldern, zerrissenen hohen Gebirgszügen und zahlreichen reißenden und breiten Strömen bedeckten und durchschnittenen Terrain entgegenstehen. Die Richtung der Bahn von Cartago bis Angostura war vor circa zwei Jahren im Urwalde angegeben und durchgehauen; jetzt war dieselbe nicht mehr zu entdecken, die Aufsuchung und nur oberflächliche Lichtung derselben hätte ein Heer von Arbeitern für mehrere Wochen beschäftigt. Von Limon läuft die Bahn bis Matina, wo die eiserne Brücke über den Strom noch immer nicht errichtet ist. Die interimistische Holzbrücke hat die Gewalt des Stromes, welcher durch die starken Regengüsse im Spätjahre furchtbar anschwillt und seinen Lauf verändert, schon öfters zerstört. Die Kosten werden enorm sein, um die Bahn fertig zu stellen; ja von vielen competenten Persönlichkeiten wird die Möglichkeit der Vollendung bezweifelt. Das Klima ist an vielen Punkten, welche die Bahn durchschneiden soll, sehr ungesund, und deshalb werden dorthin nur schwer Arbeiter zu bekommen sein.

Das Geld, womit man den bis jetzt fertigen, unbedeutenden Theil der Bahn erbaut hat, ist im Wege von Anleihen der Regierung von Costa-Rica am Londoner Geldmarkte aufgebracht; bei der Abtragung dieser Schuld ist in erster Linie englisches Capital interessirt. Leider gestattet es der Raum dieser kurzen Abhandlung nicht, genau auf die augenblickliche Lage des Streites zwischen der Regierung von Costa-Rica und einigen englischen Bankhäusern einzugehen; ich muß mich auf wenige Angaben beschränken. In der englischen Presse ist die ganze Angelegenheit eingehend verarbeitet, und verweise ich sich für den Gegenstand näher Interessirende auf den officiellen Bericht der englischen Commission. (Report from the select committee on loans to foreign states. Ord. by the House of Commons, to be printed 29. July 1875.)

Es ist hierin erwiesen: daß der Vertreter Costa-Ricas durch Vorspiegelung falscher Angaben über Einwohnerzahl, Höhe des Exportes und der Staatseinnahmen u. s. w. die Anleihe zu Stande gebracht, daß dann die erhaltenen Summen vergeudet worden und deshalb die betreffenden Bankhäuser die weitere Capitaleinzahlung suspendirten. Jetzt

*) Wir machen die sich für Centralamerika interessirenden Leser darauf aufmerksam, daß L. Friederichsen, der bekannte Kartograph und erste Secretär der Hamburger Geographischen Gesellschaft, soeben eine prachtvoll ausgeführte große „Carta Geografica de la Republica de Costa Rica“ im Maßstabe von 1 : 500,000 vollendet und veröffentlicht hat. Schon ein flüchtiger Vergleich derselben mit der bisher genauesten Karte des Landes, welche A. v. Frantzius in Petermann's Mittheilungen 1869 hat erscheinen lassen, ergiebt bedeutende Verbesserungen und Ergänzungen im Einzelnen sowohl wie in ganzen Landstrichen. In letzterer Hinsicht möchten wir auf die Küste von Guanacaste, den Rio San Juan und sein Delta, auf Talamanca im Südosten und besonders das Centrum des Landes zu beiden Seiten des 10. Grades nördl. Br. verweisen. Letzteres beruht auf Originalaufnahmen, welche der Generaldirector Don Guillermo Nanne behufs des Baues der Eisenbahn (die allerdings zwischen Cartago und Puerto Limon auch als schon vollendet eingetragen ist) hat ausführen lassen. Red.

aber erklärte sich die Regierung von Costa-Rica frei ihrer eingegangenen Verpflichtungen, suspendirte die Zinszahlung und Einlösung der Coupons und verklagte die englischen Bankhäuser. Noch schwebt der Proceß.

Die Einnahmen der Bahn genügen heute, obgleich die Fahrpreise sehr hoch (von Alajuela nach Cartago $2^1/_2$ Dollar = 10 Mark), nicht, um die Betriebskosten zu decken, und oft erleidet die Casse noch Ausfälle, wie z. B. im Jahre 1875, wo der Congreß die hohen Einnahmen, welche die Bahn an den Festtagen in Cartago hatte, zum Besten des Baues einer Kirche in Cartago bestimmte (!), obgleich es daselbst durchaus nicht an Kirchen fehlt. Die Wagen sind sehr einfach; gewöhnlich gehen nur drei in einem Zuge. Die Wagen erster Classe haben geflochtene Bänke und Stühle, sind also nicht im Entferntesten mit der Eleganz unserer Wagen zweiter Classe zu vergleichen. Nach Art aller amerikanischen Waggons sind auch diese so gebaut, daß jeder Waggon einen Raum darstellt, an dessen Seite je eine Rohrstuhlbank hinläuft, oder wo in der Mitte quergestellt eine Anzahl kleiner Stühle und Bänke mit Klapplehnen sich befinden.

Die Berichte über den Stand der Arbeiten um Limon in der „Gaceta oficial" sind stets — gelinde gesagt — sehr optimistisch gehalten. Man spricht daselbst von guten Wegen, die den Anschluß ermöglichen u. s. w. In Wirklichkeit sind die Wege furchtbar; selbst Maulthiere kommen auf denselben um, und mindestens vier Tage sind für gute Reiter und kräftige Maulthiere nothwendig, um von Cartago bis Matina zu gelangen, von wo die Bahn in circa zwei Stunden nach Limon führt. Der Transport von Materialien für den Eisenbahnbau kommt auf circa 40 Dollar pro Centner (Selbstkosten!) von Cartago bis Limon zu stehen; es ist also directer Unsinn, schon jetzt davon zu reden, „zum Versuche" einigen Kaffee auf diesem Wege zu exportiren, wie dies in der „Gaceta oficial" vom 24. December 1875 zu lesen ist. Noch fehlt selbst eine feste Brücke bei Port Moin, und ehe an eine Verwerthung der existirenden kurzen Strecke von Limon bis Matina gedacht werden kann, muß erst der Weg von Zapote bis an den Rio Pacuare seines infernalischen Charakters entkleidet werden.

Die früheren Regierungen beabsichtigten, mit den nicht unbedeutenden Ueberschüssen der Staatseinnahmen einen guten Carretenweg nach dem Hafen der atlantischen Küste anzulegen, um so die Ausfuhr des Kaffees zu erleichtern und den Reingewinn durch Ersparung des Transportes über Panama zu erhöhen. Aber um der Masse der Bevölkerung durch riesigen Fortschritt zu imponiren und um dadurch die Sympathien der Menge zu gewinnen, wurde das Project der Eisenbahn in der oben angedeuteten Weise entworfen und in Angriff genommen. Das bis dahin schuldenfreie Land ist dadurch in Schulden gestürzt, die es nie oder nur mit den größten gewaltsamen Opfern wird zurückbezahlen können. In Guatemala, der größten und wichtigsten der fünf centralamerikanischen Republiken, arbeitet man, von Guatemala beginnend, an einem schönen Fahrwege nach dem Hafen von Izabal und San Tomás und denkt noch an keine Eisenbahn.

Nach den Angaben im Berichte des Finanzministers von Costa-Rica für das Jahr 1875 betrugen die Ausgaben für die Eisenbahn in den Jahren

1872	bis 1873:	5,062,321	Dollar,
1873	„ 1874:	2,127,379	„
1874	„ 1875:	559,456	„
1875	„ 1876:	580,147	„

Totale Ausgabe bis Ende 1875 8,329,305 Dollar.

Die fertige Strecke Alajuela-Cartago brachte im Jahre 1875 bis 1876 100,850 Dollar ein, kostete aber, um sie zu erhalten, die Beamten zu bezahlen u. s. w. 357,867 Dollar. Ein eiserner Hafendamm von 700 bis 1000 Fuß Länge fehlt noch in Limon, ist aber sehr nothwendig, um das Ein- und Ausladen der Schiffe zu erleichtern.

Zum Schlusse lasse ich hier aus dem sehr optimistisch gehaltenen Berichte des Herrn Generaldirectors der Eisenbahn das Wichtigste im Auszuge folgen. Die in diesem Berichte enthaltenen Angaben beweisen sehr deutlich, wie viel noch an der Bahn fehlt, welche Schwierigkeiten noch zu überwinden. Der Kostenanschlag für die 114 englischen Meilen, welche noch von Alajuela bis zum Hafen von Limon zu erbauen sind, beläuft sich mit dem nothwendigen Betriebsmateriale auf 9 bis 10 Millionen Dollar. Diese Annahme ist entschieden zu niedrig gegriffen. Hätte man mit dieser Summe von Limon aus den Bau der Bahn begonnen, so wäre dieselbe allerdings wohl bis Alajuela und noch weiter für 10 Millionen Dollar herzustellen gewesen; so versicherten mich wenigstens einige tüchtige europäische Ingenieure.

Interessant sind die Angaben über Zunahme der Bedeutung des Hafens von Limon. Die Stadt Limon liegt am Rande des Hafens auf einem Terrain, welches allmälig zu einer Höhe von circa 100 Fuß über der Meeresoberfläche ansteigt. Im Monate November 1871 wurde der erste Baum in Limon gefällt, um die Erbauung von Wohnungen in diesen Urwäldern zu beginnen, und wenn sich heute daselbst eine leidlich hübsche Ortschaft von über 1000 Seelen befindet, so muß man den Fortschritt bewundern, welcher tausend Schwierigkeiten besiegte und bedeutende Summen verausgabte, um die Hülfsmittel zu beschaffen, welche hier gänzlich fehlten. Zuerst nahmen die Schiffe nur zu enormen Preisen Ladung für den Hafen von Limon ein, da derselbe gänzlich unbekannt war.

Die ersten 25 Arbeiter, welche unter Anführung des Capitäns Hotaling im October 1871 von Cartago nach Limon gingen, brauchten zu diesem Wege 12 Tage; jeder Arbeiter trug 70 Pfund Lebensmittel, und als man endlich in Limon ankam, mußte man sofort wegen Mundvorrath nach Cartago zurückschicken, da man sich ohne alle Hülfsmittel sah und auch in Limon keine Nahrung finden konnte. Es war sehr schwierig, die kleine Arbeiterschaar, welche den Urwald bei Limon ausrodete und provisorische Hütten für Menschen, Lebensmittel und Materialien errichtete, bis zur Ankunft des ersten Lebensmitteltransportes aus Newyork zu erhalten.

Die Locomotive läuft 22 englische Meilen vom Hafen von Limon aus an der atlantischen Küste hin und dann nach dem Innern zu bis zum südlichen Ufer des Matina-Flusses. Die hier befindlichen Sümpfe waren und sind eins der größten Hindernisse für die Anlage der Bahn in dieser Gegend. 18,000 Schwellen von Guajac-Holz (guayacan) sind hier gelegt, der Rest ist von den besten Holzarten des Landes entnommen. Aber nur die ersteren Schwellen haben sich sehr gut conservirt, der Rest muß nach und nach, da er sehr durch das Klima gelitten, erneuert werden.

Nach den an der Panama-Bahn gemachten Erfahrungen dauern die Schwellen aus Guajac-Holz trotz des ungünstigen Klimas 15 bis 20 Jahre aus. Die wichtigste Brücke ist die bei Moin am Atlantischen Oceane, welche in den letzten sechs Monaten dreimal erneuert worden ist. Diese Brücke ist provisorisch von Holz errichtet, hat eine Länge von 210 Fuß und wird in wenigen Monaten durch eine eiserne Brücke, welche, aus England kommend, bereits auf See ist, erneuert werden. Ungefähr 14 kleine Brücken, welche sich zwischen Limon und Matina befinden, sollen gleichfalls in diesen Monaten durch eiserne schon in Limon gelandete ersetzt werden. Das Material für die eisernen Brücken über den

Matina- und Pacuare-Fluß wurde gleichfalls bis Ende April 1876 erwartet.

Am 15. November 1875 passirte der erste Zug die provisorische Holzbrücke über den Matina-Strom, und setzt man auf diesem Wege den Transport der Materialien zum Zwecke des Eisenbahnbaues bis Pacuare fort. Man hat für die Construction der $13^1/_2$ englischen Meilen zwischen Matina und Pacuare einen Contract mit zwei Amerikanern abgeschlossen, wonach dieselben 200,000 Dollar für die Herstellung erhalten. Die Regierung liefert die Schwellen aus Guajac-Holz (40,000 Stück à 1·80 Dollar). Noch werden die Brücken über den Rio Reventazon und Turrialba große Schwierigkeiten bieten. Die erstere wird aus zwei Theilen bestehen, da man eine kleine in der Mitte des Stromes belegene Felseninsel benutzen kann.

Der Telegraph war bis Siquirres gelegt, von Limon aus gerechnet eine Entfernung von $36^1/_2$ englischen Meilen. Da aber die Arbeit Anfang 1874 suspendirt wurde, so ist diese Linie derartig in Verfall gerathen, daß sie neu construirt werden muß. Es fragt sich, ob nicht die Legung der Drähte unter der Erde billiger sein würde als die gewöhnliche Anlage, da die hohen Urwaldbäume, welche das Terrain bedecken, durch Sturz häufige Reparaturen nothwendig machen würden. Furchtbare Terrainschwierigkeiten sind noch bis Angostura zu überwinden, und die Kosten für die restirenden $25^1/_2$ englischen Meilen von Angostura bis Cartago werden auf 1,916,000 Dollar veranschlagt.

Als Hauptschwierigkeiten, welche der Anlage und Beendigung der Eisenbahn entgegenstehen, werden die Länge des Weges und die zu überschreitenden Höhenzüge angegeben. Hierdurch erklärt sich der große Aufwand von Kosten und Zeit, welchen das Unternehmen erforderlich macht. Verglichen mit der Eisenbahn von Panama sind die Herstellungskosten der Bahn von Costa-Rica gering. Die 46 englischen Meilen der Bahn von Panama kosteten 8 bis 9 Millionen Dollar und die 169 Meilen lange Transitbahn von Costa-Rica ist auf 15 bis 16 Millionen veranschlagt worden. Die enormen Kosten, welche in Panama der Transport von Menschen, Thieren, Lebensmitteln, Hölzern und Materialien aller Art verursachte, fallen in Costa-Rica fast gänzlich fort. Es fehlen hier die großen Sümpfe und die Malariafieber, welche die Arbeiter auf dem Isthmus von Panama zu Hunderten dahinrafften. Ein anderer Vortheil ist der Localtransport der Ex- und Importation von Costa-Rica, welcher in Panama gänzlich fehlt. Man rechnet auf $1^1/_2$ Millionen Dollar Einnahme durch diesen Gütertransport und glaubt, daß diese Einnahmen sich in 5 bis 10 Jahren verdoppelt haben werden.

So weit der Bericht des Herrn Generaldirectors an den Finanzminister. Man sieht aus den Angaben, daß auf der Strecke am Atlantischen Ocean noch so gut wie Alles fehlt. Der Hafen ist nicht fertig, alle Brücken sind provisorisch, werden oft durch die Gewalt der Ströme zerstört. Der Vergleich mit der Panama-Bahn ist komisch. In Panama ist die Bahn fertig und kostet die Herstellung allerdings eine hohe Summe, aber jetzt genügt die Bahn auch allen Anforderungen. In Costa-Rica hat man dieselbe Summe verausgabt und dafür im Centrum des Landes ein Stück Eisenbahn angelegt, welches schnell dem Verfalle anheimfallen wird und dessen Erhaltungskosten dreimal größer als die Einnahmen sind.

Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien.

VI.

Von Barnaul bis Tomsk.

Auf dem Ob, an Bord des Dampfers „Beljetschenko", den 2. Juli 1876.

Die Verpackung und Abfertigung der bisher in Turkestan, Nordchina und im Altai zusammengebrachten Sammlungen verzögerte unsern Aufenthalt in Barnaul bis zum 28. Juni. Die Hauptstadt des sibirischen Altai entsprach übrigens nicht ganz den Erwartungen, welche wir uns auf Grund so vieler und übereinstimmender Schilderungen gemacht hatten. „Sie müssen Barnaul sehen," — „das werden Sie in Barnaul finden," hieß es gewöhnlich, kein Wunder, daß wir in Barnaul ganz etwas Besonderes zu finden erwarteten. War dies nun auch nicht der Fall, so fanden wir immerhin eine ganz beträchtliche Stadt mit 13,000 Einwohnern, was in Sibirien und namentlich dem Altai schon etwas heißen will. Sie enthält manche recht hübsche aus Ziegeln erbaute Häuser, und nimmt sich von dem Dünenabhange an der Barnaulka, die sich in den Ob ergießt, mit ihrem Heere grauer Holzhäuser ganz stattlich aus. Wie alle Städte Rußlands und Sibiriens hat sie einen weit größern Umfang, als Städte mit der gleichen Einwohnerzahl bei uns, und man ist leicht geneigt, sie beim bloßen Anblick für eine Stadt von 30,000 anstatt 13,000 Einwohnern zu halten. Wie uns gesagt wurde, herrscht in Barnaul übrigens nicht mehr das rege Leben wie früher, namentlich deswegen, weil der Betrieb der Schmelzhütten abgenommen hat. Während nämlich früher in Barnaul sämmtliches in Sibirien gewonnene Gold verschmolzen wurde, geht ihm jetzt nur das des Altai zu, wogegen die Ausbeute des übrigen Sibiriens in Irkutsk zur Verarbeitung kommt. Die Zahl der Bergbeamten hat sich also vermindert, und damit auch das gesellige Leben; so wurde uns wenigstens gesagt. Wir fanden übrigens, daß es sich in Barnaul immerhin ganz gut leben läßt, und verbrachten im Kreise rasch gewonnener, liebenswürdiger Männer sehr angenehme Stunden. Namentlich müssen wir der besondern Liebenswürdigkeit und Güte des Chefs des altaischen Bergbaues, Sr. Excellenz General von Eichwald, gedenken, der uns in jeder Beziehung Rath, Unterstützung und Belehrung zu Theil werden ließ. Unter der Leitung eines so gründlich fachmännisch gebildeten und erfahrenen Berg- und Hüttenmannes würde der Altaibergbau ohne Zweifel einen weit höhern Aufschwung nehmen, wenn seine Pläne und Ziele in der Weise von der obersten Behörde gewürdigt und unterstützt würden, wie sie es verdienen. Die Erzlager des Altai sind ohne Zweifel noch längst nicht ausgebeutet, und dennoch stehen manche Werke, wie z. B. Smeinogorsk, obwohl kaum ein Jahrhundert im Betriebe, bereits still, weil größere und schwierige Anlagen größere Auslagen bedingen. Während beispielsweise in Przibram in Böhmen

noch in tausend Metern Tiefe gearbeitet wird, sind bei kaum hundert Meter Tiefe Bergwerke im Altai bereits aufgegeben, — hoffentlich nur für eine kurze Periode.

Herr General v. Eichwald und Dr. Hopfenhausen ließen es sich nicht nehmen, uns am Abend nach dem Prahm zu begleiten, auf dem wir mit unseren Fuhrwerken die erste Fahrt auf dem Ob antreten sollten, und wir nahmen in bleibendem Andenken an die in Barnaul genossene Gastfreundschaft herzlichen Abschied. Bei scheidender Sonne glitt unser unförmliches Fahrzeug, von zwei mächtigen Rudern bewegt, langsam stromabwärts. Der Ob, bei dem hohen Wasserstande, wie er ihn jetzt besaß, erschien als ein gar stattlicher Strom, wenn auch ohne malerische Reize, denn das rechte Ufer besteht aus steil abfallenden hohen Sanddünen, das linke aus Dickichten von Weiden, die immerhin dem Ganzen ein freundliches Ansehen verliehen. Um 10 Uhr landeten wir bei dem hübschen großen Dorfe Belojarsk und setzten in der Frühe des andern Tages unsere Reise nach dem Silberbergwerke Salair fort, wo wir spät Abends eintrafen und im Hause des Chefs der dortigen Gruben, Herrn Neiterowsky, gastliche Aufnahme fanden. Wir hatten diesen Weg auf dringenden Rath des Herrn von Eichwald eingeschlagen, der lebhaft wünschte, daß wir auch einen Theil des nordwestlichen Altai kennen lernen sollten. In der That brauchte uns der kleine Abweg von der großen Poststraße nicht zu gereuen, denn die Gegend war wohl der Mühe des Ansehens werth. Anfänglich durch reiche Wiesengründe mit abwechselnden Laubgehölzen fahrend, sahen wir angebautes Land, wie bisher noch nie in Sibirien; oft ging der Weg, beiderseits von Getreidefeldern begrenzt, dahin, wahrlich ein für hiesige Gegenden überraschender Anblick. Je weiter wir kamen, um so lieblicher wurde die mehr und mehr mit bewaldeten Hügeln durchzogene Landschaft, in der reiche Dörfer vorhanden sind. Kleine Teiche und Weiher wechseln mit Gehölzen und Wäldchen, die saftige grüne Wiesen einschließen, und verleihen der Landschaft einen parkartigen Charakter. Von der Station Milowka an, welche wir gegen 3 Uhr erreichten, gelangten wir in eigentliche Wälder, die bis Salair fast ununterbrochen anhalten. Und was für Wälder! Welche Fülle an prächtigen Bäumen, welche Ueppigkeit des Strauchwuchses, an Kräutern und Blumen! Als Hauptstand darf die sibirische Tanne und die Fichte gelten, untermischt mit Birken und Silberpappeln, von denen die letzteren oft auf weite Strecken ununterbrochen dichte Wälder in schlanken, an 60 bis 80 Fuß hohen Stämmen bilden. Der Rand des Waldes besteht meist aus hohem, fast baumartigem Goldregen, Spiräen und Ebereschen, während weiterhin die Saalweide große und weite Bestände formt. Das Unterholz bildet ein undurchdringliches Dickicht verschiedener Sträucher, unter denen sich namentlich Rosen mit schönen rothen und weißen Blüthen bemerklich machten; den eigentlichen Grund des Waldes bedeckt eine Fülle von Schierling, Farrenkräutern, Huflattich u. s. w. mit prächtigem Blumenflor (Ritterspurn, Glockenblumen, Hahnenfuß ꝛc.) gemischt. Obwohl nirgends eigentliche Gebirge hervortraten, stiegen wir doch beständig aufwärts und hatten von Höhen herab zuweilen schöne Blicke auf bewaldete Thalgründe. Beim Herabsteigen von den Hügeln oder bei Krümmungen des Weges boten sich schöne, landschaftlich anziehende Bilder, wenn auch ohne Gebirgscharakter. Dabei war die Straße keineswegs einsam, denn wir begegneten Hunderten einspänniger Wagen, die Holzkohlen nach Salair führten, Karawanen, die allerdings nicht zur Verbesserung des Weges dienten. Ihre Züge hatten in dem fetten schwarzen Boden zahlreiche tiefe Geleise eingeschnitten, die so heftiges Schütteln und Stöße zur Folge hatten, daß wir uns nur allzu lebhaft der überstandenen Schlittenfahrtsleiden erinnerten. Der Thierwelt konnten wir leider nur so viel Aufmerksamkeit schenken, als dies im Schnellfahren mit einer Tarantasse möglich ist, bemerkten aber immerhin zur Genüge die Veränderungen, die sich in den Arten zeigten. Unser steter Begleiter war jetzt wieder die Nebelkrähe, und statt südlicher Arten traten nördliche Repräsentanten an die Stelle. So sahen wir die schöne Maskenbachstelze seit Koliwan nicht mehr, sie wurde durch unsere gewöhnliche weiße ersetzt, und so verhielt es sich mit manchen anderen Formen. Eine unangenehme Beigabe dieser herrlichen Gegend war die Anzahl bösartiger Mücken, welche sich gegen Abend einstellten und uns jämmerlich zurichteten. Glücklicherweise schafft die empfindliche Kühle, welche gewöhnlich nach Sonnenuntergang eintritt, Erleichterung.

Von Salair kann ich eben nur soviel berichten, daß es ein freundlich gelegener Bergort ist, dessen Werke, nach mehreren großen Grubenhäusern zu schließen, nicht unbedeutend sein müssen. Man fördert silberhaltigen Bleiglanz und Schwerspath, der nach Barnaul als Zuschlag verführt wird. Angesichts der Nachricht, daß am 2. Juli ein Dampfer von Tomsk stromabwärts gehen werde, säumte ich nicht, schon früh 3 Uhr am 30. Juni mit dem Gepäck nach Tomsk direct aufzubrechen, während meine Begleiter noch zur Besichtigung der Werke zurückblieben. Sie besaßen eine leichte Tarantasse, konnten also viel schneller weiterkommen, als ich. Unsere beiden Gepäcktarantassen mußten nämlich per Perekladnaja befördert werden, d. h. auf jeder Station mußte das Gepäck auf andere Wagen geladen werden, was jedesmal eine halbe Stunde Aufenthalt verursachte. Dennoch legte ich die 285 Werst (41 deutsche Meilen) lange Strecke in $27\frac{1}{2}$ Stunden zurück, und traf frühzeitig am 1. Juli in Tomsk ein. Freilich war der Weg, obwohl dem größern Theile nach nicht Poststraße, ausgezeichnet, und wir sausten, meist von 4 bis 5 Pferden gezogen, wie im Fluge dahin, nicht ohne stete Besorgniß für die mit Stricken gebundenen Räder, welche sehr bedenklich klapperten. Daß bei der Trockenheit der fette, schwarze Boden, über welchen unsere Straße führte, von zwanzig Pferdehufen aufgewühlt, einen Staub hervorbringt, der geradezu entsetzlich wirkt, ist begreiflich. Ich hatte alle Muße, während der Fahrt darüber Betrachtungen anzustellen, ob es besser sei, bei trockener Witterung im Staube diese Straße zu wandeln, oder bei regnichter, die dann Alles in Sumpf und bodenlosen Koth verwandelt, und mußte mich für letzteres entscheiden. Freilich ist es auch nicht angenehm, über und über unaufhörlich mit größeren und kleineren Partien flüssigen oder consistenten Kothes beworfen zu werden, wie wir dies zur Genüge erfuhren, aber dieser Schmutz trocknet sehr schnell und fällt ab, während der Staub überall hindringt. Von dem zum Neger geschwärzten Gesichte spreche ich nicht; aber die bis zur Entzündung gereizten Augen sind eine unangenehme Folge solcher Reisen. Und man betrachte nur den Inhalt seines Koffers: da überfällt einen wahres Grausen; denn Alles, Alles ist verstäubt, selbst in anscheinend hermetisch verschlossene Gegenstände sind die feinen Staubpartikelchen eingedrungen. Daß sie für Sammlungen, namentlich zarter Thierchen, wie Schmetterlinge ꝛc., keineswegs ersprießlich wirken, ist wohl selbstredend, und verursacht manchen Kummer.

Wie von Barnaul, so war auch die Gegend von Salair bis Tomsk fast ausschließend mit herrlichem, feinem, schwarzem Boden bedeckt, der in seltener Fruchtbarkeit einmal eine der reichsten Kornkammern aus diesem noch wenig cultivirten Lande machen wird. Bald nachdem wir Salair verlassen, nahm uns ein dichter Kiefernwald auf, in welchem wir nach und nach abwärts stiegen, zuweilen schöne Fernblicke auf die

weite steppenartige Ebene des Ob genießend. Im Uebrigen blieb sich der Charakter der Landschaft im Allgemeinen gleich, d. h. sie besteht aus prächtigem Wiesengrunde, der mit mehr oder weniger ausgedehnten, oft zusammenhängenden und Wälder bildenden Gehölzen von Birken und Pappeln durchzogen ist. Zuweilen erblickt man in der Ferne mit Schwarzwald dicht besetzte Höhenzüge, so daß die Gegend immerhin Abwechselung gewährt, wie sie im Allgemeinen als lieblich bezeichnet werden kann. Wir passirten eine Menge ansehnlicher Dörfer, die meist von Ackerland und herrlichen Wiesen umgeben und eingezäunt sind. Auf diesen Wiesen weideten große Pferdeherden, denn die Pferdezucht wird hier stark betrieben. In einem Dorfe zog ich Erkundigungen ein und erfuhr, daß es fünfhundert Seelen, aber fünfzehnhundert Pferde besitze. Und was sind das für große, schöne, stattliche Thiere, die man hier für 30 bis 40 Rubel kaufen kann; sie würden bei uns mindestens das Zehnfache kosten! Auf dem Anger vor dem Dorfe Pastirowska weideten aber andere Thiere, vielmehr Thierchen, die meine Aufmerksamkeit in höherm Grade erregten, als die schönsten Pferde. Es war eine Colonie von Zieseln, in einer Ausdehnung, die sich den größten Colonien der Prairiehunde (prairie dogs), wie ich sie im Westen Amerikas gesehen, an die Seite stellen konnte. Auf einer Strecke von zwanzig bis dreißig Morgen lebten Hunderte dieser murmelthierartigen, fast iltisgroßen Thiere. Ueberall huschte es im Grase und von allen Seiten hörte man ihren Lockruf, einen hellen, scharfen Pfiff. Wie der Prairiehund pflegen auch die Ziesel ihre Aufmerksamkeit dadurch zu erkennen zu geben, daß sie, auf den Hinterbeinen sitzend, Männchen machen. Sie gleichen dann in die Erde gesteckten Holzstücken, so unbeweglich sitzen sie da, aber bei der Annäherung ihres Beobachters verschwinden sie blitzschnell in ihren unterirdischen Bau. Ich zählte bis dreißig solcher männchenmachender Ziesel, die wie mit Zauberschlag plötzlich eins nach dem andern verschwanden. Nachdem wir so unendliche Strecken der Steppen durchwandert, ohne nur ein Ziesel zu sehen, war mir der Anblick einer so überaus belebten Colonie ganz besonders interessant. Freilich wird den braven minirenden Colonisten der Besuch des Fremdlings weniger angenehm gewesen sein, denn verschiedene seiner Mitglieder mußten ihm, wenigstens als Leiche, das Geleit in die Heimath geben. Während der Nachtfahrt konnte man deutlich wahrnehmen, daß wir uns höheren Breiten näherten. Morgen und Abend reichten sich die Hand. Noch um 12 Uhr zeigte sich ein mattoranger Schein als letzter Scheidegruß des Abendroths, im Osten unmittelbar übergehend in die grünlichfahle Tinte des aufgehendes Tages. Gegen diesen magischen Schein, welcher den ganzen westlichen und östlichen Horizont bedeckte, hoben sich die tiefdunkelen Bäume der Landschaft gleich schwarzen Fröbel'schen Bildern scharf ab. Von Zeit zu Zeit schien selbst Leben in dieses Nachtstück zu kommen, wenn der Wagen des Ispravnik, der mir voraus-eilte, auf einer Anhöhe anlangte und auf Augenblicke ebenfalls sich als ein schwarzes, wie mit der Scheere ausgeschnittenes Bild zeigte.

Gegen Morgen sahen wir den Tomfluß und die ihn begrenzenden dicht bewaldeten Höhenzüge. Zugleich änderte sich der Charakter der Landschaft, indem statt des fetten schwarzen Bodens Sand sich zeigte, statt Laubholzes Kiefern auftraten; ebenso passirten wir jetzt statt christlicher tatarische Dörfer. In der Bauart sind dieselben freilich nicht verschieden, aber sie machen sich schon von weitem durch ihre Moscheen kenntlich, welche, mit einem schmalen spitzen Thurm in der Mitte, an Dorfkirchen gewisser Gegenden Deutschlands erinnern. Besonders vortheilhaft zeichnen sich aber die Begräbnißplätze der Tatarendörfer aus. Während den christlichen Kirchhof ein nicht immer eingefriedigter kahler Platz mit rohen Holzkreuzen bezeichnet, erkennt man den mohammedanischen schon von weitem in Gestalt eines kleinen Wäldchens. Jedes der aus Baumstämmen gefertigten Grabmäler ist nämlich von einem Baume beschattet, und diese Gesammtheit bildet somit einen friedlichen Hain.

Bald führte die Straße im feinen Dünensande unmittelbar an dem hohen Ufer des Tom dahin; wir bemerkten die Thürme von Tomsk und hielten endlich auf dem Ufersande, um mittelst eines großen Prahmes übergesetzt zu werden. Der Strom hat hier eine beträchtliche Breite. Schon bei der Einfahrt in die Stadt wurde uns die Bedeutsamkeit derselben klar; denn seit Kasan hatten wir keine mit gleichem Leben, gleicher Betriebsamkeit gesehen. Freilich bestanden die Vorstädte, wie überall, aus elenden, zum Theil barackenähnlichen Blockhäusern, aber als wir in das Innere kamen, in Straßen voller Kaufläden, ordentlich mit Firmenschildern, mit hübschen Ziegelhäusern, als wir sogar Spiegelscheiben sahen, da war kein Zweifel, wir befanden uns in einer großen Stadt. Und als solche darf Tomsk mit 20,000 bis 30,000 Einwohnern in einem Lande wie Sibirien wohl gelten. Wir stiegen im Hotel Europa ab, welches für hiesige Verhältnisse als ganz befriedigend angesehen werden darf, wenn auch seine Preise nicht mit der Billigkeit des Landes im Allgemeinen in Einklang stehen. Ich hatte nur eben Zeit, den Staub von mir zu schütteln, und machte mich sofort auf, um die nöthigen Geschäfte zu besorgen. Es galt Provisionen aller Art einzukaufen, da wir auf der Reise den Ob abwärts immer weniger zu erhalten erwarten müssen, und uns Plätze auf dem Dampfer zu sichern, der früh 3 Uhr (2. Juli) abgehen sollte. Die Abwickelung dieser Angelegenheiten beschäftigte mich fast bis Mitternacht, wo wir mit unserm Gepäck nach dem Dampfschiffe aufbrachen, welches fast eine deutsche Meile von der Stadt entfernt liegt. Das Etablissement der Herren Koltschino und Ignatoff ist ein sehr bedeutendes und bei zahlreichen Packhäusern entwickelte sich ein sehr reges Leben. Die genannten Herren, von denen Herr Ignatoff oder Iwan Iwanowitsch, wie er gewöhnlich genannt wird, unser liebenswürdiger Gastfreund in Tjumen war, sind die Hauptrheder des Ob. Ihre Dampfschiffe gehen wöchentlich von Tjumen nach Tomsk und umgekehrt. Stromaufwärts führen sie die eigens zum Transport der Deportirten eingerichteten Fahrzeuge, Bargen genannt, großen Volieren vergleichbar, die auf der Rückreise Güter, meist Thee von Irkutsk, mitnehmen. Wir fanden durch die Freundlichkeit des Comtoirchefs und des Capitäns ausgezeichnete Unterkunft, und es wurde in trefflicher Weise für uns gesorgt. Der „Beljetschenko" ist ein schöner eiserner Räderdampfer von 120 Pferdekraft, der in jeder Hinsicht den besten unserer Flußdampfer an die Seite gestellt werden kann. Die Maschine und übrigen Eisentheile wurden in Nischnei-Nowgorod, in der Maschinenfabrik des Herrn Koltschino, angefertigt, und der Dampfer selbst in Tjumen montirt. Die Einrichtungen und Bequemlichkeiten für Passagiere sind musterhaft und die Preise billiger als in den Hotels am Lande; Küche und Keller lassen nichts zu wünschen übrig.

Arakan unter britischer Regierung.

Arakan darf als Stück von Britisch Birma etwas von dem Interesse beanspruchen, das dieser Provinz zugleich mit allen anderen so vielversprechend sich entwickelnden hinterindischen Ländern, und noch besonders wegen ihrer für den Handel mit Südchina so vorzüglich günstigen Lage in den letzten Jahren entgegengebracht wurde. Ein Bericht, der kürzlich in Rangun herauskam *), läßt überdies erkennen, daß dieser wenig beachtete Winkel in den fünfzig Jahren, die er nun unter britischer Verwaltung steht, Fortschritte gemacht hat, welche es nicht räthlich erscheinen lassen, ihn fernerhin nur so mit halbem Auge anzusehen, wie es bisher gebräuchlich gewesen. Man muß die Entwickelung eines solchen beschränkten und einigermaßen abgelegenen Gebietes kennen, um die volle Bedeutung des sonst gewöhnlich etwas hohlklingenden Satzes zu würdigen, daß Ostasien mit gewaltigen Schritten in die erste Reihe der für den Weltverkehr und endgültig für die Weltgeschichte bedeutenden Gebiete eintrete.

Arakan ist ein hügeliges, dicht bewaldetes Land. Hügelzüge, deren Höhe nirgends 500 Meter übersteigen dürfte, durchziehen es in vorwiegend nordsüdlicher Richtung, und in derselben Richtung fließen die zahlreichen Flüsse und Flüßchen, die in den Golf von Bengalen münden und durch ihr Alluvium ausgedehnte Tieflandstrecken an ihren Ufern und Mündungen bilden. Für größere Schiffe zugänglich ist nur der größte Fluß Arakans, der Koladan, der an seiner Mündung den Haupthafen des Landes, Akyab, bildet. Einst eines der mächtigen Königreiche, die nach einander am Ostrand des Bengalischen Golfes aufstiegen, um regelmäßig nach kurzer Zeit irgend einem ihrer Nachbarn tributär zu werden, war es in den Jahrhunderten, aus denen wir directe Nachrichten europäischer Seefahrer oder Reisender über Hinterindien besitzen, erst eine Provinz von Pegu, dann von Birma, und ist seit 1826 durch Eroberung dem englischen Colonialbesitz einverleibt worden. 1862 wurde es mit den zwei anderen von Birma erworbenen Provinzen Pegu und Tenasserim zur Provinz Britisch Birma verschmolzen, die einen Theil des indo-britischen Reiches bildet.

Als Arakan 1826 erworben wurde, war es eine der vernachlässigtsten und dünnstbevölkerten Provinzen von Birma. Seine Bevölkerung betrug 1826 circa 100,000 Seelen, 1830/31 (dem Jahr der ersten amtlichen Zählung) 174,108, 1867/68 445,483 und 1874/75 492,073. Der Zuwachs im letztvergangenen Jahrzehnt 1866/75 betrug 14·96 Procent, trotzdem eine heftige Choleraepidemie im Jahr 1869/70 nicht nur die Zunahme gehemmt, sondern sogar eine Verminderung der Seelenzahl um mehr als 5000 herbeigeführt hatte. Auf die vier Districte, in die Arakan getheilt ist, entfielen von der Bevölkerung 1874/75 279,527 auf Akyab, 146,842 auf Kyuk-phyu, 53,576 auf Sandoway und 12,129 auf Nordarakan. Die Fläche des angebaueten Landes und die Einkünfte der Regierung bezifferten sich in verschiedenen Zeiträumen folgendermaßen.

Angebauetes Land:

im Jahre	1830	bis 1831:	74,125	Acres,
„ „	1867	„ 1868:	394,492	„
„ „	1874	„ 1875:	431,334	„

Regierungseinkünfte:

im Jahre	1830	bis 1831:	435,566	Rupien,
„ „	1867	„ 1868:	1,879,014	„
„ „	1874	„ 1875:	2,319,505	„

Der Handel der Landes war vor der britischen Besitzergreifung fast Null, die Producte fast werthlos. Reis z. B. galt damals nur den siebenten Theil dessen, was er heute gilt. Akyab, die Hafen- und Handelsstadt des Landes, gehört zu den Städten des Ostens, die die Europäer erst geschaffen haben. Sie reiht sich in ihrem kleinen Bezirke würdig den großartigeren Schöpfungen englischen Unternehmungs- und Organisationsgeistes im Osten, wie Hongkong, Singapur, Pinang, Rangun, an. Aus einem Dorf ist es eine Stadt von 18,352 Einwohnern (1875) und einer der größten Reishäfen der Welt geworden. Pemberton schrieb 1835 in seiner „Eastern Frontier of India" von Akyab: „Akyab, auf der Ostküste des gleichnamigen Eilandes in der Mündung des Koladan-Flusses, ist aus einem Dorf von ein paar Hütten einer der bestgebauten, blühendsten und volkreichsten Orte von Britisch Birma geworden. Von Chittagong und anderen Orten hat ein starker Zufluß von Bevölkerung stattgefunden. Der Hafen von Akyab ist nicht so gut, wie der von Kyuk-phyu; aber das Land rings umher ist die Kornkammer der Provinz, und nur hier kann Reis, der noch für lange Jahre den Hauptausfuhrartikel von Arakan bilden wird, in Mengen gewonnen werden, die hinreichen, um den Schiffen jederzeit genügende Ladungen zu sichern." Akyab war von Anfang an der Sitz der Civilverwaltung von Arakan, und wenn man auch davon sprach, den Sitz derselben nach Kyuk-phyu zu verlegen, so ist doch sicher, daß für den Handel kein anderer Platz im ganzen nördlichen Theil von Britisch Birma so günstig gelegen ist. Vor dem Aufkommen der großen Reisausfuhr aus dem südlichen Hinterindien, besonders über Rangun und Bangkok, war Akyab einige Jahre hindurch überhaupt der größte Reishafen; in den letzten Jahren ist es jedoch in die zweite Reihe getreten. In den zehn Jahren 1866/75 führte es jährlich im Durchschnitt für $13^1/_2$ Millionen Reichsmark Werthe aus und für circa 14 Millionen ein. Unter den Ausfuhren nahm Reis mit durchschnittlich 10,300,000 Rm. die erste Stelle ein. Er geht von hier vorzüglich nach Europa. Der Tonnengehalt der Schiffe, welche von Akyab abgingen, war im Jahre 1865/1866 155,062, im Jahre 1874/1875 194,914. Akyab besitzt gegenwärtig sechs Dampfreismühlen.

Da Akyab mit dem District gleichen Namens der in jeder Hinsicht wichtigste Theil von Arakan ist, so wird es nicht überflüssig sein, einige der Fortschritte näher zu bezeichnen, die derselbe gemacht hat. Schon in den vierziger Jahren wurden sogenannte Regierungsschulen, englische Schulen, in Akyab und Kyuk-phyu gegründet; 1875 gab es im District Akyab deren vier mit 344 Schülern, daneben noch 878 Schüler in einheimischen Schulen. Die Regierung läßt zur Verbreitung der Bildung eine Educational Gazette drucken und vertheilt Preise an Schüler auch der einheimischen Schulen.

An Wegen und sonstigen Verkehrserleichterungen ist in diesem wie in den anderen Districten nicht viel vorhanden, da der Verkehr sich meistens auf Wasserwegen bewegt, die

*) Report on the progress of Arakan under British Government. Rangoon 1876.

besonders in dem vorwiegend flachen und wasserreichen District Akyab sich tief ins Land hineinziehen. Eine Straße von Akyab nach Mungdaw, welche Tenasserim und Arakan verbinden wird, ist im Bau begriffen. Akyab steht in wöchentlicher Dampferverbindung mit Calcutta und in zweiwöchentlicher mit Rangun. Ein Leuchtthurm, dessen Baukosten sich auf circa 1,200,000 Rm. belaufen, ist vor Akyab in der Vollendung begriffen. Von neuen, vielversprechenden Culturen sind die des Teakbaumes und des Theestrauches zu nennen. Mit dem letztern sind 110 Acres bepflanzt. An Bauholz wurde 1875 für nahezu 1 Million Rm. ausgeführt.

Aus den übrigen Districten erwähnen wir des Verkehrs mit dem obern Birma, der von Kyuk-phyu oder Ramri aus betrieben wird. Die Birmanen bringen ihre Waaren auf Lastochsen bis An, einer Stadt, die circa 6 Meilen von der Mündung des An-Flusses gelegen ist und wohin die Händler von Kyuk-phyu ihre Waaren zum Austausch bringen. Für Betelnuß und Ngapi (einer aus Seefisch bereiteten, übelriechenden Conferve) geben hier die Birmanen ihr Sesamöl, ihre Lack- und Erzarbeiten, Palmblätter, Katechu und anderes. Man berechnet den Werth dieses Handels auf 80,000 Reichsmark. Gegen 3000 Packochsen sollen jährlich, jeder mit 60 Kilo Last, von Birma nach An herüberkommen.

Bemerkenswerth sind die Versuche, welche von Seiten der britischen Regierung gemacht wurden, um die wilden Bergvölker Arakans, welche in ihrem Gebiete den Verkehr erschweren und das Gedeihen der Bevölkerung des Flachlandes durch ihre häufigen Raubzüge stören, mit der Civilisation zu befreunden. 1866 wurde ein europäischer Beamter in ihr Gebiet gesandt, der nun unter ihnen wohnt, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und ihren Verkehr mit den Verwaltungsbehörden zu fördern. Gleichzeitig wurde eine Ansiedelung mit Bazar am Fuß der Berge gegründet, deren vorzüglichster Zweck die Eröffnung eines regern Verkehrs zwischen der Bevölkerung der Ebene und der des Gebirges ist. In Folge dessen hat der Ackerbau im Gebirge bedeutend zugenommen. Allein für ca. 50,000 Rm. Tabak werden gegenwärtig jährlich aus dem Gebirge nach der Ebene gebracht. Bis zum Jahr 1871 hatte die Colonialbehörde nominell das ganze Gebiet der Gebirgsstämme beherrscht; aber in diesem Jahre wurde eine Grenzlinie gezogen, jenseits deren die Regierung „keine directe Aufsicht" ausübt und wo ihr Vertreter nur freundliche Beziehungen mit den Häuptlingen unterhält, ohne einen Zwang auf ihre Entschließungen zu üben. Die diesseits der Linie Wohnenden zahlen einen Tribut von 1 Rupie (2 Reichsmark) per Familie und wegen der größern Sicherheit, die hier herrscht, sind zahlreiche Bewohner des innern Gebirges in das eigentlich britische Gebiet herübergezogen.

Neben so manchen hellen Seiten, die dieser Bericht erkennen läßt, kann er einen sehr dunkeln Punkt nicht verschweigen, der die Zukunft aller hinterindischen Völker mit seinem wachsenden Schatten zu bedrohen scheint. Die älteren Berichte sind einig darüber, daß Branntwein und Opium fast unbekannt waren, als diese Provinzen unter britische Herrschaft kamen, aber die neueren haben um so mehr von den schädlichen Wirkungen zu sagen, welche die rasch anwachsende Verbreitung dieser Betäubungsmittel auf die Gesundheit und die Moral der Bevölkerung ausüben. Der Branntwein (Reisbranntwein, Toddy) ist noch ein mildes Gift im Vergleich zu dem Opium, das in Masse von Bengalen herübergebracht wird. Außer demjenigen, welches der sehr hohen Besteuerung unterliegt, wird Opium sowohl von Calcutta als von Chittagong her über die Grenze geschmuggelt. In den Opiumkneipen, welche unter Erlaubniß und Besteuerung der Regierung in der Provinz bestehen, wird nur der geringste Theil des Opiums verbraucht, das nach Arakan kommt, denn die größte Menge wird heimlich geraucht. Der officielle Bericht, dem wir diese Daten entnehmen, sagt über die Opiumraucher von Arakan wörtlich Folgendes: „Sie sind moralisch heruntergekommen, körperlich unfähig zu arbeiten, ohne Wunsch zu heirathen und eine Familie zu gründen. Ihre ganze Existenz dreht sich um Opium, ihre Gedanken um die Mittel, dasselbe zu erlangen. Zu Diebstahl und Meineid sind sie jeden Augenblick bereit, um sich Geld zur Befriedigung ihres Gelüstes zu verschaffen." Der Berichterstatter spricht es ferner hin als seine volle Ueberzeugung aus, daß die Hälfte der männlichen Bevölkerung zwischen 17 und 35 Jahren aus Opiumessern bestehe, und daß diese Hälfte vorwiegend von dem Besitz der andern Hälfte, und zwar nicht als Bettler, sondern als Diebe, lebe. „Die natürliche Folge dieses Zustandes ist die fortschreitende Degeneration der Bevölkerung, die mit der Zeit sich selber und der Welt zu Unnutz wird." Wenn ein amtlicher Bericht an die indische Regierung, die gegenwärtige Haupterzeugerin des Opiums, diese Sprache führt, so ist es wohl unnöthig, irgend etwas diesen Worten zuzufügen, die das strengste Verdammungsurtheil der englisch-indischen Opiumpolitik einschließen.

Friedrich Ratzel.

Schilderungen aus dem südlichen China.

(Auszüge aus Briefen.)

Mitgetheilt von **C. W. Stuhlmann.**

I.

Swatow, Mitte Mai 1875.

Seit vier Wochen hat es fast beständig geregnet. Ein großer Theil der Marschniederung zwischen hier und Tschaotschau-fu, deren Größe gegen 15 deutsche Quadratmeilen betragen mag, ist überschwemmt und um die Ernte von hunderttausend Menschen ist es geschehen. In Tschao-tschau-fu ist das Wasser im Flusse (dem Han-kiang) über 15 Fuß gestiegen, so daß es die dortige große Strombrücke überfluthet. Gestern machte ich mit einigen englischen Herren eine Tour nach den nördlich von hier isolirt in der großen Ebene gelegenen und sich bis zu einer Höhe von 800 Fuß erhebenden Gebirgen. Den größten Theil des Weges legten wir in einem der hiesigen Zollkutter zurück, was uns der hohe Wasserstand erlaubte, da für gewöhnlich die Canäle nur für die flachgebauten chinesischen Fahrzeuge passirbar sind. Eine halbe Stunde vom Fuß der Berge, wo der Boden sich all-

mälig zu heben beginnt, landeten wir bei einem kleinen Dorfe, welches mit seinen riesigen in- und durcheinandergewachsenen Banyanenbäumen, seinen von den üppigsten Schlinggewächsen überwucherten grauen Mauern, dem von Bambus umkränzten Weiher und den saftig grünen Reisfeldern einen so anziehenden Anblick bot, daß wir uns fast versucht fühlten, die weitere Reise aufzugeben. Nachdem wir jedoch in einem kleinen Tempel über dem Eingangsthore des Orts unser Mittagsmahl gehalten, wurden wir wieder andern Sinnes, und um eine Uebersicht des überschwemmten Landstrichs zu gewinnen, erstiegen wir die Höhen. Ich hatte noch einen weitern Zweck. Dr. Hance in Whampoa, der berühmte Botaniker, hatte mich nämlich gebeten, gelegentlich nach einer Goodeniacea benannten Pflanzenfamilie, welche sich nur in niedrig gelegenen felsigen Gegenden einzelner Theile von Australien und Südchina findet, Umschau zu halten. Wirklich glückte es mir denn auch, einige Pflanzen zu finden, wovon die eine sogar einer bisher unbekannt gebliebenen Art anzugehören scheint.

Auf dem Scheitel des Höhenzuges gewannen wir eine Uebersicht der überschwemmten Gegend. Soweit die mitgenommenen Gläser reichten, zeigte sich eine ungeheure Wasserfläche, aus der nur hier und dort einzelne Bäume und Dächer von Gebäuden hervorragten. Einzelne Kähne schwammen umher und die darin Schiffenden fischten nach den Trümmern der zerstörten Habe. Während mir und meinen Freunden beim Anschauen dieses unendlichen Jammers das Herz schwer wurde, blieben unsere chinesischen Bootsleute völlig ungerührt, ja sie fanden sogar darin Anlaß zu faden Witzeleien. Was wir Mitleid nennen, kennt der Chinese überhaupt kaum und Gemeinsinn besitzt er erst recht nicht: seine einschlagenden Anschauungen zeichnet aufs Beste das bekannte Wort: Erst komme ich und dann komme ich noch ein Mal und dann kommen Andere noch lange nicht.

Die am zweiten Januar von Euch erhaltenen Sämereien von Gemüsen und Blumen sind fast alle aufgegangen und das Meiste ist auch gut gediehen. Der Blumenkohl hat Köpfe wie ein Teller groß gebracht und haben wir den letzten vor etwa acht Tagen verspeist. Außerordentlich üppig sind auch Grünkohl, welcher selbst ohne Frost durchgemacht zu haben sich ganz gut essen läßt, Rettiche, Kohlrabi, Stangensellerie, große Bohnen und die an Bambusschossen gezogenen Stangenbohnen gewachsen, und speisen wir jetzt die letzteren. Fruchtbar ist es hier sehr, und wären die hiesigen Landbewohner ebenso intelligent wie die Vierländer bei Hamburg es sind, so müßten hier noch viel reichere Ernten als jetzt gewonnen werden. An reifen Früchten haben wir zur Zeit Melonen und köstliche Apfelsinen. Für letztere ist Swatow in ganz Ostasien berühmt, und habe ich denn auch schon den Freunden in Tschi-fu (Chee-foo) und Tien-tsin mehrfache Sendungen gemacht.

Von den gesandten Blumensämereien sind Ritterspurn, Löwenmaul, die Leinarten, Phlox und Verbenen ungemein üppig gediehen; die Levkojen, Stiefmütterchen und Liebeshainchen sind dagegen, ohne geblüht zu haben, vertrocknet. Was von den großen Gartenkünsten der Chinesen geschrieben und erzählt wird, ist zum größten Theile Fabel. Selbst in Canton ist es damit nicht weit her: die dortigen schönen Gärten und diejenigen in Hongkong sind von Europäern angelegt. Dr. Hirth in Canton, den ich um Blumensämereien für Euch angegangen, schreibt mir: „Ich fürchte fast, es wird mit Ihrer zweiten Sendung ähnlich wie mit der ersten gehen. In den hiesigen chinesischen Gärten findet man nur Blumen, die man in Europa auch hat und zwar dort bereits durch Cultur veredelt. Man macht sich bei uns zu Hause von dem Blumenreich der Mitte und insbesondere von der Blumenstadt Canton eine viel zu blumige Vorstellung.“

Von 11 bis 4 Uhr wagen wir uns jetzt nie ins Freie, zu anderer Zeit nur mit Sonnenhut und Sonnenschirm. Nachmittags reite ich gewöhnlich mit einigen Freunden einige Stunden spazieren, wobei wir in der letzten Zeit häufig vom Regen überrascht wurden. Im Vergleich zu hiesigem Regen ist das, was man in Deutschland ein heftiges Gießen nennt, nur ein Tröpfeln. Hier schüttet es förmlich Wasser und der Regen rieselt nicht, sondern rauscht und brauset. Bei Euch kühlt und erfrischt ein Sommerregen. Hier ist die Luft hernach wie in einem Orchideenhause oder in einem russischen Dampfbade.

Arbeitsscheu, lungerig und abgespannt ist man den ganzen Tag; Herr K. meinte gestern, ihm sei jetzt stets zu Muthe wie einem nassen Handtuch, das über eine Stuhllehne gehängt sei. Schlafen kann man aber dennoch nur wenig, denn sobald es dunkel wird, werden zahllose Teufel wach, wie sie mannigfaltiger und garstiger den heiligen Antonius in seiner Höhle am Berge Colzim nicht heimgesucht haben können. Allenthalben beginnt es zu surren, zu burren, zu krabbeln, zu stechen, zu nagen, zu bohren und zu knuspern. Zollange Mücken, fingerlange Scorpione, weiße und schwarze Ameisen, Asseln, Myriaden von Käfern, Fledermäuse und noch hundert andere Gethiere fallen über den Herrn der Schöpfung her und treiben ihn beinahe zur Verzweiflung, wenn es einem oder mehreren von ihnen gelingt, in seinen letzten Zufluchtsort, das Bett, und unter das Mosquitonetz einzudringen. Persisches Insectenpulver und Petroleum machen auf die Scheusäler nicht mehr Eindruck, wie Sperlingshagel auf ein Rhinoceros.

Gleichzeitig werden von der nahen chinesischen Stadt her alle Wohlgerüche Arabiens losbändig, das heißt nicht die in der Bibel belobten, sondern diejenigen, welche alle europäischen Reisenden seit Marco Polo her und so auch ich in Aden und allen anderen Städten des Orients kennen lernten. So intensive und mannigfaltige Gestänke kennt man in Europa gar nicht: die ganze Luft scheint zuweilen ein Potpourri von Limburger Käse, faulen Eiern, halbverwestem Schweinebraten und schlecht gedörrten Schellfischen geworden zu sein. Fast schlimmer noch als der Nase ergeht es aber den Ohren; denn die chinesische jeunesse dorée, welche das in ihren Wohnungen noch viel häufigere und mannigfachere Ungeziefer ebensowenig schlafen läßt, schreitet jetzt zu Ständchen und Musikaufführungen vor den Fenstern ihrer Geliebten. Gegen chinesische Instrumentalmusik gehalten ist die der deutschen Bärenführer ungefähr das, was eines der Trauer- und Schauerstücke, welche auf dem Elysiumtheater in St. Pauli tractirt werden, gegen Goethe's Iphigenia ist; aber weitaus schlimmer noch ist der Gesang. Der Sänger beginnt stets in den denkbar höchsten Fisteltönen, welche allgemach mit zunehmender Erschöpfung oder Heiserkeit in ein Grunzen, Brummen und Knurren übergehen. Selten hat ein chinesisches Liebeslied mehr als vier Verse. Eine hundertfache Wiederholung ohne Absatz oder Pause wird für einen sehr kühlen Liebesbeweis gerechnet; wer Erhörung erlangen will, muß mindestens das Drei- oder Vierfache aufwenden und darf bei Leibe nicht eher enden, als bis er seiner Dulcinea das Metall seiner Kehle bis zum letzten Pfennig geopfert hat. Ehegestern Nacht kreischte, heulte und grunzte ein solcher Kerl länger als drei Stunden lang unausgesetzt ein und dasselbe vierstrophige Lied ganz in meiner Nähe und versetzte mich dadurch zuletzt in solchen Ingrimm, daß es ihm übel ergangen wäre, hätte ich ihn ablangen können.

Aus allen Erdtheilen.

Die griechischen und römischen Handelsstraßen durch das Thal der Oder, Weichsel, des Dniepr und Njemen an die Gestade des Baltischen Meeres.

A. K. Soeben ist eine polnisch geschriebene Abhandlung des Herrn J. N. Sadowski, welcher unter dem (oben verdeutschten) Titel vor der archäologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau gelesen und in deren Memoiren (Pamietnik) gedruckt worden ist, erschienen. Dieser Artikel, eine elf Bogen umfassende Arbeit, welche mit Karten und Lithographien, welche archäologische Gegenstände darstellen, ausgestattet ist, verdient um so mehr die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, als bis jetzt über die Wege, welche der Handel von Süden nach Norden verfolgte, wenig Klarheit herrscht und die bisherigen Annahmen den mit den physischen Verhältnissen Polens und der Provinz Preußen einigermaßen Vertrauten mit gewichtigen Zweifeln erfüllen.

Herr Sadowski macht diesen bisherigen Annahmen den Vorwurf, daß sie sich an den von classischen Autoren angeführten Namen „Oschia" anklammern, aus ihm „Osiek" machen, welches im Wirsitzer Kreise, am Rande des Netzbruches, liegt, und dieses nun zu einem Hauptstapelplatz des alten Handels machen, ohne Rücksicht darauf, daß bis vor nicht langer Zeit die Gegend von Osiek wegen der ungeheuren Sümpfe vollständig unzugänglich gewesen ist. Noch schlimmer ist man mit der von Ptolemäus angeführten Ortschaft Σεσίδαυα verfahren, aus der man ohne Weiteres „Zydowo" (das ungefähr wie Schydowo klingt) gemacht. Nun heißt aber Zydowo auf Deutsch etwa „Judenort", von „Zyd", der Jude, und ist, wie das Erectionsdocument darthut, erst im siebenzehnten Jahrhundert gegründet worden. Von Zydowo bei Gnesen hätte nach der bisherigen Annahme die römische Handelsstraße nach Osiek durch die Netzmoräste führen müssen, welche nachweisbar zur Zeit des Boleslaus Krzywousty (Schiefmaul), der 1139 starb, kein menschlicher Fuß betreten hat.

Herr Sadowski verläßt die bisherige Methode, die Handels- und Culturstraße, welche aus Griechenland und Italien an die Gestade des Baltischen Meeres führte, nach schwachen phonetischen Anzeichen zu bestimmen und sucht nach einer solidern, der Natur mehr entsprechenden Basis; er will die in jener Zeit möglichen Wege, welche „vor Trockenlegung der Sümpfe und Aufschüttung von Dämmen" von Menschen betreten werden konnten, ausfindig machen. Erst wenn aus dem heutigen Wegenetze dieser mögliche Weg herausgefunden ist, will er prüfen, ob es der wirkliche ist.

Er stellt „als unabweisbare Bedingung einer streng wissenschaftlichen Erforschung der Handelsstraßen der südlichen Völker des Alterthums zu den Bewohnern des Baltischen Gestades die Forderung, daß sämmtliche Einzelnheiten, welche das Ausstecken derselben beeinflussen, folgenden Bedingungen entsprechen:

1) Es muß die Möglichkeit des Betretens durch die physiographischen Eigenthümlichkeiten des Bodens vorhanden sein.

2) Es müssen auf der Handelsstraße selbst solche alterthümliche Gegenstände entdeckt worden sein, welche das Handelsvolk, als unzweifelhaft von ihm herrührend, kennzeichnen und sowohl die Epoche ihrer Anfertigung, als auch die Zeit, in welcher sie hergebracht worden sind, anzeigen.

3) Es muß dieser Weg mit den Angaben der classischen Schriftsteller übereinstimmen, und

4) müssen auch die handels-ökonomischen Bedingungen die untersuchte Straße als seit unvordenklichen Zeiten zum Handelszwecke benutzt, charakterisiren."

Herr Sadowski sucht diesen von ihm gestellten Bedingungen zu genügen, und — wir müssen es zugestehen — hat ihnen genügt. Denn ehe er einen Schritt vorwärts thut von den Karpathen zum Baltischen Meere, untersucht er die Gegend, schaut zu, wo er eine Wasserscheide findet, die als Weg nach Norden benutzt werden konnte, sucht, wenn ihn diese an einen Fluß geleitet hat, eine Furth, da er nicht glaubt, daß es in jenen entlegenen Zeiten schon Fähren oder gar Brücken gegeben habe, und schaut sich, wenn er an einem Ruhepunkt, an einem von den Alten nach ihrer Weise bezeichneten Stapelplatz anlangt, nach Gegenständen um, die sie mit sich gebracht, verkauft oder vertauscht haben. Außerdem stellt der Verfasser geographische Messungen an, vergleicht die von Ptolemäus in dieser Hinsicht gemachten Angaben mit der wirklichen geographischen Lage und bringt die ersteren mit der letzteren durch Berechnungen in Einklang. Außerdem sucht er aber auch festzustellen, seit wann etwa ein Seitenweg gebahnt worden ist.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auch nur in gedrängter Kürze die Resultate der Forschungen des Herrn Sadowski wiedergeben wollten. Wir müssen uns vorerst damit begnügen, die Methode, welche er verfolgt hat, angedeutet zu haben und hoffen, daß das Werk recht bald deutschen Forschern durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht werden wird.

Peru.

Der Präsident von Peru, Don Manuel Pardo, correspondirendes Mitglied der Londoner Geographischen Gesellschaft, hat am 2. August 1876 seinen Amtstermin beendet und die Geschäfte in ordnungsmäßiger Weise seinem Nachfolger General Don Mariano Ignacio Prado übergeben, welcher letztere dies Amt schon 1865 bis 1868 verwaltete und damals den spanischen Angriff auf Callao (2. Mai 1866) tapfer zurückwies. Pardo hielt seine letzte Rede als Präsident bei der Eröffnung des Congresses am 28. Juli und gab dabei eine Uebersicht über seine vierjährige Verwaltung. Als einen Beweis für den moralischen und politischen Fortschritt des Landes führte er den in Südamerika so seltenen friedlichen Wechsel der obersten Gewalt an. Während seiner Präsidentschaft sind verschiedene treffliche Maßregeln getroffen worden, so die Einrichtung municipaler Institutionen in Peru und die Eröffnung politischer Beziehungen zu China und Japan. Ein Vertrag mit China setzt die Principien für die chinesische Einwanderung fest; mit Japan wurde ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen. Die Polizeimacht wurde reorganisirt und der öffentliche Unterricht erfuhr Erweiterungen in allen seinen Zweigen. Das Kloster Santo Domingo in Cuzco, welches auf der Stelle des alten Sonnentempels steht, wurde in eine Normalschule für Knaben und das Kloster San Pedro in Lima in eine solche für Mädchen verwandelt. Die Armee wurde auf weniger als 3000 Mann herabgebracht und eine Nationalgarde geschaffen, welche zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung hinreichte. Errichtet wurde ferner eine Seemannsschule für Knaben und eine Akademie für Marineoffiziere, während das Schatz- und das Zollamt administrative Reformen erfuhren.

Die größten Schwierigkeiten aber, welche Señor Pardo zu überwinden hatte, lagen auf finanziellem Gebiete, wo die sorglose Verschwendung seines Vorgängers Oberst Balta ein arges Deficit herbeigeführt hatte. Die Folgen dieser Sorglosigkeit abzuwenden oder zu mindern und für die Zukunft zu sorgen war Pardo's Hauptaufgabe. Die Erträge vom Guano waren nämlich jährlich auf 30 Jahre discontirt wor-

den, und neue Discontis hätten ihn während seiner Amtsperiode über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen. Daß er solche selbstische Aushülfe verschmähte und muthig die Schwierigkeiten angriff, ist das große Verdienst, welches er sich um Peru erworben. Mit General Prado's, seines Nachfolgers, Hülfe hat er ein Arrangement getroffen, welches möglicher Weise die geregelte Verwaltung der auswärtigen Schulden sicherstellt, auch wenn der Guanovorrath zu Ende gehen sollte, wenn nur der Salpeter an dessen Stelle treten kann. Zwei Drittel der Einkünfte aus dem Guano sollen zur Bezahlung der Zinsen der auswärtigen Schulden, und ein Drittel für innere Ausgaben verwendet werden. Die gesammten Ausgaben belaufen sich auf 18½ Millionen Soles, welche durch 4 Millionen vom Guano, 6 Millionen vom Salpeter und 8½ Millionen von Zöllen und allgemeinen Einkünften gedeckt werden.

Señor Pardo hat ferner an Eisenbahnen die Linien von Arequipa nach Puno, von Ilo nach Moquegua und von Pacasmayn nach La Vina eröffnet, die Erbauung der Reservoirs am Rimac und die Molen in Arica und Pacasmayn veranlaßt und den Dampferverkehr auf dem Titicaca-See eingerichtet.

Was Geographie und Statistik anlangt, so hat Señor Pardo die Erforschung aller peruanischen Andes-Flüsse gefördert, die wissenschaftlichen Arbeiten Raimondi's und die Herausgabe seines großen Werkes in liberaler Weise unterstützt und ein statistisches Amt errichtet, welches 1876 eine Volkszählung veranstaltet hat, die in allen Städten am selben Tage, in den Landdistricten wenigstens in einer und derselben Woche stattgefunden hat.

So tritt Pardo in das Privatleben zurück, von dem wärmsten Danke seiner Landsleute begleitet, während man allen Grund hat zu hoffen, daß sein Nachfolger Prado sein Amt in derselben patriotischen, geschickten und erleuchteten Weise verwalten wird. (Geographical Magazine.)

* * *

A. K. Ueber Prschewalski's Reise berichtet der „Prawitjelstrjennyj Wjestnik" (Amtliche Kurier), daß die Russische Geographische Gesellschaft von ihm soeben die erste Nachricht über die Abreise der Expedition erhalten habe. Nachdem Prschewalski Ende Juli in Kuldscha angelangt war, bedurfte er vierzehn Tage, um sich vollständig für die Reise auszurüsten, und reiste am 11. August (a. St.) von da durch das Juldus-Thal im Thian-schan nach Karaschar in Osttukestan. Der Anfang der Reise war glücklich. Der Chan von Kaschgar, Jakub-Beg, hat unlängst an den Generalgouverneur von Turkestan geschrieben und ihm versprochen, daß Herr Prschewalski bei ihm die gastfreundlichste Aufnahme finden werde. Wenn dieses Versprechen gehalten wird, rechnet Prschewalski, daß er Ende October an den Lob-nor gelangt, in dessen Umgegend er den Winter und Frühling zubringen will. Er beabsichtigt dann nach Kuldscha zurückzukehren, hier seine Sammlungen zu lassen und dann direct nach Tibet zu reisen.

Fast gleichzeitig mit dieser lief auch eine Nachricht von einem andern Reisenden, dessen Ziel die westliche Mongolei ist, und zwar von G. N. Potanin, ein. Sein Brief ist aus Bulun-tochoi vom 5. August datirt. Potanin schreibt, daß die Expedition, deren Ausgangspunkt der Saissan-Posten gewesen, von dort erst am 20. Juli abreisen konnte. Die Abreise wurde durch die Beschaffung der Kameele verzögert, da fast alle disponiblen Thiere der Gegend zum Getreidetransport nach Gutschen (vergl. über diese von Sosnowski ins Leben gerufene Unternehmung oben S. 156) verwendet worden waren, in Folge dessen ihr Preis unglaublich gestiegen war. Die Reise nach Bulun-tochoi legte Potanin in siebenzehn Tagen zurück, wobei er den Weg innehielt, welcher von den russischen Transporten durch das Thal, das sich am Nordfuße des Gebirgsrückens Saurn hinzieht, benutzt worden ist. In Bulun-tochoi fand Potanin eine Sotnie Kosacken, welchem Umstande es zu verdanken ist, daß in der Gegend Ruhe herrscht, in Folge dessen auch die Expedition ohne alle Hindernisse reisen konnte. Als die Expedition nordöstlich nach Kobdo aufbrach, wurde beschlossen, eine nördliche Passage über das Gebirge zu benutzen, und man erachtete als den geeignetsten einen Uebergang über den südlichen Altai in der Quellengegend des Schwarzen Irtysch. (Vergl. über diese Gebiete den Aufsatz: „Sosnowski's Forschungen in der Dsungarei" 1872, im 27. Bande des „Globus", S. 247 f.)

— Mitte August dieses Jahres hat nach Meldung der „Allgemeinen Zeitung" der Dr. med. Erwin von Bary, zuletzt praktischer Arzt in Malta, eine wissenschaftliche Reise von Tripolis aus angetreten und wird nunmehr in Ghât eingetroffen sein. Schon im Herbste 1875 besuchte er die südlich von Tripolis gelegenen Districte Tarhôna und Ghuriân, um sich die nöthigen praktischen Erfahrungen zu sammeln. Der Hauptzweck seines Unternehmens, bei welchem ihn die Berliner Gesellschaft für Erdkunde unterstützt, ist die Lösung wichtiger geologischer Fragen über das Alter und das Wesen der Sahara. Außerdem wird er sein Augenmerk der Flora des Hagâr-Gebirges zuwenden, welches gleichzeitig auch das Ziel der von der französischen Regierung unterstützten Expedition Largeau's bilden soll. Der Umstand, daß die sich seit Jahren befehdenden Stämme der Hagâr- und Azgâr-Tuâreg augenblicklich im Frieden mit einander leben, begünstigt das sehr gefahrvolle, aber äußerst interessante Unternehmen.

— Die Stromschnellen und Untiefen im untern Amu Darja sind in diesem Jahre glücklich von Dampfern passirt worden, so daß das Gouvernement von Turkestan nach Petersburg berichten konnte, es stehe russischen Kriegsschiffen nichts im Wege, den Strom bis Badachschan hinaufzufahren.

— Bei dem jetzigen Stand der orientalischen Frage ist die Haltung der mohammedanischen Bevölkerung Ostindiens für England von größter Wichtigkeit. Nach der „Gazette of India" beläuft sich die Stärke derselben auf mehr als 40 Millionen, welche sich wie folgt vertheilen: in Bengalen 19,553,831, im Pandschab 9,337,185 und in den Nordwestprovinzen 4,189,348, in Bombay 2,870,450, in Madras 1,857,875, in Oude 1,197,704, in Assam 1,104,601. In den Centralprovinzen dagegen, Mysore, Berar, Britisch Birma, Ajmere und Kurg, zusammen leben nur noch etwa eine Million, da die Hauptmasse der dortigen Bevölkerung aus Hindus besteht.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Eisenbahn von Costa-Rica. Von H. Polakowsky. — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. VI. — Arakan unter britischer Regierung. Von Friedrich Ratzel. — Schilderungen aus dem südlichen China. (Auszüge aus Briefen.) Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann. I. — Aus allen Erdtheilen: Die griechischen und römischen Handelsstraßen durch das Thal der Oder, Weichsel, des Dniepr und Njmen an die Gestade des Baltischen Meeres. — Peru. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 21. October 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 9.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 19.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1876.

Von der afrikanischen Westküste.

III.

Neben den Fan nehmen unter allen Völkern des Ogowe-Gebietes die Abongo, von denen ein 1868 durch ein französisches Schiff aus der Sklaverei befreites und alsbald photographirtes Individuum auf S. 277 abgebildet ist, das größte Interesse in Anspruch, besonders seitdem durch die Schweinfurth'sche Beschreibung der kleingestalteten Akka im Monbuttu-Lande die weite Verbreitung einer solchen Urrace in Afrika bekannt geworden ist (s. „Globus" XXVIII, S. 308 ff., wo die Hauptstellen aus der bezüglichen Literatur angeführt sind). Zuerst gab du Chaillu (A journey to Ashango-Land, London 1867, p. 269 and 315, vergl. Petermann's Mittheilungen 1871, S. 152 ff.) Nachricht von ihnen, nachdem er sie 1864 unter dem zweiten Grade südlicher Breite entdeckt hatte. Daß seine Erzählungen vielfach keinen rechten Glauben, stellenweise dagegen energische Opposition erregten, geschah nicht ohne sein eigenes Verschulden, und es war nicht zu vermeiden, daß Wahres mit dem Uebertriebenen und Ausgeschmückten zugleich über Bord geworfen wurde. Die Existenz jenes Volkes ist seitdem längst bestätigt; aber sein neuester Erforscher, Dr. Lenz (s. Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft Nro. 14), kann doch nicht umhin, du Chaillu vorzuwerfen, daß er durch seine phantasiereichen Schilderungen der „Obongo-Zwerge" eine Reihe falscher Vorstellungen erweckt hat. Lenz selbst traf zuerst am 4. Januar 1875 mit Abongo am Ogowe zusammen, besuchte später mehrfach ihre Niederlassungen und vermag darum Authentisches über sie mitzutheilen.

Die Abongo bilden nach ihm keine zusammenhängende Nation mehr, sondern sie leben vereinzelt und zerstreut zwischen den verschiedenen Völkerschaften, deren Sprachen sie dann meist annehmen. Nur mit großer Mühe erhielt er einige Wörter von ihnen, Zahlwörter gar nicht, da sie beständig diejenigen der Okande-Sprache brauchten, mit welcher überhaupt viele der gesammelten Vocabeln Aehnlichkeit haben. Doch ist Lenz fest überzeugt, daß sie ihre eigene Sprache haben oder hatten, was ihm auch die anderen Neger bezeugten. Nur war es schwer, bei dem scheuen Charakter der Abongo und ihrer niedrigen geistigen Entwickelung denselben begreiflich zu machen, was man zu wissen wünsche. Man findet ihre Niederlassungen zwischen den Ofheba, den Apingi und Okande ($11^1/_2{}^0$ östl. L. Gr. am Ogowe); ja selbst in dem Gebiete zwischen dem in den Gabun mündenden Rhamboë-Flusse und dem Cap Lopez, sowie in den Wäldern zwischen Muni und Mundah haben sich schon einzelne ihrer Familien niedergelassen. Letztere wurden als Akoa bezeichnet, worin man zuerst einen Anklang an die Schweinfurth'schen Akka zu erkennen glaubte. Doch bezeichnen die Gabunesen mit diesem Worte auch die Orungu am Cap Lopez, die Nkomi am Fernand Vaz, die Galloa und die Ininga am Ogowe, welche alle unter sich und mit den Gabunesen nahe verwandt sind und nur verschiedene Dialekte der einen M'Pongwe-Sprache reden. Auch die Abongo im Okande-Gebiete wurden Lenz anfangs immer als Akoa bezeichnet. Bei der Wahl eines Wohnortes, der übrigens häufig gewechselt werden mag, vermeiden die Abongo so viel wie möglich die Nähe eines bewohnten Ortes; die von Lenz besuchten Niederlassungen

waren insgesammt stundenweit vom nächsten Dorfe entfernt. Die umwohnenden Völkerschaften dulden die Abongo als ein völlig harmloses und ungefährliches Volk, das für sie nur insofern Interesse hat, als sie demselben hin und wieder die Kinder rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die Abongo, in ihrer Vereinzelung völlig unfähig zur Gegenwehr, suchen sich im Gefühl ihrer Ohnmacht natürlich so gut wie möglich zu verbergen und wählen deshalb oft mitten im Urwald, aber immer in der Nähe eines fischreichen Wassers, ihren Aufenthaltsort, während die anderen Völkerschaften, M'Pangwe und Akelle, Osekiani (Sekiani) und Orungu, sich stets dicht an den Ufern der Flüsse ansiedeln, weil diese die einzigen Verkehrswege ins Innere abgeben und allein ihnen den Handel mit den Weißen ermöglichen.

Der Charakter der Abongo ist infolge einer vielleicht durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Verfolgung und Unterdrückung scheu und furchtsam geworden; sie sehen in jedem andern Neger ihren natürlichen Gegner, von dem sie nur Schlimmes zu erwarten haben, und vermeiden so viel als möglich den Verkehr mit ihrer Umgebung. Ihre geistige Entwickelung ist sehr unbedeutend; Stumpfsinn und Apathie, völlige Gleichgültigkeit gegen Alles, was von außen kommt, drückt sich schon in ihrer Kopfbildung, der niedrigen Stirn und ihrem nichtssagenden, unruhigen Auge aus. Während andere Nationen die verschiedenen Utensilien des weißen Mannes mit Neugierde und Erstaunen betrachten, erregte nichts das Interesse der Abongo. Völlig gleichgültig blieben sie bei Lenz' Erscheinen liegen, und erst als sie Salz sahen, wurden sie etwas lebhafter und tauschten dieses kostbare Gut gegen Fische u. s. w. ein. In der Hautfarbe unterscheiden sie sich von den anderen Negerstämmen jener Gebiete nicht; es ist ein lichtes Chokoladenbraun in den verschiedensten Nüancirungen.

Die Abongo sind nicht nur ein geistig unentwickeltes oder heruntergekommenes, sondern auch ein körperlich verkommenes Volk, das keine große und kräftige Gestalt aufzuweisen hat. Mißverhältnisse von einzelnen Körpertheilen zum Ganzen bemerkte Lenz nicht. Er maß verschiedene Männer von 1,75 Meter, einige junge, ausgewachsene Burschen von nur 1,48 Meter und mehrere ältliche Frauen von 1,30 Meter. (Du Chaillu maß sechs Frauen von resp. 133, 135, 140, 142, 152 und 152½ Centimeter und einen jungen Mann von 137 Centimeter.)

In der ganzen Lebensweise der Abongo, im Bau der

Haartrachten der Nkomi-Frauen am Fernand Vaz.

Wohnungen, in den Nahrungsmitteln, den Waffen u. s. w. zeigt sich, daß dieselben auf einer niedrigern Bildungs- und Entwickelungsstufe stehen als alle die zahlreichen Volksstämme, zwischen denen sie wohnen. Im Okande-Lande hatten sie die aus irgend einem Grunde von den Okande verlassenen Häuser eingenommen und wohnten in den verfallenen Hütten. Im Apingi-Gebiete, westlich von den Sitzen der Okande, besuchte Lenz eine ihrer Niederlassungen, die weit ab von jedem Apingi-Dorfe unweit des Ogowe liegt, aber von diesem durch einen Streifen Wald getrennt ist, so daß sie vom Flusse aus nicht bemerkt werden kann. Der Zugang zu den Hütten war ein sehr schlechter; diese letzteren selbst lagen mitten im Wald in einer kleinen künstlichen Lichtung. Kein Platanenbaum, kein Maisfeld, nichts verrieth die Existenz von menschlichen Wohnungen. Die ganze Ansiedelung bestand aus zehn Hütten und einem Schutzdach, die Bevölkerung aus 20 bis 30 Köpfen. Die Hütten sind halbkugelförmig, circa 4 bis 5 Fuß hoch, von einem gleich großen Durchmesser und bestehen nur aus dünnen biegsamen Zweigen, die an zwei Enden in die Erde gesteckt werden; die Oeffnungen zwischen den einzelnen Zweigen sind mit großen Blättern verdeckt. Am Fußboden findet sich eine 1½ Fuß hohe und ebenso breite Oeffnung, durch welche die Abongo in das Innere der Hütte kriechen. In letzterer selbst befindet sich nichts weiter als eine rohe Matte als Bett, die manchmal noch auf mehreren einige Zoll über dem Erdboden erhabenen Stäben liegt, sowie das unvermeidliche, nie völlig erlöschende Feuer. Außerdem befand sich noch in der Niederlassung ein aus einigen Stangen und darüber gelegten Matten bestehendes Schutzdach, unter welchem 6 bis 8 ähnliche Schlafstellen waren wie in den Hütten. Das Ganze machte einen unglaublich dürftigen Eindruck. Die Bewohner waren entsetzlich schmutzig und lagen faul in ihren Hütten; nur einige alte Weiber bereiteten M'bēka aus Buschmangow; dieses und Fische bilden die gewöhnliche Nahrung der Abongo. Die Kleidung der Leute war mehr als dürftig: ein kleines Stück schmutziger Matte war das einzige Kleidungsstück der Männer; erwachsene Mädchen und selbst Frauen liefen fast nackend herum und einige nackte, entsetzlich schmutzige Kinder krochen bei Lenz' Ankunft furchtsam in die Hütten. Für Baumwollenzeug, Perlen, überhaupt Schmuckgegenstände zeigten die Abongo wenig Interesse, dagegen waren sie begierig nach Salz, welches am obern Ogowe ein sehr bedeutender Handelsartikel ist und beim Sklavenkauf nächst Gewehren und Pulver das wichtigste Kaufobject bildet.

Von Waffen bemerkte Lenz nur einige roh gearbeitete Speere, die wahrscheinlich von den Akelle stammten, sowie kleine Bogen mit nur 1 Fuß langer Sehne, wozu sie höl-

zerne, an der Spitze vergiftete Pfeile haben. Das Gift soll sehr stark sein und die geringste Verwundung den Tod des getroffenen Thieres bewirken. Zum Fangen der Fische stellen sie einen Korb in das Wasser, aus dem die Fische nicht herauskönnen. Ferner stricken sie sehr große und starke Netze zum Fangen von Buschthieren. Dieselben werden zwischen den Bäumen halbkreisförmig ausgespannt und von der andern Seite treiben dann die Abongo die Thiere unter großem Geräusch hinein, um sie dann zu erlegen.

Alle Abongo-Dörfer tragen den Charakter einer provisorischen Niederlassung. Die Leute sind stets darauf gefaßt, vom Nachbarvolk vertrieben zu werden, und sind deshalb stets bereit zum Aufbrechen, um an einer andern Stelle, wo sie eine Zeit lang sich gesichert glauben, ihr dürftiges, so wenig Ansprüche stellendes Vegetiren fortzusetzen.

„Ich bin überzeugt," sagt Lenz a. a. O., „daß die Schweinfurth'schen Akka und die hiesigen Abongo zu einem und demselben großen, aber versprengten und unterdrückten Volke gehören, von dem man wohl mit Recht annimmt, daß sie die Autochthonen des äquatorialen Afrikas sind und daß sie in demselben Verhältniß zu den anderen Nationen stehen wie in Südafrika die Buschmänner zu ihrer Umgebung. Nach Allem aber möchte ich mit dem Worte „Zwergvolk" sehr vorsichtig umgegangen wissen; es knüpfen sich Vorstellungen daran, die mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen."

* * *

Viceadmiral Fleuriot de Langle, welcher längere Zeit die an den Küsten Südguineas stationirte französische Flotte

Juan Fernand, Häuptling der Barre des Fernand Vaz, und seine Familie. (Nach einer Photographie.)

befehligte, hatte ein lebhaftes Interesse an der Erforschung des Binnenlandes, zu welchem Behufe er mehrere kleine Expeditionen den Ogowe hinaufschickte. 1864 ließ er durch den „Pionnier" und ein kleineres Dampfboot unter Marinelieutenant Albigot und Dr. Touchard Aufnahmen im Delta des Ogowe, in der Lagune des Fernand Vaz und in dem in dieselbe mündenden Rembo machen, und drei Jahre später schickte er denselben „Pionnier" unter Befehl des Schiffslieutenants Aymès wiederum den Ogowe hinauf. Mr. Walker, der treffliche Kenner der Landessprachen und Sitten, der schon im Jahre 1866 als der erste Europäer den Ogowe bis zur Insel Ndungu (11° 20′ östl. L. Gr. nach seiner Bestimmung, nach Lenz und de Compiègue jedoch etwa unter 11° östl. L. gelegen) hinaufgefahren war, schloß sich dieser Fahrt an, an welcher außerdem ein Arzt, ein Apotheker und eine Anzahl Scharfschützen vom Senegal theilnahmen. Dieser Expedition ist die Aufnahme des Ogowe bis hinauf zur Insel Sorokotscho (0° 27′ südl. Br., 10° 36′ östl. L. Gr.), wo der von Osten kommende Strom eine jähe Biegung gegen Süden macht, zu danken, während im folgenden Jahre (1868) der „Pionnier" unter Befehl von Aymès und später von Hedde die Aufnahmearbeiten im Delta des Ogowe und in der Lagune von Fernand Vaz vervollständigte, wenn auch noch keineswegs zum Abschlusse brachte. Von der erstern Expedition des Jahres 1867 stammen die hier beigegebenen Abbildungen, welche zumeist nach Skizzen des Schiffslieutenants Aymès ausgeführt sind. Er hatte neben seinen kartographischen Pflichten auch die Aufgabe, mit den Uferbewohnern Verträge der Freundschaft, des Handels und selbst der Souveränität abzuschließen, und kam so häufig mit den Häupt-

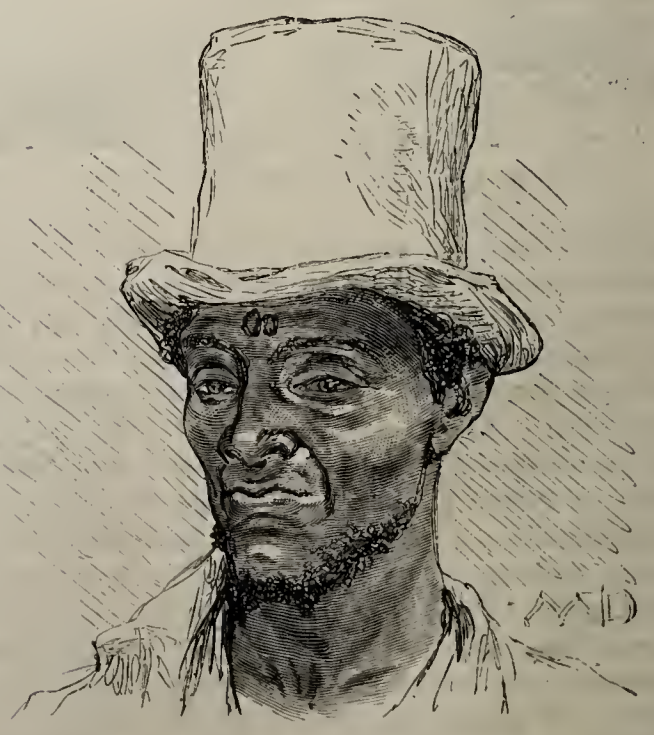
Reugenge, Häuptling von Orovi am Ogowe.

Der blinde Renoki, Häuptling der Ininga.

Reunële, Häuptling von Igaue.

M'kumbe (d. i. Sonne), Häuptling der Galoa von Adolinalonga.

Reupole, Häuptling der Aſhondo.



Aianingio, Häuptling von Arumba.

lingen der Uferdörfer in Berührung, die er porträtirte. Die Namen mancher derselben werden noch in den jüngsten Reiseberichten erwähnt, wie N'kumbe und namentlich Renoki, der in Lenz' Briefen eine große Rolle spielt.

Am 25. April 1867 hatte der „Pionnier" den Gabun verlassen, am 27. dampfte er in den Hauptarm des Ogowe ein. Von der Nazareth-Bay im Norden bis zum Cap Ste. Catherine im Süden und von der Meeresküste über 20 deutsche Meilen weit landeinwärts ist alles Land niedrig, sumpfig, von Mangrovenwald bestanden und von einem unentwirrbaren Netze von Wasserläufen und Seen bedeckt. — Lenz fand das ebene, 150 bis 200 Meter hoch gelegene Okande-Land sowie die 300 bis 400 Meter hohen Hügel am Ogowe mit einem gelben Lehm bedeckt und darauf zahllose erratische Blöcke, meist von Granit, die beide, Lehm wie Blöcke, nur durch das Wasser dorthin geschafft werden konnten. Es folgt daraus, daß der Ogowe früher eine unendlich größere Ausdehnung gehabt haben muß und daß seit der Ablagerung des Lehmes und der erratischen Blöcke das Wasser allmälig gefallen ist, bis es seinen jetzigen Stand erreichte, was in der Diluvialzeit stattgefunden haben dürfte. Außerdem sind aber auch die zahlreichen Seen, welche sich an den Ufern des Ogowe befinden, ein unzweideutiger Beweis für das Zurückgehen des Flusses. Alle diese Seen stehen mit dem Strome noch in Verbindung und sind von diesem selbst nur durch einen mehr oder weniger breiten Damm desselben eisenhaltigen Lehmes getrennt, wie er Ebenen und Berge bedeckt. Der Schaï- und Oyanga-See im Akelle-Gebiet, der Sile-See zwischen dem untern Ngunië und Ogowe, der Asingo-See im Adschumba-Lande, das große inselreiche System des Eliva (d. i. See) Jonanga (oder Sonanga), der Eliva Nionsche und Anenge u. s. w., alle haben sowohl einen Zufluß wie einen Abfluß, und der trennende Landstreifen ist oft sehr unbedeutend. So beträgt die Entfernung des Sile-Sees vom Ogowe beim Dorfe Elimbareni (Lambarene) kaum mehr als 200 Schritt und der Damm ist nur 15 bis 20 Meter hoch, je nach dem Wasserstande des Ogowe, der sehr bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. — Es ist demnach gar nicht unwahrscheinlich, daß vor Ablagerung der Lehmschichten das ganze Ländergebiet zwischen dem Gabun und der Lagune des Fernand Vaz (Nkomi- oder Kamma-See) vom Wasser bedeckt gewesen ist; beim Fallen und Zurückweichen der Gewässer haben sich dieselben in den jetzigen Flußthälern des Como, Rhemboë, Ogowe und Rembo angesammelt, während sich auf dem mehr oder weniger sumpfigen Lande jene ungeheuren Urwälder bildeten, die heute noch das Eindringen in das Innere des Landes von der Westküste aus so ungemein erschweren, und in denen jene Fiebermiasmen entstehen, die die Küste von Niederguinea mit Recht in Verruf gebracht haben.—Schon zwei deutsche Meilen von der Mündung wird das Wasser des Ogowe trinkbar; seine Breite wächst nach oben, da die beständig abzweigenden Arme des Deltas ihm viel Wasser entziehen, das infolge des aufgelösten Lehmbodens eine dunkelgelbe, etwas röthliche Färbung zeigt. Weiterhin verschwinden die Mangroves und machen unübersehbaren Binsenfeldern Platz. Die Fahrt des „Pionnier" war leider keine günstige, da die Maschine mehrmals den Dienst versagte und dadurch Aufenthalte veranlaßte. Auch verzögerte es das Vorwärtsdringen, daß die Maschine in 12 Stunden so viel Holz verbrauchte als das Schiff fassen konnte. So erreichte man am 7. Mai erst bei der Insel Ningesaka (d. i. Sklavenland) den Beginn des Deltas. Ueberall wurde ferner gelandet, um die Häuptlinge durch den Commandanten in eine Art Unterthanenverhältniß aufzunehmen, so in Nduba, Orovi, Igane (10° östl. L. Gr.), Atschuka, Igalave u. s. w. Von Igane an sieht man zuerst Berge fern im Hintergrunde; der Häuptling des Ortes, Rennële, zeigte viel guten Willen gegen die Franzosen und ihre Bestrebungen und wurde demgemäß empfangen.

Insel Ningesaka im untern Ogowe.

Jonanga-See.

Von Igalave an, dem äußersten Punkte, den Serval 1862 erreicht hatte, werden die Ufer höher und die reizende Landschaft gleicht einem englischen Parke. Weiterhin mün-

Die Fetisch-Spitze am Ogowe.

det der Ausfluß des Eliva Jonanga, den schon Griffon du Bellay 1862 besuchte und beschrieben hat (s. „Globus“ IX, S. 230 ff. nebst Abbildungen). 1873 erforschten ihn de Compiègne und Marche und im August des darauf folgenden Jahres auch Dr. Lenz, welcher davon in Petermann's Mittheilungen (1875, S. 122 ff.) eine anziehende Schilderung gegeben hat.

Die Gegend wird immer schöner, die Hügel erheben sich in der Ferne zu 150 bis 200 Meter Höhe und der Strom biegt plötzlich im rechten Winkel um. Adolinalonga, das lange Zeit Lenz' Standquartier war, wird passirt, und vor sich erblickt man eine weite, weite Wassermasse, den Zusammenfluß des Ogowe und des Ngunië. Zwischen Aleguma und Elimbareni unterhalb der Confluenz am linken Ogowe-Ufer ankerte der „Pionnier“, und lange Unterhandlungen mit den dortigen Inenga-Häuptlingen Rempole und Renoki begannen, bis sich dieselben zu den gewünschten Verträgen entschlossen. Dann ergriff Aymès von der Landspitze Diondo, die er dem Admiral Fleuriot de Langle zu Ehren umtaufte, gegenüber der Ngunië-Mündung für Frankreich Besitz, eine Ceremonie, welche zu Anfang August 1873 durch den Contreadmiral Du Quilio in Adolinalonga wiederholt worden ist, so daß jetzt die den Ogowe befahrenden Schiffe der Eingeborenen allgemein die französische Flagge führen sollen. Allerdings war der Widerstand der Häuptlinge kein geringer, weil sie durch das Erscheinen von Europäern sich in ihrem Handelsmonopole bedroht sahen. Rempole namentlich hatte sich mit dem Oberfetischpriester, dessen Heiligthum auf der niedrigen waldigen Landspitze zwischen Ogowe und Ngunië liegt, verbunden, um sein Monopol zu sichern, und hoffte durch dessen und des Fetisch Macht ein weiteres Vordringen der Franzosen zu hindern. Aber trotzdem oder gerade deswegen fuhr der „Pionnier“ am 18. Mai bei der Fetischspitze vorbei und erreichte seinen fernsten Punkt bei der Insel Sorokotscho (0° 27′ südl. Br., 10° 36′ 9″ östl. L. Gr.). Dann begann der Strom zu fallen und machte jedes fernere Vordringen unmöglich. Somit war Walker's fernster Punkt, die Insel Ndungu, nicht erreicht worden. Auf dem Rückwege besuchte Aymès als erster Europäer die Fetischhäuser, welche auf einer kleinen Lichtung des majestätischen Urwaldes stehen. Es sind einfache Hütten, welche die „Asche der Vorfahren“ bergen, deren Berührung dem durch lange Fasten vorbereiteten Eingeweihten übernatürliche Kräfte verleiht. Die Gläubigen, welche dort ihren Glauben stärken wollen, finden dazu die nöthige Ruhe und Rast in einigen Häusern am Ufer; dort wohnen sie, bis sie ihre Andacht verrichtet und vom großen Fetischpriester in die geheimen Gebräuche eingeweiht worden sind. Letzterer besitzt übernatürliche Macht und die ganze Natur gehorcht seinen Beschwörungen. Tag und Nacht brennt eine Lampe in dem Heiligthum, worin er sich eingeschlossen hält. Erdbeben und Stürme gehorchen seinem Gebote, und das gemeine Volk ist überrascht und erschüttert, wenn jene Naturerscheinungen fast zur vorhergesagten Zeit eintreten.

Am 20. Mai trat der „Pionnier“ die Heimfahrt an und erreichte am 25. die Mündung des Ogowe, am 28. den Gabun.

Erst das Jahr 1873 brachte wieder einen bedeutenderu Fortschritt in der Kenntniß des Ogowe, indem der mehrerwähnte Kaufmann, R. B. N. Walker, im Januar dieses Jahres Lope im Gebiete der Okande erreichte, während im März 1874 der Marquis de Compiègne und Marche bis zur Einmündung des von Osten aus großen Seen kommenden Ivindo und damit am weitesten von allen Europäern (circa $12^1/_2{}^0$ östl. L. Gr.) vordrangen (s. Ausführlicheres über ihre Reise „Globus“ XXVI, S. 379 ff.).

Am 17. Juni 1874 betrat dann Dr. Lenz den Boden von Afrika und verweilte bis zum heutigen Tage im Gabun- und besonders Ogowe-Gebiete. Er begann sofort seine Thätigkeit mit der Bereisung und Aufnahme dreier Quellströme des Muni, besuchte dann den Gabun, bereiste den untern Ogowe und den Jonanga-See, dann Ende 1874 und Anfang 1875 den Ogowe bis Lope und entwarf davon eine Karte. Seine Berichte waren reich an Belehrungen über die Völkerschaften an seinen Ufern und an Erkundigungen über das Innere des Landes und den Oberlauf des Stromes; er brachte ferner höchst interessante ethnographische und naturhistorische Sammlungen zu Stande und arbeitete auf seinem hauptsächlichen Gebiete, der Geologie, so viel es ihm das überall mit Urwald bedeckte Land gestattete. Das Okande-Gebiet fand er als ein Hochplateau von etwa 400 Fuß Meereshöhe, welches im Westen von einer Reihe unter einander paralleler niedriger Hügelreihen begrenzt wird, die aus verschiedenen krystallinischen Schiefern bestehen und sich weit nach Nord und Süd erstrecken. Diese Bergketten, die der Ogowe durchbricht, bezeichnet er wegen ihrer großen Ausdehnung als westafrikanisches Schiefergebirge.

Von Lope kehrte Lenz wieder nach dem untern Ogowe zurück und brach im Juni 1875 nach vielerlei Widerwärtigkeiten zu einer neuen Ogowe-Fahrt auf. Die Reise bis Lope dauerte nur 20 Tage und war die schnellste unter den fünfen, welche bis dahin von Europäern (außer ihm von Walker, einem Kaufmann Schulze und de Compiègne) unternommen worden waren. Aber in gleicher Weise wie Güßfeldt an der Loango-Küste wurde auch Lenz nach großen Opfern an Zeit und Geld von seinen schwarzen Begleitern zu Anfang September 1875 schmählich im Stiche gelassen und mußte seine Reise einstweilen aufgeben. Seitdem hat er den Ofnë-Fluß, welcher östlich von Lope von Süden her in den Ogowe mündet, und das Gebiet der Asiuba besucht, eines kleinen, von den Okande völlig abhängigen und von diesen fast als Sklaven betrachteten Volkes, und im Februar des laufenden Jahres darüber einen interessanten Bericht eingeschickt. Die Nachrichten, welche dann gefolgt sind, waren bald trüber Natur, bald erweckten sie wieder neue Hoffnungen, daß ihm ein weiteres Vordringen doch noch gelingen werde, bis vor Kurzem sein Erkranken und seine endgültige Heimkehr gemeldet wurde. Wir brauchen es nicht weiter auszuführen, wie sehr dieser Ausgang einer Reise zu bedauern ist, auf welche die Erdkunde wegen der wahrhaft wissenschaftlichen Durchbildung ihres Unternehmers, die man nicht allen Afrikareisenden in gleichem Maße nachrühmen kann, große Hoffnungen setzte.

Da der Widerstand der feindlich gesinnten Osheba, welcher ihn bis dahin am Vordringen gehindert hatte, inzwischen beseitigt sein soll, so ist jedoch noch immer zu hoffen, daß die jetzt im Okande-Lande befindliche Expedition des Grafen de Brazza das dem deutschen Forscher versagte Ziel erreichen, und daß die Geographie, welche für Erschließung des Ogowe den Franzosen und besonders ihrer Marine so viel schon verdankt, von Neuem eine muthige That von Angehörigen dieser Nation auf dem besagten Felde zu verzeichnen haben möge.

Zur Statistik von Britisch Birma *).

F. R. Die drei Provinzen von Britisch Birma bedecken einen Raum von 88,235 engl. Quadratmeilen, wovon auf Tenasserim 46,730, Pegu 26,979 und Arakan 14,526 entfallen. Es wohnen in diesem Gebiet 2,815,193 Seelen: 642,366 in Tenasserim, 1,680,754 in Pegu, 492,073 in Arakan. 2,332,868 Köpfe der Bevölkerung sind Buddhisten, 299,998 halbcivilisirte Eingeborene, 101,019 Mohammedaner, 36,906 Hindus, 4940 Chinesen und andere Fremde, 3333 Europäer, 2631 europäische Mischlinge. Nur der zwanzigste Theil des Bodens ist unter Cultur, neun andere Zwanzigstel sind derselben zugänglich und die Hälfte ist bestimmt, Wald, Haide und Wüste zu bleiben. Der Fortschritt der Cultur ist ein ziemlich rascher; die Fläche, welche im Jahr 1874/75 bebaut wurde, ist um 10·7 Proc. größer als die des vorhergehenden Jahres. Die Reiscultur zog am meisten Gewinn von diesem Fortschritt, denn die Reisfelder bedeckten 1874/75 um 11·6 Proc. mehr Grund als im vorhergehenden Jahre. Ihr Areal nimmt überhaupt 87 Proc. der cultivirten Ländereien ein. Die nächstbedeutende Cultur ist der Gartenbau, der etwas über 5 Proc. in Anspruch nimmt, und sehr weit zurück stehen die ertragreichen Culturen der Baumwolle, der Oelfrüchte, des Tabacks und andere, die meist erst im Beginn einer kräftigern Entwickelung sind; dieselben nehmen jeweils nur 0·4 bis 0·6 Proc. des cultivirten Landes in Anspruch. Bemerkenswerth ist die Production von 21,000 Pfund Thee im Bezirk Akyab; es wird angegeben, daß derselbe einen Durchschnittspreis von $1^1/_2$ Mark pro Pfund erzielte.

Die Zahl der Büffel und Rinder betrug circa 1,250,000, nahezu 100,000 mehr als 1872/73. Die Zahl der Pferde belief sich auf 6345 (1872/73 6168), der Elephanten auf 1119 (gegen 1004), der Ziegen, Schafe und Schweine auf 114,000 (gegen 107,000). Die Pflüge hatten sich um 33, die Wagen um 14, die Boote um 1·7 Procent vermehrt. Dampfmühlen zum Schälen des Reises giebt es 43, Dampfsägemühlen 26. Es werden neuerdings regelmäßig wiederkehrende Ackerbauausstellungen abgehalten, bei denen Seitens der Regierung 12,000 Reichsmark für Preise ausgesetzt wurden.

Die Wälder von Britisch Birma sind reich an werthvollen Hölzern und in erster Reihe an Teak, dem vorzüglichen Schiffsbauholz. Die Regierung hat sich 335,881 Acres Teakwälder als Forst reservirt, und zwei Sachverständige sind gegenwärtig in verschiedenen Theilen der Provinz damit beschäftigt, die bewaldeten und noch undurchforschten Gegenden nach dem Werthe ihrer Wälder zu erforschen. Im Rangun-District wurden 206 Acres geeigneten Bodens mit jungen Teakbäumen bepflanzt und 37,910 Tonnen dieses Holzes wurden gewonnen. Aus Wäldern jenseits der Grenze, vorwiegend aus birmanischem Gebiet, wurden 165,913 Tonnen Teakholz nach den Märkten von Britisch Birma gebracht. Die größte Masse dieses Holzes wird auf dem Salween nach Mulmein transportirt. Am Sittang-Flusse ist eine junge Chinchonapflanzung angelegt, welche gegen 20,000 junge Bäume in gedeihlichem Zustande und daneben fast das Vierfache dieser Zahl an Sämlingen umschließt. Im District Prome ist ein Versuch mit Anpflanzung von Cajanuabäumen gemacht, die das Lackinsect nähren; auch Anpflanzungen von Kautschukbäumen und Maulbeeren wurden in größerm Maßstabe, von Vanille, Rhabarber, Cacao in kleinerm versucht. Im Ganzen beliefen sich die Ausgaben der Forstverwaltung auf 824,340, die Einnahmen auf 2,149,600 Reichsmark.

Von Metallen ist bis jetzt in Britisch Birma nur Zinn in Mengen gefunden, die die Gewinnung lohnen. Etwa 40 Tonnen, meist von Chinesen im südlichen Tenasserim gewonnen, kamen zur Ausfuhr.

Die Industrien von Britisch Birma sind von geringer Bedeutung für das Ausland, da sie sich mit Ausnahme der mit dem Ackerbau zusammenhängenden vorzüglich darauf beschränken, den heimischen Bedarf zu decken. Sie sind zum Theil interessant durch die chinesischen Einflüsse, die sie erkennen lassen, und die z. B. in den Lackwaaren, in der Herstellung von Schirmen aus Oelpapier und Aehnlichem deutlich hervortreten. Fast in jedem Hause findet man einen Webstuhl, auf dem Baumwolle und Seide verarbeitet werden. Da die Seidenzucht wegen der Tödtung der Thiere den Gefühlen der Buddhisten widerstrebt, sind es nur wenige, die dieser Industrie sich widmen. Nicht unbedeutend ist die Bereitung des Cutch oder Catechu (aus der Acacia Catechu), der nach Europa ausgeführt wird. Seit einigen Jahren wird die Rectification von Erdöl, das theils in der Provinz, theils in Oberbirma gewonnen wird, in Rangun in größerm Maßstabe betrieben.

Der auswärtige Handel bewerthete 1874/75 203,305,720 Reichsmark, 41 Millionen Reichsmark weniger als im vorhergehenden Jahr. Der Ausfall rührt vorzüglich von der Abnahme der Reisausfuhr, die infolge der bengalischen Hungersnoth 1873/74 abnorm hoch gestiegen war, in geringerm Grade auch von der Abnahme der Ausfuhr von Häuten und Lack her. Der Seehandel nimmt von dieser Summe 234,750,000 Reichsmark in Anspruch. Von der Ausfuhr zur See entfallen 76,330,000 auf Rangun, 18,550,000 auf Mulmein, 15,970,000 auf Akyab und 8,250,000 auf Bassein. Wie unter den Städten Rangun, so steht natürlich unter den Provinzen Pegu mit der stärksten Handelsthätigkeit voran: Arakan betheiligt sich am Seehandel mit 29,387,000, Tenasserim mit 40,491,000 und Pegu mit 164,872,000 Reichsmark. Die gesammte Ausfuhr belief sich auf 112,998,000, die Einfuhr auf 121,756,000 Reichsmark. Außer der bereits erwähnten Abnahme der Reisausfuhr sind von besonderen Erscheinungen aus der Handelsstatistik des Jahres 1874/75 hervorzuheben: Rohbaumwolle wird in bedeutenden Mengen aus Birma eingeführt und auch in Britisch Birma selbst erzeugt; es kamen 142,397 Maunds zur Ausfuhr und 77,298 Maunds wurden aus Birma eingeführt. Der Werth der Elfenbeinausfuhr, die vorzüglich nach Indien geht, bezifferte sich auf nur 154,000 Reichsmark, der des Jade- oder Jüsteins, welcher von Birma über britisch-birmanische Häfen nach China verschifft wird, auf 608,000 Reichsmark, Orpiment (Auripigment), das aus China zu Lande über Birma kommt, gingen 3222 Maunds nach Indien. Der ganz neue Ausfuhrartikel Guttapercha war von 63,900 Reichsmark in 1873/74 bereits auf 252,000 Reichsmark gestiegen; der Werth der Petroleumausfuhr nach Indien betrug 564,700 Reichsmark. Die Ausfuhr von Edelsteinen, welche sehr abhängig ist von der nicht immer günstigen Disposition des Königs von Birma (da die meisten aus dem eigentlichen Birma kommen, wo ihre Gewinnung und der Handel mit ihnen Monopol des Königs

*) Report on the province of British Burmah in 1874/75. Rangun 1876.

ist), bewerthete 539,500 Reichsmark. Auch der Handel mit Lack ist in Birma monopolisirt worden, wo der König eine Fabrik für Schellack errichtet hat. Für 839,000 Reichsmark Schellack und Stocklack kamen über Rangun zur Ausfuhr. Von Bauholz, das nächst dem Reise den bedeutendsten Ausfuhrartikel in Britisch Birma bildet, wurden 116,715 Tonnen im Werthe von 16,284,000 Reichsmark ausgeführt.

Unter den Einfuhren sind hervorzuheben: Webestoffe für 31,710,000, baumwollene Garne für 10,225,000, Maschinen für 2,462,000, Metalle für 1,760,000, englische Töpferwaaren für 1,083,000, Spirituosen für 3,380,000, Zucker für 1,100,000, Betelnuß für 3,745,000, Rohseide für 5,500,000 Reichsmark. Von Gütern fremder Manufactur gingen nach dem Königreich Birma durch Britisch Birma für 12,014,000 Reichsmark. Webstoffe, Baumwollengarn, Salz (aus Europa) waren die hauptsächlichsten Gegenstände dieses Transits.

Das Budget der öffentlichen Arbeiten bezifferte 1874/75 7,064,000 Reichsmark. Davon kamen 616,000 auf Befestigungs- und sonstige militärische Bauten, 450,000 auf Damm- und Bewässerungsanlagen, 2,710,000 auf Eisenbahnen. Die erste Eisenbahn in Britisch Birma, die Linie Rangun-Prome, wurde 1874 vorzüglich zum Zweck der Beschäftigung der zahlreichen indischen Einwanderer begonnen, die während der bengalischen Hungersnoth nach Britisch Birma auswanderten. Sie ist noch nicht vollendet. Eine zweite Linie, von Rangun nach Tungu, ist vollständig tracirt. Während die Kosten dieser Bauten von der Regierung von Indien getragen werden, fallen die Kosten für die Landstraßen theils der Provinz, theils den Municipien zur Last. An Telegraphenlinien sind 1145 engl. Meilen vollendet. Seit 1873 ist Mandalay, die Hauptstadt des Königreichs Birma, mit dem britisch-birmanischen Netze durch eine Telegraphenlinie verbunden. Eine Dampferflottille vermittelt den Verkehr auf dem Irawaddy zwischen Rangun, Mandalay und Bhamo.

Von Steuern ergab die Bodensteuer 8,816,000, die Kopfsteuer 5,400,000, die Steuer von Fischereien 1,610,000, die Accise 2,813,000, das Opiummonopol 1,674,000, die Branntweinsteuer 712,000, die Salzsteuer 284,000, verschiedene kleinere Steuern ca. 500,000, die Zölle 7,840,000. Die Gesammteinnahmen der Provinz betrugen 98,670,000, die Ausgaben 88,500,000 Reichsmark. Die Zahl der von der Regierung gegründeten und unterhaltenen Schulen hatte sich auf 24, die der Schulen, welche von ihr Unterstützung erhalten, auf 1143 gehoben. Die Zahl der Schüler in diesen Schulen beträgt 33,027, d. h. 1·2 Proc. der Bevölkerung. Die Ausgaben der Regierung für Schulzwecke betrugen 665,000 Reichsmark.

Die gesammte Polizeimacht zählt 6552 Köpfe, wovon 43 Europäer, 21 Europäermischlinge und 6488 Birmanen und Indier. Es kamen 18,032 Verbrechen und Vergehen zur Kenntniß der Behörden. 72 waren Mordthaten, von denen 22 durch Streite über Weiber, Eifersucht und dergleichen, 12 durch Trunkenheit, 12 durch verschiedene Streitigkeiten, 12 durch Raublust, 3 durch Wahnsinn verursacht waren.

Unter dem Namen Dacoity verzeichnet die Verbrechenstatistik dieser Provinz eine Reihe von Verbrechen, die von Räuberbanden unter passiver Beihülfe eines großen Theils der terrorisirten Bevölkerung begangen werden — eine Art von Maffia oder Camorra, wie man sie in Süditalien findet.

Es kamen 1874 23 solche Fälle vor. Raubanfälle werden 104, Einbrüche 635, einfache Diebstähle 8107, Viehdiebstähle 833 verzeichnet. Unter den letzteren ist eine stetige Abnahme zu bemerken, seitdem die Einrichtung großer Viehmärkte den Verkauf gestohlenen Viehs erschwert. In 57 Proc. der Verbrechen konnten Urtheile gesprochen werden und von 23,671 Verhafteten wurden 80 Proc. verurtheilt.

Von Kirchen und anderen Andachtsplätzen zählt man in Britisch Birma 6322 buddhistische mit 8313 Phungyes (Priestern und Mönchen), 205 mohammedanische, 257 protestantische mit 205 Geistlichen, 39 römisch-katholische mit 24 Geistlichen, 31 brahmanische und 1 armenische.

1874 wurden 33 Bücher in der Provinz veröffentlicht, wovon 4 englische, 25 birmanische und 4 in verschiedenen Sprachen. 7 davon sind dem Unterricht gewidmet. Der Erziehungsrath veröffentlicht eine unterhaltende und belehrende Zeitschrift, welche zweimal wöchentlich erscheint. 17 Druckerpressen (davon 10 in Rangun) sind in Thätigkeit.

Slavische Findlinge.

Von **Richard Andree.**

Abgesehen von dem historischen Beweis hat man, um die ehemalige Ausbreitung der Slaven im Osten Deutschlands darzuthun, sich nur damit beschäftigt, die slavischen Ortsnamen festzustellen; man übersah es meist, danach zu forschen, ob denn anderweitige Spuren der alten slavischen Bevölkerung in der Sprache, den Sitten und Sagen, in den Gebräuchen vorhanden seien. Wenigstens ist, so viel mir bekannt, darüber nichts Zusammenfassendes veröffentlicht worden — und doch würden eifrige Nachforschungen auf diesem Gebiete wohl belohnt werden.

Es ist richtig, daß das Volk, wenn es einmal germanisirt war, sehr schnell die slavische Sprache ganz aufgab und nur äußerst geringe Reste derselben in seiner Mundart hängen blieben. In den ehemals kaschubischen, seit erst etwa vierzig Jahren germanisirten Dörfern am Leba-See in Hinterpommern, wo jetzt die niederdeutsche Sprache herrscht, kommen — nach einer mündlichen Mittheilung — nur noch sehr wenige slavische Wörter im Munde des Volkes vor. Der Staar heißt dort Skortz, die Bachstelze Zikorka, und am Abend wird mit Dobriwitzen gegrüßt.

Im hannoverschen Wendlande, bei Lüchow, Dannenberg und Wustrow, sind nur noch sehr wenige slavische Wörter und Wendungen in der Volkssprache hängen geblieben. Es werden deren wenig mehr als ein Dutzend angeführt und von diesen sind noch manche zweifelhafter Natur, die meisten aber so verstümmelt, daß es nur dem Sprachforscher gelingen kann, die ursprüngliche Form zu finden. So rein wie das dort noch gebrauchte Luka für Wiese [1] sind wenige. Uebrigens ist dort die slavische Vorliebe für Diminutiven geblieben und man sagt Brötki, Brötchen, Pöttki, Töpfchen.

Hier, wo die Germanisirung erst vor hundert Jahren

[1] (K. Hennings), Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862, S. 44.

etwa zum Abschlusse kam, müssen wir also jetzt schon mit der Loupe nach slavischen Wörtern im Volksmunde suchen. Daraus erhellt, wie die Ausbeute in solchen Gegenden nicht sehr reich sein wird, wo schon mehrere Jahrhunderte seit der Germanisirung verflossen. In Schlesien hat sich noch erhalten: „Kaluppe“ für eine alte dem Verfall entgegen gehende Hütte; „Rusch“ für ein abgenutztes Messer; große Augen, die der schlesische Landmann nicht liebt, nennt er „Schlippken“ (polnisch Slepie), eine unbeliebte alte Frau heißt „alte Babe“, ein Frauenzimmer mit unordentlichem Haar „Kudel“ (polnisch kudly, Haarzotten), ein unsauberes, schlampiges Weib „Klempe“ (polnisch klepa), ein schlechtes Pferd „Klatsche“ (polnisch klacz, Stute) [2]).

In Posen und Westpreußen ist die deutsche Sprache sehr reich an slavischen Wörtern, die indessen beim Grenzverkehr der Polen und Deutschen nichts Auffallendes an sich haben. Man hört Blott für Koth, Kobbel für Stute, Komornik für Häusler, Kruschke für Birne, Leschak für Leichtfuß, Lopatchen für Vorderviertel, Porowe für Schlucht, Wruke für Kohlrübe (dies auch in Brandenburg) u. s. w. [3]).

Je ferner wir von der heutigen Sprachgrenze noch slavische Wörter in deutschen Mundarten finden, desto mehr interessiren dieselben. Zu Reichenbach im Voigtlande ist das „Potschekspiel“ sehr beliebt, in welchem man nach der Beschreibung schon unschwer das tschechische spáček erkennt [4]). Das Spiel könnte mit dem Namen aus Böhmen eingewandert sein; indessen sind im Voigtlande noch andere slavische Ausdrücke erhalten. „Kukschen“, Hülsen (tschechisch čočka, Linse), „Möckerchen“, ein kleines Maß (tschechisch měrka), „Zeschel“, Tannzapfen (? tschechisch šiška [5]).

Gehen wir in die Mark, so finden wir, in den östlichen Theilen wenigstens, allgemein das Wort „Malineken“ für Himbeeren. Wenn in den Zwölften der Flachs in der Mark nicht abgesponnen ist, so kommt nach dem Volksglauben die „Murraue“ und besudelt ihn. In der Gegend von Eilenburg und bei Wurzen in Sachsen sagt man, es komme die „More“ [6]). Der slavische Ursprung dieses Namens dürfte wohl sicher sein; es ist ein aus dem Slavischen hängen gebliebenes Scheltwort. In Böhmen schimpft man noch heute ein altes häßliches Weib mura. Es ist der Alp, Poltergeist; die wendische Form dafür murava. „Die More oder Murraue geht um“ bedeutet daher so viel als etwa „die Hexe kommt“, was Kuhn und Schwartz gleich daneben aus Krosigk am Petersberg anführen. Vielleicht ist auch das in der Mark gebräuchliche Wort „Kescher“, ein beutelförmiges Netz zum Fisch- und Schmetterlingsfang, slavischen Ursprungs [7]).

Für die slavische Abstammung der Ruhlaer bei Eisenach plaidirt Alexander Ziegler [8]). Zur Unterstützung seiner Ansicht, die ja an und für sich nichts gegen sich hat, da sporadisch Slaven bis in die Eisenacher Gegend wohnten, führt er folgende noch jetzt in der Ruhlaer Mundart lebende Ausdrücke an: „Bruinschnetzen“, Preißelbeeren (tschechisch brusnice), „böhtzen“, sich fürchten (tschechisch báti se) und „I du Bögen“ für I du Gott! Slavische Art hat sich auch in einigen Sitten der dortigen Gegend lange erhalten. Das Fest des Sommergewinns zu Eisenach am Sonntage Lätare war ursprünglich unzweifelhaft slavisch“ [9]).

Mannigfach sind die Spuren, welche die ehemaligen Slaven Oberfrankens in diesem Landstriche hinterlassen haben. Die früheste Schürfung reicher Erzgruben, der Flachsbau mit der bis zum heutigen Tage heimisch gebliebenen Leinenproduction, die Verlängerung der Handelsstraßen in unwegsame Gegenden hinein war hier ihnen zu danken. Auch Mittelfranken, das theilweise zur terra slavorum gehörte, ist hier und da noch vom slavischen Elemente imprägnirt, was in Resten der Tracht und Sitte sich erkennen läßt. Ob die Sitte des Todaustragens am Sonntage Lätare, die im Aisch-, Zenn- und Ehngrund sich noch erhalten haben soll, slavischen Ursprungs ist? Ueber ihre Allgemeinheit in slavischen und germanisirten slavischen Ländern handelt Hanusch. In Böhmen heißt der betreffende Sonntag (hier Judica) smrtna nedele [10]). Fensch, der auf die feineren Unterschiede der Tracht im östlichen Aischgebiete eingeht, nimmt dort im Gegensatz zur „Frankenhaube“ ein „slavisches Kopftuch“ an. Am maßgebendsten ist slavisches Element im untern Aisch- und Zenngrunde, wo auch die physische Beschaffenheit der Leute auf den Wenden hindeutet, gegen die oberen Thalungen dieser Flüsse sich verlierend, dann an der fränkischen Rezat und an der Wörnitz wieder auftauchend. Der westlichste Strich slavischer Dörfer zieht sich von Rothenburg an der Tauber nach der Jagst in der Richtung von Kirchberg. Jenseit der Wörnitz und Tauber aber geboten die Allemannen den fremden Eindringlingen Halt [11]). Auch slavische Wörter sind in Franken sitzen geblieben. Ein alter Bau heißt „Babalatschen“ (tschechisch pawlač, Erker, Vorbau) und „Jezück“ Zunge [12])! Letzteres höchst merkwürdig.

In Nürnberg heißt die Hebamme „Wabe“, Badwabe sind Badfrauen (tschechisch baba) [13]).

Ob das im Altenburgischen gebräuchliche Wort „Boberzge“ für ein Brett an der Wand zum Ablegen verschiedener Gegenstände slavischen Ursprungs ist? Der Rahm heißt dort noch Schmetten (smetana), der Pfannkuchen Plinze; breitbeinig gehen dort und in den benachbarten sächsischen Gegenden, selbst in Leipzig, „krätschen“, „krätschbeinig“ (Kracati) [14]).

Es ist nicht nöthig, auf die zahlreichen Slavismen in Oesterreich hinzuweisen, die theils neu aufgenommen im Wechselverkehr der Nationalitäten, theils sitzen geblieben sind. So hat sich in dem seit Jahrhunderten germanisirten Pusterthal (Thal der Bystrica) die Unterabtheilung der Gemeinden in „Rotten“ erhalten. Der Ausdruck ist sonst in Tirol unbekannt und muß wohl zum slavischen rod (Verwandtschaft, Geschlecht) gestellt werden [15]).

Mir ist immer das plattdeutsche Wort für Hänfling aufgefallen. In Niedersachsen lautet es „Artsche“, in Holstein „Jiritz“, tschechisch jiřice. Statt der deutschen Geißel haben wir jetzt die slavische Peitsche, und wir fahren in der slavischen Droschke, dem Diminutiv von droga. Das eigentliche Stammfuhrwerk ist jetzt nur noch in Sibirien bekannt; man

---

[2]) Ausland 1875, S. 303.

[3]) F. W. Schmitt, Topographie des Flatower Kreises. Bromberg 1855.

[4]) Köhler, Volksbrauch im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 181.

[5]) Köhler, a. a. O. S. 288. 289. 292.

[6]) Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 417.

[7]) Riedel, Mark Brandenburg II, S. 33, Anmerkung. Vergl. das polabische tjecer (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drewjaner ꝛc. Bautzen 1857, S. 14). — Im Braunschweigischen und Hannoverschen sagt man „Kätscher“. Da dort keine Slaven saßen, so kann das Wort auch ursprünglich wieder Deutsch sein. Vergl. engl. to catch, fangen.

[8]) Das Thüringerwalddorf Ruhla. Dresden 1867, S. 2. 3. 29.

[9]) Mannhardt, Der Baumcultus. Berlin 1875, S. 156. (S. „Globus“ XXX, S. 299.)

[10]) Vergl. Jireček, Die Echtheit der Königinhofer Handschrift. Prag 1862.

[11]) Bavaria III, S. 509. 891. 958. 991. 1109.

[12]) Bavaria III, 224. 225.

[13]) Schmeller's Idiotikon I, 141. Bavaria III, 295.

[14]) R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 143.

[15]) Dr. H. J. Bidermann, Slavenreste in Tirol. In den „Slavischen Blättern“. Wien 1865. Januar S. 15.

sichert bei ihm die zu transportirenden Gegenstände dadurch vor Erschütterungen, daß man die zwei parallelen Langbäume, welche die Achsen verbinden und die Last tragen, möglichst nachgiebig und federnd herstellt. Daher der Name von drozitj, zittern, schwanken [16]).

Manch' slavisches Wort hat sich namentlich in den Speisen erhalten. Die Plinzen führte ich schon an; diese und Kolatschen kennt man auch in der Mark; das Vesperbrot heißt in manchen schlesischen und österreichischen Gegenden „Jausen" (polnisch jużyna), und die Gurke ist auch, Namen wie Sache, von den Slaven zu uns gekommen [17]). Endlich sind zahlreiche Fischnamen im deutschen Osten slavisch geblieben, was nicht auffällt, da wir wissen, daß die Slaven stark die Fischerei betrieben und auf ihren „Kietzen" noch lange ihre Eigenart und Sprache bewahrten. So wohnten, um ein Beispiel anzuführen, noch 1420 wendisch redende Leute bei Wrietzen an der Oder; wenigstens ist eine Urkunde des Markgrafen Friedrich aus jenem Jahre erhalten, welche beginnt: „Unsre lieben getruwen die Wenden unßer Vischer uff dem Kytze zu Wretzen an der Oder" [18]). Von ihren Fischlieferanten, den Wenden, nahmen die Deutschen denn auch die Bezeichnungen Karausche, Plötze u. s. w. an, und in Danzig, wie in Mecklenburg, kennt man keinen Dorsch, sondern nur den „Pomuchl", was offenbar slavisch ist und auf die charakteristische Hervorragung des Unterkiefers bei diesem Fische deutet.

Bei der vorstehenden Zusammenstellung, die sich leicht vermehren läßt, habe ich lediglich ethnographische Gesichtspunkte im Auge gehabt. Sie dient der Ansicht von der Mischung des Volkes im heute deutschen Osten, eine Ansicht, die jetzt zur herrschenden geworden ist und die unzulässigen Annahmen von einer rein slavischen nur in der Sprache germanisirten Bevölkerung ebenso verdrängt hat wie die unrichtige Annahme, daß in den ostdeutschen Landschaften die Slaven gänzlich zurückgeschoben oder ausgerottet worden seien. Local haben diese Ansichten allerdings hier und da ihre Berechtigung, für das große Ganze aber nicht. Es wäre gut, wenn namentlich Dialektforscher dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollten, sie werden mehr mit ihrem geübten Blicke finden als der Ethnograph, der nur in zweiter Linie die sprachlichen Verhältnisse berücksichtigt.

16) Erman, Reise um die Erde I, 102.

17) Hehn, Culturpflanzen [2], 274. Ursprünglich ist der Name griechisch ἀγγούριον.

18) Ulrichs, Beschreibung von Wrietzen, S. 382.

Den Tod austragen und den Sommer gewinnen.

Von **Franz Schmidt** in Weimar.

I.

Unter dem Namen „den Tod austragen" bestand vor Zeiten in Schlesien, Böhmen, Sachsen, Thüringen und noch in manchen anderen Ländern am Sonntage Lätare, der auch der Rosensonntag genannt wurde, ein altes Volks- und Jugendfest, welches vom 10. Jahrhundert an bis auf die Neuzeit gedauert hat, jetzt aber fast gänzlich wieder außer Gebrauch gekommen ist.

An dem genannten Sonntage nämlich versammelten sich in den Dörfern und Städten die Erwachsenen und Kinder in großer Anzahl, machten von Holz, Lumpen und Stroh ein häßliches Bild einer Frau, banden dasselbe an eine Stange und trugen es unter Gesängen, Liedern und dem lauten Jubel des Volkes in den Straßen und Gärten umher. Hierauf begab sich der ganze Hause hinaus vor das Thor und stürzte die Strohfigur ins Wasser oder machte im Felde ein Feuer an und verbrannte sie daselbst unter allerhand Gaukelspiel und argen Narrenspossen. Sehr oft auch zog die muthwillige Jugend bis zur Flurmarke und warf den strohernen Popanz unter Flüchen, Verwünschungen und Geschrei über die Grenze auf einen Acker, lief dann aber so schnell wie möglich davon, aus Furcht, daß ihnen das Strohbild nachkommen könne. Zuweilen war aber dort auch schon die Jugend vom Nachbarorte versammelt, welche nicht litt, daß der Strohmann — vielmehr die Frau — in ihrer Flur liegen bleiben durfte, und so kam es sehr oft zwischen den beiden Parteien zu Zank und Streit und die stärkere besiegte und verjagte die andere, wie es so gewöhnlich. Das stroherne Bild aber nannte man den „Tod" und die ganze Handlung „den Tod austragen" oder „den Tod austreiben", die sich als ein alter Gebrauch mehrere Jahrhunderte hindurch erhielt.

Gehen wir nun der nächsten Geschichte seiner Entstehung nach, so führt uns diese nach Polen, wo im Jahre 965 in der Fastenzeit der Fürst Metschislaw zum Christenthume überging, weil er sich diesem zugethan fühlte, und man ihm in der Jugend verkündet hätte, daß er einst sein Volk erleuchten werde *). Deshalb mußten am Tage seines Uebertritts zum Christenthume die alten Götzenbilder aus seinem Lande entfernt werden und die meisten davon wurden verbrannt oder ins Wasser geworfen. Damit nun auch diese Begebenheit nicht so bald in Vergessenheit kommen sollte, ordnete er zugleich an, „daß der Adel und die Ritterschaft bei Verlesung des Evangeliums in der Kirche die Säbel bis zur Hälfte aus der Scheide ziehen sollten." Denn dadurch wurde angezeigt, daß die vornehmsten Stützen des Landes bereit wären, für das Christenthum zu streiten und zu sterben. Die andere Einrichtung war aber die, welche wir bereits als „den Tod austragen" haben kennen gelernt, und wie jenes die Erwachsenen, so sollte dieses die Jugend erinnern, daß

*) „Wenn nun die Autores dieses Gebrauchs Ursache und Ursprung anzeigen wollen, pflegen sie sich dabei der Geschichte eines Pohlnischen Fürstens Miceslai I. zu erinnern. Dieser Miceslaus ist blind auf diese Welt gebohren worden. Als er aber in den siebenten Jahre seines Alters unverhofft und da man es nicht gedacht, den völligen Gebrauch seines Gesichtes erlangte, haben die Wahrsager daraus geurtheilet, es werde geschehen, daß bey dieses Printzen Regierung, gantz Pohlen werde erleuchtet und berühmt gemacht werden. Welche Weissagung sie auch nicht betrogen. Maßen dieser Herr, als er die Dambronicam, des Königs in Böhmen Boleslai Tochter, zum Königlichen Gemahl angenommen, mit selbiger nicht allein nach langwieriger Hoffnung endlich einen Stuhlerben erzeuget, sondern auch sich mit denen Seinigen zum Christlichen Glauben bekehret hat. Im Jahr 965 nach Christi Geburth, am vierten Sonntage in der Fasten, war der 17. (7) Martii, musten alle heydnische Götzenbilder aus Pohlen weichen, und wurden ins Wasser geworffen."
M. Paul Christian Hilscherii Curiöse Gedanken, Von dem Gebrauche am Sonntage Lätare, Welchen man insgemein nennet Den Todt austreiben. Dresden und Leipzig 1701, §. 2.

die, welche der alten Abgötterei noch huldigten, sich des ewigen Todes schuldig machen würden, und daß mit dem Vernichten der Götzenbilder der geistige Stumpfsinn und heidnischer Aberglaube vernichtet und ausgetrieben, religiöses Leben dagegen erwacht und bei ihnen eingekehrt sei. Die weibliche Gestalt aber, die man dem Strohbilde gab, sollte ihre ehemaligen Göttinnen (Marzene und Ziewonia) vorstellen, denen zu Ehren man schon früher zwei Feste, ein Frühlings- und ein Erntefest, gefeiert hatte.

Dieser Gebrauch in Polen „den Tod auszutragen“ fand nun auch bei anderen Völkern Nachahmung, bei denen er seine christliche Bedeutung anfänglich behielt, dieselbe im Laufe der Zeit aber fast gänzlich wieder ablegte und nach und nach andere Formen annahm. Denn bei der Unwissenheit des gemeinen Mannes in damaliger Zeit war es natürlich, daß dieser die vergeistigte Auffassung des Todes mit jener gemeinern, wie uns derselbe in der uns täglich umgebenden und absterbenden Natur entgegentritt, vermengte und verwechselte, da namentlich herrschende Krankheiten und großes Sterben zu wiederholten Malen die Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllt hatten. Darum nahm man denn bald die bewußte Handlung als einen „Schutz gegen Krankheiten“, ja gegen das Sterben selbst. Deswegen hielt auch die Jugend bei ihren Umzügen den Strohmann öfter an die Fenster der Stuben, was bedeuten sollte, daß der Tod im Laufe des Jahres bei den betreffenden Familien einkehren werde, um ein oder das andere Familienglied daraus zu holen. Damit dieses aber nicht geschehe, gaben die Leute den Kindern Geld. Außerdem erhielten dieselben bei ihrer Rückkunft in den Häusern Brezeln und gekochte Bohnen zu essen. Die Brezeln, welche anfänglich das Bild der wiederkehrenden Sonne und später den gekreuzigten Heiland darstellten, waren eine gebräuchliche Fastenspeise und sollten die Zeit andeuten, in der man lebte; gekochte Bohnen aber war das übliche Essen bei Leichenfeierlichkeiten — und dies entsprach somit dem Sinne und Gange der ganzen Handlung.

Die Lieder, welche von der Jugend dazu gesungen wurden, waren verschiedenen Orts sehr verschieden, doch wollen wir des Beispiels wegen zwei der gebräuchlichsten hier folgen lassen. An manchen Orten sang man:

Nun tragen wir den Tod hinaus,
Den alten Juden*) in den Bauch,
Den jungen in den Rücken,
Das ist sein Unglücke!
Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wieder kommen soll;
Wir treiben ihn über die Haide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

Oder:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern**) in das Haus,
Den Reichen in den Kasten;
Morgen wollen wir fasten!

Daß auch Luther den Gebrauch des Tod-Austragens gekannt habe, beweist dieses, daß er die Gelegenheit benutzt hat, ein ähnliches Lied auf den aus der protestantischen Kirche verwiesenen Papst zu dichten. Dasselbe ist eine seiner letzten Arbeiten gewesen und ist betitelt: „Dr. Martin Luthers letzter Gesang zum Valet dem Römischen Papst gemacht für die Kinder zu Mitfasten an statt den Tod austreiben, den leidigen Papst damit aus der Kirche zu jagen“ ***) und lautet:

1.

Nun treiben wir den Papst heraus
Aus Christi Kirche, Gottes Haus,
Darinn' er mördlich hat regiert,
Unzählich viele Seelen verführt.

2.

Troll dich aus du verdammter Sohn,
Du rothe Braut von Babylon,
Du bist der Greul und Anti-Christ,
Voll Lügen, Mord und arger List.

3.

Dein Ablaß-Brief, Bull und Decret
Liegt nun versiegelt im Secret,
Damit stahlst du der Welt ihr Gut,
Und schändest dadurch Christi Blut.

4.

Der römische Götz ist ausgethan,
Den rechten Papst wir nehmen an,
Das ist Gottes Sohn, der Fels und Christ,
Auf den sein Reich erbauet ist.

5.

Er ist der höchste Priester zart,
Am Kreuz er aufgeopfert ward,
Sein Blut für unsere Sünd vergoß,
Recht Ablaß aus seinen Wunden floß.

6.

Sein Kirch' durch sein Wort regiert,
Gott Vater selbst ihn investirt,
Er ist das Haupt der Christenheit,
Dem sei Lob, Preis in Ewigkeit.

7.

Es geht ein frischer Sommer herzu,
Verleih' uns, Christus, Fried und Ruh!
Bescheer' uns, Herr, ein selig Jahr —
Vorm Papst und Türken uns bewahr.

* * *

Der letzte Vers des Liedes weist nun auf einen andern Gebrauch hin, welcher heißt:

II.

„Den Sommer gewinnen.“

Seit undenklichen Zeiten besteht an einigen Orten des Thüringer Waldes und des Eisenacher Kreises zu Ostern jeden Jahres ein Gebrauch, der eine Art Frühlingsfeier bedeutet. Am heiligen Abende vor Ostern stellt sich nämlich in Gerstungen bei Eisenach die Schuljugend in drei oder vier Colonnen, theils vor der Wohnung des Försters, theils auch vor der des Oberholzhauers auf, von wo sie durch abgesendete Deputationen die betreffenden Personen begrüßen, mit Jubel in ihre Mitte aufnehmen, und sodann mit diesen nach dem Walde ziehen. Hier angekommen, benutzen sie nach altem Herkommen ihr Recht, sich einen recht hohen Fichtenstamm, der ihnen am besten gefällt, zu ihrem Osterbaume auszusuchen. Nachdem nun der ausgewählte Baum unentgeltlich von dem Förster abgetreten worden ist, wird derselbe unter Feierlichkeiten gefällt und unter frohem Jubel in den Ort getragen. Auf dem Marktplatze angelangt wird er niedergelegt, geschält und bis zum äußersten Gipfel mit gefärbten Eiern, bunten Bändern, Lappenschnüren und Schneckenhäusern ausgeputzt. Gegen Abend wird der geschmückte Riese dann in der Mitte des Platzes aufgerich-

*) Bezieht sich auf die Reibereien und Feindseligkeiten zwischen Juden und Christen im Mittelalter.

**) Altes Weib ist gleichbedeutend mit Hexe.

***) Vergl. Hilscher a. a. O. S. 39 und 40. Der Gesang wurde später von Hechtius ins Lateinische übersetzt und ist S. 87 in dessen Ecclesiodio mit aufgenommen.

tet. Oft findet dieselbe Feierlichkeit zugleich an mehreren Plätzen der verschiedenen Ortsviertel statt, wo aber kleinere Osterbäume aufgerichtet und ausgeschmückt werden. Nach beendigtem Gottesdienste am ersten Osterfeiertage beginnt unter den aufgerichteten Bäumen der Frühlingstanz, wobei vor und zwischen den Tänzen folgendes Lied gesungen wird:

1.

Tro, ri, ro! der Sommer is nu do!
Wir woll'n nu' 'raus in Garten
Und woll'n des Sommers warten;
Jo, jo, jo! der Sommer is nu do!

2.

Tro, ri, ro! der Sommer is nu do!
Wir woll'n nu zu den Hecken,
Un woll'n den Sommer wecken;
Jo, jo, jo! der Sommer is nu do!

3.

Tro, ri, ro! nu is der Sommer do!
Der Sommer hat gewonnen,
Der Winter is zerronnen;
Jo, jo jo! nu is der Sommer do!

4.

Tro, ri, ro! nu is der Sommer do!
Nun laßt uns fröhlich singen,
Beim Tanzen und beim Springen;
Tro, ri, ro! so singt und tanzt nun froh!

Am dritten Feiertage wird nach Beendigung des Tanzes ein Schlangenzug formirt, welcher sich unter Gesang durch den Ort hinzieht und sich dann auflöst. Den Sonntag darauf wird die Feier fortgesetzt und sodann der Baum gemeinschaftlich umgeworfen, seiner Schnüre, Bänder und Eier beraubt, und mit letzteren noch ein Spiel getrieben. Ebenso bestand neben diesem noch der Gebrauch, daß eine große Kohlrübe, in Form eines Schweinskopfes, geziert mit Buchsbaum und anderm Grün, in einer Schüssel von einem Knaben auf dem Kopfe herumgetragen wurde. Es gesellten sich dann zu diesen noch die anderen Jugendgenossen. War nun der Ort durchzogen, so wurde die Schüssel unter Hurrahruf zerschlagen, die Versammlung zertheilte sich in mehrere kleinere Trupps, durchzog abesmals den Ort und sammelte Eier und Speck ein, mit dem Ausruf:

Eier und Speck,
Giebt ein gut Geleck!;

das Eingesammelte wurde dann verzehrt.

Aber auch in der Stadt Eisenach besteht noch Manches, was uns an den Gebrauch erinnert. So kommen dort am Sonntage Lätare aus der Nähe und Ferne Bursche und Mädchen, Kinder und Erwachsene in sonntäglicher Kleidung nach der Georgen-Vorstadt und feiern unter Freude und Tanz den Nachmittag bei ihren Bekannten und Freunden. Die Feierlichkeiten, welche ehemals damit verbunden, waren folgende. Mit einem Strohbilde oder mit weißen, geschälten Stäben, die mit bunten Bändern und Kränzen geschmückt wurden, zog man hinaus vor das Thor, hielt Umzüge im Felde und sang:

Nun tragen wir den Tod hinaus,
Das neue Jahr hinein,
Willkommen, angenehmer Frühling,
Willkommen, hervorgrünendes Gras.

Beim Heimgehen aber warf man die Figur ins Wasser und sang:

Nun haben wir den Tod ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch die Maien,
Der Blümlein sind mancherleien.
Wir kommen und bringen mit herein,
Den Sommer und den Sonnenschein!

Dabei besteckten alle die Hüte mit grünen Tannenreifern und zogen mit einer festlich mit bunter Wolle, Kränzen, farbigem Papier und Bändern geschmückten Tanne in die Stadt zurück. Abends zündete man auf dem in der Nähe der Wartburg gelegenen Mädelsteine ein Feuer an und ließ einen an ein Rad gebundenen brennenden Strohmann, den man ebenfalls den „Tod“ nannte, den Berg hinunterlaufen. Dieses nach der Stadt hin rollende Feuerrad sollte ihnen die wiederkehrende Sonne andeuten.

Längst schon sind viele von diesen Gebräuchen wieder abgeschafft worden und das Fest beschränkt sich jetzt auf die Kinder, denen man kleine Geschenke von Tannenreisern und aus Hollunder- oder Binsenmark künstlich gefertigten Vögeln, welche man heilige Geister nennt, u. s. w. macht.

III.

Bedeutung und Ausartung.

Was nun endlich die Bedeutung von „den Sommer gewinnen“ anlangt, so ist dieselbe in dem Namen selbst ausgesprochen. Die Völker der Vergangenheit, so verschieden sie auch in ihrer Bildung gewesen, feierten den Eintritt des Frühlings als ein hoffnungsreiches Fest, bald auf eine ernste, bald aber auch auf eine poffenhafte und läppische Art. Dieses thaten die Franken, Sachsen, Thüringer, aber auch die Serben und Wenden, welche jedesmal am 25. März ihr neues Jahr antraten. An diesem Tage erinnerten sie sich zugleich auch der Verstorbenen, indem sie mit Fackeln an die Begräbnißplätze zogen und dabei den Göttern ihren Dank für den glücklich durchlebten Winter, in welchem ihre natürliche Verforgerin, die Mutter Natur, im Schlafe erstarrt gelegen hatte, brachten. Man schmückte Altäre und Bilder der Götzen mit frischen Kränzen; man opferte, trank aus großen Hörnern, aß, so lange es noch etwas zu essen gab, und überließ sich vollkommen der Freude und dem Eindrucke, welchen der Frühling in der Brust jedes natürlichen Menschen hervorruft. Um dieser Freude mehr Ausdruck zu verleihen, zog man hinaus in die Fluren und hielt daselbst Umzüge. Abends wurden auf den Bergen Feuer angezündet, und unter dem Scheine dieser Freudenfeuer sang man:

Eia, Eia!
Lenz wieder da,
Vögel und Blüthen.
Winter geschieden,
Eia, Eia!

Diese Sitten pflanzten sich auch auf das Mittelalter fort, was man, wie J. Grimm *) anführt, „die Zit empfahn“, „den Sumer empfahn“ nannte. „Wer das erste Veilchen erblickte, zeigte es an, nun lief das ganze Dorf hinzu, und die Bauern steckten die Blume auf eine Stange und tanzten darum. Ebenso wurde der erste Maikäfer eingeholt, die erste Schwalbe und der Storch begrüßt und die Thürmer der Städte waren angehalten, die Ankunft derselben anzublasen, wofür ihnen ein Ehrentrunk aus dem Raths-

*) „Die ankunft des Sommers, des Mais, oder, wie wir jetzt sagen, des Frühlings, wurde nun vor alters festlich begangen; das hiess im mittelalter: die zît empfâhen. Minnesänger 1, 200 a, 2,78 b Ben. 453; den Sumer empfâhen: „Sumer wis empfangen von mir hundert tûsend stunnt.“ Ben. 328; „helfent grüezen mir den Meien“, Minnesänger 1,102 b; si (diu vogellîn) willent alle grüezen nu den Meien.“ Minnesänger 2, 84 b.
Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. Ausgabe von 1835, S. 438.

keller verabreicht wurde.“ Oft kämpften auch zwei Knaben mit einander, die in Epheu, Stroh (Strohbär) und Moos gekleidet waren, bis der Winter unterlag und der Sommer siegte. Dann wurde dem Winter die Hülle abgerissen, zerstreut und ein sommerlicher Kranz von grünen Zweigen umhergetragen.

Natürlich durften bei all solchem Naturgepränge auch die Sänger des Feldes und Waldes nicht fehlen und vergessen werden. Und weil mit dem Frühlinge auch die Paarung der Vögel beginnt, so ahmte man ihre Weise nach, machte Nester von Laub und Stroh und legte bunte Eier hinein, welche später oft mit allerlei Reimen und Sprüchen versehen waren. Von dieser Sitte stammen die Ostereier, mit denen man noch jetzt die Jugend zu beschenken pflegt.

Werfen wir nun einen Blick auf das Ganze zurück, so dürfen wir mit vieler Sicherheit annehmen, daß der zuletzt beschriebene Brauch „den Sommer gewinnen“ durchaus ursprünglicher ist, als „den Tod austragen“, daß ihn der Polenfürst Metschislaw sicher schon vorher gekannt und bei Gelegenheit seiner Taufe erstern nur eine andere Bedeutung und andere Formen gegeben habe. In den beiden beschriebenen Volks- und Jugendfesten haben wir darum Sproß und Wurzel ein- und derselben volksthümlichen Regung zugleich vor uns.

Die Polizei verbot an manchen Orten die Feste und so sind es heute nur noch Rudera, die von den beiden Gebräuchen den Kindern übrig geblieben. Ihre echt volksthümliche Bedeutung geht darum mehr und mehr verloren, und so sinken sie in der Hand der letzteren zu Bettelfesten herab. So in Frankfurt a. M., worüber uns Reimann in seinen „Volksfesten“ Mittheilung macht *). Da singen die Kinder:

„Dort drieben steht ein suches Haus
Da sieht'n schiener Herre raus,
Ha wird sich wuhl bedenken
Und wird uns etwas schenken.“

Haben sie etwas bekommen, so singen sie dankend:

„Habt Dank, ihr lieben Herren mein,
Das Himmelreich soll euer sein,
Dazu die himmlische Krone,
Gott wirds euch wuhl belohne!“

Erhalten sie aber nichts, so rächen sie sich durch folgende Verse:

„Stecken wir den Sommer uff de Keller,
Kratzhals, Krümmhals hat kein Heller.
He geb uns gern en Gröschle,
Ho hat og keins im Täschle!“

Hawele, hawele Leone (heilige Apollonia)
Die Fastnacht geht bald ane,
Unten in dem Hünkelhaus (Hühnerhaus)
Hängt ein Korb voll Eier h'raus,
Droben in der Fürste (Giebel)
Hangen die Bratwürste,
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen.
Glück schlag ins Haus,
Komm immer mehr heraus.
Violen und die Blumen,
Bringen uns den Sommer.
Ri, ra, rum!
Der Winter ist bald h'rum,
Der Sommer ist so keck
Und wirft den Winter in den Dreck!

Müssen sie warten, so fahren sie fort:

Wenn ihr uns was geben wollt,
So gebt uns alsobald,
Denn unsere Händ' und Füße
Werden uns allzu kalt!

Sehen sie aber, daß sie ganz und gar umsonst gesungen haben, so schließen sie mit dem Reime:

Stockfisch, Stockfisch!
Giebt uns alle Jahre nichts.
Wenn ich kömm, so hast nichts.

Schließlich sei nur noch bemerkt, daß sich auch an einigen anderen Orten in Thüringen noch Spuren einer Frühlingsfeier finden. So das „Schmücken der Brunnen“ in Ilmenau, „Grasekönig“ in Stotternheim, „Laubmännchen und Walfir“ in Ruhla, das „Kindeln“ (Schlagen) mit Tannenreisern“ am dritten Weihnachtsfeiertage in der Saalgegend u. s. w.

*) Fr. A. Reimann, Deutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir 1839, S. 19 ff.

In einigen anderen Gegenden, wo diese Gebräuche ebenfalls zur Bettelei herabgesunken sind, singen sie:

Schilderungen aus dem südlichen China.

(Auszüge aus Briefen.)

Mitgetheilt von **C. W. Stuhlmann.**

II.

Swatow, Mitte November 1875.

Die schöne Jahreszeit hat begonnen, und andauernd haben wir jetzt ein Wetter, wie bei Euch an den schönsten Tagen im Juni. Der Himmel ist völlig wolkenlos und über den Fernen liegt eben ein solcher blauer Duft wie in Deutschland an schönen Septembertagen. Köstlich sind auch die Nächte. Die Sterne scheinen noch einmal so groß als in Deutschland zu sein und glänzen und funkeln mit einem weitaus intensivern Licht.

Gärtnerei, ländliche Ausflüge, Jagd und Spiele im Freien, namentlich Kegeln und Cricket, werden jetzt mit Eifer betrieben. Die vor vierzehn Tagen gepflanzten Bohnen sind schon fast eine Hand hoch und in vier Wochen werden wir jungen Blumenkohl haben. Als Hauptdüngungsmittel für die Blumen verwende ich einen Stoff, welcher in Europa sicher noch niemals dazu verwendet worden ist, Opiumfegsel nämlich. Bei dem Aus- und Einpacken der Opiumkugeln geht nämlich immer etwas von der Emballage, welche kleine Partikelchen Opium enthält, verloren, und diese Abfälle, die jedoch in äußerst kleinen Dosen angewendet werden müssen, wirken noch weit fruchtbringender, als Guano, Hornspähne oder Knochenmehl. Ein Uebelstand ist aber dabei, der näm-

lich, daß man Acht geben muß, daß die chinesischen Gartenarbeiter nicht den Dung forttragen, um ihn daheim zu rauchen oder an Collegen zu verkaufen.

In den Feldern nähert sich der Reis der Reife und soweit die Blicke schweifen, finden sie nur saftgrüne Ebenen, ab und zu von Dörfern und kleinen Baumgruppen unterbrochen. Schaaren von wilden Gänsen und Enten ziehen den Fluß hinauf und lagern sich in den Lagunen, und Schnepfen, Kriekenten und andere kleinere Sumpf- und Wasservögel verlassen ihren gewöhnlichen Aufenthalt, die Lagunen, und schwärmen in den Reisfeldern und Bambushainen umher. In Folge dessen ist die Jagd hier augenblicklich so ergiebig, wie man es bei Euch sich gar nicht vorstellt. Vor einigen Tagen schoß ich auf einem Gang von drei Stunden zwei wilde Gänse, die zusammen zwanzig Pfund wogen, und eine solche Menge Kriekenten, Schnepfen, Reisrebhühner und anderes Geflügel, daß mein Diener nicht alles auf einmal nach Hause tragen konnte und alle hiesigen europäischen Speisekammern zur Zeit Ueberfluß davon haben. Die hiesigen Wildenten schmecken sämmtlich vorzüglich, niemals fischig oder thranig, und die Schnepfen geben unseren Beccasinen und Waldschnepfen an Wohlgeschmack nichts nach. Hirsche, Rehe und Wildschweine, deren es in den Flußniederungen oberhalb Schanghai so viele giebt, kommen hier jedoch in einer weiten Ausdehnung gar nicht vor.

Nachmittags bringe ich jetzt, wenn Frau Consul K. mich nicht für ihr Cricket engagirt hat, fast immer einige Stunden mit Kegelspiel zu, das hier jedoch nicht nach deutscher Sitte mit neun, sondern nach amerikanischer mit zehn Kegeln gespielt wird, von denen einer vorn, zwei in der zweiten, drei in der dritten und vier in der hintersten Reihe stehen. Das hier übliche Spiel bietet weit mehr Abwechselung und Mannigfaltigkeit als das unserige, wobei es ja immer nur darauf ankommt, in das richtige Loch zu treffen und dadurch möglichst viel Holz zu machen, während hier oft einzelne Kegel oder Kegelgruppen umgeworfen werden sollen. Für gewöhnlich wird um einen Einsatz von einen oder einigen Dollars gespielt und zwischen den einzelnen Spielern, namentlich den Engländern und Amerikanern, wird wieder stark gewettet. Ab und an fordert auch eine Nation die andere heraus, wo dann die Partie sich mehrere Wochen hinzieht. Wie schon früher in Tschi-fu bin ich auch hier wieder einer der besten Spieler und genieße daher die Ehre, auf mich vorwiegend gewettet zu sehen. In diesem Punkte entspreche ich wenigstens den Vorstellungen, welche sich die Engländer und Amerikaner von uns machen. Danach muß nämlich ein jeder Teutone gut kegeln, weiter ausgezeichnet singen und mindestens ein Instrument fertig spielen, vor Allem aber fabelhaft viel rauchen und Bier trinken, alles Sachen, welche ich entweder gar nicht — nämlich Rauchen und Biertrinken — oder doch nur sehr mangelhaft verstehe. Jeder neue englische Bekannte will es zuerst gar nicht glauben, daß ich nicht rauche, und fast noch schwerer fällt es mir, die Leute zu überzeugen, daß ich Porter, Ale, Lagerbier, Sherry, Gin und Cognacpunsch nicht mag und weit lieber gutes Wasser trinke. Sherry und Schnaps wird von den hiesigen Europäern massenhaft vertilgt, namentlich von den Engländern und Amerikanern und zwar nicht allein zum Wohlgeschmack und aus Langeweile, sondern auch, weil sie und ihre Aerzte glauben, daß solcher Genuß ein Präservativ gegen Fieber und andere Klimakrankheiten ist. Aus dem entgegengesetzten Grunde hassen sie aber das Wasser, mag dasselbe auch noch so rein und frisch sein. Der medicinische Aberglaube ist hier noch weit größer und alberner als in Deutschland.

Das europäische Handelsgeschäft gestaltet sich hier immer ungünstiger. Einestheils dadurch, daß die Chinesen es immer mehr lernen, selber den Im- und Export in die Hand zu nehmen, anderntheils in Folge der Entwerthung des Silbers, die alles Vertrauen zerstört und bereits zahlreiche Bankerotte verursacht hat, und endlich, weil in den tollen Schwindeljahren dem hiesigen Markt zu viel europäische Fabrikate und darunter viele zugeführt worden sind, die hier nicht einmal die darauf lastenden Fracht- und Zollspesen werth sind. Namentlich ist in letzterer Beziehung von Deutschland gesündigt worden, dessen Fabrikate in Folge dessen in schlechtem Rufe stehen. Eine europäische Waare, welche irgend anders als die Probe ausfällt und die namentlich auch nicht gut und geschmackvoll verpackt oder cartonnirt ist, kauft der Chinese absolut nicht. Engländer und Franzosen wissen das und handeln danach; in Deutschland, wo neuerlichst auch Leute, denen jede wirkliche kaufmännische Bildung fehlt, sich auf den Exporthandel geworfen haben, wird aber häufig der Chinese für einen Halbwilden angesehen, und man glaubt, der dumme Teufel merke nichts davon, wenn ein Stück Manufacturwaaren einen oder einige Zoll schmäler und eine halbe oder ganze Elle kürzer ist, oder eine Vergoldung unecht u. s. w. u. s. w.

Die hier ansässigen und hier vorkehrenden Deutschen stehen im Allgemeinen bei den Chinesen sonst im guten Ruf, namentlich auch deshalb, weil sie sich meistens gegen jene weniger hochmüthig betragen, als es die anderen Nationen thun, und sich verhältnißmäßig selten Handgreiflichkeiten und andere Rohheiten erlauben. Das gilt namentlich auch von unseren Seeleuten, und das und die Nüchternheit, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit unserer Capitäne hat es dahin gebracht, daß die deutsche Flagge nach der englischen am stärksten bei der hiesigen Küstenfahrt betheiligt ist und daß die chinesischen Kaufleute durchweg unsere Schiffe für Befrachtungen denjenigen aller übrigen Nationen vorziehen.

Nach der jetzt aufgemachten Statistik hat der Werth der Aus- und Einfuhr in den Vertragshäfen im Jahre 1874: 149,099,000 Taels oder etwa 954,000,000 Mark betragen. Davon kommen auf die Ausfuhr 74,495,000 Taels, auf die Einfuhr 74,604,000 Taels; die Bilanz ist also für China eine sehr günstige. Bei der Ausfuhr ist England und seine Colonien mit etwa 73 Procent, bei der Einfuhr mit $94^1/_2$ Procent betheiligt. Unter den Ausfuhrartikeln haben Thee und Seide weitaus die ersten Stellen; bei der Einfuhr sind Opium mit fast zweiunddreißig Millionen Taels, Baumwollenstoffe mit fast achtzehn Millionen, Leinengewebe mit vier ein halb Millionen, Metallarbeiten mit fast vier Millionen und Baumwollengarn mit über zwei Millionen betheiligt. In den Seezollämtern sind im Ganzen 11,497,272 Taels (à 6 Mark 40 Pfennig) vereinnahmt, wovon etwa 25 Procent für Erhebungskosten abgehen mögen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Lachsfang in Oregon.

Einen der Hauptnahrungszweige in Oregon bildet der Lachsfang, welcher hauptsächlich im Columbiaflusse betrieben wird. Es werden dort mehr Lachse gefangen und für den Verkauf hergerichtet, als in allen Fischereien zusammen genommen. Im verflossenen Jahre wurden im Columbiaflusse nicht weniger als 40,000,000 Pfund Lachs gefangen. Nach Angaben der Londoner „Times" belief sich der Ertrag der Lachsfischerei in Großbritannien und Irland im Jahre 1875 auf 10,600,000 Pfund, so daß das Resultat des Lachsfanges in einem einzigen Flusse Oregons etwa vier Mal größer war, als das in England erzielte. Von jenen 40,000,000 Pfund Lachs wurden nicht weniger als 16,000,000 Pfund für den Export hergerichtet. Fünfzehn in der Nähe von Astoria befindliche Anstalten präparirten täglich etwa 1500 Fische, von denen jeder circa 20 Pfund wiegt. In diesem Jahre hat man siebenzehn solcher Anstalten, die aber, da das Resultat nicht so ergiebig ist, wie im vorhergegangenen, nicht alle im Betriebe befindlich sind. Die Fangzeit dauert vom April bis August. Dieser Industriezweig hat sich innerhalb etwa acht Jahren zu seiner jetzigen Höhe aufgeschwungen. Die ersten Versuche, Lachs zum Versenden in luftdichte Blechgefäße zu verpacken, wurden, ohne daß man besondern Erfolg gehabt hätte, am Sacramento-Flusse angestellt. Der Mißerfolg ist jedoch nicht den Leitern jenes Unternehmens zuzuschreiben, sondern lag lediglich darin, daß die Fische nicht zahlreich und regelmäßig genug erschienen. Aus diesem Grunde verlegte man diesen Industriezweig nach dem Columbiaflusse. Der in Blechgefäßen präparirte Oregon-Lachs wird als Delicatesse überall hin verschifft, geht aber hauptsächlich nach England. So gingen von dem Ergebniß des Fanges des letzten Jahres 105,600 Kisten voll nach England, 14,000 nach den australischen Colonien, 2400 nach Neuseeland, 1500 nach Südamerika, nach den östlichen Staaten 57,571. Der Gesammtwerth dieser Sendungen betrug 2,500,000 Dollars.

Es entsteht die Frage, ob dieser Industriezweig ein permanenter bleiben wird oder nicht. Die verschiedenen Firmen, welche das Geschäft betreiben, haben mehrere Hunderttausend Dollars in dem Unternehmen angelegt. Bis jetzt ist im großen Ganzen der Zug von Fischen ein starker geblieben; alte Ansiedler im Staate Oregon erklären und auch die in der Nähe Astorias lebenden Indianer bezeugen, daß die Menge der Fische dieselbe geblieben ist, wie vor 30 Jahren. Der Stockfischfang an der Küste von Neufundland und der Häringsfang an der schottischen Küste werden seit Jahren betrieben und ergeben noch immer günstige Resultate, so daß die Annahme, daß dasselbe auch mit dem Lachsfange im Columbiaflusse im Staate Oregon der Fall sein werde, wohl nicht zu gewagt erscheint; vorausgesetzt, daß nicht ein planloses Ausrotten der zu kleinen Fische oder Anlage von Fabriken, Sägemühlen und dergleichen, wie in Canada, den Fischreichthum schädigt.

— West-Griqualand am Vaal-Flusse wurde bekanntlich, als die dortigen Diamantenentdeckungen viel Gesindel herbeizogen und in Folge dessen Unruhen entstanden, von dem Gouverneur der Capcolonie, Barkly, am 27. October 1871 den englischen Besitzungen einverleibt, ein Jahr darauf aber als unabhängige Kroncolonie anerkannt (s. „Globus" XXIII, S. 16, und XXIV, S. 239). Da die neue Colonie, welche auf 782·3 deutschen Quadratmeilen 1874 etwa 25,500 Bewohner zählte, unstreitig neben früher ganz unabhängigen Districten auch solche umfaßt, auf welche die Transvaal- und die Orange-Republik Ansprüche besitzt, so hat jetzt England zunächst letztere — mit der erstgenannten stehen ihm wohl noch weiterreichende Auseinandersetzungen bevor — entschädigt. Im Juli haben Lord Carnarvon und Präsident Brand ein Abkommen dahin geschlossen, daß England dem Freistaate für alle seine etwaigen Ansprüche an West-Griqualand eine Summe von 90,000 Pf. St. zahlt, welche noch um weitere 15,000 Pf. St. erhöht werden soll, wenn der Orange-Freistaat gewisse Bahnlinien in Verbindung mit Bahnen der Capcolonie oder Natals ausführt.

— Mehr als neun Zehntel des Werthes, welcher 1875 aus Großbritannien exportirt worden ist, entfielen auf zwölf Häfen, nämlich auf London 57,923,927 Pf. St., Liverpool 79,460,771, Hull 23,273,231, Grimsby 10,149,580, Glasgow 9,128,372, Southampton 8,652,933, Newcastle 4,882,433, Leith 3,848,466, Cardiff 2,837,747, Harwich 2,806,149, Hartlepool 2,484,648, Folkestone 2,253,678, zusammen über 207,000,000 Pf. St., während der Gesammtexport des Königreichs 223,465,963 Pf. St. betrug. Voran steht Liverpool mit seiner kolossalen Ausfuhr von Wolle, Leinen und Baumwolle, während Newcastle und Cardiff besonders durch den Kohlenexport verdienen. Die zwölf wichtigsten Einfuhrhäfen Großbritanniens sind keineswegs genau dieselben, welche eben aufgeführt worden. Der Import betrug nämlich 1875 in London 135,102,452 Pf. St., Liverpool 105,095,188, Hull 18,456,334, Folkestone 11,822,742, Southampton 9,236,460, Glasgow 8,987,005, Leith 8,084,081, Bristol 6,911,963, Newhaven 6,143,741, Greenock 5,869,997, Dover 5,409,042 und Newcastle 5,151,115; zusammen über 326 Mill. Pf. St. oder fast neun Zehntel des Gesammtimports von 373,939,577 Pf. St., eine Summe, wie sie bis jetzt noch nicht erreicht wurde, während der englische Export nur in den drei Jahren 1872 bis 1874 denselben oder einen höhern Betrag erreicht hat. Der Import von 1875 begriff Rohmaterial im Werthe von 139,047,488 Pf. St., theilweise verarbeitete Artikel für 28,568,226 Pf. St., Manufacturwaaren für 39,552,176 Pf. St., Lebensmittel für 162,274,950 Pf. St., d. h. für 10 Mill. Pf. St. mehr, als im vorhergehenden Jahre, und endlich für 4,496,697 Pf. St. verschiedene Artikel.

— Die Notiz auf S. 224 ist arg verdruckt worden; das englische Aufnahmeschiff heißt „Fawn" und war nach der afrikanischen Ostküste (nicht Westküste) bestimmt. Neueren Nachrichten zufolge ist es übrigens von Port Said nach Indien und China abgegangen, um dort wichtige Vermessungen, deren bekanntlich die ostasiatischen Gewässer noch sehr bedürftig sind, zu vollenden.

— Aus Valencia (Irland) wird vom Freitag, 27. October, gemeldet: Die britische Nordpolexpedition unter Capitän Nares ist hierher zurückgekehrt, nachdem die Unmöglichkeit erkannt worden ist, den Nordpol zu erreichen.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. III. (Mit elf Abbildungen.) — Zur Statistik von Britisch Birma. — Slavische Findlinge. Von Richard Andree. — Den Tod austragen und den Sommer gewinnen. Von Franz Schmidt in Weimar. — Schilderungen aus dem südlichen China. (Auszüge aus Briefen.) Von C. W. Stuhlmann. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Der Lachsfang in Oregon. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 28. October 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

IV.

Von Ambriz im Norden bis Mossamedes im Süden ist die afrikanische Westküste factisch im Besitz der Portugiesen. Ihre Ansprüche reichen zwar nach beiden Richtungen bedeutend weiter, nach Süden bis über den Cunene-Fluß, nach Norden bis an oder gar über den Congo-Strom hinaus; sie sind aber, wie uns die deutsche Expedition nach der Loango-Küste gelehrt hat, dort eben so wenig Herren des Landes wie ganze anderthalb Breitengrade südlich von der Mündung des Congo. Ja nur acht deutsche Meilen südlich von der Hauptstadt Loanda sitzt ein den Portugiesen nicht unterworfener Negerstamm, der der Quissama (Kissama, vergl. „Globus" XXV, S. 150), welcher nach v. Homeyer nicht einmal portugiesische Kaufleute in seinem Gebiete duldet. An der Congo-Mündung sitzen südlich bis Mangue Grande die wilden Musforonghi, Strompiraten, welche kein beladenes Boot oder selbst Schiff, falls unbewaffnet, passiren lassen, und erst im vergangenen Jahre wieder die Rache der englischen Kriegsschiffe herausgefordert und erfahren haben. Joachim John Monteiro, dem wir ein gutes Buch über Angola *) verdanken, war seit dem Ende des 17. Jahrhunderts der erste Weiße, welchem sie vor einigen Jahren das Durchwandern ihres Gebietes gestatteten. Von Mangue Grande südwärts bis Ambriz sitzt ein Zweig des Mushikongo-Stammes. Der wenig nördlich von Ambriz mündende Loge (spr. g wie weiches sch) bildet die Nordgrenze des factischen portugiesischen Besitzes, welche erst 1855 bis hierhin vorgeschoben wurde. Die Küste besteht hauptsächlich aus rothen Hügeln und Klippen, auf deren Rande der Weg meist entlang führt, auf solche Weise prächtige Aussichten auf die See und die tobende Brandung darbietend. Das Land selbst ist öde und nur dünn bewaldet, erst mit der merkwürdigen Mateba-Palme, dann mit dem Kaschu-Baume (Anacardium occidentale), überall aber und namentlich südlich von Ambrizette mit dem Baobab. An dieser ganzen Küste, deren Häuptlinge die portugiesische Oberherrschaft nicht anerkennen, befinden sich nur einige europäische Factoreien in Mangue Grande, Ambrizette und Quinsembo (Kissimbo), wo die eingeborenen „Linguisteres" (vom Portugiesischen lingoa = Sprache; also Dolmetscher) den gesammten Handel vermitteln und dabei die aus dem Innern kommenden Neger auf das Schamloseste übervortheilen. Aber fast alle Versuche der Weißen, direct mit den Verkäufern zu verkehren, sind an dem Widerstande sowohl der Linguisteres als der mißtrauischen Verkäufer gescheitert; erst neuerdings ist ab und zu ein directer Verkehr eingeleitet worden, und die großen Vortheile, welche die Verkäufer dabei erzielten, lassen auf eine baldige Aenderung jenes Verfahrens hoffen.

*) J. J. Monteiro, Angola and the River Congo. 2 Vol. London 1875. Monteiro lebte von 1858 bis 1873 fast ununterbrochen in jenem Coloniallande, zuerst als Leiter von Kupferminen bei Bembe (Pemba), Benguela und Cuio, dann seit 1865 als Kaufmann in Ambriz, wo er seit 1865 verschiedene Factoreien errichtete, um die innere Faserrinde des Baobab (Adansonia digitata) zu sammeln, deren Verwendbarkeit zur Papierfabrikation er 1858 entdeckt hatte. Das Buch des in Botanik und Zoologie wohlbewanderten Verfassers ist doppelt werthvoll bei dem geringen, oder besser ganz fehlenden Bestreben der portugiesischen Regierung, über ihre afrikanischen Besitzungen auch nur das geringste Wissenswerthe zu veröffentlichen.

a

Elfenbein-Schnitzerei.

b

Elfenbein-Schnitzerei.

c

Elephantenzahn mit afrikaniſcher Schnitzerei. (Nach d. Original.)

Einzelheiten des geſchnitzten Elephantenzahns. (Nach dem Original.)

Die Wertheinheit, in welche der Preis aller Tauschartikel umgerechnet wird, ist die „peça“ (englisch „long“). Als „peça“ werden z. B. gerechnet 6 Yards der gewöhnlichen Sorten Baumwollzeuges (ungebleichter Calico, blaugestreifter oder gewürfelter Stoff) oder $1^1/_2$ Yards Boi (ein wollenes Zeug), fünf Flaschen Rum, fünf Messingstangen, ein baumwollener Regenschirm, 3000 blaue Glasperlen, 3, 6, 8 oder 12 baumwollene Taschentücher je nach Größe und Qualität u. s. w.; werthvollere Gegenstände, wie ein Tönnchen Pulver, Flinten, Schwerter, Messer u. s. w., gelten pro Stück zwei oder mehr Longs. Jeder Sack voll Kaffee oder eines andern Productes (Erdnüsse, Sesam, Kautschuk ꝛc.) wird gewogen; dann schreibt der Käufer den ausgemachten Preis in Longs auf ein kleines Stückchen Papier, das die Eingeborenen Mukanda oder, falls sie Englisch verstehen, „book“ nennen und am Fenster des Vorrathshauses dem dort stationirten Vertreter des Käufers präsentiren. Reicht also z. B. ein Neger ein Book hinein, worauf 20 Longs notirt sind, so erhält er durch jenes Fensterchen eine Flinte (4 Longs), ein Fäßchen Pulver (2 Longs), 18 Yards gestreiftes Zeug (3 Longs), 18 Yards grauen Calico (3 Longs), 18 Yards blaugewürfeltes Zeug (3 Longs), 8 Taschentücher (1 Long), 5 Flaschen Rum (1 Long), ein Tischmesser (1 Long), 3000 Perlen (1 Long) und 5 Messingstangen (1 Long), in Summa 20 Longs. In dieser Auswahl der Tauschobjecte sind nur wenige Abänderungen nach dem Wunsche des Negers gestattet, weil es sonst zu den Unmöglichkeiten gehören würde, 100 und mehr Books in kurzer Zeit zu bezahlen. Und auch so gehört schon viel Uebung, Geduld und Langmuth zu dem Verkehre mit den Schwarzen. Ein geübter Verkäufer kann ein Book mit viel weniger Kosten für sein Handlungshaus honoriren als ein ungeübter; und andererseits verweigern die Neger oftmals jeden Verkehr mit einem neuen ihnen ungewohnten Weißen.

Elfenbein wird auf eine andere Weise gekauft. Der Käufer wiegt den Zahn und bietet dafür Vielfache einer Wertheinheit, die in einer Flinte, einem Tönnchen Pulver und zwei Longs besteht. Hat nun z. B. der Neger für einen Zahn den Preis von 12 Flinten, 12 Tönnchen Pulver und 24 Longs acceptirt, so erhält er davon nur 4 Flinten und 4 Tönnchen Pulver in natura, den Rest und die 24 Longs in Zeugen, Rasirmessern, Brillen, Schlössern, Fußringen, Spielkarten, leeren Flaschen, Perlen, Bandeisen, Messingnägeln u. s. w.

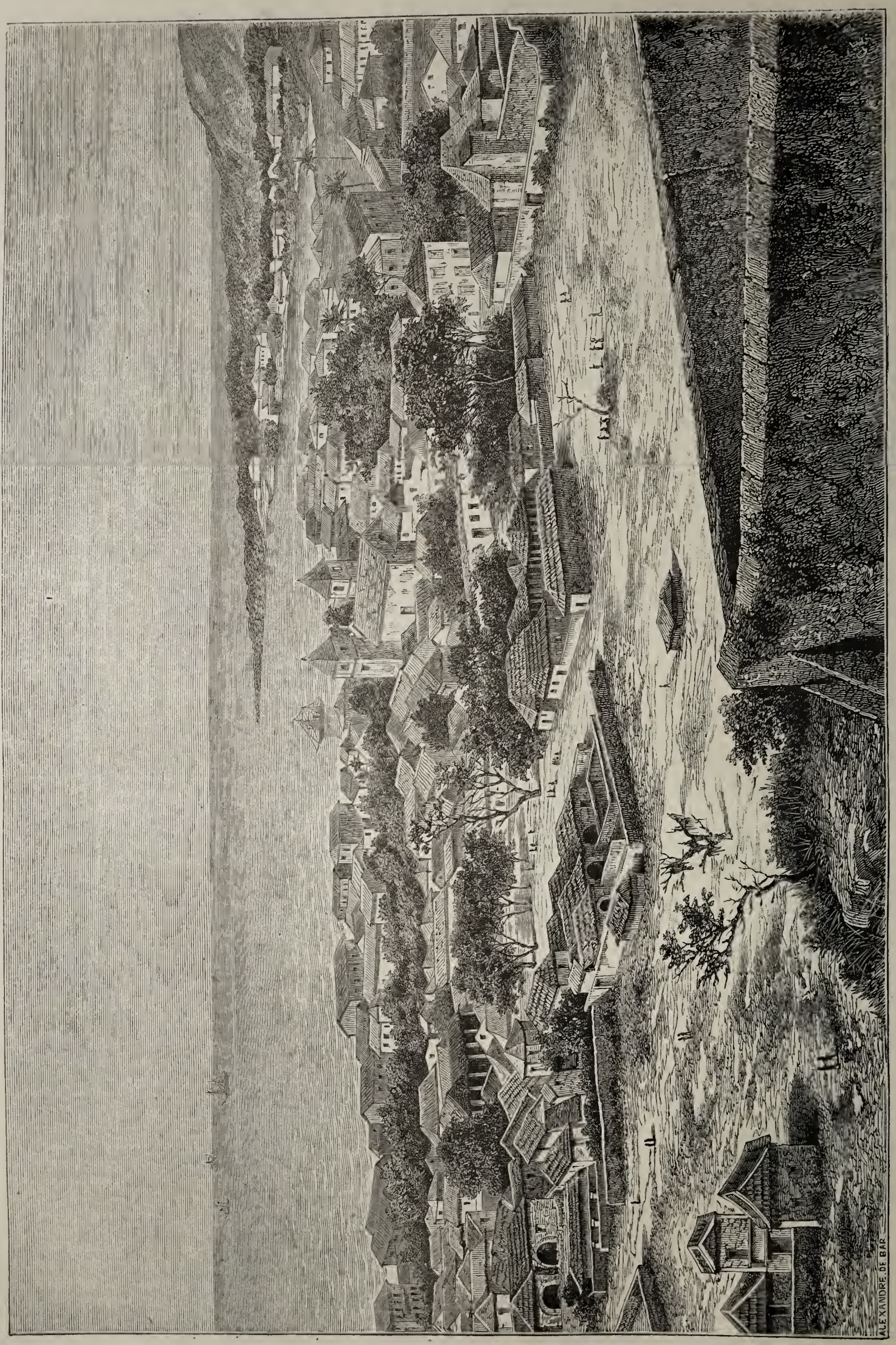
Wie bedeutend sich übrigens der Handel an der kurzen Küstenstrecke vom Congo (diesen ausgeschlossen) bis einschließlich Ambriz entwickelt hat, seitdem die englischen Kreuzer den Sklavenhändlern ihr Handwerk gelegt haben, geht aus den Beträgen der Ausfuhr von Ambriz hervor, welche Monteiro (a. a. O. I, S. 111) mittheilt. 1874 wurden von dort exportirt (zusammen im Werthe von 300,000 Pf. St.): 1500 Tonnen Baobabrinde, 7500 Tonnen Erdnüsse, 1000 Tonnen Kaffee, 650 Tonnen Sesam, 50 Tonnen rother Kopalgummi, 100 Tonnen weißer Angolagummi, 400 Tonnen Kautschuk (dessen Export, ebenso wie den der Baobabrinde, Monteiro erst eingeführt hat), 100 Tonnen Palmkerne und 185 Tonnen Elfenbein. Letzteres wird silbergraues genannt, bewahrt seine Weiße, wenn es der Luft ausgesetzt wird, was die anderen Arten nicht thun, und wird niemals bräunlich, wenn es alt wird, wie das asiatische und ostafrikanische. Es wird daher auf den Märkten am meisten gesucht.

Das Elfenbein, welches an den in Rede stehenden Theil der Westküste kommt, wird von den Eingeborenen des Zombo-Landes dorthin gebracht, welche zu der Reise 30 Tage gebrauchen. Danach mag ihr Land etwa 300 engl. Meilen landeinwärts liegen, jenseit der Mushikongo, deren Nachbarn sie sind. Es ist eine körperlich armselige Race, meist in Graszeug gekleidet, die Kopfwolle in sehr kleine Flechten getheilt und dick mit Oel und Kohlenstaub beschmiert, womit sie auch Leib und Gesicht einreiben. In Bembe theilt sich ihre Straße aus dem Innern in drei Zweige, die nach Moculla, Ambrizette und Quissembo, jetzt den Hauptplätzen des Elfenbeinhandels, führen. Die Karawanen, welche außer Elfenbein nur hin und wieder einige Grasskleider oder ein paar Säcke weißer Bohnen oder Zwiebeln mitbringen, reisen gewöhnlich im „Kakimbo“, d. h. der trockenen Jahreszeit, weil die vielen Ströme und Schluchten unterwegs nur alsdann passirbar sind. Die Zähne werden auf Kopf und Schultern getragen und, damit sie nicht abgleiten, in eine Art Käfich aus Holz gesteckt, der ihren mittlern Theil umgiebt. Sehr schwere Zähne — und Monteiro sah zwei von 172 resp. 174 Pfund Gewicht — werden an einer Stange befestigt und von zwei Männern getragen.

Im Zombo-Lande sollen noch Elephantenherden in Menge existiren, und die Eingeborenen lachten wenn Monteiro die Befürchtung aussprach, daß der Vorrath auf die Neige gehen könnte. Sie schießen die Thiere mit Flinten, welche sie nach Negerart dermaßen voll Pulver stopfen, daß sie wegen des furchtbaren Rückschlages dieselben nur einmal am Tage abfeuern können. Selbst beim Freudenschießen oder Begräbnissen schütten ja die Neger dort so viel Pulver in die Gewehre, daß dieselben oft platzen.

Bekannt ist, daß die Bewohner jener Küste mit dem einfachsten Werkzeuge, einem geschärften Nagel, umfangreiche Sculpturen in Elfenbein ausführen. Ein ganzer derartig verzierter Elephantenzahn wurde z. B. von A. Bastian an der Loango-Küste erworben, nach Berlin gebracht und in seinem Werke (besprochen in „Globus“ XXV, S. 380 f.) abgebildet. Die originellen Schnitzereien, welche wir in Abbildungen (a und b) hier vorführen, stammen aus der Sammlung eines Mr. Toulson in Loanda. Die Figur a zeigt mit dem Rücken gegen einander gekehrt je zwei Männer und zwei Weiber; nach Fleuriot de Langle's Ansicht stellte sie doppelt das Prototyp der geschlechtlichen Trennung, die Mythe von Havier und Kassombe, dar, welche bei den in Afrika so gewöhnlichen Hautkrankheiten angerufen werden. Auch in Figur b erkennt er dieselben Götzen, Havier, das männliche Princip, auf den Schultern der Kassombe; mit welchem Rechte, lassen wir dahingestellt.

Figur c stellt einen Zahn dar, welcher sich in des Admirals Besitze befindet. Er hat 50 Centimeter Länge und stellt in sechszehn Figuren, welche auf einem 60 Centimeter langen, schraubenförmig herumlaufenden Bande ausgeschnitzt sind, die Behandlung der Sklaven auf dem Transporte vor. Ein schmales Band trennt die Darstellungen; es ist mit Fischen, Muscheln, Blättern, Schlangen (? wohl besser Ranken) u. s. w. verziert. Von unten beginnend, sieht man drei um den Hals mit einem Bambusseile gefesselte Sklaven, deren hinterster den Strapazen erlegen ist und von seinen Gefährten als Leichnam nachgeschleppt wird. Vor ihnen geht ein Fahnenträger, wie solche stets die Karawanen in Innerafrika begleiten, dann eine Anzahl von Trägern, die auf Kopf und Schultern oder in den Händen Flinten, Pulverfäßchen und Waaren tragen. Der Anführer, durch eine spitze Kopfbedeckung und den Säbel ausgezeichnet, scheint sich drohend nach den Zurückgebliebenen umzuschauen. Eine Gruppe von zwei Figuren unterbricht den Zug, deren Bedeutung schwer zu erklären ist; vielleicht ein hingesunkener Sklave, dem sein Leidensgefährte aufzuhelfen sich bemüht. Weiter schreitet ein alter Mann daher, durch die Länge seines Bartes und seines Gewandes wahrscheinlich als Araber charakterisirt, in der Hand einen Stock mit einem Papagei



Rhede von S. Paulo de Loanda. (Nach einer Photographie.)

darauf. Die Verzierung auf dem Hintertheile der nächsten Figur erinnert fast an den Schurz der Fans (s. oben S. 276); er scheint mit erhobener Hand zwei ermüdete Sklavinnen zu bedrohen. Wieder folgt einer der Händler, eine Pfeife im Munde, eine Waffe über die Schulter gelegt, und zum Beschlusse ein zweiter Araber mit langem Barte und Gewande. Manche Figuren lassen begreiflicher Weise auch andere Deutungen zu, und Flenriot de Langle ist geneigt, die sitzenden Gruppen für Darstellungen des durch den Sklavenhandel gestörten häuslichen Glückes zu halten. Gewißheit könnte da nur der Verfertiger selbst gewähren, den zu finden wohl unmöglich ist.

Der auf der Spitze des Zahnes Thronende ist trotz seiner europäischen Mütze und Rockes dem Gesicht nach ein Afrikaner, der, auf einem Koffer sitzend, etwa einen durch Verkauf von Sklaven reich gewordenen Häuptling oder eingeborenen Händler darstellt. —

Die angeführte Entwickelung des Handels um Ambriz ist nach Monteiro ein Fingerzeig für die Art und Weise, wie man die Afrikaner in Afrika selbst der Civilisation nähern kann. Von Missionären und ihren Bekehrungen hält er, wie natürlich, blutwenig und behauptet als gewiegter Kenner des Landes nachdrücklichst, daß ihnen in Wahrheit auch noch nicht eine einzige dort gelungen sei. Die alten Missionäre im 17. Jahrhundert verstanden das Geschäft besser, trieben Handel, unterwiesen die Schwarzen in Ackerbau, Gärtnerei und allerlei Handwerken, hoben sie damit auf eine höhere Stufe der Civilisation und gewannen zusehends an Macht und Reichthum, der freilich zuletzt zu ihrer Austreibung führte. Wie die heutigen Missionäre zumeist die Sache anfassen, so erreichen sie nichts, als daß ihre Zöglinge unverschämte, schuftige Lümmel werden, die nur die Laster der Weißen nachäffen, ohne zugleich an ihrer Energie und Thatkraft ein Beispiel zu nehmen, und sich besser dünken als ihre Landsleute. Diejenigen, welche Schreiben gelernt, benutzten ihre Kunstfertigkeit zu nichts als um Books zu fälschen und die großen Handelshäuser zu betrügen — und heute wird kein einziger etwas gebildeter Neger oder selbst Mischling mehr von einem Handelshause in einer irgendwie verantwortlichen Stellung verwendet.

Der Tauschhandel dagegen ist das große Civilisationsmoment in Afrika, wie die Entwickelung jenes kleinen Küstenstriches in wenigen Jahren beweist, wo weder gewaltsame Occupation noch der edle Wettstreit von einem Dutzend verschiedener Religionssecten den Eingeborenen unterdrücken, schädigen und in Verwirrung hat bringen können. Dagegen veranlaßten sie die mannigfachen Handelsartikel der Weißen zu größerer Thätigkeit und zu vermehrter Ausbeutung der natürlichen Schätze des Landes; selbst der Verkauf von Rum hat nach Monteiro bis jetzt keine schlimmen Folgen gehabt.

Wie unendlich vorsichtig und geduldig man aber bei jeder Neuerung dem Neger gegenüber zu Werke gehen muß, beweisen die Erfahrungen Monteiro's, als er anfing, die innere Baobabrinde von den Eingeborenen, welche dieselbe zu Stricken, Körben u. s. w. verarbeiten, aufzukaufen, um sie mittelst hydraulischer Pressen zu zerstampfen und behufs der Papierfabrikation zu verschiffen. Erst wollte es den Schwarzen gar nicht in den Kopf, daß ein Weißer diesen bisher nie begehrten Stoff kaufe; dann als sie sich an den neuen Handel gewöhnt hatten, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, die Faser werde zu Stricken verarbeitet, um damit die Schwarzen zu fesseln und als Sklaven wegzuführen, und alsbald verschwanden Mann, Weib und Kind von den Factoreien und kehrten erst nach langen Verhandlungen wieder dahin zurück. Das Erscheinen eines Viermasters auf der Rhede von Ambriz hatte dieselbe erschreckende Wirkung, weil dort nie zuvor ein solcher gesehen worden war. Als dann in der Factorei Quimpoaça der Regen lange Zeit ausblieb, wurde die hydraulische Presse als die Ursache davon angesehen und sollte „Casca", den allgemein beliebten Gifttrunk, nehmen, um sich von der Beschuldigung durch Gottesurtheil zu reinigen oder unterzugehen. Da sie aber weder Mund noch Magen hatte, mußte ein Sklave an ihre Stelle treten, und nur dem Umstande, daß bei diesem der Trank als Brechmittel wirkte, hatte der unternehmende Mann die Erhaltung seiner Maschine zu danken.

Ambriz selbst besteht eigentlich nur aus einer einzigen, oben auf den Klippen gelegenen, langen, breiten Straße, an deren Ende ein kleines Fort mit Baracken für die Garnison sich erheben — soll. Es ist noch heute unfertig, so viel Tausende es auch schon gekostet hat, weil sein Bau für die schlecht bezahlten Commandanten von Ambriz eine gute Nahrungsquelle ist. Im gleichen Zustande befindet sich das Hospital, und die Offiziere miethen sich Erd- oder Grashütten oder wohnen bei den Krämern. Das Zollhaus liegt in Ruinen; die Kirche, deren Bau auf Subscription begonnen wurde, ragt mit ihren vier Mauern ohne Dach gen Himmel, und der Priester liest Sonntags die Messe in einer Kammer im Hause des Commandanten und treibt in den sechs Wochentagen Handel mit den Eingeborenen. Aber für das Geld, welches alle diese Regierungsgebäude schon verschlungen haben, hätten sie aus bestem Material längst prächtig hergestellt werden können. — Ebenso miserabel wie die Gebäude ist auch die Bewaffnung und Mannszucht der Garnison, und wären die Eingeborenen nicht über alle Maßen friedlich und unkriegerisch, so hätten sie schon längst die Portugiesen sammt und sonders ins Meer gejagt. Nur eines Vorzuges kann sich Ambriz rühmen: es besitzt die einzige eiserne Landungsbrücke in Angola; sie ward auf Monteiro's Drängen errichtet. — Auch südlich von Ambriz besteht die Küste aus jenen rothen Klippen, an denen das Meer wüthend brandet, und welche nur hier und da von den Mündungen größerer Flüsse, wie des Dande und Bengo, durchbrochen werden. Südlich von letzterm öffnet sich eine weite Bucht, die Bengo-Bay, an deren südwestlichem Ende der Hauptplatz der ganzen Küste, S. Paulo de Loanda oder kurzweg Loanda, liegt. Die Stadt, welche nach Dr. Falkenstein (s. Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft Nro. 12, S. 205) 2500 Weiße und 12,000 Neger, nach Monteiro (a. a. O. II, S. 22) 10,000 bis 12,000 Einwohner, davon ein Drittel Weiße, zählt, liegt in einem Halbkreise um ihren seichten Hafen, den nach der See hin eine lange, flache Sandbank und eine Insel gegen Stürme vollkommen schützt und nach der Landseite eine Linie niedriger Hügel umgiebt; im Nordwesten erhebt sich auf denselben das Fort Miguel, im Nordosten das Fort Penedo. Am Wasser liegt die Unterstadt (Cidade baixa), auf den Hügeln die Oberstadt (Cidade alta), und beide zusammen gewähren dem Ankommenden mit ihren weißgetünchten Steinhäusern, ihren Ziegeldächern, Kirchthürmen und Forts einen stattlichen Anblick, dem leider das Innere nicht entspricht. Auf der Höhe liegen die Regierungsgebäude, die Paläste des Gouverneurs und des Bischofs, eine alte eingestürzte Jesuitenkirche, mehrere andere Kirchen und das Hospital. Unmittelbar vor dem Hafen hat sich die kaufmännische Bevölkerung angesiedelt, und am Ostende breitet sich die Negerstadt mit ihren viereckigen, grasgedeckten Lehmhütten aus.

Die Häuser der Weißen sind meist geräumig und bequem, von Stein gebaut und mit rothen Ziegeln gedeckt, zum Theil mit einem Oberstocke und einer Veranda versehen, wo die Mahlzeiten gehalten werden. Man findet darunter wenig Neubauten; meist stammen sie noch aus der Zeit, wo

der Sklavenhandel blühte, oft 12 bis 15 Schiffe gleichzeitig ihre lebende Fracht im Hafen einluden und Loanda eine wohlhabende Stadt war. Jene Schiffe brachten damals treffliche Bauhölzer aus Brasilien für Dächer und Dielen zurück, welche allen Angriffen der weißen Ameisen, der Käferlarven, der Fäulniß u. s. w. Widerstand geleistet haben und noch heute so gesund und heil aussehen wie damals, als sie gelegt wurden.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Loanda in der letzten Zeit bedeutend gehoben hat. Gegen Ende des vorigen Jahrzehntes war es in einer überaus elenden Verfassung, ohne Leben, ohne Handel, ohne Dampfschiffverkehr; vier, sechs Monate verstrichen, ohne daß ein Schiff sich blicken ließ. Höchstens brachte einmal eines Zucker und Rum aus Brasilien. Es gab keine Läden in der Stadt, und Lebensmittel und andere alltägliche Bedürfnisse waren stets auf der Neige und entsetzlich theuer. Portugal mußte damals zu dem Budget der Colonie beträchtliche Zuschüsse leisten.

Das ist jetzt anders geworden: Loanda hat monatlich einen doppelten, regelmäßigen Dampfschiffverkehr mit Lissabon und Liverpool; auf seiner Rhede liegt stets eine ansehnliche Zahl ein- und ausladender Schiffe. Die allerdings hohen und willkürlich festgesetzten Zölle geben höhere Erträge, die Colonie deckt ihre Bedürfnisse selbst und erzielt sogar Ueberschüsse, und auf dem Quanza-Flusse hat sich eine ertragreiche Dampfschifffahrt entwickelt, welche Kaffee, Gummi, Wachs, Oel und Elfenbein exportirt. Ein Theil des mit stinkenden Abfällen bedeckten Strandes ist in einen Kai verwandelt worden, Ruinen von Kirchen und Klöstern wurden weggeräumt, freie Plätze, breite Straßen und ein Markt angelegt und mit prächtig roth blühenden Akazien, indischem Pfeffer, Tamarinden und Kokospalmen bepflanzt und zahlreiche Läden haben sich aufgethan, wo jederlei europäische Waaren zu haben sind. Wären erst alle Straßen, in deren glühenden Sand der Fuß fast bis an die Knöchel versinkt, gepflastert, wäre der ganze schmutzige Strand gereinigt und besäße die Stadt an Stelle der paar Cisternen und der Boote, welche Tag für Tag das Wasser vom Bengo- und Quanza-Flusse herbeischaffen, erst eine ordentliche Wasserleitung vom Bengo her, so gäbe es an der ganzen afrikanischen Westküste keinen angenehmern Ort als Loanda.

Das Leben in der Stadt schildert Dr. Falkenstein folgendermaßen.

„In höchst unangenehmer Weise machen sich die Mulatten und Neger durch ihre äußere Erscheinung und ihr Wesen bemerkbar, da eine lächerlich ausgesuchte Eleganz der Kleidung und arrogantes Auftreten den Unterschied der Farbe verwischen sollen. Der gewöhnliche Neger trägt auch hier noch das

Bay von Mossamedes.

„panno“ um die Hüften geschlagen, eine Jacke, und, wenn er es ermöglichen kann, Mütze oder Strohhut. Die Frauen haben über den bis auf die Füße herabgehenden, über den Brüsten verschlungenen, langen, vielfarbigen Gewändern große schwarze Tücher, die kapuzenartig den Kopf bedecken und deren eines Ende meist malerisch über eine Schulter geschlagen ist. Die Männer sieht man entweder auf den Straßen in der Sonne umherliegen, und zwar gewöhnlich in ihrer Lieblingsstellung, mit dem Rücken den Himmel betrachtend, oder aber die „machila“ tragend. Einen Weißen wird man nämlich selten zu Fuß sehen; er bedient sich stets, der Weg mag noch so kurz sein, der „machila“, eines an einer Stange aufgehängten Sitzbrettes, während oben ein anderes Brett als Schutzdach dient und an den Seiten Vorhänge angebracht sind.

Die Weiber sitzen entweder auf den freien Plätzen vor irgend welchen Handelsartikeln und warten auf Käufer oder aber verdienen sich die geringe Münze für ihre Bedürfnisse durch Besorgen der Wäsche der Weißen und andere Gefälligkeiten. Beide Theile vollführen aber stets, sie mögen beschäftigt sein oder nicht, einen so entsetzlichen Lärm mit ihren Sprachwerkzeugen, daß selbst das Ohr jedes Großstädters sich aus dem Bereich derselben fortwünscht. Nach neun Uhr Abends wird es ruhiger, da sich außer den bei Weißen fest engagirten dann kein Schwarzer mehr auf der Straße blicken lassen darf. Selbst die Europäer müssen sich nach dieser Zeit gefallen lassen, von jeder portugiesischen Wache mit „Quem vai lá“ angerufen zu werden und dürfen nur nach der Antwort „Amigo“ passiren.“

* * *

Zum Schlusse theilen wir hier noch einige statistische Daten nach Fleuriot de Langle mit, für welche derselbe leider keine bestimmte Quelle angiebt, welche aber augenscheinlich mehr Vertrauen verdienen als die bisher auf rund 2,000,000 veranschlagte Einwohnerzahl der Colonie. Zwar sehen Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde II, S. 84, Anm. 8) diese Zahl mit Recht als viel zu gering für das von Portugal beanspruchte Gebiet an; allein, wie wir gesehen haben, sind weite Strecken Landes innerhalb desselben, selbst solche unmittelbar an der Küste, völlig unabhängig, und auch landeinwärts reicht die Herrschaft der Weißen lange nicht so weit als die Karten sie darstellen. Der ganze portugiesische Besitz zerfällt in fünf Kreise, nämlich Ambriz mit 22,000 Einwohnern und 638 Soldaten, Loanda mit 64,000 Einwohnern und 3910 Soldaten, Benguela mit 75,000 Einwohnern und 372 Soldaten, Mossamedes mit 75,000 Einwohnern und 271 Soldaten und Golungo-Alto mit 238,000 Einwohnern, zusammen also 7788 Soldaten und 474,000 Einwohner (davon 217,000 Christen, allerdings zum großen Theile Christen sehr sonderbarer Art). Diese Bevölkerung

wird von 70 Häuptlingen (Dembos) regiert, denen 444 Sovas unterstehen, während 319 Sovas direct vom Generalgouverneur dependiren. — Die Colonie zählte 17,000 Freigelassene und 23,000 Sklaven. Durch Decret vom 25. Januar 1859 hat bekanntlich auch Portugal die Sklaverei abgeschafft, und am 29. April 1878 werden die letzten Sklaven frei sein. „Sollte diese Maßregel streng ausgeführt werden — sagt Monteiro (a. a. O. II, S. 41) —, so wäre das Resultat davon die völlige Zerstörung und der Ruin der jetzt gedeihenden blühenden Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen in der Colonie und Elend und Jammer unter den Tausenden befreiter Neger."

Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

III *).

Wichtig für die genauere Kenntniß des Gelben Flusses ist, was Prschewalski von den vielen Armen desselben, welche wir auf den Karten unter 41° nördl. Br. finden, erzählt. Er sagt darüber Folgendes: „Wir gingen 434 Werst am Ufer des Gelben Flusses entlang — von der Ueberfahrt gegenüber der Stadt Bautu bis zur Stadt Dyn-chu (auf den Karten Klaproth's und Kiepert's „Tschagan-subar-chan") — und als Resultat meiner Untersuchungen ergab sich die Thatsache, daß die Verzweigung des Hwang-ho bei seinem nördlichen Bogen nicht existirt, wenigstens nicht in der Weise, wie sie gewöhnlich auf den Karten angegeben wird, so wie auch, daß der Fluß an dieser Stelle seinen Lauf geändert hat.

Um in logischer Folge zu verfahren, werde ich vorerst eine allgemeine Charakterschilderung des von uns untersuchten Theils des Gelben Flusses sowie auch des Flußthals geben und dann erst unsere Weiterreise nach Ordos schildern.

Indem sich der Hwang-ho für einen Fluß von so bedeutender Größe ziemlich stark krümmt, strömt er mit einer Schnelle von 300 Fuß in der Minute durch das Thal, das im Norden vom In-schan (von dem das oben erwähnte Muni-ula-Gebirge den westlichen Theil ausmacht) und seinen westlichen Ausläufern und im Süden von einem Streifen Flugsandes, welcher von den Mongolen „Kusuptschi" genannt wird, umsäumt ist. Diese Schnelligkeit der Strömung haben wir nahe am Ufer während unserer Ueberfahrt gegenüber von Bautu beobachtet. In der Mitte strömt das Wasser gewiß noch schneller. Uebrigens hängt aber die Schnelligkeit der Strömung von der größern oder geringern Höhe des Wasserstandes ab, der während unserer Ueberfahrt ein mittlerer war. Die Ufer des Stromes wie auch sein Bett bestehen aus zähem Lehm; das Wasser ist ungemein trübe, so daß ich, als ich seinen Bodensatz untersuchte, 1·3 Procent Schmutz gefunden habe. Uebrigens ist diese starke Trübung, welche dem Wasser eine gelblichgraue Färbung giebt, der Gesundheit nicht schädlich, besonders wenn man den erdigen Theil sich setzen läßt.

Die Breite des Hwang-ho ist auf der ganzen von uns bereisten Strecke fast überall gleich und hängt vom höhern oder niedern Wasserstande ab. Gegenüber von Dyn-chu habe ich die Breite mit Hülfe der Bussole gemessen und fand, daß sie 203 Klafter (Saschen) beträgt. Annäherungsweise eben so breit, ja wohl noch ein wenig breiter, ist der Hwang-ho (bei mittlerm Wasserstande) gegenüber von Bautu, wo es mir nicht gelang eine Messung vorzunehmen, da die Chinesen uns während der Ueberfahrt sehr sorgfältig beobachteten. Die Tiefe des Gelben Flusses ist sehr bedeutend, und man kann ihn nirgends durchwaten; Flußdampfer könnten, so viel es scheint, hier sehr bequem gehen. Wenigstens befahren jetzt den Hwang-ho größere Flußfahrzeuge, welche für die am linken Ufer aufgestellte chinesische Armee Lebensmittel herbeischaffen. Man sagt, daß zur Fahrt von Bautu nach Ning-hia-fu (etwa $38^1/_2{}^0$ nördl. Br. und $105^1/_2{}^0$ östl. L. v. G.) vierzig Tage nothwendig sind, während in der umgekehrten Richtung die Fahrt von einem Punkte zum andern nur sieben Tage dauert.

Auf der ganzen von uns untersuchten Strecke hat der Hwang-ho keine Buchten, sondern fließt zwischen gleichen, niederen Ufern; dem lehmigen Boden und der großen Schnelle der Strömung ist die Erscheinung zuzuschreiben, daß die Ufer des Flusses immer mehr unterhöhlt und fortgerissen werden.

Vom Meridian des Westendes des Muni-ula an bilden sich sowohl am rechten wie am linken Ufer Arme, welche die Breite von 25 bis 40 Klaftern erreichen. Dieselben vereinigen sich jedoch bald wieder mit dem Hauptstrome, und nur einer von ihnen, und zwar der „Baga-chatan", zieht sich ziemlich weit gegen Osten. Was die Arme, welche am rechten Ufer des nördlichen Bogens des Hwang-ho (westlich vom Muni-ula) verzeichnet sind, anlangt, so existiren diese derzeit infolge einer Veränderung des Flußbettes gar nicht. Der Fluß hat nämlich sein früheres Bett verlassen und sich ein neues, gegen 50 Werst südlicher gelegenes gegraben. Das alte Bett, welches von den Mongolen „Ulan-chatun" genannt wird, hat sich sehr gut erhalten; wir haben es während unserer Rückreise nach Peking gesehen. Die Mongolen sagten einstimmig, daß zwischen dem alten Bette und dem jetzigen Gelben Flusse zwei Arme existiren, welche sich bis an das Westende des Muni-ula ziehen, wo neue Abzweigungen entstehen. Möglicherweise sind es auch diese beiden Arme, welche auf einigen Karten auf der Südseite des Hwang-ho verzeichnet sind, der jetzt durch den dritten, d. i. durch den südlichsten seiner früheren Arme, strömt.

Diese Veränderung des Flußbettes ist allem Anscheine nach vor nicht langer Zeit vor sich gegangen. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß das Land Ordos nicht bis an den jetzigen Flußlauf reicht, sondern sich über diesen hinweg bis an das alte Flußbett zieht. Die Mongolen der Gegend erzählten uns, daß nach der Tradition zwischen den Bewohnern von Ordos und den Uroten im Norden des

*) S. den Anfang dieses Aufsatzes nebst Karte in Nr. 8 u. 9 dieses Bandes. Wir machen unsere Leser zugleich darauf aufmerksam, daß Herr A. Kohn soeben bei H. Costenoble in Jena eine vollständige Uebersetzung des Prschewalski'schen Reisewerkes hat erscheinen lassen. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet und mit einer Karte und 22 Illustrationen versehen; über seine eminente Bedeutung für Geographie und Ethnographie brauchen wir hier nichts weiter hinzuzufügen.

Stromes ein Proceß entstand, als derselbe infolge heftiger Regengüsse sein ehemaliges Bett veränderte und südlicher floß. Zur Untersuchung der Sache kam eine Commission aus Peking, welche entschied, daß das Land von Ordos so weit wie früher, d. h. bis an das nun trockene Flußbett, reichen solle. Thatsächlich liegen auch die Choschunate von Ordos am rechten und linken Ufer des Hwang-ho; dieses weist wiederum darauf hin, daß der Gelbe Fluß seinen Lauf verändert hat, als schon die Provinz Ordos in die jetzigen Choschunate getheilt war."

Zur nähern Kenntniß des Stromthales wäre noch hinzuzufügen, daß es in der von Prschewalski bereisten Gegend 30 bis 60 Werst breit ist und daß seine Oberfläche aus aufgeschwemmtem Lehm besteht, welcher ungefähr eine Mächtigkeit von 2 bis 3 Fuß hat; unter dieser Lehmschicht, die übrigens in der Nähe des Flusses bedeutend mächtiger ist, da Prschewalski obiges Resultat schon in der Nachbarschaft des Flugsandes, der „Kusuptschi", gefunden hat, liegt Sand. Auf der nördlichen Seite des Flusses erweitert sich das Thal im Westen des Gebirges Muni-ula, während es südlich vom Flusse stark durch die sandige Kusuptschi eingeengt wird.

Im Süden des jetzigen Hauptarmes und zwar in einer Entfernung von ungefähr 10 Werst strömt jedoch ein mächtiger Arm, der 50 Klafter breit ist und von den Mongolen „Baga-chatun" genannt wird. Bei der Ueberfahrt über diesen Flußarm, „Li-wan-di" genannt und von Chinesen unterhalten, kamen chinesische Soldaten und verlangten unter Drohungen, daß ihnen Prschewalski eine Flinte oder einen Revolver schenke. Prschewalski stieß die Helden ohne Umstände aus dem Zelte hinaus und drohte zu schießen, im Falle sie es wagen sollten, ihm einen Besuch abzustatten, um ihn zu berauben.

Bemerkenswerth ist, daß man selbst auf der eigentlichen mongolischen Hochebene überall Chinesen trifft, sowie Wasser vorhanden, also der mit Berieselung verbundene Ackerbau möglich ist. So fand Prschewalski diese eigenartigen Landbebauer am Hwang-ho und seinem Arme Baga-chatun, und so traf er sie wiederum südlich von diesem Riesenstrome am Tsaidemind-See, der eigentlich nur ein großer mit Rohr, Schilf und Binsen bewachsener Sumpf ist, und am See Urgun-nor, wo der Einfluß der Chinesen sogar schon eine Aenderung der Sitten der Autochthonen bewirkt hat, da diese theilweise ihre Nomadenjurten aufgegeben und sich feste Fansen erbaut haben, sich auch hin und wieder, wenn auch mit wenig Fleiß und Geschick, mit Ackerbau beschäftigen. Wie überall so haben auch hier die halbwilden Barbaren von den höher civilisirten Ankömmlingen nur sehr wenig Tugenden, wohl aber die meisten Laster angenommen. Wie der Chinese sich durch Opiumrauchen entnervt, ebenso auch der Mongole. Man bezieht das schädliche Gift aus Indien, wo es bekanntlich die Engländer in großen Massen zubereiten, um mit seiner Hülfe und mit Hülfe des eroberten Monopols die Ostasiaten zu verderben. Doch haben die Chinesen vom Tsaidemin schon gelernt, sich selbst ihr Gift zu bereiten, und da das Gesetz den Anbau des Mohns verbietet, säen sie ihn in sumpfigen Gegenden zwischen Schilf, wo er nicht sehr in die Augen fällt, und die bestechlichen Beamten thun, als ob sie das verbotene Gewächs nicht bemerkten und lassen das Gesetz für Geld umgehen.

Im Allgemeinen bot das Land von Ordos südlich vom Hwang-ho, als Prschewalski es bereiste, das Bild der Verwüstung dar. Die Dunganen hatten zwei Jahre vor seiner Ankunft dort gehaust und Alles, was sie erreichen konnten, zerstört. Dörfer und Klöster, unter ihnen das ehemals reiche Kloster Schara-dsu, in welchem vormals gegen 2000 Lamas lebten, lagen in Ruinen, in denen Steintauben, Dohlen und Schwalben nisteten. Ueberall lagen Buddhastatuen und Burchane zertrümmert umher, ein Bild ihrer eigenen und ihrer Schöpfer Ohnmacht, und der Wind spielte mit den Blättern des heiligen Buches der Buddhaanbeter, den „Handschur". „Die Götter, welche in diesen Statuen gelebt haben," sagten die abergläubigen Mongolen, „sind in den Himmel geflogen!" Die räuberischen Dunganen ließen sich von den auf Löwen, Elephanten und Pferden reitenden, schauerlich wild aussehenden Göttern und Heiligen nicht schrecken und zur Anbetung bewegen, trotzdem auch sie auf der geistigen Bildungsstufe eines Kindes stehen.

Merkwürdig ist die schnelle Verwilderung der Hausthiere. Es waren, wie gesagt, erst zwei Jahre verflossen, seitdem die Dunganen in der Gegend südlich vom Gelben Flusse gehaust und die Menschen theils ermordet, theils zur Flucht gezwungen hatten, und schon fand man zahlreiche Herden verwilderten Rindviehs, verwilderter Kameele, ja sogar verwilderter Schafe, die jedoch eine leichte Beute der zahlreichen Wölfe wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese verwilderten Hausthiere sich dort nicht lange halten werden, da sie in der wüsten Hochebene nicht die Lebensbedingungen finden, welche ihre Brüder in den Savannen und Prairien Amerikas gefunden haben; nichtsdestoweniger liefert uns die einfache Thatsache der Existenz dieser verwilderten Herden den Beweis, daß die Thiere leicht aus dem Zustande der Domesticirung in den der Wildheit zurückfallen, wenn die Oberherrschaft des Menschen über sie aufhört.

Diese verwilderten Herden leben hauptsächlich in der sandigen Kusuptschi-Wüste, deren Boden salzhaltig und mit Büschen von Korbweide, Tamariskenstrauch (Tamarix gallica?) und Süßholz (Glycyrrhiza glabra), dessen Wurzel von den Mongolen gegraben und in den Handel gebracht wird, bedeckt ist. Den Reisenden, welche in der Gegend keine Lebensmittel, besonders aber kein Fleisch, erhalten konnten, kam das verwilderte Rindvieh sehr erwünscht. Sie machten Jagd auf dasselbe und versorgten sich nicht nur mit frischem Fleische, sondern auch mit getrocknetem, so daß sie für einige Zeit einen hinreichenden Vorrath besaßen und hinfort nicht genöthigt waren zu halten, nur um sich Lebensmittel zu verschaffen.

Wie oft hat wohl schon der Mensch in dieser Gegend die Werke der Civilisation vernichtet, den Menschen ausgerottet? In der Mitte der sandigen Kusuptschi gegen 30 Werst südlich vom Gelben Flusse fand Prschewalski die Ruinen einer großen Stadt. Jede Seite der quadratischen Umfassungsmauern ist gegen 8 Werst lang und hat noch jetzt eine Höhe von 7 Klaftern bei der gleichen Dicke. Innerhalb dieser Umfassungsmauern befinden sich Spuren von Brunnen, die bis 50 Klafter tief waren und jetzt versandet sind. Wer hat die Mauern aufgeführt, wer die Brunnen gegraben, und wer hat die große Stadt zerstört? Selbst die Sage schweigt, denn was die Mongolen sagen, daß diese Stadt von Tschingis-Chan erbaut worden sei, gehört in das Reich der Volksdichtung. In der Mongolei schreibt man solche alterthümliche Ueberreste von Cultur dem letzten Nationalhelden zu, wie man in Deutschland und Polen den Schweden Schanzen zuschreibt, welche gewiß aus vorhistorischen Zeiten stammen.

Während der Reise von Ordos nach Ala-schan erlitt unser Reisender einen herben Verlust; durch die Schuld seines Führers, eines Mongolen, stürzte das Pferd des Lieutenants Pylzow von einem steilen Flußufer herab und ertrank, infolge dessen dann der Begleiter Prschewalki's auf einem Kameele reiten mußte. Bei der Stadt Dyn-chu, welche am westlichen Ufer des Hwang-ho liegt, setzte Prschewalski wieder über diesen Fluß. Bei dieser Stadt gehen

die Hügel, welche sich in der sandigen Kusuptschi erheben, in einen hohen Felsenrücken über, der den Namen „Arbus-ula" führt und sich am Strom hinaufzieht. Er nähert sich auch immer mehr diesem Flusse, verengt sein Bett und tritt endlich fast ganz an seine Ufer heran, während sich am gegenüberliegenden Ufer der massive Ala-schaner Gebirgsrücken erhebt. An eine der felsigen Erhöhungen des Arbus-ula, dessen Spitze abgeplattet ist, knüpft sich eine mongolische Legende. Dieselbe hat, so erzählt die Sage, dem riesigen Schmiede Tschingis-Chan's als Ambos gedient. Er saß auf der Erde am Fuße dieses Ambosses und schmiedete hier verschiedene Waffen für den großen Eroberer und Hufeisen für sein Pferd.

In Dyn-chu hatte Prschewalski wieder dieselben Auftritte mit den Chinesen wie in Bautu, doch hatte er mit dem Mandarin mehr Umstände. Als er und seine Begleiter vor diesen geführt wurden, fragte er ihn, weshalb er in diese Gegend gekommen sei. Prschewalski erwiderte, daß er aus Neugierde gekommen sei, bei dieser Gelegenheit Pflanzen sammele und Vögel ausstopfe, um sie zu Hause zu zeigen. Außerdem, sagte er, habe er einige Waaren für die Mongolen, doch sei er und sein Begleiter Beamter. „Was für Waaren habt Ihr?" fragte der Mandarin. „Größtentheils Pekinger, für die gewöhnlichen Mongolen," lautete die Antwort. „Aber Ihr habt auch Waffen," sagte der Mandarin und erhielt zur Antwort, daß dieselben nicht verkäuflich seien, da es dem Fremden nicht freisteht, dergleichen Handelsartikel auf dem Wege, welchen die Reisenden zogen, nach China zu bringen. „Die Waffen," sagte Prschewalski, „dienen zu unserm Schutze gegen Räuber." „Zeigt mir Eure Waffen und schießt einmal aus ihnen nach dem Ziele," sagte der neugierige Mandarin. Man ging auf die Straße. Prschewalski hatte eine Lancasterdoppelbüchse und der Kasak eine Flinte mit glattem Laufe. Mit der letztern erschoß Prschewalski eine Schwalbe im Fluge und mit der Büchse zerschoß er einen Ziegel, welcher als Ziel aufgestellt war. Als der chinesische General dieses sah, wünschte er selbst zu schießen, doch gelang ihm die Probe nicht; hierauf ließ er ein altes Gewehr und eine alte Doppelpistole herbeibringen, doch verfehlte er einige Male das Ziel. Erst mit dem fünften Schusse zertrümmerte er auf zwanzig Schritt einen Ziegel.

Später erklärte der Mandarin, daß er die Sachen der Reisenden revidiren müsse, und gleichzeitig forderte er von Prschewalski, daß er ihm sage, wie viele Waffen er bei sich führe und welcher Art sie seien. Prschewalski hatte hiergegen nichts einzuwenden, und es erschien bald ein Schreiber, welcher jedes Stück verzeichnete. Gegen Ende der Audienz bat der Mandarin, daß ihm Prschewalski eine Büchse verkaufe, was dieser jedoch verweigerte, weshalb ihn der Mandarin ans andere Ufer des Gelben Flusses, von wo der Reisende gekommen war und wo sich noch sein Zelt und seine Sachen befanden, zu schaffen befahl.

Am folgenden Tage erschien bei Prschewalski ein Beamter mit zehn Soldaten in Uniform (einfachen rothen Blousen) und erklärte, daß er Befehl habe, die Sachen der Reisenden zu untersuchen. Diese Revision wurde jedoch so nachlässig ausgeführt, daß die Aufnahmen und Notizen Prschewalski's, welche in der Tiefe einer der Kisten verwahrt waren, der Entdeckung entgingen. Ein wichtiger Umstand, der wahrscheinlich zur Rettung der werthvollen Papiere beitrug, war, daß die Reisenden eben ihr Mittagsmahl kochten; die Soldaten waren deshalb fleißiger mit dem Stehlen des Fleisches aus dem Kessel als mit der Revision beschäftigt. Darauf erklärte der Beamte, der Mandarin habe Prschewalski bitten lassen, ihm den Revolver und die Büchse, mit denen er gestern geschossen, zum Besehen zu senden. Anfangs wollte Prschewalski dem Beamten diese Gegenstände nicht geben; als dieser ihm jedoch erklärte, daß ihm der Mandarin gesagt habe, er dürfe sich ohne diese Sachen nicht sehen lassen, wurden sie ihm unter der Bedingung ausgehändigt, daß sogleich ein Fahrzeug gesendet werde, um die Reisenden und ihre Sachen und Lastthiere über den Hwang-ho nach Westen zu schaffen, was auch geschah.

Als nun Prschewalski den hohen chinesischen Beamten ersuchte, ihm einen Paß zur Reise nach Ala-schan zu geben, erklärte dieser, daß er nochmals persönlich seine Sachen revidiren wolle, und machte sich sogleich daran, übergab aber seinem Diener das, was ihm am meisten gefiel und ließ es, unter der Ausrede, daß er diese Gegenstände zu Hause näher betrachten wolle, in seine Wohnung tragen. Der Mandarin nahm: zwei einläufige, gezogene Pistolen, einen Revolver, einen Dolch, zwei Pulverhörner, eine Laterne und ein Buch Schreibpapier. Als Prschewalski sah, daß sich die Revision in einen gemeinen Raub verwandelt, befahl er seinem Dolmetscher dem Mandarinen zu sagen, daß er nicht dazu hierher gekommen sei, um sich berauben zu lassen. Als dieses der chinesische General hörte, begnügte er sich mit den genommenen Gegenständen und stand von der weitern Revision ab. Nachdem auch die Kameeele über den Fluß geschafft worden waren, begab sich Prschewalski zum Mandarin, um von ihm den Paß zur Weiterreise zu erhalten; man sagte ihm jedoch, daß er schlafe. Dieses brachte den Reisenden aus der Fassung; er befahl dem chinesischen Generale zu sagen, daß, wenn er ihm nicht sogleich den Paß aushändige, er auch ohne denselben reisen, aber in Peking Beschwerde führen werde. Ungefähr eine Viertelstunde später erschien abermals ein Beamter mit Soldaten und erklärte, daß er den Auftrag habe, nochmals (d. h. zum vierten Male) die Sachen der Reisenden zu revidiren und sie ohne Paß nicht weiter reisen zu lassen. Die Revision beschränkte sich diesmal auf ein einfaches Verzeichnen der Kasten, welche die Reisenden mit sich führten. Die Soldaten blieben unter der Ausflucht, die Sachen vor Dieben zu bewahren, thatsächlich jedoch, um die Reisenden zu bewachen, bei diesen zurück. Man kann sich das Schwierige der Lage vorstellen, in welcher sich der russische Offizier befand; sie wurde dadurch noch schwieriger, daß einer seiner Kasaken erkrankte und sich nicht von der Stelle rühren konnte. Da gegen Abend sich auch noch ein Regen einstellte, mußte sich Prschewalski in das Unvermeidliche fügen und in der schmutzigen Fanse, die er kaum aus dem Gröbsten reinigen konnte, übernachten.

Am andern Tage ließ man Prschewalski unter der Ausflucht, daß der Mandarin schlafe, bis gegen Mittag warten; als er sich von der Wahrheit dieser Aussage überzeugen wollte, verweigerte man ihm die Erlaubniß, in die Stadt zu gehen. Indessen kam einige Male ein Vertrauter des Mandarinen und bat, daß Prschewalski dem letztern die Lancasterbüchse schenken möchte. Der Reisende verweigerte dieses ohne Umstände und erklärte, daß er nicht so reich sei, um dem ersten besten chinesischen Generale einen Gegenstand zu schenken, der einige hundert Rubel koste.

Nachmittags kam man endlich und erklärte, daß der Mandarin aufgestanden sei; gleichzeitig wurde auch das Kästchen mit der Büchse gebracht. Es fehlte jedoch ein Pulverhorn und eine Schachtel mit Zündhütchen. „Euer Chef hat von hier zwei Gegenstände gestohlen," sagte Prschewalski zum Beamten, der ihm die Büchse zurückgebracht hatte; gleichzeitig sendete er seinen Dolmetscher an den Mandarin mit dem Auftrage, ihm dasselbe zu sagen. Er selbst wollte nicht mehr zu ihm gehen, da er es unter seiner Würde hielt, mit einem solchen Menschen zu sprechen.

Nach einer Stunde kam der Kasak zurück und brachte das leere Pulverhorn, da der Mandarin erklärte, daß er das Pulver brauche. Gleichzeitig erschien aber auch ein Diener des Mandarinen, welcher Prschewalski bat, seinem Herrn die anderen Sachen zu schenken. Er erhielt einen abschläglichen Bescheid und erschien noch einmal mit dem Antrage, Prschewalski solle dem Mandarin die zurückbehaltenen Sachen verkaufen. Anfangs weigerte sich Prschewalski auch hierauf einzugehen; doch folgte er dem Rathe eines Mongolen, mit dem er näher bekannt geworden war, und erklärte auf den Antrag eingehen zu wollen, wenn ihm sogleich der Reisepaß ausgehändigt und ein Führer mitgegeben werde. Der Mandarin sendete sogleich den Paß, einen Führer, aber statt der geforderten 67 Lan für die Sachen nur 50 mit dem Bemerken, daß er ihm den Rest auszahlen werde, wenn er das nächste Mal Prschewalski sehen werde. Dieser wollte wegen einer Kleinigkeit nicht wiederum Lärm machen, ließ die Kameele bepacken und verließ, trotzdem der Abend nahe war, Dyn-chu. Unterwegs schloß sich der befreundete Mongole der Karawane Prschewalski's an und erzählte ihm, daß der Mandarin, als er erfuhr, daß Prschewalski auch ohne Paß weiter reisen wolle, erzürnt ausgerufen habe: „Ich lasse ihm hierfür den Kopf abschlagen!“ und dieses war auch die Ursache, weshalb er die Reisenden bewachen ließ. Das sind Zugaben zu den Annehmlichkeiten einer Reise durch die Besitzungen des „Sohnes des Himmels“!

Ein Gegenstück zur Aufnahme in Dyn-chu bildet die Aufnahme, welche die Reisenden in Dyn-juan-in, der Hauptstadt von Ala-schan, gefunden haben. Der Anban (Fürst) entsendete zu ihrem Empfange drei Beamten, welche sie in einer für sie zubereiteten Fause unterbrachten. Außerdem kamen noch drei Beamten, welche Prschewalski im Namen des Fürsten fragten, ob er und seine Begleiter etwa Missionäre seien. Als der Reisende diese Frage verneinte, drückten ihm die Beamten herzlich die Hände und erklärten ihm zugleich, daß der Fürst Befehl gegeben habe, die Reisenden nicht vor ihn zu lassen, im Falle sie Missionäre wären. Prschewalski sagt übrigens ausdrücklich, daß er die Resultate seiner Reise zum großen Theile dem Umstande verdanke, daß er Niemandem seine religiöse Ueberzeugung habe aufdrängen wollen.

Die befestigte Stadt Dyn-juan-in liegt gegen 15 Werst westlich vom mittlern Theile des Ala-schaner Gebirges und gegen 80 Werst nordwestlich von der großen chinesischen Stadt Ning-hia-fu (von den Mongolen Irgai genannt). Dyn-juan-in wird auch von den Chinesen Wa-jan-fu, von den Mongolen aber Alaschа-jamyn, d. h. die Verwaltung von Ala-schan, genannt.

Aus den Baumwollenstaaten.

I.

Nach dem Kriege. — Arkansas. — Landwirthschaft und Politik. — Carpetbaggers. — Corruption. — Louisiana. — Wahlfälschungen. — Oeffentliche Unsicherheit. — Die Finanzlage. — Georgia, ein demokratisch regierter Staat. — Einschüchterung der Neger. — Deren Auswanderung. — Schwarze Wähler auf der weißen Seite.

F.R. Die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union befinden sich seit dem Ende des Secessionskrieges, also seit bald zwölf Jahren, in einem Gährungszustand, der in vielen Beziehungen wichtig und interessant ist. Es handelt sich hier nicht bloß darum, eines der fruchtbarsten Länder, die die Erde aufzuweisen hat, für die Ausbeutung durch freie Arbeit zu gewinnen, die allein im Stande ist, die ungeheuern Vortheile gründlich zu nutzen, welche in Boden, Klima, Lage, Ausdehnung hier zusammengehäuft sind; sondern es muß hier zugleich eine Frage von der großartigsten Bedeutung für die Zukunft aller Völker, die Racenfrage, zur Lösung kommen. Die Sklaverei, welche dieses Gebiet bis vor zwölf Jahren eingenommen hatte, hat bei ihrem Rückzug 5 Millionen farbiger Menschen, Neger zumeist und Negermischlinge, dem Lande gelassen, für deren Zusammenleben, Zusammenarbeiten, Zusammenbilden, Zusammenregieren mit den Weißen eine Form zu finden ist. Zum ersten Male tritt der Fall ein, daß eine solche Masse Volkes, das noch kürzlich als tief unter den Weißen stehend betrachtet wurde, eine politische und wirthschaftliche Gleichberechtigung mit denselben angetreten hat, von der man noch in keiner Weise weiß, was ihre Entwickelung und ihre Früchte sein werden. Wird sich mischen, was wie Oel und Wasser geschieden war? Werden Fähigkeiten sich entwickeln, welche vom Druck der Sklavenketten erdrückt waren? Oder wenn nicht, welches wird die Form sein, in der die minderbefähigte und damit zum Dienen geborene Race sich der höher stehenden weißen unterordnet, ohne in eine neue von jenen zahlreichen Formen der Abhängigkeit zu gerathen, von denen ihre einstige Sklaverei vielleicht nicht die schlimmste war? Die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen dieser Proceß vor sich geht, erschweren seinen ruhigen Verlauf und compliciren den Gährungszustand, welcher mit demselben verbunden ist. Man hat die Farbigen nicht sich selbst überlassen, zunächst weil man sie nicht ihren einstigen Herren überlassen konnte, vorzüglich aber, weil es im Interesse zahlreicher Weißen lag, sich dieses vortrefflichen Stimmviehs zu Zwecken höherer Politik zu bemächtigen, die freilich mit dem Wohl und Wehe dieser allerdings sehr leitungsbedürftigen farbigen Bevölkerung nicht das Geringste zu thun hatten. Vorzüglich diese Demagogen sind es, die die Farbigen in eine Opposition zu den Weißen trieben, welche mehr als einmal aus der Racenfrage einen Racenkampf zu machen drohte. Sie sind es auch, denen wir es in erster Reihe anzurechnen haben, wenn die Gährung dieser Frage noch heute fast in derselben Trübe verharrt, wie im ersten Jahre nach der Aufhebung der Sklaverei.

Es wird sehr viel von dem Charakter der neuen Administration abhängen, welche in diesem Spätjahr zu wählen ist, wie in Zukunft diese Verhältnisse sich entwickeln werden, denn ihre seitherige Entwickelung ist zu einem großen Theile nur möglich gewesen unter dem Schutze und selbst der Förderung einer Administration, die mit auf die Stimmen der Farbigen und ihrer Demagogen sich stützte. Vielleicht werden dann in Kürze ganz andere Zustände eintreten, als wir sie im Folgenden nach den Skizzen eines so bewährten Beobachters wie Ch. Nordhoff *) zu schildern versuchen. Aber die Erscheinungen, welche aus dem freien Zusammen-

*) Ch. Nordhoff, The Cotton States in the spring of 1875. Newyork 1876.

leben der beiden Racen hervorgingen, wie dasselbe auch sonst immer geartet sein mochte, behalten ihren Werth für das Verständniß des Berufes und der Zukunft der einen wie der andern, vorzüglich aber der schwarzen.

Nordhoff stattete seinen ersten Besuch dem Staate Arkansas ab. Ein keineswegs günstiger Anfang! Arkansas leidet an allen Nachtheilen der Südstaaten, ohne einige ihrer wesentlichsten Vorzüge zu theilen. Die Negerbevölkerung und ihre weißen Leiter sind nicht besser als in Louisiana oder Mississippi, der Staat ist noch jung und dünnbevölkert und seine weiße Bevölkerung ist stark versetzt mit den unruhigen Elementen, welche an den Grenzen, in den Territorien sich sammeln, wo der Arm des Gesetzes kaum noch hinreicht. Auf der andern Seite ist es im Ganzen weder so fruchtbar noch klimatisch so begünstigt, wie die östlicher und südlicher gelegenen Gebiete; es bildet im Boden sowohl als im Klima den Uebergang von dem fruchtbaren und milden Tiefland des Mississippithales zu den rauhen und dürren Hochebenen des Westens. Auf weite Strecken trägt es den Charakter eines erst noch in der Besiedelung begriffenen Landes. Oeden sind häufig; die meisten Felder, selbst in der Baumwollenregion, lassen in ihren zahllosen „stumps", den Wurzelstöcken gefällter Bäume, das junge Alter ihrer Cultur erkennen; selbst melancholische „deadenings", d. h. Felder voll entrindeter und abgestorbener, aber nicht gefällter Bäume, sieht man noch oft. Der Süden und Osten ist ungleich cultivirter, als der Norden und Westen. Dort ist das Land vom Charakter der Mississippiniederung, trägt Baumwolle und Mais, hier ist es bergig und mit den Getreidearten des Nordens angebaut; dort herrscht die Plantagen- oder Großgutwirthschaft, hier ist der kleine Farmer zu Haus; dort dominirt das schwarze, hier das weiße Element. Zu Secessionszeiten bedingte dieser Unterschied der Bodengestaltung sogar eine Theilung des Staates in eine unionsfeindliche und eine unionsfreundliche Hälfte; während die Pflanzer der Niederungen für die Conföderation fochten, standen zahlreiche Farmer von Nordarkansas als „Union men" im Felde. Aehnliche Unterschiede sah man auch anderwärts im Süden; denn überall war in der Tiefe die Plantagen-, im Gebirge die Farmwirthschaft zu Hause, und die Gegensätze des politischen Credo waren häufig, wenn auch nicht überall so entschieden wie in Arkansas, der Reflex des scharfen Gegensatzes dieser beiden Wirthschaftsweisen.

Arkansas hat eine Seelenzahl von nicht ganz 650,000 Einwohnern, darunter 120,000 Stimmberechtigte. Auf 40,000 wird die Zahl der stimmberechtigten Neger angegeben. Dies Zahlenverhältniß, das den Weißen eine vollständige Zweidrittelmajorität sichert, würde in irgend einem der älteren Südstaaten genügt haben, um die Gesellschaft vor einer corrupten Negerregierung zu schützen; aber in Arkansas waren die Weißen selbst zu einem guten Theile politisch ganz so unreif wie die befreiten Sklaven, und Tausende von Bürgern, und nicht die wenigst tüchtigen, waren bis 1872 als frühere Rebellen des Stimmrechts beraubt. Als 1868 die Reconstruction in Arkansas begann, war der Staat fast ohne Schulden, aber auch fast ohne Eisenbahnen. Die erste Arbeit der Carpetbaggers (Carpet-bag, Reisetasche; diese Politiker kamen mit Reisetaschen in der Hand und gehen mit Kisten und Koffern), der fremden Demagogen, bestand in der Unterstützung einer Anzahl von Eisenbahngesellschaften mit Geld und Landanweisungen. In vier Jahren waren $5^1/_2$ Millionen Dollars an Eisenbahngesellschaften verschenkt, die in den meisten Fällen nicht einmal die Strecken ausbaueten, für welche sie Unterstützung erhielten. In ähnlicher Weise wurden Gesellschaften unterstützt, welche Dammbauten unternahmen. 3,000,000 Dollars waren bis 1871 an diese verausgabt. Diese Summen kamen zum größten Theil in die Hände von Politikern, welche den unterstützten Gesellschaften angehörten und die guten Dienste, die sie denselben in der Legislatur und in öffentlichen Aemtern leisteten, sich wohl bezahlen ließen. Dies waren die großen Diebe. Die kleinen besorgten vorzüglich die Creirung von Papiergeld, das sie im Namen des Staates nicht nur, sondern sogar der Counties und Gemeinden in Massen ausgaben. Sogar zum Besten der Schulen schufen sie Papiergeld. Sie schoben sich in die fettesten Aemter, und wo es daran fehlte, schufen sie neue Counties mit Dutzenden von neuen Aemtern. Die Countysteuern stiegen in einzelnen Counties auf 7 Procent. In den acht Jahren seit 1868 ist die früher winzige Staatsschuld so gewachsen, daß jetzt mindestens 175 Dollars auf jeden Kopf der stimmberechtigten Bevölkerung kommen! Man erzählt von einem County mit 7000 Seelen und 900,000 Dollars steuerbaren Eigenthums, das die Reconstructoren im Jahr 1868 schufen. Zwei junge „Politiker" aus Neuyork wurden vom Gouverneur zum Scheriff und Clerk derselben ernannt und diese beiden trieben im ersten Jahr gegen 40,000 Dollars in Steuern ein und gaben 50,000 Dollars County-Papiergeld aus. Sie nahmen die Steuern in Greenbacks, d. h. in Noten der Vereinigten Staaten, und lieferten sie in entwerthetem Staatspapiergeld ab. Sie verkauften Aemter, entließen Gefangene, fälschten Documente und zogen sich nach einigen Jahren mit ihrer Beute ungestraft zurück. Ein gewisser Mallory, der Locomotivführer bei der Eriebahn gewesen war, beschwindelte als Milizgeneral und Staatssenator den Staat Arkansas um viele Tausende. Er lieferte unter anderen der Miliz Kaffeemühlen zu 17 Doll. das Stück. Ein Zimmermann, der vom Governor zum Clerk eines entlegenen County ernannt wurde, begann seine Thätigkeit damit, daß er Papiergeld drucken ließ, noch ehe er sein Amt angetreten hatte, so daß er seine Reise nach dem Ort seiner neuen Bestimmung sogleich mit den neugeschaffenen Noten bezahlte. Von ähnlichen Geschichten wimmeln die Berichte über die Reconstruction von Arkansas, welche im eigentlichen Sinne eine Destruction war. Zu den politisch verhüllten Unterschleifen, von denen nicht ein einziger Beamter der Reconstructionsregierung freigesprochen wird, kamen offene Diebereien seitens hervorragender Parteihäupter gar nicht selten vor. Das oft gehörte Urtheil: „Arkansas wird von einer Diebsbande regiert" war keine Phrase. Nur in Louisiana hatte die Regierung der Republikanerpartei vielleicht in noch höherm Grade den Charakter eines organisirten Ausbeutungssystems angenommen und waren ihre Organe noch stärker mit ehrlosen Elementen durchsetzt, aber vor allen anderen Südstaaten ist Arkansas ausgezeichnet durch die Offenheit, mit der es von seinen Regierern gebrandschatzt wurde. Unglücklicher Weise war der bessere Theil der weißen Bevölkerung bis zu den Wahlen von 1874 dazu verdammt, dieses System über sich ergehen zu lassen, und selbst dann, als diese Wahlen die demokratische Partei — in diesem Falle die ehrlichen Leute — an die Spitze gebracht hatten, versuchten es die gestürzten Republikaner, gestützt auf ihren Negeranhang und auf die Hülfe der Bundesregierung, sich neuerdings wieder der Leitung zu bemächtigen. Nach einem kleinen Putsch, der im Frühling 1874 einige Wochen hindurch den Süden in Aufregung erhielt, wurden sie indessen endgültig von den Geschäften entfernt, und Arkansas scheint nun, nachdem auch die eben (September 1876) beendigten Neuwahlen den Demokraten günstig ausgefallen sind, in die Lage versetzt zu sein, ernstlich an der Heilung der Wunden zu arbeiten, welche eine fünfjährige Mißregierung geschlagen hatte. Es ist eine auffallende, aber nicht unerwartete Erscheinung, daß bei den

beiden letzten Wahlen die Partei der Besitzenden, der früheren Sklavenhalter, einen großen Theil der Negerstimmen erhielt, trotzdem man von gegnerischer Seite den Negern weisgemacht hatte, daß sie von ihren alten Herren wieder in die Sklaverei zurückgeworfen werden sollten. Es ist eben in den letzten zehn Jahren eine besitzende Classe unter den Negern aufgewachsen, die noch gering an Zahl, aber einflußreich unter ihren Volksgenossen ist; ihr ist ein betrügerisches Regierungssystem womöglich noch verderblicher als den Weißen, da sie dessen Bedrückungen nicht denselben Grad von Widerstand entgegenzusetzen vermögen.

Während in Arkansas, gleichwie in anderen mehr gegen Norden zu gelegenen Südstaaten, wo die Plantagenwirthschaft noch nicht so tief Wurzel gefaßt hatte und die Masse der Neger in Folge dessen weniger groß ist, die Zerrüttung, welche der Krieg und die Reconstruction brachten, allmälig wieder einer gedeihlichern Entwickelung auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete Platz machen, verharren in Louisiana, dem echtesten Pflanzerstaat, auch jetzt noch die politischen wie wirthschaftlichen Zustände in derselben Verwirrung, in der sie der Krieg und die Reconstruction gelassen haben. Der Racengegensatz treibt hier seine üppigsten Blüthen. Nach dem Census von 1870 zählte Louisiana 87,076 weiße und 86,913 schwarze Wähler. Man behauptet zwar, daß die Zahl der Weißen viel zu gering, vielleicht um 15,000 zu niedrig angegeben sei; aber es ist Thatsache, daß bei den Wahlen die beiden Racen, welche sich so ziemlich mit den beiden Hauptparteien decken, bisher einander nahezu die Wage gehalten haben. Das republikanische Ticket wurde bei den letzten Staatswahlen von nicht mehr als 5000 Weißen unterstützt, das demokratische von nicht ebensovielen Schwarzen. Was man also „Color-line“ nennt, die Scheidung der Parteien nach Racen, kommt hier zu vollster Geltung. Kaum ein einziger einheimischer Bürger steht auf der Seite jener 5000 weißen Republikaner, die große Mehrzahl derselben besteht aus Bundesbeamten und eingewanderten Demagogen von der Classe jener Carpetbagger, die sich mit Hülfe des schwarzen Stimmviehs, das sie durch eine eiserne Wahldisciplin zusammenhalten, aller einträglichen Aemter bemächtigt haben. Wie diese Bande in den verschiedenen Staaten, deren sie sich bemächtigt hat, je nach den Umständen mit weit verschiedenen Mitteln ihre Ziele zu erreichen weiß, so ist es hier in Louisiana in erster Linie die Wahlfälschung in allen Formen, durch welche sie ihren Einfluß behauptet. Die geringe Mehrheit der Conservativen wird durch falsche Registrirung, Fälschung der Abstimmung, Bestechung, Terrorismus und in letzter Instanz (wie es im Frühling 1875 geschah) durch Anrufung der parteiverwandten Bundesregierung erdrückt. Das Congreßcomité, das die Wahlen von 1875 zu prüfen hatte, wies nach, daß die Führer der Republikaner allein in Neuorleans 5200 falsche Wählerregistrationen gemacht hatten. Mehrmals wurden bei derselben Wahl die Listen conservativ ausgefallener Wahlen von der andern Partei gestohlen und vernichtet. Selbst der unglaubliche Fall, daß ein Gesetz im Wortlaut verändert wurde, nachdem es die Legislatur passirt hatte, wurde im vorigen Jahre vor der Grand Jury von Neuorleans abgeurtheilt. Da durch die Reconstructionsverfassung von 1868 die Ernennung aller Beamten, die mit der Steuererhebung und den Wahlen zu thun haben, in die Hände des Governors gelegt ist, da dieser alle Aemter im Staate zu besetzen hat, die während seiner Amtsführung vacant werden, da er die städtische Polizei von Neuorleans — ein kleines stehendes Heer, das im ganzen Staate verwandt wird — und die Staatsmiliz zur Verfügung hat, da er ferner die finanziell so wichtige Commission für öffentliche Arbeiten zu ernennen hat, so kann er für die Partei, zu deren Nutzen diese Verfassung gemacht ist, mit einer Macht wirken, wie sie in einem altcentralisirten Staate nicht wirksamer gedacht werden kann. Die gemeinsamen Interessen ketten dazu die Partei und ihre Beamten zu einer compacten Masse zusammen, die bloß einer großen Dosis von Gewissenlosigkeit bedarf, um selbst als Minderheit sich im Staate herrschend zu erhalten, wie es nun seit acht Jahren trotz des verzweifelten Widerstandes aller einheimischen Weißen, aber allerdings zuletzt nur mit Hülfe der Bundestruppen geschehen ist. Daß Packard, der Bundesmarschall, der die Autorität der Bundesregierung gegenüber dem Staate Louisiana vertritt, gleichzeitig auch Präsident des republikanischen Wahlcomités ist, zeigt deutlich die Stellung, welche die in Washington herrschenden Republikaner zu den Südstaaten einnehmen. Ihr letztes Ziel ist die Schaffung einer verlässigen republikanischen Partei im Süden, deren Gros das leitsame Negerstimmvieh bilden würde, und die man bis zu ihrer vollständigen Consolidirung durch geschickte Politiker und nöthigenfalls durch Bundesmilitär unterstützt. Es steht aber außer Zweifel, daß auch hier die Partei sich trotz aller Gewaltmittel nur so lange halten wird, als man sie von Washington aus hält. Ohne die Hoffnung auf einen Umschwung der Bundespolitik, den man von den diesjährigen Wahlen erwartet, würden die Weißen von Louisiana wohl kaum bis heute ihre Regierung ertragen haben. Schon der materielle Ruin, den dieselbe über sie gebracht hat, hätte ohne diese Hoffnung sie schon längst zu einer gewaltsamen Befreiung aus diesen Banden zwingen müssen. Louisiana hat seine Staatsschuld, die 1868 16 Mill. betrug, auf über 50 Mill. Doll., und seine Staatssteuern von 29 per Mille im Jahre 1861 auf 215 per Mille im Jahre 1873 steigen sehen. Eine Commission, welche der Legislatur letztes Jahr über die traurige Finanzlage dieses einst blühendsten aller Südstaaten berichtete, fand, wie sie in ihrem Berichte ausspricht, „daß ein großer Theil der öffentlichen Schuld von verschwenderischen Ausgaben herrührt, daß von allen seit 1865 contrahirten Anleihen nicht mehr als 50 Procent in die Staatscassen flossen und daß selbst von dieser Summe nur die Hälfte zum Besten des Staates verwandt wurde, so daß ihm überhaupt nur ein Viertel der Schuld zu Gute kam, welche aufgenommen wurde. Außer drei Viertel der Schuld ist auch die Hälfte aller seitdem eingegangenen Steuern von der Regierung verschwendet oder in noch schlimmerer Weise dem Staate entfremdet worden.“

Die Formen, in der diese „Entfremdungen“ verübt werden, sehen sich in den verschiedenen Staaten so ähnlich, daß man sie bloß von einem zu kennen braucht, um sie überall wiederzufinden. Der Mißbrauch der Papiergeldpresse, die Staatssubventionen, welche durch das Medium schwindelhafter Eisenbahn-, Canal-, Dampfschifffahrtsgesellschaften und dergleichen in die Taschen der Volksvertreter und Beamten fließen, der Verkauf der Aemter und der Gerechtigkeit sind in Louisiana ebenso heimisch geworden wie in Arkansas. Auch hat ganz wie hier die Ausbeutung sich nicht auf die Gelder des Staates beschränkt, sondern die Steuern der Bezirke und Gemeinden in kaum minder crasser Weise in Anspruch genommen. Aber eine Folge der Mißregierung, die in dieser Ausdehnung nur Louisiana zukommt, ist die öffentliche Unsicherheit, welche seit 1868 in erschreckendem Maße zugenommen hat. Man besitzt keine Statistik der Todtschläge, die den ganzen Staat umfaßt, aber man kann sich einen Begriff von den Zuständen machen, wenn man hört, daß in 13 von den 57 Bezirken (Parishes), in die der Staat getheilt ist, von 1868 bis 1875 313 Mordthaten begangen wurden, davon 93 von Weißen gegen Weiße, 143 von Farbigen gegen Farbige, 28 von Farbigen gegen Weiße, 32 von Weißen gegen Farbige, 12 durch Unbekannte, 10 durch

„Mobs“. Die verhältnißmäßig geringe Zahl der Mordthaten, welche durch Weiße an Farbigen und umgekehrt verübt worden, läßt erkennen, daß dieser erschreckenden Unsicherheit weniger der Racenhaß als eine Demoralisation zu Grunde liegt, welche beide Racen, jedoch die schwarze viel mehr als die weiße, ergriffen hat. Bis 1868 war es in dieser Hinsicht allerdings anders gewesen, denn in den Jahren, welche dem Kriege folgten, und in denen die weiße Bevölkerung sich noch ebensowenig in den Gedanken an die Freiheit der Farbigen als diese in ihre neuen Rechte gefunden hatten, waren die Neger in manchen Theilen von Louisiana geradezu vogelfrei gewesen, und die Zahl von 2500 „politischen“ Mordthaten, welche in der Zeit von 1865 bis 1868 im Staate vorgefallen sein sollen, ist nicht so unwahrscheinlich, wie sie aussieht. Aber dem Wachsen der öffentlichen Unsicherheit seit dieser Zeit liegt mehr die allgemeine Verwilderung der Sitten, besonders die enorme Zunahme der Trunksucht, als irgend ein politisches Motiv zu Grunde. Es ist eine Thatsache, die man ethnographisch interessant nennen kann, daß die Negerarbeiter gewöhnlich ein Rasirmesser als Waffe führen. Nicht bloß in Louisiana, sondern auch anderwärts ist dies ihre Lieblingswaffe.

Daß auch die Verarmung einen Theil der Schuld an diesen Mißständen trägt, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, welche schweren Opfer Louisiana im Secessionskrieg brachte, wie sehr es als ausgeprägtester Pflanzerstaat unter der Aufhebung der Sklaverei litt, und daß es von diesen sich noch nicht erholt hatte, als die Räubereien der Reconstructionsregierung begannen. Die Zwangsverkäufe wegen Steuerrückständen sind bei der jährlich wachsenden Steuerlast so häufig geworden, daß sie zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens zählen. In dem einzigen Parish von St. Landry gab es in den zwei Jahren von November 1871 bis November 1873 nicht weniger als 821 zwangsweise Landverkäufe wegen Steuerrückständen. In Neuorleans kamen in derselben Zeit 47,491 Zwangsverkäufe vor. Nordhoff erzählt eine Geschichte von einem Anwesen in Neuorleans, das 1867 eine Million werth gewesen war und 1872 540 Doll. mehr Steuern trug, als es abwarf. Grundstücke sind seit 1868 in Neuorleans um 50 Procent im Werth gefallen. Wenn man hört, daß von den 22 Mill. Doll. städtischer Schuld, welche auf Neuorleans lasten, drei Viertel bloß 35 Procent werth sind und daß die städtischen Umlagen 3 Procent betragen, so hat man einen Maßstab für den Druck, der besonders auf den größeren Besitzern ruht. Viele von diesen sind gezwungen worden, ihre Plantagen oder Geschäfte zu verkaufen, und Tausende der alten Pflanzeraristokraten haben in den letzten zehn Jahren die Auswanderung der Negerregierung und Ausbeutung vorgezogen. Manche haben es allerdings verstanden, durch wohlangebrachte Spenden die Steuereinschätzer mild zu stimmen, und die Lage der kleineren Besitzer, die dies nicht zu thun vermögen, ist wahrscheinlich noch schlimmer als die mancher großen Pflanzer. Der Bericht des Staatsauditors enthält für 1874 die Angabe, daß 20 Steuereinnehmer den Staat um 200,000 Doll. betrogen haben!

Derartige Zustände können unmöglich dauern, sie tragen die Gründe ihres sehr raschen Zerfalls in sich selber. Als die Republikaner im Jahr 1868 mit Hülfe der Negerstimmen zur Regierung kamen, waren zahlreiche Weiße im Staat unzufrieden mit dem Widerstand, der von den Pflanzern und ihren Anhängern der unvermeidlich gewordenen Emancipation der Sklaven entgegengesetzt wurde; sie unterstützten die Republikaner, weil sie damit den innern Frieden wiederherstellen zu können vermeinten, der in den ersten Jahren nach dem Kriege in Folge jenes oft blutigen Widerstandes einem erneueten und gräßlichern Bürgerkriege Platz zu machen drohte. Je länger aber die republikanische Regierung dauerte, um so mehr ihrer weißen Anhänger fielen von ihr ab; denn wer immer es in dieser Partei ehrlich meinte, fand es mit der Zeit unmöglich zusammenzuarbeiten mit den Negern, die von Jahr zu Jahr anspruchsvoller, ämtersüchtiger und corrupter wurden und mit Vertrauen nur denjenigen Weißen entgegenkamen, die ihnen Aemter und Würden verschafften, indem sie als Demagogen an ihre Spitze traten und ihnen die Intelligenz und das politische Organisationstalent liehen, die jene entbehrten und ohne welche bei ihrer natürlichen Indolenz, ihrer Unbildung und ihrem Hang zu undisciplinirtem Handeln kein Erfolg zu hoffen war. Die Folge dieser Entwickelung, welche übrigens von allen einsichtigen Weißen vorausgesehen wurde, ist die immer schärfer werdende Scheidung der Parteien nach Racen, die scharfe Betonung der „Colorline“; die Demokraten oder Conservativen, die einstige Sklavenhalterpartei, umschließen heute alle Weißen, welche ein Interesse haben an der Erhaltung der Cultur im Staate, an einer civilisirten und ehrlichen Regierung, während die republikanische Partei aus der Masse der Farbigen und ihren corrupten Leitern besteht. Diese Scheidung hat sich überall vollzogen, wo die Farbigen in solcher Anzahl vorhanden waren, daß sie zu einer einflußreichen Partei zusammengeballt werden konnten. Das Ende dieser Entwickelung wird in jedem Fall ihre Verdrängung aus den Stellungen sein, welche sie mit Hülfe der weißen Demagogen sich in den Südstaaten erworben haben.

Der Staat Georgia repräsentirt einen dritten Typus von Reconstruction, von einer heilsam, wenn auch nicht ohne Sturm verlaufenden, deren Betrachtung auch für die Beurtheilung der Zustände in so viel weniger günstig situirten Staaten wie Arkansas und Louisiana nicht ohne Werth ist. Georgia ist in der glücklichen Lage, eine sehr starke weiße Majorität und in ihr fast keine Republikaner oder Negerfreunde zu haben. Die Politik der früheren Sklavenhalter und ihrer demokratischen Gesinnungsgenossen ist die Politik fast aller einheimischen Weißen im Staate, während die farbige Minorität hier mehr als anderwärts von Leitern ihrer eigenen Race angeführt wird, die manchmal gescheite, aber in der Regel unscrupulöse Leute sind. Man sagt, daß die demokratische Partei es nicht schwer gefunden habe, manche von diesen farbigen Parteiführern zu bestechen. „Sie können kein Mitglied der Union League (des republikanischen Negervereins, der über den ganzen Süden verbreitet war), aber sehr leicht ihre Leiter kaufen. Das Letztere thaten wir und die Union Leagues sind nun fast überall aufgelöst.“ So berichtete ein Demokrat in Georgia unserm Gewährsmann, der aber hinzufügt, daß viel häufiger als dies andere Mittel herhalten mußten, wenn es sich darum handelte, den Farbigen die Majorität zu entreißen, auf welche sie in einzelnen Bezirken des Staates rechnen durften. Das wirksamste unter denselben war die Ausschließung vom Wahlrecht, die jeden traf, der im vorhergehenden Jahr seine Steuern nicht bezahlt hatte. Mindestens die Hälfte aller Neger in Georgia soll gegenwärtig unter dieser Maßregel ihres Wahlrechts beraubt sein. Wo dieses rechtmäßige Abwehrmittel noch nicht durchschlägt, greift man noch heute in Georgia, wie man es in Louisiana und anderwärts vor 1868 gethan, zur Einschüchterung der Neger. Die Weißen geben zwar zu, daß es ein Unrecht sei, halten es aber in diesem Falle für erlaubt, da es sich darum handle, sich eine Diebsregierung vom Halse zu halten. Ein solches Verfahren ist beklagenswerth, aber natürlich. Die starke Auswanderung der Neger nach anderen Staaten, wo sie sich an eine compactere Masse ihrer Landsleute anschließen können, scheint übrigens in den letzten Jahren fast in allen Counties jede Einschüchterung der farbigen Wähler selbst in den Augen des starrsten Demokraten

überflüssig gemacht zu haben. 1874 wurde die Zahl der farbigen Wähler von Georgia auf 83,318 angegeben; ein Vergleich mit früheren Angaben scheint zu lehren, daß mindestens 25,000 Farbige den Staat seit dem Ende des Secessionskrieges verlassen haben. Allerdings ist auch von der weißen Bevölkerung ein nicht geringer Theil nach Westen und zum Theil nach Florida ausgewandert, aber diese Lücke hat wenigstens theilweise eine starke Einwanderung von Norden her wieder ausgefüllt.

Der gegenwärtige Zustand von Georgia zeigt deutlich, wie wenig die Farbigen auf dem politischen Gebiete leisten können, wo sie nicht in der Massenhaftigkeit vorhanden sind, welche ihnen allein das nöthige Vertrauen zu sich selber einflößt. Es giebt keine republikanische Partei im Staate, welche bei den Wahlen zu den Vertretungskörpern des Staates oder der Bundesgewalt sich geltend machen könnte. Nur eine einzige Zeitung dient den Republikanern. Während noch nicht 5000 Weiße bei den Wahlen von 1874 republikanisch stimmten, gaben mehr als 10,000 Farbige ihre Stimmen den Demokraten. Man kann den letzteren einige Ungerechtigkeiten gegen ihre farbigen Mitbürger vorwerfen, aber gegen ihre Verwaltung des Staates wissen selbst die Gegner nichts Triftiges einzuwenden. Trotzdem, daß Georgia mit am meisten von allen Südstaaten durch den Krieg litt, steht es in seinen Finanzen besser als die Mehrzahl der alten Secessionsgenossen da, seine Staatsschuld beläuft sich auf 8 Mill. Doll. und die Staatsausgaben betrugen 1874 776,000 Doll. Man wird diese Zahl würdigen, wenn man hört, daß in Louisiana allein die Diäten und Accidentien der Legislaturmitglieder sich (1871) auf 958,000 Doll. und die Kosten der Drucksachen des Staates auf 431,000 Doll. beliefen. Wäre Georgia von der Natur mit einem Boden und Klima ausgestattet wie Louisiana oder Mississippi, so würde es sicherlich schon heute alle Wunden des Bürgerkriegs und der Sklavenbefreiung verschmerzt haben.

Italienische Kinderspiele.

Von O. Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch von der Wichtigkeit der Kinderspiele für die Völkerkunde sprechen. Der Werth derselben für die Wissenschaft wird sich jedoch erst dann in vollem Maß erkennen lassen, wenn man hinreichendes Material aus den verschiedensten Gegenden und Orten besitzt, um die einzelnen Spiele vergleichend zusammenstellen zu können. Nun hat man zwar schon seit vielen Jahren, namentlich in den Ländern der germanischen und slavischen Völker, die Kinderreime und Kinderspiele einer nicht mindern Beachtung gewürdigt, als die Märchen, Lieder und Sprichwörter, indessen bleibt doch immer noch viel mehr zu thun übrig, als bereits geschehen ist, soll die nöthige Vollständigkeit erzielt werden. Als Beitrag zu dieser Arbeit möge daher die folgende Sammlung Kinderspiele aus Italien dienen.

I. Kinderspiele in Neapel.

Am verbreitetsten ist Capo o Croce, Kopf oder Kreuz. Man räth, auf welche Seite die Münze fallen wird, welche man in die Höhe wirft.

Dieses Spiel, welches man in Deutschland unter dem Namen „Kopf oder Schrift“ kennt, ist das caput aut navis der alten Römer, und heißt in Florenz palle o Santi, Kugeln oder Heilige (von den Kugeln im Wappen der Medici); in Venedig testa o Madona, Kopf (des Dogen) oder Madonna; in Florenz Santi o Cappelletto, Heilige oder Hütchen (von den päpstlichen Schlüsseln unter der Tiara); in Spanien Castilla o Leon oder crux o cara; in Frankreich croix ou pile; in Schottland King or crown u. s. w.

Nicht minder beliebt ist pare o spare, Gleich oder Ungleich, das par impar der Römer. Man streckt rasch einen oder mehrere Finger der rechten Hand aus, und der Gegner muß errathen, ob es eine gleiche oder ungleiche Zahl gewesen ist. Im erstern Fall siegt pare; im zweiten spare.

Dieselbe Frage: pare o spare entscheidet auch das Spiel lu paro, das Gleiche. Man gräbt dazu eine große Grube in die Erde, bestimmt einen Punkt, von wo aus, so wie das Geld, um das man spielen will, und legt acht Holzkugeln, die man während des Fragens in der Rechten gehalten, in einer Reihe horizontal neben einander, um sie in die Grube zu werfen. Fällt eine gleiche Anzahl von Kugeln hinein, gewinnt pare; wo nicht, spare.

Lu nove, die Neun, verdankt seinen Namen den dreimal drei Löchern, die man gräbt. Wessen Kugel in das mittelste der mittlern Reihe fällt, der gewinnt alle Kugeln, auch die, welche in andere Löcher gefallen sind.

Zum „Graben“ (la fossa) macht man zwei Löcher: ein größeres und ein kleineres. Ist man übereingekommen, um wie viel man spielen will, giebt man den Einsatz einem der Spieler zum Aufheben, der als unparteiisch und rechtschaffen besonderes Vertrauen genießt. Wer dann vom festgesetzten Standpunkt aus seine hölzerne Kugel ins größere Loch schiebt, gewinnt seinen Einsatz und ruft: lu mmio, mein Theil; wer aber ins kleinere Loch trifft, gewinnt Alles bis auf den Theil des Ersten und sagt: mmieze, halb.

L'oca, die Gans, wird mit einer Tafel gespielt, welche 63 Fächer in einem Kreise hat.

Zum Riò legt man eine Nuß senkrecht auf eine andere, die am Boden liegt und schlägt mit einem Stein auf die obere, indem man ri-ò! ruft. Geht diese entzwei, verliert ihr Besitzer; zerbricht aber die untere, gewinnt er.

Bei la noce e lu rano (die Nuß und der Grano) steckt ein Spieler eine Nuß in die Erde und legt einen Grano ($^8/_{10}$ Pfennig) darauf. Dann wirft jeder Spieler seine Nuß nach diesem Ziel. Wer es trifft, gewinnt Nuß und Geld und hat seinerseits das Recht, eine Nuß mit einem Grano in die Erde zu stecken und damit alle Nüsse zu gewinnen, welche nach diesem Ziel geworfen werden, ohne es zu treffen.

Zu den „Schlössern“ (Le ccastella) giebt jeder Mitspieler vier Nüsse, welche so auf die Erde gelegt werden, daß stets eine auf dreien liegt und so ein ccastello bildet. Jeder wirft nun mit einer der größten Nüsse, pallone genannt, nach diesen Schlössern, und gewinnt deren so viele, wie er umwirft.

La ripa, das Ufer, wird von einer größern Zahl von Kindern gespielt, deren jedes eine Anzahl Nüsse giebt, welche eine hinter die andere aufrecht in den Boden gesteckt und mit etwas Erde umgeben werden, so daß diese eine Art Bett bildet. Dann wirft ein Spieler nach dem andern vom bestimmten Standpunkt aus mit einer Nuß nach diesen Nüssen

und gewinnt alle, die er so trifft, daß sie von ihrem Bett herabfallen.

Ebenfalls von Mehreren wird „Schlägel und Pflock", mazza e pivuzo, gespielt. Die Ersten, welche das Loos trifft, nehmen den Pflock, die Anderen den Schlägel in die Hand, und einer von denen, welche den Pflock haben, sucht ihn in eins der beiden Löcher festzutreiben, die man dazu gemacht hat, worauf der mit dem Schlägel schnell so nach dem Pflock schlägt, daß er ihn möglichst weit fortschleudert. Wer den Pflock verloren hat, muß ihn wieder holen, während die Spieler, welche den Schlägel haben, mit unendlicher Geschwindigkeit von einem Loch zum andern laufen und zählen, wie oft sie hin- und herkommen. Können sie, ehe der Pflocksucher zurückkehrt, zehn Mal ihre Tour beenden, so werden sie Sieger und nehmen ihrerseits den Pflock; kann aber der mit dem Pflock früher zurück sein, so bleibt er Sieger und darf den Pflock nochmals in ein Loch stecken.

Bei dem Spiel maste, catenella e ppastore giebt Jeder ein Geldstück. Dann stellt man einen länglichen Stein, den maste, senkrecht auf den Boden, legt hinter ihn sämmtliche Einsätze und wirft nun von einem bestimmten Punkte aus mit einem kleinern Stein, der pastora *), nach ihm. Wer ihn so trifft, daß er vom Geld wegfliegt, gewinnt die Geldmünzen, die seiner pastora näher liegen, als dem maste; liegen sie aber alle dem maste näher, gewinnt er nichts, und so geht das Werfen fort, bis alles Geld hinter dem maste gewonnen ist.

Azzecca muro, Mauernahen, ist das deutsche „Anschlagen". Einer wirft eine Münze gegen die Mauer, die Anderen werfen ihm nach. Der, dessen Münze am nächsten der Mauer liegt, siegt.

Der neapolitanische Kreisel (lo strummolo) unterscheidet sich vom römischen, der deshalb strummolo a la romana heißt. Er ist mit einer eisernen Spitze versehen, wird mit einem Faden umwunden und dann geworfen, während der römische dem turbo der alten Römer gleicht und mit einer Peitsche im Drehen erhalten wird.

In Florenz nennt man den ersteru il palèo, den zweiten la trottola.

Von Kraftspielen sind besonders zwei beliebt: Le piramidi, die Pyramiden, und A scarreca varrile, das Faßabladen.

Bei dem letztern stellt sich Einer mit gekrümmtem Rücken hin, die Anderen springen über ihn weg, indem sie sprechen: Piri, piri botta e scarreca pallotta — piri, piri, piri e scarreca varrile, und Jeder, der den Sprung gemacht hat, stellt sich seinerseits auf, damit die Anderen über ihn hinwegspringen können.

Zur Pyramide lassen sich acht der stärksten Knaben auf ein Knie nieder; acht andere steigen, einander an den Händen fassend, auf die Schultern der Knienden, und wenn diese sich erhoben haben, setzt sich die schwankende Maschine in Bewegung. Die unteren singen dabei:

O guagliune che state da coppa,
Stateve attiente a nun cadè

(o Jungen, die ihr paarweise steht, paßt auf, daß ihr nicht fallt);

die oberen antworten:

O guagliune che state da sotto,
Stateve forte a mantenè

(o Jungen, die ihr unten steht, steht fest, um uns zu halten); und Alle singen im Chor:

Pizzica ccà, pizzica là,
Pe ttutta Caserta avimm' a passà

(picke dort, picke hier, durch ganz Caserta müssen wir);

bis eine Stimme ruft: ferma, ferma! (Halt an, Halt an!) Alles schwankt, die oberen springen herab oder fallen herunter, und Einer wirft die Schuld auf den Andern.

*) Die kleinen Ziegel- oder Pflastersteine, welche man statt der Kugeln anwendet, heißen le ppastore; sind es aber Steine vom Meeresstrand, nennt man sie vreccelle.

II. Kinderspiele in Genua.

Zu allen Spielen, bei welchen das Loos entscheidet, wer den Anfang machen soll, bedienen sich die Kinder Liguriens einer Methode, die sie a-o bagon *) nennen. Jeder Mitspieler hebt nämlich einen oder mehrere Finger in die Höhe, man zählt dieselben und den, bei welchem die Zählung endigt, trifft das Loos.

Mitunter wendet man auch das Loosen a-e bûsche an, indem Einer so viel ungleiche Splitter oder Strohhalme, wie Spieler sind, in die Hand nimmt, sie so hält, daß man nur das Ende sieht, und ziehen läßt. Je nachdem es ausgemacht ist, entscheidet der längste oder kürzeste.

Das Capo o croce der Neapolitaner heißt in Genua a croxe a griffo, Kreuz und Greif, weil die ältesten genuesischen Münzen ein Kreuz und das sogenannte Grifo (Greif), ein Castell, oder, wie Andere wollen, einen Greif, trugen, der einen Fuchs, das Wappenbild Pisas, zu Boden drückte und die Umschrift führte: „Gryphus ut hanc angit, sic hostes Genua frangit."

A pâ-dæspa ist das toscanische a pari o caffo, Gleich oder Ungleich; a-e bocce das gewöhnliche italienische Kugelspiel, welches a-e piastrelle genannt wird, wenn man statt der Kugeln Steine nimmt, und all' orbetto, unser Blindekuhspiel, das italienisch a mosca cieca, blinde Fliege, heißt. Auch unser Federballspiel findet sich in Genua unter der Benennung a-o ciûmmin wieder; unser Eierkippen führt dort den Namen a rompî, und unser Anschlagen heißt auf Genuesisch a-o battin.

Beim Aalspiel (all' anghilla), das in Toscana nicht üblich ist, versteckt und sucht man ein Schnupftuch oder einen andern Gegenstand, und der Versteckter ruft, sobald die Suchenden dem Versteck sehr nahe sind, Fuoco (Feuer) oder Brucia (es brennt); sind sie aber sehr weit, Acqua (Wasser) oder Mare (Meer).

Versteckt man Geldstücke in Kleienhäufchen, um sie nach Wahl durchs Loos zu suchen, wie beim toscanischen a cruscherella oder a sembolino, heißt das Spiel a brennetto, Kleie.

Beim Wirthsspiel (oste), das von Mehreren gespielt wird, nähert sich Jeder mit einer Kugel dem Ziel, darf aber nicht werfen, bevor er nicht von den Anderen aufgefordert wird, es zu thun. Wer dem zuwider handelt oder beim Wurf am entferntesten vom Ziele bleibt, verliert und bezahlt den bestimmten Satz.

Das genuesische a bæra a bæra ist das toscanische a ruffa raffa: ein Kind wirft eine Anzahl Steine, Bohnen oder dergleichen in die Luft, und wer zuerst oder am meisten fängt, gewinnt.

Andere Wurfspiele sind: a tocca tocchin; a göghin; a-i callai; a-o becchello; a ciavai; a-o mastro; a-e sbigge und a teitetto.

Beim letztern wirft man eine Kugel auf oder über ein kleines „Dach", das in Toscana palottolajo heißt; beim ersten aber wirft Eins eine Nuß auf den Boden, und wer sie gewinnen will, muß sie mit seiner Nuß „treffen".

Beim göghin machen die Kinder ein Loch in die Erde und werfen aus einer bestimmten Entfernung eine Haselnuß hinein, indem sie dieselbe mit dem Zeigefinger stoßen, wenn sie beim ersten Wurf nicht ins Loch fällt; beim ciavai, das nur in Genua bekannt ist, wirft man eine Hand voll Hasel-

*) Die meisten Namen der Spiele sind zu local, um sich im Deutschen genügend wiedergeben zu lassen und daher unübersetzt geblieben.

nüsse oder dergleichen auf den ebenen Boden und sucht dann mit Schnippchen eine an die andere zu stoßen.

A-i callai ist das neapolitanische le ccastella, das toscanische alle caselle, castelline oder cappannelle. Man legt drei Haselnüsse, Kastanien oder dergleichen im Dreieck neben einander, eine pyramidenförmig darüber, und wirft nun aus einer gewissen Entfernung mit einer Nuß oder Kastanie nach diesen „Schlössern", wobei der gewinnt, der sie umwirft.

A-o becchello und a-o mastro werden fast eben so gespielt, wie in Neapel maste, catenella e ppastore und la noce e lu rano. Beim ersten wirft man von einem bestimmten Standpunkt aus ein Steinchen, das becchello genannt wird, und dann wirft jeder Mitspieler ein Geldstück nach ihm. Hierauf sammelt man alle Münzen, legt eine über die andere, und zwar stets mit dem Greif nach oben, und sucht sie mit dem becchello in der Hand so zu treffen, daß sie mit der umgekehrten oder Kreuzseite auf den Boden fallen. Wer dies erreicht, gewinnt. Diejenigen, deren Geldstücke dem Stein am nächsten gekommen waren, haben das Recht, zuerst mit ihm ihr Glück an der Geldsäule zu versuchen.

Beim zweiten stellen die Kinder einen Stein oder Ziegel, den sie Sussi nennen, aufrecht auf den Boden, legen eine Münze mit der Greifseite darauf und werfen nun aus einer gewissen Entfernung mit einem Stein danach. Wer den Sussi so trifft, daß die Münze herabfällt und auf der Kreuzseite liegt, gewinnt sie.

A-e sbigge wird mit 9 bis 12 aus Holz gedrechselten „Spindeln" gespielt, die man der Reihe nach in die Erde steckt, um mit einer kleinen Walze von einem bestimmten Standpunkt aus nach ihnen zu werfen und zu sehen, wie viel man umwirft und infolge dessen gewinnt.

In Toscana heißt dieses Spiel ai birilli oder ai rulli, das vorhergehende fare al Sussi (in Florenz a butta buttino) und das genuesische a göghin: alla buca.

Zum Räuberspiel (a toccafæro, Faß's-Eisen-an) theilt sich ein Haufen Knaben in Häscher und Diebe oder Räuber. Die ersteren verfolgen die letzteren, welche vor der Gefangennehmung nur dann sicher sind, wenn sie den zum Schutzort erklärten Platz (Bomba) oder irgend ein Stück Eisen erreichen können.

Beim Sträußchenspiel (a-o massetto) nimmt jedes Kind den Namen einer Blume an, die zu einem Strauß kommen soll, und muß sogleich antworten, wenn dieser Name gerufen wird. Wer es vergißt, giebt ein Pfand, das er nachher auslösen oder für das er, wie es in Genua heißt, „Buße thun" muß.

Das Weinlaubspiel (zêugo do pampano) ist das toscanische Wochenspiel (la settimana). Man zeichnet nämlich dazu ein längliches Viereck mit einem Halbkreis darüber auf den Boden und theilt es in sieben Theile oder Häuser, welche die Namen der Wochentage oder der Zahlen 1 bis 7, dem Sonntag, führen. Dann looft man, wer anfangen soll, und der Erste wirft ein Steinchen in die erste Abtheilung, das er nun, auf einem Beine hüpfend, mit der Fußspitze durch alle Häuser stoßen muß, ohne mit dem Fuße eine der Linien zu berühren. Geschieht dies oder bleibt das Steinchen gerade auf einer Linie liegen, so muß der Erste aufhören und seinem Nachfolger überlassen, sein Glück zu versuchen *).

Die beiden Spiele a Cancaignan und a punzilanza werden fast auf dieselbe Weise gespielt: ein Kind legt seinen Kopf auf den Schooß eines andern, das sitzt und ihm mit beiden Händen die Augen so fest zuhält, daß es nichts sehen kann. Nur muß es dann bei dem zweiten Spiel errathen, wer es in die eine Hand, die es hinten auf den Rücken hält, kneift oder schlägt, und bei dem ersten sagen, wie viel Finger ein drittes Kind, das sich rittlings auf seinen Rücken setzt, in die Höhe hebt, indem es dabei ausruft:

Cancaignan, Cancaignan, quante corne l'ha o mæ Can
(wie viel Hörner hat mein Hund)?

In Florenz und Pisa, wo das zweite Spiel aguancialin d'oro und das erste a biccicalla heißt, lautet der Spruch, mit dem bei diesem der Liegende von dem auf ihm Reitenden aufgefordert wird, die Fingerzahl zu errathen:

Biccicalla, Biccicalla, quante corna ha la cavalla
(wie viel Hörner hat die Stute)?
Biccicú, cù, cù, quante corna son lassù
(wie viel Hörner sind da oben)?

Ein drittes Spiel, bei welchem ein Kind den Kopf in den Schooß eines andern legen muß, das ihm die Augen zuhält, führt davon den Namen a scondillô, besteht aber nicht im Errathen, sondern im Suchen der Mitspieler, welche sich während der Zeit versteckt haben.

Beim Spiel a carnesâ, das in Toscana al bersaglio oder al zimbello genannt wird, befestigen Kinder einen Strick an einer Mauer, und einer der Spielenden, welcher mit einer Hand das Ende des Stricks hält, bemüht sich, mit der andern Hand einen der Mitspieler zu ergreifen, welche ihn mit Plumpsäcken und dergleichen zu treffen suchen.

A bêuga bûgagna ist das toscanische a stacciaburratta. Zwei Kinder, die sich einander gegenüber setzen, nehmen sich an den Händen und ziehen sich vor- und rückwärts, wie man es mit dem Siebe macht, wenn man Mehl beutelt, und singen dabei ein Lied, das mit den Worten anfängt:

Bêuga bûgagna,
Martin l' è andato in Spagna u. s. w.
(Martin ist nach Spanien gegangen.)

Eben so ist a-o passaggin das toscanische far alla capriola. Mehrere Knaben stellen sich mit der gehörigen Entfernung so einer hinter dem andern auf, daß sie Platz haben, um über einander hinwegzuspringen.

Das toscanische a salincerbio oder a salta il cervio (das Hirschspringen) wird in Genua a satabuscaggia genannt, und besteht darin, daß ein Knabe sich mit dem Kopf an eine Wand oder Mauer lehnt und die anderen auf seinen Rücken springen läßt. Wer dabei fällt, muß sich hinstellen und seinerseits als „Hirsch" dienen.

Beim Glockenspiel (a campann-a) kehren sich zwei Kinder einander die Schultern zu und suchen sich, indem sie wechselsweise die Arme verschränken, gegenseitig in die Höhe zu heben.

A scaregabarî wird zu Vieren gespielt. Zwei Knaben stellen sich auf allen Vieren, den Kopf einander abgekehrt, neben einander auf, ein dritter legt sich rücklings quer über sie und ein vierter steckt den Kopf zwischen die Beine seines Gefährten, drückt diese mit den Armen an sich und erhebt sich, um durch eine Wendung mit dem Rücken dieselbe Lage einzunehmen, die sein Gefährte inne hatte, der nun seinerseits mit ihm ganz ebenso verfährt.

A-o ponton ist das florentinische far alle cozzate. Ein Knabe verbindet seine beiden Hände, deren Finger er kreuzweise in einander legt, zu einer Faust, streckt die Arme horizontal von sich aus und stößt nun, während ein Gefährte hinter seine Schultern tritt und sich an seine Faust hängt, damit alle Gespielen weg, die ihm entgegenkommen.

*) Wird ebenso in Berlin gespielt, wo die Granitplatten des Bürgersteigs als „Häuser" dienen.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. IV. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Aus dem Reiseberichte Preschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. III. — Aus den Baumwollenstaaten. I. — Italienische Kinderspiele. Von O. Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld. — (Schluß der Redaction 4. November 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1) Verzeichniß empfehlenswerther Bücher, erschienen in der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig. — 2) Prospectus, betreffend Robin Jouet's abenteuerliche Fahrten und Erlebnisse in den

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 21.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

In Türkisch-Armenien *).

I.

Wir hatten Deyrolle verlassen, als er in Achlat die nordwestlichste Ecke des Wan-Sees erreicht hatte. Am selben Nachmittage noch kam er in Tadwan an, das in hübscher Umgebung an der südwestlichsten Ausbuchtung des Sees liegt. Zwar umgiebt kein Wald von Obstbäumen, wie bei Achlat, das Dorf; aber grünende Felder stechen angenehm gegen die trockenen, unfruchtbaren Berge ab. Schöne, gut bewässerte Wiesen versprachen dem Naturforscher eine reiche Ausbeute an Insecten, so daß er zwei Tage in dem Orte zu verweilen beschloß. — Leider sind Einwohner und Wohnungen nicht so anziehend wie die Lage des Dorfes; denn erstere haben etwas Wildes in ihrer Weise zu leben und zu wohnen. Die Ansammlung von Löchern, welche Tadwan ausmachen, zeugt von unglaublicher Gleichgültigkeit gegen jedes Wohlbefinden, und die häuslichen Geräthe beschränken sich auf einige irdene und hölzerne Schüsseln und Krüge zur Aufbewahrung des Getreides. Matten dienen als Lager und Bett. Die Nahrung der Leute — nach älteren Berichten leben dort an 40 armenische Familien — besteht in Milch, Eiern und Burghul, und damit mußte sich auch der Reisende genügen lassen; nur die wilden Tauben, welche zu Hunderten in der Umgebung nisteten, brachten etwas Abwechselung in diesen einfachen Speisezettel. Burghul, der den sonst üblichen Pilaf ersetzt, wird aus Weizenkörnern bereitet, welche man im Ofen dörrt, dann in einem Steinmörser zerstampft und in Wasser kocht. Als Zuthat kommt nur Butter hinein, die wegen ihrer unsaubern Bereitung stets ranzig ist und abscheulich schmeckt. Die in dem größten Theile von Armenien und Kurdistan gebräuchlichen Butterfässer sind hölzerne oder irdene Cylinder, welche, zum Theile mit Sahne gefüllt, mittelst Stricken an einem Balken des Daches oder einem starken Baumaste aufgehängt und von einer Frau oder einem Kinde so lange hin- und hergeschaukelt werden, bis die Butter sich ausscheidet. Diese wird dann durch ein Loch in der Mitte des Fasses herausgeholt und ungewaschen verbraucht.

Die Armenier von Tadwan beklagten sich, wie überall in Kurdistan, bitter über die Höhe der regelmäßigen und der außergewöhnlichen Steuern, letztere die härteren, weil sie ohne Unterlaß von durchziehenden Kurden und hohen und niederen türkischen Beamten erhoben werden. Und durch Tadwan muß ein Jeder, welcher von Wan nach Bitlis oder Erzerum reist. Dieser Umstand erschwerte anfangs dem Naturforscher den Verkehr mit den Eingeborenen, welche erst zugänglicher wurden, als jener alles baar bezahlte. Das thun die Regierungsbeamten freilich nicht, die zwar Reisegelder beziehen, aber ihre Zeche stets nur mit der Reitpeitsche oder dem flachen Säbel berichtigen.

Noch formloser gehen die Kurden zu Werke: plötzlich erscheinen ihrer fünf bis sechs, wohlbewaffnet, und nehmen an Lebensmitteln, Getreide und Vieh so viel sie bedürfen, ohne daß die Besitzer ihnen Widerstand zu leisten wagten. Würden sie die Forderung abschlagen, so würden die Kurden ohne Weiteres verschwinden, aber auch in der folgenden Nacht ein paar Getreidefelder herunterbrennen und am nächsten

*) Vergl. den Anfang dieser Reise des französischen Naturforschers Théophile Deyrolle in Band XXVII, S. 209 u. 224, und Bd. XXIX, S. 340, 353 u. 369.

Morgen in noch größerer Anzahl und mit noch höheren Ansprüchen zurückkehren.

Zeitweilig vermag wohl ein kräftiger, energischer Vali, wie vor einigen Jahren Ismaïl-Pascha, diesem Unwesen zu steuern; sobald ein solcher aber in dem raschen Wechsel der türkischen Beamten einem andern Platz macht, so greift das gesetzlose Treiben der Kurden alsbald wieder um sich, und dazu gesellen sich noch die Plackereien der Steuerpächter. Haben doch die Armenier in der Ergebenheitsadresse, welche sie im Juli 1876 der bedrängten türkischen Regierung überreichten, sich bitter über die Kurden beschwert und um Schutz gegen dieselben gefleht; hat doch vor wenigen Monaten ein Kurde einen der vornehmsten Prälaten der armenischen Kirche, den Bischof von Agthamar (einer Insel im Wan-See, über welche wir später noch sprechen werden), meuchlings erschossen!

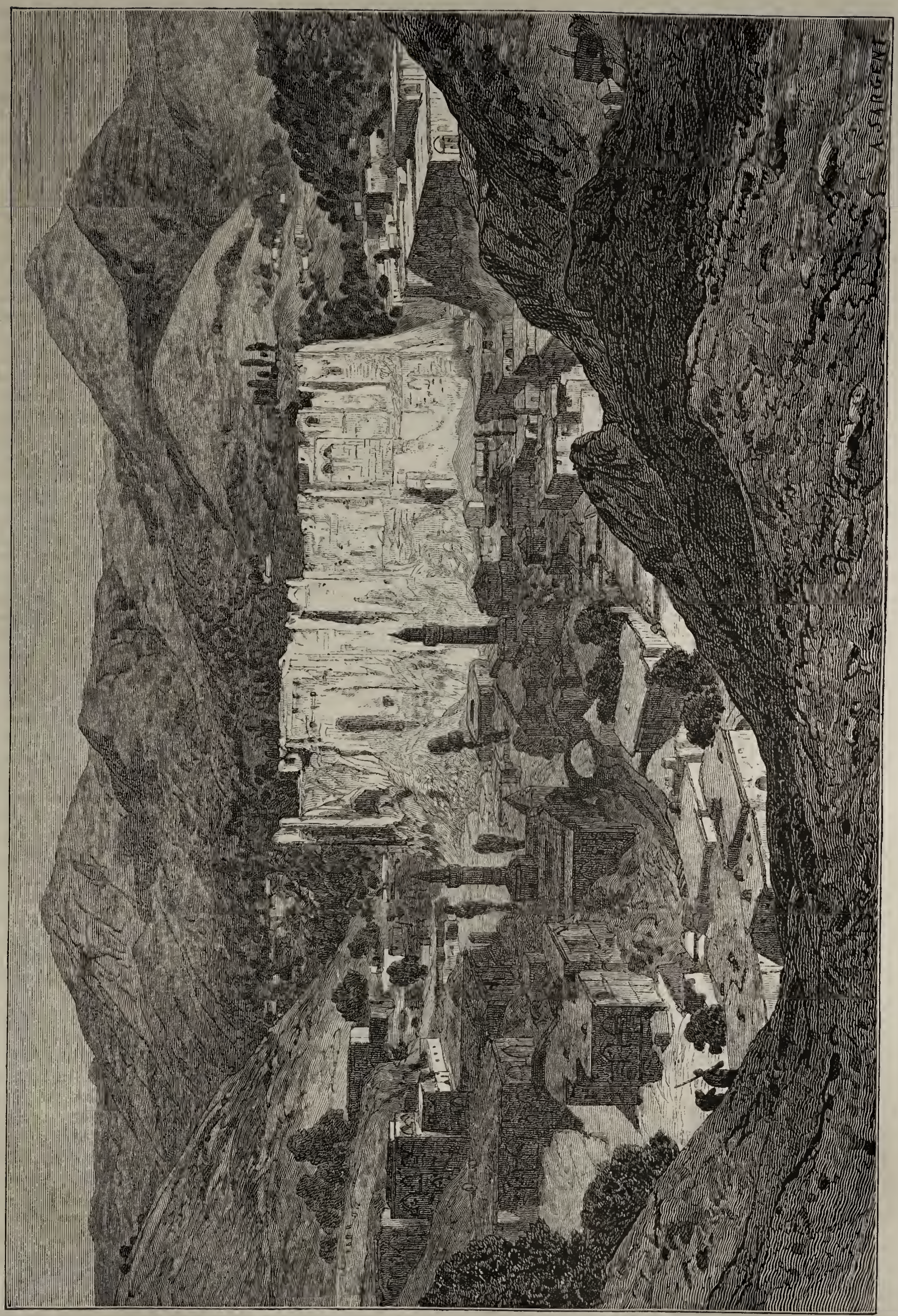
Als der Pascha von Erzerum 1869 gegen die rebellischen Kurden um Musch und Bitlis Truppen aussandte, flüchtete sich einer der Häuptlinge in seiner Bedrängniß in eine Hütte von Tadwan. Von allen Seiten umstellt, verweigerte er anfangs sich zu ergeben, ließ sich aber endlich auf Verhandlungen ein und erhielt das Versprechen, daß man wenigstens sein Roß zu seinem Stamme heimkehren lassen wolle, damit dieser wisse, daß sein Häuptling Gefangener sei. Nun zogen sich die Soldaten von der Hütte zurück — aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als zu der Thür, welche ein Pferd nur mit gebücktem Kopfe passiren konnte, plötzlich Roß und Reiter herausflogen, letzterer an ersteres festgeklammert. Kaum

Bitlis.

draußen, schwang er sich in den Sattel, feuerte seine beiden Pistolen zwischen seine Feinde ab und entkam glücklich ins Gebirge.

In gewissen Jahreszeiten sieht man auf dem Strande der Bucht von Tadwan einige Boote liegen, welche getrocknete Fische und Salz von Wan bringen und dafür Holz und verschiedene Waaren, die von Bitlis kommen, mitnehmen. Im Ganzen aber ist diese Schifffahrt herzlich unbedeutend, wie denn die aus schlechtem Weiden- und Pappelholz roh gefügten Boote nur beim schönsten Wetter und günstigem Winde sich hinauswagen.

In der That erwies sich die Umgegend von Tadwan reich an Insecten und auch die Jagd auf die schöne, wohlschmeckende, aber sehr scheue Casarca-Ente am Seeufer bot erwünschte Zerstreuung dar; aber Deyrolle war doch froh, als er am 17. Mai 1870 das elende Nest verlassen und nach Bitlis aufbrechen konnte. Diese Stadt liegt etwa 18 Kilometer südsüdwestlich von Tadwan und in nahezu gleicher Höhe mit dem Alpensee Wan (dieser 5467 engl. Fuß, das Schloß von Bitlis 5475 Fuß), aber von demselben durch einen Bergzug getrennt, welcher die Wasserscheide zwischen dem abflußlosen See und den Zuflüssen des obern Tigris macht. Zuerst geht es den sanften Abhang empor zwischen Eichengestrüpp, das nur die rodende Axt am weitern Wachsthum verhindert. Dann senkt sich der Weg zu einer von Bergen umschlossenen Ebene hinab (Baschwak nennt sie J. Brant, der hier 1838 reiste), auf welcher sich zwei Stunden von Tadwan entfernt ein großes Gebäude von rothen Ziegeln erhebt. Es ist der in Ruinen liegende Alemani-Chan, den schon Brant in dem gleichen Zustande fand. Als sich Deyrolle demselben



Bitlis.

näherte, flogen aus allen Oeffnungen mehrere hundert Holztauben heraus, von denen er mit wenigen Schüssen genug für eine tüchtige Mahlzeit erlegte. Beim Durchwandern des geräumigen Innern fand er eine Menge Pferdegerippe darin. Sie rühren von Karawanen her, welche durch plötzliche Schneefälle unerwartet lange daselbst zurückgehalten werden. Der Saptieh Deyrolle's hatte selbst einmal in solcher Lage einen vollen Monat in den Trümmern zugebracht. Da hatten die Pferde, für welche man gewöhnlich gar kein oder nur wenig Futter mitnimmt, erst das Stroh aus den Packsätteln gefressen, dann die Balken angeknabbert und waren schließlich verendet, um den Menschen als einzige Speise zu dienen. Wie leicht wäre es für eine geordnete, vernünftige Regierung, dieses solide, prächtige Gebäude, dessen Erbauer man übrigens nicht kennt, wieder herzustellen, Vorräthe für Mensch und Thier dort einzulegen und so dem Handel und mittelbar sich selbst den größten Dienst zu erweisen! Nur müßte nicht gerade das verlotterste Volk seine Geißel über Vorderasien schwingen.

Türkischer Bei von Bitlis.

Näher an Bitlis liegt noch ein zweiter, gleichfalls verfallener Chan am Wege, kleiner als der erste, aber noch interessanter durch seine Architektur. Dort breitet sich zur Rechten, nach Westen, ein breites Thal aus, theilweise mit Eichengestrüpp bewachsen: es ist das des Bitlis-su, der auf dem Nimrud-Dagh (am Westufer des Wan-Sees) entspringt und nach 24stündigem Laufe sich in den östlichen Quellarm des Tigris ergießt. An seinem linken Ufer führt der Weg noch einige Kilometer hinab; dann öffnet sich plötzlich bei einer Biegung der Blick auf Bitlis.

Seltsam hineingebaut in drei tiefe Thalschluchten, welche von Norden, Südosten und Westen zusammenstoßen, mit drei kleinen Strömen, die in den einen Bitlis-su zusammenfließen, hat diese Bergstadt eine romantische Lage, welche durch den Terrassenbau der Straßen und Häuser noch erhöht wird, die, aus der Thaltiefe gesehen, öfter dem Beschauer über dem Kopfe zu schweben und im nächsten Augenblicke herunterrollen zu wollen scheinen. Die meisten der aus einem sorgfältig behauenen, schönen Quadersandstein (nach Hommaire de Hell vielmehr einem vulcanischen Gesteine) erbauten Häuser sind von Gärten umgeben, die dem Ganzen ein paradiesisches Aussehen, zumal inmitten der umliegenden Steinwüsten, verleihen. Ueberhaupt besitzt Bitlis alles, was den Reiz des Orients ausmacht: altes Gemäuer, schattige Moscheen, große mit Waaren gefüllte Bazare, die sich auf beiden Seiten des Flusses erheben, und Kuppeln der Bäder. Der Spitzbogenstil, in welchem die vielen Brücken und öffentliche wie Privatbauten aufgeführt sind, verleiht der Stadt ihren ganz besondern, ausgesprochenen Charakter. Nur an einigen Gebäuden findet sich der Rund- und selbst ein sehr gedrückter Stichbogen, wie er am Ende des Spitzbogenstils, bei Beginn der Renaissance, in Gebrauch war. Alle Häuser haben flache Dächer; trefflich paßt der braunrothe Ton des Bausteins zu dem Grün der Vegetation. An 30 Mühlen treibt der Strom und eben so viel Moscheen zählt die Stadt, die aber unansehnlich sind und verhältnißmäßig dicke, niedrige Minarets besitzen. Ferner giebt es acht Medressen, etwa ein Dutzend Derwischklöster, acht armenische Kirchen, sieben Chane ꝛc. Wie eine wahrhafte Theaterdecoration aber präsentirt sich der Mittelpunkt der Stadt, wo die verschiedenen Thalschluchten, deren Bergwände bis zu 2000 Fuß emporragen, zusammenstoßen und sich 50 bis 60 Fuß hoch ein senkrecht abfallender Fels, wahrscheinlich vulcanischen Ursprungs, mit den imposanten Ruinen des alten Schlosses erhebt. Vor Zeiten war dasselbe die Residenz des einst unabhängigen Bei (Fürst) von Bitlis und mag mit seinen steilen Zugängen und seinen 30 Fuß hohen, solide erbauten Ringmauern uneinnehmbar gewesen sein. Heute ist es ein Haufen Ruinen, in welchem zeitweilig arme Leute Unterkunft suchen, der aber hier und da einen phantastischen Anblick und eine finstere Größe zur Schau trägt, welche Deyrolle an keiner der vielen dortigen Schloßruinen bemerkt hat. Am Thore fand er ganz verwischte Basreliefs und im Innern türkische und arabische Inschriften.

Vor etwa 40 bis 50 Jahren schon hat sich der damalige Scherif-Bei von Bitlis, der dem Pascha von Musch unterthänig war, auf einem anderen, südlicher gelegenen Bergvorsprunge einen neuen, sehr weitläufigen, aber nicht sehr kunstvollen Palast erbaut, der an 300 Fuß höher als die Stadt liegt und dieselbe beherrscht. Dennoch ist es auch dort oben im Sommer unerträglich heiß und voller Fliegen, und nur die klaren Nächte gestatten auf den freien Terrassen erquickliche Ruhe und Schlaf. Den Winter hindurch ist dagegen die Kälte durchdringend und der tiefe, aus den Schluchten durch Stürme hinaufgewehte Schnee hemmt nicht selten ganz die Verbindung zwischem dem Schlosse und der Stadt mit ihren geschützteren obstreichen Thälern. Man zieht dort unten Aepfel, Birnen, Maulbeeren, Kirschen, Quitten, Apri-

kosen, Melonen, Trauben, Feigen, Granaten, Hasel- und Wallnüsse.

Früher schätzte man die Bevölkerung der Stadt auf 12,000 bis 15,000 Seelen oder 3000 Familien, davon rund ein Drittel armenische und zwei Drittel mohammedanische, wozu (1840) noch 50 jakobitische Familien kommen. 15,000 Einwohner giebt auch Mostras an, welcher als russischer Consul in Smyrna 1863 ein kurzes geographisches Wörterbuch des türkischen Reiches verfaßte. Das ist wohl das Maximum, welches man annehmen kann. Deyrolle spricht von etwa 4000 Häusern in Bitlis, was circa 20,000 Seelen entsprechen würde. Diese Zahl ebenso wie die 30,000 Einwohner des Missionär Knapp (Missionary Herald, Boston, July 1873, p. 210) sind wohl zu verwerfen.

Kurdischer Krieger von Sork.

Die Armenier sind wohlhabend, aber wie überall in zwei religiöse Parteien getheilt, die katholische (infallibilistische, Hassunisten) und die sogenannte schismatische, letztere 800 Familien stark, erstere nur 20 und darum im Nachtheil. Deyrolle, der bei einem wohlhabenden Türken, Hassan-Bei, einem ehemaligen englischen Consulatskawassen, abgestiegen war, war zufällig Zeuge eines hartnäckigen Streites zwischen beiden Theilen. Wie auch anderswo in der Christenheit handelte es sich um ein Begräbniß, welches einem verstorbenen Rechtgläubigen von den Ketzern auf ihrem Kirchhofe verweigert wurde. Die Leiche ging schon in Verwesung über, und selbst die Bitten des Kaimakam konnten die hartnäckigen Schismatiker zu keiner Einsicht bewegen. Da kam den treuen Anhängern des Papstes ein Umstand zu Hülfe, wie er sich eben nur in der Türkei ereignen kann.

Deyrolle sah nämlich fast den ganzen Bazar geschlossen, bemerkte in den Straßen eine zahlreiche, bewegte Volksmenge und erfuhr, daß die Zeughändler, lauter Armenier, strikten.

Ein grobes, rothgefärbtes Baumwollenzeug (Baumwollwebereien, Färbereien und Gerbereien sind Haupterwerbszweige von Bitlis) bildet nämlich seit unvordenklichen Zeiten den Haupthandels- und Fabrikationsartikel der Stadt. Nun hatte vor drei Jahren die Regierung bestimmt, daß im Jahre 1248 der Hedschra die Fabrikanten für den Export dieser Zeuge einen Zoll bezahlen sollten, und die Behörde war mit ihnen dahin übereingekommen, daß sie drei Jahre im Voraus bezahlten. Als nun das Jahr 1248 kam, verlangte die Zollbehörde die Taxe für die schon versteuerten und mit ihrem Siegel und Blei versehenen Waaren in echt türkischer Weise noch einmal. Darum allgemeine Empörung bei den Armeniern, Verweigerung der Zahlung und Strike.

Der Kaimakam von Bitlis wandte sich in seiner Noth an den Pascha von Musch und dieser rieth ihm, die renitenten Kaufleute dahin zu bringen, daß sie ihre Läden öffneten und nach Musch oder gar nach Erzerum Deputirte schickten. Die aber, oft genug geködert und betrogen, ließen sich auf nichts ein und verlangten stricte Ausführung des Gesetzes.

Diese Sachlage benutzten nun die rachsüchtigen Katholiken, zahlten ihre Steuern nochmals, öffneten ihre Läden, gewannen den Kaimakam dadurch für sich und setzten es mit seiner Hülfe durch, daß sie ihren Todten auf dem gewünschten Platze beerdigen durften. Hassan-Bei aber, Deyrolle's Wirth, schüttelte den Kopf, daß der Kaimakam sich in solche Unterhandlungen mit den Christen einließe, und gedachte der Zeiten, die noch nicht lange verstrichen waren, wo man einen solchen Hund schlagen durfte, ja tödten, ohne dafür anders als mit einer Geldbuße bestraft zu werden.

In einer orientalischen Stadt, wo die Bazare geschlossen sind, giebt es nicht viel mehr zu sehen, und da auch die amerikanischen Missionäre, die in Bitlis mit Geld und guten Worten unter den gregorianischen Armeniern einige Proselyten machen, für unsern Naturforscher wenig Anziehendes besaßen, so machte er sich schon nach 24 Stunden wieder davon. Am 18. Mai verließ er die Stadt in zahlreicher Gesellschaft: denn sein Wirth und dessen Verwandte und Freunde ließen sich die Ehre nicht nehmen, ihm das Geleit zu geben. Gegen diese stattlich geputzten Leute auf ihren lebhaften Rossen gehalten, spielte Deyrolle freilich eine traurige Rolle, und wenn er nach einem Käfer vom Pferde stieg, so lachten die einen, während die anderen ihn für einen „Hakim" (Arzt) erklärten, der solches Gethier zur Bereitung seiner Medicin gebrauche.

Der Haupterwerbszweig von Bitlis ist, wie gesagt, die Zeugfabrikation; aber auch seine Umgegend ist reich an Bodenerzeugnissen. In der Entfernung von einigen Stunden liegen große Wälder verschiedener Eichenspecies, namentlich von Quercus oophora, deren Blätter denen des Kastanienbaumes

ähnlich sind. Die Eicheln derselben haben die Größe eines Taubeneies und werden von den Kurden, die sie „hakraari“ nennen, gesammelt und im Winter statt Brot gegessen. — Ferner ist der weiße und durchsichtige Honig von Bitlis berühmt, und in Menge wird der Tragacanth-Gummi in den umliegenden Bergen gesammelt. Männer, Weiber und Kinder betheiligen sich bei diesem Geschäfte, indem sie Einschnitte in die Wurzel des häufig vorkommenden Bocksdorn machen und den ausschwitzenden und rasch trocknenden Saft loslösen.

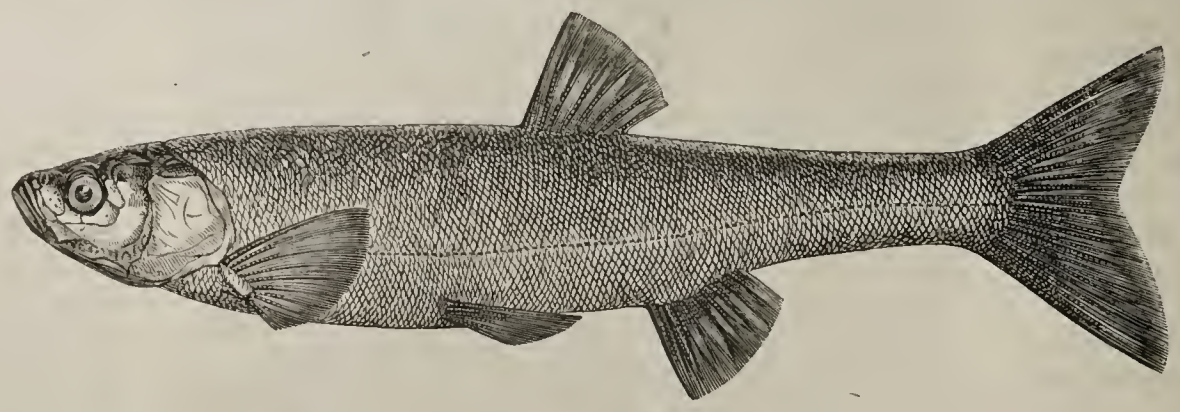
Von unbestrittener Güte sind die Pferde dieser Gegend. Ebenso groß und stärker als die arabischen, deren hohe Eleganz sie freilich nicht erreichen, sind sie robust und ausdauernd. Den Kopf tragen sie hoch, die Brust ist breit, das Kreuz hoch und fleischig. Sie zeichnen sich durch Kraft, Langathmigkeit und Schnelligkeit aus; aber die verdrehte Behandlung, die ihnen zu Theil wird, ruinirt sie rasch. Ihre Zähne stumpfen sich ab, weil man ihnen die Gerste mit Erde und Kies vermischt! Am Grünfutter mästen sie sich oft über alles Maß. — Ein vier- bis fünfjähriges Pferd, von mittlerm Wuchse und tüchtig, mag 80 bis 120 Mark werth sein und ein ganz außergewöhnlich gutes 160 bis 200 Mark, aber nie darüber.

Auf den umliegenden Bergen trifft man viel Wild; Bären, Wölfe, wilde Ziegen und Hasen sind sehr häufig und

Die Insel Agthamar im Wan-See.

viele der den Reisenden begleitenden Bitliser waren berühmte Jäger. Den Bären jagen sie mit großen Schäferhunden, Hasen und Ziegen mit prächtigen Windhunden, die den persischen sehr ähnlich sind, aber viel mehr Kraft und rauheres Fell besitzen. Auch eine Art Waldhühner giebt es in den kurdischen Bergen und besonders um Bitlis herum; aber Deyrolle konnte sich trotz emsigen Suchens keins verschaffen.

Nachmittags langte er in Tadwan wieder an, übernachtete dort und setzte am 19. Mai seine Reise nach Wan, südlich vom See, fort. Der Weg führt nicht am Ufer, sondern mehr landeinwärts über zahlreiche Gießbäche und mehrere Bergrücken und bei vielen Dörfern vorbei. Die Namen derselben, welche Deyrolle anführt (Tukti, Kutom, Chemer, Sapur, Schamuni), finden sich in den Routiers anderer Reisender, welche diese Strecke zurücklegten, wie Shiel, Wilbraham, Southgate, J. Braut, Hommaire de Hell, nicht und würden sich vielleicht nur mit Hülfe armenischer Schriftsteller, wie des Narses Sarkisean, ermitteln lassen. Nur einige der von Deyrolle berührten Punkte finden sich auf den Karten verzeichnet. Alle Bergabhänge sind mit Eichengehölz bedeckt, während die Umgebungen der Dörfer und die Thalschluchten mit Obstbäumen, namentlich riesigen Nußbäumen, bestanden sind. Auch hier haben letztere jene schon früher erwähnten gewaltigen Auswüchse von Maserholz, die von



Blicke (Cyprinus Tarichi) aus dem Wan-See.

herumziehenden Händlern aufgekauft werden und über Trapezunt in die Tischlerwerkstätten Europas wandern. Nur zeitweilig erblickt man zur Linken den See und kommt ihm gelegentlich einer Wegekrümmung nahe; ein zweiter Weg, den der Reisende bei der Rückkehr zu machen gedachte, führt dicht am Ufer hin. Gegen 5 Uhr Abends langte er nach Ueberschreitung eines großen Sumpfes im Dorfe Göllü an, welches im Mittelpunkte einer mit noch 3 bis 4 anderen Dörfern besetzten Ebene liegt und nach den Karten nicht ganz ein Drittel der Entfernung von Bitlis nach Wan ausmacht. Diese rings von Bergen umschlossene, fruchtbare und wildreiche (namentlich an Rebhühnern) Ebene hat nur einen engen Auslaß nordwärts zum See hin, so daß sie sich nach der Schneeschmelze mitunter in eine weite Wasserfläche verwandelt, aus welcher nur die auf kleinen Anhöhen erbauten Dörfer herausschauen. (Unweit südlich von Göllü ist Sork zu suchen, von wo der von uns abgebildete Kurde stammt.)

Ueberall fand der Reisende bei den Einwohnern hier freundliche Aufnahme und für wenig Geld Speise für sich und Futter für seine Pferde. In Narnigas z. B. verlangte ein Armenier nur 3 Piaster (etwa $^1/_2$ Mark) für 15 Liter Gerste für die Thiere und Eier, Butter und saure Milch für den Reisenden und seine Begleiter. Dieses Dorf ist ausschließlich armenisch, während nach dem ältern Berichte des Missionärs Southgate vom Jahre 1840 schon von Göllü an die Dörfer südlich des Wan-Sees meist von ackerbauenden Kurden besetzt sind, welche erst zu Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts von Süden her dort einwanderten. Sie

zeichneten sich damals durch bessere Kleidung und Wohnungen, größern Fleiß, körperliche Schönheit, Sittsamkeit und Gastlichkeit vortheilhaft vor Armeniern und Türken aus. Leider scheint Deyrolle auf diese Verhältnisse seine Aufmerksamkeit nicht gerichtet zu haben.

Hinter Narnigas wird der Weg sehr schwierig, namentlich bei Kuskumkrankilissa (d. h. „Kirche der Schlucht, die das Riemzeug zerreißt"), einer wohlummauerten Kirche nebst einigen Häusern auf einem Bergabsatze, wo dem Reisenden auf vieles Klopfen nicht geöffnet wurde. Hier führt die Straße ziemlich weit landeinwärts, um den weit in den See hineinspringenden Pelo-Dagh, welcher zur Linken bleibt, zu umgehen. Weiterhin senkt sich dann der Weg in ein breites, wohlbebautes Thal nach dem Dorfe Norkjugh (Nörkjuk), wo das Nachtquartier genommen wurde. Erst am folgenden Morgen (21. Mai) stattete er dem Mudir, der ihn eingeladen, in seiner Wohnung, dem nahen Kawasch-Chan, einen Besuch ab und traf den dicken Türken umgeben von seinen Schreibern und einer Menge Säcken voll Papieren. Bei Kaffee und Pfeife wohnte er dem Verhöre einiger Perser bei, die man auf der großen Straße festgenommen hatte. Dieselben hatten heimlich trotz des directen Verbotes Kupfergeld von Musch nach Wan schmuggeln wollen, um dadurch bei dem kolossal verschiedenen Course desselben in den beiden Orten (dieselben liegen noch keine 200 Kilometer von einander!) an jedem türkischen Pfunde (à 18½ bis 19 Mark) etwa 2½ Mark Profit zu machen. Um den Inhalt der Säcke zu verbergen, hatten sie dieselben halb mit Flintensteinen gefüllt. Der Mudir confiscirte natürlich das ganze Geld, „um es der Regierung zu schicken", bei welcher gewiß nicht die ganze Summe angelangt ist, und sandte die Missethäter unter guter Bedeckung nach Wan.

Eine Viertelstunde hinter dem Kawasch-Chan erreicht man das Ufer des Sees, aus welchem in der Entfernung von einigen Kilometern klar und scharf sich die Umrisse der Insel Agthamar mit ihrem Kloster erheben, während sich vor dem Beschauer im Osten eine weite, dörferreiche Ebene und zur Linken der vielbuchtige See ausbreitet, aus welchem im Hintergrunde die Burg von Wan emporsteigt. Agthamar selbst und der Hauptort der Ebene, Nareg, waren wohl des Besuches werth; allein die Zeit drängte, und so verschob Deyrolle denselben auf die Rückreise und eilte weiter über das große, in ganzen Wäldern von Obst- (namentlich Kirsch-) Bäumen versteckte Wastan bis Jügir oder Jngil (Angl oder Eugil der Kiepert'schen Karte) an dem tiefen und reißenden Chosch Ab, dessen Furth schwer zu passiren ist. Dort blieb er über Nacht und kostete zum ersten Male die berühmte Blicke des Sees, einen Weißfisch, den die Reisenden bis dahin stets für eine Sardine hielten: es ist der Pallas'sche Cyprinus Tarichi. Die dortigen Fischer, welche nie den See, sondern nur seine Zuflüsse befischen, fangen jene Art während der Laichzeit im März und April und bis Mitte Mai in großen Massen mit Schleppnetz und Garnen, mit denen sie die Bäche versperren. Nach der Laichzeit gehen sie nach Ansicht der Fischer, welche dann keine mehr bemerken, schlafen, während sie wahrscheinlich nur größere Tiefen aufsuchen. Ihr Fleisch ist blaßrosa und schmeckt im frischen Zustande vorzüglich. Behufs des Transportes packt man sie schichtenweise in Wollsäcke und bestreut sie mit Salz; unaufhörlich begegnete Deyrolle langen Zügen damit beladener Esel. Die Uferanwohner begnügen sich damit, ihnen einen Faden durch die Kiemen zu ziehen und diese Guirlanden an der Außenseite ihrer Häuser zu trocknen.

Es ist erstaunlich, daß überhaupt ein Fisch in einem so mit Sodasalz geschwängerten Wasser, wie das des Wan-Sees ist, leben kann. (Eine chemische Analyse des durch Verdampfung gewonnenen Rückstandes ergab: Kochsalz 50·6, schwefelsaures Natron 12·2, kohlensaures Natron 36·6, Varia 0·6 Procent.) Wenn die Leute darin ihre Wäsche waschen, so schäumt es wie bei Anwendung von Seife; auf der Oberfläche sieht man Bimsstein schwimmen und manche Uferstellen sind mit krystallisirtem Salze bedeckt, das bei Wan in eigens eingerichteten Teichen gesammelt und namentlich nach Persien ausgeführt wird. Jene Blicke war bis dahin das einzige lebende Wesen im See, welches Deyrolle bemerkt hatte. Sonst fand er weder Mollusken, noch Crustaceen oder Zoophyten. Um so belebter sind die Lagunen und Sümpfe an seinen Ufern, welche von Fröschen, Salamandern und lebhaften, scheuen Schildkröten wimmeln, die ihrerseits wieder zahlreiche Sumpfvögel, besonders Kibitze, Regenpfeifer und Casarca-Enten, anlocken. Hinter Wastan bemerkte Deyrolle auch mehrere Ketten des Pallas'schen Fausthuhnes (Syrrhaptes paradoxus), das an Größe zwischen Wachtel und Rebhuhn die Mitte hält, aschgrau und schwarz gefleckt ist und ungemein rasch fliegt. Er war überrascht, diesen für die kaspischen und mongolischen Salzsteppen charakteristischen Vogel hier am Wan-See anzutreffen und vermuthet, daß ihn das brakische Wasser der Sümpfe rings um den See anlockt.

Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien und der Herzegowina.

Von **Heinrich Kiepert.**

Mit einer Karte.

In den Begleitworten zu der vor einigen Monaten von mir herausgegebenen „Ethnographischen Uebersichtskarte des europäischen Orients" (d. h. des Ländergebietes, welches wir vorläufig noch, wiewohl fast mißbräuchlich, mit dem Namen Türkei zu bezeichnen gewohnt sind, nebst deren sogenannten Vasallenstaaten und Griechenland) habe ich nicht verschwiegen, wie der Versuch einer graphischen Darstellung der stellenweise recht bunten Mischung der verschiedenen Nationalitäten nach den Familiensprachen — auch abgesehen von der die Sache noch mehr complicirenden Verbreitung des Türkischen und Griechischen als Verkehrssprachen in diesen polyglotten Gebieten und von der Unvollständigkeit und theilweisen Unzuverlässigkeit der bis jetzt zugänglichen Quellen — keineswegs ausreicht, um uns eine klare Vorstellung von der thatsächlichen räumlichen Verbreitung der mit einander in Kampf begriffenen Volksmächte zu verschaffen. Namentlich deshalb nicht, weil bei den auf dem geistigen Niveau des europäischen Mittelalters zurückgebliebenen Anschauungen und Sitten dieser Völker die Unterschiede des gewohnheitsmäßigen religiösen Bekenntnisses eine Macht ausüben, gegen welche das Gefühl der durch die Spracheinheit bezeugten Stammesgleichheit zurücktritt. Daher einerseits innerhalb ein und desselben Stammes tiefgehende Spaltungen: ältere, bis ins Mittelalter zurückreichende zwischen der morgen- und abendländischen

Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien.

Nach officiellen Angaben der römisch-katholischen Kirche zusammengestellt von H. Kiepert.

Kirche, jüngere seit dem 15. Jahrhundert durch das Hineindrängen des Islam. Andererseits zwischen den confessionell gleichartig gewordenen Bruchtheilen grundverschiedener Stämme ein Gefühl historischer Zusammengehörigkeit von solcher Stärke, daß es sich auch sprachlich in der Uebertragung ursprünglich nur ethnischer Benennungen kundgiebt, wie z. B. allgemein Mohammedaner slavischer oder albanesischer Abstammung, die kaum ein türkisches Wort verstehen, als Türken, in ähnlicher Weise Angehörige der orthodoxen orientalischen Kirche aus jenen Volksstämmen als Griechen bezeichnet werden: ein im Lande selbst bereits eingewurzelter sprachlicher Mißbrauch, welcher zu vielfachen ethnographischen Irrthümern verleitet hat. Eine klare Einsicht in die Stellung der Parteien würde nur eine exacte Darstellung der geographischen und numerischen Vertheilung beider Verhältnisse, des sprachlichen wie des confessionellen, nebeneinander gewähren, wenn sie eben mit den vorhandenen Mitteln erreichbar wäre. Erschwert wäre eine solche immer, auch bei vollständigerem Material, durch den Umstand, daß nur wenige und beschränkte Landstriche resp. Ortschaften des unter unmittelbarer Türkenherrschaft stehenden Gebiets eine solche Gleichartigkeit aufweisen, wie sie in kirchlicher und zugleich (bis auf den rumänischen Bevölkerungsantheil des östlichen Serbiens) auch nationaler Beziehung in den sogenannten Donaufürstenthümern und in Montenegro herrscht, daß die meisten dagegen eine aus den geschichtlichen Vorgängen erklärliche, überaus bunte Mischung zeigen. Die Schwierigkeiten einer graphischen Darstellung solcher Mischverhältnisse, mit denen mehr oder weniger jeder Versuch einer confessionellen Karte zu kämpfen hat, wachsen begreiflich bis zur Unausführbarkeit durch die Lückenhaftigkeit und Unbestimmtheit des zu Grunde zu legenden statistischen, ja stellenweise selbst noch des topographischen Materials: eine Erwägung, die jeden besonnenen Forscher vorläufig noch vor dem Versuche einer confessionellen Karte, sofern er sich auf das ganze türkische Staatsgebiet beziehen soll, zurückschrecken muß. Auch kann man als einen ernsthaft gemeinten Ersatz dafür wohl kaum die Angabe von Verhältnißzahlen der Confessionen gelten lassen, wie sie auf Grund der letzten officiellen Schätzungen (nur aus Courtoisie als „Volkszählung“ bezeichnet), jedoch nur für ganze große Verwaltungsgebiete und ohne Rücksicht auf die innerhalb derselben vorkommenden außerordentlichen Verschiedenheiten, z. B. auf der von Herrn A. Petermann herausgegebenen ethnographischen Uebersichtskarte eingetragen sind, — welcher Beschauer der Karte wird aus solchen Ziffern eine der wirklichen Vertheilung entsprechende Anschauung gewinnen können?

Was uns indeß für das Ganze des die Mitwelt so lebhaft interessirenden Schauplatzes erneuter Völker- und Glaubenskämpfe verfagt bleibt, ist wenigstens für einen Theil, und zwar gerade denjenigen, von welchem die ganz Europa erschütternde Bewegung ausgegangen ist, erreichbar, wenn auch immer noch nicht in genügender Weise. Während nämlich der in den östlichen Landschaften der großen Halbinsel in stärkerer, in den mittleren in geringerer Masse (entsprechend der Entfernung vom asiatischen Ausgangspunkte) eingedrungene Islam hier überall nur die Staatsreligion des ihm unterlegenen Reiches, die sogenannte orthodoxe Kirche des Morgenlandes, zum einfachen Gegensatze hat, ist das confessionelle Verhältniß in den westlicheren Gebieten bis gegen die Adria hin vielartiger. Dort hat nicht nur, als in Grenzlandschaften der heftigsten und langdauerndsten Kämpfe, der neue siegreiche Glaube wiederum eine stärkere Vertretung gewonnen, sondern es hat andererseits schon früher wegen der geographischen Lage, welche zugleich eine längere politische Verbindung mit Staaten des europäischen Abendlandes zur Folge hatte, auch dessen kirchliche Form, der römische Katholicismus, sich festen Boden erobert. So schon in der Südhälfte, in Albanien, dessen nicht einmal lange dauernde und nur partielle Eroberung von Unteritalien her (durch Graf Roger im 12., durch Carl von Anjou im 13. Jahrhundert) ihre Spuren bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat, indem die ungefähr ein Viertheil der ganzen Nation umfassenden Gebirgsstämme des Nordens von Albanien, an ihrer Spitze die bis in die neueste Zeit ihre Unabhängigkeit gegen die osmanische Herrschaft vertheidigenden Mirditen, katholisch verblieben sind und vom österreichischen Dalmatien her mit Geistlichen versehen werden. Da sowohl diese zu Rom haltenden Hochgebirgslandschaften als auch die dem orientalischen Christenthum treu gebliebenen, theilweise selbst sprachlich zu Griechen gewordenen Stämme Süd- oder Niederalbaniens (des alten Epirus) je eine ziemlich geschlossene Masse bilden, zwischen denen der erobernde Islam im Mittellande, in den Thälern des Dewol, Schkumbi, des untern Drin sich eingedrängt und von hier aus Colonien mohammedanischer Albanesen in den höhern Norden, in die durch Kriege und Auswanderungen verödeten Grenzlandschaften Altserbiens vorgeschoben hat: so lassen sich die drei confessionellen Gebiete Albaniens geographisch ziemlich bestimmt, wenn auch nur in allgemeinen Zügen, abgrenzen. Zu einer detaillirten Darstellung fehlt uns jedoch noch vielfach, auch nach den überaus verdienstlichen Arbeiten des verstorbenen Herrn v. Hahn (langjährigen österreichischen Consuls in Janina), das genauere Material, ja selbst die topographische Orientirung, so daß eine graphische Darstellung dieser Grenzen ihre Bedenken hat, abgesehen davon daß das praktische Interesse daran ein sehr beschränktes ist.

Anders verhält es sich mit dem nordwestlichen Grenzland, Bosnien nebst der Hertzegowina. Auch hier finden wir alle drei Confessionen in nicht allzu ungleichartigen Summen vertreten, aber mit geringen Ausnahmen über das ganze Land hin bunt gemischt in einer Weise, deren Entstehung auch aus der, freilich nur sehr unvollständig überlieferten Geschichte des Landes sich nicht erschöpfend erklären läßt.

Zwar gehörte die ganze illyrische Provinz bis zum Adriatischen Meere unter den römischen Namen Liburnia und Dalmatia zu denjenigen Theilen des großen Reiches, welche schon am frühesten, wenn auch im innern Berglande gewiß in nur sehr äußerlicher Weise, den christlichen Cultus angenommen hatten, ohne daß sie ihn jedoch (in der Art wie die von den empfänglicheren germanischen Völkern eroberten westlicheren Reichsländer) gegen die slavische Eroberung des 5. und 6. Jahrhunderts dauernd hätten behaupten können. Nur die am längsten in römischem Besitz gebliebenen Seestädte, wie Zara, Salona (Spalato), Ragusa, blieben fortwährend, auch nach ihrer fast vollständigen Slavisirung, bischöfliche Sitze. Das neu eingedrungene naturwüchsige Heidenthum der Kroaten und Serben wich erst seit dem Ende des 9. Jahrhunderts langsam den ausdauernden Bemühungen des großen Slavenapostels Kyrillos, der sein Bekehrungswerk von Byzanz her bei den Bulgaren begonnen hatte und so, bei der wesentlich schon vollzogenen kirchlichen Trennung zwischen Occident und Orient, für letzteren diese westlichsten Vorposten auf europäischem Boden gewann. Dem Papstthum gelang die Wiedergewinnung eines Gebietes, worauf es, als einen Theil des alten weströmischen Imperiums doppelte Ansprüche geltend machte, nur theilweise und erst mittels der von Westen her gegen Ende des 10. Jahrhunderts erfolgten Bekehrung Ungarns. Die Oberhoheit dieses Reiches mußten die kroatischen Fürsten der Primorja (des „Küstenlandes“, d. i. des späteren und jetzigen Dalmatiens) und Bosniens ein Jahr-

hundert später anerkennen. Im 12. Jahrhundert wurde die Residenz der Bane, Cressovium (Kreschewo, westlich von Serajewo), zugleich Sitz der dem Metropoliten von Salona unterstellten katholischen Bischöfe von Bosnien. Dem Namen nach war damit die Annexion des ganzen Landes an die abendländische Kirche vollzogen, aber deren thatsächliche Wirksamkeit ließ viel zu wünschen übrig. Jahrhunderte lang hat vielmehr dieser von der großen Verkehrsstraße abgelegene Boden des versteckten Berglandes auf der Grenze der beiden sich befeindenden christlichen Confessionen einer reformirenden, man kann fast sagen puritanischen Richtung ein Asyl geboten, welche als ketzerisch, nämlich der Verweltlichung und politischen Machtstellung der Kirchen feindlich, von beiden gleichmäßig gehaßt, verflucht und blutig verfolgt worden ist.

In Armenien entstanden, dann von dort und aus Kleinasien vertrieben, fand die Secte der sogenannten Paulicianer ihre erste europäische Zufluchtstätte bei den Bulgaren, wo, wenn nicht ihre geistige Spur, jedenfalls ihr Name sich bis heute erhalten hat und wo sie den slavischen Namen der Bogumilen (der „Gott liebenden") erhielt *). Bald aber dem Drucke weichend, den das nahe Byzanz mehr in geistlicher als weltlicher Beziehung auf die bulgarischen Könige ausübte, flüchteten jene Dissidenten westlicher, nach Bosnien, dessen damaliger Herrscher, Ban Kulin, nachdem er die ungarische Oberhoheit zum leeren Namen gemacht und sein Land auf die höchste, nie wieder erreichte Stufe der Wohlfahrt erhoben, sich nicht weniger, wie der Landesbischof Daniel selbst, der in seinen Schutz aufgenommenen Secte geneigt zeigte. Aehnliche reformatorische Bewegungen, wie sie fast gleichzeitig im Abendlande um sich griffen, wie die Secten der Katharer oder Patarener in Oberitalien, der Albigenser in Südfrankreich, müssen mit den Gleichgesinnten in Bosnien (wenn sie auch nicht, wie wohl behauptet worden ist, überhaupt von dorther erst ihren Ursprung abzuleiten haben) in Verkehr gestanden haben; denn diejenigen, welchen es gelang, der von päpstlicher Seite über sie verhängten blutigen Ausrottung zu entrinnen, fanden gerade in Bosnien eine schützende Zuflucht und verstärkten daselbst die antirömische Partei nicht wenig. Auf diese gefährlichen Gegner versuchte die Curie zunächst einen Angriff mit geistlichen Waffen durch die Sendung des eben gestifteten Franziskaner-Ordens (1208), hetzte, als dieser keinen ausgiebigen Erfolg erreichte, die ungarischen Könige an, ihre Ansprüche auf den Besitz den Landes von neuem mit den Waffen geltend zu machen, und führte so eine Reihe, vom Jahre 1238 an ein volles Jahrhundert hindurch sich wiederholender blutiger Kreuzzüge herbei. Eine thatsächliche Stärkung der römischen Kirche beweist die 1260 erfolgte Errichtung einer Vicaria Bosnae Argentinae **). Gleichwohl gewannen die Verfolgten neue Stärke durch den Verfall der ungarischen Macht und die Losreißung Bosniens unter nationalen Herrschern, welche 1376 sogar den Königstitel annahmen. Wenn dieselben auch äußerlich der römischen Kirche angehörten, scheinen sie doch die Häretiker anfangs begünstigt zu haben, so daß dieselben 1433 vier Bischöfe zum Baseler Concil senden und 1437 mit den Hussiten Verbindungen anknüpfen konnten. Mehr noch aber thaten das die mächtigen Vasallen der neuen Könige, denen die der Adria zugewendete Landesseite am Südabhange des Hauptgebirges, als Grafschaft Zachlumia (d. i. hinter den Bergen) zu Lehn verliehen war, welche später der deutsche Kaiser Friedrich III. zu Gunsten eines nach völliger Unabhängigkeit von dem bosnischen Oberlehnsherrn strebenden Nachfolgers zum Herzogthum erhob, — ein Titel, der auch nach der türkischen Eroberung als unverstandener Name (Hertzegówina, sc. zemlja, „Herzogliches", nämlich Land) dem Lande verblieben ist. Hier fanden bei erneuter Verfolgung in Bosnien die Bogumilen oder Patarener ihr letztes Asyl, in welchem sich Reste von ihnen, völlig unbemerkt von der civilisirten Welt, ja selbst von der Nachbarschaft, bis jetzt erhalten haben: wie das erst ganz neuerlich, gelegentlich der Flucht von Tausenden hertzegowinischer Grenzbewohner auf österreichisches Gebiet, constatirt worden ist.

Erklärlich ist es, daß nach solchen Schicksalen die Unterdrückten jede Aenderung mit neuer Hoffnung ansahen, daher selbst bei dem Erbfeind des Christenthums, bei dem nach dem Sturze des serbischen Reiches (1389) zum Grenznachbar gewordenen türkischen Eroberer eine Erleichterung ihrer Lage zu finden hofften; jedenfalls haben sie die im Jahre 1463 in wenigen Wochen erfolgte Eroberung des Landes befördert. Zwar dauerte diese erste Besetzung ganz Bosniens nicht lange; schon 1469 gelang dem ungarischen Könige Matthias Corvinus die Wiedereroberung der nördlichen Hälfte und des Küstenlandes, und daß daraus die Curie neue Hoffnung auf dauernden Wiedergewinn gehofft haben muß, zeigt die Erhebung der Bosna Argentina zu einer besondern Kirchenprovinz durch Papst Leo X. 1517. Diese Hoffnungen wurden vereitelt durch die türkische Wiedereroberung in den Jahren 1520 bis 1527, und damit scheint die Zahl der römisch-katholischen Bevölkerung außerordentlich zusammengeschmolzen zu sein, wenngleich — wir wissen nicht mit welchem Rechte — die überwiegende Mehrzahl der Uebertritte zum Islam (besonders seitens des bosnischen Adels, der sich dadurch den Besitz seiner Güter sicherte) auf Rechnung der dissentirenden Secte geschrieben wird, während die Griechisch-Orthodoxen an ihrer Confession festhielten.

Eine specielle und glaubwürdige Geschichte dieser innern Bewegung ist uns nicht erhalten; es hat allen Anschein, daß sie sofort mit der Unterwerfung unter das türkische Regiment erfolgte. Ueberhaupt verschwindet Bosnien von nun an aus der europäischen Geschichte, um nur gelegentlich des wiederholten, aber immer kurz verlaufenden Eindringens österreichischer Heere (1668 unter Prinz Ludwig von Baden, 1697 unter Prinz Eugen, 1737 bis 1739 unter dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen) genannt zu werden: Unternehmungen, welche kaum einen temporären Erfolg hatten, noch weniger aber von dauerndem Einfluß auf die Lage des Landes sein konnten.

Mit der den römischen Mönchsorden eigenthümlichen Diplomatie hatten sich die Franziskaner schon bei dem ersten türkischen Einschreiten die Gunst des Eroberers, des Sultan Mohammed I., gewonnen und einen vom Jahre 1463 ausgestellten, angeblich noch im Original vorhandenen Freibrief (Ahtname) erlangt, wodurch ihnen eine den anderen christlichen Confessionen gegenüber begünstigte Stellung gesichert wurde. Da ihnen dazu der bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichende kirchliche Grundbesitz sowie die persönliche Befreiung von der Kopfsteuer bestätigt wurde, sie also Beiträge der Gemeinden nur aushülfsweise in Anspruch zu nehmen brauchten, so behielten sie auch diesen gegenüber eine weit selbständigere Stel-

*) Man hat die lebhafte Aufnahme einer Lehre, in welche aus dem persischen Manichäismus die Voraussetzung eines guten und eines bösen Princips der Geisterwelt übergegangen war, gerade bei den südslavischen Völkern vielleicht nicht mit Unrecht aus der damals gewiß noch sehr lebendigen Erinnerung an die nationalen slavischen Heidengötter, die „weißen" (guten) und „schwarzen" (bösen), zu erklären gesucht.

**) Der Beiname bezieht sich auf die schon in römischer Zeit, dann wieder von den Ragusanern seit dem elften Jahrhundert bei der alten Stadt Argentaria (nördlich von Serajewo) ausgebeuteten Metallschätze, von deren weiterer Verbreitung noch heute im östlichen Landestheile die beiden slavischen „Silberstädte" Srebrnik und Srebrnitza zeugen, nachdem jener Bergbau schon längst eingegangen ist.

lung als die griechischen Geistlichen, denn diese müssen bei dem Mangel jedes festen Besitzes durchaus von den nominell freiwilligen, thatsächlich durch jede Art von Zwang beigetriebenen Steuern ihrer Herden existiren und davon bedeutende Summen als Kaufpreis ihrer Pfründen an ihre Oberhirten abgeben, welche durchweg der griechischen Nationalität angehören, daher dem Volke fremd, ja häufig nicht einmal der Landessprache kundig sind, dagegen in gleichem Pachtvertrage zum Patriarchen in Constantinopel stehen.

Dem ungeachtet muß die Zahl der Anhänger des Papstes seit dem Falle des bosnischen Reiches lange Zeit stetig abgenommen haben, wie sich bei dem Mangel statistischer Nachrichten über die Kopfzahl*) nur aus dem Stande der kirchlichen Einrichtungen schließen läßt. Von nahe 30 schon im 14. Jahrhundert namhaft gemachten Klöstern im eigentlichen Bosnien waren nur noch 3, von 150 Pfarrkirchen 20 erhalten, als es Oesterreich im Karlowitzer Frieden 1699 zum ersten Male gelang, seinen Glaubensgenossen eine freiere Stellung wieder zusichern zu lassen. Weniger im 18. als im 19. Jahrhundert zeigt sich dann ein stetiger Fortschritt: die Pfarren waren 1800 auf 28, 1850 auf 41, 1865 (mit welchem Jahre unsere Nachrichten abschließen) auf 69 und mit Einschluß der Hertzegowina auf 94 gestiegen. Die österreichische Hülfe bethätigte sich ferner in den letzten Decennien durch die Errichtung des Generalconsulats in Serajewo, durch reichliche Geldbeiträge zu Kirchen- und Schulzwecken — natürlich besonders aus den südslavischen Kronländern des Kaiserstaates, aber auch vom Kaiserhause selbst —, am meisten aber durch gründlichere Ausbildung der in den Landesklöstern vorgebildeten künftigen Geistlichen durch längere Curse im bischöflichen Seminar zu Diakovar in Slavonien.

So erklärt es sich, daß, freilich im Gegensatz zu abendländischen Verhältnissen, aber entsprechend dem in diesen Barbarenländern noch lebendigen mittelalterlichen Geiste, diese Franziskaner-Minoriten (namentlich gegenüber der grenzenlosen Unwissenheit der griechischen Geistlichen, selbst höhern Ranges) bei weitem den gebildetsten Theil der Bevölkerung ausmachen und unter allen Bewohnern am ehesten im Stande sind und auch den Willen haben, über deren Verhältnisse zuverlässige Auskunft zu geben. Wiewohl mehrerer Sprachen, nämlich außer der nationalen serbischen (denn sie sind fast ausnahmslos Landeseingeborene) infolge ihres Bildungsganges in gewissem Maße der italienischen und lateinischen, öfters auch der deutschen kundig, bedienen sie sich in ihren amtlichen Aufzeichnungen natürlich der Kirchensprache, allerdings eines höchst barbarischen Latein. Die drei zum ersten und bis jetzt auch letzten Male 1866 bis 1867 gedruckten sogenannten „Schematismen" der einzelnen Kirchenprovinzen **) enthalten außer einer Menge dankenswerther und wenig oder gar nicht bekannter Nachrichten geographischen, historischen und archäologischen Inhalts und den kirchlichen Personalnotizen, statistische Listen der einzelnen Pfarren und der dazu gehörigen Gemeinden und Bruchtheile von solchen, mit Angabe der Familien- und Seelenzahl, welche wohl für um so zuverlässiger gelten dürfen, als der kirchlichen Spürnase nicht so leicht steuerzahlende Schäflein entgehen werden. Natürlich beziehen sie sich nur auf die der römischen Kirche angehörigen; nur für ein paar hertzegowinische Sprengel finden sich auch die mit denselben vermischt wohnenden Andersgläubigen (Griechen, Mohammedaner, Juden, Zigeuner) für einzelne Ortschaften oder ganze Gemeinden nach Familienzahl angegeben. Gedruckt sind jene Schriftchen nur für den eigenen Bedarf der Kirche, im Buchhandel nicht zu haben: das wird die Reproduction des wesentlichen und auch uns interessirenden Inhalts derselben im Anhange zu einem soeben die Presse verlassenden Werkchen des Herrn Blau*), welchem Exemplare der Schematismen von den geistlichen Verfassern mitgetheilt worden waren, rechtfertigen. Auf diesen auszüglichen Wiederabdruck kann ich somit den für die Zifferndetails sich interessirenden Leser zur Begründung der hier in graphischer Darstellung mitgetheilten Gesammtresultate verweisen.

Wie ein Blick auf das Kärtchen zeigt, sind die Grenzen der katholischen Diöcesen ziemlich unregelmäßig zugeschnitten und stimmen auf keine Weise mit den allerdings nach türkischer Unsitte häufigen Veränderungen unterworfenen Grenzen der administrativen Bezirke und Kreise überein. Sogar die Staatsgrenze wird dadurch übersprungen, daß die wenigen zerstreuten Katholiken im südlichen Theile der Hertzegowina, östlich von der Narenta (sechs Pfarren mit circa 9000 Seelen), die bis ins vorige Jahrhundert ein besonderes Bisthum, Trebinje, gebildet hatten, jetzt wieder mit der Metropole Ragusa, von der aus sie dem Papstthum gewonnen worden sind, zu einer Kirchenprovinz zusammengehören. Während der östliche Theil des politisch zur Hertzegowina gerechneten Landes gar keine Katholiken (nämlich bis auf die Mohammedaner in den Städten, nur Griechisch-Orthodoxe) enthält, sind dieselben ziemlich stark vertreten im Narenta-(Neretwa-) Thal, fast ausschließlich herrschend in den Thälern und Hochebenen des rauhen Jurakalk-Hochlandes, welches sich längs der dalmatischen Grenze ausdehnend den nordwestlichen Theil der Provinz ausmacht, und noch über deren nördliche Grenze hinaus im Hochthale von Livno und dessen gebirgiger Umgegend. Diese Thatsache erklärt sich daraus, daß diese Landschaft wenigstens zum großen Theile bis ins 16. Jahrhundert mit dem dalmatischen Küstenlande verbunden unter venetianischer Herrschaft stand. Einen geistlichen Mittelpunkt aber haben ihre 19 Pfarren und 50,000 Katholiken erst erhalten durch die 1852 vollendete Erbauung des bischöflichen Klosters Schiroki-brig (der „breite Hügel") in einiger westlichen Entfernung von der Hauptstadt Mostar, in welcher selbst angeblich der Fanatismus der überwiegend mohammedanischen Bevölkerung die Gründung einer bischöflichen Residenz nicht, kaum die eines Filialhauses in der Vorstadt zugelassen hatte, während der griechisch-orthodoxe Bischof, den die Eroberer bereits vorgefunden hatten, unangefochten in Mostar residirt.

*) Die Schätzung von 50,000 Seelen im Jahre 1776 hat geringe Autorität.

**) Schematismus Dioeceseos Rachusinae pro anno 1866. Schematismus topographico-historicus Custodiae provincialis et Vicariatus Apostolici in Hercegovina pro anno 1867 (Spalato). Schematismus almae missionariae provinciae Bosnae Argentinae pro anno 1865 (Ofen).

*) Reisen in Bosnien von Dr. O. Blau (Generalconsul, jetzt zu Odessa, früher zu Serajewo), Berlin, D. Reimer, 1876, mit einer Karte und Anhängen von H. Kiepert, S. 195 bis 228. Die Namen sind in diesem Wiederabdruck der Listen aus der nationalen (d. h. für das lateinische Alphabet aus Kroatien entlehnten) Orthographie, deren sich die bosnische Geistlichkeit bedient, in die der deutschen Schreibart gemäße umschrieben, nur mit Beibehaltung des s für den scharfen, unserm ß entsprechenden, des z für den weichen Laut des deutschen s, sowie des ž für den unserer Sprache fehlenden Laut des französischen j; letztere Bezeichnung, als dem allgemeinen Leser zu fremdartig, habe ich nur in dem hier mitgetheilten Kärtchen, nach dem Vorgange der Deutschen in Rußland (in dessen Sprache bekanntlich derselbe Laut ebenso häufig ist), durch sh ersetzt, die beiden ersteren aber beibehalten. — Uebrigens hat meine Arbeit bereits einen Vorgänger in dem von Herrn K. Sax, damals Beamten beim k. k. österreichischen Generalconsulat in Serajewo, schon 1863 (in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, S. 93) gegebenen confessionellen Kärtchen von Bosnien, worin sogar die relative Stärke der einzelnen Confessionen nach fünf Abstufungen zu bezeichnen versucht ist; allein abgesehen von dem sehr kleinen Maßstabe und der dadurch bedingten nur ganz generellen

Ebenso wenig bildet im eigentlichen Bosnien die politische Hauptstadt, seit 1851 bekanntlich Serajewo *), zugleich den geistlichen Mittelpunkt für die in dieser größten Stadt des Landes nur schwach vertretenen Katholiken. Sie gruppiren sich vielmehr am engsten (abgesehen von dem nördlichen Landstriche an der Save) um die zugleich den Sitz der geistlichen Behörden bildenden Klöster, von denen die drei ältesten, die einzigen, welche aus der Zeit des selbständigen bosnischen Reiches übrig geblieben sind (Sudiska, Fojnitza, Kreschewo, letzteres der alte Bischofssitz), allerdings in geringer nordwestlicher und westlicher Entfernung von der Hauptstadt liegen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade dieser Landstrich auch die meisten mineralischen Reichthümer des Landes enthält, unter denen einzelne Queckſilber-, Kupfer- und Eisengruben bei Kreschewo, Fojnitza und Waresch, wenn auch nicht ausschließlich von den Katholiken, noch heute bearbeitet werden, während noch im Mittelalter auch die Silbergruben unter Leitung einer ragusanischen Colonie reichen Ertrag abwarfen. Die damals stattgefundene starke Einwanderung von Arbeitern aus dem dalmatischen Küstenlande scheint hauptsächlich dem Katholicismus gerade in dieser Bergwerksgegend einen festern Halt gewährt zu haben, welchem auch die türkische Eroberung mit dem sich daran knüpfenden Religionswechsel keinen wesentlichen Abbruch gethan hat. In weiterer nordwestlicher Fortsetzung der das Land durchschneidenden Hauptstraße finden wir die alten Königssitze Trawnik und Jaitze, in deren Umgebung sich natürlich die Confession der letzten selbständigen Herrscher des Landes in stärkerer Vertretung erhalten hat. In dem vor Kurzem neu erbauten Kloster Gutschjagora bei Trawnik haben die zahlreichen Katholiken des Laschwa-Thales ihr geistliches Centrum erhalten, wie die des nordwestlichen Striches an der Grenze von Dalmatien in dem erst 1833 — als erste Neugründung seit der türkischen Eroberung — neu erbauten Kloster von Goritza bei Liwno. Alle diese kirchlichen Verwaltungssitze liegen in der Nähe der südlichen Grenze der Provinz, während durch ihre ganze Breite nördlich bis zur Save hin sich theils vereinzelte Gemeinden, theils compactere Massen katholischer Bevölkerung finden. Jene geographische Lage der Verwaltungssitze hat nun eine überaus unregelmäßige Eintheilung in Diöcesangebiete, nicht ohne mehrfache Enclaven (wie unser Kärtchen sie zur Anschauung bringt) zur Folge gehabt, welche den wirklichen Bedürfnissen eines Landes mit so wenig entwickeltem Verkehr und solchem Mangel an guten Straßen wenig entspricht. Durch übergroße Entfernung von ihren geistlichen Mittelpunkten benachtheiligt sind namentlich die zahlreichen und großen katholischen Gemeinden, welche über einen Theil der sogenannten Posavina, d. h. des Tieflandes an der Save, des fruchtbarsten und bevölkertsten Theiles von ganz Bosnien, dicht verbreitet sind und sich unmittelbar an die jenseit der Save das österreichische Slavonien erfüllende Bevölkerung derselben Confession anschließen. Ihre Constituirung gehört allerdings fast ausnahmslos erst dem laufenden Jahrhundert, zum größten Theile sogar den beiden letzten Jahrzehnten an. Daß hier früher, zur Zeit der türkischen Herrschaft, auf beiden Ufern ein stärkerer Verkehr bestanden hat, beweisen einzelne von den geistlichen Autoren aufgezeichnete historische Vorkommnisse der Auswanderung ganzer katholischer Gemeinden aus Slavonien auf die Südseite der Save nach Bosnien hinüber, wie z. B. die jetzt über 5000 Seelen zählende ganze Pfarrei Tolissa ihre Entstehung einer solchen Ansiedelung aus dem Jahre 1683 verdankt. Auf ein wie geringes Maß dagegen dieser Verkehr in der jüngsten Zeit sich beschränkt hat, davon zeugt nichts deutlicher als die Unbekanntschaft der österreichischen Behörden selbst mit der topographischen Lage der Mehrzahl dieser in unmittelbarer Nachbarschaft der Grenze gelegenen, zum Theil sehr bedeutenden, von Katholiken bewohnten Ortschaften, welche noch auf den neuesten vom Wiener militärisch-geographischen Institute herausgegebenen Specialkarten Bosniens vermißt werden. An der obern Save und Una endlich bildet die politische Grenze bis auf geringfügige Ausnahmen zugleich die confessionelle Scheide, während die katholischen Gemeinden der sogenannten Krajna oder Türkisch-Kroatiens (der Kreise Prijedor und Starimajdan) dem innern Berglande angehören, wo einzelne derselben (wahrscheinlich ziemlich neue Einwanderungen) die Arbeiter zu den daselbst noch bestehenden Eisenhütten stellen.

Als Gesammtresultat ergiebt sich aus dem vorstehenden für die Verbreitung der römischen Kirche in Bosnien und seinen Nebenländern, daß dieselbe am frühesten und nachhaltigsten von Süden her, von den Gestaden des Adriatischen Meeres, erfolgt ist, daß dagegen die politische Verbindung mit Ungarn und die von dorther wiederholten Versuche, ihr zur Alleinherrschaft zu verhelfen (welche bei größerm Erfolge nothwendig zur Katholisirung der stärker bevölkerten und leichter zugänglichen nördlichen Landestheile hätten führen müssen), daselbst nur verhältnißmäßig geringe Spuren zurückgelassen hat.

Von der aus den letzten Zählungen für 1865 sich ergebenden Statistik wird es hier genügen, aus den Ziffern der Schematismen die abgerundeten Hauptsummen mitzutheilen:

In den Diöcesen:

Sudiska . . .	27	Pfarren,	53,000 Seelen.
Fojnitza . . .	12	„	23,000 „
Kreschewo . .	6	„	13,500 „
Liwno (Goritza)	11	„	18,500 „
Gutschjagora .	13	„	24,000 „

Zusammen in:

Bosnien . . .	69	Pfarren,	132,000 Seelen,
der Herzegowina	25	„	59,000 „

Gesammtsumme 94 Pfarren, 191,000 Seelen.

Viel bedeutender ist noch immer die ungeachtet des viel stärker auf ihnen lastenden Druckes selten durch Apostasie verringerte Zahl der zur orientalischen (griechischen, sogenannten orthodoxen) Kirche gehörigen Christen; für die Hertzegowina wird sie nach den letzten, der Mitte dieses Jahrhunderts angehörigen Schätzungen verschieden auf 120,000 bis 180,000 (mit 75 Pfarren), für Bosnien bald auf weniger als 400,000, bald auf 560,000 (mit 312 Pfarren) angegeben *). Specielle Listen müssen darüber allerdings auch

---

Bezeichnungsweise, ist das dazu benutzte Material (wesentlich wohl nur die sogenannte türkische Volkszählung von 1851, denn die Schematismen der Franciscaner waren damals noch nicht gedruckt) zu unvollständig und theilweise geradezu unrichtig gewesen und hat demnach offenbare Fehler der Darstellung verschuldet, wie z. B. die viel zu schwache Bezeichnung des thatsächlich fast ausschließlichen Katholicismus in der westlichen Hertzegowina, die viel zu starke Hervorhebung des mohammedanischen Elementes in der Kraina und in dem Berglande östlich und südlich von Serajewo, und dagegen sein fast vollständiges Fehlen in der Umgegend von Banjaluka u. dgl. m.

*) So schreiben der ortsüblichen Aussprache gemäß alle dortigen europäischen Berichterstatter den bekanntlich aus der türkischen Benennung Bosna-Seraj gebildeten slavischen Namen; die Franziskaner schreiben nach der älteren türkischen Aussprache des Wortes Sarajewo, daher wir diese Form im Kärtchen beibehalten haben.

*) Jene Schätzungen müßten als durchaus übertrieben angesehen werden, wenn die dahinter weit zurückbleibenden Resultate der officiellen Zählungen der männlichen Bevölkerung (da die weibliche Hälfte den Sitten des Orients entsprechend ausgeschlossen bleibt) von 1851 und 1871 größeres Vertrauen verdienten, was leider

vorhanden sein, aber bis jetzt nur handschriftlich, innerhalb der griechischen Kirche: zugänglich geworden ist solches statistisches Material über die Verhältnisse der rivalisirenden Kirche auch den katholischen Autoren, die mancherlei daraus mittheilen *). Speciellere Angaben wenigstens über die Familienzahl der griechischen Christen sowie auch der Mohammedaner innerhalb der einzelnen katholischen Gemeinden, mit denen sie gemischt wohnen, hier und da selbst der einzelnen Dörfer, finden sich indessen nur im Schematismus des engern Vicariats der Hertzegowina verzeichnet, fehlen aber gänzlich für den zum Bisthum Ragusa gehörigen südlichen Theil dieser Landschaft; im eigentlichen Bosnien begnügt sich die kirchliche Liste für jeden katholischen Pfarrsprengel nur im allgemeinen anzugeben, ob viele, wenige oder gar keine Angehörige der beiden anderen Bekenntnisse innerhalb desselben wohnen. Dagegen finden sich über das räumliche und numerische Verhältniß zwischen diesen selbst in denjenigen Landstrichen, welche gar keine römisch-katholische Bevölkerung enthalten (namentlich den ganzen Osten und Südosten sowie den größten Theil des Nordwestens der Provinz), nur in anderen Quellen einige ziemlich vage Andeutungen, so daß unser Versuch einer graphischen Darstellung dieser Vertheilung mittelst der die islamitische Bevölkerung bezeichnenden je nach deren Menge stärkern oder schwächern schwarzen Schraffirung bei weitem weniger Zuverlässigkeit beansprucht als die mit der rothen Farbe bezeichnete Verbreitung der römischen Kirche. Bei der nothwendigen Beschränkung auf diesen *einen* Farbenton muß freilich das Auge des Lesers sich über die Schwierigkeit der Zusammenfassung der gesammten christlichen Bevölkerung hinwegsetzen, ebenso wie es in dieser Art der Darstellung unthunlich war, neben der allgemeinen localen Verbreitung des moslemitischen Volkstheils auch dessen relative Stärke unmittelbar zur Anschauung zu bringen. Daß dieselbe thatsächlich weit über ein Drittheil (nach der officiellen Auffassung sogar fast die Hälfte) der Gesammtbevölkerung bildet, wird man bei Anschauung des Kärtchens nur dann begreiflich finden, wenn man sich erinnert, daß der weitgrößte Theil dieser hier vorzugsweise besitzenden Classen in den nur durch stärkere oder schwächere Punkte angedeuteten Städten und Marktflecken, zuweilen ausschließlich, meist aber gemischt mit einer immer an Zahl weit zurückstehenden christlichen Bevölkerung zusammengedrängt wohnt.

durchaus nicht der Fall ist, da im Gegentheil den türkischen Behörden selbst an solchen Orten, wo die genauere Controlle durch Unbetheiligte nicht besonders erschwert ist, wie in der Hauptstadt, eine Herabminderung der officiellen Ziffer auf fast die Hälfte der wirklichen nachgewiesen werden konnte: — offenbar eines der vielen landesüblichen Manöver, um einen erheblichen Theil des vom Staate beanspruchten Steuerbetrages in die eigene Tasche fließen zu lassen! Nach jener letzten Zählung sollte ganz Bosnien (einschließlich des die äußerste südöstliche Ecke bildenden und daher in unserer Karte weggelassenen, vorzugsweise von muhammedanischen Albanesen bewohnten Liwa's oder Regierungsbezirks von Nowipazar) 270,050 muhammedanische, 202,820 griechisch-orthodoxe, 60,095 römisch-katholische, 1,305 jüdische, 5,030 zigeunerische, zusammen also 539,300, die Hertzegowina aber 39,472 muhamedanische, 23,490 orthodoxe, 18,239 katholische, 676 zigeunerische männliche Bewohner enthalten. (Türkischer Kalender für Bosnien auf das Jahr 1288 der Hedschra = 1871). Wir erfahren nicht, ob damit die *gesammte* männliche Bevölkerung oder nur die von einer gewissen Altersstufe an steuerpflichtige gemeint ist: in jenem Falle aber bleiben die Angaben für die Zahl der Katholiken, namentlich für die Hertzegowina, so weit hinter den, offenbar in ganz anderem Grade zuverlässigen der kirchlichen Listen zurück, daß ebensowohl die Ziffern für die griechisch-orthodoxe Bevölkerung als lückenhaft angesehen und an Glaubwürdigkeit den von christlicher Seite gemachten Schätzungen nachgesetzt werden müssen.

*) Zu diesen gehört auch *Kowatschewitj's* Beschreibung von Bosnien (ein in Belgrad in serbischer Sprache gedruckter Auszug aus dem noch ausführlichern handschriftlichen Werke des Franziskaners *Jukitj*), dem wir die obigen *höheren* Zahlen der orthodoxen Bevölkerung, sowie einige speciellere Angaben über einzelne Gegenden Bosniens, zur Vervollständigung der in den Schematismen enthaltenen, entnommen haben. Wir haben natürlich nicht unterlassen, auch die Ergebnisse der sogenannten Volkszählung von 1851 (mitgetheilt von Dr. *Blau* im Preuß. Handelsarchiv für 1865, S. 488) zu vergleichen, worin, neben den wenig bedeutenden Juden und Zigeunern, nur die beiden Hauptkategorien: Muhammedaner und Christen unterschieden, die Ziffern aber für die 42 einzelnen Kazas oder Kreise mitgetheilt werden: nur ist einmal die Benutzung erschwert durch die Nichtübereinstimmung der kirchlichen und der politisch-administrativen, in ihren Begrenzungen nur unvollständig bekannten, Eintheilung und sodann durch die schon gerügte Unzuverlässigkeit der officiellen Ziffern, von denen einzelne uns geradezu unmöglich erscheinen, wie die im Widerspruch zu allen übrigen Nachrichten ungeheuerlichen Zahlen von mehr als 40,000 Muhammedanern im äußersten nordwestlichen Winkel des Landes (Kreis Vihatsch mit Krupa und Ostroshatz) oder die um volle 2000 hinter der wirklichen bloß römisch-katholischen zurückbleibende christliche Gesammtbevölkerung des Kreises Foinitza u. dgl. m.

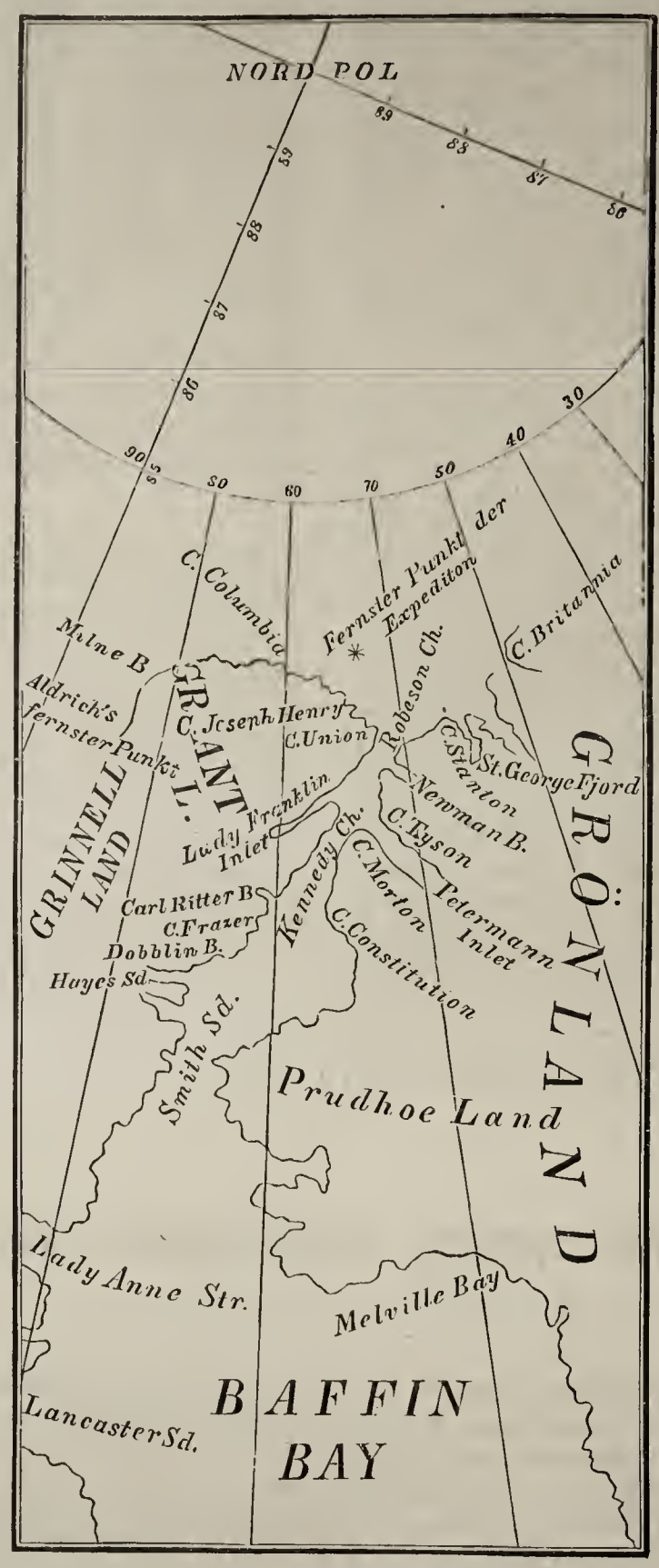
Die englische Nordpolexpedition unter Capitän Nares 1875 bis 1876.

Mit einer Kartenskizze.

W. K. Nachdem das englische Marineministerium schon am 27. October vom Commandeur der englischen Nordpolexpedition, Capitän *Nares*, ein Telegramm aus Valentia erhalten hatte, welches die glückliche Rückkehr des Schiffes „Alert" meldete, ist dieses sowohl wie die „Discovery", die sich seit dem 19. von der „Alert" getrennt hatte, am 29. in Queenstown angelangt und hat das oben genannte Ministerium bereits einen summarischen Bericht der von den Theilnehmern der Expedition ausgestandenen Mühseligkeiten wie der gewonnenen Resultate in die Oeffentlichkeit gelangen lassen, dem wir das Nachstehende entnehmen. Wie wir seiner Zeit („Globus" XXVIII, S. 351) mittheilten, ließen die letzten Nachrichten vom 27. Juli vorigen Jahres, welche die „Pandora" auf den Carey-Inseln fand, bei außergewöhnlich günstigen klimatischen Verhältnissen wichtige Resultate und die Erreichung einer hohen Breite, wo nicht gar des Nordpols selber erwarten. Letztere etwas kühne Hoffnung gründete sich namentlich auf zwei Annahmen; nämlich die eines offenen Polarmeeres und die Existenz einer continuirlich nordwärts laufenden Küste, auf welcher Capitän Nares, falls sich die erstere als trügerisch erweisen sollte, per Schlitten vorwärts zu dringen hoffte. Beide Vermuthungen haben sich nicht bestätigt, und dieses negative Resultat ist wohl das wichtigste, was wir den kühnen Männern zu verdanken haben, weil es die Unmöglichkeit dargethan hat, wenigstens auf diesem Wege wesentlich nördlicher, geschweige denn bis zum Pole vorzudringen. Weder läuft die Küste des Grant-Landes, wie vermuthet, continuirlich nordwärts, biegt vielmehr schon unter etwa 82° 25' nördl. Br. nach Westen um, noch konnte eine Spur des von Matrosen der Hall'schen Expedition nördlich vom Grant-Lande angeblich erblickten Presidents-Lande entdeckt werden. Statt des offenen Polarmeeres aber bot sich der „Alert"

unter 82° 27′, wo dieselbe überwinterte, eine Mauer von undurchdringlichem, 80 Fuß dickem Packeis dar, auf dessen furchtbar zerklüfteter Oberfläche auch ein Weiterkommen mittelst Schlitten nur unter den größten Anstrengungen und mit keinem größern Resultate als etwas über 1/4 Meile täglich ermöglicht wurde. Die Expedition erreichte auf diese Weise den höchsten bis jetzt betretenen Punkt von 83° 20′ 26″ nördl. Br.; noch trennten sie 100 Meilen, also nach den bis dahin gemachten Erfahrungen circa ein Jahr mühseligster Reise, vom Pole: ein unerreichbares Ziel, auch wenn es nicht sicher wäre, daß bei beginnendem Winter und bei dem Aufhören jedweder Fauna und der dadurch bedingten Unmöglichkeit, sich frisches Fleisch zu verschaffen, die extreme bis zu 72° F. (58° C.) beobachtete Kälte und Scorbut lange vorher einem waghalsigen Vordringen Halt gebieten würde.

Zwischen der Melville-Bay und dem Eingange des Smith-Sundes traf die Expedition kein Eis; das erste wurde wieder am 30. Juli jenseit Cap Sabine in 78° 41′ nördl. Br. erblickt, welchem man dadurch entgehen wollte, daß man im Hayes-Sunde westlich von den im Eingange desselben befindlichen Inseln nach Norden durchzudringen suchte. Da aber auch hier die im Eise befindlichen Oeffnungen nicht in der gewünschten Richtung weiter führten, mußte man umkehren und sich entschließen, den Weg nach Grinnell-Land durch das Eis zu forciren. Doch noch ehe man die Küste desselben erreichte, saßen die Schiffe fest, und von diesem Augenblicke an war das Vordringen nach Norden nichts als ein unaufhörlicher Kampf mit dem Eise. Obgleich keine einzige Gelegenheit versäumt wurde, war es doch nur für kurze Strecken und nur dann möglich weiter zu kommen, wenn durch Wind oder Strömung schmale Wasserstraßen zwischen Küste und Eis gebildet wurden. Trotzdem erreichten die Schiffe, wenn auch manchmal nur um eines Haares Breite ihrer Zerstörung entgehend, unversehrt eine Breite, bis zu der vor ihnen kein Schiff hat vordringen können. Am 25. August wurde ein gut geschützter Hafen an der Westseite des Hall-Beckens nördlich vom Lady-Franklin-Sund in einer Breite von 81° 44′ erreicht und daselbst die „Discovery“ für den Winter festgelegt, während die „Alert“ noch weiter nördlich bis zur Nordostspitze des Grant-Landes vorging und hier den Saum eines offenbar weiten Polarmeeres erreichte, das aber seiner Beschaffenheit nach niemals für Schiffe oder Schlitten zugänglich sein wird. Die Enge der nach Süden führenden Wasserstraßen verhindert nämlich den freien Abzug des alten Eises, so daß dieses mit zunehmendem Alter auch an Dicke zunehmend und durch Sturm und Strömung in einander geschoben und zu Bergen aufgethürmt die kolossale Dicke von 80 bis 120 Fuß erreicht, wovon 15 bis zu 50 Fuß in Gestalt einer chaotischen Wildniß von Blöcken und Schollen jeder Form und Größe über die Wasserfläche emporragen. Für solche Massen schien denn auch die Bezeichnung „altes Eis“ nicht mehr anwendbar, und man hat ihnen den Namen „Polarocrystisches Meer“ gegeben. Uebrigens bewahrte diese außerordentliche Dicke des Eises das Schiff davor an das Ufer gedrängt und zerpreßt zu werden; denn vermöge derselben hatte jenes einen größern Tiefgang als das Schiff, strandete daher, bevor es das seichte Ufer erreichte und ließ so zwischen sich und dem letztern einen freien Raum, in welchem das Schiff verhältnißmäßig sicher war. In der That war dieses, da kein sicherer Hafen zu erreichen war, genöthigt, nahe am Lande im Schutze einer solchen gestrandeten Eisbarriere zu überwintern. Es geschah dies so weit nördlich als möglich, unter 82° 27′ nördl. Br., und während des ganzen elfmonatlichen Aufenthaltes daselbst zeigte sich kein einziger schiffbarer Canal, der ein weiteres Vordringen nach Norden gestattet hätte. Sobald die „Alert“ im Winterquartier untergebracht war, machte man, bevor die Sonne unterging, die für die im nächsten Frühjahr vorzunehmenden Schlittenexpeditionen nöthigen Anstalten. Ein Theil der Mannschaft errichtete 9 Meilen nördlich von dem Winterquartiere der „Alert“ bei Cap Joseph Henry ein Depot für die Hauptexpedition nach Norden und für die nach Westen; ein zweiter unter Lieutenant Aldrich hatte den Weg für die erstere auszukundschaften; er ging bis eine Meile über Edward Parry's nördlichsten Punkt vor und erstieg einen 2000 Fuß hohen Berg, von dem aus Land in W.-N.-W. bis 83° 7′ nördl. Br., aber keines im Norden erblickt wurde. Schließlich suchte man die Verbindung mit der nur 17 Meilen entfernten „Discovery“ herzustellen; aber zwei kühne Versuche des Lieutenant Rawson blieben erfolglos, weil das Eis im Robeson-Canal zwischen den beiden Schiffen bis spät im Jahre in Bewegung blieb.



Skizze der englischen Entdeckungen im Norden des Smith-Sundes.

Die beiden Schiffe blieben daher den Winter über ohne Nachricht von einander, und die „Discovery“ konnte aus demselben Grunde im Herbst 1875 überhaupt keine Schlittenexpeditionen aussenden.

Am 14. October trat die Nacht ein, wohl die längste, die bis jetzt ein Sterblicher erlebt; die Sonne sagte auf 142 Tage Lebewohl, eine Zeit, welche die Mannschaft jedoch in vollkommenem Wohlsein und guter Laune verbrachte. Lectüre, Gesang, wöchentlich einmalige Theateraufführungen und Unterrichtsstunden, welche von den Offizieren abgehalten und fast von der ganzen Mannschaft mit Eifer besucht wurden, sorgten für die Fernhaltung jeder Niedergeschlagenheit, die bei ungenügender Beschäftigung in der langen Nacht erfahrungsmäßig leicht die Mannschaft befällt und dem Ausbrechen des Scorbuts den größten Vorschub leistet.

Mit der Wiederkehr der Sonne am 29. Februar wurden auch die Vorbereitungen für die Schlittenpartien wieder aufgenommen. Nachdem schon am 12. März Herr Egerton und Lieutenant Rawson bei furchtbarem Schneegestöber, dem gewöhnlichen Frühlingswetter der arktischen Regionen, einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, zur „Discovery“ zu gelangen, wobei der dänische Dolmetscher Petersen durch Erfrieren der Beine den Grund zu seinem zwei Monate darauf erfolgten Tode legte, vermochten sie endlich in der nächsten Woche die Verbindung herzustellen. Im Laufe der ersten Woche des April hatten dann alle Expeditionen die Schiffe verlassen, in deren jedem nur der Geistliche, die älteren Aerzte und ein halb Dutzend an Bord unentbehrlicher Offiziere mit der nöthigen Mannschaft zurückblieben. Die wichtigste Unternehmung war natürlich die nach Norden, die unter Commandeur Markham und Lieutenant Parr von Statten ging. Obgleich man schon vorher jede Hoffnung aufgegeben hatte, den Nordpol selbst mit Schlitten zu erreichen, waren die Schwierigkeiten dieses Marsches doch noch größer, als man erwartet hatte. Mit Spitzhacke, Axt und Pulver mußte man eine Art Weg durch die übereinander gewürfelten Schollen hauen und sprengen und konnte trotzdem die Schlitten nicht voll belastet, sondern nur mit theilweiser Bepackung darüber ziehen, so daß derselbe Weg mehrere Mal gemacht werden mußte. Auf diese Weise kam man durchschnittlich wenig mehr als täglich $^1/_4$ Meile vorwärts und bis zu der Stelle, wo am 12. Mai unter 83° 20′ 26″ nördl. Br. die britische Flagge aufgepflanzt wurde, mußte man 69 Meilen zurücklegen, obwohl sie nur 18 Meilen von dem Ausgangspunkte des Marsches, der „Alert“, entfernt war.

Von diesem Punkt aus war keine Spur von Land nach Norden zu sehen, aber das Meer war, sonderbar genug, nur 72 Faden tief. Nach 72 Tagen kehrte die Gesellschaft zurück; das Resultat ihrer harten Arbeit beweist die vollkommene Unmöglichkeit, eine größere Strecke weit vom Lande über das Polarmeer zu reisen und die Richtigkeit von Baron von Wrangel's unumwundener Behauptung, daß man, um zum Nordpol zu gelangen, zuvor eine Küste entdecken müßte, die in fortlaufender Linie dahin führte.

Capitän Stephenson, der Commandeur der „Discovery“, machte inzwischen zwei Ausflüge nach Grönland über das Hall-Becken. In der Polaris-Bay ließ er die amerikanische Flagge aufhissen und unter Salutschüssen eine erzene Gedenktafel auf Hall's Grab befestigen. Alle Steinhügel der „Polaris“ wurden besucht und in der Bootstation desselben Schiffes, in der Newman-Bay, ein Chronometer gefunden, das, obwohl vier Winter hindurch einer intensiven Kälte ausgesetzt, noch in vollkommener Ordnung war.

Weiter hinauf erforschten Trupps unter Lieutenant Beaumont und Rawson die Küste Grönlands und erreichten einen Punkt unter 82° 18′ nördl. Br., 50° 40′ westl. L. Gr., 18 Meilen nordöstlich vom Repulse-Hafen, von dem sie bei allerdings nebligem Wetter eine Ausdehnung der Küste bis 82° 54′ und 48° 33′ westl. L. Gr. constatirten. Dort biegt dieselbe nach Südosten um, so daß A. Petermann's Hypothese von der nördlichen Erstreckung Grönlands bis über den Pol hinaus als beseitigt erscheint.

Eine andere Abtheilung unter Lieutenant Aldrich nahm die von der „Alert“ sich nach Westen erstreckende Küste auf eine Entfernung von 55 Meilen auf; wieder eine andere unter Lieutenant Archer erforschte den Lady-Franklin-Sund, der, wie sich fand, 16 Meilen westlich von seinem Eingange mit hohen Bergen und gletschererfüllten Thälern schließt; schließlich besuchten Lieutenant Fulford und Dr. Coppinger den Petermann-Fjord, fanden ihn aber durch einen niedrigen, von Küste zu Küste reichenden Gletscher verschlossen. Kurz mit Ausnahme des Hayes-Sundes wurde die ganze Küste des Smith-Sundes von Norden nach Süden erforscht.

Bei all diesen verschiedenen Expeditionen verdient die Ausdauer und Opferwilligkeit, welche die Mannschaft selbst unter den erschwerendsten Umständen und der mühseligsten Anstrengung bewiesen hat, das uneingeschränkteste Lob. Um nur einen Begriff von der Summe von Arbeit zu geben, welche die Aussendung einer arktischen Schlittenexpedition und das Vorwärtsschaffen von Lebensmitteln für ihren Unterhalt erfordert, mag hier erwähnt werden, daß, um die an der Nordküste Grönlands und die zur Untersuchung des Petermann-Fjords ausgesendeten Reisenden zu verproviantiren, der Robeson-Canal elf Mal von der „Alert“ aus zu einem nördlich von Cap Brevoort errichteten Depot und ebenso oft das Hall-Becken zwischen Discovery-Bay und Polaris-Bay gekreuzt werden mußte; daß das Hauptdepot bei Cap Joseph Henry für den Unterhalt der nördlichen und westlichen Abtheilung von 16 verschiedenen Schlittenpartien besucht wurde. Die Hauptstrapazen wurden jedoch durch die große Kälte und den Scorbut verursacht. Hatten schon im Herbste bei einer Recognoscirung ein Offizier und zwei Leute sich derartig die Füße erfroren, daß Amputation nothwendig war, so bewirkten die Schneestürme des Frühjahrs, die noch Nässe zur Kälte hinzufügten, daß beinahe sämmtliche Reisende größere oder geringere Frostschäden davontrugen. Ohne Ausnahme wurden aber alle vom Scorbut ergriffen, gegen den, wie sich gezeigt hat, weder Arzneimittel noch das präservirte Fleisch, das man mitgenommen, Schutz gewährt. In jeder der ausgesendeten Expeditionen brach die Krankheit gerade dann aus, wenn sie am weitesten von jeder Hülfe entfernt waren, und die meisten wurden nur durch die von den Schiffen entgegengesandte Hülfe gerade noch im letzten Augenblicke gerettet. Die Schilderung der Leiden und Gefahren gerade des Rückweges giebt ein lebhaftes Bild von der Art und Weise, wie ohne Zweifel John Franklin's Gefährten zu Grunde gegangen sind. In demselben Maße, als einer nach dem andern erkrankte und statt zu ziehen gezogen werden mußte, ging die Reise langsamer und wurden auch die Kräfte der Uebrigen verzehrt. „Sie fielen hin und starben, wie sie dahinzogen,“ hatten die Eskimos über Franklin's Leute zu M'Clintock berichtet, und so hätte es auch leicht namentlich der nach Norden ausgesandten Expedition ergehen können. Mit Aufwand der letzten Kräfte brachte Lieutenant Parr, indem er seinen ermatteten Cameraden vorauseilte und in einem neunmeiligen einsamen Marsche im Nebel, Schneegestöber und ausbrechendem Eise der Spur eines Wolfes folgte, Nachricht nach der „Alert“ und damit Hülfe; glücklicherweise nur für Einen zu spät. Als man an Bord gelangte, waren von den ursprünglich 17 Mann nur 5 — zwei Offiziere und drei Mann — überhaupt im Stande etwas zu thun, drei andere schleppten sich mühsam an Alpenstöcken fort und

konnten gerade noch an Bord gehen, die anderen mußten in vollkommen hülflosem Zustande auf den Schlitten gezogen werden. In ähnlicher Verfassung wurden die westliche und die Grönlands-Expedition von den Hülfstrupps getroffen, die man ihnen, als sie nicht zur festgesetzten Zeit eintrafen, entgegengesandt hatte. Zwei Mann der letzteren konnten nicht mehr weitertransportirt werden; sie starben im Anblick der rettenden Schiffe auf der Polaris-Halbinsel an vollkommener Entkräftung und wurden dort unweit Hall's Grab beerdigt.

In so jammervollem Zustande auch alle Ueberlebenden waren, erholten sie sich doch, sobald man frisches Fleisch bekommen konnte, stetig und nach zwei Monaten konnte der Arzt den letzten als gesund entlassen.

Seitens des Commandeurs der Expedition war es inzwischen beschlossene Sache, noch in diesem Jahre zurückzukehren; doch blieb das Polarmeer bis zum 20. Juli unbeweglich.

Von diesem Tage an machte sich eine Bewegung bemerklich, die mit jeder Fluth an Stärke zunahm und der „Alert" am 31. erlaubte, ihr Winterquartier zu verlassen. Nach manchem Strauß mit dem Eise vereinigte sie sich am 12. August mit der „Discovery" in der Discovery-Bay, wo am 14. die letzte unter Lieutenant Beaumont nach der Nordküste Grönlands ausgesendete Expedition eintraf. Der Lady-Franklin-Sund blieb bis zum 20. geschlossen; nach diesem Zeitpunkt begann längs der Küste derselbe unermüdliche und gefahrvolle Kampf mit dem Eise wie auf dem Hinwege und ließ nicht selten die Befürchtung auftauchen, noch einen Winter im hohen Norden zubringen zu müssen, bis endlich am 9. September, gewissermaassen im letzten Moment vor Thoresschluß, die Mündung des Hayes-Sundes gekreuzt und wieder offenes Fahrwasser erreicht wurde. Ohne weitere Fährlichkeiten haben die kühnen Forscher von da aus ihren Weg nach der Heimath fortgesetzt, wo ihnen der wohlverdiente Lorbeer für die Beweise ihres Muthes und Aufopferung im Dienste der Wissenschaft nicht vorenthalten werden wird.

* * *

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch diese Expedition, wie jede ihrer Vorgängerinnen, so manche wichtige Beobachtung in einzelnen oder allen Zweigen der Naturwissenschaft gemacht, manch werthvolles Stück unter den reichhaltigen Sammlungen ihrer Naturforscher mit heimgebracht haben wird; sicherlich werden wir einer spätern eingehenden Berichterstattung manche Erweiterung unserer Kenntnisse hoher Breiten zu danken haben. Wenn aber trotz aller aufgewendeten Kosten und trotz der hingebendsten Aufopferung aller Theilnehmer die Ergebnisse im Ganzen abermals hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, so ist es wohl am Platze, neuerdings und mit um so größerer Eindringlichkeit auf jene Vorschläge deutscher Gelehrten hinzuweisen, welche dieselben in dem Bericht der deutschen Reichscommission zur Begutachtung von Fragen der Polarforschung niedergelegt und deren Befolgung die soeben gemachten Erfahrungen nur noch wünschenswerther und, wie wir hoffen, wahrscheinlicher gemacht haben. Es wurde nicht bestritten, daß Nordpolexpeditionen in der bisher üblichen Weise durch einen glücklichen Zufall hohe Breiten erreichen und wichtige geographische Entdeckungen machen könnten, aber die Commission meinte, dieses Ziel nach ihren Vorschlägen, wenn auch langsamer, so doch sicherer und bei Weitem billiger erreichen zu können, während zugleich die wissenschaftlichen Beobachtungen in ganz anders umfassender und für combinirende Untersuchungen einzig nutzbringender Weise angestellt werden, also auf jeden Fall einen Gewinn für die aufgewendeten Kosten ergeben würden. Nur zu oft lassen die bisher in arktischen Regionen gemachten wissenschaftlichen Beobachtungen, weil nur als Nebensache betrachtet und von dem allein maßgebenden Ziele der Erreichung eines hohen Breitegrades abhängig, Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und das Vorhandensein ähnlicher zu verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Punkten vermissen. Die Commission schlug daher vor, die bisher entdeckten Länder zunächst eingehender erforschen zu lassen und zu diesem Zweck die circumpolaren Regionen durch einen Kreis vorgeschobener, an geeigneten Punkten dauernd errichteter wissenschaftlicher Beobachtungsstationen einzuschließen, von denen aus zu geeigneter Zeit nähere und weitere Expeditionen zu Land und zu Wasser zu unternehmen seien. Das Ergebniß dieser Expeditionen, verbunden mit den Resultaten längerer physikalisch-meteorologischer Beobachtungen in diesen Gegenden, würde im Laufe der Zeit allein eine sichere Basis für den besten einzuschlagenden Weg abgeben, auf dem man möglichst ungefährdet zu den höchsten Breiten gelangen könne. Selbstverständlich sei ein einziger Staat nicht im Stande, alle diese Stationen zu errichten, und es sei deshalb ein Zusammenwirken aller für die Lösung von arktischen Problemen sich interessirenden Staaten wünschenswerth.

Nach den Erfahrungen der letzten englischen Nordpolexpedition glauben wir mit Sicherheit annehmen zu können, daß weder die englische noch die amerikanische Regierung in Zukunft abermals bedeutende Summen für arktische Expeditionen in der bisher üblichen Weise aufwenden wird, und so hoffen wir denn, daß uns die negativen Resultate jener der Vereinigung der wichtigsten und meist interessirten Staaten und somit der Realisirung der deutschen Commissionsvorschläge um ein Bedeutendes näher gebracht haben.

— Aus Wellington, der Hauptstadt von Neuseeland, wird berichtet, daß dort das Hamburger Schiff „Fritz Reuter" mit 320 deutschen Einwanderern eingetroffen sei, obgleich die Agenten in Hamburg vom Generalagenten in London unterrichtet worden waren, daß diese Colonie keine weiteren deutschen Auswanderer *frei* befördern lassen wolle. Auf besondere Verwendung des deutschen Consuls F. A. Krull gestattete die Regierung den Angekommenen den vorläufigen Aufenthalt in den Baracken, verwahrte sich aber ausdrücklich dagegen, daß sie damit dieselben als *ihre* Einwanderer anerkenne. Es fragt sich also, wer die Kosten des Transports zu tragen hat.

Inhalt: In Türkisch-Armenien. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien und der Herzegowina. Von Heinrich *Kiepert*. (Mit einer Karte.) — Die englische Nordpolexpedition unter Capitän Nares 1875 bis 1876. (Mit einer Kartenskizze.) — (Schluß der Redaction 11. November 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. *Kiepert* in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von *Friedrich Vieweg und Sohn* in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage, betreffend: Das große Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 22.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

In Türkisch-Armenien.

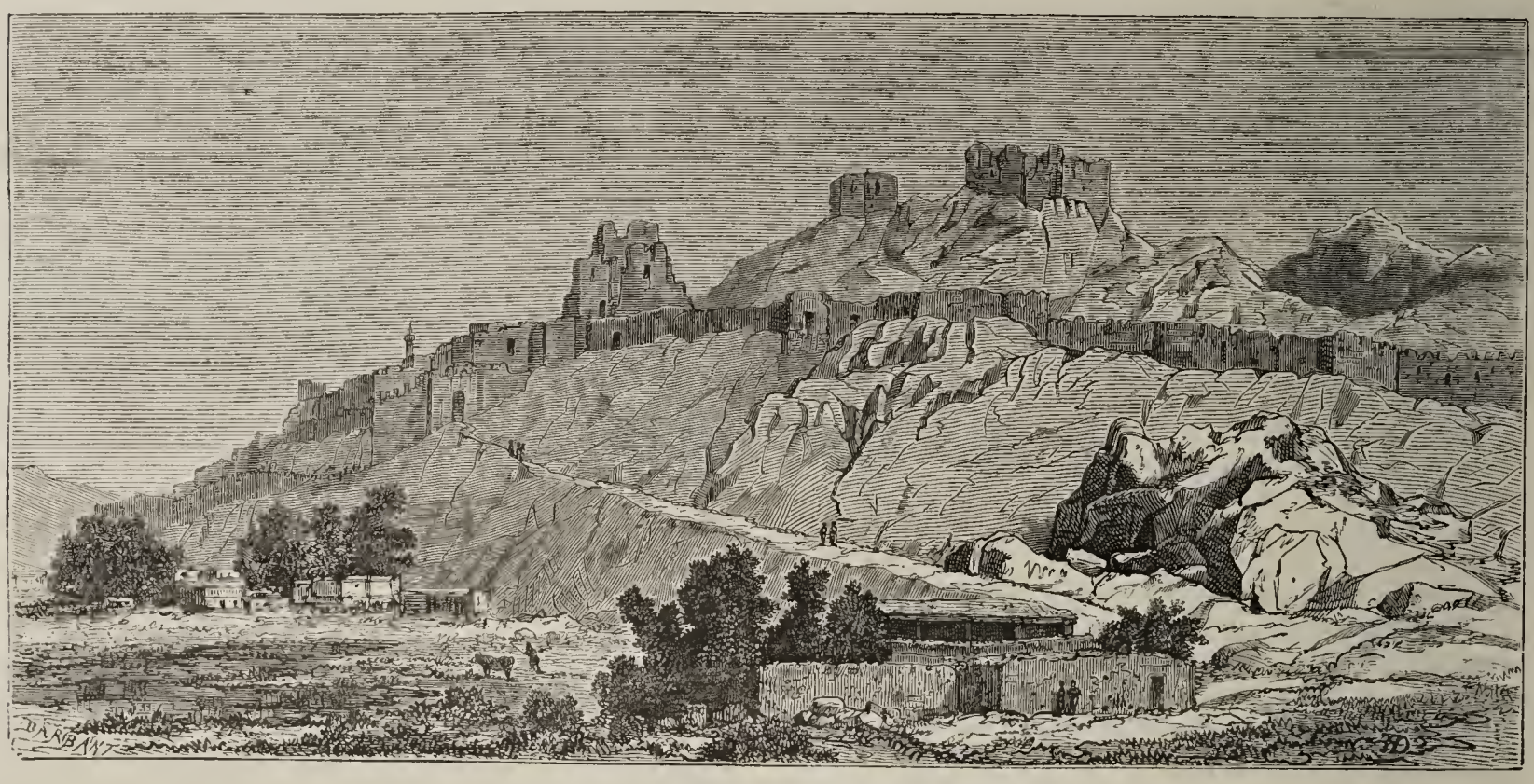
II.

Ingil ist nur fünf Stunden von Wan entfernt. Mit Tagesanbruch reiste Deyrolle ab, überschritt einige Hügel, entfernte sich dann vom Seenfer, so daß das große Dorf Ardamed zur Linken blieb, und erreichte gegen acht Uhr ein Dorf, dessen Kirche, wie gewöhnlich in jener Gegend, gegen Raubüberfälle durch Befestigungen geschützt war. Als er um das Dorf (Zemistan?) herumbog, um eine Brücke über den dort fließenden Bach zu suchen, sah er mit einem Schlage sein Endziel, die ganze Stadt Wan mit ihrem mächtigen Burgfelsen, vor sich liegen. Zwei Stunden später befand er sich auf dem Platze At-meidan vor dem Bitliser Thore, umringt von einer Schaar Neugieriger, die er nach der Wohnung des Pascha befragte. Da kam sein vorausgesendeter Saptieh zurück und bot ihm im Hause eines Verwandten in einer Vorstadt ein Zimmer nebst Stall an. Da ihm dies genügte, so betrat er am selben Tage die Stadt selbst noch nicht, sondern ritt außerhalb ihrer doppelten Umfassungsmauern seinem Ziele zu. Letztere ist in Zwischenräumen mit kreisrunden Bastionen, welche halb in Trümmern liegen, versehen und besteht aus Steinen und hartem Lehme, befindet sich aber gleichfalls in sehr schlechtem Zustande. Nach einer halben Stunde befand sich Deyrolle am Ziele und richtete sich häuslich ein.

Wan ist eine der ältesten Städte Vorderasiens, deren Gründung die Sage bis in das dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufrückt. Der bei seinem Volke so hochangesehene Vater der armenischen Geschichtsschreibung, Moses von Choren, der in der zweiten Hälfte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts die armenischen Volkssagen und die Familientraditionen des Adels zu einer armenischen Geschichte in drei Büchern zusammenarbeitete, schreibt die Gründung der Stadt der assyrischen Königin Semiramis zu, welche ja die Sage mehr Kriegsthaten und Eroberungen vollbringen läßt, als je der größte Kriegsherr fertig gebracht hat. Semiramis war nach Moses von Choren auf ihren Zügen auch in das armenische Hochland eingedrungen und ward an den Ufern des Wan-Sees von der kühlen Luft, dem üppigen Grün und der Fülle der klaren Bergwasser so angezogen, daß sie sich dort einen Sommerpalast zu erbauen beschloß, um nach asiatischer Herrschersitte in der heißen Jahreszeit die drückende Schwüle des tiefgelegenen Ninive mit der kühlen Alpenluft der Berge vertauschen zu können. Hunderte von Baumeistern und Künstlern und viele Tausende von Arbeitern zogen auf Schamiram's (Semiramis') Befehl aus Assyrien nach Armenien und erbauten dort die feste und prächtige Schamiramakert (Semiramisstadt), mit Inschriften, mit gewaltigen Terrassen und Mauern, Palästen und Wasserleitungen, deren Quadern durch so festen Mörtel verbunden waren, daß man noch zu Moses' Zeiten, wo der Ort zum unzerstörbaren Schlupfwinkel von Räubern geworden war, und selbst später noch auf Timur's Befehl keinen Stein herauslösen konnte. Zuletzt hätten sich nach Moses' Angabe die Meder gegen Semiramis erhoben und sie geschlagen; sie sei nach Armenien geflohen, am See von Wan von ihren Verfolgern ereilt, und nachdem sie ihr Halsband und ihren Schmuck ins Wasser geworfen, erschlagen worden.

Auf diesen Bericht sich stützend, war es zuerst (im Jahre

1818) unser Carl Ritter, welcher die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Reisenden auf jene Reste und Inschriften der grauen Vorzeit zu lenken suchte *). Ihm folgte der Franzose Saint-Martin, und auf dessen Anregung sandte dann die französische Regierung den Professor Fr. Ed. Schulz nach Armenien, welchem es auch 1827 wirklich gelang, in Wan und dessen Umgebung 42 Inschriften zu copiren, nach Paris zu senden und so das damals vorhandene Material an Keilinschriften um das Dreifache zu vermehren. Schulz selbst, der als erster Europäer den See von Wan befahren und die Feste von Wan betreten hat, kehrte nicht wieder nach Europa zurück: ein kurdischer Häuptling ließ ihn bald darauf meuchlerisch umbringen. Drei von seinen 42 Inschriften, wie fast alle schriftlichen Denkmäler dieses Königs in drei Sprachen abgefaßt, gehören dem Achämeniden Xerxes an, dessen Regierungszeit in die Jahre 485 bis 465 v. Chr. fällt. Alle übrigen, in complicirteren, also wahrscheinlich älteren Charakteren geschrieben, blieben unentziffert, bis Dr. A. D. Mordtmann in Constantinopel sie (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1872) als altarmenisch erklärte und sie der Epoche von 750 bis 550 v. Chr. anwies, ein Ergebniß, das ihm jedoch neuerdings von anderer Seite wieder bestritten wird. Wahrscheinlich ist also einstweilen nur, daß der größte Theil der Inschriften und Bauten von Wan älter ist, als die Zeit des Xerxes, und daß sie auf keinen Fall derjenigen der Semiramis angehören, in welcher die heutige Kritik eine zur Königin umgestaltete, altassyrische Kriegs- und Liebesgöttin erkannt hat. Daß Moses von Choren in dem Bestreben, den möglichsten Glanz über seine Heimath zu verbreiten, sie der (wohl mindestens anderthalb Jahrtausende vor ihm zu denkenden) Schamiram zuschreibt, ist nicht zu verwundern; thut doch auch Diodor dasselbe mit der berühmten Darius-Inschrift von Bagistane (Bisutun in Persien) und stützt sich dabei auf Ktesias, den Leibarzt des Artaxerxes II. (405 bis 362), welcher noch kein Jahrhundert nach Darius (521 bis 485) lebte. — Ein späterer Fürst soll dann zu Alexander des Großen Zeit die Semiramisstadt noch mehr verschönert und ihr seinen Namen Wan beigelegt haben, und als sie zerstört ward, stellte sie Vagharschak, der erste arsacidische König von Armenien,



Der Felsen von Wan, von Norden gesehen.

152 v. Chr. unter dem alten Namen Schemiramagerd, den die Armenier bis heutigen Tages festgehalten haben, wieder her. Einer seiner Nachfolger soll dort die Juden, welche er bei der Eroberung Judäas zu Gefangenen gemacht, nebst ihrem Oberpriester Hyrcanus angesiedelt haben. 18,000 dieser Semiten wohnten nach Faustus von Byzanz in Schemiramagerd, als sie die Perser unter König Schahpur II. in der Mitte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts zerstörten. Dann ward die feste Stadt Sitz der einheimischen Ardzruni-Fürsten, wurde von ihnen im elften Jahrhundert nebst ihren übrigen Besitzungen an das byzantinische Kaiserhaus übergeben, diesem durch die Seldschukiden entrissen und 1392 nach langwieriger Belagerung von Timur, 1533 von den Osmanen, 1636 von Abbas II. erobert. Letzterer wiederholte seine Angriffe mehrere Jahre hintereinander, bis er diese starke Grenzfestung des türkischen Reiches bezwang und vorübergehend dem persischen Reiche zufügen konnte. Aber auch die Türkei, der das Paschalik Wan nominell eignet, hat dort, von der Stadt und ihrer nächsten Umgebung abgesehen, nicht viel zu sagen, heutigen Tages, wie vor vier Jahrzehnten. Die Kurden sind die wahren Herren des Landes, dessen christliche Bewohner (Armenier) von ihnen entsetzlich zu leiden haben. So war es im Jahre 1836, als der Chan Mahmud sich der Stadt und Festung Wan bemächtigte, alle Angriffe der türkischen Soldaten abschlug und dann plötzlich gutwillig seinen Besitz wieder aufgab. Und die gleichen Zustände herrschen auch heute noch, und das nicht in Armenien allein, sondern soweit überhaupt die Geißel der Osmanli reicht.

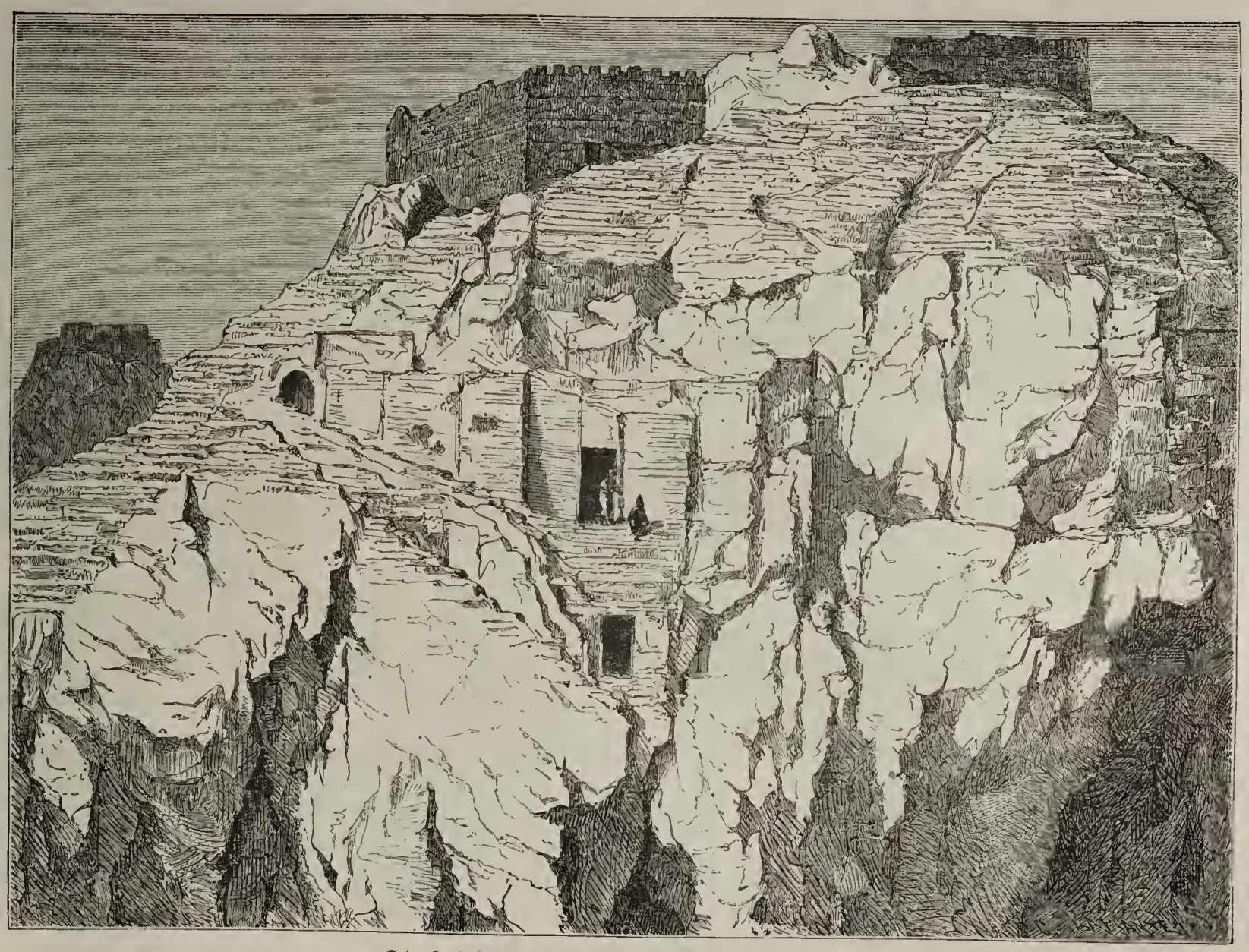
Noch vor einigen Jahren bestand ein ziemlich lebhafter Handel von Wan mit Musch und Bitlis. Damals waren die Karawanen, welche von Baghdad, Mosul, Mardin und Diarbekir nach Tiflis und Nordpersien zogen, eine Quelle verhältnißmäßigen Wohlstandes für die Bewohner Wans. Aber diese Zeiten sind dahin, seitdem Rußland sich mit Erfolg bemüht hat, den persischen Transithandel ganz nach seinen transkaukasischen Gebieten hinüberzuziehen. Wan ist heutigen Tages nahezu eine todte Stadt. Nur der Fang des oben erwähnten kleinen Fisches ergiebt jährlich eine Summe von 60,000 bis 80,000 Piastern; außerdem werden die am Seeufer gesammelte Potasche, welche man in der

*) S. Carl Ritter's Erdkunde IX. S. 982.

Umgegend zur Seifenfabrikation verwendet, Früchte aus den umliegenden Gärten und Ziegenfelle ausgeführt. Aus letzteren, die einen Werth von 40 bis 50 Piastern pro Stück haben, wird ein feiner fast wasserdichter Stoff hergestellt.

Das heutige Wan, das die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks besitzt, liegt am Fuße einer senkrecht abstürzenden Wand, welche der berühmte, isolirt aus der Ebene sich erhebende Fels von Wan an seiner Südseite bildet. Seine Straßen sind kurz, eng und schmutzig und alle Gebäude nur aus Luftziegeln errichtet und von einer gleichförmig grauen Färbung, dabei meist in Verfall, dem selbst die paar Moscheen sich nicht entziehen. Auch einige armenische Kirchen sind vorhanden, aber ohne jedes bauliche Interesse; nur die Peter- und Pauls-Kirche enthält einige Keilinschriften, deren Buchstaben aber neuerdings von den unwissenden armenischen Priestern mit Kalk ausgefüllt worden sind, so daß ein Abklatschen unmöglich war.

Im Innern sind die Privathäuser oft ganz anmuthig verziert und mit luftigen Höfen, Schlinggewächsen oder Weinranken und Springbrunnen ausgestattet, während die Straßenfront nur eine Thür und 4 bis 5 Meter über dem Boden ein kleines Fenster zeigt. Die Einwohnerzahl, früher zu 30,000 bis 35,000 angegeben (2000 armenische, 5000 mohammedanische Familien nach Southgate 1840; 4500 christliche, 2500 mohammedanische Häuser nach dem Missionary Herald 1873), wird von Deyrolle, wohl mit Recht, auf 12,000 bis 15,000 geschätzt. Ueber die numerischen Verhältnisse der einzelnen Confessionen und Nationalitäten



Die Felskammern und Inschriften des Chorchor.

giebt er nichts Näheres an. Die Hitze, welche die weiße Felswand über der Stadt im Sommer ausstrahlt, und die nahen Sümpfe machen die Stadt alsdann zu einem äußerst ungesunden Aufenthalte. Dann flüchten die Einwohner nach den „Baghlar“, jenen die eigentliche ummauerte Stadt fast zwei Stunden weit umgebenden, wohlbewässerten Gärten, in denen die meisten Familien ein Landhaus besitzen. Da wachsen allerlei Obstarten, die man exportirt, köstliche Gemüse und mehrere Arten Weintrauben, die ein leichtes, angenehmes Getränk liefern. Zahlreich sind besonders die Melonenfelder. Selbst Reisfelder geben in dieser Höhe von nahezu 5500 Fuß noch guten Ertrag; einige Citronen- und Orangenbäume stehen noch im Freien, bringen aber ihre Früchte nicht alle Jahre zur Reife; Olivenbäume und Palmen fehlen gänzlich. Bäche, mit schattigen Weidenbäumen besetzt, durchziehen diese mit Erdmauern umgebenen „Baghlar“, die einem weitläufigen Dorfe gleichen und von den schönsten Silberpappeln überragt werden.

Der Ertrag dieser Gärten und ein wenig Handel reicht für den Unterhalt der Familien aus. Doch ziehen alljährlich noch Tausende von Armeniern aus Stadt und Umgegend nach Constantinopel, um dort als Arbeiter, Lastträger, Handwerker und Geschäftsführer aller Art ihr Brot zu verdienen. Im Jahre 1837 soll die Zahl der so Abwesenden 31,000 betragen haben. An 3000 kehren jährlich mit ihrem Lohn zurück und ernähren dann ihre Familien um so leichter.

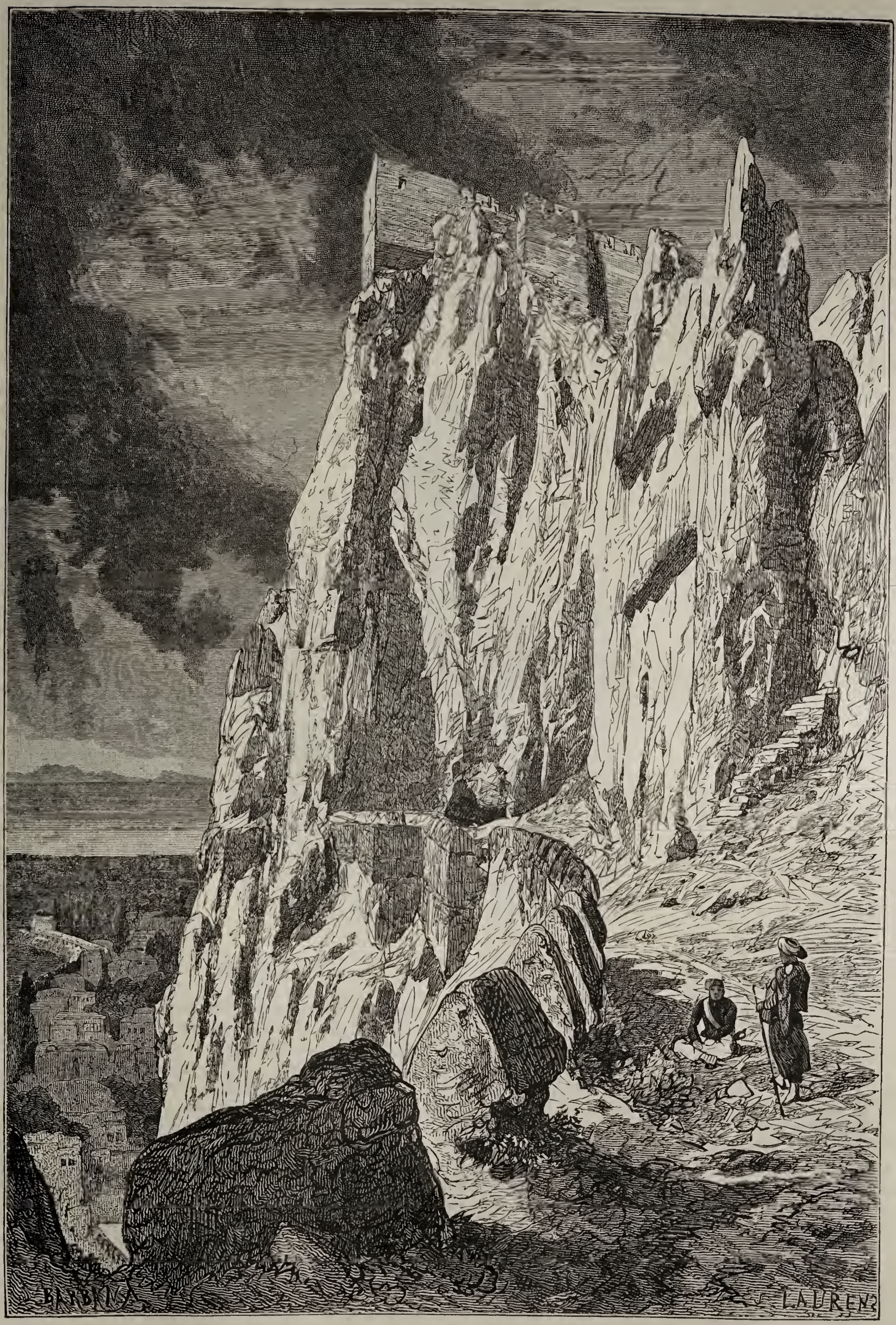
Das Interessanteste, was Wan aufzuweisen hat, ist der lange von Westen nach Osten gestreckte Kalkrücken Ghurab oder Chorchor, der aus der weiten Stadtebene völlig isolirt zu etwa 300 Fuß Höhe emporsteigt. Dieser Felszug besteht

aus drei etwa gleich langen Kuppen, deren mittelste am höchsten emporragt, und welche alle von mehreren Mauerlinien und modernen türkischen Bastionen gekrönt sind. Gegenwärtig hat das Schloß, Itsch-kalah genannt, nur einen einzigen Eingang von Nordwesten her, wo der Fels am wenigsten schroff emporsteigt. Reste von antiken in den Stein gehauenen Treppen deuten darauf hin, daß auch in alten Zeiten hier ein Haupteingang war. Am Thore der Festung hielten ein paar alte Baschi-bozuks Wache, welche trotz des Offiziers, welcher Deyrolle auf Befehl des Paschas von Wan begleitete, anfangs den Eintretenden Schwierigkeiten bereiten wollten, aber seinem bestimmten Verlangen endlich doch nachgaben. Ein alter Invalide spielte im Innern den Cicerone und führte den Reisenden, dessen Mission es bekanntlich war, Abklatsche der von Schulz copirten Keilinschriften zu nehmen, zuerst zu den sieben inschriftlosen Kammern in der Felswand unterhalb der Itsch-kalah, deren Plan derselbe aufnahm, und dann gegen Westen zu den Kammern des Chorchor an der Südseite des hier 60 Meter hohen Felsen (s. Abbildung auf S. 339), von denen aus man die Stadt überschaut. Zuerst führt eine kleine Treppe von 20 sehr zerstörten Stufen zu einer kleinen quadratischen Grotte (auf dem Bilde links oben) hinab, dann weiter entlang einer senkrecht behauenen und glatt polirten Felswand, die mit drei Inschriften bedeckt ist, zu einem größern Eingangsthore. Einige Jahre vor Deyrolle hatte ein armenischer Priester dieselben besucht, sie entziffert und seinen Landsleuten verheißen, daß er demnächst zurückkehren und die in den In-

See und Festung von Wan.

schriften angedeuteten Schätze (welche der Aberglaube der Orientalen hinter jeder Steinschrift vermuthet) heben werde. Er ist aber nicht wiedergekommen. — Auch rechter Hand und über jenem Eingangsthore haben sich einige Inschriften erhalten; das Thor selbst (dasjenige auf unserm Bilde, worin zwei menschliche Figuren stehen) führt zu einem großen quadratischen Felsgemach, dessen Wände mit größter Kunst glatt polirt sind und zehn Nischen enthalten, und aus welchem vier Pforten in eben so viel kleinere, aus dem Felsen gehauene Grotten führen *). Seine Wände tragen heute schon die Namen von vier französischen und einigen englischen Besuchern eingeritzt. — Zu der weiter unten im Felsen befindlichen Grotte mußte sich Deyrolle mittelst Stricken hinablassen; er fand dort einen 10 Meter langen, 3 Meter breiten Gang, der horizontal in das Gestein eingeschnitten ist. Außer den erwähnten Grotten befindet sich an der steilen Südwand des Ghurab, dort wo sie am höchsten aufsteigt, etwa 60 Fuß (nach Deyrolle gar 40 Meter) über dem Boden eine große dreisprachige Inschrift des Xerxes; ferner weiter nach Osten kolossale künstliche Terrassen und geglättete Wände mit einem 9 Fuß hohen Eingangsthore, das in ein großes quadratisches Felsgemach nebst drei Seitengemächern (nach Schulz Todtenkammern) mit unnachahmlich vollendeter Politur an Wänden, Decke, Fußboden und Thürgesims führt. Auch die der Stadt abgewandte Nordseite des Felsens enthält mehrere Felskammern und Inschriften, deren eine durch ein von Armeniern hinein-

*) Die sehr eingehende Beschreibung all dieser zahlreichen Felskammern und Inschriften von Prof. Schulz findet sich in C. Ritter's Erdkunde X, S. 303 bis 319, auf welche wir wegen der Details verweisen.



Die Festung von Wan.

gehauenes rohes Kreuz elend verstümmelt worden ist. Nachdem sich Deyrolle über dieselben zunächst einen Ueberblick verschafft hatte, durchstreifte er mit einem ortskundigen Führer die Umgegend der Stadt, wo in Kirchen und Klöstern gleichfalls Inschriftsteine sich erhalten haben. Etwa anderthalb deutsche Meilen südöstlich von Wan liegt auf einem Felshügel ein Kloster des heiligen Gregorius, Kochbantz (Kopans-Kale nach Deyrolle). Von einer ziemlich starken und hohen Mauer beschützt, besteht es aus zwei Capellen und einer Anzahl von Wirthschaftsgebäuden. In der Capelle Surp-Karabad (d. h. Johannes des Täufers) bilden vier Keilinschriften die Seiten des Altars. Reizend ist die Umgegend des Klosters; Nußbäume, Eichen und Espen erreichen dort kolossale Dimensionen und dazwischen wuchern dicke Büsche wilder Rosen, beladen mit Blüthen, deren Färbung vom intensiven Gelb bis zum purpurnen Orange wechselt. Nach dreistündiger Rast und einem einfachen Mahle ging es zu Fuß auf einem steilen, für Pferde unzugänglichen Pfade über das Gebirge nach Norden hinüber zum Kloster Warak, dessen Kirche Jedi-Kiliſſa (d. i. die sieben Kirchen) heißt. Doch sind von dieser Zahl nur fünf Capellen wirklich vorhanden. Dort sind drei Inschriften erhalten, davon eine als Altar der Capelle Surp-Nischam. Die Mönche, sieben an der Zahl, welche sich mit der Heranbildung von Priestern befassen, nahmen den Fremden freundlich auf und führten ihn auch in die Schulzimmer, die mit ihren Wandkarten und Unterrichtstafeln sein gerechtes Erstaunen erregten. Die Schüler, welche ganz dort leben und wohnen, gehören den vornehmsten armenischen Familien von Wan an.

Auf dem Wege von dort nach Wan liegt das kleine Kloster Schuschantz-Kiliſſa, in dessen Kirche Schulz eine Inschrift um einen runden Stein angiebt. Deyrolle fand dieselbe nicht, dagegen zwanzig Schritte weiter hin einen kleinen, trefflich erhaltenen Inschriftstein, der in die Wand einer Mühle eingemauert ist und Schulz unbekannt geblieben zu sein scheint. Der Stein über der Kirchenthür von Sikke (Tsirke schreibt Deyrolle), eine deutsche Meile von Wan, und die große Inschrift am kahlen Berge Ak-Kirpi (Arkipri nach Deyrolle), einem aus hartem Kalkſteine bestehenden Zweige des Zeuzem-Dagh unweit östlich von Wan, waren die letzten Denkmäler, welche an diesem fleißig ausgenutzten Tage besucht wurden. An letzterer Stelle ist eine 5 Meter hohe und 2 Meter breite Tafel in den Felsen gehauen, von zwei Simsen umrahmt, mit zwei Vorstufen versehen und ganz mit Keilschrift bedeckt. Die oberen, feiner gehaltenen Zeichen sind gut erhalten, die unteren von Menschenhand vielfach zerstört und beschädigt. Der äußere Anblick dieser Tafel, welche den Namen Meher-Kapussi (d. i. Sonnenthor, an ehemaligen Sonnendienst erinnernd) führt und aus der Ferne auch wirklich einer Pforte gleicht, hat den Wahn erweckt, es sei dies die Eingangsthür in das Innere des Berges, wozu sich die Kurdenfabel, welche schlagende Analogien zu manchen deutschen Sagen darbietet, von einer großen unterirdischen Stadt, die hier verborgen liege, gesellte. Nur zwei Mittel soll es geben, dieselbe zu erreichen: wenn man den Talisman, d. h. die Inschrift, entziffert, oder den siebenten Tag nach Ostern oder das Johannisfest abwartet, weil sich dann die Pforte einmal von selbst öffnen soll. Im Innern des Berges läßt von Zeit zu Zeit der verzauberte Hahn sein Geschrei ertönen. Oeffnet sich die Thür zur Morgenzeit, so ist es die gute Stunde, zu welcher man sich hineinwagen kann; zu anderer Zeit würde man sich darin verirren. Vor Kurzem, erzählte man, sei ein Bewohner von Wan hineingedrungen, aber nie wieder zurückgekehrt. — Die Inschrifttafel ist übrigens ein sehr geheiligter Wallfahrtsort, welchen namentlich Frauen besuchen.

Persischer Kaufmann von Wan.

Am folgenden Tage begann Deyrolle mit dem Abklatschen der Inschriften, und zwar machte er den Anfang mit derjenigen auf der Nordostseite des Felsens von Wan. Zunächst war die Erde, welche ihren untern Theil bedeckte, fortzuräumen und dann die Schriftzüge mittelst einer harten Bürste zu waschen. Darauf wurde die ganze Inschrift mit zwei Lagen starken, zuvor angefeuchteten Papieres bedeckt und letzteres kräftig in die Vertiefungen hineingepreßt. Darüber kam eine dünne Schicht Pappe, auf welcher mit Kleister wieder Papierblätter befestigt wurden, und zum Schluß wurde das Ganze mit einem heißen, gallertartigen Leim überstrichen. Die Ränder des Ueberzuges wurden fest an den Stein angeleimt, damit nicht, falls eine Stelle früher trocknete als die anderen und sich loslöste, der Wind sich dahinter setzen und Zerstörungen anrichten könnte. 48 Stunden lang hielt dann Deyrolle abwechselnd mit seinem Dolmetscher Wache bei seiner Arbeit, deren völliges Gelingen seine Bemühungen belohnte. Schlechter erging es ihm bei einer zweiten, welche sich 10 Meter über dem Erdboden in einer Nische befindet und nur mittelst zweier an einander gebundener Leitern zu erreichen war. Nach zwölfstündiger harter Arbeit, nur von ein paar faulen Armeniern unterstützt, stets gezwungen, die schwankenden Sprossen auf- und niederzusteigen, um die Leiter an eine andere Stelle zu rücken — die Inschrift mißt $2^1/_2$ Meter nach jeder Richtung —, hier ein Blatt Papier, dort ein Stück Pappe hinzuzufügen, war die ganze Lage glücklich auf den Felsen gebracht. Aber da die Schriftzeichen bis in die Ecken der Nische hineinreichen, so war kein Platz vorhanden, um die Ränder der Schicht an den Stein festzukleben, und kaum war Deyrolle die Leiter

hinabgestiegen, so löste sich sein Machwerk plötzlich ab und fiel, sich in tausend Falten legend, auf die Leiter herab. Die Arbeit eines ganzen Tages war vernichtet und mußte am nächsten Morgen von Neuem und mit größerer Vorsicht, aber auch mit günstigem Erfolg unternommen werden.

Als die Inschriften der Nordseite alle abgeklatscht waren, kamen die des Chorchor an die Reihe. Dort mußte erst mit Lehm und Steinen auf den glatten Treppenstufen ein künstlicher Halt für die Leiter geschaffen werden. Die Inschrift über der Eingangspforte war aber auch so nicht zu erreichen, da vor der Pforte nur ein Absatz von 60 Centimeter Breite sich befindet, welcher der Leiter keinen Raum bietet, und unmittelbar darunter der 60 Meter tiefe Absturz gähnt. Da machte es Deyrolle wie die Anstreicher in Paris, welche ihre Leitern schräg nach oben zum Fester hinaus lehnen, unten gut befestigen und dann sicher hinaufklettern. Innerhalb der Thür und quer vor derselben ließ er eine feste Brüstung von Holz anbringen, auf welche die nach außen ragende und am Fußende gut befestigte Leiter aufgelegt werden konnte. Feste Stricke dienten ihr zu weiterm Halte. So konnte er sicher hinaufsteigen und seine Arbeit vornehmen, welcher die Bewohner der unten liegenden Gärten den ganzen Tag lang verwundert zuschauten. Bald war halb Bitlis versammelt und gaffte nach dem luftigen Sitze des Franzosen hinauf, der sein Unternehmen glücklich zu Ende führte. Ein von Wirbelwinden begleitetes Gewitter richtete zwar einige kleine Schäden an; aber die losgerissenen Stücke wurden von den Einwohnern in ihren Gärten gefunden und richtig abgeliefert.

Nach zwölftägigen Mühen waren von sämmtlichen erreichbaren Inschriften am Felsen von Wan Abdrücke genommen und die Arbeiten in der Umgegend konnten ihren Anfang nehmen.

Dr. Pogge bei dem Muata Jamwo.

Von Dr. Pogge, neben Eduard Mohr und Dr. Lenz dem einzigen Reisenden, welcher im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft augenblicklich noch im schwarzen Erdtheile weilt, ist soeben an den Vorstand jener Gesellschaft ein nicht langer Brief eingetroffen, welcher die erfreuliche Kunde bringt, daß ein weiteres, wichtiges Stück des unbekannten Innern unserer Kenntniß erschlossen worden ist. Es ist Dr. Pogge gelungen, die Residenz des Muata Jamwo, wo vor ihm von Europäern nur Graça war, zu erreichen und daselbst Monate lang zu verweilen. Im Grunde wissen wir von diesem berühmten Potentaten so wenig, daß wir auf ausführliche Mittheilungen des Reisenden sehr gespannt sein dürfen. — Das Schreiben Dr. J. Pogge's ist vom 3. Mai 1876, Mona Cadinga am Lulua, jenem großen östlichen Nebenflusse des Kassabi *) (12 Tagereisen nordöstlich von Difunda), datirt, als sich der Reisende schon auf dem Rückwege nach Westen befand. Wir entnehmen ihm Folgendes.

„Ich habe gestern den Lulua passirt und bin hier in Mona Cadinga angekommen. Am 16. September vorigen Jahres bin ich von Kibondo **) abgegangen und am 9. December in Quinzemena, dem „Muffumba" (d. h. großes Lager) von Muata Jamwo, eingetroffen. Am 17. April habe ich die Rückreise angetreten. Ich bin genöthigt, hier bis Anfang oder Mitte Juni zu bleiben, um das Fallen der Wasser abzuwarten, da die Flüsse und Sümpfe jetzt schwer zu passiren sind und ich von meinen sechs Reitochsen bereits vier verloren habe. Von Mussumba habe ich nicht schreiben können, weil mir eine Gelegenheit, die Briefe zu spediren, nicht zu Gebote stand. Meine Träger, welche nur bis Mussumba engagirt waren, weigerten sich, allein die Rückreise zu machen, da der Weg, wie sie sagten, ihnen zu weit sei. Meine Tauschartikel sind bis auf ein Minimum erschöpft, weshalb ich schon so früh aus Mussumba weggegangen bin, um die Träger über den Lulua zu führen und von hier 30 ohne Last nach Kibondo resp. Malange (in Angola) zu schicken, welche diese Briefe mitnehmen werden. — In Mussumba bin ich im Ganzen etwas über drei Monate gewesen. Es war mir aber nicht möglich, weiter nach Norden oder Nordosten zu gehen, da ich von Matiamwo die Erlaubniß dazu trotz wiederholter Versuche nicht erlangen konnte. Ich habe mich damit begnügen müssen, mit fünf Trägern sechs Tagereisen weit nach Südosten zu gehen. Als ich drei Tagereisen östlich vom Casserigi-Flusse *) in dem Dorfe Inschibaraka angelangt war, schickte mir mein Dolmetscher Germano schon einen Boten nach, um mich zur Umkehr zu bewegen, da Matiamwo voller Mißtrauen gedroht habe, mich sonst mit Gewalt holen zu lassen. Ich würde mich übrigens in meinem Vorhaben, den Lubilasch **) nordöstlich von Inschibaraka zu erreichen, nicht haben stören lassen, wenn mir das Wasser und der Regen nicht so sehr hinderlich gewesen wären. Die Bäche mit steilen Ufern waren mit 5 und 6 Fuß Wasser angefüllt, so daß die Ochsen und Träger sehr schwer landen konnten, und stellenweise war die Ebene von Inschibaraka mit 1 und 2 Fuß Wasser überschwemmt. Man lief alle Augenblicke Gefahr, in die vom Wasser verdeckten 5 und 6 Fuß tiefen Löcher (?) zu fallen, und dabei Regen über Regen.

Ich bin dann im südlichen Bogen wieder an die Fähre über den Calanje-Fluß, Efuka, eine deutsche Meile östlich von Mussumba, gegangen, von wo ich vom 28. Januar bis 28. Februar abwesend gewesen war. Diese kleine Tour ist aber von großem Nutzen gewesen, da ich mich bei den verschiedenen Häuptlingen ungenirt betreffs der Geographie des Reiches Matiamwo's habe informiren können, was ich mir in Mussumba nicht erlauben durfte. Denn Alles, was mich anging, wurde dort dem Matiamwo hinterbracht, welcher ein unendlich mißtrauischer und abergläubischer Neger ist.

Das Tagebuch betreffend, so theile ich dem Vorstande mit, daß es den Anforderungen der Gesellschaft genügen wird, und bemerke, daß ich besonderes Gewicht auf Geographie gelegt habe, daß ich die Grenzen des Reiches Matiamwo's kenne und gut informirt bin, was den Landstrich zwischen Quango und Kassay (Kassabi?) betrifft. Ich constatire, daß die Petermann'sche Karte von 1874 recht lückenhaft und

*) Vergl. zur Uebersicht die Karte von Cameron's Reise „Globus" XXIX, S. 162.

**) An einem linken Zuflusse des Kassabi etwa unter $8\frac{1}{3}^0$ südl. Br. gelegen und 1850 von L. Magyar besucht.

*) Die 1806 in derselben Richtung reisenden Pombeiros überschritten in $9\frac{1}{2}^0$ südl. Br. mehrmals den Fluß Caginregi, einen östlichen Nebenfluß des Lulua, welcher vielleicht mit Dr. Pogge's Casserigi identisch ist.

**) Cameron's Lubiranji?

falsch ist *). Ein genaues Itinerar mit Berücksichtigung aller Gebirgszüge, Ebenen, Flüsse u. s. w. habe ich bis jetzt nach Compaß und Uhr aufgenommen, von Mussumba bis hier, und hoffe ich, dasselbe bis Kibondo fortzuführen. Ich werde mein Buch der Gesellschaft verbo tenus überliefern. Gesammelt habe ich Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer, Metallproben, 16 Negerschädel, Hölzer, Geräthschaften u. s. w. Die Schädel sind aber mehr oder weniger lädirt; es sind solche des Canauda- (?, Cassauda-?) Stammes, welcher vier Tage nördlich von Mussumba zwischen dem Luisa und Calangi wohnt, wohin Matiamvo Raubzüge zu unternehmen pflegt, um sich mit Sklaven zu recrutiren. Molua-Schädel **) waren in Mussumba nicht knapp; aber es wäre eine Unvorsichtigkeit gewesen, hätte ich mir eines Schädels wegen Matiamvo gegenüber Blößen gegeben.

Ich hoffe nun, Mitte August etwa in Kibondo einzutreffen. Dort werde ich einige Tage rasten müssen, während welcher ich vier Tagereisen weit auf dem Wege nach Cabango an den Tschikapa gehen werde *), wo derselbe nach der Aussage eines Führers Ebo dasselbe Metall haben soll, welches ich hier unterwegs gefunden habe (Kupfer ?). Ende September oder Anfang October kann ich in Malange sein. Von Malange schreibe ich nicht mehr, sondern werde so bald als möglich nach Loanda und mit dem ersten besten Dampfer nach Europa gehen."

Der Schluß des Schreibens bespricht lediglich Geldangelegenheiten; von Interesse ist darin nur, daß Dr. Pogge 300 bis 400 Pfund Elfenbein mitbringt, welches er von Matiamvo und den Lucokasha (?) in Mussumba zum Geschenk erhalten hatte und in Angola zu verkaufen gedenkt. „Ich konnte dasselbe ohne sie zu beleidigen nicht zurückweisen und ins Wasser konnte ich es doch auch nicht werfen."

*) Wie es bei dem dürftigen vorhandenen Materiale über jene, von wissenschaftlichen, scharf beobachtenden Reisenden noch nie betretenen Gegenden auch nicht anders zu erwarten ist.

**) Molua, auch Muropue, heißt das Reich Matiamvo's.

*) Diese Stelle ist etwas unverständlich, da von Kibondo aus Cabango sowie der Tschikapa auf Dr. Pogge's Weg zur Westküste liegen, also an einen Abstecher nicht gut zu denken ist. Auch fließt der Tschikapa nicht auf dem Wege von Kibondo nach Cabango, sondern erst jenseits (westlich) von letzterm.

Aus den Baumwollenstaaten.

II.

Wirthschaftliche Zustände. — Production des Südens. — Der Neger als freier Arbeiter. — Löhne. — Verschiedene Arbeitssysteme. — Eine besitzende Classe von Negern. — Keine Sparsamkeit. — Welche Aussichten? — Die Schule.

F. R. Die politischen Mißstände des Südens haben nicht verfehlen können, auch das wirthschaftliche Gedeihen der einst so blühenden Baumwollenstaaten zu hemmen. Die öffentliche Unsicherheit und Corruption erschwerten die gesunde Heilung der Wunden, welche der Secessionskrieg und die Aufhebung der Sklaverei denselben geschlagen hatten. Mit den freien Negern trat ein ganz neues Element in ihr Wirthschaftsleben ein und der Großbetrieb des Landbaues konnte mit den freien Arbeitern nur in seltenen Fällen mit Sicherheit und Gewinn fortgesetzt werden. Zahlreiche Großbesitze, frühere Plantagen, gingen an Einwanderer aus den Nordstaaten und aus Europa über, die sie nach Art der Farmer des Nordens bewirthschafteten, andere wurden in ganz kleine Parzellen zerschlagen, wie sie selbst den Negern zum Kauf zugänglich waren, und ein nicht geringer Theil blieb öde liegen, sei es, daß die Arbeiter zu schwer zu erhalten, oder die Steuern unerschwinglich, oder die Capitalien zum ausgedehnten Betriebe nicht zu finden waren. Gleichzeitig hörte das Hauptproduct des Südens, die Baumwolle, auf, ein Monopol zu sein, wie sie es bis 1861 nahezu gewesen war, und ihr Anbau ist bei der Concurrenz Asiens und Afrikas bei Weitem nicht mehr so gewinnreich wie vor dem Krieg — Alles Ursachen einer wirthschaftlichen Umwälzung, die sicherlich zu den größten aller Zeiten gehört und an Großartigkeit und Neuheit der Erscheinungen vielleicht nur von der erreicht wird, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland folgte.

Der Gesammteindruck, den man aus einer vergleichenden Betrachtung der wirthschaftlichen Zustände des Südens vor dem Kriege und jetzt gewinnt, wird in den meisten Fällen günstiger sein, als die Schwierigkeit der Probleme erwarten ließ, die dort vorlagen. Die unheilvollen Weissagungen, die an den Uebergang von der Sklaverei zur freien Arbeit geknüpft wurden, haben sich zum Glück nicht alle erfüllt; vieles ist besser geworden als man erwartete, und die Hauptschwierigkeiten der Entwickelung, die der Süden gegenwärtig durchmacht, liegen viel weniger auf der wirthschaftlichen als der politischen Seite. Der Neger der Südstaaten ist nicht so ganz mehr der Tropenmensch, der wie ein Kind ohne Arbeit nur von der Natur lebt. Weder das Klima noch die Umgebung eines so thätigen und in seiner Thätigkeit rücksichtslos mitreißenden Volkes wie des nordamerikanischen hat ihm dies hier erlaubt. Er sah bald ein, daß er arbeiten müsse, wenn er nicht verhungern wollte. Nun fragt es sich zwar, ob seine Arbeit soviel werth ist, wie sie es war, als noch der „Overseer" mit seiner Peitsche hinter ihm stand; aber es ist gewiß, daß der Süden mit der freien Arbeit heute viel mehr von seinen Producten erzeugt als er zur Zeit der Sklaverei that, und der größte Theil dieser Erzeugung ist farbigen Arbeitern, früheren Sklaven, zu Gute zu schreiben.

Die Baumwollenerzeugung der Südstaaten betrug in den fünf Jahren vor der Secession, also zur Zeit der höchsten Blüthe dieser Cultur, durchschnittlich 3,621,000 Ballen per Jahr, während die Ernte von 1870/71 4,352,000, die von 1871/72 2,974,000, die von 1872/73 3,950,000 Ballen und die von 1873/74 über 4,000,000 Ballen erzielte. Damit hat die freie Arbeit die höchsten Zahlen der Sklavenarbeit überschritten. Nordhoff theilt die Angabe eines Pflanzers in Nordcarolina mit, welche behauptet, daß eine gleiche Anzahl freier Farbiger um ein Viertel weniger leiste als zur Zeit, da sie Sklaven waren, andere sagten ihm, daß die jungen Neger weniger gute Arbeiter seien als die, welche früher Sklaven gewesen seien. Aber auf der andern Seite leugnet Niemand, daß die Neger selbst unter den vielfach

nicht sehr günstigen Zuständen, die heute in den Baumwollenstaaten herrschen, noch immer eine Masse brauchbarer Arbeiter liefern. Zur Sklavenzeit wurde natürlicher Weise oft mehr von ihnen gefordert als selbst ein sehr fleißiger weißer Arbeiter aus eigenem Antrieb leisten würde. Man glaubte damals, daß z. B. die Arbeit des Baumwollepflückens, welche in sehr kurzer Frist auf weite Strecken hin gleichzeitig besorgt werden muß, im Großen niemals von freien Arbeitern ausgeführt werden könne. Wir hörten aber die Stimme eines Baumwollenpflanzers in Arkansas, der sagt: „Nie sind wir in der Zeit der Sklaverei so rasch mit dem Baumwollepflücken fertig geworden, wie jetzt, und nie ist die Ernte besser eingebracht worden; oft war noch im März nicht alle Baumwolle eingesammelt, und nun sind die Felder meistens ganz rein, ehe der Frost kommt." Zur Zeit der Baumwollenernte ziehen Weiber und Kinder aus den Städten und Dörfern nach den Pflanzungen, wo ihre Arbeit nothwendig ist, und ganze Schaaren von Arbeitern wandern durch das Land. Sie werden in diesem Fall nach dem Gewicht der Baumwolle bezahlt (50 Cts. pr. 100 Pfund sammt Verköstigung). Ueberhaupt werden die farbigen Arbeiter weniger der Faulheit als der Nachlässigkeit und Verschwendung angeklagt. Man hört ihre Arbeitsleistung von Vielen loben, wenn auch häufig nur mit dem Zusatz, daß man gut verstehen müsse sie zu behandeln, um sie bei der Arbeit festzuhalten und sie zu gehörigen Leistungen zu bewegen. Aber Viele tadeln auch ihre Unzuverlässigkeit und die Ungleichheit ihrer Arbeit; sie sollen gern eine kurze Zeit tüchtig arbeiten, um sich dann gehen zu lassen, sie sollen mit dem Material, das man ihnen leiht, forglos umgehen, ebenso mit dem Zugvieh. Im Allgemeinen hat man aber wohl mehr Grund erstaunt zu sein über das, was sie leisten, als über das, was sie unterlassen. Sie arbeiten auch besser unter einem System als unter dem andern. Man findet es z. B. selten, daß sie als eigentliche Lohnarbeiter beschäftigt sind. Auf den Zuckerpflanzungen werden sie mit monatlich 12 bis 15 Doll. abgelohnt, erhalten außerdem Kost, Wohnung und ein kleines Grundstück, wo sie sich Mais bauen und Schweine halten können; als gewöhnliche Eisenbahnarbeiter erhalten sie bis zu $1^2/_3$ Doll. pro Tag bei Selbstverköstigung; wo sie auf Baumwollenpflanzungen ausnahmsweise um Lohn arbeiten, erhalten sie 10 bis 12 Doll. monatlich nebst Kost, Wohnung und Grundstück oder $^3/_4$ bis 1 Doll. täglich bei Selbstverköstigung. Am besten scheinen aber beide Theile, und das besonders beim Baumwollenbau, mit einem Pachtsystem zufrieden zu sein, das dem Eigenthümer als Pacht einen Theil der Ernte einbringt. Es ist ein „taking the land on shares". Meistens thun sich bei diesem System einige Arbeiter zusammen und bebauen gemeinsam ein Stück Land, wobei sie gewöhnlich zwei Drittel mit Baumwolle und ein Drittel mit Mais anpflanzen. Erhalten sie, wie es auf den alten großen Pflanzungen die Regel ist, Wohnung, Arbeitszeug und Zugvieh vom Eigenthümer, so geben sie diesem die Hälfte der Ernte, arbeiten sie aber mit eigenem Material, so zahlen sie bei einem Durchschnittsertrag von $^3/_4$ Ballen pr. Acre 80 Pfund gereinigte Baumwolle, also $^1/_4$ bis $^1/_5$ des Gesammtertrages. Ein Farbiger mit zahlreicher arbeitsfähiger Familie, wie man sie häufig findet, kann bis zu 700 Doll. bei diesem System zurücklegen, und Beispiele von wohlhabenden Pächtern sind unter ihnen nicht selten. Aber sie sind meistens zu wenig sparsam, um die günstigen Umstände, die sich gegenwärtig bieten, auch für die Zukunft auszunutzen. In den Kaufläden, die die Eigenthümer der Pflanzung zu halten pflegen, verschwenden sie bei Branntwein und Leckereien das Meiste, was sie sich auf dem Felde erarbeitet haben. Sie sind wohl auf dem Lande nicht so verlottert wie in den Städten, und man borgt ihnen nicht ungern, da böswilliges Schuldenmachen oder vollständiger Bankerott dort kaum vorkommen kann. Aber es ist nur Eine Stimme, daß sie bei weitem nicht soviel zurücklegen, wie sie könnten, und diese Thatsache ist ernst, da sie die Farbigen in der Wettbewerbung mit den immer zahlreicher zuwandernden weißen Arbeitern mit der Zeit immer in Nachtheil bringt und die große Masse derselben aus einem Proletarierthum nicht herauskommen läßt, welches ernstliche Gefahren für den Frieden beider Racen bietet.

Daß sie es vorzüglich selber sind, die hier einer gedeihlichern Entwickelung und würdigern Stellung ihrer Race im Wege stehen, zeigt am besten die Thatsache, daß es einer Minderzahl tüchtiger Farbiger bereits gelungen ist, sich wirthschaftlich selbständig zu stellen und damit auch ihre sociale Geltung zu erhöhen. In den verschiedenen Staaten sind in dieser Beziehung die Verhältnisse begreiflicher Weise sehr verschieden; aber es scheint, daß die Farbigen in wirthschaftlicher Beziehung nicht eben da am höchsten stehen, wo sie politisch am einflußreichsten sind. Die politische Thätigkeit scheint bei ihnen eher die wirthschaftliche zu stören als sie zu fördern. Das ist bei der Art dieser politischen Thätigkeit nur begreiflich. In Arkansas rechnet man, daß 2000 von den 40,000 Stimmberechtigten Eigenthümer einer Farm, eines Hauses oder eines Grundstückes sind. In Georgia waren 1874 83,318 farbige Stimmberechtigte eingeschrieben, die zusammen 338,769 Acres Land und in den Städten für 1,200,115 Doll. Eigenthum besaßen. Der Werth ihres steuerbaren Besitzes wurde auf 6,157,798 Doll. veranschlagt. „Erinnert man sich," sagt Nordhoff, „daß diese Leute noch neun Jahre vorher Sklaven waren, daß sie bei ihrer Befreiung absolut nichts besaßen und daß sie nicht nur dieses Eigenthum seitdem erwarben, sondern auch bedeutende Summen in thörichten Unternehmungen, und sicherlich viele Tausende in der berüchtigten Freedman-Savings-Bank verloren haben, so sieht man erstens, daß sie mit lobenswerthem Fleiß und Ausdauer gearbeitet haben, und zweitens, daß sie in der Sicherheit ihres Besitzes von der Staatsregierung, die nicht ihrer Partei angehört, nicht beeinträchtigt worden sind." In anderen Staaten sind die Verhältnisse nicht gleich günstig; der eigene Besitz der Farbigen ist im Allgemeinen wohl kaum halb so groß als in den angeführten Beispielen; aber selbst so übertrifft er um vieles die Erwartungen, die man sich von der wirthschaftlichen Befähigung selbständig arbeitender, so lange an die Sklaverei gewöhnter farbiger Menschen gemacht hatte.

Viel weniger günstig als auf dem Lande sind die wirthschaftlichen Verhältnisse der Farbigen in den Städten, wo es allerdings nicht an geschickten Handwerkern unter ihnen fehlt (sie sind besonders geschickte Schmiede, und auch als Maurer, Zimmerleute und Schuster sieht man sie häufig arbeiten), wo aber die größere Masse, und besonders die jüngere Generation, durch den zeitweilig leichten Verdienst und die Genüsse, die ihnen geboten werden, sehr rasch dem Proletariat verfällt. Es ist bemerkenswerth, daß nach den statistischen Berichten, die aus verschiedenen größeren Städten vorliegen, die farbige Bevölkerung in denselben weniger rasch zuzunehmen scheint, als auf dem Lande. Man findet hier sehr oft, daß die Männer und Söhne der Familien dem Branntwein ergeben sind, während die Frauen und Töchter das Geld erwerben; es ist nicht anders möglich, als daß dies schädlich auf die Pflege der heranwachsenden Kinder zurückwirkt, und mag wohl darin ein Hauptgrund der geringern Zunahme der farbigen städtischen Bevölkerung zu suchen sein. Auf dem Lande ist dagegen der Kinderreichthum der farbigen Familien eine Thatsache, die sich auffallend bemerklich macht

gegenüber der häufigen Kinderarmuth in weißen Familien, und was man vom Aussterben der Farbigen hört, gehört mehr dem Gebiete der Wünsche als der Thatsachen an.

Faßt man den Eindruck zusammen, den die wirthschaftlichen Zustände der farbigen Bevölkerung machen, so kann man ihn zwar als einen viel günstigern bezeichnen, als sich so kurze Zeit nach der Aufhebung der Sklaverei erwarten ließ, aber er ist nicht so günstig, wie man im Interesse einer gesunden Entwickelung der südstaatlichen Zustände wünschen muß. Er schließt nicht die Bedingungen eines regelmäßigen Fortschrittes in sich. Die Farbigen arbeiten genug, um leben zu können, einige erwerben darüber hinaus, die Weißen zeigen sich zufrieden mit den Leistungen ihrer farbigen Arbeiter; aber alle Berichte sind einig in der Betonung der Schwäche, die den Farbigen gerade in dem culturfördernden Theil der Arbeit, in der Ersparniß der Früchte derselben, innewohnt. Es genügt nicht, daß sie sich auf dem reichen Boden des Südens erhalten, sondern man hat das Recht, auch von ihnen eine Mitwirkung an der Förderung des Gedeihens dieses Landes zu fordern; wenn sie sich dieser Forderung entziehen, ist ihre Arbeit ein Raubbau, und ihre wirthschaftliche Zukunft würde dann ebenso hoffnungslos sein, wie es ihre politische schon ist. Indessen mag man immerhin annehmen, daß die Thatsachen, die bis jetzt vorliegen, zu einem abschließenden Urtheil, das so weit in die Zukunft vorgreift, noch nicht berechtigen; man mag ihren hauptsächlichen Werth einstweilen darin sehen, daß sie den Uebergangszustand von der gezwungenen zur freien Arbeit illustriren; welchen Charakter aber die freie Arbeit bei der farbigen Bevölkerung der Südstaaten annehmen wird, das werden uns die Erfahrungen der Zukunft und besonders die zu lehren haben, für welche die neue, nicht in der Sklaverei erzogene Generation das Material liefern wird.

Den hellsten Punkt in den Zuständen der farbigen Bevölkerung des Südens bilden gegenwärtig vielleicht die Schulen. Ihrer ist in jedem Staate eine große Anzahl gegründet worden und ihr Besuch ist zufriedenstellend. Der Partei- und Racenhaß zeigt sich nirgends so herabgestimmt. Klingt es nicht paradiesisch, wenn in einem von den Parteien so unterwühlten Staate wie Alabama die demokratischen Behörden verschiedener Städte 8 bis 10 Procent der Einnahmen für Schulzwecke bestimmen und diese Summe zu gleichen Theilen an die weißen und farbigen Schulen gelangen lassen? Oder wenn Georgia, der am meisten demokratisch regierte Staat des Südens, die University für Farbige zu Atalanta mit derselben Summe unterstützt, wie seine eigene Staatsuniversität? Selbst in Louisiana, wo nur der fünfte Theil der schulfähigen Kinder die Schule besucht, ist dies Verhältniß noch immer viel besser, als es früher war, wo selbst viele Kinder ärmerer weißer Familien ohne Unterricht aufwuchsen. Freilich greift hier selbst in das Schulwesen die Corruption hinüber, denn auch die Schulfonds sind von der Plünderung nicht verschont, der alle öffentlichen Gelder ausgesetzt sind, und oft sind die Schullehrer nur angestellt, um in ihnen politische Agitatoren für die engeren Kreise zu gewinnen. Aber die farbige Bevölkerung ist doch überall selber darauf bedacht, daß ihrer heranwachsenden Jugend möglichst viele, wenn auch immer nur elementare Bildungsmittel geboten werden. Ihr Streben nach Bildung mag oft von einer unklaren Idee geleitet sein, als ob die Kenntniß von Rechnen, Schreiben und Lesen ihren Besitzer wie ein Talisman ohne anderes Zuthun leicht und ergötzlich durchs Leben geleite, und als ob ein „smattering" von Bildung vielleicht sogar allein genüge, um die Kluft auszufüllen, die zwischen Schwarz und Weiß gähnt. Ich konnte nie die freudig verblüfften und verwunderten Gesichter sehen, mit denen die Farbigen in Neuorleans und Charleston wandernden Rechenmeistern zuhörten, ohne zu glauben, daß sie sich ein Arcanum zu erhaschen glaubten. Aber andererseits muß doch Vielen der Kampf des Lebens, in welchen sie mit der Befreiung hineingestoßen wurden, den wirklichen Werth der Kenntnisse zum Bewußtsein gebracht haben. In einigen Staaten ist die Procentzahl der schulbesuchenden farbigen Kinder fast ebenso groß wie die der weißen, so in Nordcarolina, wo im Jahr 1874 von 242,768 weißen Kindern 119,083 (49 Procent) und von 127,192 Farbigen 55,000 (43 Procent) die Schulen besuchen. Allerdings gab es nur 999 Schulen für Farbige neben 2350 für Weiße. In Georgia verhielten sich 1874 die Procentzahlen der weißen Schulbesuchenden zu den Farbigen wie 42 : 24, aber in diesem Staat ist das Schulwesen bis auf die neueste Zeit überhaupt nicht vorzüglich besorgt gewesen, und gegen 1873 hatte sich die Zahl der schulbesuchenden farbigen Kinder verdoppelt und die der weißen um ein Drittel vermehrt.

Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

IV.

Ehe wir die Leser in einer gedrängten Skizze mit der Provinz Ala-schan bekannt machen, wollen wir ihnen das Bild der wichtigsten Personen, mit denen Prschewalski in Dyn-juan-in in Berührung kam, mit des Reisenden eigenen Worten vorführen.

„Die bemerkenswertheste Persönlichkeit in Dyn-juan-in ist der regierende Fürst, oder, wie er hier genannt wird, der „Amban", dessen Namen wir nicht erfahren konnten, weil es die Mongolen für eine Sünde halten, den Namen ihrer Vorgesetzten, um so mehr aber den ihres Fürsten, einem Fremden zu nennen. Der Amban ist ein Fürst zweiten Ranges und regiert Ala-schan auf Grund mittelalterlicher feudaler Rechte. Er ist zwar mongolischer Herkunft, aber gänzlich chinesirt und dieses um so mehr, als er aus dem Hause des Bogdo-Chans (Kaisers von China) eine Prinzessin zur Frau hatte. Diese ist vor einigen Jahren gestorben, und seitdem lebt er mit Concubinen.

Der Fürst ist ungefähr vierzig Jahre alt, hat eine ziemlich edle Physiognomie, ist aber immer blaß, weil er dem Opiumrauchen sehr ergeben ist. Seinem Charakter nach ist er bestechlich und ein Despot ersten Ranges. Leere Laune, Leidenschaft oder Zorn, mit einem Worte der persönliche

Willen vertritt das Gesetz und wird sogleich ausgeführt, ohne daß von irgend einer Seite der geringste Widerspruch erhoben wird. Eine solche Ordnung herrscht übrigens in der ganzen Mongolei und in ganz China ohne jegliche Ausnahme. Dank der tiefen Unwissenheit des Volkes erhält sich eine solche Fäulniß der öffentlichen Ordnung, welche unter anderen Verhältnissen den Staat unbedingt in unvermeidliche Verderbniß stürzen würde. Eingeschlossen in seiner Fansa verbringt der Fürst von Ala-schan seine ganze Zeit mit Opiumrauchen und zeigt sich nie auf der Straße. In früherer Zeit reiste er oft nach Peking; während des Aufstandes der Dunganen hat er diese Reisen unterbrochen. Er hat drei erwachsene Söhne, von denen der älteste einst sein Nachfolger sein wird. Der mittlere ist Higen (Bischof) geworden und der jüngste, Namens Sijä, hat keine bestimmte Stellung. Der Higen ist ein schöner Jüngling von 21 Jahren, von lebhaftem, feurigem Charakter, aber durch die Erziehung gänzlich verdorben; er leidet nicht den geringsten Widerspruch und hält seine Meinung für unfehlbar. Da er nebenbei kein großer Geist und wenig entwickelt ist, so irrt er wie im Halbdunkel in dem Wirrwarr umher, welchen ihm die ihm nahestehenden Lamas über seine Wiedergeburten, Wunder und Heiligkeit vorerzählen. Indem sich der Higen hierüber nicht die geringste Rechenschaft giebt, verhält er sich apathisch gegen Alles und sieht in seinem Stande nur eine Quelle ungeheurer Macht und ungeheurer Reichthümer, welche ihm als Opfer von den Gläubigen dargebracht werden. Indeß sucht der jugendliche Geist nach etwas Besserm und begnügt sich nicht mit dem im engen Rahmen täglicher Gebete, Vorhersagungen und Segnungen eingeschlossenen Leben. Um für sich irgend etwas mehr Raum zu finden, ergiebt sich der Higen leidenschaftlich der Jagd und reitet Tage lang mit einer Schaar von Lamas herum, um Füchse zu jagen. In der Folge kaufte er von uns ein Jagdgewehr und schoß ohne Unterlaß Vögel in seinem hinter der Stadt belegenen Parke. Aber auch hier hat der arme Higen keine Ruhe vor den verschiedensten Verehrungen. Einst, als er mit meinem Gefährten auf der Jagd war, bat er diesen, alle Verehrer, welche ihm in hellen Haufen folgten und die Vögel verscheuchten, wegzujagen. Es ist wahr, daß es einem buddhistischen Heiligen nicht zusteht, sich mit der Jagd zu befassen, aber die nahestehenden Lamas wagen es nicht, dieses ihrem Herrn, wenn auch nur leise, in Erinnerung zu bringen, da er sie in strenger Disciplin hält. Aus Veranlassung des dunganischen Aufstandes bildete der Higen aus den überflüssigen Lamas eine Armeeabtheilung von 2000 Mann, die er mit englischen glattläufigen Gewehren, die aus Peking gesendet waren, bewaffnete, und gegen die Räuber sendete, welche häufig in Ala-schan plünderten.

Der jüngste Sohn des Ala-schauer Fürsten, Sijä *), ist dem Charakter nach theilweise dem Higen ähnlich und sehr geneigt zu einem wüsten Leben. Er sagte uns, daß er kein Buch und im Allgemeinen keine Wissenschaft leide, dagegen den Krieg, die Jagd und Reitpferde sehr liebe. Während der Jagd, welche beide Brüder für uns arrangirten, zeigte er sich auch thatsächlich als ein so vorzüglicher Reiter, daß er, als wir hinter einem Fuchse herjagten, alle seine Begleiter weit hinter sich ließ.

Den ältesten Sohn haben wir nur einmal gesehen und deshalb kann ich nichts über ihn mittheilen. Seine Vertrauten sagen, daß dieser Fürst seinem Charakter nach seinen Brüdern nicht ähnlich ist, sich abgeschlossen und ernst verhält, wie es einem künftigen Regenten zusteht.

Außerdem muß noch eines Lamas erwähnt werden, der Baldyn-Sordschi heißt, der Vertraute des Fürsten und seiner Kinder ist und verschiedene Aufträge ausführt. Dieser Sordschi ist in früher Jugend nach Tibet entflohen, indem er sich einer Karawane von Pilgern anschloß. Während der acht Jahre, welche er in Lassa verlebte, erlernte er die buddhistische Weisheit und kehrte als Lama nach Ala-schan zurück. Von Natur listig und berechnend, hat Sordschi schnell die Zuneigung des Ambans errungen und sich zu seinem Vertrauten emporgeschwungen. Im Auftrage des Fürsten reist er alle Jahre nach Peking, um Einkäufe zu machen; er war sogar einmal in Kiachta und deshalb kennt er die Russen.

Für uns war Sordschi wegen seiner Dienstfertigkeit und der Bedeutung, welche er in der Stadt besitzt, sehr nützlich. Ohne ihn hätten wir vielleicht nicht die freudige Aufnahme Seitens des Fürsten und seiner Söhne gefunden. Sordschi befand sich auch unter den Personen, welche der Fürst uns entgegen gesendet hat, um zu sehen, wer wir seien. Er erklärte später dem Amban von Ala-schan, daß wir wirkliche Russen, nicht aber andere Ausländer wären. Uebrigens taufen die Mongolen alle Ausländer mit dem Namen „Russe", so daß sie gewöhnlich sagen „Russische Franzosen, Russische Engländer", worunter sie einfach Franzosen und Engländer verstehen; dabei glauben auch die Nomaden, daß diese Völker Vasallen des Tsagan-Chan, d. h. des weißen Zaren, und von ihm abhängig sind.

Zwei Tage nach unserer Ankunft in der Hauptstadt von Ala-schan hatten wir eine Audienz bei den jüngeren Söhnen des Fürsten, beim Higen und bei Sijä; fünf Tage nach der Ankunft beim ältesten Sohne und erst in acht Tagen beim Amban selbst. Wir mußten Allen Geschenke geben und wir wurden von einem Beamten, der uns entgegengesendet worden war, im Voraus gefragt, was wir als Geschenk bieten würden. Da wir zu diesem Behufe keine besonderen Gegenstände bei uns hatten, so schenkte ich dem Fürsten selbst eine Taschenuhr und ein verdorbenes Aneroid, dem ältesten Sohne einen Opernglucker, dem Higen und Sijä hauptsächlich Gegenstände zur Jagd und Pulver. Als Gegengeschenke erhielten wir vom Fürsten und seinen Söhnen ziemlich werthvolle Gegenstände: ein Paar Pferde, einen Sack Rhabarber und einen Hut russischen Zuckers, welcher aus Kiachta den Weg nach Ala-schan gefunden hatte. Außerdem schenkten uns unsere Freunde, der Higen und Sijä, zum Andenken an sie, mir ein silbernes Armband und meinem Gefährten einen goldenen Ring.

Im Allgemeinen waren sowohl der Amban wie auch besonders der Higen und Sijä uns sehr zugeneigt und suchten uns beständig diese Zuneigung zu beweisen. Sie schickten uns alle Tage ganze Körbe voll Wassermelonen, Aepfel und Birnen aus ihrem Garten, welche wir nach der langen Noth in der Wüste im Uebermaße vertilgten; der alte Fürst schickte uns einmal ein Mittagsmahl, das aus verschiedenen chinesischen Speisen bestand. Mit dem Higen und Sijä ritten wir einige Male auf die Jagd und waren ziemlich oft Abends bei ihnen, wo wir uns manchmal bis in die späte Nacht unterhielten. Obgleich die Unterhaltung durch die Vermittelung des Dolmetschers schwierig war, so verbrachten wir doch die Zeit mit Vergnügen und dieses um so mehr, als es uns von unserm unfreiwilligen Arreste in unserer Fansa befreite. Die jungen Prinzen benahmen sich ganz ungezwungen, lachten, scherzten und oft kam es zu verschiedenen Spielen und gymnastischen Uebungen. Einer unserer

*) Der Name und Titel dieses Prinzen, wie er ihn in meinem Tagebuche verzeichnet hat, lautet: Ollos-on Tuschie gun durban dsyrge Nemensen Baltschinbandsar gutschan. Der Name und Titel des Higen lauten: Alascha-in Tsin-wan choschun-uon Sain Batarguloktschi sume Nom-on chan dschamzuwandschil.

häufigsten Besucher war der Lama Sordschi, welcher uns einige Male des Tages besuchte und viel über Tibet erzählte. Unter Anderm theilte er uns mit, daß die Pilger, welche nach Lassa kommen, den Dalai-Lama nur gegen Bezahlung sehen können; das erste Mal muß jeder 3 bis 5 Lan bezahlen, das zweite und jedes folgende Mal kostet das Schauen der incarnirten Gottheit 1 Lan. Eine solche Bezahlung ist jedoch nur für Arme festgesetzt, welche dafür auch unentgeltlich Unterkommen und Speise erhalten. Reiche und Fürsten, welche zur Anbetung kommen, bringen dem Dalai-Lama oft ungeheure Geschenke.

Am achten Tage nach unserer Ankunft in Dyn-juan-in erhielten wir endlich eine Einladung zum Amban. Vorher fragte uns der Lama Sordschi, wahrscheinlich im Auftrage des Fürsten, wie wir ihren Herrn begrüßen würden, ob nach unserer Sitte oder nach mongolischem Brauche, d. h. mit Kniefall. Als er, wie es sich von selbst versteht, zur Antwort erhielt, daß wir den Fürsten auf europäische Weise begrüßen würden, bat Sordschi, daß wenigstens der Kasak, welcher als Dolmetscher diente, vor dem Amban niederknien möchte; doch auch dieses wurde rundweg abgeschlagen. Die Audienz selbst fand um 8 Uhr Abends in der Empfangsfansa des Amban statt. Diese Fansa ist sehr schön ausgestattet; in ihr befindet sich auch ein großer europäischer Spiegel, der in Peking mit 150 Lan bezahlt worden ist. Auf den Tischen brannten in neusilbernen Leuchtern Stearinlichter, und es war für uns eine Bewirthung, welche aus Nüssen, russischem Zuckerwerke mit Versen auf den Etiketten, Pfefferkuchen, Aepfeln, Birnen u. s. w. bestand, aufgetragen.

Nachdem wir eingetreten waren und uns vor dem Fürsten verbeugt hatten, bat er uns, uns zu setzen; der Kasak blieb an der Thür stehen. Außer dem Amban befand sich noch ein Chinese in der Fansa, wie ich später erfuhr, ein reicher Kaufmann aus Peking. In der Thür der Fansa und weiter im Vorzimmer standen die Adjutanten des Fürsten und seine Söhne, welche bei unserm Empfange gegenwärtig sein mußten. Nach den gewöhnlichen Fragen über Gesundheit und glückliche Reise sagte der Amban, daß seit Ala-schan existirt, dort noch kein Russe gewesen sei, daß er diese Ausländer das erste Mal erblicke und über unsern Besuch sehr erfreut sei.

Nun fragte er uns weiter über Rußland, welche Religion bei uns herrscht, wie wir den Boden bearbeiten, wie Stearinlichte gemacht werden, wie auf Eisenbahnen gefahren wird und endlich wie photographische Bilder gefertigt werden. „Ist es wahr," fragte der Fürst, „daß zu diesem Behufe Flüssigkeit aus menschlichen Augen verwendet wird"? — „Zu diesem Behufe," fuhr er fort, „haben die Missionäre in Tien-tsin Kindern, welche sie zu sich zur Erziehung genommen haben, die Augen ausgestochen; darüber hat sich das Volk empört und alle diese Missionäre getödtet." (Bekanntlich wurden wirklich im Juli 1870 in Tien-tsin zwanzig Franzosen und drei Russen von dem empörten Pöbel ermordet. Die letzteren traf nur zufällig das traurige Loos. Die Agitatoren hatten dem Volke gesagt, daß die französischen barmherzigen Schwestern Kinder zu sich zur Erziehung nehmen und ihnen in der Folge die Augen ausstechen, weil diese Flüssigkeit zur Aufnahme von Photographien nothwendig ist.) Als ich dieses verneint hatte, bat der Fürst ihm eine Maschine zur Anfertigung von Bildern zu bringen, und ich konnte nur damit diesen Auftrag von mir weisen, daß ich ihm erklärte, die Gläser der Maschine würden unbedingt unterwegs zerschlagen werden.

Weiter fragte der Fürst, wie viel Abgaben uns die Franzosen und Engländer zahlen, da er glaubte, daß sie wie Vasallen von Rußland abhängig sind. Als ich dem Fürsten erwiderte, daß ich hierüber nichts zu sagen vermöge, begann er eifrig zu forschen, ob obige Völker mit unserer Einwilligung oder aus eigenem Willen gegen China Krieg geführt haben. „In jedem Falle," fuhr der Amban fort, „hat unser Bogdo-Chan nur aus grenzenloser Gnade diese Barbaren aus den Mauern seiner Hauptstadt herausgelassen und nicht bis auf den letzten Mann vertilgt; zur Strafe für ihre Frechheit hat man aber auch eine große Contribution von ihnen genommen *)."

Indessen winkten uns unsere Freunde, der Prinz-Higen und Sijä, welche sich im Vorzimmer befanden, mit den Fingern, lachten, stießen den Kasakendolmetscher in die Seiten und machten viele Schülerstreiche, indem sie die Gelegenheit benutzten, wenn gerade ihr Vater nicht hinschaute. Im Allgemeinen ist das Verhalten der jungen Prinzen gegenüber ihrem Vater ein höchst sklavisches; die Kinder haben ungeheure Furcht vor ihm und erfüllen jeden seiner Befehle. Dabei bedienen sich die Prinzen immer der Spione; wenigstens haben sie sich nicht geschämt, in unserer Gegenwart zu fragen, was der Vater gesagt habe, was der Bruder thue u. s. w. Gegenüber ihren Untergebenen verhalten sich die Prinzen wie vollkommene Despoten.

Unsere Audienz dauerte gegen eine Stunde; als wir vom Fürsten Abschied nahmen, schenkte er unserm Kasakendolmetscher zwanzig Lan und gab uns die Erlaubniß im benachbarten Gebirge zu jagen. Dahin begaben wir uns auch schon am folgenden Tage und schlugen unser Zelt am Rande einer Schlucht, fast dicht am Gebirgskamme, selbst auf. Unsere Kameele ließen wir in der Obhut unseres Freundes Sordschi in der Stadt zurück; ebenso ließen wir dort auch den Kasak, der wieder stärker als früher erkrankt war. Die Hauptursache dieser Krankheit war die Sehnsucht nach der Heimath. Der Fürst sendete Führer und einen Lama mit uns; den letztern wohl nur in der Eigenschaft als Aufseher."

Im October 1871 verließ Prschewalski Dyn-juan-in, um mit einem Bogen gegen Norden nach Peking zurückzukehren und sich dort von Neuem zu einer noch weitern Reise auszurüsten. Funfzehn Werst östlich von Dyn-juan-in erhebt sich das Gebirge, welches die Grenze zwischen Ala-schan und Kan-su bildet. Dieses Gebirge wird das Ala-schaner genannt. Es erhebt sich dicht am Ufer des Hwang-ho und zwar gerade dort, wo am entgegengesetzten Ufer das Ordosser Gebirge Arbus-ula an den Fluß stößt. Die Entfernung der Stadt Dyn-juan-in bis zu diesem Punkte beträgt etwa 80 bis 90 Werst. Von hier aus zieht sich der Ala-schaner Gebirgsrücken von Nord nach Süd am linken Ufer des Gelben Flusses hin, entfernt sich jedoch immer mehr von diesem. Die ganze Länge des Gebirgszuges beträgt, nach Angabe der Mongolen, 200 bis 250 Werst, während er nur die unbedeutende Breitenausdehnung von circa 25 Werst hat. Doch erhebt sich dieser Gebirgszug steil aus dem Thale und trägt einen wilden Alpencharakter an sich, welcher jedoch mehr auf dem Ost- als auf dem Westabhange zu Tage tritt. Der erstere ist oft stark zerklüftet, mit Felsen von 700 bis 800 Fuß Höhe wie besäet, zwischen denen tiefe Schluchten und Abgründe abwechseln. Es erheben sich nirgends einzelne bedeutende Bergspitzen über den Kamm, dessen höchste Punkte, der Bajan-Tsumbur und Bugutnj, nahezu in

*) Die Annahme, daß während des letzten Krieges der Franzosen und Engländer mit China nicht die Chinesen, sondern die Europäer besiegt worden, herrscht in ganz Innerasien, wo Prschewalski gereist ist. In den Augen der asiatischen Völker, welche den wahren Hergang der Sache nicht kennen, ist derjenige der Besiegte, welcher vor den Mauern einer Stadt steht und sie nicht zerstört. Die chinesische Regierung hat den Umstand, daß die Europäer Peking nicht zerstört haben, wohl geschickt benutzt und im Volke den Glauben verbreitet, daß die letzteren unterlegen sind.

der Mitte des Rückens liegen. Der erstere hat eine absolute Höhe von 10,600, der letztere von ungefähr 11,600 Fuß. Zwischen diesen beiden Höhenpunkten ist der Gebirgsrücken so niedrig, daß diese Stelle den einzigen Uebergang über das Gebirge nach der chinesischen Stadt Ning-hia-fu bildet. Trotz seiner Höhe erreicht das Ala-schaner Gebirge nirgends die Schneelinie; selbst auf den höchsten Punkten thaut der Schnee im Frühlinge gänzlich fort, obschon manchmal noch im Mai und Juni oben Schnee fällt, wenn es in den benachbarten Thälern regnet. Als Prschewalski im September auf dieses Gebirge kam, lag schon Schnee auf den Nordabhängen einiger höheren Punkte und gegen Ende des Monats fiel er schon in der höhern und mittlern Region des Gebirges, während es in der untern regnete. Ueberhaupt sind die Feuchtigkeitsniederschläge im Ala-schaner Gebirge ziemlich bedeutend. Trotzdem ist der Rücken sehr wasserarm, so daß Quellen eine Seltenheit sind. Nach Aussage der Mongolen sollen sich im ganzen Höhenzuge nur zwei bedeutendere Bäche befinden, welche auf dem Bugutuj entspringen. Einer dieser Bäche, der Bugutuj-gol, fließt vom Westabhange, der andere, Keschukte-muren, vom Ostabhange herab. In der Wüste verschwinden diese wie alle anderen mongolischen Bäche.

Die Ursache der Wasserarmuth des Ala-schaner Gebirgsrückens erblickt Prschewalski darin, daß er bei seiner bedeutenden Höhe nur eine geringe Breite hat. Die auf ihn fallende Feuchtigkeit kann sich auf den steilen Abhängen nicht erhalten, kann also keine Quellenbildung veranlassen. Während eines heftigen Regens bilden sich hier große Ströme, welche der benachbarten Wüste zueilen und in ihrem Sande versiegen, oder die lehmigen Ebenen überfluthen und hier zeitweise Seen bilden. Aber kaum hat der Regen aufgehört, so verschwinden auch schon die Bergströme.

Das Gebirge, welches wie eine Mauer zwischen zwei Ebenen aufgethürmt ist, bildet seiner Lage nach eine charakteristische Erscheinung und dieses um so mehr, als es ganz isolirt steht. So viel nämlich Prschewalski ermitteln konnte ist das Ala-schaner Gebrge nicht mit dem Höhenzuge, der den obern Hwang-ho begleitet, verbunden, sondern endet in den Sandwüsten des südöstlichen Winkels von Ala-schan. Das Gebirge besteht aus Schiefer, Kalk, Felsit, Felsitporphyr, Granulit, Gneiß, Glimmersandstein und neueren vulcanischen Gebilden. Auf dem Gipfel des Bugutuj bestehen die Felsen häufig aus Quarzconglomeraten. Außerdem befinden sich im Ala-schaner Höhenzuge Kohlenlager, deren Material von ausgezeichneter Qualität ist. Sie wurden, bis zum Aufstande der Dunganen, wenn auch nicht in bedeutendem Umfange, von Chinesen ausgebeutet. Die Waldregion steigt auf dem Nordabhange dieses Gebirges bis gegen 7500 Fuß hinauf.

Im nördlichen Ala-schan liegt eine verhältnißmäßig nicht große, aber wilde und felsige Gebirgsgruppe, Chan-ula, von den Lamas Chaldsyn-Burgonty (die schwarzen scharfen Berge) genannt. Diese Gruppe ist die letzte Erhebung des Gebirgsrückens, welche das linke Uferthal des Hwang-ho begrenzt und von den Mongolen Chara-narin-ula genannt wird. „Wenn man," sagt Prschewalski, „die Chan-ula-Gruppe nicht als das äußerste südwestliche Ende des Gebirges gelten läßt, sondern als solches die hügelige Verlängerung auf der Westseite des Dscharatai-dabasu-Sees betrachtet, so beträgt die ganze Länge des beschriebenen Bergrückens gegen 370 Werst." Gegen Osten schließt sich das Chara-narin-ula-Gebirge mittelst nicht hoher, manchmal wohl unterbrochener Rücken an den Scheiten-ula, also auch an den In-schan an. Im Süden ist der Chara-narin-ula durch eine über hundert Werst breite Wüste von dem Ala-schaner Gebirgsrücken getrennt. Der Westabhang der Gebirgsgruppe Chan-ula geht in die Hochebene Gobi über. Anfangs erinnert diese Hochebene in der Gegend, in welcher sie Prschewalski betrat, an die Ala-schaner Wüste; ist sandig, unfruchtbar und nährt nur sehr kümmerlich einige Pflanzenarten, besonders den kleinen Wermuth und den stachlichen Ginster. Je weiter man jedoch nach Westen kommt, desto bessern Boden findet man auch, und dieser wird gegen 120 Werst von der Ala-schaner Grenze lehmig, oder lehmig-kieselig und ist mit dem feinen Steppengrase bedeckt. Hier auch erscheint das charakteristische Säugethier der Gobi, die „Dseren"-Antilope, welche man in ganz Ala-schan nicht findet. Je mehr man sich auf die Hochebene erhebt, desto mehr fühlt man auch eine Aenderung des Klimas. In den Ebenen von Ala-schan herrschte während des ganzen Octobers (also nach dem neuen Style bis zur Hälfte Novembers) ein schönes Herbstwetter; es war manchmal so warm, daß selbst in der zweiten Hälfte dieses Monats das Thermometer im Schatten + 12·5° C. zeigte und am 25. October (6. November) die Oberfläche des Sandes noch bis zu + 43·5° C. erwärmt wurde, wenngleich während der Nächte das Thermometer häufig unter — 7·5° C. fiel.

Kaum hatte jedoch die Expedition das Chara-narin-ula-Gebirge überschritten, so machten sich auch gleich starke Fröste fühlbar und am 3. (15.) November entstand ein solches Schneetreiben, daß man um diese Zeit selbst in Sibirien nicht ein ähnliches sehen kann. Während des heftigsten Nordweststurmes und einer Kälte von — 9·0° C. hielt der Schneefall den ganzen Tag an. Der vom Sturm in Atome zerrissene Schnee bedeckte, vermischt mit Sand, die Reisenden von allen Seiten. Auf zehn Schritt waren selbst große Gegenstände nicht mehr zu sehen, und gegen den Wind konnte man die Augen nicht aufmachen. Gegen Abend wurde das Gestöber noch heftiger, so daß die Kameele der Reisenden, welche seit Mittag gehütet wurden, ihrem Schicksale überlassen werden mußten. Sie wurden erst am andern Tage wieder aufgesucht und glücklich gefunden.

Prschewalski ging 150 Werst entlang der Westseite des Chara-narin-ula und überzeugte sich, daß dieser Gebirgszug keine Ausläufer in das Plateau, welches er besäumt, entsendet, und überschritt nun wieder diesen Höhenzug am 11. November 1871 im Thale des Flusses Ugyn-gol, durch welches er ins Thal des Hwang-ho gelangte. Trotz der vorgerückten Jahreszeit fanden die Reisenden im Thale des Hwang-ho keinen Schnee und um die Mittagszeit stieg das Quecksilber oft über den Gefrierpunkt. Doch wurde auch hier bald die Nähe des Winters fühlbar. Die Gewässer begannen sich mit Eis zu bedecken und der Frost stieg schnell, besonders gegen Sonnenaufgang, auf 26·0° C.

Welchen, so zu sagen, magischen Einfluß in jenen Gegenden der Name des Europäers besitzt, beweist folgender Umstand. Als Prschewalski das Gebirge Chara-narin-ula bereiste, fand er nirgends Mongolen; sie waren vor einer kleinen Dunganenbande ins Hwang-ho-Thal geflohen, trotzdem solche Räuberbanden nur mit Lanzen oder Säbeln bewaffnet waren. Selten nur hatte der eine oder andere Dungan eine Luntenflinte. Als sich Prschewalski noch in Dyn-juan-in befand, wollte der Amban von Ala-schan eben eine Abtheilung Soldaten gegen die Dunganen senden und ließ den Reisenden durch einen Beamten bitten, ihm für die Zeit der kriegerischen Operationen die russischen Feldmützen zu leihen, um mit ihnen die Räuber zu schrecken. „Die Räuber wissen gewiß, daß ihr euch hier befindet," sagte der Beamte, „und werden, sobald sie eure Feldmützen erblicken, sogleich die Flucht ergreifen." Dies ist wohl bezeichnend genug für den moralischen Werth der Bewohner jener Gegend. Auch das regelmäßige chinesische Militär ist nicht muthiger, als die dunganischen Räuber. Einmal wollte eine

Abtheilung dem Reisenden die Kameele abnehmen, um ihr Gepäck auf sie zu laden, und ein anderes Mal forderte eine solche Heldenschaar, daß sie Wasser für ihre Pferde herbeischaffen sollten. Beide Male genügte ein energisches Auftreten seitens Prschewalski's, um die Helden des Himmlischen Reiches der Mitte zu verscheuchen. Wir kennen übrigens diese wie ihre Gegner schon genauer (vgl. „Globus" Bd. XXVIII, S. 299 und 314).

An dem Randgebirge fand Prschewalski das alte Bett des Hwang-ho wieder; es hat dort eine Breite von 170 Klafter und ist, trotzdem es deutlich die Spuren seiner ehemaligen Bestimmung an sich trägt, gänzlich mit Gras bewachsen. Zwischen diesem Bette und dem heutigen Laufe befinden sich noch zwei breite Flußbetten, welche jedoch nur vom Hochwasser erfüllt werden. Während der Sommerhitze trocknen auch sie vollständig aus. Sehr bemerkenswerth ist wohl die Wasserarmuth des Hwang-ho-Thales, das nirgends von einem Bache durchschnitten ist. Hin und wieder nur trifft man einen Brunnen, der dann immer sehr tief ist.

Gegen Ende November verließ Prschewalski das Thal des Gelben Flusses, indem er in seinen frühern Weg wieder einlenkte und stieg über den Schochoin-daban auf den höhern Samm der mongolischen Hochebene, wo wieder große Kälte, die oft bis auf — 32·7° C. stieg, herrschte. Am 30. November war er im Kloster Schyrety-Dsu, wo ihm in Folge eines mit Schneewehen verbundenen Sturmes seine Kameele verloren gingen, in Folge dessen die Reisenden in größte Gefahr geriethen, da sich die Chinesen weigerten, sie, selbst für gute Bezahlung, weiter zu schaffen. Endlich entsendete Prschewalski einen Kasak und einen Mongolen nach Kuku-choto, wo einige neue, sehr elende Kameele erstanden wurden. Mit diesem unglücklichen Zufalle schloß der erste Theil der Reise Prschewalski's ab; denn er kehrte nun nach Kalgan zurück, wo er am letzten December 1871 anlangte.

Aus allen Erdtheilen.

Die norwegische Tiefsee-Erforschungsexpedition.

Nachdem vor kurzer Zeit dieses Unternehmen (vergl. oben S. 80, Spalte 2) für das laufende Jahr seinen Abschluß gefunden hat, mag es an der Zeit sein, die Thätigkeit desselben kurz zu schildern.

Der Zweck dieser Erforschungsexpedition ist mit demjenigen der Reisen des „Challenger" und der „Gazelle" identisch; nur beschränkt sich das Unternehmen auf die Meerestheile, welche die norwegische Küste umgeben, und das Meer zwischen Island und Norwegen. Das letztere war bisher noch gar nicht untersucht. Prof. Mohn, der Director des norwegischen meteorologischen Instituts, und Prof. Sars von der Universität zu Christiania, von der Wichtigkeit der Erforschung dieser Meere überzeugt, überreichten dem norwegischen Minister des Innern ein diesbezügliches Memorandum, das sich einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Die Regierung legte hierauf dem Storthing 1875 ein Project zur Ausführung dieser Untersuchungen vor, und es wurden auch 20,000 Speciesthaler für das erste Jahr und später 14,500 Speciesthaler für das zweite Jahr genehmigt. Zunächst sandte man Capitän Wille von der norwegischen Marine nach England, um sich mit den Fachautoritäten zu vernehmen und die Instrumente anzuschaffen. Dies vollendet, kehrte der Capitän nach Bergen zurück, um ein passendes Schiff für seine Reise aufzutreiben, und es miethete die Regierung auf seinen Vorschlag auch den Dampfer „Vöringen" von 400 Tonnen für den Sommer 1876. Dieses Schiff soll sehr seetüchtig und für die Zwecke der Expedition wohl geeignet sein.

Die wissenschaftliche Abtheilung der Expedition besteht aus folgenden Mitgliedern: Professor Sars, Dr. Danielssen, Fride (Biologie), Capitän Wille (Lothungen, Tiefseetemperaturmessungen, magnetische Beobachtungen), Svendsen (Chemie), Professor Mohn (Physik, Meerestemperaturen, Meteorologie, Magnetismus). Capitän Wille commandirt das Schiff; ihm sind Lieutenant Petersen und Capitän Grieg unterstellt. Eine reiche Sammlung von wissenschaftlichen Apparaten vervollständigt die vorzügliche Ausrüstung der Expedition, aus welcher wir Nachstehendes hervorheben wollen, da es zugleich die Zwecke derselben klarstellt: Tiefenmesser, Bailey's Maschine, Seile, Auffammler, eine Dampfwinde zum Lothen, Schleppnetze, Bodennetze, Oberflächennetze, Siebe, Wasserfammler nach Wille's und Professor Ekman's Construction, Hydrometer, Filtrir-, Koch- und Gasauffammlungsapparate, Tiefseethermometer nach Miller, Negretti und Dietrichsen, Kew's Marinebarometer, Thermometer und Hygrometer verschiedener Arten, Regenfammler, Verdunstungsmesser nach Prof. Mohn, Robinson's Anemometer, Bojen zur Messung von Strömungen und eine Anzahl magnetischer Instrumente, worunter der Admiralitäts-Normalcompaß.

Am 1. Juni verließ der „Vöringen" Bergen und verbrachte die erste Woche im Sognefjord, um die Geräthe in einer Tiefe von 600 Faden zu probiren. Die Temperatur des Wassers am Meeresboden wurde, wie in früheren Jahren, zu 43·7° F. bestimmt. Die Fauna zeigte sich aus atlantischen und arktischen Formen bestehend. Man fand mehrere Exemplare von Brisinga coronata, Munida tenuimana, eine große Actinia und einen Schwamm, Tisiphonia agariciformis. Unter den Mollusken sind hervorzuheben Axinus eumyarius, Kelliella abyssicola, Malletia obtusa und Taranis Morchii. Die zweite Woche brachte man in Hysö zu, einer kleinen Insel an der Mündung des obenbenannten Fjords, wo die Basis für die magnetischen Operationen an Bord und am Lande genommen und die Magnetnadelabweichungen berechnet wurden. Am 20. Juni verließ die Expedition diesen Ort und steuerte den tiefen Canal entlang, welcher das südliche Norwegen vom Skagerrack bis zum Cap Stadt umschließt.

Die ersten Lothungen ergaben als Resultat etwa 200 Faden Tiefe und einen flachen Boden, den eine atlantische Fauna belebte. Etwa 150 Meilen nordwestlich vom Cap Stadt begann die Temperatur zu sinken, ohne daß sich die Tiefe veränderte. Bei der nächsten Lothung fand man eine größere Tiefe und eine Temperatur von 32° F. bei 300 Faden und 30° am Boden bei 400 Faden. In der Nähe des Caps Stadt war die Fauna arktisch, und brachte man eine fünf Fuß hohe Umbellularie, drei Arten des arktischen Fusus, acht Hydras und mehrere Exemplare von Yoldia intermedia herauf.

Die Expedition lief am 23. Juni in den Christiansfund ein, den sie am 27. desselben Monats wieder verließ. Leider trat nun schlechtes Wetter ein und die Expedition hatte nicht weniger als fünf Stürme zu bestehen; die höchste Windgeschwindigkeit während dieser Zeit betrug 45 Meilen per Stunde. Nur in den kurzen Zeiträumen zwischen diesen Stürmen konnten Tiefseearbeiten ausgeführt werden. Die letzten Junitage hindurch war das Wetter schön, und die Expedition benutzte sie, um auf einer Sandbank Namens Storeggen außerhalb des Christiansundes zu lothen und mit dem Schleppnetz zu arbeiten. Hier fand man die Fauna

ausschließlich atlantisch. Am äußern Ende der Sandbank hingegen wurde das Wasser 300 bis 500 Fuß tief, und sehr kaltes Wasser brachte dort eine arktische Fauna hervor. Zwei große Umbellularien, ein neuer Seestern und ein Seethier, das den an Bord befindlichen Forschern ganz neu war, wurden gefunden. Auch von kleineren Organismen wurden mehrere neue gefunden.

In 63° 10′ nördl. Br. und 1° 30′ westl. L. lothete man eine Tiefe von 1050 Faden. Die Wassertemperatur betrug 32° F. bei 300 Faden. Der „Vöringen" mußte von hier aus wegen einer durch Sturm verursachten Beschädigung Thorshaven anlaufen. Die dort verlebte Woche war eine besonders interessante für die Geologen, welche die Bildung von Höhlen am Meeresniveau in allen Stadien beobachten konnten. In den Zoolithhöhlen von Naalsö wurden viele Mineralien gefunden.

Nach einem kleinen Abstecher um die Hauptinsel nach Westmanhaven verließ der „Vöringen" die Faröer am 16. Juli und steuerte nach seiner letzten Station, wo jedoch schlechtes Wetter umfassendere Arbeiten verhinderte und sie meist auf Temperaturbeobachtungen reducirte. Zwischen 300 bis 400 Faden fand man eiskaltes Wasser. Am nordöstlichen Ende der Faröerbank nimmt die Tiefe sehr rasch zu. Bei 63° 22′ nördl. Br. und 5° 30′ westl. L. beträgt sie 1180 Faden; auch fand man dort in 400 Faden 32·4° F., in 500 Faden 31·8° und am Boden 29·8°. Bei 63° 55′ nördl. Br. und 7° 10′ westl. L. in 677 Faden Tiefe 30·2°; bei 63° 3′ nördl. Br. und 10° 15′ westl. L. in 256 Faden 37·2°. Weiter westlich belief sich die Bodentemperatur auf 46·2°. Da bei dem schlechten Wetter keine Schlepparbeit gemacht werden konnte, so steuerte man nach Reikiavik; die Fahrt wurde jedoch durch heftige Südwestwinde sehr verzögert. Am 22. Juli erreichte man Island, mußte aber bei den Westmanninseln, einer kleinen Gruppe an der Südküste, vor dem Sturme drei Tage lang Schutz suchen, welche Zeit zur Untersuchung der interessanten Inseln verwendet wurde. Sie erwiesen sich als durchaus vulcanischen Ursprungs, und man sah einen theilweise vom Meere zertrümmerten Krater, dessen noch stehende Wände 400 bis 500 Fuß hoch waren. Ungefähr zwei Meilen von diesem entfernt befindet sich ein Krater neuerer Formation von 770 Fuß Höhe und vollständig erhalten mit einer 50 Fuß tiefen Krateröffnung. Am 26. Juli fuhr der „Vöringen" nach Reikiavik zurück und blieb bis zum 3. August daselbst. Während der Zeit, welche mit der Kohlenverladung und einer Kesselreparatur verstrich, machte Capitän Wille magnetische Beobachtungen, und eine Abtheilung der Gesellschaft veranstaltete eine Excursion zur geologischen Erforschung des Landes.

Die Jahreszeit war nun soweit vorgerückt, daß man die Erforschung des Meeres zwischen Island und Grönland aufgeben mußte. Man fuhr deshalb erst südlich und stellte dann eine Reihe von Lothungen in nordöstlicher Richtung an, in welcher man den Uebergang des wärmern Bodenwassers des Atlantischen Oceans in das eisige Wasser östlich von Island beobachtete. Von einem Punkte im Osten von Island richtete die Expedition ihren Cours nach Namsos und lothete unterwegs mehrere Male. Die Tiefe steigerte sich anfangs von 1000 auf 1500, in halber Distanz zwischen Norwegen und Island auf 1800 Faden (in 64° 65′ nördl. Br.). Ostwärts nahm die Tiefe wieder etwas ab und betrug auf der letzten Station bloß 650 Faden. Die Temperatur am Boden blieb immer unter 32°; bei 1800 Faden betrug sie 29°. Bei Island fand man 32° bei 200 Faden, während dies weiter östlich erst bei 300 bis 400 Faden der Fall war. Je näher man an Norwegen kommt, desto wärmer ist die See an der Oberfläche und bis zu 100 und 200 Faden Tiefe.

Die Fauna der arktischen Tiefsee scheint nicht sehr reich, aber constant. Die Fauna der Küstentheile, welche ebenfalls mit eisig kaltem Wasser umgeben sind, findet sich doch nicht in der arktischen Tiefsee, dagegen südlicher ebenfalls in kaltem Wasser. Der Boden besteht aus Schlamm mit unzähligen kleinen runden Muscheln besäet.

Während des letztern Theiles der Reise war das Wetter sehr schlecht; aber trotzdem gelang es durch fortgesetzte Versuche selbst bei sehr starken Wellen zu lothen. Die Ankunft in Namsos fand am 14. August statt, und dauerten die magnetischen Beobachtungen bis zum 20., an welchem Datum die Expedition vom Foldenfjord an von 4 zu 4 Seemeilen in westlicher Richtung Lothungen anstellte. Zuerst fand man eine 200 Faden tiefe Höhlung, die Wasser von 7° C. (44·6 F.) enthielt, dann einen Rücken, dessen höchster Punkt 56 Faden unter der Meeresfläche war. Dann senkte sich der Meeresboden wieder bis zu 120 und 150 Faden, worauf in letzter Tiefe eine Ebene mit Wasser von 7° C. (44·6° F.) folgte. Am 21. August fing Mittags die Temperatur zu fallen an und das Wasser war in 300 Faden bereits eiskalt (etwa 100 Seemeilen von der nächsten Küste). Es ist nun wahrscheinlich, daß die Grenze des eiskalten Wassers von einem etwa 100 Meilen von Namsos entfernten Punkte nach Spitzbergen außerhalb der Lofodden hinaufläuft, und aus der Breite dieser Bank muß das milde Winterklima des nördlichen Norwegens erklärt werden. Wie eine weitere Reihe von Lothungen und Temperaturmessungen zeigte, geht die oben erwähnte Grenze seewärts von Trondhjemsfjord und Romsdale viel näher an die Küste heran. Das Wasser zeigte 0° C. (32° F.) in 345 Faden und am Grunde 1·1° C. (39·9° F.) bei 480 Faden. Auf der Bank belief sich die Temperatur am Boden in 170 Faden auf 7·3° C. (45·14° F.). Am 23. lief der „Vöringen" in Molde ein und fand im Romsdalfjord am nächsten Tage 6·2° C., wie auch in den übrigen tiefen Fjorden der norwegischen Westküste. Am 26. August langte die Expedition wieder in Bergen an und beschloß damit die erste Reise der norwegischen Tiefsee-Exploration.

Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer.

Ueber die diesjährige Expedition des Professors Nordenskjöld durch das Karische Meer nach dem Jenisseiflusse bringt die „Finnmarkspost" folgende Mittheilungen aus Hammerfest, 22. September: „Die Nordenskjöld'sche Expedition, Dampfschiff „Ymer", Capitän Erikson aus Göteborg, traf auf der Rückreise von Sibirien am 18. hier ein. Die Expedition war am 25. Juli von Tromsö abgegangen, passirte Cap Nordkyn in der Nacht vom 26. auf den 27. und langte am 30. desselben Monats bei Matotschkin Schar an, dem Sunde, welcher Nowaja Semlja in zwei große Inseln theilt. „Ymer" folgte nach fast einwöchentlichem Aufenthalte in diesem Sunde der östlichen Seite der Insel bis zur Karischen Pforte (der Meerenge zwischen Nowaja Semlja und der Insel Waigatsch), die am 6. August erreicht wurde. Die Fahrt geschah zwischen Land und Treibeis, welches letztere damals auf der ganzen Strecke vorhanden war. Von der Karischen Pforte segelte die Expedition in vielen Windungen nach der Samojedenhalbinsel Jalmal. Nachdem sie zwei Tage vom Eise eingeschlossen gewesen war, ging sie weiter in nördlicher Richtung. Am 13. August passirte „Ymer" die Weiße Insel und erreichte am 15. Nachmittags die Mündung des Jenissei, wo man eine bisher ungekannte Insel von 4 norwegischen Meilen (circa 46 Kilometer) Länge entdeckte und Sibiriakow-Insel benannte. Auf der Insel sah man eine große Menge Renthiere.

Bei verschiedener von 5 bis 15 Klafter abwechselnder Tiefe ging „Ymer" den Jenissei hinauf bis 71° nördl. Br. Hier fängt die große Inselgruppe an. Weiter nach dem Süden konnte man das Fahrwasser nicht entdecken, der hier wahrscheinlich in vielen Windungen geht. Auf diese Weise kam „Ymer" an einen Punkt, der südlicher liegt als die nördlichsten Plätze, die von den jenisseischen Flußdampfern besucht werden. Der größte Theil der mitgebrachten Waaren wurde hier an einer sowohl Winter als Sommer bewohnten Station (Simowje) Namens Korepowskoje (etwa in 71° 17′ nördl.

Br. und 83° 10′ östl. L. Gr.) gelöscht. Einige schwere Colli konnten jedoch nicht gelöscht werden, indem der Wasserstand so niedrig war, daß die Waaren mit dem Boote des Dampfers an die Küste gebracht werden mußten, und sogar das Boot konnte nicht ganz bis an den Strand gehen; man mußte ein kleines Stück waten, um das Land zu erreichen. Korepowskoje ist von einigen Russen und Samojeden bewohnt. Der Kaufmann, an den die Waaren adressirt waren, wohnte mehrere Meilen von dieser Stelle ab, im Innern des Landes. Waaren wurden nicht vom Jenissei mit zurückgenommen, sondern bloß Gegenstände, die für wissenschaftliche Zwecke gesammelt waren (subfossile Conchylien, zoologische Objecte ꝛc.).

So lange es die Umstände erlaubten, blieb die Expedition hier, um die Ankunft des Dr. Théel und seiner vier Cameraden abzuwarten, welche Ende April Stockholm verlassen hatten, um landwärts durch Sibirien zu reisen und die Expedition Nordenskjöld's zu treffen, mit welcher sie alsdann nach Europa zurückkehren wollten. Man wartete jedoch vergeblich, und die Rückreise wurde am 1. September angetreten. Am 7. September lief „Ymer" in Matotschkin Schar hinein und blieb daselbst, um Ballast einzunehmen, bis zum 13. Abends. Am 16. Abends hatte man Cap Nordkyn in Sicht und am 18. Abends warf „Ymer" seinen Anker im hiesigen Hafen. Die Expedition blieb hier drei Tage, während deren der Chef in der Stadt wohnte und, wie es heißt, sich damit beschäftigte, bei unseren Seeleuten und Fischern, und hauptsächlich durch Auszüge aus ihren Journalen detaillirte Aufklärungen über die Verhältnisse im Eismeere zu erhalten.

Das Resultat der Reise soll den Erwartungen entsprochen haben. Sowohl ihre kaufmännischen als ihre wissenschaftlichen Zwecke sind in erwünschtem Maße erreicht worden. Der Capitän des Dampfschiffes und nicht minder die Leiter der Expedition sind überzeugt, daß, wenn die Verhältnisse nicht gar zu ungünstig sind, eine Seefahrtverbindung zwischen Europa und Sibirien vollständig möglich, und daß dieselbe nunmehr durch „Ymer" thatsächlich eröffnet worden ist.

Professor Nordenskjöld ist am 14. October wieder in Stockholm eingetroffen, und seit einigen Tagen ist glücklicherweise auch vom Dr. Theel und seinen Gefährten Nachricht eingegangen. Dieselben befanden sich am 11. September im besten Wohlergehen in Dudinskoje (nach Nordenskjöld's Bestimmung vom Jahre 1875 in 69° 23′ 24″ nördl. Br. und 86° 4′ 14″ östl. L. von Gr.) am Jenissei und waren damit beschäftigt, die von der Nordenskjöld'schen Expedition hinterlassenen Waaren zu verkaufen. (National-Zeitung.)

* * *

— Die Anzahl der Jesuiten in den Vereinigten Staaten wird auf 1662 veranschlagt. Sie haben Collegien in Boston, Worcester, Newyork, Fordham, Philadelphia, Frederick (Md.), Baltimore, Washington, Mobile, St. Louis, Neworleans, St. Charles, Bardstown, Cincinnati, San Francisco und Santa Clara.

— An der Universität Sydney wurden von ihrer Gründung am 11. October 1852 an bis Ende 1875 im Ganzen 336 Studenten immatriculirt, also durchschnittlich in jedem Jahre nur 14. Von diesen erhielten 200 einen akademischen Grad. Im laufenden Jahre 1876 zählt die Universität 62 Studenten. Da die Colonie am 30. Juni 1876 eine Seelenzahl von 606,500 besaß, so würde auf je 10,108 der Bevölkerung erst ein Student entfallen. In Schottland stellt sich dies Verhältniß auf 1 von je 1000, in Massachusetts auf 1 von 1300, in Deutschland auf 1 von 2500, in Irland auf 1 von 3000, in der Schweiz auf 1 von 3300, in England auf 1 von 4000 und in der Colonie Victoria auf 1 von 4300. Die Legislatur der Colonie Neu-Süd-Wales hat bisher 110,000 Pf. St. auf die Gebäude und affilirten Colleges der Universität verwendet und derselben für ewige Zeiten eine jährliche Baarzahlung von 6500 Pf. St. bewilligt.

Vom Büchertische.

Carl Wolff's Historischer Atlas. 19 Karten zur mittlern und neuern Geschichte. In drei Lieferungen à 3 Mark. Einzelne Karten à 80 Pfennig. Berlin 1875 bis 1877, bei Dietrich Reimer.

Der durch historische Karten über Deutschland und Polen schon bekannte Verfasser giebt in seinem neuesten Werke dem größern Publicum (und er denkt dabei nicht nur an die Schüler der oberen Gymnasialclassen, sondern auch an den gebildeten Laien und selbst den Gelehrten von Fach), welchem der gleichzeitig in neuer Bearbeitung von Menke und Hassenstein erscheinende Spruner'sche Geschichtsatlas zu umfangreich und theuer ist, ein Hülfsmittel zum Studium der Geschichte vornehmlich Deutschlands und seiner Nachbarländer an die Hand, welches als eine Fortsetzung des weit verbreiteten Atlas antiquus von H. Kiepert anzusehen ist. Der „Historische Atlas" bringt folgende Blätter:

1. Europa um 500 n. Chr. (Nebenkarte: Das mittlere Westeuropa im Jahre 752.) 2. Süd- und Westeuropa nach der Theilung des fränkischen Kaiserreiches im Vertrage zu Verdun im Jahre 843. (Nebenkarte: Die Carolingischen Theilreiche im Jahre 888.) 3. Mitteleuropa um das Jahr 1000. 4. Europa um das Jahr 1150 (Zeitalter der Kreuzzüge). 5. Mitteleuropa beim Tode Kaiser Friedrich's II. im Jahre 1250. (Nebenkarte: Das apulische Reich der Hohenstaufen.) 6. Deutschland beim Tode Kaiser Karl's IV. im Jahre 1378. 7. Süd- und Westeuropa beim Tode Karl des Kühnen im Jahre 1477. 8. Mitteleuropa nach seiner kirchlichen Eintheilung beim Beginn der Reformation. 9. Europa im Jahre 1519. 10ª. Deutschland bei der Thronentsagung Kaiser Karl's V. im Jahre 1556 (Kreiskarte). 10ᵇ. Dasselbe als Territorialkarte. 11. Mitteleuropa nach dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648. 12. Europa im Jahre 1721. 13. Das Königreich Polen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. 14. Deutschland beim Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789. 15. Deutschland nach der Auflösung des Deutschen Reiches im Jahre 1806. 16. Mitteleuropa zur Zeit der höchsten Machtentfaltung Frankreichs im Jahre 1812. 17. Deutschland zur Zeit des deutschen Bundes 1815 bis 1866. 18. Mitteleuropa nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs im Jahre 1871.

Die bis jetzt erschienenen 13 Karten sind, was Klarheit und Schönheit des Schrift- und Terrainstiches und Eleganz des Farbendrucks und Colorits anlangt, geradezu mustergültig, so daß selbst die Zeiten der grellsten Zerrissenheit Deutschen Landes, wie nach dem Westfälischen Frieden (Nro. 11) oder beim Ausbruch der französischen Revolution (Nro. 14), zu klarer, deutlicher Darstellung gelangen. Wir wünschen dem schönen Werke eine weite Verbreitung.

Inhalt: In Türkisch-Armenien. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Pogge bei dem Muata Jamwo. — Aus den Baumwollenstaaten. II. (Schluß.) — Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. IV. — Aus allen Erdtheilen: Die norwegische Tiefsee-Erforschungsexpedition. — Die Nordenskjöldsche Expedition durch das Karische Meer. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 18. November 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 23.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

In Türkisch-Armenien.

III.

Am 7. Juni 1870 begab sich Deyrolle nach Kochbantz (Kopans-Kale), wo er fünf Tage mit dem Abklatschen der Inschriften und der Insectenjagd verbrachte. Tag für Tag ergoß sich ein Gewitter über das Land, dessen Berge den

Kurdenlager.

Donner mit betäubendem Krachen wiederhallten. Das störte aber seine naturwissenschaftliche Ausbeute nicht; funfzig Pflanzenarten und mehrere Reptilien, darunter eine große röthliche Viper (behexte Schlangen spielen in Kurdistan eine

große Rolle; s. Ritter's Erdkunde X, S. 318), bereicherten seine Sammlungen. — Am 12. Juni besuchte er, von einem kurdischen Schäfer geführt, den kleinen abflußlosen See von Artschak, der vier deutsche Meilen östlich von Wan nach der persischen Grenze zu und um etwa 1000 Fuß höher als jenes liegt. In einer halben Stunde von Kochbantz aus erreichte er das auf hohen Felsen gelegene Dorf Deghermen-köi, dessen Umgegend zur Zeit der Winterkälte einen beliebten Aufenthalt der wilden Ziegen bildet. Durch Frost, Schneefall und Futtermangel getrieben, steigen dieselben alsdann aus dem Hochgebirge herab und fallen hier in Menge den Jägern zur Beute. Aus allen umliegenden Ortschaften versammeln sich dieselben, umringen jene Felsen und hetzen Hunde hinein. Mit gesenktem Kopfe stürzen sich dann die Ziegen auf die Schützenreihe los, welche sie mit lebhaftem Feuern empfängt. Einzelne brechen durch, viele fallen, und die, welche umdrehen und in die Felsen flüchten, werden ein zweites Mal mit Hunden herausgejagt. Zahlreiche Gehörne, welche man in jener Gegend an Mauerecken und über Hausthüren befestigt sieht, geben von jenen beutereichen Jagden Zeugniß.

Hinter Deghermen-köi betrat der Reisende ein steiles Thal und erreichte auf schwierigem Pfade die Reste einer Kirche. Sie gehörte einst zu einem reichen Kloster der Nestorianer und wurde von dem Kurdenhäuptling Beder-chanbeg zerstört. Dort mußten die Pferde unter Aufsicht eines Hirten zurückbleiben, weil der Pfad weiterhin für sie ungangbar war. Selbst zu Fuß die Höhe zu erreichen schien anfangs unmöglich; aber Deyrolle's Führer, der als Hirt und Jäger das Terrain oftmals durchstreift hatte, führte ihn, freilich nach vielen Anstrengungen und selbst mancher Gefahr, glücklich hinauf. Ein herrliches Plateau mit reicher Alpenflora breitete sich vor ihnen aus, wo der glückliche Zufall eine wilde Ziege nebst ihrem Jungen dem Naturforscher vor die Büchse führte. Beide wurden erlegt, ausgeweidet und versteckt, um auf der Rückkehr abgeholt zu werden. Auch an Insecten ergab die Alpenwiese reiche Ausbeute; stellenweise war der Boden fast ganz mit Wanderheuschrecken bedeckt,

Jedi-Kilissa, die Kirche von Warak.

welche von der Morgenkälte erstarrt und dadurch im Fliegen noch behindert waren. Der Weg führte quer über dieselbe hinweg, auf eine Gruppe von Kalkfelsen zu, hinter welchen die Stadt Artschak liegt; vorbei bei einem ausgetrockneten See und dann im leeren Bette eines Baches hin, welcher dem See einst als Abfluß diente und sich durch die Felsen einen engen schluchtartigen Ausweg gegraben hatte. Ihr Erscheinen jagte eine Schaar rosenfarbener Viehvögel (Pastor roseus) auf, die, von den Heuschreckenschwärmen angelockt, in den Felsspalten nisteten. Ihr Gefieder fällt sofort auf: auf dem Kopfe eine Haube, der Hals und obere Theil der Brust blauschwarz mit Purpurschimmer, Flügel und Schwanz schwarz mit einem azurblauen Hauche, alles Uebrige ein duftiges helles Rosenroth. Weil sie sich vornehmlich von Heuschrecken nähren und denselben in jeder Gestalt, als Eiern, Larven und Insecten, nachstellen, heißen sie auch Heuschreckenstaare. Vielfach kann man aus ihrem Erscheinen auf das Nahen von Heuschreckenschwärmen schließen, und wenn diese alles verwüstenden Insecten einmal gut gerathen sind, so sieht man auch die Viehvögel zu Hunderttausenden. Dabei verfolgen letztere die Insecten nicht allein, um ihren und ihrer Jungen Hunger zu stillen, sondern tödten sie auch zum bloßen Vergnügen. Deyrolle sah sie vor sich herflattern, von einer Heuschrecke zur andern hüpfen, einen scharfen Schrei ausstoßen und dabei das Insect in Stücke reißen. Da mittlerweile die Sonne ihre Wirkung zu äußern begann, so fingen die Heuschrecken an aufzufliegen, und die beiden Wanderer waren genöthigt, die Ladestöcke ihrer Flinten vor sich zu schwenken, um die Thiere fernzuhalten. Aber die Viehvögel — diesen Namen führen sie, weil sie dem Vieh das Ungeziefer ablesen — ließen sich dadurch nicht beirren, sondern kamen bis nahe an die Ladestöcke heran, um ihrem Vernichtungstriebe zu genügen.

Der Marsch durch die enge, unerträglich heiße Schlucht ist etwa $1^1/_2$ Kilometer lang; dann öffnet sich plötzlich der Ausblick auf den See, welcher etwa 4 Kilometer Breite haben mag. Ebenso breit sind die sumpfigen Wiesen, die ihn rings umgeben und zahllosen Herden von frei weidenden Ziegen und Pferden Nahrung bieten. Hier und da zeigen sich einige kurdische Dörfer und Lager.

Am Seeufer entlang wandernd erreichte Deyrolle einen breiten, festen Damm mit großen Ziehschützen, welche bei Ueberfluß an Wasser demselben einen Abfluß bieten. Wenn er aber sagt, daß dieser im Mittelpunkte der Depression einer

Hochebene gelegene See dazu dient, im Sommer die Gärten von Wan zu berieseln, so widersprechen dem unsere Karten, welche zwischen dem See und der Stadt Wan ein Gebirge, den Warak-Dagh, sich erheben lassen. Es mag ja ganz richtig sein, daß es im Sommer in Wan selbst nicht regnet, abgesehen von einigen Gewittern, die im Hochgebirge dagegen überaus häufig sind, daß man Wasser aus den Bergen in die oben erwähnten Baghlar (Gärten) von Wan leitet und daß man das Wasser im See von Artschak zu Bewässerungszwecken sammelt; aber nach Wan hin kann es von Artschak nicht fließen. Daß der dortige See abflußlos ist, zeigt auch, daß ihn Jaubert (Ritter's Erdkunde IX, S. 924) als salzig bezeichnet.

Nach seiner Rückkehr von Artschak blieb der Naturforscher noch vier Tage in Kochbantz, mit dem Präpariren der beiden erlegten Ziegen und mit Sammeln beschäftigt, aber auch von einem heftigen Wechselfieber geplagt. Dann begab er sich am 18. Juni nach Jedi-kilissa, dessen Mönche ihn wohl auf Befehl des Bischofs auf das Liebenswürdigste aufnahmen und ihm die beste Zelle als Wohnung anwiesen. Von dem Fenster derselben hatte er eine herrliche Aussicht auf einen großen Theil des Sees von Wan, auf reizende Thäler und zahlreiche Dörfer. Mehrmals nahm er auch während seines viertägigen Aufenthalts an den Mönchsmahlzeiten Theil, die nur in Gemüsen und Milchspeisen bestanden, dafür aber mit starken Zügen Weins aus den Gärten von Wan gewürzt wurden. Des Gastes wegen prangte noch eine Henne, die in ranziger Butter schwamm, auf der Tafel. Mit Hülfe

Kirche von Agthamar.

dieser guten Leute wurden die Inschriften des Klosters und der Mühle von Schuschantz bald abgeklatscht.

Sonnabends strömt in diesem Kloster eine große Menge von Männern, Frauen und Kindern zusammen, um dem Gottesdienste des folgenden Tages beizuwohnen. Jede Familie erhält bei ihrer Ankunft eine Zelle, deren das Kloster an hundert zählt, und bereitet sich dort die mitgebrachten Mundvorräthe zu. Am Sonntag mochte Yedi-kilissa wohl 700 bis 800 Personen bergen, von denen viele bis zum Montag blieben. In ihrer Gesellschaft kehrte der Reisende nach Wan zurück. Unterwegs sangen und tanzten die jungen Leute, auf der einen Seite die Jünglinge, auf der andern die Mädchen. In Wan selbst hatte Deyrolle noch Verhandlungen mit einem alten Armenier Namens Fardschul-Oglu-Adhamara, welcher zwei Steine, Bruchstücke einer Säule, mit Inschriften besaß. Sie dienten jetzt als Unterlagen für Holzpfeiler, welche die Decke eines großen Saales trugen, und waren halb im Boden begraben. Der Armenier wollte dieselben wahrscheinlich gern an den Fremden verkaufen, worauf dieser aus Mangel an Mitteln aber nicht eingehen konnte; andererseits aber fürchtete der Eigenthümer, daß durch ein Copiren der Inschriften seine Steine an Werth verlieren könnten, und zog die anfänglich ertheilte Erlaubniß zum Abklatschen wieder zurück. Dem Reisenden blieb also nichts übrig, als sich zu bescheiden, von der großen Inschrift am Berge Ak-Kirpi (s. S. 342) in mehrtägiger Arbeit einen Abdruck zu nehmen und am 3. Juli mit seiner reichen Ausbeute Wan zu verlassen.

Ihn begleitete ein neuer Dragoman und zwei junge Armenier als Diener und Pferdeknecht, welche ihm bis Trape-

zunt für nichts als die Kost dienen wollten. Von dort gedachten sie nach Constantinopel zu gehen, welches ebenso wie die Handelsstädte am Schwarzen Meere seine Lastträger meist aus den armenischen Dörfern am Südufer des Sees von Wan bezieht. — Das erste Nachtlager wurde in Kawasch-Chan (s. S. 327) gemacht. Von dort besuchten sie am folgenden Morgen in Begleitung eines Beamten des Müdir das Kloster auf der Insel Agthamar. Bald waren einige Häuser mit schönen Gärten erreicht, welche unweit des Seeufers liegen und den Aus- und Einschiffungshafen für Agthamar bilden. Akawankh ist ihr Name (nach älteren Berichten heißt so ein größeres mehr landeinwärts gelegenes Dorf, zu welchem dann jene einzelnen Häuser gehören würden). Dort erwartete sie der Bischof und ließ sie in ein elendes Fahrzeug aus Weidenholz einsteigen, welches so wenig Tiefgang besaß, daß es bei dem geringsten Winde umzuschlagen drohte. Die nur vier Kilometer lange Ueberfahrt dauerte denn auch $2^1/_2$ Stunde. Wenige hundert Meter vor der Insel selbst fährt man bei einem Felseninselchen vorbei, welches ziemlich bedeutende Ruinen trägt und von einer Anzahl von Möven und Kormoranen besetzt ist. Letztere sind sehr wenig scheu und ließen das Boot auf ein paar Meter herankommen, so daß Deyrolle einige junge Exemplare mit Revolverschüssen erlegen konnte. — Alle Bewohner des Klosters waren auf der kleinen Landungsbrücke versammelt, um den Bischof zu empfangen.

Die Insel selbst ist felsig und trägt nur stellenweise eine dünne Schicht von Humus, welche den Anbau von etwas Gemüse gestattet. Auch von Bäumen, ausnahmslos Maulbeer- und wilden Mandelbäumen, sind nicht viel vorhanden. Die Gebäudegruppe des Klosters liegt fast im Mittelpunkte der Insel; ringsum aber finden sich Ruinen, welche den einstigen Glanz dieser Stätte bezeugen, wo mehrere Geschlechter armenischer Könige residirt haben. Die Kirche ist unstreitig das merkwürdigste christliche Denkmal, welches Deyrolle in ganz Armenien gesehen hat. Sie ist vor etwa 940 Jahren unter König Kagik, der auf der Vorderwand dargestellt ist, wie er Christus das Modell der Kirche darbringt, durch einen Baumeister Manuel erbaut worden und ist gut erhalten, abgesehen von den Spuren der Kugeln,

Kloster Nareg.

welche die Kurden zeitweilig gegen sie abschießen. Auf den Fenstergewölben, auf zwei Friesen und dem größten Theile der Façade finden sich Sculpturen und Basreliefs, welche meist Personen des alten Testamentes, von Adam und Eva im Paradiese an, und Thiere vorstellen. Im Innern sind nur getriebene und ciselirte Lampen aus Silber bemerkenswerth und unter dem kleinen Portal der Hauptfaçade ein schwarzer, fast cylindrischer Stein mit gut erhaltener Keilschrift, den schon Schulz gesehen hat und Deyrolle von Neuem abklatschte. Zur Nacht war Letzterer Gast des Bischofs, welchen seit jener Zeit der Tod von der Hand eines Kurden ereilt hat (s. weiter unten S. 367).

Am folgenden Morgen fuhr Deyrolle wieder hinüber nach Akawankh, stieg dort zu Pferde und ritt nach Nareg, eine Stunde südlich von Akawankh. Dieses Kloster, gleichfalls Bischofssitz, liegt auf einem einzelnen, hohen Felsen, an dessen Fuße sich das halb in Bäumen versteckte Dorf ausdehnt. Als der Franzose die wenig bietende Kirche besichtigen zu dürfen bittet, führt ihn nach einigem Warten Seine Gnaden selbst herum. Das Gebäude, welches auf der Stelle einer vom Apostel Thaddäus erbauten Capelle stehen soll, ist durch einen langen unterirdischen Gang mit dem Grabe des heiligen Gregorius verbunden. Letzteres ist eine kleine Capelle mit einem merkwürdigen Reliquienschrein aus edelsteinbesetztem Goldfiligran. Danach geleitete der Bischof seinen Gast in sein Zimmer und setzte ihm Branntwein vor, dem er selbst reichlich zusprach. Dann zeigte er ihm mit Stolz seinen Medschidieh-Orden, den er dem Einflusse seines Bruders, des Patriarchen von Constantinopel, verdankte, und ein silbernes Kreuz mit Emaille und falschen Steinen, das ihm die Russen geschenkt. Sein Diener war ein Neffe des berühmten Kurdenfürsten Mahmud-Chan (s. Ritter's Erdkunde X, S. 292), der einst Türken und Perser in Schach hielt und die Armenier in Kurdistan so arg bedrängte. Merkwürdiges Schicksal, das den Neffen des Tyrannen zum Diener des Priesters machte!

Am 7. Juli brach Deyrolle nach Bitlis auf, erreichte diese Stadt nach zwei starken Tagemärschen und kaufte dort ein Pferd, dessen er bedurfte. Dann durchstreifte er in Hassan-Bey's Gesellschaft die Stadt und besuchte eine ihrer

Merkwürdigkeiten, welche ihm bei seinem ersten Aufenthalte entgangen war. Es ist eine starke, warme, kohlensäurehaltige Quelle, welche mehrere große Behälter mit ihrem klaren Wasser füllt und sehr dem Selterser Brunnen gleicht. Am 12. Juli verließ er Bitlis und ging auf der Straße nach Musch bis zu dem Kurdendorfe Borianda, welches am Fuße des Nimrud-Dagh inmitten eines Eichenwaldes liegt, und wo er sich einige Tage behufs der Insectenjagd aufhalten wollte. Aber obwohl ihn ein Polizeisoldat begleitete, so wurde er doch von den Einwohnern des Dorfes sehr schlecht empfangen und erhielt weder für sich und seine Begleiter noch für die Pferde Unterkunft. So mußten dieselben theils unter freiem Himmel campiren, theils unter dem mitgeführten Zelte, an dessen Pflöcke die Pferde angebunden wurden. Der Reihe nach mußte ein Jeder Schildwacht stehen.

Den folgenden Tag verbrachte der Naturforscher ganz mit Insectensammeln. Als er aber gegen Abend heimkehrte, fand er das ganze Dorf in Aufregung, weil der Polizeisoldat eine Henne, die man ihm zu geben verweigert hatte, in wenig vorsichtiger Weise mit dem Säbel getödtet hatte. Die Sache war gefährlich, da man es mit Kurden und nicht mit gutmüthigen armenischen oder türkischen Bauern zu thun hatte, und da auch die entomologische Beute nicht nach Erwarten ausgefallen war, so ließ Deyrolle sofort zusammenpacken und die Pferde beladen und zog nach Tadwan am Wan-See (s. S. 321), wo er noch in später Nacht eintraf und vortrefflich aufgenommen wurde. Erst am folgenden Nachmittage brach er von dort auf und machte einen kurzen Marsch bis zu dem großen Flecken Zerak am Seeufer und folgenden Tages weiter am See entlang, wobei Achlat in seinem Walde von Obstbäumen und die stolze, am nordwestlichen Theile noch mit Schnee bedeckte Kuppe des Sipan-dagh zur Rechten blieben. So lange man sich überhaupt am See von Wan befindet, hat man diesen über 10,000 Fuß hohen Berg, der sich über der Mitte des Nordufers erhebt, stets vor Augen, und seine Isolirtheit und Höhe machen ihn wie den Ararat zum Mittelpunkte mancher Sagen der Umwohner. Erst in Piran jenseit der Wasserscheide zwischen Wan-See und Euphrat wurde Halt gemacht. Auch der nächste Marsch war ein starker; er führte über Gop (s. Bd. XXIX, S. 373), Shondshali, wo der inzwischen sehr gefallene Euphrat durchwatet wurde und auf der trockengelegten Sandebene sich Steppenhühner tummelten, dann über Hügel nach Hamzascheich, über steile Hänge und einen hohen, aussichtsreichen Paß im Zernak-dagh hinab in das Thal des Tuzla-tschai oder Chnus-kale-su (Kinnis-kale-su nach Deyrolle) und dieses aufwärts bis Duman. Dort wurde auf einer herrlichen Wiese, die den Pferden reichliche Weide darbot, die Nacht im Zelte verbracht. Am nächsten Tage wurde der Fluß bei Harami überschritten und in der Stadt Chnus ein Weilchen an einem Brunnen gerastet, um einen neuen Zaptieh, welcher immer nur bestimmte Strecken mitreiten und seinen District nicht verlassen darf, zu erwarten. Weiter ging es über einige Bäche und scharf bergauf nach dem Kurdendorfe Ortaköi, dessen Häuptling, von dem voransprengenden Zaptieh benachrichtigt, mit mehr Höflichkeit und Zuvorkommenheit, als das sonst bei Kurden Brauch ist, den Reisenden empfing, ihn in einen nach Süden ganz offenen Saal führte und auf Kissen, die mit Teppichen und Fellen von wilden Ziegen bedeckt waren, Platz zu nehmen bat. Gleich darauf setzten sich die vornehmsten Einwohner des Ortes daneben, und man trug ein Mahl von Eiern, Milch und Burghul (s. S. 321) auf.

Kurdischer Fürst.

Eines der Pferde war zeitweilig dienstuntüchtig geworden und hielt den Reisenden bis sechs Uhr Abends in Ortaköi zurück. Der Weg bis Erzerum war noch 18 Stunden lang, und um diese Stadt noch am folgenden Tage zu erreichen, mußte die ganze Nacht hindurch geritten werden. Der Sorge, den Weg zu finden, überhob den Reisenden die Ankunft des Couriers von Musch nebst Begleitung. Derselbe hatte dem Wali in Erzerum eine bedeutende Geldsumme zu überbringen und war auch seinerseits über den Zuwachs zu seiner Reisegesellschaft und die dadurch vermehrte Sicherheit erfreut. Die ganze Nacht hindurch ging es nun auf holprigen Wegen über Berg und Thal, und alle zwei, drei Stunden wurde für einige Minuten Halt gemacht, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Man löste ihnen dann die Gurte und ließ sie das hohe Gras am Wege abweiden. Gegen Tagesanbruch befand man sich in dem breiten Thale

des Bingöl-su, des obern Laufes des Pasin-Su oder Araxes, und überschritt ihn auf einer Brücke. Mehrere kleine Flüsse weiterhin wurden von den schon ermüdenden Pferden durchfurthet. Um sieben Uhr wird ein Kurdendorf, vielmehr ein Lager kurdischer Nomaden passirt; bestellte Felder zeigen sich nur wenige in seiner Umgebung, wohl aber zahlreiche Herden von Ochsen, Schafen, Ziegen und Pferden. Weiterhin begegneten sie einem Zuge festlich geschmückter Reiter, in deren Mitte ein prächtig geputztes Mädchen sich befand; es war eine Braut, welche von Verwandten und Freunden ihrem Verlobten zugeführt wurde. Die Kurden, gleichviel ob sie in Städten wohnen oder im Gebirge herumschweifen, feiern vor der Hochzeit mit großem Glanze ein Fest der Verlobung, welche für sie schon ein unlösliches Band ausmacht. Obwohl Liebe und Achtung ihnen natürlich nicht ganz abgehen, so sind doch diese beiden Gefühle selten maßgebend bei der Wahl eines Gatten. Kein Kurde, und sei er noch so hochgestellt oder vorgerückten Alters, vermag sich übrigens ohne Einwilligung seiner Eltern zu verheirathen. Hat die Braut die Schwelle ihrer zukünftigen Heimath erreicht, so tritt ihr der Bräutigam entgegen, ergreift sie und trägt sie auf seinen Schultern in das Gemach; ein Gebrauch, der den jungen Mädchen es ersparen soll, zu erröthen, wenn sie eine ihrer Gefährtinnen freiwillig in ein ihr zuvor fremdes Haus treten sähen.

Während der fünf letzten Stunden wurde nicht gerastet, und um Mittag ritt die ganze Gesellschaft in Erzerum ein, wo sich Deyrolle von den Strapazen der letzten Tage ausruhte und zur Rückreise über die Thäler des Thortum- und Tscharuch-Flusses nach der Küste des Schwarzen vorbereitete.

Kurdische Typen.

An einem der wenigen dort verbrachten Abende besuchte er eine Abendgesellschaft des englischen Tschapar (Courier), welcher den Depeschendienst zwischen Trapezunt und Teheran versieht. Da diese Leute für ihre allerdings anstrengenden Dienste monatlich 20 bis 25 Pf. St., eine für die dortigen Verhältnisse sehr bedeutende Summe, erhalten, so zählen sie zu den angesehensten Leuten und verkehren mit den ersten Einwohnern der Stadt. Erst folgten sich bei dem Mahle abwechselnd Fleischspeisen, Gemüse und Süßigkeiten aller Art, dann musikalische Genüsse, wobei eine Singstimme von Mandolinen begleitet wurde, und endlich ließ man einige Tänzerinnen eintreten. Ihre nichtssagenden Gesichter waren von einer dicken Lage weißer und rother Schminke bedeckt, die Hände mit Henna ganz ziegelroth gefärbt und ihre trotz ihres mehr als zweideutigen Rufes völlig anständige Kleidung dem Festgewande der Armenierinnen ähnlich (s. Abbildung in Bd. XXVII, S. 228), nur daß sie statt der mit Goldmünzen bedeckten Kappe künstliche Blumen in den grellsten Farben trugen. Ihr Tanz ist, wie überall im Oriente, erst langsam und gemessen, eine Reihenfolge kurzer Schritte, wobei nach dem Tacte der Musik die ausgestreckten Arme mehr oder weniger graziös geschwenkt und die Hüften hin- und herbewegt werden, wodurch die Umrisse des ganzen Körpers in Wellenbewegung gerathen. Allmälig wird dann die Begleitung schneller und die Bewegung der Hüften wird rascher und sinnlicher. Zwischen jedem Tanze traten die Mädchen an die Gäste heran und bettelten um Bonbons und Süßigkeiten, die noch auf der Tafel standen, und von denen sie unglaubliche Quantitäten verzehrten. Während des ganzen Abends wurden Erfrischungen und namentlich eine Art Anisschnaps, herumgereicht.

Am 5. August verließ Deyrolle Erzerum.

Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten.

Von Dr. W. Erman.

I.

Je größer und blendender die Fortschritte sind, welche die Erforschung des afrikanischen Continents im Laufe der letzten Jahre, namentlich im Gebiet der großen Seen, dem gemeinsamen Ursprungslande der größten Ströme des Erdtheils, gemacht hat, um so größer wird auch die Gefahr, daß für die Wissenschaft kaum minder werthvolle Errungenschaften in anderen von der Forschung bisher vernachlässigten Regionen desselben Erdtheils nicht die verdiente Beachtung erfahren. Zu diesen dürfte das von Reisenden mit rein wissenschaftlichen Zwecken bisher kaum berührte Gebiet von Oberguinea gehören, das doch namentlich für die Völkerkunde durch die merkwürdigen bisher in ungebrochener Kraft bestehenden Staatenbildungen von Aschanti und Dahome [1]), durch den Versuch der Begründung eines freien, civilisirten Negerstaats in Liberia von hohem Interesse ist. Unsere Kenntniß dieser weiten Regionen beschränkt sich, mit Ausnahme der dem Nigerdelta benachbarten östlichen Theile und der von Clapperton und Lander einerseits, von G. Rohlfs andererseits durchmessenen Routen, durchaus auf die seit Jahrhunderten von Niederlassungen fast aller europäischen seefahrenden Nationen bedeckte Küste und auf die wiederholt von Europäern zurückgelegten Straßen nach Kumassi und Abome, und beruht fast ausschließlich auf den Berichten von Reisenden, deren Hauptzweck bald ein militärischer oder diplomatischer, bald ein commercieller war. In den letzten Decennien hat auch die von verschiedenen Seiten in Angriff genommene Missionsthätigkeit unserer Kunde manches beachtenswerthe Detail hinzugefügt.

Ein Handelsunternehmen, mit englischem Gelde von einem Franzosen, Bonnat, ins Werk gesetzt, ist es auch, dem wir die neueste, sehr wesentliche Erweiterung unserer Kenntniß dieser Gegend verdanken, die Erforschung eines beträchtlichen Theils des Volta-Stroms, vielleicht des bedeutendsten Flusses zwischen Niger und Gambia, der wohl dazu geeignet sein dürfte, die Basis zu bilden zur Erforschung der völlig unbekannten Landschaften, die der Niger in seinem bogenförmigen Laufe nordwestlich und nordöstlich begrenzt. Für den Palmölexport, der in Guinea bestimmt zu sein scheint der legitime Ersatz für den mehr und mehr unterdrückten früher gerade in diesen Gegenden blühenden Sklavenhandel zu werden, wird dieser Strom vielleicht in einer nicht fernen Zeit eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie sie schon jetzt Lagos und die Nigermündungen besitzen.

Der Volta ist seiner unter 5° 46′ nördl. Br. und 0° 41′ östl. L. v. Gr. [2]) gelegenen Mündung nach schon den portugiesischen Entdeckern dieser Küsten bekannt gewesen und verdankt ihnen seinen auf die rasche Strömung bezüglichen Namen.

Aeltere Karten, bis auf De l'Isle herab, wissen natürlich auch den obern Lauf des Flusses anzugeben, und verlegen übereinstimmend sein Quellgebiet in ein Königreich Magnum Acanes etwa unter 10° nördl. Br. Erst D'Anville's Kritik schränkte diese wie andere mehr oder weniger aus der Luft gegriffenen Angaben, die sich auf den landläufigen Karten breit machten, auf ihr rechtes Maß ein und begnügte sich damit, den allein wirklich bekannten untersten Lauf des Volta anzudeuten.

Die ersten Erweiterungen unserer Kenntniß verdanken wir den Dänen, die durch die Besitznahme eines von ihnen Christiansborg getauften, ursprünglich portugiesischen, dann kurze Zeit lang schwedischen Forts (circa 15 Meilen westlich vom Volta), im Jahre 1657 zuerst in Guinea festen Fuß faßten. In den Jahren 1735 bis 1741 erbauten sie weiter östlich, ebenfalls auf der Küste, Fredensborg, und nachdem sie schon früher auf der Insel Ada im Volta, eine Meile von der Mündung entfernt, eine „Handlungsloge" gehabt hatten, befestigten sie sich 1783 am rechten Ufer [3]) des Flusses, der Insel gegenüber, durch Errichtung des Forts Kongensteen. Im folgenden Jahre, 1784, kam als viertes Fort noch Prindsensteen, einige Meilen östlich vom Volta an der Küste gelegen, hinzu [4]).

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts datiren die ersten zusammenhängenden Berichte über den Volta, der des dänischen Oberkaufmanns Ludewig Ferdinand Römer (Nachrichten von der Küste Guinea, aus dem Dänischen übersetzt. Kopenhagen und Leipzig 1761, S. 246 ff.) und der des Oberarztes Paul Erdmann Isert, im sechsten Briefe des unten angeführten Werkes.

Ihr Urtheil über die Bedeutung des Flusses und die wahrscheinliche Ausdehnung seines Stromgebiets ist möglichst widersprechend. Während Römer ihn für „eines der größten Reviere in Afrika" erklärt, aus Gründen, auf die wir später zurückkommen werden, nimmt Isert nach Aussagen der Eingeborenen an, daß der Volta 24 Meilen oberhalb der Mündung aus „so seichten Flüßchen zusammenfließt, daß man nicht wohl mehr mit den Canoes rudern kann." Uebereinstimmend vermuthen beide, daß sich der Fluß selbst für größere europäische Schiffe zugänglich erweisen würde, eine Annahme, die sich seitdem bestätigt hat. Schon Edward Bowdich in seinem noch immer werthvollen Werke „Mission from Cape Coast Castle to Ashantee. London 1819" erwähnt (S. 174), daß eine amerikanische Brigg und ein dänischer Schooner die Barre an der Mündung ohne Unfall passirten und 2 Faden Wasser darüber fanden. Seitdem

---

[1]) Der Sieg der Engländer über Aschanti im Jahre 1874 hat die Macht dieses Staates keineswegs vernichtet, wie die Niederwerfung einer kurz nach dem Kriege ausgebrochenen Empörung des mächtigsten Vasallenstaates, Dschaben, beweist. Auch der moralische Eindruck des englischen Sieges auf das benachbarte Dahome scheint kein nachhaltiger zu sein. Wenigstens ist die Haltung des dortigen Königs in dem neuerdings mit England ausgebrochenen Conflicte so zuversichtlich wie möglich.

[2]) The West Coast of Africa. Part II, translated and compiled by L. Chenery. Washington 1875. Part. 2, p. 294. United States Hydrographic Office Nr. 47.

[3]) Nicht am linken Ufer, wie H. Meredith angiebt. (An account of the Gold Coast. London 1812, p. 198 and 222.) Daher stammt wohl die irrthümliche Angabe bei Ritter (Erdkunde, Theil I, zweite Auflage, S. 310), von den vier dänischen Forts lägen zwei am linken Ufer des Volta.

[4]) Vergl. P. E. Isert, Reise nach Guinea. Kopenhagen 1788, S. 18, 26, 32, 96. Genaueres über Christiansborg bei Meredith a. a. O. S. 197 ff.

die dänischen Besitzungen am 17. August 1850 an England übergingen, ist der Volta wiederholt befahren worden: So zunächst Ende October und Anfang November 1861 von Lieutenant Dolben, der, wahrscheinlich nur in Booten, 80 englische Meilen aufwärts gelangte, bis Medika, wo Stromschnellen der Fahrt ein Ziel setzten [5]). Dann im Anfang des Jahres 1869 von A. E. Kennedy, dem Gouverneur der englischen Besitzungen in Westafrika, der darüber in einem Briefe an Sir Roderick Murchison, d. d. Sierra Leone, 15. April 1869, Folgendes berichtet [6]): „Sie haben wohl schon gehört, daß wir in diesem Jahre den bisher unzugänglichen Volta nach Passirung der Barre in einem kleinen Colonialdampfer befahren haben, wobei uns Capitän Glover sehr wesentliche Hülfe leistete. Wir blieben 14 Tage in dem Fluß und machten eine Aufnahme der Barre und der Einfahrt. Der Volta ist ein stattlicher Strom, frei von Schlamm, und erschließt eine reiche und werthvolle Gegend."

Im December 1872 befuhr Capitän James A. Croft in einem eigens für Handelsunternehmungen auf dem Niger und Volta erbauten Dampfer von sehr geringem Tiefgang den Fluß bis Batto, 7 bis 8 deutsche Meilen oberhalb der Mündung. Weiterhin fand er keine fahrbare Straße für seinen Dampfer und setzte daher die Reise in Booten fort [7]). Daß Batto aber nicht die äußerste Grenze der Schiffbarkeit bildet, geht aus Croft's eigener Angabe hervor, wonach die weiter oberhalb auf einer Insel gelegene Stadt Dosso im Jahre 1869 von dem Colonialdampfer Eko angegriffen und zerstört worden ist.

Zu diesen Aufschlüssen über den Lauf des Flusses selbst kamen in den letzten Jahrzehnten Nachrichten über die Landschaften zu beiden Seiten desselben Seitens der Sendboten der mit wachsendem Erfolg thätigen Baseler und Bremer Missionsgesellschaften. Erstere benutzte den Volta auch als Handelsstraße, indem sie die von ihrem Agenten eingekaufte Baumwolle, von der nördlichsten 1864 in Anum [8]) gegründeten Station aus, den Fluß hinab nach der Küstenstadt Ada versandte [9]). Wenige Meilen östlich von Anum im Ewe-Gebiet liegt Wegbe, die im Jahre 1860 angelegte nördlichste der vier Bremer Stationen, von wo aus der Missionär Hornberger seine Recognoscirungen noch erheblich landeinwärts ausgedehnt hat [10]).

Nach diesen Berichten durchströmt der Volta nur in den untersten zehn Meilen seines Laufes die Küstenebene, und hat hier eine im Allgemeinen südöstliche Richtung.

Ueber diesen untern Lauf, namentlich über die Mündung entnehmen wir der oben angeführten Publication des U. S. Hydrographical Office (der Bearbeitung eines mir unzugänglichen Werkes der französischen Capitäne De Kerhallet und Le Gras) folgende Notizen: Der Volta mündet zwischen zwei niedrigen sandigen Spitzen, die ungefähr 3 Kabel (1 Kabel = 100 Faden) von einander entfernt sind. Die westliche Spitze, Point Dolben, ist der Endpunkt einer niedrigen $1\frac{1}{2}$ Seemeilen langen Halbinsel, und beschützt, indem sie zum Theil über die andere Spitze hinausgreift, das weite Becken an der Mündung des Flusses. Point Richard, östlich von der Mündung, bildet die Spitze einer langen sandigen Halbinsel. In der Mitte zwischen den beiden Spitzen hat die Passage meistens eine Tiefe von 6 Faden. Innerhalb der sandigen Halbinseln bildet der Fluß ein großes Becken [11]), dessen Ufer bis zum Wasserspiegel mit Mangrovebäumen bedeckt sind. Es ist fast ganz mit Sandbänken und niedrigen, bei Hochwasser zum Theil überschwemmten Inseln angefüllt, die den Strom in zwei Arme theilen. Am westlichen Arm, etwa 4 Seemeilen von der Mündung entfernt, liegt Ada, nahe bei den Ruinen des ehemals dänischen Forts Kongensteen. Etwa 2 Seemeilen oberhalb Ada vereinigen sich die Arme zu einem stattlichen Strom. Die Barre an der Mündung, über der 12 Fuß Wasser ist, verläuft in einem Halbkreis von Point Dolben bis zu einer sandigen, bei Hochwasser überflutheten Insel, 1 Seemeile von Point Richard. Die Brandung ist hier zeitweise so heftig, daß selbst die Canoes der Eingeborenen sie nur mit Gefahr passiren.

Die oben erwähnten Stromschnellen von Medika bilden einen wichtigen Abschnitt im Laufe des Flusses. Hier verwandelt er seine oberhalb nahezu nordsüdliche Richtung in eine südöstliche, und tritt in die Küstenebene ein, nachdem er ein Gebirgsland von durchschnittlich 1500 bis 1600 Fuß relativer Höhe durchbrochen hat. Dieses erstreckt sich von Nordost nach Südwest, und endet an der Küste in dem Hügellande von Aknapem und Accra. Während das linke östliche Ufer des Flusses weiter aufwärts durch die vielfach steilen Abhänge dieses Gebirges gebildet wird, dehnt sich am rechten Ufer unter 7° nördl. Br. eine weite unbewohnte Grasebene aus, durch welche die Missionäre Ramseyer und Kühne auf ihrem unfreiwilligen Marsche von Anum nach Kumassi fünf Tage lang wanderten, bis sie das westlich angrenzende schöne Gebirgsland von Okwa erreichten. Aus der sumpfigen Beschaffenheit eines großen Theils dieser Ebene schließen sie, daß der Volta zu Zeiten diese ganze Gegend unter Wasser setzt (a. a. O. S. 30).

Weiter nördlich beruhte unsere Kenntniß des Volta bisher lediglich auf dürftigen Erkundigungen, welche vor über 50 Jahren die englischen Gesandten Bowdich und Joseph Dupuis [12]) in Kumassi einzogen. So widersprechend die von ihnen gesammelten Nachrichten auch vielfach im Einzelnen sind, so stimmen sie doch darin überein, daß der Volta in einem Gebirgsland nördlich von Kumassi etwa unter 10° nördl. Br. seinen Ursprung nimmt [13]), und in seinem obern Lauf den Namen Adirre führt. Er durchströmt dann ein nordöstlich an Aschanti grenzendes, bereits seit langer Zeit mohammedanischen Einflüssen unterworfenes Reich, Inta. Ein Haupthandelsplatz desselben, Salgha oder Sallagha, liegt auf dem linken Ufer des Flusses, der nach Bowdich da, wo er auf der 17 Tage erfordernden Reise von Kumassi nach Sallagha, eine Tagereise vor letzterm Ort, überschritten wird, noch eine englische Meile breit ist. Auch über den Weg, den die mit Salz handelnden Eingeborenen von der Mündung des Volta nach Sallagha nehmen, weiß Bowdich zu berichten. Sie erreichen zu Schiff in zehn Tagen Odenti, wo Felsen den Fluß unfahrbar machen, so daß die letzten vier Tagereisen zu Lande zurückgelegt werden müssen.

Auch Heinrich Barth theilt ein Itinerar nach „Sfalga oder Sfelga" mit, das nach seinem Gewährsmann Hauptstadt der den Aschanti tributpflichtigen Provinz Gondja ist, und nur 1000 Einwohner haben soll. Daß es in der

---

5) R. F. Burton in Ocean Highways 1874, p. 459.

6) Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. 13. London 1869.

7) Proceedings. Vol. 18, p. 183 sqq.

8) Etwa unter 6° 30′ nördl. Breite am linken Ufer gelegen.

9) Ramseyer und Kühne: Vier Jahre in Asante. Bearbeitet von Gundert. Zweite Auflage 1875, S. 7.

10) Vergl. Petermann's Mittheilungen 1867, S. 48 ff. und Tafel III.

11) Nach den neueren Karten (Geographische Mittheilungen 1874, Tafel 2, und Ocean Highways 1874, p. 454), auch derjenigen Bonnat's, communicirt dies Becken mit den großen Lagunen im Osten und Westen der Volta-Mündung.

12) Journal of a residence in Ashantee. London 1824.

13) Nach Bowdich (S. 171) in dem Gebirge Kondoongooree, welches zu den Kongbergen gehört; diese bilden nach übereinstimmenden Nachrichten keine zusammenhängende Gebirgskette. Acht Tagereisen von seiner Quelle bei Boopee soll der Volta schon 120 Yards breit sein.

Nähe des Volta liegt, wird nicht erwähnt [14]). Zuverlässigeres über den mit Kumassi in lebhaftester Handelsverbindung stehenden „großen Markt von Salaga" erfuhren Ramseyer und Kühne während ihres Aufenthalts in der Aschantihauptstadt (a. a. O. S. 290).

Capitän Glover endlich, wohl einer der gründlichsten Kenner von Oberguinea, sagt in einem Bericht über seinen Zug vom Volta nach Kumassi [15]) in Betreff von Salga und dessen Bedeutung Folgendes:

„Ungefähr 200 Meilen nördlich von Aschanti liegt eine große Stadt Salga. Sie bildet den südlichsten Vorposten einer mohammedanischen Macht, und war früher dem König von Aschanti tributpflichtig. Sie zahlte ihm jährlich eine beträchtliche Summe Geld und etwa 600 Sklaven. Neuerdings fühlten sich die Einwohner von Salga im Stande, den Tribut an Menschen zu verweigern, und zahlten nur eine sehr geringe Summe Geldes. Sobald ich in Accra gelandet war, kam eine Deputation dieser Stadt zu mir mit der Aufforderung, zu ihnen hinauf zu kommen; dann werde die Macht der Aschantis gebrochen werden.

Ich bin ganz sicher, daß sobald diese Gegend die Früchte von Sir Garnet Wolseley's Sieg ernten, und der Volta einem friedlichen Handel geöffnet sein wird, ein sehr weites Feld nicht nur für den Handel, sondern auch für die Forschung sich erschließen wird in dem bisher unbekannten Lande, welches sich vom Volta bis Timbuktu im Nordwesten und bis zum Niger im Nordosten erstreckt."

Eine Bestätigung dieses Urtheils bieten die erfolgreichen Unternehmungen Bonnat's, auf die wir nunmehr näher eingehen. Ueber die Persönlichkeit und die bewegten Schicksale des Reisenden macht die Pariser Zeitschrift „L'Explorateur géographique et commercial", der wir auch die Veröffentlichung der Tagebücher Bonnat's verdanken, einige Mittheilungen [16]), zu deren Ergänzung die Angaben von Ramseyer und Kühne (a. a. O. S. 58 ff.) dienen können.

M. J. Bonnat, gebürtig aus Grièges im Departement de l'Ain, stammt aus einer Familie kleiner Landleute. Seine Sehnsucht, die Welt kennen zu lernen, veranlaßte ihn 1866, sich an der projectirten Magnan'schen Nigerexpedition zu betheiligen. Dieselbe verunglückte im ersten Sturm, noch Angesichts der heimischen Küste. Ein Theil der Mitglieder der Expedition, darunter auch Bonnat, durch dies Mißgeschick nicht entmuthigt, unternahm, unter Führung von Charles Girard, eine zweite Fahrt. Diesmal gelangten sie bis an die Mündungen des Niger, wo aber Girard ein Opfer des mörderischen Klimas wurde. Die Mannschaft kehrte zurück: nur Bonnat hielt aus, nahm zwei junge in Europa gebildete Mulatten zu sich, und fing mit ihnen zusammen auf der Sklavenküste einen Handel an. Jenachdem dieser gelänge, wollten sie ins Innere vordringen, um bei der producirenden Bevölkerung selbst einzukaufen, ohne die Vermittelung der Küstenhändler. Im Jahre 1868 kamen sie von dem Küstenort Keta nach der oben erwähnten norddeutschen Missionsstation Wegbe, wo gegen Zeuge und Pulver eine Masse Baumwolle aufgekauft und an die Küste spedirt wurde. Da sandten im Anfang des Jahres 1869 die mit den Akwamern und Angloern am linken Ufer des Volta im Stillen verbündeten Aschanti ein Heer über den Fluß, um hier, außerhalb des britischen Protectorats, Eroberungen zu machen. Da bei der Annäherung des Feindes gerade viel Baumwolle aufgehäuft lag, konnte sich Bonnat nicht entschließen, mit den Missionären rechtzeitig zu fliehen, und fiel so am 25. Juni in die Hände der Aschanti, die seine beiden Mulatten köpften, ihn selbst aber, wie die zwei Wochen vorher in Anum gefangen genommenen Baseler Missionäre Ramseyer und Kühne, nach Kumassi schleppten. Während der fast fünfjährigen Gefangenschaft wußte sich Bonnat das Vertrauen des Aschantikönigs Kofi Karakari zu erwerben. Doch erhielt er seine Freiheit erst wieder, als Sir Garnet Wolseley im Januar 1874 Kumassi ernstlich bedrohte.

Nach Europa zurückgekehrt, suchte Bonnat in seiner Heimath vergeblich die zur Wiederaufnahme seiner Handelsunternehmungen in Guinea nöthigen Mittel. Mit besserm Erfolg wandte er sich nach England, und so finden wir ihn schon im Mai 1875 wieder auf der Goldküste. Ueber seine ersten Schritte daselbst gebe ich den Bericht des „Explorateur" unverändert, gestehe aber, daß mir wichtige Punkte desselben durchaus unklar bleiben:

„Bonnat verließ Cape Coast Castle am 28. Mai, überschritt den Prah am 2. Juni und kam am 7. in Kumassi an. Der König, die Großen, mit einem Wort die ganze Bevölkerung empfing ihn mit offenen Armen. Das Land befand sich im Kriege mit einem tributpflichtigen Volk, den Dwaben („Djuabins"). Glücklich über Bonnat's Rückkehr, betraute ihn der König mit einer Gesandtschaft zu den Rebellen, in der Absicht, ein Einverständniß der Parteien herbeizuführen. Der Gouverneur der englischen Colonie zu Cape Coast Castle, Capitän Strahan, der vielleicht der Erhebung der Dwaben nicht feindlich war, schien eine den Frieden anbahnende Intervention ungern zu sehen. Seine Agenten reizten die Empörer gegen Herrn Bonnat auf, der gegen alles Völkerrecht gefangen genommen wurde.

Der muthige Reisende wußte die Wachsamkeit seiner Feinde zu täuschen, entkam nach Kumassi, stellte sich von Neuem unter den Schutz des Königs von Aschanti, und nahm seine Forschungen am Volta wieder auf mit der Ausdauer und dem bescheidenen Heroismus, der den Grundzug seines Charakters ausmacht. Die Dwaben wurden völlig geschlagen, und suchten Schutz, indem sie sich auf britisches Gebiet flüchteten. Bonnat ist augenblicklich Gouverneur einer großen Provinz; das Monopol der Schifffahrt und des Handels auf dem Volta ist ihm auf sechs Jahre zuertheilt [17]) in allen seiner Jurisdiction unterworfenen Gebieten, d. h. von einem Punkte zehn Meilen südlich von Acrons bis Yegiy bei Salaga."

Das Tagebuch Bonnat's beginnt am 7. December 1875 mit der Abreise von Akuamu, wo er zuvor ein Depot errichtet hatte. Akuamu, der Hauptort des gleichnamigen Volksstammes, ist ein nicht unbedeutender Platz, und liegt etwa unter 6° 20′ nördl. Br. am linken Ufer des Volta. Wir wollen unsere Leser nicht mit der Wiedergabe aller Einzelheiten der hier beginnenden Schifffahrt ermüden. Fast täglich sind mehr oder minder schwierige Stromschnellen zu passiren; fast alle Stämme, deren Gebiet berührt wird, haben durch den Einfall der Aschanti im Jahre 1869 stark gelitten, und die damals dem Erdboden gleich gemachten Ortschaften beginnen erst allmälig sich wieder zu heben.

Zunächst oberhalb Akuamu hat der Volta noch zu beiden Seiten gebirgiges Land, das er in einem schluchtartigen Thal durchbricht. Weiter oberhalb erstreckt sich am linken Ufer eine weite, wildreiche Ebene, die, geschmückt mit Gruppen von Gummi- und Butterbäumen, den Eindruck eines großen Parks macht. Zunächst dem Ufer erwähnt Bonnat mehrfach ein undurchdringliches, aber nicht sehr breites Walddickicht [18]), das die angrenzenden Culturdistricte vom

[14]) Heinrich Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. 4. S. 575.
[15]) Proceedings. Vol. 8, p. 289.
[16]) Explorateur. Vol. 3, p. 663. Vol. 4, p. 3, 36, 66, 87.
[17]) Von König Kofi Karakari.
[18]) An einer Stelle giebt er die Breite auf etwa 100 Meter an.

Flusse scheidet, und oft nur auf den von den Flußpferden gebahnten Stegen zugänglich ist.

Das linke Ufer ist noch weiter nördlich von Gebirgen mit im Allgemeinen nördlicher und nordöstlicher Richtung eingenommen. So zunächst das an Akuamu nördlich angrenzende Gebiet von Crepe, dessen ebene Theile sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnen, und sich nach Bonnat's Ansicht zur Cultur aller tropischen Culturgewächse vorzüglich eignen. Versuche, Kaffee und Cacao anzubauen, sind gelungen. In den höheren Theilen des Landes ist der Reisbau sehr lohnend. Die Bevölkerung ist daher, trotz der Verwüstung durch die Aschanti, noch immer eine sehr starke.

Weiter nördlich sitzt am linken Ufer, dem Volta zunächst, der Stamm der Awume, in dessen Gebiet Bonnat während der zweiten Hälfte des December verweilte, um am linken Ufer gegenüber Akomi ein Depot zu gründen, und um die Streitigkeiten zwischen den Awume und den östlich angrenzenden wichtigen Ortschaften Kpando und Anoïe beizulegen, die natürlich die Sicherheit der von Bonnat angestrebten regelmäßigen Handelsverbindung zwischen der Küste und Salaga in hohem Maße gefährdete.

Es gelang ihm auch vollkommen, den Häuptlingen dieser Gegend die Vortheile, welche ihren Stämmen aus einem geregelten, friedlichen Verkehr der Europäer mit dem Innern erwachsen können, einleuchtend zu machen, so daß sich zu guterletzt die Anwohnenden um den Vorzug stritten, das Etablissement auf ihrem Grund und Boden errichtet zu sehen.

Doch blieb er dem zunächst ins Auge gefaßten Platze treu, da derselbe durch seine Lage am Fluß und durch die an dieser Stelle übliche Abhaltung von Märkten vorzüglich geeignet schien. Die Awume-Häuptlinge als Herren des Landes ertheilten ihm für seine Niederlassung eine Concession auf 30 Jahre und versprachen ihm jede Unterstützung seines Unternehmens, namentlich die Stellung von Schiffern gegen einen im Voraus festgesetzten Lohnsatz von 3 Dollar monatlich.

Die Uferstaaten des Persischen Golfs.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Als England genau vor zwanzig Jahren (1. November 1856) Persien wegen seiner Wegnahme von Herat in Afghanistan den Krieg erklärte, weil Englands hervorragendste Staatsmänner Herat im Besitze einer andern Macht denn jener des Emirs von Afghanistan als eine Bedrohung oder doch als eine Gefahr für ihr indisches Kaiserreich betrachteten, schrieb Hodgson, der genaue Kenner des Himalaya und eifriger Vertreter des Versuches einer Besiedelung dieses Gebirges mit Europäern: „Würde ein Zehntheil, nein, nur ein Fünfzigtheil des Geldes, das eben jetzt gegen Persien aufgewendet wird, um es an der Einverleibung von Herat zu hindern, für Ermunterung der Auswanderung von Europäern in diese ihnen in so hohem Grade zusagenden Gebirgslandschaften bestimmt, so würden wir uns einen viel dauerhaftern, sicherern und billigern Grenzwall gegen russische Angriffe schaffen als durch einen Krieg mit Persien, und würden ihren Landhandel über Centralasien in kürzester Zeit auf nichts herabdrücken.“ Dem Handel nach und durch Persien leisteten die damaligen Anstrengungen wie die seitherige Einsetzung einer Reihe von Handelsagenten diplomatischen Ranges auf der persischen wie arabischen Seite des Persischen Golfes sehr geringen Vorschub; Handel wie politische Verwaltung der Seeuferstaaten machten äußerst geringe Fortschritte; wohl aber erlaubten England diese Maßregeln festes Auftreten gegen die Gewalthaber im Golfe in politischen Fragen, und wir erhalten in den Jahresberichten der englisch-indischen Beamten und Schiffsoffiziere geographische Aufschlüsse über einen sonst nur unter Lebensgefahr zugänglichen Gürtel von Seeuferstaaten *).

1. Türkisch Arabien. Die Türkei hielt sonst nur den innersten Winkel des Golfes inne, ihre Besitzungen fanden ihre Grenze bald hinter dem rechten Ufer des Schatt-el-Arab oder des aus der Vereinigung des Euphrat und Tigris entstandenen Stromes; die anstoßenden arabischen Küstenländer, ja selbst das elf Tagereisen weit ins Innere liegende Durayah (Deraʿîe), der Hauptort der Wahabiten, hatte 1819 in dem denkwürdigen Feldzuge Ibrahim Paschas die türkische Oberhoheit gefühlt. Aber unter der Ehrsucht und dem Streben nach Selbständigkeit Seitens des Paschas zu Bagdad wurde die Oberhoheit nicht geltend gemacht, ja sogar Geschenke schlichen sich ein an die Scheichs, und diese gaben Zeichen, sich völlig selbständig stellen zu wollen. Dies hat sich jetzt vollständig geändert; von der alten Widersetzlichkeit der Paschas zu Bagdad hört oder merkt man äußerlich nichts mehr, und türkische Befehle gelten jetzt unbestritten an der ganzen arabischen Küste bis zu den Bahrein-Inseln hin.

Dem Delta des Schatt-el-Arab zunächst liegt der alte Freistaat Koweit (Kuêit, auch Grane, Korêin genannt). Dieser Staat wurde vor 250 Jahren durch die noch regierende Dynastie gegründet, von welcher jedoch erst der fünfte Nachkomme den Thron einnimmt, da hier selbst das hohe Alter von 120 Jahren keine Seltenheit ist. Damals war diese Familie an der Mündung des Schatt-el-Arab angesiedelt, wurde aber von den Befehlshabern in Basra ihrer Seeräubereien wegen vertrieben und siedelte sich in der Bay von Koweit an, früher von dem neu errichteten Fort Khote, d. i. Festung, genannt, während der Name Grane (d. i. Hörner) von der Form der Bay genommen sein soll, die einer aus zwei Hörnern gebildeten Curve gleicht. Im 4. bis 6. Jahrh. n. Chr., in der Zeit, daß die neupersischen Sasanidenkönige den Handel mit Indien über ihre Staaten zu lenken bestrebt waren, war die Bay von Koweit der Punkt, wo die Seeschiffe ausgeladen wurden und die Karawanen zum Landtransporte sich zusammenstellten. Trotz seiner günstigen Lage und seines ausgezeichneten Ankerplatzes verödete der Ort; das jetzige Koweit wurde auf einer öden Sandebene erbaut, erblühte aber unter einer patriarchalischen höchst gerechten Regierung zum ersten

*) Die wichtigsten der hier durch die Güte der indischen Regierung benutzbar gewordenen Werke sind: Persian Gulf, Bombay Records Nr. 21 (Bombay 1856); Pelly: The Tribes around the shores of the Persian Gulf (Calcutta 1873); Abdur Rahim Hakim: Diary of a Journey through Minow, Shamil et Kow Gunow (Calcutta 1873); dann die jährlichen Verwaltungsberichte der „Persian Gulf Political Residency and Mascat Political Agency“ (Calcutta).

Handelshafen auf der arabischen Seite des Golfes. Im ganzen Orient bedeutet eine lange Regierung ein starkes Regiment; hier war die Zahl der Regenten aus der herrschenden Familie während $2^1/_2$ Jahrhunderten die ungewöhnlich geringe von fünf; dem gegenwärtig 90 Jahre alten Scheich übergab sein Vater die Regierung im Alter von 120 Jahren. Obwohl von Wüsten umgeben und umringt von beutelustigen Nomaden, bedeckte sich der Strand bei Koweit mit einer jetzt über 20,000 Einwohner zählenden ungewöhnlich reinlichen Stadt von zahlreichen massiv aus Steinen erbauten Häusern, die durch eine Ringmauer vor den Nomaden geschützt ist; zahlreiche persische und indische Händler haben sich niedergelassen, angezogen durch die seltene Ordnung und die unparteiische Gerechtigkeit; denn selbst der Landesfürst nimmt vor dem Richter erster Instanz Recht. Um 1860 erachtete der Scheich sein Ländchen für so gehoben, daß er an seine Unabhängigmachung dachte, die türkische Flagge einzog und auf allen Schiffen die Landesfarben aufhissen ließ. Die Schiffer sahen sich aber schon auf der ersten Reise der Zollvergünstigungen beraubt, welche ihnen sonst als türkischen Unterthanen gewährt worden waren; Fürst wie Volk erkannten den materiellen Verlust, den ihnen Selbständigkeit bringen müsse, und der englische Consularbericht schließt diesen Abschnitt seiner Jahresmittheilung treffend mit den Worten: „Das Handelsinteresse erwies sich wieder einmal so empfindsam wie weibliche Sittsamkeit."

Der auswärtige Handel Koweits ist sehr bedeutend; Hunderte von arabischen Schiffen von einem Tonnengehalt zwischen 50 und 100 (à 1000 Kilo) segeln von diesem Hafen aus, über 30 der größern Bauart laufen in Bombay ein; die Zahl aller seefahrenden Männer übersteigt 4000. Hauptausfuhrartikel sind Datteln und Pferde; der Handel mit letzteren beschäftigt viele Leute, die weite Reisen in das Innere von Arabien machen, und zieht sich immer mehr vom ungesunden Basra weg, „wo die türkischen Zollbeamten ihre eiserne Hand auf die schönsten Thiere legen." Der jährliche Export übersteigt eine halbe Million Mark, und alles macht so sehr den Eindruck der Wohlhabenheit, daß Oberst Pelly den Bericht über seine Landreise von Lahsan (Lasen) bis Basra mit den Worten schließt: „Wenn eine Bande arabischer Seeräuber nach Angewöhnung seßhafter Lebensweise solche Fortschritte zu Stande brachte, was würden wir bessern können im Besitze dieses Schlüssels zu Arabien, getragen vom Bewußtsein gerechter Handhabung der Rechtspflege und getragen von jener geistigen Ueberlegenheit, welche Bildung jedem Europäer über den Asiaten giebt? Die ungesunde Telegraphenstation Fao an der Mündung des Schatt-el-Arab, dessen Klima den Europäern nicht zusagt und dessen Lage es zu einem Depot nicht geeignet macht, sollte aufgelassen und dagegen die natürliche günstige Lage Koweits ausgenutzt werden."

Trauriger sieht es mit den Staaten westlich von Koweit aus. Bis in die letzten Jahre waren sie an die Türkei mittelbar nur durch den Führer der Wahabiten, das Oberhaupt der Nedschd-Araber in Riâd, gebunden, einem Tributär der Hohen Pforte, an den wieder diese Staaten Tribut entrichteten. „Sie erkannten aber die Souzeränität des Sultans nur an, wenn es ihnen Vortheil brachte; Küstenorte wie Inselstädte (Bahrein) hißten bald die türkische, bald die persische, bald die englische Flagge, ja Bahrein zog einst die Flaggen dieser drei Staaten gleichzeitig auf." Jetzt sind die Nedschd-Araber von der Küste so gut wie verdrängt und ihr Hafen Katif durch eine türkische Besatzung im nahen Lahsan (el-Hasa) überwacht, welches die Türken 1874 bis 1875 nach längerm Kampfe besetzten und befestigten. Pelly urtheilt sehr günstig über die Nedschd-Araber. „Ihr Selbstbewußtsein, stete Bereitheit zu handeln, ihre Offenheit und Gastfreundschaft unterscheiden sie sehr zu ihrem Vortheile von den sonstigen Orientalen; dabei muß ich hervorheben, daß alles, was der Araber besitzt, das Beste in seiner Art ist; ihre Pferde, Hunde, Hühner, ihre Esel und Maulthiere, ihre Datteln und Gewürze, der Kaffee und die Perlen sind die schönsten und besten. Nirgends in der Welt findet man ferner so viel gegenseitiges Vertrauen zwischen Mensch und Thier; in keiner von mir durchstreiften Gegend fand ich beim Pferd oder Hofhund so viel Verständniß für die Worte seines Herrn als hier." Die türkische Regierung wird nicht die Mittel finden, diese günstigen Verhältnisse sich entwickeln zu lassen, denn die Nachrichten aus Basra (Bassora) und Bagdad sind sehr unbefriedigend. Bis Basra gehen die Seedampfer; die Ufer zeigen üppig treibende Dattelbaumpflanzungen, zwischen denen stattliche Herden Rindvieh weiden. Die Euphrat- und Tigris-Dampfschifffahrtsgesellschaft übernimmt in Basra den Transport der Waaren nach Bagdad und liefert sie dahin in fünf Tagen, während sie bei der Thalfahrt deren drei braucht. Ein Firman vom 29. December 1834 befiehlt „den Gouverneuren zu Bagdad und Bassora, auf Vorstellung des englischen Gesandten zwei englische Dampfer ein Stück bis oberhalb Bagdad hinauf fahren zu lassen, vorbehaltlich weiterer Entschließung nach Eingang des von Euch eingeforderten Berichtes." Dieser Firman des Sultans erhielt seither keinen Nachtrag, und die Gouverneure legen ihn so wörtlich aus, daß sie es im Vorjahre der Gesellschaft wehrten, ein drittes Schiff einzustellen, in so lange eines der zwei Schiffe einer größern Reparatur unterzogen wurde. Bagdad ist vom Landungsplatze drei Kilometer entfernt und entbehrt dahin noch immer einer Straße; Reisende reiten dahin auf Eseln und müssen sich bei den großen Unebenheiten in Acht nehmen, nicht aus dem schlechten Sattel in die vielen tiefen mit stinkendem Unrath gefüllten Löcher zu fallen. Die Stadt selbst macht ebenfalls einen höchst ungünstigen Eindruck; die Häuser scheinen den Einsturz zu drohen, der Bazar ist in enge Gassen eingebaut und besteht aus einem langen Gebäude mit kleinen Läden, in denen nur ärmliche Waaren ausliegen. Die Umgebung zeigt nur hier und da ein arabisches Dorf, so fruchtbar auch sichtlich der Boden ist.

Die türkische Verwaltung Arabiens reiht sich den schlechtesten des Orients an. Gegen Einheimische wird summarisch die strengste Justiz geübt; als die Engländer vor einigen Jahren wegen Angriffe auf das Schiff „Cashmere" Vorstellungen machten, legte man einfach alle Verdächtige in Ketten und zeigte sie den Engländern als Thäter; als die Unschuldigen darunter die Flucht ergriffen, wurden die eingebrachten Flüchtlinge aus Furcht vor Verwickelungen mit England als warnendes Beispiel zu Tode geprügelt und die noch Ueberlebenden führen ein Leben wie wilde Thiere in Käfigen. Die Soldaten dürfen sich gegen die Unterthanen alles erlauben; statt Sold erhalten sie zeitweise die Erlaubniß, in den Dörfern zu plündern, deren Angehörige es wagten, den Ueberforderungen der Beamten Widerstand entgegen zu setzen. Gegen Europäer werden Quarantäne und Durchsuchungen so lästig als möglich durchgeführt. Der gegenwärtige Gouverneur Nasr Pascha ist ein Araber und gilt als ein ehrgeiziger Mann; von ihm sei insbesondere die Besetzung von Lahsan ausgegangen.

2. Bahrein. Diese Inselgruppe war wegen der reichen Erträgnisse der Perlfischerei, die hier zusammenströmen, von Maskat, den Wahabiten, der Türkei und Persien viel umworben, und wechselte im Anfange dieses Jahrhunderts wirklich jeden Augenblick seinen Herrn, bis es England in einem Meisterzuge diplomatischer Kunst gelang, es dahin zu bringen, daß der Fürst sich dem Namen nach unabhängig er-

klärte, während er sich thatsächlich unter englisches Protectorat stellte. Der Großhandel ruht hier in den Händen ostindischer Eingeborenen von der Kaste der Baniya, die insbesondere im Perlenhandel ganz bedeutende Summen umsetzen; an die Perlenfischer zahlen sie jährlich an 1 Million Mark an Löhnen aus, ferner kaufen sie die ganze übrige Ausbeute an Perlen auf, und diese ist nicht gering. Der Scheich von Bahrein allein sendet jährlich 1000 bis 1200 Boote auf die Perlfischerei aus, der Gesammtwerth einer Jahresausbeute wird zu 5 Millionen Mark angenommen. Die politischen Zustände im Golf bedingten einen Schutz der indischen Unterthanen; 1820 verpflichtet sich der Scheich, nicht zu dulden, daß gestohlenes Gut in Bahrein zum Verkauf eingebracht werde; 1828 unterzeichnet er den von allen Uferstaaten geforderten Revers, die Seeräuberei zu unterdrücken; 1847 übernimmt er die Verpflichtung, den Sklavenhandel zu verbieten; unter dem 31. Mai 1861 sodann unterzeichnet Regent und Thronfolger nach zwölfjährigem Bürgerkriege um die Thronfolge, in welchen die Engländer mit bewaffneter Macht eingriffen *), den Protectoratsvertrag mit England. Der Fürst verpflichtet sich darin, alle Angriffe oder Räubereien, die gegen ihn, sein Gebiet wie seine Unterthanen verübt werden, der Entscheidung der englischen Residenten zu unterstellen und sich selbst jeden Angriffes auf Nachbarstaaten zu enthalten, so lange er nicht vom Residenten oder der englischen Regierung die Ermächtigung hierzu erhält. Engländern und Indiern wird das Recht der Niederlassung gewährt gegen Entrichtung eines Werthzolles von 5 Procent von allen durch sie eingebrachten und ausgeführten Waaren; die Gerichtsbarkeit über Fremde übt in Civilklagen wie Strafsachen der Resident aus. England verpflichtet sich, Bahrein für jedes Unrecht Genugthuung zu verschaffen, das Bahrein von Anderen zugefügt wird, und Aufsichtspersonal wie Wachschiffe in genügender Menge bereit zu halten. Noch läßt aber die Verwaltung des Fürsten zu wünschen übrig und die englischen Aufsichtsbeamten verlangen unumwunden, daß ihm Verpflichtungen auferlegt werden, wie sie gegen indische Vasallen geltend gemacht werden; die gegenwärtige Lage schildert der letzte Jahresbericht wie folgt:

„Sitz des Handels und Wohlstandes sind in Bahrein hauptsächlich die zwei Städte Manameh (Menama) und Mubarrak; ohne Ringmauern und stehendes Heer, einige Mann Leibgarde des Scheich Esau ausgenommen, die stets an Munition Mangel leiden, sind diese Städte ein leichtes Angriffsobject für die darnach lüsternen Nomaden des nahen arabischen Festlandes; auf seicht gehenden Fischerbarken ist das wenig tiefe Fahrwasser unschwer zu übersetzen. Im Sommer 1874 kamen Landungen und Plünderungen von der Westküste mehrfach vor, bis ein Schiff des Bombay-Geschwaders ankam und die See säuberte. Umsichtiger ward dann im Herbste ein Angriff auf Zabara auf der östlich gegenüber liegenden Halbinsel Katar (verderbt Guttur, Kuttr) geplant; die kleine, aber wachsame und tapfere Besatzung schlug jedoch den Feind beim Sturm auf die Stadt in die Flucht und rettete so die unter unserm Schutze stehende Insel Bahrein vor einem Einfall, der große Unordnung hätte zur Folge haben müssen, da damals kein einziges englisches Schiff in diesen Gewässern kreuzte. Jetzt ist ein Kanonenboot ständig dort stationirt; aber die räuberischen Beduinen am nahen Festlande bleiben doch eine immerwährende Gefahr für Bahrein, und es ist in hohem Grade zu beklagen, daß der Fürst ein so schwacher Mann und die Verwaltung des Landes noch eine so klägliche ist.“ Die Jahreseinnahme des fürstlichen Schatzes wird zu $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark, die Bevölkerung zu 70,000 geschätzt. Von der Nachbarschaft der Türken im nur 22 Kilometer entfernten Lahsan wird nichts Gutes erwartet; man fürchtet Steuerdruck auf die Perlfischer wie die Beduinen, die dadurch um so dringender veranlaßt werden könnten, sich an den Nachbarn schadlos zu halten.

*) Im Wortlaut sammt den ihn veranlassenden Vorgängen mitgetheilt im Abschnitt „Bahrein“, Band 7 der Treatise relating to India by C. U. Aitchison (Calcutta 1865).

3. Die arabischen Seeuferstaaten östlich von Bahrein zwischen Abuthubi im Westen und Ras-el-Chaima im Osten werden gewöhnlich als Landschaften von Maskat aufgeführt, jedoch mit Unrecht. „Diese Staaten, sechs an der Zahl (Abu-Debi [Abuthubi], auch Buzabi genannt; Debai, Schardscha, Adschman [Edschman], Umm-el-Kuwein [Amulgawin] und Ras-el-Chaima), an der sogenannten Piratenküste liegend und von der Halbinsel Katar durch einen langen Saum kahlen unbewohnbaren Strandes getrennt, sind völlig unabhängig; nur an das Oberhaupt der Nedschd-Araber zahlen sie einen kleinen Tribut, zu dessen Sicherung und Einhebung dieselben ein Fort, genannt Bereima (Beymer, auch Brymee auf Karten), anlegten und besetzt halten, das Mitte Weges zwischen Ras-el-Chaima und der Stadt Maskat liegt. Wegen dieses Tributes könnte man die Seeuferstaaten für mittelbare Unterthanen des Sultans der Türkei halten, weil die Nedschd an die Hohe Pforte Tribut zahlen; aber die Uferstaaten erkennen solche Oberherrlichkeit nicht an und sind thatsächlich völlig selbständig.“ Ras-el-Chaima ist Hauptsitz des Stammes der Dschuasimi (Dschuwasmi, Dschoasmi), Abu-Debi der Beni-Yas-Araber; nördlich von diesen sitzen die Bu-Filasa, die zu den Beni-Yas zu rechnen sind, aber sich als eigener Stamm stark fühlen. Die Dschuasimi zählen an 40,000 Köpfe; die Hauptorte haben eine Bevölkerung bis zu 3000, die kleineren Hafenorte von je 600 Einwohnern; sie leben fast ausschließlich von der Perlfischerei, dem Fischfang und dem Frachthandel zur See, das Hinterland ist äußerst schwach bevölkert. Bis zur Südspitze Indiens und Afrikas Ostküste gehen die schwachen Fahrzeuge dieser Araber. Getrocknete Fische sind Hauptexportartikel, mannigfaltiger ist die Einfuhr, doch besteht sie meist aus Lebensmitteln, vorwiegend Reis und Gewürze, die im Inlande in viel schlechterer Qualität erzeugt werden.

Die politischen Verhältnisse an dieser Küste werden als trostlos bezeichnet: „Die Leidenschaft zu fechten beseelt die Araber hier noch eben so sehr als in alter Zeit; Bogen ließen sich füllen mit Berichten über nächtliche Ueberfälle, Hinterhalte und Raubzüge, welche diese Art Guerillakrieg kennzeichnen. Den Anlaß geben regelmäßig Geldansprüche unter den verschiedenen Stämmen zur Sühne der Ermordung eines ihrer Angehörigen, wegen Aufnahme flüchtig gegangener Bankerotteurs oder entflohener Sklaven; sobald Geld flüssig ist, wird sofort Friede gemacht. Im Verhältniß zur ins Feld geführten Männerzahl ist der Verlust an Todten und Verwundeten nahezu Null, denn nicht Tödtung von Menschen, sondern Beute ist Zweck der Fehde; keine Partei kann sich den Sieg beilegen, die jetzt errungene Beute wird vom Beraubten sicherlich bei der nächsten Blutfehde durch größere List und Vorsicht wieder eingebracht. Dieser Zustand untergräbt Wohlstand wie Handel.“ So sind die Dschuasimi und Beni-Yas seit 1875 in Fehde gegen einander; eine kleine Summe Geldes, die vom Fürsten von Schardscha mit Recht verlangt wird, würde diesen Zwist beilegen, der gegen sonstige Erfahrungen sogar zu Bündnissen unter den einzelnen Stammesoberhäuptern führte; aber die Anerbietungen des englischen Residenten, als Schiedsrichter zu wirken, wurden bisher noch zurückgewiesen.

4. Maskat schien an der Ostküste Arabiens Vorort und Mittelpunkt einer starken Macht werden zu wollen, nachdem der persisch-arabische Gouverneur von Sohar, nörd-

lich von Maskat, 1730 die Oberhoheit Persiens abgestreift und sich zum Regenten von Maskat gemacht hatte mit dem Titel Imam, was Führer in religiösen Fragen bedeutet. Diese Führung ging seit dem Beginne dieses Jahrhunderts an die Wahabiten über; die Nedschd-Araber verweigern dem Maskat-Fürsten den Titel Imam und in englischen amtlichen Correspondenzen wird ihm die Anrede gegeben: „Seine Hoheit der Sultan zu Maskat." Die politischen Zustände sind in diesem Staate augenblicklich wieder höchst traurige; seit der unheilvollen Theilung, durch welche 1857 die bis dahin mühsam festgehaltenen ostafrikanischen Besitzungen in Zanzibar aus der Linie der Imame einen selbständigen Herrscher erhielten, kommt Maskat nicht mehr zur Ruhe, und der gegenwärtige Fürst verdankt den fortdauernden Besitz des Thrones nur der englischen Stütze. Ein Aufstand löst den andern ab. Bei dem Gegensatze, der die Araber hier aus religiösen und politischen Streitfragen in die zwei stets feindlich gesinnten Parteien der „Hinari" und „Ghafri" spaltet, findet jeder Unruhestifter an einer derselben Anhänger. Während seiner Abwesenheit in Gwadar am gegenüberliegenden Ufer des Arabischen Meeres setzte sich Abdul Aziz, der von einer Afrikanerin geborene Halbbruder des Sultans, der seinerseits eine georgische Sklavin zur Mutter hatte, in den Besitz einer Bergfeste, 150 Kilometer von der Stadt Maskat entfernt; dem Sultan gelang es, die Gegner einzuschüchtern, wobei das englische Geschenk von zwei leichten Feldkanonen als wichtige Verstärkung seiner Streitkräfte in die Wagschale fiel; nur trat dabei der Mißstand ein, daß das Schaustück eines Durchmarsches durch die Hauptstadt unterbleiben mußte, weil die Kanonen in den engen Straßen stecken blieben. Augenblicklich herrscht Ruhe, von Fehden zwischen kleinen Abtheilungen abgesehen, welchen hier so lange, als kein Hauptführer an die Spitze tritt, keine größere Beachtung wird als nächtlichem Straßenlärm bei uns. Sultan Said Turki versteht es jedoch nicht, sich Freunde zu gewinnen; dieselbe Nebenlinie, welche seinem Vater das Leben raubte, regt sich wieder, und die Grausamkeit, mit welcher er erst jüngst wieder (August d. J.) seine Verwandten behandelt, muß ihm neue Feinde zuführen.

Seine Besitzungen auf dem gegenüberliegenden Festlande in Mekran macht Persien hartnäckig streitig. Nach der Hauschronik erwarb Maskat über den Hafenort Gwadar, wo jetzt das von Bombay aus gelegte Kabel, ein Glied in der indo-europäischen Telegraphenlinie, endet, Rechte von Kelat; schon 1833 wollte Persien diesen Besitzstand nicht anerkennen, stand aber wieder davon ab, als England gegen die Wegnahme Einsprache erhob deswegen, weil Maskat hier seine Leibwache an Belutschi anwirbt, die als zuverlässige Kerntruppe mehr als einen Aufstand im Keime erstickte. Noch weniger gern duldet Persien die Ausbeutung der Küste um Bender Abbas durch Maskat, doch sind es wohl die Zustände im eigenen Lande, welche Persien veranlassen, den Vertrag vom August 1855 nicht zu kündigen. In diesem Vertrage, den Persien sehr widerstrebend einging, bedang es ausdrücklich sich aus, „daß der Schah dieses Gebiet nach Ablauf von zwanzig Jahren selbst in Verwaltung nehmen oder es einem andern Fürsten übergeben dürfe, ganz nach seinem persönlichen Belieben." Das gepachtete Gebiet „reicht westlich unzweifelhaft bis in die Nähe des Hafenortes Lindscha, gegen Osten ist dagegen die Grenze nicht festgestellt und nicht unbestritten;" gegen Norden findet es seine Grenze an den beschwerlichen Paßeinschnitten, die auf das eigentliche Iran hinaufführen. Der englisch-indische Arzt Abdur Rahim findet diesen Landstrich bei Weitem nicht so öde, wasserarm und unfruchtbar, aber allerdings äußerst vernachlässigt; in der Nähe der Berge muß der Reisende absteigen, und die Thiere können nur geringe Lasten tragen, da der Natur auf diesem Hauptverkehrsweg nach Kirman und Jezd nirgends nachgeholfen ist, und Lage wie Stimmung unter der Bevölkerung faßt dieser Reisende in die Worte zusammen: „Die Eingeborenen erinnern sich noch mit Dankbarkeit der guten alten Zeit unter der Herrschaft der Chaab-Araber (die jetzt noch westwärts davon den Strand inne haben), wo sie in Ueberfluß und Frieden lebten und nicht so übermäßig mit Geldabgaben bedrückt wurden wie jetzt." Vertragsmäßig zahlt Maskat für die Ausbeutung dieses Landstriches und der ihm gleichfalls überlassenen beiden Inseln Kischm und Ormuz 1·08 Millionen Mark in den Schatz des Schah und 36,000 Mark ziffermäßig bedungene „Präsente" an Würdenträger in Ispahan und in der Provinz Fars. Die Abgaben sind verpachtet, die Pächter sind theilweise Indier, die an der Steuererhebung, wie immer unter solcher Verwaltung, große Summen gewinnen.

Auf der Halbinsel von Arabien endet des Sultans von Maskat Gebiet „sogleich hinter dem Cap Mesandum (Mussendom); Kumsar und Chasab allein sind noch auf der Westküste Städte von Maskat; gegen Ras-el-Chaima bildet eine Stelle die Grenze, wo das Bergland von Maskat gegen die Ebene abfällt." Der englische Resident ist der Ansicht, daß aus dem jetzt ärmlichen Fischerort Kumsar ein zweites Singapur zu machen sei, „wenn auf diese nur durch eine enge Landzunge mit dem Festlande zusammenhängende Spitze der Halbinsel nach ihrer förmlichen geschriebenen und zweifellosen Abtretung durch unsern alten Alliirten zu Maskat unsere Hauptkohlen- und Telegraphenstationen mit Einschluß des Sitzes des politischen Residenten verlegt würden unter Erhebung des Golfes zu einem englischen Freihafen. Als Kohlenstation würde es den Kohlenschiffen den weiten Weg bis Fao ersparen, die Dampfer könnten bis Basra und zurück kommen, ohne Kohlen einzunehmen; als Telegraphenstation ist der Abfall des Meeresbodens günstig für ein Kabel; als Handelshafen mit gutem Ankerplatze ist dieses Vorgebirge der natürliche Endpunkt für unsere großen Viermaster, und der Verkehr im Golfe könnte zu großem Vortheile Küstenfahrern überlassen werden, welche die Seebrisen in sachkundigster Weise auszunutzen wissen, wie einer Dampfergesellschaft; politisch und strategisch kann Kumsar zum Schlüssel des Golfes gemacht werden. Nach meinen Erfahrungen würde ein solcher Hafen, in welchem alle unsere Interessen und Anstalten vereinigt sind, den Handel bis Basra hinauf mehr heben, uns über die Bedürfnisse der Uferbewohner und ihrer Hinterländer bessern Aufschluß verschaffen und die unruhigen Araber nachhaltiger in Schranken halten als alle Jahresberichte, Tabellen, freundnachbarliche Besuche bei den Uferfürsten und alle Consularstationen, die jetzt um den Golf herum sich befinden oder dort noch eingesetzt werden mögen. (Pelly.)

Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer.

Im Anschluß an das bereits in voriger Nummer Mitgetheilte entnehmen wir einem Briefe von Nordenskjöld's Begleiter, A. Stuxberg, d. d. Hammerfest, 18. September 1876, an die „Nya dagligt allehanda" noch Folgendes.

„Stellen wir den Gang der Reise mit dem nördlichen Norwegen als Ausgangs- und Schlußpunkt übersichtlich zusammen, so können wir folgende vier Kategorien unterscheiden. 1. Die Hin- und Rückreise von Norwegen bis Nowaja Semlja hat sechs Tage beansprucht (27. bis 29. Juli und 14. bis 16. September). 2. Im Matotschkin Schar haben wir elf Tage zugebracht (30. bis 31. Juli, 2. bis 4. August, 8. bis 13. September). 3. Auf der Navigation im Karischen Meer gingen siebenzehn Tage auf (1., 5. bis 15. August, 3. bis 7. September). 4. Der Aufenthalt im Jenissei dauerte achtzehn Tage (16. August bis 2. September). Etwas über einen Monat kommt also auf das Karische Meer und die Jenissei-Mündung. Es ist wohl werth, sich an diesen Sachverhalt zu erinnern. Ich finde darin einen weitern Beweis für eine unbehinderte Communication zwischen Nowaja Semlja und dem Jenissei, selbst wenn man mit scheinbar so schwierigen Eisverhältnissen zu kämpfen hat, wie sie eine Zeit lang unsern Weg zwischen Waigatsch und der Samojedenhalbinsel behinderten.

Professor Nordenskjöld scheut keine Opfer, um sich die Journale der norwegischen Schiffer im Nowaja-Semlja-Meer möglichst vollständig zu verschaffen, und wenn er erst einmal damit fertig ist, alle diese Beobachtungen, die vom Sommer 1869 an beginnen, zusammenzustellen und sie mit seinen eigenen umfassenden Erfahrungen zu verbinden, die er im vorigen und gegenwärtigen Sommer gesammelt hat, so bin ich überzeugt, daß man ein gut Stück vorgerückt sein wird auf dem Wege zu einer sichern Kenntniß der für eine Seecommunication zwischen Europa und Sibirien nothwendigen Voraussetzungen.

Die Expedition dieses Sommers hatte einen doppelten Zweck, einen mercantilen und einen wissenschaftlichen. Einen mercantilen, so weit es sich um die Erforschung der Möglichkeit einer Communication handelte und so weit als eine Partie Waaren mitgeführt wurde; einen wissenschaftlichen in so weit, als die Arbeiten des verflossenen Jahres fortgesetzt wurden.

Wie im vorigen Jahre wurden auch diesmal Beobachtungen gesammelt über den Barometerstand, über die Wolkenbedeckung des Himmels, über die Richtung und Stärke der Winde, über die Temperatur der Luft und des Meerwassers. Solche Beobachtungen wurden regelmäßig täglich fünfmal angestellt, aber bisweilen auch, wo sie von besonderm Interesse waren, wie beim Uebergang in ein Wasser von anderer Beschaffenheit, oder während wir uns im Eise befanden, noch öfter, alle zwei Stunden oder auch stündlich. Zur Bestimmung der Strömungsrichtungen sowie der Dichtigkeit und des Salzgehalts des Meerwassers wurden über hundert Wasserproben genommen, oft von der Oberfläche, aber auch vom Grunde und von mittleren Tiefen. Wenn wir diese Beobachtungen zu denen des vorigen Jahres hinzufügen, haben wir gewiß interessante Resultate zu erwarten. Tieflothungen und Temperaturmessungen in der Tiefe wurden ebenfalls angestellt, wenn sich passende Gelegenheit dazu bot.

Nach dem Programm der Reise sollten die hydrographischen Arbeiten als Hauptsache betrieben werden. Geringer waren die Hoffnungen, die man auf Förderung der biologischen Wissenschaften setzte. Dennoch haben sich die Umstände so gefügt, daß reiche Sammlungen heimgebracht wurden, sowohl an lebenden Thieren aus verschiedenen Tiefen des Karischen Meeres als auch an subfossilen Thierresten aus der Jenissei-Tundra. Die merkwürdigsten unter den letzteren sind bis anderthalb Zoll dicke Stücke Mammuthhaut, einige Skelettheile vom Mammuth und ein subfossiler Schädel des Moschusochsen (bos moschatus), welche alle Nordenskjöld nahe bei Mesenkin fand. Der Moschusochse*) scheint einmal zugleich mit dem Mammuth gelebt und die gleichen Gegenden bewohnt zu haben. Jetzt ist das Mammuth ausgestorben, aber der Moschusochse lebt noch in ziemlicher Anzahl im äußersten Norden von Amerika, auf den nördlichen Parry-Inseln, in West- und Ostgrönland.

Der bekannte russische Paläontolog Friedrich Schmidt hat von seiner Expedition nach der Jenissei-Tundra im Jahre 1866 ein beträchtliches Material von subfossilen Conchylien mitgebracht, nicht weniger als 53 Arten. Während dieses Aufenthalts am Jenissei richteten wir daher so viele Aufmerksamkeit als möglich auf die Sandlager der Tundra und deren Thierreste. In der Wahl der Fundorte waren wir sehr glücklich. Korepowskoje und eine Stelle auf dem halben Wege zwischen diesem und Cap Gostinoi waren die reichsten Punkte. Wir führen jetzt eine schöne Sammlung dieser subfossilen Conchylien mit uns. Sie besteht nicht allein aus allen bisher gefundenen 53 Arten, sondern enthält auch noch eine oder die andere neue Form, und die meisten Arten sind in zahlreichen wohlerhaltenen Exemplaren vorhanden.

Die Ablagerungen der sibirischen Tundra sind von marinem Ursprung; sie weisen auf das damalige Vorhandensein eines Eismeeres von der nämlichen Beschaffenheit wie das jetzige hin, und diese Lager gehen gewiß sehr weit in der Zeit zurück. Vielleicht fallen sie mit den postglacialen Ablagerungen von Uddevalla und der norwegischen Küste zusammen, denn die Thierreste sind größtentheils die nämlichen. Aber Skandinaviens Klima hat seitdem große Veränderungen durchgemacht. Das nördliche Sibirien ist eines der Länder, das den bedeutenden Unterschied von Skandinavien einst und jetzt klar macht. Soweit ich mich erinnern kann, findet man noch jetzt alle subfossilen Conchylien der sibirischen Tundra im angrenzenden Meere, und es ist deutlich, daß das formenreiche Thierleben, das sich gegenwärtig im Karischen Meere zeigt, eine unmittelbare Fortsetzung dessen ist, von dem die sibirische Tundra einige Ueberreste bewahrt, möglicherweise mit dem Zusatz einer oder der andern später eingewanderten Form.

In zweifacher Hinsicht war die zoologische Ausbeute dieses Sommers für unsere Museen von besonderm Erfolge. Zunächst haben wir in allen Thiergruppen bedeutende Erweiterungen der vorjährigen Sammlungen erhalten, so z. B. hat die Crustaceensammlung allein einen Zuwachs von 20 Procent neuer Arten erhalten. Weiter aber haben wir, worauf ich in zoologischer Hinsicht besonderes Gewicht lege, zwei sehr merkwürdige Thiere gefunden, das eine aus der Classe der Strahlthiere, das andere aus der Gruppe der Seefedern (Pennatuliden). Das erste wurde schon im vorigen Jahre von Dr. Théel aus großer Tiefe an der Ostküste von Nowaja Semlja hervorgeholt unweit des Eingangs zum Matotschkin Schar. Damals wurde es nur in einigen wenigen Exemplaren gefunden, nun haben wir eine bedeutende Anzahl erhalten. Es ist eine bisher unbekannte Holothurie oder Seegurke, die sich von den meisten anderen Formen dieser Gruppe durch eine äußerst vollkommene bilaterale Symmetrie unterscheidet. Durch seinen Habitus und seinen anatomischen Bau weicht es aber von allen ab und steht einzig in seiner Art da, indem es in sich Charaktere von mehreren Thierclassen vereinigt.

Das andere merkwürdige Thier ist eine Umbellularia von etwa anderthalb Fuß Länge, die aus einer Tiefe von 130 Faden hervorgeholt wurde. Es ist eine der größten Seltenheiten in der Thierwelt, wie man aus folgenden Angaben

*) Moschusochsenschädel sind wiederholt in Nordsibirien gefunden worden, unter gleichen Verhältnissen und in den nämlichen Schichten wie die Mammuthreste.

ersehen kann. Zwei Exemplare der Umbellularia, die ersten, von denen wir etwas wissen, sollen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der grönländischen Küste gefunden worden sein. Nach einer von Ellis und Mylins zuerst gelieferten Beschreibung wurde das Thier von Linné 1758 in seinem Systema naturae unter dem Namen Isis encrinus einregistrirt. Wo die Originalexemplare geblieben sind, ist unbekannt. Die räthselhafte Thierform war Gegenstand verschiedener Vermuthungen und Deutungen, bis es der schwedischen Expedition nach Grönland im Jahre 1871 gelang, zwei Exemplare davon in der Baffins-Bay zu erhalten. Später wurden Exemplare derselben Gattung von der Challenger-Expedition zwischen Portugal und Madeira sowie bei Kerguelensland gefunden. Die österreichisch-ungarische Expedition erhielt welche 1873 zwischen Nowaja Semlja und Franz-Joseph's-Land. Weiter wurde die Umbellularia gefunden im verflossenen Sommer im nördlichen Atlantischen Meer zwischen Norwegen und Island und jetzt endlich im Karischen Meer. Es ist also eine Thierform von weiter Verbreitung, aber äußerst seltenem Vorkommen."

Bittschrift der Einwohner von Wan an den armenischen Patriarchen von Constantinopel.

„Ew. Heiligkeit weiß sehr wohl, daß die unglücklichen Einwohner des Bezirks von Vazburagan (Media Superior, Baspracania) von jeher zu leiden hatten von den Räubereien und Erpressungen einiger privilegirter Unterdrücker, und deshalb gezwungen sind, zum Theil ihre Heimath zu verlassen, um anderweitig sich die nothwendigen Existenzmittel zu verschaffen. Seit dem letzten Frühjahr ist eine bedeutende Verschlimmerung dieses Zustandes eingetreten. Die seit dieser Zeit begangenen Gewaltthaten kennen keine Schranken mehr: heute giebt es keine Provinz, keinen Bezirk, kein Dorf in Armenien, welches nicht durch die Räuber ausgeplündert wäre. Vielfach sind Morde begangen worden, ohne daß die Behörden davon Notiz genommen oder gar sich mit der Verfolgung oder Bestrafung der Thäter befaßt hätten. So z. B. ist der Mörder des Priesters Agop von Achtamar, der Mülagim (Lieutenant) Hassan Aga, noch immer auf freiem Fuße und zeigt sich überall unbehelligt. Die Mörder des ehrwürdigen Priesters Garabed vom Dorfe Gadjid sind zwar verhaftet, aber sie dürfen das Gefängniß ungehindert verlassen. Die Mörder des Priesters Channes von Mandan, obwohl bekannt, werden nicht verfolgt. Diese sträfliche Connivenz der Behörden ermuthigt die Verbrecher, deren Zahl in täglichem Wachsen begriffen ist. Das Dorf Djara unweit der persischen Grenze ist der Schlupfwinkel des kurdischen Bandenchefs Ali Khan, welcher regelmäßig seine bewaffneten Gefolgsmänner ausschickt, um das armenische Dorf Aghpak, ebenfalls an der Grenze, zu plündern und alles wegzuführen. Seit dem Frühjahr wurden dort allein 285 Stück Rindvieh und Pferde sowie 2336 Schafe geraubt. Der arme Landbauer, dessen ganzes Vermögen in einem oder zwei Paar Ochsen besteht, mit denen er sein Feld kümmerlich bestellt, steht verzweifelnd neben dem unbeweglichen Pfluge. In dem Dorfe Sarra bei Wan wurden 1250 Schafe fortgetrieben und ihre Hirten erschlagen. Die Herden des Klosters Varak wurden bis dahin von den Kurden respectirt; vor einigen Tagen jedoch erschienen plötzlich sieben Kurden, welche 31 Hammel unter den Mauern des Klosters selbst aussuchten. Mehrere Kurden führten 200 Hammel des Dorfes Kuzninz fort und ließen sogar die Hälfte auf dem Wege. Man kennt noch nicht die Personen, welche diesen Raub begingen: ob es Kurden vom türkischen Gebiete sind, oder von Persien herübergekommene. Im Allgemeinen steht fest, daß die persischen und türkischen Kurden sowohl für sich als gemeinschaftlich ihr Räuberhandwerk betreiben je nach dem Umfange des Objects.

Alles dieses jedoch ist nichts im Vergleiche zu dem, was sich vor ungefähr vierzehn Tagen im armenischen Dorfe Besdik (District von Perkri) zugetragen hat und allgemein Schrecken und Bestürzung verbreitet. Dieses Dorf, welches 10 Stunden von der Stadt Wan und 12 Stunden von der persischen Grenze entfernt liegt, wurde plötzlich von 90 Kurden, von denen 70 zu Pferde, unter der Anführung von Heideranly Hussein Aga überfallen. Bis an die Zähne bewaffnet umzingelten sie das Dorf, damit keine Hülfe von außen her kommen könne. Sie bemächtigten sich 600 Hammel, sämmtlicher Kleidungsstücke und Schmuckes von den Frauen und verwundeten fünf Männer und drei Frauen, welche Widerstand zu leisten versucht hatten. Einer der Verwundeten ist in Lebensgefahr. Nachdem sie die Hammel fortgeschafft, kehrten sie zurück und raubten noch 437 Pferde und Ochsen. Der Kaimakam von Perkri, begleitet von einigen Beis, kam bald darauf an und verfolgte die Räuber, um ihnen ihre Beute wieder abzunehmen, aber nach einem lebhaften Kampfe, welcher eine Stunde dauerte, mußte er sich mit mehreren Verwundeten zurückziehen, ohne das Eigenthum der Bauern wieder erlangt zu haben. Vier hochschwangere Frauen kamen vor Schrecken vorzeitig nieder. Wir wandten uns deshalb sowohl an die Behörden wie an Heideranly Mussa Aga mit der Bitte, dem Dorfe Besdik das entwandte Gut zurückerstatten zu lassen. Mussa Aga antwortete, daß er sich vergebens an Hussein Aga gewandt habe; letzterer habe ihnen sogar sagen lassen, daß sie noch mehrere andere armenische Dörfer überfallen würden. Die Localbehörde schrieb an die Frau von Heideranly Ali Aga, welcher sich gerade in Erzerum befand; die Frau begab sich persönlich zu ihrem Verwandten Hussein Aga; aber der junge Sohn des Kurden antwortete ihr, man würde sie getödtet haben für ihre Verwegenheit, wenn sie nicht eine Frau wäre. Er rieth ihr schleunigst heimzukehren.

Der Archimandrit des Klosters von Arzgé kam heute nach Wan, um im Namen der Bevölkerung Abhülfe gegen diese Bedrückungen zu suchen. Er berichtet, daß die Kurden 16 Pferde im Dorfe Ardjra gestohlen, 1 Pferd dem Dorfe von Vidjgatzeruga, 5 Ochsen dem Dorfe Aren, 2 Pferde in Zeraklu, 3000 Piaster einem gewissen Bulanti Harutinni und 3000 Piaster im Dorfe Aren. Er erzählt, daß die Türken des Dorfes Arzgu und die Kurden der Umgegend regelmäßig die Ernte des Districts fortführen; die Bauern arbeiten während des ganzen Jahres: sobald die Ernte eingebracht, kommen die Türken und Kurden und holen sie fort.

Alle diese Unthaten werden von den Kurden der türkisch-persischen Grenze begangen; ihre Anführer sind der Kurde Ali Khan vom Dorfe Djara in Persien hart an der Grenze und auf türkischem Gebiete Schegag Omar, Tagurli Sadon, Mougourli Tamar und Tschamtschigli Derbaz. Dieselben vereinigen sich oft zu ansehnlichen Banden, um die persische

Grenze zu überschreiten und jenseits die kurdischen, persischen und armenischen Dörfer des Erasas benannten Bezirks zu plündern. Diese Banditen zählen zu ihren Beschützern und Theilnehmern mehrere einflußreiche Personen, welche zum Theil in unserer Stadt öffentliche Aemter bekleiden. Da sie an der Beute ihren Antheil haben, ermuthigen sie die Kurden in ihrem wüsten Treiben.

Der Kurde Ali Khan kommt oft aus Persien auf das türkische Gebiet herüber, um die von Kurden, Syrern (den sogenannten Nassurani, fälschlich Nestorianer) und Armeniern bewohnten Dörfer zu plündern. Der bereits erwähnte Heideraniy Hussein Aga stattet seine Besuche meistens dem Dorfe Besdik ab; was er in seine Heimath Garan fortschleppt, wird nie wieder zurückerstattet, da er wie die übrigen kurdischen Häuptlinge sich der thätigen Connivenz einflußreicher Personen zu erfreuen hat. Ali Riza Bei, unser voriger Mütessarif, wird Ihnen die Namen dieser Hehler bezeichnen können. Er wird einen Bericht an den Staatsrath ablegen. Einer von diesen ist Ahmed Effendi, welcher seit sechs Jahren als Bataillonschef der kaiserlichen Gensdarmerie fungirt. Zu wiederholten Malen gelang es den Armeniern, ihn durch ihre Reclamationen absetzen zu lassen. Leider jedoch ward er durch den Einfluß seines Bruders, Hussein Effendi in Constantinopel, regelmäßig in seine Charge wieder eingesetzt. Wir bitten Ew. Heiligkeit, alles Mögliche zu thun, diesen Offizier von seinem Posten zu entfernen: abgesehen von einer großen Anzahl von Verbrechen, deren er sich bereits schuldig gemacht, ist er ein geschworener Feind jeglicher gesetzlicher Ordnung und durch seinen Fanatismus hervorragend.

Wan, 16. (28.) September 1876."

(Hinzuzufügen ist, daß die drei Constantinopolitaner armenischen Blätter, „Medschmuai Havadis", „Hairenik" und „Ararat", laut der „Allgemeinen Zeitung" am 24. October unterdrückt und ihre Redacteure von türkischen Beamten und Offizieren mißhandelt worden sind, weil sie über die in Armenien und im Districte von Trapezunt an den Christen verübten Schandthaten der Kurden und Türken berichteten.)

Aus allen Erdtheilen.

Neue Vertragshäfen in China.

Bei der Schlichtung der Differenzen zwischen England und China, welche unlängst zwischen Sir Th. Wade und dem Gouverneur von Tschili, Li-hung-tschang, in Tschi-fu stattfand, wurde bestimmt, daß im Februar 1877 vier neue chinesische Häfen dem ausländischen Handel eröffnet werden sollten, und zwar Wen-tschau an der Küste zwischen Fu-tschau und Ning-po, dann Wu-hu am Jang-tse-kiang zwischen Nanking und Kin-kiang, Pa-khoi an der Westküste von Kwang-tung und als der wichtigste von den dreien I-tschang am mittlern Jang-tse-kiang in der Provinz Hu-pe, 40 deutsche Meilen westlich von Han-kau, welches bis dahin von sämmtlichen Freihäfen der am weitesten landeinwärts liegende war. In allen dreien soll ein englisches Consulat und ein Zollhaus errichtet werden. Außerdem werden am Jang-tse noch sechs Haltestellen eröffnet, wo Dampfer anlegen und Waaren und Passagiere aus- und einschiffen können. So unbedeutend bis jetzt die anderen Plätze sind, so vielversprechend ist I-tschang durch seine Lage und durch seine Verbindungen. Die Stadt liegt dort, wo der Strom aufhört, schiffbar zu sein, und wo er aus den Felsschluchten und Engen heraustritt, welche er im östlichen Sz'-tschwan und westlichen Hu-pe zu passiren hat (vergl. darüber „Globus" XXVIII, S. 373, sowie die Abbildung auf S. 372). Bei der großen Ausdehnung und Anzahl der dortigen Stromschnellen, welche europäischen Dampfern jeden Verkehr einstweilen unmöglich machen, und bei dem Absperrungssystem der chinesischen Regierung ist kaum zu erwarten, daß die fremde Kaufmannschaft so bald die weitere Freigebung des Jang-tse-kiang verlangen und erhalten wird, und wohl auf lange Jahre hinaus wird es, wie bisher, ausschließlich den chinesischen Dschunken überlassen bleiben, den Verkehr zwischen Tschung-king-fu, der großen Handelsstadt (700,000 Einwohner) in Sz'-tschwan, und I-tschang zu vermitteln. Letzteres, in reizender und gesunder Gegend gelegen, ist berufen, den schon bedeutenden Verkehr zwischen Sz'-tschwan mit seinen 35 Millionen Einwohnern und den fruchtbaren Ebenen am mittlern und untern Jang-tse an sich zu ziehen. Und wie überreich ist Sz'-tschwan an Producten, an Honig und Seide, an Thee und Opium (jährlicher Ertrag circa 120 Millionen Mark nach v. Richthofen), an Taback und Zucker, an weißem Wachs und Tungöl, an Reis, Weizen, Bohnen, Gemüsen, Steinkohle, Salz, Kupfer und Zink u. s. w.! Nur eins fehlt ihr, nämlich die Baumwolle zur Kleidung, und ein bedeutender Theil des großen Gewinnes, der aus dem Verkaufe der obengenannten Producte erzielt wird, fließt nach denjenigen Provinzen Chinas ab, welche Baumwolle erzeugen.

Ein reiches Feld für Arbeit und Gewinn eröffnet sich so dem englischen Unternehmungsgeiste; die Kaufleute in Schanghai, Hong-kong u. s. w. sind zudem durch die Reisen und Arbeiten Blakiston's, Francis Garnier's, Abbé David's, T. T. Cooper's, F. von Richthofen's über die Bedürfnisse und die Schätze des neuen Handelsgebietes orientirt oder sollten es wenigstens sein. Es ist an ihnen, den dortigen Verkehr auf gesunder Basis zu entwickeln und bis zum Februar 1877 ihre Vorkehrungen mit Umsicht so zu treffen, daß sie nicht durch übereilte Anstrengungen und durch die stete Versuchung, die Frucht vor der Reife zu pflücken, zu Schaden und Unglück kommen.

* * *

H. G. Ein Telegramm aus Brisbane in Queensland vom 21. September 1876 meldet nach Sydney: Gestern traf Budson's Reisegesellschaft in Georgetown ein und berichtet, daß sie zwischen Port Darwin und dem Roper-Flusse, südöstlich, und hier besonders wieder in den durch die Flüsse Catherine und Mary bewässerten Gegenden ausgezeichnetes Weideland entdeckt habe. Ungefähr 150 Miles, nachdem man den Roper passirt hatte, durchzog man 200 Miles weit eine Wüstengegend, wo der Graswuchs sehr spärlich war. Von da ab bis Burketown besserte sich das Land zwar, aber es war jährlichen Ueberschwemmungen unterworfen. Eingeborene wurden auf der langen Reise von 1600 Miles sehr wenig angetroffen.

Inhalt: In Türkisch-Armenien. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten. Von Dr. W. Erman. I. — Die Uferstaaten des Persischen Golfs. Von Emil Schlagintweit. I. — Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer. — Bittschrift der Einwohner von Wan an den armenischen Patriarchen von Constantinopel. — Aus allen Erdtheilen: Neue Vertragshäfen in China. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 25. November 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 10.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

In Türkisch-Armenien.

IV.

In den Instructionen, welche Deyrolle von der Pariser Geographischen Gesellschaft erhalten hatte, war ihm auch die Durchforschung des Thales von Thortum, dessen Fluß in den Tscharuch mündet, sowie der dortigen Denkmäler empfohlen worden. Nun hatte er dasselbe wohl im Jahre zuvor (1869) besucht, aber nur als naturwissenschaftlicher Sammler, ohne auf die dortigen georgischen Kirchen oder das Terrain Acht zu haben, welches einst von Xenophon's Zehntausend durchzogen worden war. So schlug er denn am 5. August den Weg von Erzerum nach Nordosten ein und erreichte am Nachmittage des folgenden Tages die Stadt Thortum (oder Sahrer). Kaum war er unter Dach, so brach eines jener dort häufigen Unwetter los; länger als eine Stunde regnete und hagelte es mit unglaublicher Heftigkeit und der Donner rollte auf allen Seiten. Plötzlich ließ sich aber ein zweites Geräusch hören, ähnlich dem einer entfernten Kanonade, und lockte den Reisenden und seine Wirthe ins Freie. Da sahen sie in dem Bette des hoch angeschwollenen Thortum-su eine gewaltige Masse von Wasser, Schaum und Felsstücken mit betäubendem Getöse sich herabwälzen und Alles mit sich fortreißen. Steine und Bäume tanzten im Wasser herum wie Strohhalme vor dem Winde, und das Wasser unterwühlte die Ufer und führte ganze Gärten mit sich fort. Während dessen liefen die Kinder aus den Häusern herbei und sammelten — Forellen ein, welche, durch ihren Instinct gewarnt, sich auf den Rasen schnellten, um den herabgeführten Steinen zu entgehen. Man brachte dem Fremden eine Menge dieser Fische, die in wenigen Minuten gesammelt worden waren, darunter mehrere von über zwei Pfund Schwere.

Solche Naturereignisse sind in jenen entholzten Bergen häufig genug; die Eingeborenen pflanzen darum Weiden an die Flußufer, füllen die Zwischenräume mit Flechtwerk aus und beschweren dasselbe mit Steinen. So verhindern sie wenigstens öfters, daß die Erde weggeschwemmt und die Bäume in den Gärten entwurzelt werden. Sehr häufig aber ändert sich das Flußbett doch, so daß der eine Besitzer zu Gunsten seines Gegenüber ein Stück Land einbüßt, was das türkische Gesetz zuläßt.

In Thortum blieb Deyrolle zwei Tage, mit Jagen und Zeichnen beschäftigt, und er hätte länger dort verweilt, wenn ihn nicht die unzähligen Stechmücken, die er des Nachts vergeblich durch ein Feuer von getrocknetem Mist fernzuhalten suchte, vertrieben hätten. — Die Pariser Geographische Gesellschaft hatte ihn namentlich angewiesen, die großen und schönen Kirchen, die letzten Spuren der einstigen Macht der georgischen Könige, im Thale des Thortum-su und seinen zahlreichen Seitenthälern aufzusuchen und die in historischer Hinsicht wichtigen Inschriften auf ihren Mauern zu copiren. Mit demselben dankenswerthen Eifer, welchen er beim Abklatschen der Keilinschriften von Wan entfaltet hatte, räumte der Naturforscher auch hier den Werken von Menschenhand den Vorzug vor Pflanzen und Insecten ein. Die erste Kirche, welche er aufsuchte, war die von Chachu (Schaschuli). Fünf Stunden lang stieg er das Thal von Thortum bald auf

dem einen, bald auf dem andern Ufer hinab, bei mehreren Dörfern und fruchtbaren, besonders an Obstbäumen reichen Seitenthälern vorbei; dann überschritt er die schöne spitzbogige Brücke von Kiratschli und erreichte nach zwanzig Minuten das große Dorf Wuwrik-Kapussi, das in einer großen mit Obstbäumen bestandenen Ebene liegt. Dort mündet von links (Westen) her der Chachu-su (oder Odek-su) ein, in dessen Thale nach zweistündiger Wanderung spät Abends das Dorf, von dem er seinen Namen trägt, erreicht wurde. Am folgenden Morgen besuchte er sofort die Kirche, die trotz ihrer Größenverhältnisse, welche die aller sie umgebenden Gebäude weit überragen, fast ganz im Schatten von riesigen Birnen- und anderen Fruchtbäumen versteckt liegt. Sie wird heute als Moschee benutzt, aber von den Moslim schlecht in Stand gehalten. Der Grundriß des Hauptgebäudes ist kreuzförmig; daran schließen sich Anbaue, welche einst als Capellen oder Wohnungen für Priester gedient haben. Das beachtenswertheste Architekturstück ist das Eingangsportal, welches aus sieben von Säulen und Pilastern getragenen Rundbogen besteht. Eine niedrige Mauer umgiebt das ganze Kloster; außerhalb derselben liegen etwa zehn gewölbte, knppellose Capellen zerstreut, deren eine durch ihre äußere Verzierung Aufmerksamkeit verdient. Außerdem sind in dem Orte noch mehrere andere Kirchen vorhanden, welche heute als Scheunen und Futterböden dienen. Vergebens aber suchte Deyrolle in und an allen diesen Gebäuden nach Inschriften, die ebenso wie die Wandmalereien, von denen hier und da noch Spuren sichtbar waren, durch den Fanatismus der Mohammedaner zerstört worden zu sein scheinen.

Den Vormittag über maß er die Dimensionen der Hauptkirche und zeichnete sie von verschiedenen Seiten. Am Nachmittage stieg er wieder in das Thortum-Thal und folgte

Kirche von Chachn in einem Nebenthale des Thortum-su.

demselben nach Norden hinab. Bei Uenzek verengt es sich zu einer finstern Schlucht, deren hohe Basaltfelsen drohend den Fluß überragen. An dieser Stelle führt der Weg über ein Kilometer weit im Flußbette selbst entlang, und das schäumende Wasser reichte den Pferden bis an die Brust. Glücklich wurde die gefährliche Enge überwunden. Jenseit derselben wird das Thal breiter; zur Linken thront eine Schloßruine; die schroffen Hänge des Gebirges werden sanfter und sanfter und der Erdboden verschwindet unter dem dichten Laube der Baumgärten, welche die Reisenden zu manchen Umwegen zwingen, ehe sie das Dorf Ofet erreichen. Dasselbe war wohlhabend genug, um auf gemeinsame Kosten ein Haus für fremde Gäste, wie man sie im westlichen Kleinasien häufiger findet, zu unterhalten und es mit einem gewissen Comfort auszustatten. Ein solches Nachtquartier hat jedoch den Nachtheil für den Reisenden, daß er bis spät Abends nie allein und sein eigener Herr ist; denn jeder, der zu des Hauses Unterhaltung beiträgt, hält sich auch für befugt zum Eintritt, wenn ein Fremder darin weilt.

Beim nächsten Tagesanbruch setzte der Reisende seine Wanderung das Thal abwärts fort. Dasselbe behält seinen Charakter: wo kleine Seitenflüßchen durch enge Schluchten hindurch der Hauptwasserader zuströmen, liegen die Dörfer im Schatten ausgedehnter Obstbaumpflanzungen, welche sich zwischen den kahlen, sonnendurchglühten Bergen wie wahre Oasen ausnehmen. Das Erreichen eines solchen Dorfes, dessen Einwohner dem Reisenden stets willig Früchte und Milch bringen, ist jedesmal ein Labsal und eine Erholung nach dem heißen vorangegangenen Marsche. Allmälig wird das Thal breiter und die Berge anscheinend niedriger; trotzdem bleibt der beste Weg immer noch das Bett des hier nicht tiefen und über feinen Sand dahinströmenden Flusses. Dann folgen zum Theil überschwemmte Wiesen und endlich der schmale, langgestreckte See Thortum-göl, an dessen östlichem Ufer der Reisende noch einen Kilometer hin ritt, um im Dorfe Issa ein Nachtlager zu suchen. Ein solches fand er in einem Schuppen auf dem Dache eines Hauses, der zwar allen Winden offen stand, aber erfrischende Kühle und Sicherheit gegen Flohbisse verhieß. Zwar waren dafür Stechmücken vorhanden; doch lassen sich diese leichter durch den Rauch

brennenden Mistes abhalten, und wie die Noth erfinderisch macht, so hatte Deyrolle die Gewohnheit angenommen, in solchen Lagen die Gaze seines Schmetterlingsnetzes sich über den Kopf zu ziehen, ein Verfahren, das er allen Reisenden, denen nichts Besseres zu Gebote steht, bestens empfiehlt.

Beim Nachtessen bemerkte er, daß die Hände seines Wirthes und mehrerer Anderen schwarz und schuppig waren, wagte aber nicht nach dem Grunde zu fragen. Später belehrte ihn sein Dolmetscher, daß sie ganz einfach die — Krätze hatten, welche in Issa und einigen Nachbardörfern sehr verbreitet

Kirche Eoeschk-Wank.

Portal der Kirche Eoeschk-Wank.

ist und gegen welche man mit nur geringem Erfolge nichts als eine Harzmischung in Anwendung bringt. Das war nun gerade keine angenehme Ueberraschung für den Reisenden, der sich heimlich versprach, in Zukunft vor jeder allzu nahen Berührung mit den Leuten sich zu hüten. Andern Tages mischte er ihnen eine Salbe aus Talg, Phensäure und Kampfer, den einzigen drei Ingredienzen, die ihm zu Gebote standen und von einiger Wirkung sein konnten. Ob

sie geholfen hat, steht nicht fest; wohl aber, daß er die nächsten Tage von einer Menge mit Krätze Behafteter bestürmt wurde, welche ihn um Heilung anflehten.

Issa liegt zwei Kilometer vom See entfernt; diese kurze Strecke wurde noch vor Sonnenaufgang des nächsten Tages bald durchschritten, und der Punkt erreicht, wohin ein Boot bestellt worden war. Es war eines der primitivsten Fahrzeuge, die man sich vorstellen kann: zwei ausgehöhlte Baumstämme waren mittelst starker Querhölzer an einander befestigt und trugen eine Dielung von langen Bohlen; zwei mächtige Ruder ruhten auf großen Tragehölzern und wurden von je einem Manne bedient, der in einem der hohlen Baumstämme stand. Der Bootsherr steuerte das ganze Gefährt mittelst eines schaufelförmigen Ruders.

Selten — sagt Deyrolle — hat er ein herrlicheres Schauspiel gesehen als den See von Thortum im Glanze der aufgehenden Sonne, die schöne langgedehnte Wasserfläche zwischen hohen, schroffen, nackten Bergen, deren gelbe und rothe Tinten in unerhörter Tiefe aus den azurnen Wassern heraufspiegelten. Nur Adler und Falken unterbrachen mit ihrem gellenden Schrei die tiefe Stille, welche über der entzückenden Landschaft schwebte. Langsam glitt das ungefüge Fahrzeug über den stillen See und landete endlich in einer kleinen Bucht, wo die Ruderer ans Land sprangen und aus einem nahen in einer Schlucht versteckten Obstgarten Früchte herbeiholten, während der Reisende am Strande nach Insecten suchte und vergeblich nach den großen Fischen schoß, die sich lustig aus dem Wasser emporschnellten. Als die Bootsleute das sahen, holte einer von ihnen eine kleine lazische Flinte aus dem Boote und legte sich am Ufer platt auf den Bauch. Es dauerte auch nicht lange, bis die durch die ersten Schüsse verscheuchten Fische wieder über der Wasserfläche auftauchten. Da zielte der Mann und schoß und im selben Augenblicke zappelte der etwas hinter den Kiemen getroffene Fisch, eine schöne, dreipfündige Forelle, auf dem Wasser. Es war ein bewundernswerther Schuß; daß er nicht vom Zufall begünstigt gewesen, bewies der Schütze, welcher ihn in der nächsten halben Stunde dreimal wiederholte und stets genau an diefelbe Stelle traf.

Der See ist etwa acht Kilometer lang, eine Entfernung, zu welcher die Ruderer drei Stunden brauchten. Nur ein einziges großes und von Gärten umgebenes Dorf liegt an seinen Ufern. Von den angeblich in Menge vorhandenen Wasservögeln konnte der Naturforscher nur einige Cormorane und Taucher bemerken und erlegen. Am untern, nördlichen Ende des Sees ließ er landen und besuchte den schönen, mehr als 30 Meter hohen und etwa 20 Meter breiten Wasserfall, welchen der Fluß beim Austritt aus dem See bildet. Eine in der Gegend selbst weit verbreitete Sage läßt letztern infolge eines Erdbebens entstanden sein. Deyrolle ist auch geneigt, nach seinem allgemeinen Aussehen, den steilen Felswänden ringsum und seiner stellenweise sehr bedeutenden Tiefe (der armenische Geograph Indschidschean giebt ihm 105 Ellen Tiefe und die An- und Umwohner erklären ihn nach allverbreiteter Sitte für unergründlich) ihm nur ein ziemlich geringes Alter einzuräumen. Bei einer vulcanischen Hebung mag ein Theil des Gebirges in das Thal gestürzt und dasselbe abgesperrt haben; so bildete sich das Wasserbecken, dessen Ueberschuß in jenem Wasserfalle und einer Reihe kleinerer Cascaden weiter zu Thale fließt. Mehrmals übrigens fragten die Bootsleute den Fremden, ob es kein Mittel gebe, den See zu entleeren; denn sie meinten, daß er mehrere Dörfer mit seinen Fluthen bedecke und daß unten Schätze zu finden seien.

Die Heimfahrt verlief ebenso ruhig wie die Thalfahrt, nur daß die Ruderer stärker gegen die ziemlich bedeutende Strömung anzukämpfen hatten und bei dem einzigen Dorfe am Ufer (Chyk der Karten) anlegen mußten, um sich zu verschnaufen. Deyrolle benutzte den Aufenthalt, um nach georgischen Resten zu suchen; er fand auch wirklich eine zerstörte Capelle, aber sie bot kein weiteres Interesse dar. Der Dorfälteste, ein ehrwürdiger Laze mit weißem Barte, setzte ihm treffliche Maulbeeren vor und nahm dafür an dem Forellengerichte Theil; auch er wiederholte die Frage nach der Trockenlegung des Seebodens, den er in fruchtbare Aecker zu verwandeln gedachte.

Am nächsten Tage besuchte Deyrolle die nach Angabe der Einheimischen bedeutendsten Ruinen der Gegend, die von Coeschk-Wank westlich von Issa. Der Thortum-su wurde dort, wo er in den See mündet, durchfurthet, und dann führte der Weg in ein großes Seitenthal, welches von Westen her rechtwinkelig zu dem Hauptthale sich öffnet. Schon nach einer Stunde wurde das Dorf Coeschk erreicht; dann verengt sich plötzlich das Thal, biegt scharf nach rechts (Norden) um und windet sich durch riesige Felsmassen hindurch bis zur schönen Kirche Coeschk-Wank, dem „Kloster", wie es die Mohammedaner einfach nennen. Die dazu verwendeten Steine sind vortrefflich zugerichtet und haben einen schönen gelben und rothen Ton angenommen. Der Grundriß, den Deyrolle aufnahm, hat Kreuzesform; die Kuppel hat wohlthuende Verhältnisse und hebt sich scharf vom Lufthimmel ab. Der schönste Theil des Gebäudes, des bemerkenswerthesten Denkmales georgischer Kunst, dem sich keine Kirche in Transkaukasien und Russisch-Georgien an die Seite stellen darf, ist die südliche Façade. Dabei sind dort noch viele Inschriften erhalten, deren interessanteste sich unter dem kleinen Südportal findet. Ihre Buchstaben waren größerer Deutlichkeit halber innen mit rother Farbe gefüllt. Auch im Innern läuft rings um den Chor eine Inschrift, welche die Frescomalereien auf den Fensterpfeilern zu erklären scheint. In alten Zeiten waren die Wände der Kirche jedenfalls ganz mit Wandgemälden bedeckt.

Am selben Abend noch kehrte Deyrolle nach Issa zurück, am folgenden Tage nach Thortum und am 14. August machte er sich von dort westwärts nach Ispir auf, quer über die Hochebene im Norden des Gebirges Gök Dagh, welches die Thäler des obern Euphrat, des obern Tscharuch und des Thortum-su von einander trennt. Ueber eine Folge kleiner Thäler und Schluchten hinweg erreichte er ein Gebiet ausgedehnter Alpenwiesen, wo zahlreiche schöne Herden weideten. Zur Seite blieben eine ganze Anzahl von Dörfern und ein seit Monaten nicht gesehener Fichtenwald. In Wartans, einem nur von armenischen Hirten bewohnten Dorfe, machte er erst Halt; dasselbe liegt 2800 Meter hoch, so daß es im Schatten dort ziemlich kalt ist. Einige benachbarte Höhen tragen selbst auf der Nordseite noch Schnee. An gut geschützten Stellen sind einige Felder mit Roggen bestellt; aber die Aehren sind noch grün, während man unten im Thortum-Thale schon mitten in der Ernte sich befindet. Auf diesem Plateau entspringen die meisten linken Zuflüsse des Thortum-su, deren Oberläufe er jetzt hier oben überschreitet, nachdem er ihre Mündungen schon früher gesehen. Am zweiten Tage Morgens erreichte er Norschin, das größte Dorf auf der ganzen Hochebene des Giaur-Dagh, der seinen Namen („Berg der Ungläubigen") von den ihn bewohnenden Christen trägt. In Norschin wohnen ausschließlich Katholiken, deren Pfarrer den Reisenden herzlich empfing und zur Nacht bei sich behielt. Derselbe war, eine seltene Ausnahme unter den armenischen Priestern, ein wenig unterrichtet und sprach selbst einige Worte Französisch. Von ihm zuerst erhielt Deyrolle die Nachricht von dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges und von den ersten Nieder-

lagen seiner Landsleute, ohne derselben jedoch vollen Glauben beizumessen.

Das nächste Ziel des Reisenden waren die noch bewohnten Burgtrümmer Fisrik-kale. Der Vormittag verlief ohne ein besonderes Erlebniß, aber der Nachmittag brachte ein Gewitter von ungewöhnlicher Heftigkeit, welches ihn in ziemlicher Höhe in der Nähe einer ganz mit Schnee bedeckten Bergspitze überfiel. Zwei Stunden lang strömten Regen und Hagel auf jene hohen nur mit einem feinen kurzen Grase bedeckten Plateaus herab. Kein Obdach weit und breit, und dabei waren die jungen Armenier, welche den Franzosen begleiteten, nur mit dünnem Baumwollenstoffe bekleidet und hatten von den riesigen Hagelkörnern sehr zu leiden. Der Pfad schlängelte sich über den scharfen Kamm einer Bergkette, welche zwei tiefe Waldthäler von einander trennte; den Weg zu verlassen, um seitwärts ein Unterkommen zu suchen, war unmöglich. Endlich zeigte sich in der Ferne am Vereinigungspunkte mehrerer Thäler, die nordwärts nach dem Tscharuch zu sich senken, Fisrikkale, auf dem Gipfel einer isolirten Felsmasse gelegen. Der letzte Theil des Tagesmarsches war noch schwierig genug, da man vor Erreichung des Schlosses erst bis auf den Grund eines Thales hinabsteigen mußte und der vom Regen erweichte Boden unter den Hufen der Pferde mehrmals nachgab. In der Festung selbst fand Deyrolle Unterkunft bei einem alten Lazen, der ihm die Gastfreundschaft anbot.

Dieser lange Tagemarsch hatte ihn in ein Land gebracht, welches von dem soeben Monate lang durchstreiften ganz verschieden war. Es ist ein gewaltsam umgewälztes Gebiet mit üppiger, reicher Alpenflora. Der eben erwähnte scharfe Gebirgskamm macht die Grenze: südlich und südöstlich davon Steppenvegetation, nordwärts der Ritterspron und Eisenhut, die Rhododendren, Buchsbäume, Buchen und die riesigen Tannen des pontischen Gebirges, welche eine gute Insectenausbeute verhießen.

Trümmer einer georgischen Kirche.

Weder Fisrik-kale noch seine Umgegend enthält irgend welche Inschrift, so daß Deyrolle am folgenden Morgen seine Reise bald fortsetzte. Von nun an ändert sich die Tracht der Einwohner merklich; denn er befand sich ganz in Lazistan. Die weiße Haut und die feinen Haare der Leute bewiesen neben ihrer Kleidung, daß er es jetzt mit Kaukasiern (mittelländische Race) zu thun hatte, welche sich in diesen abgelegenen, schwer zugänglichen Gebirgsthälern bis auf den heutigen Tag unvermischt und rein erhalten haben von jenen Tagen an, wo Xenophon ihre Bekanntschaft machte und später Procopius von ihnen berichtete. Für die Erhaltung der alten Bevölkerung spricht auch ein Umstand, der in seinem scharfen Gegensatz zu den von türkischer Zunge eroberten Gebieten sofort allen Beobachtern aufgefallen ist, nämlich die fast vollständige Erhaltung der von den alten Autoren überlieferten Namen der Küstenflüsse und Hafenorte in der heutigen Volkssprache (C. Ritter's Erdkunde XVIII, S. 929). So hat sich Susurmaena als Sürmeneh, Ophius als Of, Rhizus als Risa, Athenae als Atina, Archabis als Archaweh, Cissa als Kisseh, der Hafen Bathys als Batum u. s. w. erhalten.

Die Lazen, welche zusammen mit den Mingreliern, Suanen und Georgiern den gesonderten iberischen Sprachstamm bilden, sind groß und wohlgewachsen *); ihre eng an den Leib anschließende Kleidung nimmt ihnen nichts von ihrer Geschmeidigkeit und Anmuth. Ueber die Frauen vermag Deyrolle nichts zu sagen; denn sobald dieselben ihn von Ferne erblickten, nahmen sie Reißaus. — An die Stelle des Turbans und Käppchens tritt eine Art wollener Kapuze, deren Zipfel um den Kopf geschlungen werden, eine ebenso bequeme wie charakteristische und elegante Kopfbedeckung. Auf der Brust tragen die Lazen ebenso wie die Georgier oder Grusier Patronenhülsen aufgenäht, die wie die ganze Kleidung mit silbernen und goldenen Borten besetzt sind. In dem mit Kupfer eingefaßten Gürtel stecken stets eine Anzahl Waffen, darunter ein breiter, kurzer Dolch statt des sonst üblichen Yatagan. Auch ihre Flinten sind kürzer als sonst.

Von Fisrik aus ging es mehrere Stunden lang bergauf und bergab nach dem Dorfe Zagus, welches ganz aus Holzhäusern besteht und einen malerischen Anblick gewährt. Vergeblich suchte er dort einen Führer nach Hischen, wo der Kaimakam des Districts wohnt, zu bekommen; die Dörfler hielten ihn für einen türkischen Beamten und begegneten ihm darum schlecht. Er mußte sich also in dem wilden Berglande seinen Weg allein suchen, was ihm auch so ziemlich gelang. Gegen Abend erreichte er das breite, schöne Thal des Tscharuch und erblickte vor sich auf einem kegelförmigen Ausläufer des Gebirges den Flecken Hischen, wo ihn der Kaimakam freundlich aufnahm, aber ihm zugleich die Kriegsnachrichten bestätigte. Dies trieb ihn zu größerer Eile an; in dreistündigem Marsche das Tscharuch-Thal aufwärts erreichte er

*) Dagegen giebt ihnen der Botaniker Prof. K. Koch eine untersetzte Figur wie den Grusinern, ein volles, rundes, regelmäßiges Gesicht und eine kleinere Statur, als die Grusiner besitzen. Die Haare sind vorherrschend hellbraun, oft sogar blond, aber sehr selten schwarz. (Ritter's Erdkunde XVIII, S. 932.)

am 17. August Kosaba (1800 Meter hoch), wo sich auf einer mächtigen Felsmasse ein festes Schloß erhebt, das größte weit und breit. Von Inschriften enthält es nur eine einzige arabische bei dem spitzbogigen Eingangsthore. Das jetzt in Trümmern liegende Schloß selbst, welches den Weg durch das obere Tscharuch-Thal vollkommen beherrscht und darum stets von Wichtigkeit war, verdankt seine Erbauung verschiedenen Epochen; neben Spitzbogen und arabischen Bauformen unterscheidet man Reste von Capellen und christlichen Bauten. Von der Spitze eines hohen, halb zerstörten Thurmes hat man eine schöne Rundsicht auf die umliegenden Thäler und ihre zahlreichen an den Bergabhängen liegenden Dörfer; dieser Punkt ist für geographische Aufnahmen sehr geeignet und wurde auch von Deyrolle dazu benutzt.

Am nächsten Tage (18. August) machte er einen großen Tagemarsch. Höher hinauf am Tscharuch werden die Gebirgsformen sanfter und das Thal breiter; an die Stelle der großen Waldbäume tritt Eichengebüsch und die Dörfer sind wieder wie in Kurdistan und im Thale von Thortum von großen Obstbaumpflanzungen umgeben. Ein zweistündiger Umweg nach dem Klostergehöfte Surp-Owannes, welches eine berühmte Kirche mit dem kleinen Finger Johannes des Täufers als Reliquie zu besitzen sich rühmt und einst zahlreiche Inschriften aufzuweisen hatte, erwies sich als fruchtlos: die Lazen hatten alle Inschriften völlig zerstört. An diesem Tage wurde in Nörkak übernachtet, am nächsten beim Müdir in Perghitzi (Perghisi), welcher schon einen andern Gast, einen bettelnden Derwisch, beherbergte. Es war das ein starker,

Laze.

Bettelnder Derwisch.

kräftiger Kerl von etwa vierzig Jahren, mit energischem Gesichtsausdruck, eckigen Zügen, schwarzen Augenbrauen und lang herabwallenden Haaren. Bei Tische zeigte er sich als lustigen Gesellschafter; schon vierzehn Tage pflegte er sich bei dem Müdir, hatte sich aber noch nicht entschieden, wem er weiterhin die Ehre geben würde. „Ich werde gehen, wohin mich der Finger Gottes weist, und beim Armen ebenso gut bleiben wie bei dem Reichen. Ich werde bei ihnen Brot und Salz essen und ihnen dafür das Gebet und das Wort Gottes bringen.“ Doch schien der ehrwürdige Bettler im Ganzen die reichen Häuser vorzuziehen; denn er war, eine seltene Ausnahme unter der Gesellschaft, an Leib und Kleidung sehr reinlich. Das Ziegenfell z. B., das ihm als Bett und Gebetsteppich diente, war von blendender Weiße und Sauberkeit.

Am folgenden Tage erfuhr Deyrolle von einem Zaptieh, daß der Derwisch eine sehr gefürchtete Persönlichkeit sei, weil er der hohen mohammedanischen Geistlichkeit als Spion diene. Mehr als einmal schon hätten es mächtige Beis bitter zu bereuen gehabt, daß sie ihn nicht gut aufgenommen. Beim Weitermarsche wurde ein großes Dorf mit prachtvollen von Früchten überladenen Aprikosenbäumen passirt. Trotzdem es schon Ende August war, gab es noch herrliche Aprikosen; die Einführung dieser Art in Europa würde sich lohnen, da sie es noch in 2000 Meter Höhe, wo strenge und späte Fröste nichts Seltenes sind, zu großer Reife und Süße bringen. — Dann bog der Weg vom Tscharuch ab und führte über Hochebenen nach Baiburt (s. Bd. XXIX, S. 340). Dort aber gestattete ihm der Kaimakam nicht, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und den directen, aber wegen seiner Un-

sicherheit verrufenen Weg nach Sürmeneh (am Schwarzen Meere östlich von Trapezunt) einzuschlagen; denn erst unlängst war auf demselben der französische Consul ausgeplündert worden, was ihm, dem Kaimakam, beinahe seine Stelle gekostet hätte. Er mußte also auf dem Sommerwege, den er schon im Frühjahr in umgekehrter Richtung zum Theil zurückgelegt hatte (s. Bd. XXIX, S. 341), nach Trapezunt reisen. Ueber Besch-kilissa (d. i. Fünfkirchen), wo er übernachtete und die Ruinen der fünf Kirchen zeichnete, welche dem Ort den Namen gegeben, und den Chan von Yanli, wo er die zweite Nachtstation machte, erreichte er am dritten Tage bei Sonnenuntergang Trapezunt. Dort veranlaßten ihn die traurigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, seine Reise sofort abzubrechen und am 25. August schon mit seinen Inschriften und naturwissenschaftlichen Sammlungen abzureisen. Am 13. September langte er in Paris an.

Das Schloß von Kosaba im obern Thale des Tscharuch.

Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten.

Von **Dr. W. Erman.**

II.

Seinen Ausflug nach Kpando, einem Ort von 2500 Einwohnern, dem Hauptmarktplatz für alle umwohnenden Stämme, wo Straßen von Norden, Nordwesten und von der Küste sich vereinigen, beschreibt Bonnat wie folgt:

„Am Sonnabend, den 19. December, brach ich um $5^1/_2$ Uhr Morgens auf (vom Lager bei Nkomi) und erreichte Kpando um 8 Uhr, nachdem ich eine Viertelstunde zuvor einen Hügel passirt hatte. Kpando war vor wenigen Jahren noch ein sehr wichtiger Mittelpunkt des Handels. Jetzt ist die Stadt nur noch ein Schatten dessen, was sie war, da die Aschanti sie vollständig zerstörten und die Einwohner theils vertrieben, theils gefangen mit sich fortführten. Indessen beginnt die Stadt sich wieder zu erheben, da die zerstreuten Einwohner sich wieder sammeln. Ich sah schon 200 bewohnte Häuser und 500 andere waren im Bau. Das Ganze besteht aus drei Gruppen oder Weilern. Die Bauart ist hier etwas abweichend von der mir sonst bekannten. Gewöhnlich erhebt sich in der Mitte eines sehr großen Hofes ein auf Pfeilern oder Pfosten ruhendes Grasdach von 30 bis 45 Fuß Länge und 14 bis 18 Fuß Breite. Darunter wird gekocht und die Frauen spinnen ihre Baumwolle. Dieser Platz ist sehr sauber gehalten. Auf den vier Seiten des Hofes befinden sich lange, enge Bauten, deren einzelne Abtheilungen jede eine Behausung oder ein Zimmer für sich bildet, mit besonderer Oeffnung, die aber selten durch eine Thür verschließbar ist. Diese Zimmer von 6 Fuß im Quadrat dienen als Schlafräume.

Im Hause eines Häuptlings wird die eine Seite des Hofraums von einem großen Schuppen eingenommen, der als Versammlungsort zur Rechtsprechung und zur Verhandlung von Geschäften dient.

Die Stadt ist durchaus unregelmäßig angelegt. Es giebt weder Straßen noch Plätze. Jeder baut sein Haus, wo es ihm gefällt; zwischen den Häusern wächst Gras. Hier und da sieht man kleine Thürme von 4 bis 12 Fuß Umfang und 3 bis 6 Fuß Höhe, die, auf Holzklötzen aufgestellt, den Erdboden nicht berühren. Sie sind mit einem kreisrunden Deckel verschlossen und haben Aehnlichkeit mit Bienenkörben. Sie dienen als Speicher für den Reis, der das Hauptnahrungsmittel abgiebt, wenn die Yams erschöpft sind.

Es war gerade Markt, der nahe bei der Stadt unter großen Bäumen abgehalten wurde, an einem für diesen Zweck bestimmten Platz. Ich besuchte ihn am Nachmittag zweimal. Am meisten wurde mit Lebensmitteln gehandelt, mit Reis, Yams, spanischem und gewöhnlichem Pfeffer, Fleisch und geräuchertem Fisch. Es waren auch Leute von Ada anwesend, die europäische Producte feilboten, z. B. Messer und rothe Baumwollfäden, welche die Eingeborenen in ihren Webereien den weißen hinzufügen, Taback und englische Gewebe. Doch war der Umsatz nur mittelmäßig, da die Leute des Landes durch den Krieg verarmt sind und die als Münze dienenden Kauris sehr selten waren."

Um Frieden zwischen den Awume und ihren nördlichen Nachbarn, dem mächtigen Stamm der Nkonjan, zu stiften, machte Bonnat etwas weiter oberhalb einen andern Abstecher östlich vom Volta in das Gebiet der letzteren:

„Am 2. Januar Nachmittags mache ich einen Ausflug nach Bobokrume am rechten Ufer, von wo man eine weite Aussicht genießt. Gegen Nordosten sieht man den hier geradlinig fließenden Volta über 10 Meilen weit, mit seinen schroffen von tausendfarbigen Lianen bedeckten Ufern. Sein Wasser ist klar, die Strömung hier nicht sehr stark. Ungefähr 9 bis 10 Meilen östlich sehe ich eine nordsüdlich verlaufende Reihe von ziemlich hohen Bergen. Einer von abgerundeter Gestalt erhebt sich isolirt inmitten der Ebene. Am Fuß dieser Berge wohnen die Nkonjan in 27 wie es scheint bedeutenden Dörfern. Am folgenden Tage breche ich mit Herrn Bonnerman *) und unseren Leuten in östlicher Richtung auf. Unser Weg führt uns an dem oben erwähnten isolirten Berge vorbei, und um 10 Uhr erreichen wir das Nkonjan-Dorf Ntumena. Es liegt am Fuß der Berge umgeben von einem Walde von Palmen und von den reichsten Pflanzungen. Da wir die ersten Europäer sind, die dies Land betreten, so ist die Neugierde der Eingeborenen gewaltig. Sie kommen in Menge herbei, halten sich aber in respectvoller Entfernung. Die meisten tragen Schurze, einzelne aber, namentlich die jungen Mädchen, entbehren jeglicher Bekleidung. Als Race sind diese Leute vielen anderen Afrikanern überlegen und zeigen große Aehnlichkeit mit den Aschanti.

In Ntumena angekommen nahmen wir unter einem Baume Platz. Mit Ausnahme von Kpando und Aknamm ist Ntumena eine der größten Ortschaften dieser Gegend. Sie zählt etwa 1200 Einwohner und ist durch ihre herrliche Lage hart am Gebirge ausgezeichnet. Hier wie in Kpando giebt es keine regelmäßigen Straßen. Die Versammlungen finden unter weitverzweigten Bäumen mit entblößten Wurzeln statt, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der müßigen Leute. Doch sah ich unter einigen dieser Bäume Weber in Thätigkeit, die ihr Schiffchen flink auf schmalem Webstuhl spielen ließen.

Die Reis- und Maniokspeicher sind hier zahlreicher, solider und eleganter als in Kpando. Sie haben die Gestalt einer Urne mit drei, fünf oder sieben Füßen, die wiederum auf Steinen ruhen **). Die kleinen und mittleren Urnen haben einen irdenen Deckel, die größeren einen tragbaren Aufsatz aus Stroh.

Lebensmittel sind hier sehr billig. Für drei Yamwurzeln bezahlt man 175 Kauri, die ungefähr einen Werth von 12 Centimes repräsentiren."

Auch hier erreichte Bonnat seinen Zweck, die Streitigkeiten der Stämme beizulegen, zur Zufriedenheit. Seine Versicherung, daß er des Handels wegen gekommen sei, erregte in der feierlichen Zusammenkunft mit den Häuptlingen die allgemeine Freude der Anwesenden, und man versicherte ihm, so viel Palmöl produciren zu können, wie er nie im Stande sein würde zu kaufen.

Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse für den Reisenden, als er das Gebiet des ebenfalls am linken Ufer ansässigen Crake-Stammes zu passiren hatte, da derselbe bisher den Transithandel zwischen Salaga und der Küste ausschließlich in Händen hatte und somit in Bonnat einen gefährlichen Rivalen sehen mußte. Doch gelang es ihm, am 23. Januar die Erlaubniß zur Weiterreise zu erhalten, die er von hier aus zu Lande am östlichen Ufer des Volta fortsetzte, da der Fluß weiterhin nach den Aussagen der Eingeborenen durchaus unpassirbar sein sollte.

Ohne weitere Hindernisse erreichte Bonnat nun nach Ueberschreitung des bedeutenden bei seiner Mündung in den Volta 120 Meter breiten und sehr tiefen Flusses Daka das Reich Serim oder Ntah, dessen Haupthandelsstadt Salaga (oder, was Bonnat für die richtigere Form erklärt: Saraha) das Hauptziel seiner Reise bildete.

Lassen wir Bonnat wieder selbst das Wort nehmen:

„Freitag, den 28. Januar. Wir brechen früh am Morgen auf und begegnen einem Dutzend Sklavinnen, die von vier mohammedanischen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Soldaten escortirt werden. Sie machen Halt und recitiren mir einige Koranverse.

Um 5 Uhr erreichen wir Crompe, eines der ältesten Dörfer des Landes. Bei der Verwüstung durch die Aschanti sind nur 40 bis 50 Häuser übrig geblieben, die unter einander durch Mauern verbunden sind, was dem Dorf ein festungartiges Aeußere verleiht, außerdem eine herrliche Banane, in deren Schatten ein mohammedanischer Häuptling sitzt. Wir folgen der Einladung, die Nacht in Crompe zuzubringen, worauf alles herbeieilt um uns zu sehen. Die Frauen, die sich vor uns niederwerfen, sind ganz hübsch und haben sanfte Augen: aber die Tättowirung, besonders im Gesicht sowie an Hals, Brust und Armen, wirkt entstellend. Am Abend haben wir ein Concert mit Sokoda (Büffelhorn), Cymbeln und Tam-tam, dazu Tänze beim Schein eines Grasfeuers.

Sonnabend, den 29. Januar. Um 8 Uhr erblicken wir Peme, die Hauptstadt von Serim und Residenz des Königs von Salaga. Vier oder fünf Krieger kommen uns entgegen und überbringen uns als Geschenk ihres Fürsten einen großen Topf mit aus Hirse bereitetem Bier. Dann marschiren wir in guter Ordnung weiter, nachdem wir unsere Fahnen entfaltet haben. Nach Passirung einer langen Reihe Häuser erreichen wir einen großen mit Gras bewachsenen Platz, an dessen anderm Ende uns ein großer Häuptling auf Befehl des Königs unter einem Baum erwartet. Er sitzt

*) Einem an der Expedition Theil nehmenden Kaufmann.

**) Aehnliche Kornspeicher der Bongo, Niam-niam und der Golo sind abgebildet bei Schweinfurth, Artes africanae, Taf. VI, XI und XXI (s. auch „Globus" XXVIII, S. 259). Er bemerkt zu Taf. VI, Fig. 1: „Solche auf Pfosten ruhende Speicherhütten sind im gesammten Centralafrika, so weit die Verbreitung der Tropenregen und weißen Ameisen reicht, im Gebrauch und dienen zum Aufbewahren der Kornvorräthe."

Interessant ist namentlich der Niam-niam-Speicher auf Taf. XI, Fig. 3, an welchem „die vier Pfosten, welche die Speicherhütte zum Schutz gegen Bodennässe und Termiten tragen, durch Anbringung von planconvexen Thonringen, die sie kragenartig umfassen, ausgezeichnet sind. Diese Vorkehrung soll einem Erklimmen der Pfosten durch Ratten vorbeugen." Sie findet sich nicht nur in Neuguinea wieder, wie Schweinfurth bemerkt, sondern auch im Wallis, wo zur Abhaltung der Ratten zwischen dem Boden des Speichers und den 4 bis 6 Pfosten, die ihn tragen, je eine runde etwa zollstarke Steinplatte von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser eingefügt ist. Diese Vorrichtung beschreibt schon Saussure, Voyages dans les Alpes 1786, Tome 2, p 292.

nach orientalischer Weise auf über einander geschichteten Fellen und lehnt sich, halb liegend, auf ein gesticktes Kissen. Er theilt uns mit, daß der König ihn gesandt habe, um die Mittheilungen entgegenzunehmen, die wir zu machen haben. Dies setzte uns in Erstaunen und mißfiel uns zugleich, da daraus zu schließen war, daß uns der König nicht in Person empfangen wollte, ohne Zweifel infolge der falschen Gerüchte, welche die Leute von Crake in Umlauf setzen. Um ihre Pläne zu durchkreuzen, beschloß ich, so entgegenkommend wie möglich aufzutreten.

Als man mich ausfragen wollte, schützte ich Müdigkeit vor und bat um eine Wohnung. Der Häuptling wies mir ein benachbartes Haus an, welches ich aber ablehnte, da ihre Hütten für Europäer bei Tag wie bei Nacht unbewohnbar seien, und bat ihn, mir einen Baum zu bezeichnen, unter dem ich mich einrichten könnte. Er ließ mir die Wahl, worauf ich unser Gepäck unter zwei einen großen Platz beschattenden Bäumen niederlegen ließ. Bald waren wir von Neugierigen aus der Stadt umringt, die nicht weniger als 6000 Einwohner zählt. Es kamen sogar namentlich reiche Leute auf ihren arabischen Pferden aus Salaga, wohin sich das Gerücht von unserer Ankunft verbreitet hatte.

Gegen Abend ließ mir der König einen Gruß entbieten und mir ankündigen, daß er mich am andern Tage öffentlich empfangen werde.

Sonntag, den 30. Januar. Von früh an strömt die Menge aus Salaga herbei, gegen Mittag kommen mehr als 300 Reiter, und endlich um 1 Uhr verkünden mir Boten, daß der König bereit ist, mich zu empfangen.

In meinem besten weißen Anzug, begleitet von Herrn Bonnerman und von meinen Leuten, folgte ich den Boten auf einen großen Platz, auf den sich auch die Reiter begeben hatten.

Ich wurde zuerst zu der weniger zahlreichen von zwei großen Gruppen geführt, an deren Spitze sich der Häuptling, mit dem ich gestern verhandelt hatte, befand. Er ist eine Art von Unterkönig, dem Peme zur Hälfte gehört. Nach Begrüßung dieser Gruppe wurden wir zu der andern, zahlreichern, geführt. Ich verbeugte mich vor zwei reich gekleideten Greisen, die nach orientalischer Sitte auf Leoparden- und Löwenfellen kauerten, mit ihren Rosenkränzen in den Händen und umgeben von ihren Frauen und Kindern. Ich wußte nicht, welches der König war, und wendete mich zu einer dritten Gruppe, in der ich keine hervorragende Persönlichkeit bemerkte. Und doch befand sich gerade in ihr, wie ich später erfuhr, der König.

Nach beendeter Begrüßung wurde ich wieder zur ersten Gruppe geführt, wo zwei Stühle Herrn Bonnerman und mich erwarteten. Wir ließen sie zu der Hauptgruppe tragen, wo Herr Bonnerman eine vorbereitete Rede verlas, in der er von seiner frühern Reise, von Codjo-Ade, von dem Widerstande, den wir in Crake gefunden hatten, sprach, ohne aber mit einem Worte den Handel als den Zweck unserer Reise zu bezeichnen. Sobald er sein Accra-Patois beendet hatte, welches der Dolmetscher in Aschanti übersetzte, ergriff ich das Wort und sprach Englisch. Als ich aber bemerkte, daß der Dolmetscher meine Gedanken falsch wiedergab (traduttore tradittore), sprach ich selbst Aschanti. Ich sagte, daß ich während meiner Gefangenschaft bei den Aschanti die bis dahin den Europäern unbekannte Bedeutung von Saraha kennen gelernt habe. Seitdem habe mich der Wunsch beseelt, diese Stadt kennen zu lernen und in ihr eine Handelsniederlassung zu gründen, welche wichtige Beziehungen zwischen den Märkten des Innern und den Europäern der Küste eröffnen sollte. Ich erwähnte die Hindernisse, die ich zu überwinden gehabt hatte, und schloß, indem ich mich glücklich schätzte, als erster Europäer diese durch ihren Handel berühmte Stadt erreicht und Beziehungen mit ihr angeknüpft zu haben.

Als ich geendet hatte, tauchte aus der Gruppe zur Linken der Kopf eines Greises auf, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, weil er gelegen hatte. Jetzt richtete er sich auf, warf die Kappe seines reichen rothen Burnus zurück und stützte sich mit einem Arm auf ein Kissen. Es war der König.

Er ließ mir durch seinen Dolmetscher erwidern, daß er sehr glücklich sei, mich zu empfangen und meine guten Absichten zu vernehmen, daß Saraha dem Handel aller Nationen gehöre und sein Thor bisher nur auf Befehl ihrer Unterdrücker, der Aschanti, für die Küste verschlossen gewesen sei, daß er aber an die Verwirklichung meiner Wünsche glaube. Schließlich aber richtete er die Frage an mich, was ich zu thun gedächte, wenn die Aschanti das Land von Neuem beunruhigen würden.

Ich antwortete, das Vergangene sei vergangen, in Bezug auf die Zukunft aber müsse man auf Gott vertrauen. Der arme alte König war in dem Glauben, daß wir gekommen seien, um seinem Nebenbuhler, dem Häuptling, der uns gestern empfangen hatte, zu helfen, und ihn selbst zu entthronen. Auch dies beruhte auf einer Intrigue der Leute von Crake. Doch derjenige von unseren Leuten, den man beschuldigte, Namens Cruku, leistete einen Eid, indem er einen Stein hinter sich warf, daß er niemals einen solchen Plan verfolgt habe. So wurde das Mißtrauen des alten Königs beseitigt und der Tag war gewonnen.

Salaga und sein Handel sowie Centralafrika (!!)*) waren endlich den Europäern erschlossen.

Nach Beendigung der Empfangsfeierlichkeit sandte ich dem König, seinem Gegner und dem Chef der Mohammedaner Geschenke.

Der König ließ mir seinen Dank sagen, die beiden anderen kamen in Person, der Chef der Mohammedaner auf seinem mit Amuleten behängten Pferde, das seltsame Decken trug. Kurz darauf kam ein Bote vom König in vollem Schrecken, um mir mitzutheilen, daß ein anderer Weißer auf dem Wege von Aschanti her sich nähere, und um mich zu fragen, was ich davon wisse. Ich gab zur Antwort, daß der Gouverneur der Küste von seiner Absicht gesprochen habe nach Salaga zu gehen, daß ich aber bezweifelte, daß er der Ankömmling sei. Auf jeden Fall aber könne ich eidlich versichern, daß dieser Europäer nur mit guten Absichten komme.

Obgleich der Nachmittag schon vorgerückt war, beschlossen Herr Bonnerman und ich, einen Ausflug nach Salaga zu machen. Einen Augenblick später befanden wir uns auf dem Wege, in unseren Hängematten und gefolgt von unseren Leuten. Zehn Minuten später erblickten wir Salaga, das sich in einer breiten Vertiefung der Ebene erstreckt.

Die Tausende von Hütten bilden eine große, zusammenhängende Reihe von über $1^1/_2$ Kilometer Länge **).

Große Bäume erheben sich hier und da über den Wohnungen. Unsere Leute waren begeistert von diesem Anblick, unsere Träger liefen mehr als sie gingen. Wir kamen an zahlreichen Herden von Ziegen, Kühen, Schafen, Eseln und Pferden vorbei und bald erreichten wir die ersten Hütten. Die Menge, die auf unserm Weg zusammenströmte, war so groß, daß wir zu Fuß weitergehen mußten. Am Ende des Marktplatzes erfuhren wir, daß der angekündigte Europäer angekommen sei und unter einem Baum Platz genommen habe. „Wenn es Goldsbury wäre?" sagte Herr Bonnerman.

*) Diese kolossale Großsprecherei sticht auffallend gegen den im Ganzen nüchternen Ton des Tagebuches ab.

**) Die Stadt hat nach Bonnat's Schätzung 15,000 bis 18,000 Einwohner, vor dem Aschanti-Kriege 40,000 bis 45,000.

(Herr Goldsbury ist der Commandant von Accra.) In der That war er es, den wir voll Ueberraschung begrüßten. Ich erfuhr am folgenden Tage, daß er in Usuta von unserer Anwesenheit am obern Volta gehört hatte. Darauf war er mit Zurücklassung seines Gepäcks, seines Betts, seiner Diener in acht forcirten Tagemärschen herbeigeeilt, um vor uns einzutreffen; kam aber 48 Stunden zu spät. So war denn die Erwiderung meiner herzlichen Begrüßung eine etwas kühle."

Die Absicht des englischen Gouverneurs bei seiner Reise nach Salaga ist, eine Handelsverbindung mit der Küste und zwar auf dem Landwege am linken Volta-Ufer zu eröffnen, die Aschanti aber ganz von dem Markte in Salaga auszuschließen. Die an den folgenden Tagen geführten diesbezüglichen Verhandlungen mit den Häuptlingen des Landes und den gerade anwesenden Karawanenführern aus dem Norden *) ergaben die Geneigtheit derselben, auf die Pläne des Engländers einzugehen: nur wurde von beiden Seiten eingeworfen, daß die Bedeutung des Marktes von Salaga wesentlich auf den bisher von den Aschanti gelieferten Kola-Nüssen beruht habe **). Goldsbury suchte sie darüber zu beruhigen, indem er sie versicherte, daß dieser wichtige Artikel auch auf dem neuen Wege bezogen werden könne.

Für Bonnat ergab sich nach kurzem Aufenthalt, daß sich seine Waaren durch den umständlichen Landtransport von Crake aus für den Markt von Salaga zu theuer stellten. Er beschloß daher, vor der Hand auf weiteres Vordringen nach Norden und Nordosten zu verzichten, um zunächst den Zustand des Volta oberhalb Crake aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und, wenn es irgend möglich wäre, den Fluß auch auf dieser Strecke zum Transport seiner Waaren zu benutzen.

Der Salaga am nächsten gelegene Ort am Volta ist das eine Tagereise entfernte Yegiy, wo die Straße nach Kumassi den Fluß überschreitet. Während Goldsbury und Bonnerman den Landweg nach Crake einschlugen, begab sich Bonnat am 4. Februar nach Yegiy, von wo er trotz des Abmahnens der Einwohner am folgenden Tage mit drei Canoes den Weg stromab einschlug. Nach Ueberwindung mehrerer nach der Aussage der Eingeborenen nie zuvor passirter, allerdings schwieriger Stromschnellen kam er am 8. glücklich in Crake an. Unterwegs erfuhr er von einem weitgereisten Sklaven in Akane, daß der Volta weit im Innern entspringt und sich 2 bis 3 Tagereisen oberhalb Yegiy aus zwei Armen vereinigt. Nach kurzem Aufenthalt in Crake kehrte Bonnat, diesmal mit beladenem größern Kahn, nach Yegiy zurück, wo er zur Ueberraschung der Einwohner am 15. Februar eintraf. Die eine Stromschnelle mußte allerdings bei dieser Fahrt stromauf umgangen, der Kahn mit vieler Mühe über Land gezogen werden.

Auch diesmal nöthigte Bonnat das Ausbleiben von Vorräthen nach kurzem Verweilen, Salaga unter Zurücklassung eines Freundes wieder zu verlassen, und zuerst nach Akami, dann sogar an die Küste zurückzukehren. Differenzen mit dem Liverpooler Hause, mit dessen Unterstützung er seine Expedition ins Werk gesetzt hatte, zwangen ihn, seine erfolgreich begonnenen Unternehmungen vorläufig zu unterbrechen, und sich zur Ordnung dieser Geschäftsangelegenheiten im April nach England einzuschiffen.

Hoffentlich ist es ihm vergönnt, seine für die Erschließung dieser interessanten Gebiete so wichtigen Unternehmungen in Kurzem wieder aufzunehmen.

Die im „Explorateur" (Vol. 3, S. 666 bis 667) mitgetheilte Karte Bonnat's *) entbehrt leider nicht nur des Gradnetzes, sondern sogar des Maßstabes und der Orientirung. Leitet man sich diese zum Verständniß des Kartenbildes unerläßlichen Elemente aus dem Vergleich älterer Karten ab, ein Verfahren, das natürlich nur annähernde Resultate ergeben kann, so ergiebt sich die Lage von Salaga ungefähr zu 8° 40′ nördl. Br. und 0° 45′ westl. L. v. Gr.

In Bezug auf die für die Befahrung des Volta so hinderlichen Stromschnellen enthält die Karte die wichtige Notiz, daß selbst die bedeutendsten, die von Medica und Laballe, während des Hochwassers von jedem Dampfer passirt werden können. Dasselbe bewirke ein Steigen des Flusses bei den ersteren von 30, bei den letzteren von 50 Fuß. Bestätigt sich diese Ansicht, so würde dadurch der Werth des Volta als Handelsstraße natürlich wesentlich erhöht. Die Zeit des Hochwassers fällt nach Bonnat für Medica in die Monate August, September und Anfang October, für Laballe aber, weiter oberhalb, was kaum begreiflich ist, später, nämlich in die Monate September und October. Auch mit den früheren Berichten vereinigen sich diese Zeitangaben nicht. Römer (a. a. O. S. 246) kam zu dem Schlusse, daß der Volta seine Quellen weit im Innern haben müsse, in Gebieten, die ganz andere Regenzeiten haben als die ganze westliche Küste, auf Grund der Beobachtung, daß, während alle anderen Flüsse der Küste in den Regenmonaten Mai und September am stärksten seien, der Volta in denselben kein erhebliches Anwachsen zeige. Dagegen schwelle er regelmäßig gerade zur Zeit der größten Dürre, mitten im November, stark an und setze die Niederungen weit umher unter Wasser. Nach Isert (a. a. O. S. 118) ist der Wasserstand in den Monaten Mai bis December höher als in den übrigen, am höchsten aber im Juli und August.

Die Lösung dieser Widersprüche muß späterer Beobachtung vorbehalten bleiben und wird gewiß bei dem praktischen Interesse, das die Sache hat, nicht lange auf sich warten lassen.

*) Bonnat nennt die Stämme der Mossas und der Massees. Erstere sind wohl die Mossi oder More Barth's und die Mosi bei Ramseyer und Kühne.

**) Zur Bestätigung und Erläuterung mag dienen, was Ramseyer und Kühne 1870 bis 1874 in Kumassi über Salaga und den dortigen Handelsverkehr in Erfahrung brachten (a. a. O. S. 290):

„Asante hat das Monopol des großen Marktes von Salaga (Saraha), sofern wenigstens kein anderes Volk der Küste sich dahin zu begeben wagt. — Dahin gehen nun das ganze Jahr Karawanen mit europäischen Waaren: Tücher und Zeuge, Metall- und Glasfabrikate, Salz und besonders die Kola-Nuß (auch Goro, Sterculia acuminata), die in den Asantewäldern so reichlich wächst und von den Mohammedanern des Nordens fast als eine heilige Frucht aufgekauft wird; man kaut sie, da dann der herbe Geschmack bald einem süßen weicht, welcher das Trinken auch schlechten Wassers angenehmer macht. Diese tauscht man aus gegen die Landesproducte: vegetabilische Butter (mit der jeder Neger sich nach dem Bade beschmiert), einheimische Stoffe, Baumwollgarn, Sandalen und anderes Lederwerk, afrikanisches Glas, Körbe, Hüte, Hacken und Beile von einheimischem Eisen, Taback zu Kugeln gestampft und geballt oder in Strickform gedreht u. s. w., allerhand Klein- und Großvieh und besonders Sklaven. Letztere werden von Karawanen aus „Mosi" (im Norden des Königsgebirges) und „Mariwa" (Hausa) gebracht, welche wohl zwei Monate unterwegs sind, ehe sie Salaga erreichen. — Auf dem Markt wird zwar Goldstaub angenommen, doch bilden Kaurimuscheln die gangbare Münze. Letztere haben dort einen hohen Werth; mit 15,000, die an der Küste etwa 10 bis 11 Mark gelten, kann man einen prächtigen Ochsen kaufen; ein Schaf kostet 1000 bis 2000 Kauris; ein Sklave 36,000 bis 70,000. Die Last Kola-Nüsse wird dort um 12,000 Kauris verkauft, daher ein Asante mit drei oder vier solcher Lasten, die er zu Hause leicht sammeln kann, in Salaga einen Sklaven zu erhandeln vermag."

*) Er erwähnt in seinem Tagebuch zweimal, daß er während der Fahrt den Lauf des Flusses aufnimmt, ohne aber die Hülfsmittel, deren er sich bei dieser Arbeit bedient, zu nennen.

Die Uferstaaten des Persischen Golfs.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

5. Persiens Verwaltung macht den dort wohnenden Engländern den Eindruck, „als wenn die Herrschaft des Schah mit dem Ablaufe der Steuerpachtjahre zu Ende ginge.“ Nach dem Frieden von Turkmantschai (1828) sucht Persien durch erhöhte Einnahmen aus den Küstenländern des Persischen Golfes die Mittel zur Deckung seiner Verluste gegen die Russen zu gewinnen. Hier wiegen je näher dem innern Schlusse des Golfes desto mehr Araber vor; allein in der Nordwestecke des Golfes sitzen an 350,000 vom Tschaab-Stamme, dessen Dörfer erst östlich von Hindian in größeren Zwischenräumen auftreten. Diese Tschaab zeigen alle Abstufungen vom wegelagernden Beduinen, stets bereit über seine Beute herzufallen, bis zum seßhaften Ackerbauer und dem verschmitzten Handelsherrn, der außer Land geht. Noch heute stehen die Tschaab unter ihren eigenen Stammesoberhäuptern, aber ihre Gerichtsbarkeit ist beschnitten, der Steuerbeamte von Schuschter zur Eincassirung von hohen Abgaben berechtigt und dabei noch ihr Land künstlich versumpft; um die Stämme, deren 12 größere Abtheilungen gezählt werden, zu vereinzeln und den leichten Zugang vom Meere zum Hochland auf den ihr Gebiet durchschneidenden bis zum Gebirge schiffbaren Flüssen zu beseitigen, wurden zur Versumpfung der bis dahin fruchtbaren Ufer Dämme an den Mündungen der Küstenflüsse aufgeführt. Neuerdings sollen jedoch dem äußersten Winkel des Golfes günstigere Verhältnisse dämmern; nicht wenig trägt dazu die Thatkraft des arabischen Scheich zu Mohammerah bei, eines jugendlichen Greises von 93 Jahren, „dessen eifrige Bemühungen, die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu fördern, einen wohlthuenden Gegensatz bilden zu der dummen Gleichgültigkeit gegen jeglichen Fortschritt, der sonst orientalische Herrscher kennzeichnet“ (E. C. Roß). Seit Langem schon verheißt die persische Regierung, den bei Mohammerah mündenden Karun-Fluß zu reguliren und hierdurch eine selbst für Dampfer fahrbare Wasserstraße bis in die Nähe von Schuschter zu schaffen, aber der Anfang ließ auf sich warten; jetzt interessirt sich Dr. Tholozan, der Leibarzt des Schah, für dieses Project, und, angezogen durch die geordneten Verhältnisse an der Mündung, sollen Franzosen dem Schah die nöthigen Summen zur endlichen Durchführung des Projectes zur Verfügung gestellt haben.

Die Schrecken der Hungersnoth von 1871 bis 1872 erweisen sich jetzt zu nicht geringem Theile veranlaßt durch die unverständige Geldsucht der persischen Regierung, welche den Schah zu dem Befehl veranlaßte, alles taugliche Land mit Mohn zu bestellen; hierdurch verödeten einstige Kornkammern des Landes. In geringer Ausdehnung war Opium von jeher überall im Südwesten des Reiches hergestellt worden, später wurde Jezd Mittelpunkt dieser Cultur und um den Beginn der sechsziger Jahre nahmen die Engländer zum ersten Male wahr, daß nennenswerthe Mengen persischen Opiums über Batavia und Singapur von der indischen Malabarküste aus, wohin sie beim Nordostmonsun durch Fahrzeuge arabischer Seeleute gebracht wurden, ihren Weg nach China fanden. Anfangs glaubte die indische Regierung, ihren Concurrenten durch das Verbot, persisches Opium in indischen Häfen nach China zu verladen, aus dem Felde schlagen zu können; der Versuch schlug aber durchaus fehl. Seit der Eröffnung des Suezcanals wird Opium in den Postdampfern bis Suez geliefert und von dort direct nach China verladen; neuerdings geht ein Drittheil der Ernte nach London, da ihm die Droguisten für Arzneien wegen seines stärkern Morphiumgehaltes den Vorzug vor dem indischen Product geben. Die Gesammtproduction Persiens an Opium beträgt etwas über 2000 Kisten zu je 70 Kilo oder ein Dreißigstel der Production Ostindiens; Schah, Beamte und Händler erzielen beim Handel damit hohen Gewinn *).

Gang und Aussichten für den Exporthandel zur See sind in Persien sehr schlecht. „Unsere Klagen über Bedrückung englischer Händler muß ich für dieses Jahr (1875) mit noch größerer Berechtigung wiederholen. Ein Heuschreckenschwarm oder ungewöhnlich lange schönes Wetter ermächtigen den Hafengouverneur, die Ausfuhr von Getreide zu verbieten; mehr als einmal wurde davon Gebrauch gemacht, wenn für ein englisches Schiff Aufkäufe gemacht und zum Verladen bereit waren. Ein Douceur wird aber das Verbot regelmäßig rückgängig machen, denn bestechlich und bereit, den Vortheil seiner Allgewalt auszunutzen, ist jeder persische Beamte. Die Gefahr der Beraubung von Karawanen ist in etwas verringert, aber die Erwartungen, die sich an die europäische Reise des Schah und an die Concessionen an europäische Unternehmer, wie Baron Reuter, in Bezug auf Wegverbesserungen knüpften, erfüllten sich in keiner Weise. Der Handel ging gegen die Vorjahre bedeutend zurück und würde noch mehr gefallen sein, wenn es nicht unserm Gesandten gelungen wäre, gegen Ende des Jahres den Schah zur Zurücknahme des Ausfuhrverbotes für Opium und Getreide zu bestimmen. Man sieht wohl lange Karawanen in das Innere abgehen, und hört man die Schellen der Maulthiere und Esel, so erwartet man einen starken Transport; wegen der schlechten Gebirgswege können die Thiere aber nicht hoch bepackt werden, selbst eine große Karawane bewältigt kaum eine einzige Schiffsladung. Jetzt kann man in Indien von Karatschi an der Indus-Mündung mehr Kameele abgehen sehen, obwohl es mit den Indusländern durch eine Eisenbahn verbunden ist, als auf dem ganzen Landwege zwischen der russischen und indisch-afghanischen Grenze.“ Unter den Hafenorten weist Buschir noch immer den größten Umsatz auf; aber es kann nicht wundern, daß der Werth aller ein- und ausgeführten Waaren von 17 Millionen Mark im Jahre 1873 auf 13 Millionen Mark 1874 herabging, wenn beigefügt wird: „Der letzte indische Baniya-Händler hat Buschir verlassen; ein Baniya wird jede Tyrannei, jeden Schmerz erdulden, jedes Mißgeschick ertragen, dauernden Geschäftsverlust ausgenommen; wo immer dieses Unglück eintritt, da zieht der Baniya ab, wie er es in Buschir that.“ Dem ausländischen Handel würde am besten Bender Abbas zusagen; Teheran liegt zwar entfernter als von Buschir, dagegen Jezd näher, dessen Kaufleute die wohlhabendsten und unternehmendsten in ganz Persien genannt werden. Hafengebühren und städtische Abgaben sind mäßig und, was sehr wichtig, der Sultan von Maskat ist englischem Einflusse viel zugänglicher als der Schah und

*) Nähere Nachweise giebt G. Lucas: Memorandum on the cultivation and exportation of opium in Persia, im Jahresbericht der Persian Gulf Agency für 1874/75 (Calcutta 1875).

seine Beamte. „Es ist aber sehr gewagt, über die Zukunft des Handels ein Urtheil zu fällen oder bestimmte Schritte vorzuschlagen, welche eine Wegrichtung vor der andern in Aufnahme bringen müßten, so lange es in der Willkür unberechenbarer Beamte des Nachbarstaates steht, mit einem Federstriche eine Linie zu ruiniren und die Benutzung einer andern wenn auch weniger gewinnreichen anzubefehlen."

In Beseitigung der alten Mißstände in der Verwaltung hat die europäische Reise des Schah gleichfalls sehr wenig Fortschritte gebracht. In allen größeren Städten sind schon seit längerer Zeit Kästchen aufgestellt zur Sammlung von Beschwerden gegen Uebergriffe von Beamten; das Volk belegt diese Kästchen mit dem Namen „Kästchen der Gerechtigkeit", aber selbst in den Hafenstädten werden Einleger ganz ungescheut mit Stöcken fortgetrieben, um kein unliebsames Actenstück vor den Schah kommen zu lassen, an welchen der Inhalt der Kästchen persönlich zu schicken ist. Sehr hemmend wirken auch die Umwälzungen in Constantinopel; so wurde der erst in diesem Frühjahre mit so großem Gepränge ins Leben getretene Staatsrath (Medschlissi-schura) so gut wie beseitigt, da der Schah, sichtlich aus Furcht, durch die Gesammtheit seiner obersten Räthe in gleicher Weise vom Throne gestoßen zu werden wie Abdul Aziz, bestimmt hat, daß jeweils nur vier Mitglieder des Senats zusammentreten dürfen, und die übrigen bis auf Weiteres ihrer Geschäfte entband. Man begreift, daß die Regierung dem vermehrten Einzug von fremden Kaufleuten und Technikern Hindernisse bereitet, wenn schon unter dem bisherigen beschränkten Verkehr mit Russisch- und Englisch-Asien unter den Einsichtsvolleren die Erkenntniß sich verbreitet, daß der bestehenden Mißwirthschaft nur ein europäisches Regiment abzuhelfen im Stande ist. So antwortete dem englischen Residenten ein Kaufmann auf die Frage, wie es denn komme, daß jetzt dem Lande kein Nadir-schah als Herrscher und Führer entstehe: „An Abenteurern fehlt es uns nicht, aber die Leute sind keine Lastthiere mehr oder so blind wie damals; sie reisen und erhalten von den Karawanen aus Indien und Rußland Aufklärung über den Zustand in diesen Ländern. Einem modernen Dschingis-chan oder Nadir-schah würden meine Landsleute heute nicht folgen; würde aber ein Sahib (d. i. ein europäischer Gebieter) kommen und sie zum Bessern führen, und würde der Sahib uns entsprechend bezahlen, denn ohne Lohn arbeitet heute Niemand eifrig, so würde er mein Vaterland blühender machen als es je in der Zeit der alten Eroberer war."

6. Englands Machtstellung im Golf. In das Jahr 1639 fällt die Gründung einer englischen Factorei in Basra; zu den Paschas in Bagdad wurden Beziehungen angeknüpft ohne Rücksicht auf ihr Verhältniß zu Constantinopel, aber es dauerte bis 1759, ehe der Pascha, bis 1764, ehe die Hohe Pforte die Factorei anerkannte und einen Consul zuließ. 1802 konnte ein weiterer Consul in Bagdad sein Amt antreten, von 1812 datirt mit dem Sitz in Bagdad die Errichtung einer „politischen Agentur in Türkisch-Arabien". Der Handel konnte sich jedoch unter der Selbstsucht und Herrschsüchtigkeit der Paschas nicht heben; 1821 belagerte Daud Pascha sogar das englische Amtsgebäude, ließ die Inwohner zwar schließlich sich auf die Schiffe zurückziehen, aber es bedurfte eines eigenen Vertrages mit ihm, in welchem er als Hoheit angesprochen wird, bis die Engländer sich wieder eines Vertreters in Bagdad erfreuen konnten. Von nun an wagt sich kein Pascha mehr an die englischen Agenten.

In Persien erwirkte der unternehmende Sir Anthony Sherley seinen Landsleuten und allen Christen schon 1612 von Schah Abbas die Erlaubniß zu handeln, und sollte für diesen Monarchen als sein Gesandter sogar eine Allianz der europäischen Mächte zur Vernichtung der Türken zu Stande bringen. Diese Verwilligung hatte jedoch praktisch keine Folgen, selbst die Factorei in Bender Abbas wurde 1761 aufgegeben, und erst 1801 gelang den Engländern der Abschluß eines neuen Vertrages, welcher jedoch Persien wieder nur auf dem Papier aufschloß. Es folgte jetzt eine Zeit grober Mißgriffe in der englischen Politik gegen Persien, über welche selbst im Vorwort der amtlichen Sammlung der indisch-persischen Staatsverträge ein bitteres Urtheil gefällt wird. Die Einfälle persischer und afghanischer Herrscher in das Pandschab mit Raubzügen bis Dehli noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten in Indien die Befürchtung wachgerufen, dieses sei der Gefahr ausgesetzt, zeitweise immer wieder von Westen her Verheerungen durch Schwärme beutelustiger Nomaden ausgesetzt zu sein; die indischen diplomatischen Agenten wurden deshalb angewiesen, Persien mit seinem Kern arbeitswilliger seßhafter Bevölkerung durch feste Allianzen an englische Interessen zu ketten. Unseligerweise ordneten jedoch in der Zeit, als Napoleon I. zur Ermöglichung eines Einfalles in Indien von der Landseite her um Persiens Freundschaft buhlte, der Generalgouverneur der Ostindischen Compagnie und das englische auswärtige Amt gleichzeitig besondere Gesandte an den Hof zu Teheran ab. Durch ihre Instructionen gebunden, arbeiteten diese sich entgegen statt in die Hand, und machten die englische Nation in der kritischen Zeit bei den Persern geradezu lächerlich. Noch unrühmlicher endete zwar die 1807 mit so hochfliegenden Plänen und Entwürfen eingeleitete französische Mission, deren Gesandter beim Abzug aus Teheran (April 1809) als Ursache der herrschenden Cholera angesehen und wie die Pest gemieden wurde, ja aus Aberglauben kaum Thiere zum Forttransport seiner Effecten bekommen konnte. Aber um nur einigermaßen zu Ansehen zu gelangen, bewilligte dann England 1814 Persien eine jährliche Subsidie von 1·8 Millionen Mark. Diese Bestimmung erwies sich als eine solche Quelle von Verdrießlichkeiten, daß England die Verlegenheiten Persiens in dessen unklugem Kriege gegen Rußland um seine Besitzrechte in Transkaukasien zur Beseitigung dieses Vertrages benutzte. Hiermit waren auch die anderen Bestimmungen des Vertrages weggefallen, und vom Heimathlande erging nach Indien der Befehl, einen neuen Vertrag mit Persien zu Stande zu bringen. Diese Uebertragung der Verhandlungen an die Ostindische Compagnie erwies sich als ein großer Fehler; der Schah erblickte darin eine Rangerniedrigung und lehnte jede Vereinbarung mit den Räthen der Compagnie mit um so größerm Rechte ab, als die Schiffe der Compagnie seit 1819 gegen Seeräuber ohne alle Achtung persischen Gebietes und seiner Angehörigen einschritten, und der Schah genöthigt worden war, gegen solche Behandlung Schutz in London zu suchen. Die vorübergehende Besetzung der Insel Charak vor Buschir 1837 aus Anlaß der Belagerung Herats durch die Perser machte diese noch mißtrauischer; erst 1841 wurde endlich der noch geltende Handelsvertrag eingegangen, der auf dem Grundsatze der Einräumung der Vortheile der am meisten begünstigten Nationen beruhte und den englisch-indischen Unterthanen nach einem vollen Vierteljahrhundert wieder rechtlichen Schutz sicherte. Von nun an werden selbst so schwierige Forderungen wie 1848 das Durchsuchungsrecht persischer Schiffe auf afrikanische Sklaven, 1857 der Vertrag von Paris wegen des persischen Vorgehens gegen Herat, 1863 der Vertrag wegen des indo-europäischen Telegraphen durchgesetzt. 1870 bestand sodann der Pariser Vertrag die Feuerprobe, da Persien England, wie es in diesem Vertrage vorgesehen ist, zum Schiedsrichter berief behufs Festsetzung seiner Grenze gegen Seïstan, das es der Beherrschung von Afghanistan wie Kelat gewaltsam entrissen hatte. Ueberaus empfindlich bleibt Persien dagegen gegen jeden Versuch der Fremden, Eigenthum an seiner Küste zu erwerben; erst in den letzten Jahren wurde

England auf der Westspitze der an Maskat verpachteten Insel Kischm die Erbauung der englischen Station Bassidor und ihre Belegung mit einer kleinen Abtheilung indischer Infanterie möglich; demnächst bevorstehen soll die Errichtung einer weitern Kohlen- und Marinestation auf der Insel Charak vor Buschir.

Gegenüber den Seeuferstaaten der Araber und Maskat mußten die Anstrengungen der Engländer zunächst auf Einstellung ihrer Seefehden gerichtet sein, welchen regelmäßig alle Handelsschiffe zum Opfer fielen, die in das Fahrwasser der Streitenden geriethen. Verträge von 1798 und 1800 sicherten in Maskat die Zulassung britischer Residenten, die nun über die Nachbarn eifrig Nachrichten einzogen. 1805 fühlten sodann die Dschuasimi zum ersten Male die englische Uebermacht infolge der Beraubung zweier englischer Schiffe und grausamer Behandlung der Bemannung; 1806 gehen diese als die Ersten die Verpflichtung ein, der Angriffe auf englische Schiffe sich zu enthalten. Der Vorstoß der Wahabiten aus dem Innern Arabiens gegen die ganze Küste stellte den Vertrag wieder in Frage; England sah sich sogar zur vorübergehenden Besetzung verschiedener Küstenpunkte genöthigt, und erst 1814 konnte der Vertrag wieder erneuert werden, aber mit dem für die fremde Schifffahrt sehr mißlichen Zusatze, daß die Dschuasimi mit ihren arabischen Nachbarn jederzeit zu Land wie See im Streit liegen dürfen. Nun folgen Verträge über Beseitigung des Sklavenhandels; anfänglich begnügte man sich dem Sklavenraub Einhalt zu thun, duldete aber noch Sklaven führende Schiffe. Aber zwischen 1838 und 1847 gelingt dann die vollständige Unterdrückung des Sklavenhandels, welchem alle Fürsten zu entsagen sich verpflichten unter Einräumung des Durchsuchungsrechtes an englische Kriegsschiffe. Ihren Abschluß fanden diese Verhandlungen dann im laufenden Jahre durch die neue Parlamentsacte vom 27. August 1876 *). Noch folgenreicher für den Seefrieden waren die Verhandlungen, welche neben Abschaffung des Sklavenhandels wirksam alle Fehde zur See abschafften; zuerst 1835, dann wiederholt verlängert und 1853 für ewige Zeiten eingegangen, besteht jetzt für alle Bewohner der arabischen Seeufer die Verpflichtung, unter sich keinen Krieg zur See zu führen, in so lange als die Engländer sich nicht in ihre Händel zu Land mischen.

Zur Ausführung dieser verschiedenen Bestimmungen und zur Ueberwachung unterhält die englische Regierung einen Residenten in Buschir und Agenten in Bassidor (wo ein Indier den Posten inne hat), in Lindscha und Bahrein. Eine Corvette und vier Kanonenboote versehen ständig den Wachtdienst und im Bedürfnißfalle werden noch Schiffe der indischen Marine beigezogen. Die Beamten in Türkisch-Arabien (Bao, Basra und Bagdad) bilden mit ihrem Personal den Bestand einer besondern, London, nicht Calcutta unterstellten Agentur. Seit 1874 verkehren Postdampfer wöchentlich einmal zwischen Bombay und Basra; diese Schiffe erfreuen sich zahlreicher Benutzung durch türkische, persische und arabische Kaufleute; nur sind orientalischen Passagieren der gemeinschaftliche Salon und die englische Küche Gräuel, denen sie sich so gut es geht entziehen *). Sehr groß ist der Andrang zu den an den Niederlassungsorten englischer Aufsichtsbeamten errichteten Postexpeditionen, allerdings ein gewaltiger Fortschritt gegen die frühere Abgeschlossenheit.

Die Uferstaaten unterhalten keine Kriegsflotte. Der persische Gouverneur zu Buschir führt wohl den stolzen Titel eines obersten Admirals über alle persischen Hafenorte; er vollzieht aber sein Amt vom Lande aus und kann gegen Uebelthäter erst nach deren Rückkehr ans Ufer einschreiten. Bahrein und die Araber nennen einzelne ihrer Fahrzeuge Kriegsschiffe; sie tragen aber keine Kanonen; auch die Türken besitzen nur Transportschiffe. So sorgt im Persischen Golfe England allein für Sicherheit unter den Küstenstaaten, gestaltet hierdurch aber auch seine Beziehungen zu Persien und Belutschistan günstig, dessen Marktplätze im Innern durch seine Agenten nahezu Jahr für Jahr und darunter in wichtigen Fällen durch Engländer besucht werden.

*) Diese Acte verdankt ihr Entstehen einem Specialrechtsfalle vor indischen Gerichten. Unterthanen des Rao über die Insel Katsch (nördlich von Bombay) hatten an der ostafrikanischen Küste einen schwunghaften Sklavenhandel betrieben; vor Gericht gestellt, wurden sie jedoch von dem obersten indischen Gerichtshof freigesprochen, weil die englischen Gesetze über Aufhebung der Sklaverei und des Sklavenbesitzes nur auf unmittelbare Unterthanen Englands Anwendung fänden, nicht aber auch auf jene seiner Vasallen. Diese Lücke füllt nun die neue Acte aus, welche die letzte Quelle verstopft, aus welcher sich der einst an Indiens Westküste von Katsch und Gudscherat aus so schwunghaft betriebene Sklavenhandel noch nährte.

*) 1876 sollen wieder directe Fahrten zwischen Basra und London eingerichtet werden, wie sie schon früher einmal bestanden hatten; aber noch stockt der Handel mit Persien zu sehr und die Verarmung ergreift dort immer weitere Kreise.

Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

VI. *)

Die Zahl der wirklichen Kinderfeste ist eine geringe, außer Geburtstagen und einigen Schulfeierlichkeiten bleibt wenig mehr übrig. Bei Volksfesten spielt das Kind gar keine Rolle, bei Familienfesten eine sehr untergeordnete. Einige Kinderfeste, die wir außerdem haben, sind theils aus dem benachbarten Holland herübergekommen, theils sind es noch Anklänge an den frühern Katholicismus.

Unser Neujahrstag ist auf dem Lande ein etwas vornehmer Betteltag. Mit dem Wunsche: Ik wünsk Ju völ Gelük un Segen too 't neëe Jaar! rückt die Jugend in jedes Haus, um, mit Backwaaren beschenkt, dasselbe wieder zu verlassen. Besonders müssen Prediger und Lehrer herhalten. Bei Verwandten und Bekannten bedient man sich auch wohl eines humoristisch-derben Glückwunsches:

Ik wünsk Ju völ Gelük,
Un 'n dik Stük!

Oder:

Völ Gelük un Segen too't neëe Jaar,
Geef Ji mi nix, dan riet'k Ju in't Haar.

Ein Kinderreim, der übrigens ohne jegliche Verbindung zur Festlichkeit steht, auch sonst inhaltlos ist, heißt:

Ik wünsk Ju völ Gelük un Segen too Neejaar!
Mien Moor slept (schläft) bi mien Vaar,

*) Vgl. Band XXX, 4.

Un ik heet lütje Lübbe,
Un slaap noch in de Krübbe (eine Kinderschlafstätte am Ende des Bettes).

Um die Zeit der heiligen drei Könige (6. Januar) ziehen im nordwestlichen und nördlichen Theile Ostfrieslands arme Kinder mit einem hölzernen Stern von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Derselbe ist mit Goldpapier beklebt und wird mittelst eines einfachen Mechanismus in Bewegung gesetzt. Beim Drehen des Sternes, welcher denjenigen der Weisen aus dem Morgenlande versinnlichen soll, werden folgende Verse gesungen:

Hier komen wi hêr mit unseren Steren;
Wi soiken dat Kindlein van wiet un van feren.

* * *

Wi quammen wol vör Herodes sien Dör;
Herodes, de König, quam sülvenst dervör.[1]

* * *

Herodes dee sprak der mit falsken Hart:
Woo is denn van Dreëen de jungste so swart?

* * *

Dat hee d'r so swart is, is uns wol bekannt.
Dat kummt, dat wi reisen ut Mohrenland.

* * *

De Steern stun stil un rör sük neet meer:
Doch was dat een Teeken van Gott den Heer.

* * *

(Der Stern bleibt einen Augenblick stehen.)
Nu tinkel (glänze) man wieder, du goldene Steern,
Wi sünt ja kien Rieders, wie lopen so geern.

* * *

O Steern, du musst d'r neet stille staan;
Du musst mit uns na Bethlehem gaan.

* * *

Na Bethlehem, dat is 'n heel moje Stadt;
Dee Stadt, waar Maria mit hör Kindeleen sat.

* * *

Woo kleen is dat Kindje, woo groot is de Gott,
Dee Himmel un Eerde geschapen het.

* * *

Nu langt (reicht) uns arme Lüden (Leute) een half Mengel (Kanne) Beer,
Wi sünt nu so dörstig un hebben nix mehr.

* * *

Un is d'r geen Beer, so ligt hier noch Münt,
Ok geeft uns 'n Mettwurst, dee jeder uns günt.

* * *

(Folgt die Verabreichung der Gabe.)
Wie wünsken de Bur een goldenen Wagen;
Dan wordt hum 't neet stûr, in de Himmel to jagen.

* * *

Wi wünsken de Burintje (Bäuerin) 'n golden Kroon,
Un tookamen (zukünftigen) Fröjaar 'n heel dikken Soon.

* * *

Wi wünsken de Grootknecht 'n heel breeden Hood,
Un tookamen Sommer de Meid too sien Brud.

* * *

Dat wil wi Joo schrieven up 'n Dreeliljenblad,
Un damit ga wi wieder up 'n ander Pad.

* * *

Die Tage in der Woche vor Ostern werden durch folgenden Reim gekennzeichnet:

Blaue Maandag,
Gele Dingsdag,
Witte Middeweke,
Gröne Dünnerdag,
Stille Freedag,
Rusende, busende Saterdag,
Hikkende, pikkende Sönndag,
Eiertrüllende Maandag.

Am Gründonnerstag singen die Kleinen Emdens:

Wel wil mit hen keiern (spazieren) gaan?
Na de gröne Walle?
War de moje Bloomkes staan,
Dan plükk' wi de Bloomkes alle.

Das Osterfest, das Auferstehungsfest der Natur, feiern unsere Kinder in den verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise. Natürlich fehlt dabei nirgends das Ei, dieses Symbol des keimenden Lebens. Hier wird gehickt, d. h. zwei Knaben messen durch Aufschlagen ihrer Eier die Stärke derselben und das schwächste fällt dem Gegner zu. Dies findet besonders in Emden statt und die kleinen Buben fühlen sich bei dieser Speculation schon als einstige würdige Bürger einer alten Handelsstadt, in der der Erwerb das Alpha und Omega des täglichen Daseins ist.

In anderen Städten und Dörfern, wo, wie auf der Geest, das Terrain etwas uneben ist, läßt man die Eier von einer vorhandenen oder gemachten Höhe hinter einander herrollen und sich treffen, und das dabei verletzte fällt dem Gegner zu. An diesem Spiel betheiligen sich auch die Mädchen.

Auf der Insel Borkum suchen sich Mädchen und Knaben eine recht moosreiche, folglich weiche Stelle der Gemeindewiese aus und werfen dort mittelst der Schleuder die Eier hoch in die Luft. Dabei wird gesungen:

Gele Dole (gelber Dotter), gele Dole, Kiewietsei,
War is mien Ei?
War blift mien Ei?
War is mien Pinkster- un Paaske (Ostern)-Ei?

Unsere kleinen Insulanerinnen singen vom Kiewietsei, diesem Naturproduct ihres Heims. Gab es doch bei Ur- und Großmutter Zeiten, daß die Eier dieses Vogels das Halten von Hühnern überflüssig machten. Aber Borkum wurde Badeinsel, und als die Menschen kamen, verschwanden die Vögel. Heute vertritt auch um Ostern das Hühnerei das des Kibitz.

Aber nicht überall und nicht in allen Häusern thut der Osterhase seine Schuldigkeit. Da macht sich denn die liebe Jugend auf die Socken und ersingt sich mit folgender Strophe

Dideldumdei,
Oomke geef mi 'n Paaskeei,
Nix is nix, een is wat,
Geef mi twee, dan ga'k mien Pad.

die erforderlichen Eier.

Beim Maibaum („Globus" X, 3. Lief.) spielt das Kind eine sehr untergeordnete Rolle, aber St. Martini (10. November) und St. Nicolaus (6. December) sind seine Haupttage.

Sobald am erstgenannten Tage die Dunkelheit anbricht, beleben sich die Straßen mit einer rosigen Kinderschaar. Die Knaben rumoren auf ihrem Rummelpot, d. i. ein theilweise mit Wasser gefülltes Töpfchen oder Fäßchen, über welches ein Stück Blase möglichst stramm gespannt ist, in dessen Mitte man ein Endchen spanisches Rohr befestigte. Fährt man nun mit der genäßten Hand daran auf und ab, so entsteht ein Ton, der mit dem Grunzen eines Schweines nicht wenig Aehnlichkeit hat.

Mit diesem Instrument geht's von Haus zu Haus und dabei wird gesungen:

Huke, huke Rummelpott,
'n Oortje of 'n Appel;
Ik heb hier al so lang gestaan,
Ik moot 'n Dörtje wiedergaan.
Potbakkeree, Potbakkeree,
Dan gaan wi na de Heeren
Un laat'n uns Potje smeren,

Dan gaan wi na de Smid
Un haun uns Pottje wit.

Oder:

Schipper wult du seieln,
Foorman wult du weieln,
Set dat Seil man up de Top,
Geeft mi 'n Beetken in de Rummelpott.
Laat mi nich too lange staan,
Ik mut noch 'n Hüsken wiedergaan.
Van Piller Paller Menten,
Van Jaren un Studenten.
Appels an de Böme,
Beren (Birnen) in de Potte.
Schönster Schatz,
Schönste Jungfrau, geeft mi wat,
Laat mi nich too lange staan,
Ik mut noch 'n Dörtje wiedergaan.

Wird den Kindern keine Gabe verabreicht, so schimpfen sie:

'n Pütje vul Solt,
'n Pütje vul Kruut,
Dar hangt de gitzige Düfel ut.

Die Mädchen und kleineren Knaben tragen dahingegen den Kip-Kap-Kögel, eine papierene Laterne, die entweder an einer Schnur oder auf einem Stocke getragen wird. Auch benutzt man als solche ausgehöhlte Rüben, Kürbisse 2c. Der Lieder dabei giebt es viele, die im Vergleiche zu denen des Rummelpots klar beweisen, daß dieser viel jüngern Datums ist als der Kip-Kap-Kögel. Das erstfolgende Lied ist ziemlich alt, vielleicht aus dem 13. Jahrhundert, und scheint ein bissiges Spottlied auf eine habsüchtige Geistlichkeit zu sein.

Sünder Marten's Vögel,
Kip-Kap-Kögel.
Wul so wiet fleegen
Al over de Rhien,
Al over de Rhien.
Hei Ji Sünder Marten's Vögel nich seen?
Sünder Marten's Göse (Gänse)
Sünt ook gar to böse,
Bieten de olde Wiefe
De Titten van de Liefe.
Braden se up 'n Röster,
Smekken se as 'n Köster.
De flogen twee Rubintjes (Häufling) na't Papenhus too,
Dat Papenhus wär d'r versloten,
De Himmel stun sperwiet open.
As Joseph ut de Schoole quam
Hee har d'r geen Botter,
Hee har d'r geen Brood,
Hee lä (legte) sien Kop in Maree (Maria) hör Schood.
Maree dee har d'r 'n Gurrel (Gürtel) an,
Dar hungen wal dusend Klokjes an,
De Klokjes fungen en too pingeln,
Leef Engelkes fungen an too singen,
Van hier an, van dar an,
Boven wohnt de rieke Man,
Dee uns wal wat gefen kan.
Rieke Man too Peerde,
Unse leefe Heere
Dee let wassen
Good Koorn un good Flassen,
Good Koorn un good Liensaad,
Frooke, is dat geen good Husgeraad?

Häufiger, vielleicht weil dem Kinde verständlicher, hört man folgenden Reim:

Kip-Kap-Kögel,
Sünder Marten Vögel,
Sünder Marten Dikkebuuk
Stekt sien Neers too't Fenster ut.
Hier wohnt 'n rieke Man,
Dee völ gefen kan.
Völ kan hee gefen,
Lang sal hee lefen;
Wen hee kumt too starven
De Hemel sal hum arven.
Gott sal hum lonen
Mit hundertdusend Kronen,
Mit hundertdusend Klokjes dran,
Dat kumt Sünder Marten an.

Der folgende Reim führt uns zum andern Hauptkinderfest.

Heissa, Sünt Martinilücht!
't Is 'n ware Kinderklücht (Spaß),
Un dat is in November;
De ander Maand is Sünderklaas,
Un dat is in December.

Nicolaus, Bischof von Myra in Kleinasien, lebte zur Zeit Constantin's des Großen. Er soll ein großer Kinderfreund gewesen sein und die katholische, besonders die griechische, Kirche hält ihn hoch in Ehren. Er starb 327 und seine Gebeine sollen in der Stephanskirche zu Bari in Apulien begraben sein. Es ist also falsch, wenn unsere Kinder singen:

Sünder Klaas kan hier neet komen
Den hee is al lang al dood,
Hee ligt in de Stadt van Romen
Mit sien beide Bentjes bloot.

In Emden und Umgegend war das St.-Nicolausfest noch vor einem Vierteljahrhundert der Ersatz für das Weihnachtsfest, und damals brannte am heiligen Abend nur in den Familien der „Fremden", der aus „Deutschland" hierherversetzten Beamten, der Weihnachtsbaum. Vor etwa 40 Jahren war für uns Kinder hier ein Christbaum fast so selten wie ein weißer Rabe. Heute ist das anders; heute hat der grüne Tannenbaum den katholischen Nicolaus längst in den Schatten gestellt, aber der Stock-Ostfriese und der Unbemittelte feiert das Fest des Bischofs nach wie vor und auch in besseren Familien geht St. Nicolaus nicht ganz spurlos vorbei.

Die kleinen Blauäugelein, die noch die Fesseln des poetischen Lebens und Glaubens nicht gesprengt haben, zählen sehnsuchtsvoll die Tage, die noch vor diesem Feste liegen, und die gute Mutter erzählt in den langen Winterabenden, daß St. Nicolaus ein guter Mann sei, der des Nachts auf einem Schimmel über die Häuser dahinreitet und sich's überall merkt, wo gute und fleißige Kinder zu finden sind. Diese beschenkt er, die unartigen erhalten eine Ruthe.

Schon mehrere Tage vorher spendet der Kinderfreund kleine Gaben, wenn er in einer dunkeln Stubenecke oder gar unter dem Schornstein darum gebeten wird.

Sünder Klaas, du goode Blood,
Geef mi 'n Stükje Sükkergood.
Neet too völ un neet too min,
Smiet mi't man too de Schöstien in.

Endlich ist der ersehnte 5. December da und in der nächstfolgenden Nacht erfolgt die Bescheerung. Nicht nur im eigenen Hause, sondern auch bei Verwandten und Freunden werden Teller hingestellt, damit St. Nicolaus um Mitternacht sie fülle.

Sünder Klaas,
Spölt de Baas
Tüsken twalf un eene.

Am folgenden Morgen, wenn kaum der Tag noch graut, sind die Kinder schon wach, und die Mutter erhebt sich ja gern, ihren Herzblättchen die Gaben des St. Nicolaus zu zeigen. Das ist ein Jubel, der sich nicht beschreiben läßt. Aber sie haben auch am Vorabend noch gesungen:

Sünder Niklaas, up't witte Peerd,
Steit vör de Bakkers Dör un reert:

Bakker doo mi de Döre open,
Ik wil Sünderklaasgood (Zuckergebäck) kopen,
Vör de leefe Kinderkes.
Dee so vroog na Bepe gaan,
Un so vroog weer upestaan.

Und:

Sünder Klaas quam riden
Al too de Schöstien in.
Hee sprak van goode Tiden:
Leef Kinderkes, bin Ji ook in?
(Seid ihr auch zu Hause?)
Dan mut Ji vroog na Bedje gaan,
Un mörgen vroog weer upstaan,
Un kieken in Ju Schoontjes
Of dar ook wat in is.
Is d'r nix in, dan mut Ji wat halen,
Jan van Span mut't al betalen.
Jan van Span is 'n goode Man,
Löpt mit de Kop tögen de Dörraam an.

Aus allen Erdtheilen.

Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens in 1874/1875 ist soeben erschienen. Wie immer ist er höchst interessant als ein Gesammtbild der inneren Zustände des Reiches, das jetzt in so hohem Maße die Aufmerksamkeit Europas fesselt; aber er enthält auch im Einzelnen eine Reihe von Angaben, die sein Studium für jeden wichtig machen, der sein politisches und allgemein menschliches Interesse nicht an den Grenzpfählen seines Landes halten läßt. Man muß z. B. den Abschnitt über die wirthschaftlichen Zustände der Bevölkerung gelesen haben, um die ganze Bedeutung schätzen zu können, welche die Silberentwerthung für Indien hat. Wir hören, daß die in den letzten Jahren in Zunahme begriffene Verschuldung der Landbauer einen Gegenstand der Sorge für die Regierung bildet. Die Elementarereignisse, welche verschiedene Theile Indiens heimsuchten, tragen einen Theil der Schuld hieran, aber ein größerer Theil ist dem Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit zuzuschreiben. Selten hat ein Landmann baares Geld zur Hand, um es aber zu erlangen, muß er zu Wucherern gehen, aus deren Krallen er sich oft sein ganzes Leben hindurch nicht mehr freizumachen vermag. Der Zinsfuß ist durchschnittlich $37\frac{1}{2}$ Proc. pro Jahr, und bei Reisdarlehen sogar 50. Der Regierung von Madras erwächst aus diesem hohen Zinsfuß eine eigenthümliche Verlegenheit, denn da sie bei säumigen Steuerzahlern einen Zins anrechnet, der viel geringer ist als jener Wucherzins, ließen es diese in immer größerer Zahl auf die Execution ankommen, und die dortige Regierung glaubte an eine herannahende Verarmung ihrer Bauern, bis sie diesen allerdings sehr triftigen Grund der Säumigkeit erkannte. Im Allgemeinen sind die letzten Jahre immerhin eine Zeit der Erholung gegenüber den mageren Jahren von 1871 und 1872; viele Landbauer scheinen langsam aus den Schulden herauszukommen, in welche diese harten Zeiten sie gestürzt hatten. Aber die Regierung hat dennoch Maßregeln ins Auge gefaßt, um dem Wucher Schranken zu ziehen. Die Proceßsucht ist keiner der wenigst häufigen Gründe von Verschuldung, und leider ist sie so ziemlich in ganz Indien ein eingewurzeltes Laster.

Die Lage der Pächter ist besonders in Bengalen in wachsender Besserung begriffen durch die zunehmende Ausfuhr von landwirthschaftlichen Erzeugnissen. 1859 und 1869 wurden Gesetze gegeben, nach denen ein Pächter, der seine Pacht zahlte, nicht von dem Lande entfernt werden konnte, das er gepachtet hatte, und welche festsetzten, daß alle jene Zunahmen des Ertrags, die nur von der Arbeit und den Capitalanlagen des Pächters herrührten, keinen Grund zur Erhöhung des Pachtzinses bieten sollten. In Bengalen ist die große Masse der Pächter dadurch in eine gewisse feste Stellung gelangt, die der Wohlfahrt des Landes nur dienlich sein kann, und in anderen Theilen Indiens bereitet eine ähnliche Entwickelung sich vor. Die Grundeigenthümer sollen ihrerseits etwas von dem gierigen („grasping") Charakter verloren haben, der sie früher zur Plage der Pächter machte. Die Verwischung der Grundstückgrenzen im Flachland durch die häufigen Ueberschwemmungen nöthigt alljährlich zu neuen Vermessungen, die allein im Stande sind, diese fruchtbare Quelle endloser Processe zu verstopfen.

Im Erziehungswesen fahren die Maßregeln der Regierung fort, ihre Früchte mit der Allmäligkeit zu reifen, die auf diesem Gebiete das natürliche Tempo ist. Im Pendschab, das nicht in letzter Reihe steht, wenn man auf die Zahl der Schulen sieht, bleiben z. B. noch immer 70 Proc. der schulreifen Kinder ohne Unterricht. Im Gebiet des höhern Unterrichts hat der Besuch des Prinzen von Wales Epoche gemacht durch die zahlreichen Stiftungen zu Erziehungszwecken, zu denen er reiche Indier angeregt hat. Die Ueberfüllung der rechtsgelehrten und Verwaltungsberufszweige hat besonders in Bengalen angefangen, die Jünglinge besserer Stände für technische Studien zu interessiren.

Als eine schlimme Begleiterin der Europäisirung, welche zum Theil durch den Unterricht bewirkt wird, macht sich neuerdings in den größeren Städten die Trunksucht geltend. Da die Regierung die Branntweinbrennereien hoch besteuert, hat sie sich nicht veranlaßt gesehen, den Petitionen Folge zu geben, welche um Schluß der Branntweinschenken aus europäischen und einheimischen Kreisen an sie gerichtet wurden; sie nimmt an, daß eine solche Maßregel zu Schmuggel und heimlicher Fabrikation und damit sogar zu billigerer Lieferung des Branntweins führen würde. Jedenfalls ist es Thatsache, daß die Nüchternheit nicht mehr in dem Maße wie früher zu den Tugenden der Indier höhern Standes gehört.

Der Mord neugeborener weiblicher Kinder ist in einigen Provinzen noch immer so vorwaltend, daß z. B. in Kuhk nur halb so viel weibliche Einwohner als männliche gezählt werden. In den Nordwestprovinzen waren 30·9 Proc. der registrirten Geburten weibliche. Wenn man aber bedenkt, daß in Kuhk der Census von 1840 335 weibliche auf 4912 männliche Einwohner nachwies, so kann man einen großen Fortschritt zum Bessern nicht verkennen.

In wirthschaftlicher Beziehung hebt der Bericht noch die allmälige Verdrängung der Handarbeit durch Maschinen (Tausende finden bereits in Baumwoll- und Jutespinnereien und in Zuckersiedereien Beschäftigung) und die rasche Entwickelung der Ausbeutung der centralindischen Kohlenlager als hervorragende Fortschritte hervor. Hinsichtlich der letzteren wird gesagt, daß die gewöhnliche Wurrora-Kohle in den Locomotiven nur um 13 Proc. weniger leistet als die aus England importirte. (F. R.)

Berichtigung. Auf Seite 334, Spalte 2, Zeile 15 von oben ist der ärgerliche Druckfehler „Polarocrystisches Meer" statt „Palaeocrystisches Meer" (von παλαιός = alt und χρύος = Eiskälte, Frost) unberichtigt stehen geblieben.

Inhalt: In Türkisch-Armenien. IV. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten. Von Dr. W. Erman. II. (Schluß.) — Die Uferstaaten des Persischen Golfs. Von Emil Schlagintweit. II. (Schluß.) — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier in Emden. VI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens in 1874/1875. — (Schluß der Redaction 2. December 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 11.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3776